PFÄLZISCHE BLÄTTER FÜR GESCHICHTE, POESIE UND UNTERHALTUNG:...



Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 1. Mittwoch, 3. Januar 1872.

Schuldig oder nicht.

Erzählung von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

„Bist Du erwacht, armes Kind?“ fragte meine Amme, und ihre Thränen fielen heiß auf mein Gesicht, als sie sich über mich beugte. „Dir wäre besser gewesen, wenn Du nie zum Leben —“

„Ist das Fräulein erwacht und bei klarer Besinnung?“ unterbrach sie eine Männerstimme, und aus dem Nebenzimmer trat unser Hausarzt herein. „Das Gericht wartet drinnen,“ fuhr er, auf die Thüre, die er hinter sich zugezogen hatte, deutend, fort, „um Sie, Fräulein von Ortenberg, wegen des an Ihrer Schwester begangenen Mordes zu vernehmen. Fühlen Sie Sich kräftig und klaren Geistes genug, um Sich verhören zu lassen?“

„Ich bin bereit!“ sagte ich.

Er fühlte meinen Puls und meine Stirne. „Kein Fieber,“ sagte er, „der Kopf ist frei. Wollen Sie erst aufstehen und Sich ankleiden, oder sind Sie bereit, die Herren hier und sogleich zu empfangen?“

„Führen Sie die Gerichtsherren herein,“ erwiederte ich. Ich wollte keinen Aufschub, so schnell als möglich verlangte ich den bitteren Kelch zu leeren, den Schuld und Verhängniß mir jetzt an die Lippen zwangen. Während meine Amme einen Shawl um meine Schultern legte, hatte ich noch Zeit, ihr zuzuflüstern, daß sie um keinen Preis ein Wort von dem Billet, welches sie mir gestern gebracht, verlauten lassen sollte.

Die Gerichtsherren traten ein; ernst und schweigend setzten sie sich im Halbkreis um mein Bett, ein Tisch mit Schreibmaterialien wurde gebracht, und während der Richter die üblichen Fragen an mich richtete, schrieb einer von den Herren meine Antworten nieder. Mein Stiefvater hatte erklärt, daß ich mich ihm gegenüber des Mordes an meiner Schwester schuldig bekannt habe, und ohne Zögern sprach ich jetzt auf die Frage des Richters das entscheidende Schuldig aus. Zweifelnd und kopfschüttelnd sah mich der greise Richter an; es war, als ob gerade mein rasches Geständniß ihn an meiner Schuld zweifeln ließe, und ich sah, als er weiter inquirirte, bald ein, daß, wenn ich Viktor's Anwesenheit verschwieg, ich sehr vorsichtig sein mußte, um mich nicht in Widersprüche zu verwickeln. Ich erzählte, daß ich in Folge eines heftigen Streites mit meiner Schwester so in Jähzorn gerathen sei, daß ich ihr den Dolch, der gerade vor mir gelegen, in die Brust gestoßen hätte. Aber auf die Querfragen des Richters, warum ich den Ballsaal verlassen und in den Pavillon gegangen, was die Veranlassung zu dem Streite zwischen mir und meiner Schwester gewesen, vermochte ich keine genügende Antwort zu geben, und setzte ihm endlich nur noch ein hartnäckiges Schweigen entgegen. Er gab es zuletzt auf, mich noch weiters auszuforschen, und ordnete an, daß ich vorläufig in Untersuchungshaft nach dem Gefängniß in B..... gebracht werden sollte.

Eine Stunde später verließ ich in einem geschlossenen Wagen, in welchem mir gegenüber ein Gendarm saß, Ortenberg, um es nie wieder zu sehen. Meine Amme hatte mich begleiten wollen; es war ihr nicht erlaubt worden; man hatte, nachdem mein erstes Verhör beendigt war, Niemanden mehr den Zutritt zu mir gestattet. Ich ließ Alles in stumpfer Gleichgiltigkeit über mich ergehen, es lag wie ein Schleier über meinem ganzen Denken und Empfinden, und es ist mir keine klare Erinnerung aus jenen Tagen geblieben.....

Mein Prozeß ging rasch vorwärts, und da ich wiederholt mich des Mordes schuldig bekannt

hatte, so verurtheilte mich das Gericht, wie es bei dem damals üblichen Kriminalverfahren nicht anders möglich war, zum Tode, und ich hörte den Richterspruch, der mich zum Tod durch das Fallbeil verdammte, mit der vollkommensten Ruhe an, denn er erlöste mich von einem Leben, das wie eine schwere Bürde auf mir lastete. Die landesherrliche Bestätigung war noch nöthig, ehe die Hinrichtung vollzogen werden konnte, und ich kann sagen, ich habe mit Ungeduld darauf gewartet. Die Blutschuld, die auf meiner Seele lag, konnte meiner damaligen Vorstellung nach nur gesühnt werden dadurch, daß ich die Strafe erlitt, die das Gesetz vorschrieb, und ich dachte, daß vor dem ewigen Richter meine Schuld getilgt sei, sobald ich sie mit dem Tode gebüßt.

Allein von der unerforschlichen Macht, die unser Schicksal lenkt, war es anders über mich beschlossen worden. Der König, ein Gegner der Todesstrafe, hat sich die Akten meines Prozesses einschicken lassen und darin gefunden, daß trotz meines eigenen Eingeständnisses Vieles dunkel und lückenhaft geblieben war. Dazu kam, daß jetzt vielleicht manches dunkele Gerücht über den Tod meines Vaters wieder aufgetaucht war und ein eigenthümliches Licht auf die Verhältnisse des elterlichen Hauses, unter deren Druck ich aufgewachsen war, geworfen haben mochten. Genug, der König übte sein Begnadigungsrecht und verwandelte, wie es in dem Reskript hieß: „in Erwägung der großen Jugend der Angeklagten und mancher mildernden Umstände", die Todesstrafe in zwanzigjährige Kerkerhaft.

Diese Entscheidung traf mich wie ein vernichtender Schlag: ich war zum Sterben bereit gewesen, aber zum Leben, zu einem solchen Leben, fehlte mir die Kraft. Eine wilde Verzweiflung erfaßte mein Herz; in jener Nacht habe ich es empfunden, wie der Wahnsinn mit seinen schwarzen Fittigen um eine Menschenstirne rauschen kann ....

Am nächsten Morgen wurde ich in das Gefängniß zu W.... gebracht, und zwanzig Jahre bin ich dort geblieben.

Zwanzig Jahre! .... In der Monotonie dieses Gefangenendaseins verlor ich endlich das Maß der Zeit; ich habe oft nicht gewußt, ob es Herbst oder Frühling war; kein Baum, kein Strauch wuchs in dem gepflasterten Hofe des Gefängnisses, wo wir täglich eine Stunde frische Luft schöpfen durften, und Nichts mahnte dort an den Wechsel der Jahreszeiten. Auch mein geistiges Leben war wie unter einem Bann der Erstarrung: es drang keine Kunde von der Außenwelt in das Grab, das mich lebend umschloß; kein Buch, keine Zeitung kam in meine Hände; ich wußte nicht, ob meine Mutter und ihr Gatte noch lebten, ich ahnte nicht, wie Viktor's Schicksal sich gestaltet hatte, ich wollte auch nicht darnach forschen, ich wollte Nichts mehr von Denen hören, die in Haß und Liebe mir einst am nächsten gestanden; ich konnte es nicht ertragen, an die Vergangenheit zu denken. Todt wollte ich für sie Alle sein, und todt mußten sie für mich sein, wenn ich fähig bleiben sollte, mein elendes Dasein mit stumpfer Ergebung weiter zu leben ....

So waren zwanzig Jahre verstrichen und der Tag war gekommen, wo ich aus meiner langen Haft entlassen werden sollte. Aber mir erschien die Freiheit jetzt noch schwerer zu ertragen, als das Leben im Gefängniß. Denn die Welt außerhalb seiner Mauern war mir eine ganz fremde geworden, und mir graute davor, unter die Menschen zu treten mit dem Kainszeichen auf meiner Stirn.

Da trat der Geistliche zu mir in meine Zelle, und nachdem er einige freundliche, aufrichtende Worte zu mir gesprochen hatte, sagte er: „Ich habe Ihnen eine Mittheilung zu machen, die Ihnen den Schritt über die Schwelle dieses Hauses, wo Sie so lange gelebt, zurück in eine Ihnen fremd gewordene Welt leichter machen und, wie ich hoffe, Ihr Herz mit Dankbarkeit gegen Gott erfüllen wird, der in seiner unendlichen Barmherzigkeit den Wind sänftigt für das geschorene Lamm. Ihre Großtante, das Stiftsfräulein Amalie von Kronen, ist vor einigen Jahren gestorben und hat Sie zur Universalerbin ihres Vermögens, bestehend in einem Hause zu M..... und einem bedeutenden Kapital, eingesetzt. Der Nachlaß ist bisher für Sie verwaltet worden, und Sie treten heute mit Ihrer Freilassung in den unbeschränkten Genuß desselben. Hier sind die betreffenden Papiere, die Ihnen zu übergeben ich von Seite des Gerichts beauftragt wurde."

Ich empfing die Papiere mit zitternden Händen und nassen Augen. Es war die erste frohe Nachricht, die ich seit Jahren erhielt, und es rührte mir tief das Herz, daß diese Großtante, deren freundliches Erbieten, mich an Kindesstatt anzunehmen, ich einst in thörichter Blindheit zurückgewiesen hatte, noch über das Grab hinaus meiner gedacht und Sorge dafür getragen hatte, daß, wenn die Thüre des Gefängnisses sich hinter

mir schloß, ich nicht arm und hilflos in das Leben treten mußte.

Der Geistliche schwieg ein paar Minuten, als er meine tiefe Rührung und Erschütterung sah, und fuhr dann fort: „Gott hat es wohl gemacht mit Ihnen, meine Tochter, und hat Barmherzigkeit geübt an Ihnen; so seien Sie denn auch barmherzig für eine arme Mitschwester, die, gleich Ihnen, heute diese Mauern verläßt und welcher nicht, wie Ihnen, sorgende Verwandtenliebe ein wohlbestelltes Haus, eine gesicherte Existenz bereitet hat. Es ist eine Frau, die ohne Familie, ohne Freunde, arm und schutzlos aus dem Gefängniß in die Welt hinaus tritt, und die Häuser und Herzen der Menschen werden sich ihr nur schwer öffnen, so daß der Kampf um die Existenz voraussichtlich ein sehr harter für die Unglückliche sein wird. Ich aber weiß, daß dies Weib in der langen Zeit ihrer Haft eine Andere geworden ist, als da sie hierher kam, ein schweres Verbrechen mit jahrelanger Haft zu büßen. Gott hat ihren verstockten Sinn gebrochen und ihre sündige Seele geläutert, und ich richte deßhalb die Bitte an Sie, diese Frau als ihre Dienerin zu Sich zu nehmen. Ich glaube nicht, daß Sie es je zu bereuen haben werden.“ Ich erfüllte gern das Verlangen des Geistlichen. Es war mir eine so fremde und so wohlthuende Empfindung, daß ich im Stande sein sollte, irgend einem Wesen hilfreich und nützlich sein zu können.

Die Eisrinde, die um mein Herz sich gelegt hatte, begann zu schmelzen. Der erste Gruß, den mir das Leben da draußen sandte, war ein so freundlicher, daß sich fast ein Gefühl von Hoffnung in mir regte und ich den Muth fand, die Namen auszusprechen, die seit zwanzig Jahren nicht mehr über meine Lippen gekommen waren: ich fragte nach Viktor, nach meinen Eltern und meiner Amme.

Der Geistliche mußte sich lange besinnen, ehe er mir auf meine Frage antworten konnte —, sie waren längst verschollen und begraben die Menschen, deren Gestalten vor meinem Auge noch so lebensfrisch standen, als wäre es gestern gewesen, daß ich zuletzt sie gesehen. Von Viktor hatte man nie wieder eine Kunde erhalten, seit er vor zwanzig Jahren ohne Urlaub plötzlich aus seiner Garnison verschwunden war. Die geländete Leiche eines Pferdes jedoch, in dessen Satteltasche man ein mit den Anfangsbuchstaben seines Namens bezeichnetes Etui gefunden, hatte auf die Vermuthung geleitet, daß er auf der Reise nach Ortenberg bei dem Durchreiten eines angeschwollenen Flusses verunglückt sei; seine Leiche war jedoch nicht aufgefunden worden. Ich hatte es längst gewußt, daß Viktor nicht mehr unter den Lebenden war, er hätte sonst nimmer zugelassen, daß ich die Schuld des Mordes allein auf mich genommen.... Meine Mutter war todt, ein Herzschlag hatte ihrem Leben ein Ende gemacht, als sie die Leiche Alicens unvorbereitet erblickt hatte. Ihr Gatte hatte bald darauf Ortenberg verkauft und war nach England zurückgekehrt, wo er einige Jahre später auch gestorben war. Meine Amme war an dem Tage, wo man mir mein Urtheil gesprochen, auf das Krankenbett gesunken, von dem sie sich nicht wieder erheben sollte. — Sie waren Alle, Alle todt!

Nach meiner Freilassung begab ich mich hierher und bezog dies Haus, welches durch das Testament der Großtante mein Eigenthum geworden war; die Frau, welche der Geistliche mir empfohlen, nahm ich mit mir, es ist meine alte Dorothee, die mir seitdem in treuer Anhänglichkeit gedient hat.

Achtzehn Jahre zählte ich, als mein Fuß die Schwelle des Gefängnisses zuerst überschritt, achtunddreißig, als ich es verließ. Mein eignes Antlitz, wie ich nach zwanzig Jahren es zum ersten Male wieder im Spiegel erblickte, war mir ebenso fremd geworden, wie die ganze Welt um mich her, in der Alles so seltsam und doch so reizvoll mich anmuthete. Es war fast wie ein Rausch, was in den ersten Wochen der Freiheit über mich kam. All der Luxus des täglichen Lebens, an den ich von Jugend auf gewöhnt und den ich zwanzig Jahre lang entbehrt hatte, umfing mich wie mit weichen Armen. Der erste Ton, den ich wieder auf einem Klavier anschlug, erschütterte mich so, daß ich in Thränen ausbrach, dann aber spielte ich fort und fort, Stunden lang, und mir war, als lösten alle Schmerzen meiner Seele sich auf in den Melodieen, die unter meinen Fingern hervorquollen. Die Lektüre von Büchern und Zeitungen, ein mir ganz fremd gewordener Genuß, regte eine Menge neuer Gedanken und Ideen in mir an; die Welt um mich her war in den langen Jahren nicht nur äußerlich, sie war auch geistig verändert, und ich fühlte, wenn ich las, den ganzen vollen Strom des geistigen Lebens der Gegenwart um mich rauschen. — Doch der Mensch bedarf vor Allem des Menschen; Nichts kann auf die Dauer uns entschädigen für den Verkehr mit Anderen. Auch ich empfand Das bald, empfand es so schwer, daß die Stumpfheit, in welcher ich die zwanzig Jahre im Ge-

fängniß gelebt hatte, mir als ein glücklicher Zustand erschien, wenn ich sie verglich mit der brennenden Pein der Sehnsucht nach dem Verkehr, dem Umgang mit Menschen, die mich jetzt verzehrte. Ich war reich, unabhängig, die Welt stand mir offen, ich dachte daran, nach fremden Ländern zu reisen, wo Niemand mich und meine Vergangenheit kannte, und dort ein neues Leben zu beginnen; aber sobald ich den Gedanken zur Ausführung bringen wollte, fehlte mir der Muth dazu. Es schien mir dann leichter, hier zu leben, wo Jeder um meine Schuld wußte und ich dadurch geschieden war von der Gemeinschaft der Menschen, als unter anderem Namen in der Fremde Zutritt zu suchen in die geselligen Kreise, die mir hier verschlossen waren, um das Wohlwollen und die Freundschaft der Menschen zu werben, und wenn ich sie mir errungen, doch immer mir sagen zu müssen: die Hände, die sich jetzt freundlich dir entgegenstrecken, die Lippen, die mit herzlichem Wort dich grüßen, sie würden mit Entsetzen, mit Abscheu sich von dir abwenden, wenn sie wüßten, welche Schuld auf dir lastet.... Und ich blieb.... Mein Reichthum, der mir nicht das Glück erkaufen konnte, nach dem mein Herz so sehnlich verlangte, sollte, so dachte ich, wenigstens Anderen zu Gute kommen: ich wollte die Noth der Armuth lindern, ich wollte mit vollen Händen Almosen spenden, und der Dank der Beschenkten sollte mir eine Lebensfreude werden. Aber selbst die Bettler mieden scheu die Schwelle meines verfehmten Hauses, und es war mir unmöglich, wie ich es gewünscht, Almosen mit eigenen Händen auszutheilen. Ich versuchte es nun auf anderem Wege: ich schickte große Summen an verschiedene wohlthätige Anstalten, aber die kalten, phrasenvollen Dankesbriefe der Vorsteher, welche ich dafür erhielt, erwärmten mein Herz nicht und brachten mir weder Freude noch Befriedigung.

Eines Tages — es war gerade im Herbst und die Bäume meines Gartens hingen voll der schönsten Aepfel — stand ich an dem Gitterthor, das diesen von der Straße schied, und schaute dem munteren Treiben der Knaben zu, die eben singend, lärmend und lachend aus der Schule kamen.

„Ach, die schönen Aepfel!" rief einer der Knaben und blieb, ohne mich zu bemerken, an dem Gitterthor stehen. Ich pflückte hastig ein Paar von den schönsten und reichte sie ihm hinaus. Er aber sah scheu und unschlüssig nach mir hin, ohne die Hand nach den Aepfeln auszustrecken, die er doch mit verlangenden Blicken betrachtete. Ein etwas älterer Knabe trat herzu und sagte, indem er den Kleinen rasch mit sich fortzog:

„Nimm die Apfel nicht von ihr, sie hat ihre Schwester umgebracht!"

Wie diese Worte aus Kindermund mich vernichtend trafen bis in das innerste Herz, wie ich das Kainszeichen wieder brennen fühlte auf meiner Stirn! Ich war ausgestoßen aus der Gemeinschaft der Menschen, geschieden von Allem, was das Leben an Glück, an Freude zu bieten hat!...

Ich ging zurück in das Haus, ich konnte den Sonnenschein, den blauen Himmel nicht mehr sehen und von dieser Stunde an habe ich den Garten nie wieder bei Tag betreten; nur wenn der Abend kam, wenn mit scheuem Flug die Fledermaus sich hinauswagte und die Dämmerung ihren verhüllenden Schleier ausbreitete, verließ ich das Haus, um oft halbe Nächte lang ruhelos durch die wildverwachsenen Gänge des Gartens zu irren. Was ist Alles durch meine Brust gezogen in diesen langen, einsamen Stunden, wie habe ich gerungen nach Klarheit, nach Trost und nach Frieden, wie habe ich alle Tiefen des Jammers, der wilden Verzweiflung an Gott und Welt damals durchgekämpft, bis ich endlich die Versöhnung mit meinem Schicksal und damit den Frieden der Seele fand! Es war ein langer, mühseliger Weg, bis ich diesen Frieden fand, aber ich habe ihn gefunden und von da an habe ich gelernt, das Leben ohne Murren, ohne Wunsch und ohne Klage zu ertragen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Schöne Kinder.) Eine junge Dame behauptete einst in einer Unterredung mit Gleim, daß das schöne Geschlecht, wenn es nicht an allzu großen Leiden zum Welken gebracht werde, länger jung bleibe, als das männliche. „Ah," erwiederte der scherzhafte Greis, „daher mag es wohl auch kommen, daß man unverheirathete Mädchen, auch wenn sie schon 25 Jahre alt sind, immer noch schöne Kinder nennt."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 2. Freitag, 5. Januar 1872.

Schuldig oder nicht.

Erzählung von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Endlich lernte ich mein Schicksal von einem anderen Standpunkte aus beurtheilen, ich klagte nicht mehr die Menschen und ein finsteres Verhängniß an, in der eigenen Brust suchte und fand ich den Keim des Bösen, der mich bis zum Verbrechen geführt hatte. In der Brust des Kindes schon war der Haß gegen die bevorzugte Schwester lebendig gewesen, war schon der Gedanke erwacht, daß sie zwischen mir und allem Dem stand, was mein Herz wünschte und begehrte, und leise, mir selbst noch halb unbewußt, hatte der Wunsch in mir geschlummert, daß sie nicht da sein möge, damit ich den Platz einnehmen könnte, auf dem sie stand. So nur war es möglich geworden, daß, als in jener Nacht Viktor's Ehre auf dem Spiele stand, so furchtbar rasch der Gedanke des Mordes in meiner Seele entstehen konnte, und wenn nicht längst ich in der Schwester die Todfeindin gehaßt, nimmer hätte meine Hand damals den Dolch in die Hand des Geliebten gedrückt, zu der blutigen That ihn zu drängen. Und für diese That ruht die Verantwortung nur auf mir, denn ich war die moralische Urheberin des Mordes, Viktor, der den Stoß halb im Wahnsinn geführt, ist nur ein willenloses Werkzeug meiner Hand gewesen. Mein die Schuld und mein die Strafe, ich habe nur gebüßt, was ich verbrochen. Jetzt auch erkenne ich es, daß meine Schuld nicht hätte gesühnt werden können, wenn mein Haupt durch das Richtbeil gefallen wäre, nicht der Tod, nur das Leben, die Schmerzen, die Kämpfe, die Leiden eines langen, einsamen Lebens konnten meine Seele läutern und jene üppige Saat des Hasses, des Neides, der Selbstsucht in ihr ersticken, die einst den Gedanken des Schwestermordes in mir zur Reife kommen ließ, und mich dahin führen, daß ich in demüthiger Ergebung mein Haupt beugen lernte vor der ewigen Gerechtigkeit jener unerforschlichen Macht, welche die Geschicke des Einzelnen wie der Menschheit mit Weisheit und Güte lenkt. —

Dies, mein Freund, ist meine Beichte, ich habe in diesen Blättern Ihnen ein so aufrichtiges und rückhaltloses Geständniß abgelegt, wie es nur der gläubigste Katholik seinem Priester gegenüber thun könnte. Ich habe die Bilder einer unseligen Vergangenheit wieder heraufbeschworen, ich habe die Todten aus ihren Gräbern steigen lassen, alte Wunden wieder aufgerissen und die geheimsten Gedanken meines Herzens Ihnen enthüllt, und nun richten Sie über mich. Wollen, können Sie noch mein Freund sein, jetzt, nachdem Sie wissen, welche schwere Schuld auf mir lastet?

— — — —

Ich war zu Ende, die Blätter sanken aus meiner Hand, und unwillkürlich drängte sich über meine Lippen das „Absolvo te!“ des katholischen Beichtigers. Ja, Absolvo te! Vor dem Richterstuhle meines Gewissens war sie freigesprochen, die Unselige. Und doch hatte sie recht, wenn sie sich als die Mörderin der Schwester betrachtete, wenn sie sagte, daß die Blutschuld ebenso auf ihr lastete, als auf dem Manne, der den Todesstreich geführt. Denn es ist nicht die That allein, es ist mehr noch die Gesinnung, aus welcher sie hervorgeht, die über eines Menschen Schuld oder Nichtschuld entscheidet, und der Gedanke des Mordes war in der Seele Leonorens entstanden, sie war es, die den Dolch in Viktor von Ortenberg's Hand gedrückt, und von ihr dazu gedrängt, hatte er den Todesstoß geführt. —

Aber wie schwer auch ihr Vergehen sein mochte, wer durfte sie deßhalb verdammen? Wie unheilvoll hatte fremde Schuld schon in ihr Leben gegriffen, ehe sie selbst noch den ersten Athemzug gethan, und in welch' unseligen Verhältnissen war dann das Kind herangewachsen. Diese Mutter, deren Herz keine Liebe hatte für das Kind des Gatten, dem sie die Treue gebrochen, dieser Stiefvater, dem das lebende Ebenbild des Bruders, dessen Vertrauen er verrathen, dessen Ehre er gekränkt (wenn nicht noch ein schwereres Verbrechen gegen denselben auf ihm lastete) ein ewiger, nagender Vorwurf sein mußte, diese Schwester, verkrüppelt an Leib und Seele, an der das Wort der Bibel, daß die Sünden der Väter gerächt werden sollen an den Kindern, so furchtbar sich erfüllt hatte, — sie Alle hatten die Drachensaat des Hasses, des Neides in die Seele Leonorens gestreut; nur auf solchem Boden, unter dem Druck so liebloser Härte, so grausamer Ungerechtigkeit war es möglich geworden, daß eine ursprünglich so edle und so reich angelegte Natur bis zum Verbrechen, zum Mord an der eigenen Schwester, getrieben werden konnte.... Und wie hat sie gebüßt dafür! — wahrlich zehnfach schwerer, als wenn ihr Haupt unter dem Richtbeil gefallen wäre. Ja, wenn es eine ewige Gerechtigkeit gibt, die unsere Thaten richtet, so muß die Waagschale ihrer Schuld federleicht emporschnellen, wenn sie gewogen wird gegen ein ganzes langes Leben des Elends. —

Als ich die Papiere wieder zusammenfaltete, gewahrte ich in dem Packet noch einen versiegelten Brief, den ich bis dahin übersehen hatte. Ich öffnete ihn; es war ein letzter Gruß der Verstorbenen, wie es schien, kurz vor ihrem Tode mit zitternder Hand geschrieben, und enthielt folgende Zeilen: „Sie kennen nun, mein Freund, die Geschichte meines Lebens, meiner Schuld und meiner Buße, wie ich sie vor einem Jahre für Sie aufgezeichnet; aber ich bin Ihnen immer noch Aufklärung darüber schuldig, warum ich damals jene Papiere, nachdem ich sie fast schon in Ihre Hände gelegt hatte, wieder zurücknahm. — Sie haben wohl schon errathen, daß Viktor Halden und Viktor von Ortenberg ein und derselbe Mann sind, und mir liegt nur noch ob, Ihnen zu erklären, wie es geschehen konnte, daß er, der von Allen Todtgeglaubte, lebte, und dennoch vierzig Jahre dahingingen, ohne daß ich von ihm hörte. Verdammen Sie ihn nicht und werfen Sie keinen Stein auf ihn, ehe Sie wissen, wie Alles kam. Als Viktor in jener Nacht, nachdem die blutige That geschehen, meinem Drängen nachgebend, von Ortenberg floh, ritt er halb sinnlos immer weiter, ohne selbst zu wissen, wohin. Er kam an einen Fluß, der gerade angeschwollen war, spornte sein Pferd hinein, und da das abgehetzte Thier das jenseitige Ufer nicht erreichen konnte, trieben sie Beide stromabwärts und sanken endlich. Viktor verlor die Besinnung, und als er erwachte, lag er auf einem ärmlichen Lager in einer halb verfallenen Hütte mitten im tiefen Wald. Eine wild aussehende, rußige Männergestalt stand an seinem Lager, und auf seine Fragen erfuhr er, daß er in der Hütte eines Kohlenbrenners war, den der Zufall gerade an den Fluß geführt, als Viktor mit seinem Pferde darin untersank; er hatte den Ertrinkenden gerettet, in seine Hütte getragen und ihn, während er Wochen lang ohne Besinnung an einem hitzigen Fieber krank gelegen, mit Hilfe eines alten Weibes, das in der Nähe wohnte und auf Kräutertränke sich verstand, gepflegt. Aber, obwohl auf dem Wege der Genesung, war Viktor doch noch so schwach, daß er viele Tage lang in einem beständigen Halbschlummer lag und keiner klaren Erinnerung fähig war. Endlich konnte er das Lager wieder verlassen; ein Zeitungsblatt, das der Köhler vermuthlich von einem seiner Gänge in die Stadt mitgebracht hatte, lag auf dem Tisch; mechanisch griff er danach, und das Erste, worauf sein Auge fiel, war — die Nachricht meiner Verurtheilung.... Das Datum der Zeitung war alt, das Todesurtheil mußte längst an mir vollzogen sein.... Wenn er jetzt noch dem Gerichte sich gestellt und sich als den Mörder Alicens bekannt hätte, es wäre ein nutzloses Opfer gewesen, da er mich, deren Haupt, wie er glauben mußte, längst unter dem Richtbeil gefallen war, nicht mehr dadurch retten konnte.

Er faßte den Entschluß, sich für todt gelten zu lassen und unter einem anderen Namen nach Amerika auszuwandern, ein Zufall brachte ihn dort in Verbindung mit einem Pflanzer aus Louisiana, der Gefallen an dem jungen Deutschen fand und ihm eine Stelle auf seiner Plantage anbot. Ohne es zu wollen und zu wünschen, gewann er das Herz der einzigen Tochter des Pflanzers, der Vater selbst bot ihm die Hand derselben und Viktor erfüllte den Wunsch seines Wohlthäters und wurde sein Schwiegersohn. Aber Frieden und Ruhe hat der Unselige nie gefunden. Seine Kinder sanken alle in ein frühes Grab, sein Schwiegervater wurde auf einer Reise von Indianern überfallen und ermordet,

seine Gattin starb bei der Geburt Eleanor's, und alle diese schweren Schicksalsschläge trafen ihn doppelt schwer, weil er darin das Walten einer strafenden Gerechtigkeit zu erkennen glaubte.

Er vermochte es endlich nicht länger, die Qualen seines Gewissens allein zu tragen, und die Tochter wurde die Mitwisserin seiner Schuld. Ihr starkes Herz brach nicht unter der Last dieses furchtbaren Geheimnisses und ihre Liebe wandte sich nicht ab von dem schuldigen Haupt des Vaters. Viktor hat mir oft gesagt, daß sie wie ein Engel des Trostes neben ihm stand in den finsteren Stunden, wenn die Bilder der Vergangenheit wieder vor seinem Auge auftauchten und die Erinnerung an die ungesühnte, blutige That seine Seele mit Schauder und Entsetzen erfüllte....

Eleanor war es, die ihn dazu bestimmte, nach der alten Heimath, wohin ihn stets eine geheimnißvolle und erklärliche Sehnsucht zog, zurückzukehren, hoffend, daß, wenn diese Sehnsucht einmal gestillt sei, er leichter Ruhe und Frieden finden würde für den Rest seiner Tage. Hier in Deutschland empfing er die erste Kunde davon, daß ich noch unter den Lebenden weile, und er kam nach M....., um mich wieder zu sehen.... Was ich empfunden habe, als der todtgeglaubte Geliebte meiner Jugend plötzlich vor mir stand,... darüber lassen Sie mich schweigen, kein Wort vermöchte es auszusprechen... Es war ein Wiedersehen so qualvoll, so erschütternd, daß es meine Lebenskraft gebrochen hat.... Aber bald trat jedes andere Gefühl in mir zurück vor dem einen, das meine ganze Seele erfüllte, dem eines tiefen, unsäglichen Mitleids für den Mann, den ich einst so sehr geliebt und mit dem mich noch das stärkste aller Bande, das Band gemeinsamer Schuld, verknüpfte. Er war elender, viel unglücklicher, als ich, schwerer lastete auf ihm die ungesühnte Schuld, als ich an der Strafe und Buße getragen.... Ach, er bedurfte einer starken Hand, die ihn aufrecht hielt, und ich war es, die den Gedanken in ihm weckte, Sie, theurer Flachsland, mit sich nach Amerika zu nehmen, denn ich dachte, nicht ruhig sterben zu können, wenn ich nicht Viktor in der Hut eines treuen Freundes wußte. Ich kannte Sie und war überzeugt, daß Sie ihn nicht verdammen, sondern beklagen würden, wenn er einst das schwere Geheimniß seines Lebens Ihnen offenbaren sollte. Ich aber glaubte jetzt, da Viktor lebte, nicht mehr das Recht zu haben, Ihnen die Geschichte meiner Jugend zu enthüllen, ich gedachte, es ihm freizustellen, ob er Sie zum Mitwisser unserer gemeinsamen Schuld machen wollte; und doch sehnte sich mein Herz so sehr darnach, Ihnen Alles zu sagen.... Da kam endlich Ihr Brief, der mir die Nachricht Ihrer Verlobung mit Eleanor brachte und damit den einzigen Wunsch, den ich auf Erden noch hatte, erfüllte.... Jetzt soll es auch kein Geheimniß mehr zwischen Ihnen und uns geben, Sie, als der Gatte der letzten Ortenberg, sollen die dunkle Geschichte dieses Geschlechtes kennen; möge der Fluch, der auf uns und unseren Eltern lastete, für Sie und Eleanor in Segen sich wandeln!"

Hier brach der Brief ab, die letzten Worte waren kaum noch zu entziffern, so schwach und zitternd war die Hand gewesen, die sie geschrieben.... Sie war gestorben in dem Glauben, daß Eleanor und ich für immer verbunden seien; die letzte Freude ihres Lebens war eine Täuschung gewesen.... Wie hatte dieser Brief der todten Freundin die alten Wunden meines Herzens wieder aufgerissen! Nie war meine Liebe für Eleanor tiefer, inniger gewesen, als in diesem Augenblicke, wo ich erfahren, welch' ein finsterer Schatten schon so früh auf ihr junges Leben gefallen war. Alles, was je in ihrem Wesen mir räthselhaft und verletzend gewesen, fand jetzt seine Erklärung und Entschuldigung. Jetzt, wo ich Alles wußte, erschien es mir fast als ein Unrecht, daß ich sie aufgegeben und verlassen hatte, und doch — ich hatte nicht anders handeln dürfen!

Der Aufenthalt in der kleinen Stadt, in dem einsamen, öden Hause wurde mir bald unerträglich; ich ließ dasselbe mit allem Mobiliar verkaufen und nahm nur das Bild der beiden Schwestern mit mir, an das sich so viele Erinnerungen für mich knüpften. Der Geschäftsführer des Fräulein von Ortenberg, der nun auch meine Angelegenheiten besorgte, rieth mir, ein Landgut anzukaufen, und da gerade eben ein solches in einer schönen Gegend vortheilhaft zu erwerben war, so gab ich ihm die Vollmacht, es für mich zu erstehen, und sah mich bald, ohne selbst recht zu wissen, wie ich dazu gekommen, als den Besitzer eines wohlarrondirten, stattlichen Rittergutes.

Ich suchte ein Interresse an dem Grund und Boden, den ich nun mein eigen nannte, in mir zu erwecken: ich fing an landwirthschaftliche Bücher zu studiren, ich ging mit meinem Inspektor über Wiesen und Felder und sprach mit ihm von dem Graswuchs und dem Stand der Saaten; aber es war ein Zwang, den ich mir selbst auf-

erlegte, denn im Grunde meiner Seele war mir das Alles sehr gleichgiltig. Für wen sollte ich arbeiten, schaffen, erwerben? . . . Wenn ich durch die lange Reihe der schönen, großen Gemächer meines stadtlichen Hauses schritt, die alle so leer, so öde, so still waren, dachte ich oft daran, wie anders diese Räume mir erscheinen würden, wenn die Gestalt eines geliebten Weibes mit freundlicher Stimme darin walten und fröhliche Kinderstimmen in ihnen erschallen würden. Doch Das war mir versagt für immer. . . .

Endlich fühlte ich mich wirklich so unbehaglich in den weiten, einsamen Räumen meines Hauses, daß ich zum Entsetzen meines ehrlichen Inspektors Roß, dem sein neuer Herr wohl schon oft als ein recht wunderlicher Sonderling erschienen sein mochte, beschloß, ein kleines Jagdhaus mitten im Wald, welches einer der früheren Besitzer, der ein eifriger Jäger gewesen, vor vielen Jahren erbaut hatte, und das jetzt verfallen war, wieder für mich herrichten zu lassen. Einsamkeit, absolute Einsamkeit wurde mir mit jedem Tage mehr zum Bedürfniß, und die konnte ich in dem alten Waldhause finden, wie nirgends sonst. In kurzer Zeit war dasselbe in wohnlichen Zustand gebracht, das nöthige Mobiliar aus dem Gutshause herübergeschafft und ich selbst dahin übergesiedelt. Um vor den Augen meiner Leute doch nicht in einem gar zu seltsamen Licht zu erscheinen, hatte ich meinen Entschluß, in das alte Jägerhaus zu ziehen, mit einer großen Jagdpassion zu motiviren gesucht und neben den Geweihen der Hirsche, die, vermuthlich von der Hand jenes früheren Besitzers erlegt, noch als Jagdtrophäen die Wände meines Wohnzimmers schmückten, hingen in reicher Auswahl Waffen aller Art, welche ich aus der nächsten Stadt hatte kommen lassen.

Die Blätter hatten angefangen, sich leicht zu färben, als ich in das Jägerhaus zog; jetzt brausten schon die Winterstürme durch den entlaubten Wald, und noch immer war ich dort und dachte gar nicht daran, dies stille Asyl wieder zu verlassen. Doch was ich in dieser Waldeinsamkeit, fern von den Menschen, allein mit der Natur zu finden gehofft: Frieden und Vergessen — ich hatte es nicht erlangt.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

* „Das Geheimniß des Abbé“ betitelt sich der neueste Roman Levin Schücking's, womit die „Allgemeine Familien-Zeitung“ (Stuttgart, Verlag von H. Schönlein) den Jahrgang 1872 eröffnet hat. Es liegt uns das erste Heft dieses neuen Jahrgangs vor, und haben wir daraus die Ueberzeugung geschöpft, daß gegen die Allgemeine Familien-Zeitung, was die Masse und Gediegenheit des Gebotenen betrifft, wohl kaum ein anderes Journal in Deutschland aufzukommen vermag, und zwar meinen wir hier nicht allein die Illustrationen, welche dem Leser alle wichtigeren Ereignisse der Gegenwart im Bilde vor's Auge stellen, sondern auch den textuellen Inhalt, der neben den großen Romanen und populär-wissenschaftlichen Artikeln durch eine glänzende Auswahl kleinerer Erzählungen, historischer Novelletten, Humoresken u. s. w. aus der Feder der namhaftesten deutschen Schriftsteller einen ganz besonderen Reiz erhält. — Wenn uns hier zunächst der Schücking'sche Roman „Das Geheimniß des Abbé“ interessirt, so ist Dies wohl begründet durch die ungewöhnlich glückliche Wahl des Stoffes, welche Schücking, der liebenswürdige Erzähler und feine Charakterzeichner, in diesem Werke getroffen hat. Die Hauptpersonen sind nämlich die Nachkommen der Frau von Fouchères, jener bekannten Vertrauten Louis Philippe's und Haushälterin des letzten Condé. Die Geschichtsbücher erzählen uns, daß dieser letzte Condé an einem Fenster seines Schlosses zu Chantilly erhängt gefunden wurde, und zwar als Selbstmörder; im Stillen aber schrieb man die Schuld an dem Tode des Herzogs dem schlauen Bürgerkönig zu, der die Fouchères veranlaßt haben sollte, den Herzog aus dem Weg zu räumen. Die Nachkommen der Fouchères treten nun in dem Schücking'schen Roman unmittelbar vor Ausbruch des letzten Krieges als vermeintliche Agentinen der Orleans in Ems auf; der jüngste Krieg entrollt sich vor den Augen des Lesers, und das Geheimniß, welches über dem Tod des letzten Condé schwebt, scheint in Frankreich selbst durch die Hinterlassenschaft des Abbé Brien enthüllt zu werden. Der politische Hintergrund, die rivalisirenden Chancen der Orleans, Bourbons und Napoleoniden auf den französischen Thron geben diesem Schücking'schen Roman die direktesten und interessantesten Beziehungen zur Tagesgeschichte, wodurch er sich hoch über ähnliche Arbeiten erhebt. Wir sind überzeugt, daß die Neugierde der Leser auf den Schluß sehr gespannt sein wird.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 3. Montag, 8. Januar 1872.

Schuldig oder nicht.

Erzählung von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Es war, als habe der Schmerz um den Verlust des geliebten Mädchens jede Kraft des Willens in mir gelähmt, — Alles war mir gleichgiltig, was nicht in irgend einer Beziehung zu Eleanor stand. Sie erfüllte alle meine Gedanken, sie war immer neben mir, und tief im Herzen brannte der nagende, bittere Schmerz um mein verlorenes Glück. . . . . Wohl sagte ich mir zuweilen, daß es unmännlich und schwach sei, so um ein Weib zu trauern, und ich fragte mich selbst, ob denn, außer Eleanor's Besitz, das Leben mir Nichts bieten könne, wonach zu ringen und zu streben es sich lohne? — Und immer war die Antwort ein trostloses: Nein. — Man hat von der Entfernung gesagt, daß sie auf die Liebe wirke wie der Wind auf die Flamme: eine schwache löscht er aus, eine starke facht er noch mehr an; ich habe die Wahrheit dieses Satzes an mir selber erprobt: meine Leidenschaft war durch die Trennung von der Geliebten nur noch stärker geworden! . . .

Meine Tage spannten sich nun schon seit Monaten in derselben stillen und eintönigen Weise in dem alten, einsamen Jägerhause ab, das ich nur verließ, um einen Gang durch den Wald zu machen. Nach meinem Gute kam ich gar nicht mehr; ich scheute jede Begegnung mit Menschen, und wenn es meine eigenen Leute waren, und ich wußte das ganze Anwesen unter der Aufsicht des braven Inspektors Roß wohlgeborgen. Aber ich glaube, ich würde mich eben so wenig um meine Angelegenheiten bekümmert haben, wären sie auch weniger treuen Händen anvertraut gewesen; es war mir eben Alles vollständig gleichgiltig. Zwei Mal wöchentlich kam Roß, um mir, wie er es nannte, Rapport abzustatten, und schon oft war es mir dabei vorgekommen, als ob der alte Mann Etwas auf dem Herzen habe und nicht den Muth finden könne, es auszusprechen.

Eines Tages, als Roß durchaus eine Entscheidung darüber von mir verlangte, ob und in welcher Weise ein Stall umgebaut werden sollte, und ich ihm wiederholt entgegnete, ich verstände von der Sache Nichts und wolle sie ganz seinem Ermessen anheimstellen, sagte er:

„Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Flachsland, wenn ich einmal ein offenes Wort mit Ihnen rede; es ist gut gemeint, obschon es sich vielleicht nicht recht paßt, daß ich so zu meinem Herrn rede. Sie sind ein junger Mann, dem die ganze Welt offen steht, und es thut mir in der Seele leid, wenn ich sehe, wie Sie Ihr Leben unthätig hier in dem verfluchten alten Waldnest vertrauern, was für die Dohlen und die Krähen die d'rin nisteten, ehe Sie es renoviren ließen, ein besserer Aufenthalt ist, als für die Menschen. Drüben liegt Ihr schönes Gut, ein reicher, schöner Besitz, und es sind Monate her, seit Sie keinen Fuß dorthin gesetzt haben. Mir lacht das Herz im Leibe, wenn ich die stattlichen Gebäude, die wohlgefüllten Scheuern, den gesunden Viehstand, mit Einem Wort, das ganze prächtige Anwesen betrachte, und mir gehört doch Nichts davon. Und Sie, dessen Eigenthum das Alles ist, Sie haben keine Freude, kein Interesse daran, Sie bekümmern Sich um nichts, Sie sehen es nicht einmal an."

„Sie sind ein braver Mann, Roß," erwiederte ich lächelnd, dem alten Mann, der sich ganz heiser gesprochen hatte, auf die Schulter klopfend, „und Sie mögen vielleicht auch ganz recht haben; aber Sie wissen, es hat eben Jeder seine be-

sondere Art, das Leben aufzufassen. Ich entbehre hier Nichts, meine Bücher sind mir eine liebere Gesellschaft, als die Menschen es sein würden, und was mein Gut anlangt, so weiß ich, daß es keinen besseren Händen anvertraut sein könnte, als den Ihrigen, und wollte ich mich um die Bewirthschaftung kümmern, so würde Alles gewiß nicht halb so gut gehen als jetzt."

Roß schüttelte sein graues Haupt und murmelte, indem er sich empfahl, Etwas, was ich nicht verstehen konnte.

Ich trat an das Fenster, durch welches eben der letzte röthliche Abendschein fiel, und wurde so ein unfreiwilliger Zuhörer eines Gespräches zwischen Roß und dem Förster, welches ziemlich laut geführt wurde, weil der Letztere ein wenig schwerhörig war.

„Na, wie steht's denn mit Dem da drinnen?" fragte der Förster.

Roß zuckte die Achseln. „Immer beim Alten, aus Dem werde der Teufel klug! Er ist sonst ein recht guter Herr, könnte mir keinen bessern wünschen, auch soweit ganz verständig, aber ..."

Er legte mit einer vieldeutigen Geberde den Finger an die Stirne.

Der Förster nickte. „Das steht fest, 's ist nicht ganz richtig mit ihm, obwohl er, wenn er einmal redet, was freilich selten genug passirt, ganz vernünftig spricht. Ich sage Ihnen, Herr Inspektor, es wird mir manchmal ganz gruselig, wenn ich ihn ansehe, wie er so dasitzt und immerfort auf das Bild schaut, was über dem Kamin hängt. Sie wissen, das große Bild, auf dem zwei Mädels abgemalt sind; er hat's von M.... mitgebracht, und drüben auf dem Gut hing's auch in seiner Stube, und nun hat er es auch noch mit hier heraus in den Wald geschleppt."

„Ei wie ist mir denn!" rief Roß, dem plötzlich ein neues Licht aufzugehen schien, „hat mir nicht der Jean, der Kammerdiener der mit dem Herrn kam, erzählt, daß das schöne, größere Mädchen auf dem Oelbild das Fräulein von Ortenberg sei, dasselbe Fräulein, von dem der Herr das viele Geld geerbt hat... Aber Das paßt ja auch nicht, die war ja sechszig Jahre alt, wie sie starb, in das alte Frauenzimmer wird er sich doch nicht verliebt haben ..."

„Ach was, dummes Zeug", unterbrach ihn der Förster, „das kann's ja nicht sein! Aber wenn so ein junger Mann, der Geld hat wie Heu, sich in ein altes Waldhaus vergräbt, mit keiner Menschenseele umgehen mag und den lieben langen Tag Nichts thut, als so'ne verdammte bemalte Leinwand anstarren, ein paar Zeitungen lesen und eine Stunde auf die Jagd gehen, — nota bene mit dem „auf die Jagd gehen", das ist auch nur so ein Vorwand, meine Ohren haben noch keinen Schuß aus seiner Flinte gehört und meine Augen noch kein Thier gesehen, dem seine Kugel das Lebenslicht ausgeblasen; die Hasen und die Rehe haben gute Ruhe vor ihm —, wenn ein junger, reicher Mann, sage ich, so leben mag, dann steht's irgendwo schief mit ihm, Das sage ich Ihnen. Und glauben Sie mir, Herr Inspektor, 's nimmt kein gutes Ende mit unserem Herrn."

„Das sollte mir leid thun," meinte Roß, „es wäre schade um ihn, er ..."

Ich trat vom Fenster, ich hatte genug gehört, und obwohl mich die naive Art und Weise, in welcher die beiden Alten mein Thun und Treiben kritisirten, mich sehr belustigt hatte, so konnte ich mir doch nicht verhehlen, daß sie im Grunde ganz Recht hatten. Der Förster hatte die Wahrheit gesagt: Stunden lang saß ich vor dem Kamin und starrte auf das Bild, das Eleanor's theure Züge trug, bis ein Schleier sich über meine Augen legte und es mir war, als neige die holde Gestalt sich lächelnd aus dem goldenen Rahmen zu mir nieder.

Von M...... aus hatte ich an Mrs. Scott und Braun geschrieben und sie beauftragt, in meinem Namen den Tod der Fräulein von Ortenberg Herrn Viktor Halden anzuzeigen; ich hatte nicht direkt an ihn geschrieben, weil ich in dem Briefe eben so wenig von Eleanor hätte sprechen, als auch ihrer gar nicht erwähnen mögen, und so ergriff ich diesen Ausweg. Eine Antwort hatte ich auf mein Schreiben von dem Newyorker Bankhaus bis jetzt nicht erhalten und wußte nicht, ob es ihm möglich gewesen, einen Brief nach dem jetzt in vollem Aufstand begriffenen Süden gelangen zu lassen. Eifrig studirte ich unterdessen die amerikanischen und englischen Zeitungen, es war die einzige Lektüre, der ich ein Interesse abgewinnen konnte, und mit Spannung verfolgte ich den Gang der Ereignisse; keine Lokalnachricht ließ ich unbeachtet, aber die Namen von Halden oder Douglas, die ich suchte, fand ich nirgends. Da erschien an einem trüben Februarnachmittag, trotz der tief verschneidten Wege, die ein plötzlich aufgesprungener Thauwind noch ungangbarer machte, mein treuer Inspektor Roß im Waldhause, ein ganzes Paket Zeitungen in der Hand haltend.

„Die habe ich dem Landboten abgenommen," sagte er, sie auf den Tisch legend, „der mir draußen am Eingang des Waldes begegnete. Der arme Kerl war nicht wenig froh, daß ich ihm den Gang nach dem Jägerhaus bei diesem Wetter ersparen wollte. Und hier ist auch ein Brief für Sie, Herr Flachsland. Ich glaube, es ist ein überseeischer, es sind so viele Stempel darauf."

Einen Augenblick erfüllte eine wahnsinnige, thörichte Hoffnung mein Herz, und mit zitternden Händen riß ich den Brief auf. Er war von Mrs. Scott und Braun und enthielt in kurzen Worten die Mittheilung, daß sie den Auftrag hätten, mir den Anfang Dezember erfolgten Tod Viktor Halden's von Priory Hill und die Ende desselben Monats stattgefundene Vermählung seiner Tochter mit Allan Douglas von Woodhouse anzuzeigen.

Es dunkelte mir vor den Augen, ich streckte die Hand aus, um mich zu stützen, denn ich fühlte, daß mich eine Ohnmacht anwandelte; wie aus weiter Ferne hörte ich die Stimme des Inspektors, der dicht vor mir stand, was er sagte, verstand ich aber nicht mehr. Ich hatte das Bewußtsein verloren. Als ich wieder zur Besinnung kam, befand ich mich in fremden Umgebungen, die ich anfangs gar nicht erkannte, und es dauerte lange, bis ich meine Gedanken soweit zu ordnen vermochte, um fragen zu können, wo ich mich befinde und wie ich hierher gekommen sei.

Mein Diener, welcher an meinem Bette saß, erzählte mir darauf, daß ich an jenem Februarnachmittag plötzlich heftig erkrankt und auf Anordnung des herbeigerufenen Arztes, der meine Krankheit als ein schweres Nervenfieber erkannt habe, in einem geschlossenen Wagen von dem Jägerhause nach dem Gute gebracht worden sei, weil dort bessere Pflege und Arzt und Apotheke mehr in der Nähe zu haben gewesen. Seitdem hätte ich immer in Fieberphantasieen völlig bewußtlos gelegen und jetzt zum ersten Mal einen zusammenhängenden Satz gesprochen. Langsam und allmälig fing ich nun an, mich auf Das, was meiner Krankheit vorangegangen war, zu besinnen, aber als die Erinnerung an jenen Brief aus Amerika und die Nachricht, welche er mir gebracht, mir wieder ganz klar wurden, fiel ich auf's Neue in ein so heftiges Delirium, daß mein Leben ernstlich in Gefahr war. Doch meine Jugend und meine kräftige Natur trugen endlich den Sieg davon, und als ich nach Wochen vom Krankenbett mich erhob, da fühlte ich, daß ich nicht nur körperlich, sondern auch geistig ein Genesender war.

Man pflegt sich oft darüber zu wundern, daß die Todten meistens so schnell vergessen werden, daß bei dem Verlust zärtlich geliebter Menschen die Trauer der Zurückbleibenden so rasch vorübergeht und das Leben wieder bei ihnen nach kurzer Zeit in sein Recht tritt, — man wundert sich darüber und hat sogar der Menschennatur daraus einen Vorwurf machen wollen, meiner Ansicht nach sehr mit Unrecht. Ich machte diese Erfahrung jetzt an mir selbst: vernichtend bis in's innerste Lebensmark hatte mich die Nachricht, daß Eleanor Douglas' Weib geworden, getroffen, es lag für mich eine Höllenqual in dem Gedanken, daß die Geliebte einem anderen Manne, daß sie Douglas angehörte, und es war bei meinem krankhaften, überreizten Zustand natürlich genug, daß eine schwere Krankheit als Folge jener heftigen Gemüthserschütterung mich befiel. Dann aber wirkte gerade die Gewißheit, daß Eleanor unwiderruflich und auf immer für mich verloren war, als ein heilsames Gegengift auf meinen Schmerz und riß mich aus dem unthätigen, melancholischen Hinbrüten, dem ich bis dahin mich hingegeben. Ich sagte mir, daß von nun an jede Hoffnung auf Glück für mich dahin sei, aber da mit meinem Glück nicht zugleich auch mein Leben geendigt hatte, so wollte ich wenigstens versuchen, diesem Leben einen befriedigenden Inhalt zu geben.

Während meiner Krankheit war mein nächster Nachbar, Graf Rondenegg, der längere Zeit mit seiner Familie in Italien zugebracht hatte, auf seine Güter zurückgekehrt, und obwohl mir persönlich fremd, hatte er sich doch in dieser Zeit einige Male nach meinem Ergehen erkundigt, und aus dem gräflichen Eiskeller war, so lange ich dessen bedurfte, jeden Tag Eis gesandt worden, nachdem Rondenegg von dem Arzt erfahren, daß auf meinem Gute keines vorhanden war. Sobald ich nun genesen war, hielt ich es für eine Pflicht der Höflichkeit, dem Grafen einen Besuch zu machen und ihm für die mir bewiesene Theilnahme zu danken. So fuhr ich denn eines Morgens nach Schloß Rondenegg und ließ mich bei dem Grafen melden. In ihm war der Typus des Landedelmannes von ächtem Schrot und Korn in seiner liebenswürdigsten Form verkörpert, und mit so herzlicher, jovialer Freundlichkeit empfing er mich, daß wir schnell auf einen guten und bekannten Fuß kamen. Nachdem er mit wirklicher Theilnahme nach meiner Krankheit sich

erkundigt und mir zu meiner Herstellung Glück gewünscht, sagte er zu mir: „Sie sind unser nächster Gutsnachbar, erlauben Sie, daß ich Sie zu meiner Frau führe, die sich freuen wird, Ihre Bekanntschaft zu machen."

Er öffnete mit diesen Worten die Thüre eines anstoßenden Zimmers, in welchem an einem der Fenster eine Dame, lesend, saß. Bei unserem Eintritt legte sie das Buch aus der Hand, und der Graf stellte mich ihr als seiner Gemahlin vor. Sie war um Vieles jünger, als ihr Gatte, eine noch immer jugendliche und anmuthige Erscheinung und die liebenswürdige, feine und ungezwungene Weise, in der sie mich begrüßte und sich mit mir unterhielt, ließ mich bald in ihr eine jener seltenen, ächt vornehmen Frauennaturen erkennen, welche geistig so hoch stehen, daß sie bei sich selbst wie bei Anderen den erworbenen Besitz der Bildung weit über den angeborenen Vorzug der Geburt zu stellen gelernt haben. Ihr Aufenthalt in Italien bot uns bald einen für beide Theile gleich interessanten Gegenstand der Unterhaltung. Da öffnete sich plötzlich die Thüre und zwei Kinder, gefolgt von einem jungen Mädchen, sprangen in das Zimmer.

„Unsere beiden kleinen Töchter", sagte die Gräfin, „und deren Erzieherin, Fräulein Legert."

„Else, ist es möglich, Du hier!" rief ich, aufspringend, und reichte dem jungen Mädchen beide Hände entgegen. „Kennst Du mich denn nicht mehr, Bäschen Else?"

Langsam, fast zögernd, hatte sie meine Hand ergriffen, und wie sie jetzt die Augen aufschlug, traf mich ein seltsam kalter und fremder Blick, und um die Lippen zuckte ein fast bitteres Lächeln. „Wie sollte ich Dich nicht erkennen, Vetter Wilhelm?" versetzte sie ruhig. „Sind doch kaum zwei Jahre verstrichen, seit wir uns zuletzt gesehen; so weit reicht mein Gedächtniß doch zurück."

„Wie, Sie kennen Herrn Flachsland?" rief der Graf überrascht; „er ist Ihr Verwandter und Sie haben uns nie davon Etwas gesagt!"

Die Gräfin schwieg; aber ein ernster, forschender Blick streifte bei den Worten ihres Gatten das Gesicht des jungen Mädchens, über welches plötzlich eine dunkle Röthe flog.

Ich suchte Elsen in ihrer offenbaren Verlegenheit dadurch zu Hilfe zu kommen, daß ich rasch ein paar Fragen an sie richtete und mich danach erkundigte, wann und warum sie das Pensionat der Fräulein Meinard verlassen und wie lange sie schon hier in dem Hause des Grafen Rondenegg sei?

Ich erfuhr nun, daß sie nur wenige Monate in ihrer Stellung als Lehrerin bei Fräulein Meinhard geblieben und dann von dieser der Gräfin Rondenegg, welche eine Erzieherin für ihre beiden kleinen Töchter suchte, empfohlen worden war. Sie war dann mit der gräflichen Familie nach Italien gereist und erst vor kurzer Zeit mit dieser wieder nach Deutschland zurückgekehrt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Fatal.) Ein Kaufmann, Namens Abel, kürzlich von London nach Berlin zurückgekehrt, äußerte gegen seine Freunde: „England hat mich jar nich jefallen, weil sie mir nich aussprechen können. Schreib' ich mir Abel, sagen se Ebel; schreib' ich mir Ebel, sagen se Ibel; schreib' ich mir Ibel, sagen se Eibel, und schreib' ich mir Eibel, sagen se wieder Ibel."

„Sind Sie der Herr des Hauses?" — „Jawohl, zu dienen: meine Frau ist vor drei Wochen gestorben."

„Aber, Frau, was treiben S' denn, daß Ihre Bub'n gar so blitzhagelbumm bleib'n?" — „I weiß auch nit, es müßt' g'rad sein, weil der Geizkragen von mei'm Mann haben will, daß ich Alles mit Viehsalz koch'."

In Chislehurst.

Der Sekretär:

Les't Sire, es steht geschrieben hier:
Der Prinz Aumale macht's ganz wie Ihr!
Wie Ihr, nachdem er sich getrennt
Von Thiers, tritt er in's Parlament;
Wie Ihr versteht er die Partei'n
Zu ködern bald, bald zu entzwei'n.
Wie Ihr versteht er fein zu sprechen,
Durch Gold und Schmeicheleien zu bestechen.
Wie Euch, so wird's auch ihm gelingen,
Sich auf den Stuhl der Macht zu schwingen,
Und was Ihr für das Land geschaffen,
Das ist auch er zu thun gewillt.
Seht, Sire, hier Euer Ebenbild!

Er:

Mein Ebenbild? Nein! Meinen — Affen!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 4. Mittwoch, 10. Januar 1872.

Schuldig oder nicht.

Erzählung von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Mehr als diesen kurzen, flüchtigen Umriß ihrer Erlebnisse während der Zeit unserer Trennung schien sie mir nicht geben zu wollen, und auf alle meine weiteren Fragen hatte sie nur kurze, ausweichende Antworten.

Sie hatte sich verändert, seit ich sie nicht gesehen; die damals noch eckigen, mageren Formen der überschlanken Gestalt hatten sich jetzt zu weicher Rundung entwickelt, ebenso hatte die ängstliche Blödigkeit ihres Wesens sich in eine ruhige Sicherheit verwandelt. Auf der weißen Mädchenstirn und in den blauen Augen lag ein tiefer Ernst, der in einem so jugendlichen Gesicht seltsam auffiel, und ein leiser Zug des Schmerzes oder unbefriedigter Sehnsucht zog sich um den feinen Mund. Sie war durchaus keine regelmäßige Schönheit, aber die ganze Erscheinung war so lieblich und so harmonisch, daß der Blick immer wieder gern zu ihr zurückkehrte. Während der ganzen Dauer meines Besuches blieb sie still und wortkarg, nur dann an der allgemeinen Unterhaltung sich betheiligend, wenn eine direkte Anrede von mir oder von Seite des gräflichen Paares sie dazu nöthigte. Und auch später, als ich auf Schloß Ronbenegg, wo ich bald ein häufiger und gern gesehener Gast geworden, ihr oft begegnete, blieb sie immer in derselben kühlen, scheuen Zurückhaltung, welche, einem Manne gegenüber, der, wie ich, ihr naher Verwandter und von frühester Kindheit an von ihr gekannt, wirklich etwas höchst Befremdendes hatte.

Ich gerieth endlich auf den Gedanken, daß sie sich gekränkt und verletzt gefühlt habe, weil ich nach dem Tode meiner Mutter nicht einmal mehr an sie geschrieben und um die fernere Gestaltung ihres Schicksals mich gar nicht gekümmert hatte, wie Das allerdings meine Pflicht gewesen. Ich fühlte mich dadurch in der That ihr gegenüber im Unrecht, und als ich sie zufällig allein fand, sprach ich ihr Das auch ganz offen aus.

Sie blickte mich überrascht an, und ein helles Roth flog über ihr Gesicht. „Entschuldige Dich doch deßhalb nicht, Wilhelm," sagte sie darauf, „Du hattest ja nicht die geringste Verpflichtung gegen mich! Wie kannst Du denken, daß es mir je in den Sinn gekommen wäre, einen derartigen Anspruch an Dich zu erheben!" Sie lächelte dabei, und ihre Worte waren in dem freundlichsten Tone gesprochen, und doch wollte es mir einen Augenblick scheinen, als ob ihre Lippen in schmerzlicher Erregung zuckten und eine leise Bitterkeit aus ihrer Stimme herausklänge; aber der Eindruck ging so rasch vorüber, daß ich mir nachher einredete, ich hätte mich getäuscht. Darüber jedoch täuschte ich mich nicht, daß Else mir stets mit einer Scheu und Befangenheit begegnete, die ihrem Wesen sonst gar nicht eigen war, denn sie verkehrte mit Anderen vollkommen sicher und ungezwungen.

Ich konnte das eigenthümliche Benehmen des jungen Mädchens mir auf keine Weise erklären und würde längst aufgehört haben, den Schlüssel zu diesem Räthsel zu suchen, indem ich einfach angenommen, daß sie so fremd und kühl mir begegnete, weil ich ihr eben eine unsympathische Persönlichkeit sei, hätte nicht ein gewisses Etwas in ihrem Wesen, das eben so plötzlich auftauchte, als es wieder verschwand, mir immer von Neuem die Ueberzeugung aufgedrängt, daß nicht Kälte oder Abneigung, sondern ein anderer, tiefer liegender Grund sich hinter ihrer scheuen Zurückhaltung verberge. Ich hatte längst errathen, daß Ronbenegg sowohl, als seine Gattin eine

Heirath zwischen mir und Else lebhaft wünschten. Sie hegten Beide eine herzliche Zuneigung für das junge Mädchen und waren hochherzig genug, dem Wunsch, ihre Zukunft an der Seite eines achtbaren Mannes gesichert zu sehen, das eigene Interesse, welches ihnen geboten hätte, die vortreffliche Erzieherin den Kindern zu erhalten, nachzusetzen. Der Gedanke, daß eine Heirath zwischen Else und mir eine für beide Theile passende Verbindung wäre, lag unter den obwaltenden Verhältnissen sehr nahe und hatte sich mir schon oft aufgedrängt. Wir standen Beide allein in der Welt, ohne nähere Verwandte, ohne Freunde und Familienverbindungen, sie war der Liebling meiner Mutter und schon von dieser für mich bestimmt gewesen; ich konnte ihr eine gesicherte Existenz, eine sorgenfreie Zukunft bieten, während sie dagegen mein ödes, einsames Haus mir zu einer traulichen, freundlichen Heimath würde umgewandelt haben. Dies Alles hatte ich schon oft überdacht, und wenn ich trotzdem den Entschluß, um Else zu werben, nicht fassen konnte, so waren es Bedenken und Rücksichten, die lediglich sie selbst betrafen, welche mich davon zurückhielten. Jedes Mal, wenn die holde Mädchengestalt in ihrer frühlingsfrischen Anmuth vor mir stand, sagte ich mir, daß sie der ganzen, vollen Neigung eines Mannes werth sei, und daß ich ein Unrecht begehen würde, dies junge Herz an meine von den Stürmen der Leidenschaft durchwühlte Brust zu nehmen und statt der Liebe nur das blasse Schattenbild derselben ihr zu geben. . . . Und dennoch hätte ich oft die Hand nach ihr ausstrecken und sie bitten mögen, meine Gefährtin auf dem einsamen, freudlosen Pfad meines Lebens zu werden. Ueber ihrer ganzen Erscheinung lag eine solche Harmonie, solch' ein stiller Frieden, daß es mir oft war, als ob ihre süße Stimme wie ein Schlummerlied alles Leid und alles Sehnen meiner Brust zur Ruhe singen könne. Sie war so verschieden von Eleanor, in ihrer äußeren Erscheinung sowohl, wie in ihrem Wesen so ganz der vollständige Gegensatz von Jener, und eben in dieser völligen Unähnlichkeit bestand, glaube ich, gerade der Zauber, den sie auf mich übte. Wie Eleanor stets, wo sie auch erscheinen mochte, der Mittelpunkt war, um den Alles sich drehte, und immer auf der ersten Stelle stand, so trat Else im Gegentheil jederzeit in den Hintergrund zurück, beinahe ängstlich bemüht, die allgemeine Aufmerksamkeit von sich ab zu lenken und nur dann aus ihrer stillen Verborgenheit heraustretend, wenn es galt, eine Mühe zu übernehmen, einen Dienst zu leisten oder Jemand aus einer verlegenen Situation zu befreien. Gräfin Rondenegg pflegte oft von ihr zu sagen: „Sie ist wie die guten Hausgeister im Märchen, die Alles thun und Alles besorgen, ohne daß man es je merkt, wie und wann es geschieht.

Nie habe ich Elsen's feine Finger müßig gesehen, immer war sie beschäftigt, irgend eine hübsche, nützliche Arbeit zu fördern, und Alles, was ihre Hände berührten, wurde von der zierlichsten Nettigkeit. Launen oder Verstimmungen schien sie nicht zu kennen, die sanfte, stille Freundlichkeit ihres Wesens blieb sich immer und Allen gegenüber vollkommen gleich; nur für mich war sie eine Andere, und noch vor wenig Tagen hatte mich bei einem Besuch in Rondenegg die eigenthümliche Art und Weise, in welcher bei zwei verschiedenen Veranlassungen sie mir entgegentrat, so sehr frappirt, daß ich, nach Hause zurückgekehrt, noch lange über den Grund ihres in der That seltsamen Benehmens nachsann. Ich war nämlich am Morgen nach Schloß Rondenegg geritten und fand den Grafen nebst seiner Gattin und Else im Garten, wo sie unter dem Schatten eines Kastanienbaums um den Lehnstuhl eines sehr alten Mannes versammelt waren. Ich errieth, daß der Greis der Großvater des Grafen war, den ich, obgleich er im Schlosse wohnte, noch nicht gesehen hatte, weil er in seinem hohen Alter nicht gern neue Bekanntschaften machte; er pflegte, wie mir Rondenegg früher schon gesagt, sein Zimmer fast nie zu verlassen, jetzt hatte ihn aber doch die warme, schöne Frühlingssonne in das Freie gelockt. Ich wurde ihm vorgestellt, und er sagte freundlich: „Mir däucht, ich hätte Ihren Namen von meinem Enkel in Verbindung mit dem einer mir aus alter Zeit sehr wohlbekannten Familie erwähnen gehört. Sind Sie nicht der junge Mann, welchen die letzte Ortenberg zu ihrem Universalerben ernannte?"

Ich bejahte.

Der Greis schob das schwarze Sammtkäppchen, welches seinen kahlen Scheitel bedeckte, etwas zurück, die glanzlosen, halb eingesunkenen Augen starrten so abwesend in's Blaue, als stiegen Bilder und Gestalten aus längst vergangenen Zeiten vor ihm auf, und die knöcherne Hand zeichnete mit dem Krückstock Figuren in den Sand.

„Sie sind ermüdet, lieber Großpapa," unterbrach die Gräfin das Nachsinnen des alten Mannes, „soll Otto Sie wieder in das Haus führen?"

Er schüttelte verneinend den Kopf. „Es ist so schön draußen, ich sehe vielleicht keinen solchen Frühlingstag mehr, laßt mich ihn noch genießen. — Waren Sie verwandt mit dem verstorbenen Fräulein von Ortenberg?“ wandte er sich dann an mich.

Ich verneinte; aber in dem Augenblick wurde mir plötzlich klar, warum der Name Rondenegg mir gleich anfangs so bekannt gewesen, und ich wußte jetzt, wo ich ihn schon gehört: Fräulein von Ortenberg hatte in der Geschichte ihres Lebens, die sie für mich niedergeschrieben, eines Grafen Rondenegg erwähnt, und es schien mir wahrscheinlich, daß Jener und der Greis hier eine und dieselbe Person seien. Ich richtete deßhalb die Frage an ihn, ob er das Fräulein von Ortenberg gekannt habe und sich ihrer aus der Jugendzeit noch erinnere.

„Wohl erinnere ich mich ihrer noch,“ versetzte er, „ich habe sie Alle gekannt, die Ortenbergs, auch den Harry Ortenberg, ihren Vater. Als sechszehnjähriger Knabe war ich mit bei jener Jagd, wo er verunglückte.“

„Verunglückte?“ rief ich unwillkürlich in fragendem Ton.

Er sah mich überrascht an.

„Ich merke, Sie wissen mehr von diesen alten Geschichten, als ich dachte. Es ist jetzt längst Gras darüber gewachsen, und wer könnte heute entscheiden wollen, ob ein unglücklicher Zufall oder eine Schuld den Tod Ortenberg's herbeiführte, wenn damals Niemand sich fand, der als Ankläger gegen den Bruder auftreten mochte. Bewiesen konnte Nichts werden, die That hatte keinen Zeugen gehabt; ein Verdacht ist jedoch in den Augen Vieler immer auf Smith haften geblieben, auch in den meinen.“

„Es war, als ob ein Fluch auf dem Ortenberg'schen Geschlechte ruhte,“ sagte die Gräfin, „zwanzig Jahre später geschah ja ein zweiter Mord, auch . . .“

„Jawohl,“ unterbrach sie der alte Mann, „und damals konnte kein Zweifel darüber obwalten, daß wirklich ein Mord vorlag, aber räthselhaft und unaufgeklärt ist der ganze Hergang auch da geblieben, und obwohl das eigene Geständniß der Angeklagten vorlag, haben ich und Viele mit mir doch nie an die Schuld Leonoren's von Ortenberg zu glauben vermocht. Ich sehe sie noch vor mir,“ fuhr er langsam, wie mit sich selber redend, fort, „auf jenem Ball in Ortenberg, wohin ihn zu begleiten der Prinz, der mein Gast war, sehr gegen meinen Wunsch mich nöthigte. Es ist das erste und einzige Mal gewesen, daß ich die Schwelle des Mr. Smith überschritten habe. Wie war das Mädchen schön! . . . . In meinem Leben habe ich viel schöne Frauen gesehen, doch niemals eine, die mit Leonoren zu vergleichen gewesen. Der Prinz hatte sich auch gleich so leidenschaftlich in sie verliebt, daß ich glaube, wenn nicht eine lange Krankheit, die sie nach jenem Balle befiel, sie seinen Augen entrückt hätte, er würde sie zu seiner Gemahlin erkoren haben, falls er auf keine andere Weise ihren Besitz hätte erlangen können. Und bei Gott, sie war schön genug, um auch kältere Herzen, als das des feurigen jungen Prinzen, zu jeder Thorheit zu entflammen! Ein wunderbarer Reiz umfloß das Mädchen; mir däucht, ich hätte nie wieder solch' ein Ebenmaß der Glieder, so strahlende, tiefe Augen und so einen süßen, lieblichen Mund gesehen. . . . Arme Leonore, wer hätte an jenem Abend, wo Alle ihre Schönheit und die bescheidene Anmuth ihres Wesens bewunderten, geahnt, daß sie das Opfer eines so entsetzlichen Verhängnisses werden würde!“

Jedes Wort des alten Grafen fiel wie ein glühender Tropfen auf mein Herz, und alle die alten Wunden brachen wieder auf. Diese Schönheit, welche nach länger als 60 Jahren, noch in der Erinnerung das Auge des Greises aufleuchten und seine welken Lippen beredt werden ließ, ich kannte sie ja auch, ich hatte sie geschaut und ihre Macht empfunden, mehr noch: ich hatte sie mein genannt: Eleanor Halden war mir ja das Ebenbild Leonoren's von Ortenberg! Ein paar Minuten lang hatte ich Alles um mich her vergessen und weit über das Meer hinweg schweiften meine Gedanken zu dem einst so heiß geliebten und noch immer unvergessenen Weibe, zu ihr, die jetzt die Gattin eines Anderen, meines bittersten Feindes war. . . .

Als ich mich wieder erinnerte, wo ich war und, mich gewaltsam zusammenraffend, die Augen erhob, begegneten sie denen von Else, die fest und unverwandt auf mich hinsah. Es war ein seltsam forschender, traurig fragender Blick, und mir war, als ob diese sanften blauen Sterne in den geheimsten Tiefen meiner Seele gelesen und jede Falte meines Herzens durchschaut hätten. Doch sobald mein Auge das ihrige traf, flammte eine helle Gluth über ihr ganzes Gesicht, und hastig aufstehend, sagte sie zu den beiden kleinen Mädchen, welche schon eine ganze Weile erwartend neben ihr gestanden hatten, ohne von ihr bemerkt worden zu sein: „Kommt, es ist Zeit

für uns, spazieren zu gehen.“ Und so hastig, ohne sich umzusehen, ohne ein Wort weiter zu sagen, hatte sie die Hände der Kinder ergriffen und sie mit sich fortgezogen, daß die Gräfin ihr verwundert nachsah und halblaut zu ihrem Gatten sagte: „Was ficht denn unser gutes Fräulein so plötzlich an, daß sie in solcher Hast uns verläßt?“

Ich verweilte noch eine Weile im Garten, weil der alte Graf, dem ich durch meine Beziehung zu Fräulein von Ortenberg ein gewisses Interesse eingeflößt zu haben schien, noch allerlei Fragen über mein früheres Leben an mich richtete und zu erforschen suchte, wie und in welcher Weise ich jener so nahe getreten war. Darüber war es fast Mittag geworden, als ich mich endlich von der Rondenegg'schen Familie verabschieden konnte, und da die Sonne, trotz der frühen Jahreszeit, schon recht heiß brannte, so schlug ich einen schmalen Waldpfad ein und ließ meinen Reitknecht mit den beiden Pferden auf der schattenlosen, staubigen Landstraße allein nach Hause reiten.

Während ich so durch den frischen, grünen Wald dahinschritt, tönte mir plötzlich am Rand einer Lichtung fröhliches Kinderlachen entgegen. Ich erkannte die Stimmen und wollte mich rasch nähern, aber ich blieb, nachdem ich ein paar Schritte weiter gegangen und die kleine Waldwiese übersehen konnte, wie gebannt stehen, denn ein eben so unerwarteter, als reizender Anblick bot sich mir dar. Auf einem moosigen Stein, unter einer breitästigen Buche saß Else, eifrig beschäftigt, aus den Blumen, welche in bunter Fülle in ihrem Schooße lagen, einen Kranz zu winden, um die Hüte der Kinder, von denen der eine schon bekränzt war, damit zu schmücken. Unterdessen war das eine der kleinen Mädchen hinter sie geschlichen und zog, auf den Zehen stehend, die Nadeln aus ihren Haaren, daß sie, aufgelöst, wie ein langer goldener Schleier über ihre Schultern fielen, und das andere Kind nahm den Kranz von dem Hute und drückte ihn unter lautem Jubel auf Elsen's Stirn. Diese sah mit dem Blumenkranz auf dem wallenden Goldhaar ganz aus wie eine Erscheinung aus der Märchenwelt. Ich verhielt mich ganz ruhig, um das liebliche Bild nicht zu stören, aber eines der Kinder hatte mich bemerkt und rief, fröhlich in die Hände klatschend.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Voltaire.) Ein alter Marquis las eines Tages dem jungen Voltaire eine Ode vor, welche den Titel: „An die Nachwelt“ führte, und welche er selbst verfaßt hatte. Als er zu Ende gelesen hatte, wandte er sich mit selbstbewußtem Lächeln an seinen Zuhörer und fragte ihn, was er von dieser Ode halte? „Ich glaube, daß sie nie an ihre Adresse gelangen wird,“ erwiederte Voltaire rasch. Gereizt von der Kühnheit des jungen Dichters, sagt der Marquis: „Sie sind sehr schnell mit ihrem Urtheil fertig, Herr Voltaire, aber Sie wissen vielleicht noch nicht, daß sehr frühreife Menschen mit den Jahren oft auffallend an Verstand und Geist verlieren.“ „Das wußte ich allerdings noch nicht, aber ich bin jetzt vollkommen überzeugt, daß Sie in Ihrer Jugend ausnehmend geistreich gewesen sind,“ antwortete Voltaire.

(Preußen und Franzosen.) Die „Petersburger Deutsche Zeitung“ erzählt: „Die als Deputation hier gewesenen preußischen, mit Militär-Verdienstorden und mit dem Eisernen Kreuze dekorirten Unter-Militärs besuchten eines Abends das in der oberen Galerie der Passage belegene „Café zu den sieben Billards“. Dasselbe wird von einem Franzosen gehalten und auch fast ausschließlich von Franzosen besucht. Beim Eintritt der preußischen Militärs entsteht unter den französischen Gästen eine allgemeine Bewegung, und der größte Theil derselben legte sofort die Billard-Queus und die Dominosteine beiseite und verließ mit Demonstration das Lokal. Ein preußischer Unteroffizier, ein ächtes Berliner Kind, sieht sich die Davongehenden über die Schulter an und sagt recht hörbar: „Na, loofen di noch immer?“

(Eine Grabschrift.) Der berühmte Satyriker Kästner meint nicht mit Unrecht, daß man folgende Grabschrift jedem Menschen setzen könnte:

Lieber Leser, hier liegen meine Gebeine,
Ich sähe es von Herzen gern, es wären deine!

Nur schwärmerisch Verliebte würden sich vielleicht diese Grabschrift verbitten.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 5. Freitag, 12. Januar 1872.

Zum neuen Jahre.

Von Hermann Kletke.

Zu Jung und Alt, zu Weib und Mann,
Trat jüngst das Neujahr frisch heran
Und spricht zu Jedem: Sorge nicht,
Wie's morgen wird, thu' Deine Pflicht.

Nicht jeder Tag ist lieb und hold,
Nicht jeder lacht im Sonnengold,
Heut ist er dunkel, morgen licht —
Frag' nicht darnach — thu' Deine Pflicht!

So ist's im krausen Lauf der Welt:
Der Eine steigt, der And're fällt.
Geh' g'raden Wegs; in's Angesicht
Sieh' Jedem frei — thu' Deine Pflicht!

Was morsch und alt zusammenbrach,
Nicht sinn' und träum' ihm sehnend nach;
Steh' fest — was um Dich fällt und bricht,
Vorwärts den Blick — thu' Deine Pflicht!

Rasch rennt die Zeit mit Lust und Leid,
Die Stunde ruft: 's ist an der Zeit!
Der Morgen mahnt, der Abend spricht:
Kurz ist der Tag — thu' Deine Pflicht!

Kurz ist der Tag, rasch ist der Tod,
Drum sei ein Helfer in der Noth,
Und was Du thust, mehr thust Du nicht —
Das merke wohl — als Deine Pflicht!

Schuldig oder nicht.

Erzählung von Franz Eugen.

(Schluß.)

„Das ist recht, Herr Flachsland, daß Sie kommen, jetzt können Sie doch auch sehen, wie hübsch wir unsere liebe Else geschmückt haben!“

Bei den ersten Worten des Kindes war Else aufgesprungen und hastig den Kranz von ihrem Haupte streifend, warf sie ihn achtlos zur Erde; dann faßte sie mit einer schnellen Bewegung die reiche Fülle des goldenen Haares zusammen, schlang es eilig in einen Knoten, setzte den Hut darauf und rief die Kinder, welche mir entgegen gesprungen waren, in strengem Tone zurück.

„Wie schade, Else,“ sagte ich, mich ihr nähernd, „daß Du nicht noch ein wenig länger so sitzen geblieben bist, wie ich Dich eben überraschte. Ich habe selten ein reizenderes „lebendes Bild“ gesehen, als Dich in diesem Augenblick.“

„Ich hatte durchaus nicht die Absicht, hier im Walde lebende Bilder zu stellen,“ erwiederte sie gereizt.

Und mit kurzem Gruß eilte sie mit den Kindern rasch hinweg.

Ich sah ihr kopfschüttelnd nach; zweimal an einem und demselben Morgen war sie mir ganz räthselhaft und unverständlich erschienen.

— — — —

Einige Wochen später ging ich eines Nachmittags nach Rondenegg, wohin mich der Graf für diesen Tag besonders eingeladen hatte. Erst als ich die Pappelallee, welche zum Schlosse führte, durchschritten hatte, fiel mir ein, daß ich mich in dem Datum des Tages geirrt und meine Verabredung mit dem Grafen auf morgen statt auf heute gelautet. Da ich aber einmal so weit gegangen war, wollte ich nicht wieder umkehren, und ich stand auf so freundlichem Fuß mit meinen Nachbarn, daß es ganz gleichgiltig, ob ich an einem früheren Tage, als dem bestimmten, mich einfand; sie würden höchstens über meine Zerstreuung gelacht und mich darum nicht weniger willkommen geheißen haben. Aber da kam mir ein Diener entgegen und meldete, daß die ganze gräfliche Familie ausgefahren und nur Fräulein Legert zu Hause sei.

„So werde ich das Fräulein besuchen," versetzte ich, und der Diener ging voraus, mir den Weg zu ihrem Zimmer, das ich noch nie betreten hatte, zu zeigen. Er klopfte mehrere Male an die Thür, da aber keine Antwort erfolgte, so öffnete er das Zimmer; es war leer.

„Das Fräulein ist gewiß in den Park gegangen," meinte der Diener, „ich werde sie rufen."

Ich trat in das Zimmer, um Else zu erwarten. Es war ein helles, hübsch eingerichtetes Gemach, welchem wohlgepflegte, blühende Topfgewächse, ein singender Vogel im blinkenden Messingkäfig und ein gefülltes Büchergestell einen freundlichen, wohnlichen Anstrich gaben. In der Fensternische stand ein Arbeitstisch, auf welchem eine halb vollendete Arbeit lag.

Ich setzte mich auf den strohgeflochtenen Stuhl, der davor stand, und fing halb zerstreut an, die niedlichen Sachen, welche auf dem Tischchen lagen, zu betrachten. In der einen Schieblade steckte der Schlüssel, und ohne zu bedenken, daß ich damit eine Indiskretion beging, schloß ich auf und zog sie heraus. Bücher lagen darin, geschriebene Hefte, und wie ich diese näher ansah, fand ich, daß mein Name darauf stand; es waren Arbeiten aus meiner Schulzeit die meine Mutter vermuthlich aufbewahrt hatte. Aber wie kamen diese werthlosen Papiere hierher in Elsen's Arbeitstisch? Ich suchte weiter. Ein kleines Kästchen stand daneben, ich öffnete es, und ein paar vertrocknete Blumen fielen mir entgegen, und auf einem Zettel, welcher darunter lag, stand von einer Frauenhand geschrieben: „Diese Blumen gab mir Wilhelm an dem Abend, ehe er auf die Universität ging."

Ich fühlte mein Herz rascher schlagen und mit hastigem Finger durchwühlte ich nun den ganzen Inhalt der Schieblade. Da war noch ein Buch, das ich Else an ihrem Konfirmationstage geschenkt hatte, ein paar Briefe, die ich, wie sie noch ein Kind, von der Universität an sie geschrieben, ein Schattenriß und eine Haarlocke von mir, welche ich einst auf ihr Verlangen meiner Mutter geschickt, lagen daneben. . . . . War es denn möglich? Wie Schuppen fiel es mir plötzlich von den Augen: Else liebte mich, hatte mich seit Jahren geliebt! Wie Reliquien hatte sie diese Erinnerungszeichen an den Mann aufbewahrt, welcher, in dem Egoismus einer, sein ganzes Fühlen und Denken beherrschenden Leidenschaft in aller dieser Zeit auch nicht einmal ihrer gedacht hatte. . . . . Es traf mich jetzt wie ein bitterer Selbstvorwurf, daß ich die Pflicht, welche mir als ihrem nächsten Verwandten obgelegen: mit wachsamem Auge ihr Schicksal zu verfolgen und, wenn nöthig, mit Rath und That ihr zur Seite zu stehen, so vollständig hatte vergessen können. — Und nun stand der Entschluß fest in mir, sie zu fragen, ob sie die Gefährtin meines Lebens werden wolle; denn wenn sie mich liebte, so durfte ich ja hoffen, daß die ruhige, herzliche Zuneigung, welche ich ihr entgegenbrachte, ihr genügen, daß sie an meiner Seite glücklich werden könnte.

In dem Augenblick öffnete sich die Thüre, und Else trat, den Strohhut in der Hand, die Wangen vom raschen Gang erhitzt, in das Zimmer.

Sobald sie aber die geöffnete Schieblade des Arbeitstisches und mich vor demselben sitzend, erblickte, wurde sie sehr bleich, und ein Zittern flog durch die ganze Gestalt. „Wilhelm!" rief sie halblaut und streckte, wie abwehrend, die Hände gegen mich aus, als ich aufsprang und mich ihr rasch näherte. Ich aber legte den Arm um das bebende Mädchen und zog sie an mich, und tief in die blauen Augen sehend, die scheu und ängstlich meinen Blicken auszuweichen suchten, sagte ich: „Zürne mir nicht, Else, daß ein glücklicher Zufall mir verrieth, welch' ein gutes, treues Andenken Du mir so lange Jahre hindurch bewahrt, ich hätte sonst vielleicht nie den Muth gefunden, eine Frage an Dich zu richten, die mir doch schon so lange auf den Lippen schwebt: Willst Du mein Weib werden, Else?"

Sie hob die Augen zu mir auf, es war ein langer, trauriger Blick, der mich traf. „Du liebst mich nicht, ich weiß es wohl!" sagte Else. „Als ich Dich hier wiederfand, Wilhelm, da habe ich mit dem ersten Blick auf Deine Züge erkannt, daß eine mächtige Leidenschaft, ein großer Schmerz durch Deine Brust gezogen, seit ich Dich zuletzt gesehen. Du warst ein Anderer geworden, und die ernsten Falten auf Deiner Stirn, die scharfen Linien um Deinen Mund verriethen es mir, daß Du schwer gekämpft und viel gelitten hattest. Mit eifersüchtigem Schmerz erkannte ich Das, denn — warum soll ich Dir verhehlen, was der Inhalt jenes Schiebfachs Dir doch verrathen hat, — ich liebe Dich, Wilhelm, ich habe Dich geliebt, so lange ich denken kann. Das kleine Mädchen sah schon mit schüchterner Zärtlichkeit und Bewunderung zu dem älteren Knaben auf, und das Gefühl ist mit mir gewachsen, bis es zu einer tiefen, heißen Liebe wurde für den Mann, dem das schüchterne, blöde Bäschen doch

ganz gleichgiltig war. Sieh, diese Liebe, die ich still im Herzen seit Jahren für Dich getragen, war es, was mein Benehmen gegen Dich so scheu und zurückhaltend machte, ich konnte den rechten Ton gegen Dich nicht finden, weil ich Dir gegenüber das demüthigende Gefühl einer unerwiederten Neigung empfand und immer fürchtete, Dir mein Geheimniß zu verrathen. Ich war Dir Nichts, und Du warst mir Alles, ich . . ."

„Laß die Vergangenheit ruhen, meine Else," unterbrach ich sie, „die Zukunft gehört uns, und sie wird eine glückliche sein, wenn Du Dich entschließen kannst, die Meine zu werden. Du täuschest Dich, wenn Du glaubst, ich liebte Dich nicht! Du bist mir sehr werth, sehr theuer, und diese ruhige Neigung ist vielleicht eine bessere Grundlage, um das Glück einer Ehe darauf zu bauen, als die heiße, stürmische Leidenschaft, die, wie ich Dir nicht verhehlen will, einst die Qual und die Wonne meines Herzens . . ."

„Still," fiel sie mir hastig in's Wort, „sage mir Nichts mehr! Ich weiß es ja, daß Du eine Andere geliebt hast, wie Du nie mich lieben wirst, aber ich will nicht ihren Namen wissen, ich will gar Nichts von dieser Episode Deines Lebens hören, es ist besser, wenn meine Eifersucht kein festes Bild, keinen bestimmten Gegenstand kennt! . . . Nur das Eine verlange ich zu wissen, ehe ich Dir auf die ernste Frage, die Du an mich gerichtet hast, antworte: Bist Du für immer geschieden von . . . von ihr, die Du so sehr geliebt hast, ist eine Vereinigung zwischen Dir und ihr für alle Zukunft unmöglich?"

„Ja, wir sind geschieden für immer!"

„Dann nimm mich hin, Wilhelm, dann will ich Dein sein für immer und ewig, Dein Weib, Du Theurer, Du über Alles geliebter Mann! In wandelloser Liebe und Treue, in demüthigem Gehorsam will ich werben um Dein Herz, will ich unermüdlich kämpfen mit den Erinnerungen, die es mir jetzt noch streitig machen, bis es mir endlich ganz gehört! All' mein Streben, all' mein Mühen soll sein, Dich glücklich zu machen."

Sie hat es treulich gehalten, dies Wort, meine Else, die ich wenige Wochen später heimführte als mein Weib. Ihre treue Liebe, ihre selbstlose Hingabe ist in den sechs Jahren unserer Ehe immer dieselbe geblieben und hat mein ödes, einsames Haus zu einer friedlichen, freundlichen Heimath mir umgeschaffen, zu einem stillen Hafen, in dem es sich gut ausruhen läßt von den Stürmen und Schmerzen des Lebens. Und nicht nur eine liebende Gattin, auch eine treue Freundin ist sie mir geworden, bei welcher ich stets sicher bin, volles Verständniß und reges Interesse zu finden für Alles, was auf dem Gebiet des Geistes und Wissens mich beschäftigt und anregt.

Ich würde im Besitz eines solchen Weibes und zweier Kinder vollkommen glücklich gewesen sein, hätte ich nur vermocht, die Vergangenheit ganz und für immer zu vergessen. Aber wie sehr ich auch strebte, jede Erinnerung an Eleanor zu verbannen, immer wieder tauchte doch das Bild der verlorenen Geliebten in all' seinem verlockenden Zauber in mir auf, und vor seinem Glanz erblich Alles, was die Gegenwart an Glück, Liebe und Frieden so reich mir bot. Ich machte mir die bittersten Selbstvorwürfe deßhalb, ich konnte es mir nicht vergeben, daß neben der herzlichen Neigung zu meiner vortrefflichen Gattin noch immer der Schmerz um Jene, die mich einst leicht aufgegeben, deren Herz so schnell mich vergessen, in meiner Brust lebte, und sorgfältig mied ich Alles, was diese alten Erinnerungen in mir hätte wachrufen können.

Obwohl Ortenberg nur vier Stunden von meinem Gute entfernt lag, war ich doch niemals dort gewesen; ich fürchtete die Geister, die für mich in jenen alten Mauern wohnten, ich strebte endlich danach, zu vergessen, und wollte Alles meiden, was mit Eleanor's Andenken in irgend einer Beziehung stand. Else selbst, die nicht ahnte, welche Erinnerungen sich für mich an den Namen Ortenberg knüpften, hatte mich oft bereden wollen, einmal mit ihr hinüberzufahren, um das alte Schloß zu besichtigen. Aber ich hatte mich nie dazu entschließen können. Jetzt aber war der Besitzer von Ortenberg, der Jahre lang auf Reisen gewesen, zurückgekehrt; er hatte mich bald darauf besucht, um mich persönlich zu einer großen Jagd einzuladen, die er zur Feier seiner Rückkehr auf seinem Gute veranstalten wollte und zu welcher er seine sämmtlichen Nachbarn aufgefordert hatte. Ich konnte, ohne unhöflich zu erscheinen, seine freundliche Einladung nicht ablehnen; so gab ich denn meine Zusage und ritt am bestimmten Tage mit dem Grafen Rondenegg nach Ortenberg herüber. Das düstere, altersgraue Schloß, der etwas verwilderte Park mit seinen hohen mächtigen Bäumen, durch deren entlaubte Aeste man die weißen Holzkreuze des nahen Dorfkirchhofes schimmern sah, das Alles erschien mir so bekannt und vertraut, obgleich ich es heute zum ersten Male erblickte. Aber meine Gedanken hatten so viel hier geweilt, meine

Phantasie war so oft bemüht gewesen, sich ein Bild von jenem Ort zu machen, welcher der Schauplatz von Ereignissen gewesen, die in ihren Folgen so eingreifend und bestimmend auf den Gang meines eigenen Schicksals gewirkt, daß Schloß Ortenberg, als mein Fuß es nun betrat, mir wie eine längst gekannte, oft gesehene Stätte erschien.

— — — —

Nach der Jagd, welche bei dem seit Jahren geschonten Wildstand eine äußerst reiche Ausbeute geliefert hatte, forderte unser Wirth sämmtliche Theilnehmer derselben auf, ehe sie nach Hause fuhren, bei ihm noch eine Abendmahlzeit einzunehmen. Die Einladung wurde bereitwillig angenommen, und man führte uns in den Gartenpavillon, wo unser Wirth, weil im Schloß noch überall Handwerker beschäftigt waren, um die alten Räume wieder wohnlich herzurichten, die Tafel für uns hatte decken lassen. In diesem selben Pavillon hatte einst der letzte Akt der blutigen Tragödie des Hauses Ortenberg gespielt, und ein seltsam beklemmendes, unheimliches Gefühl beschlich mich, als in dem Augenblick, wo mein Fuß die Schwelle des kleinen achteckigen Raumes überschritt, es mir einfiel, daß heute Hubertustag war, jener Tag, welcher zwei Mal so verhängnißvoll für das alte Geschlecht, das einst hier gehaust, geworden war.

Ich saß wie ein Träumender zwischen den lachenden, scherzenden Jagdgenossen, ich verstand kaum, was sie redeten, und wie aus weiter Ferne tönten ihre Stimmen an mein Ohr. . . . . . Vierzig Jahre versanken plötzlich vor meinen Blicken, die Vergangenheit wurde zur Gegenwart, die Todten stiegen aus ihren Gräbern, und mit entsetzlicher Deutlichkeit, als schaute ich Alles mit leiblichen Augen, zogen nun die einzelnen Szenen des furchtbaren Drama's, welches damals in jener Nacht hier sich abgespielt, an meiner Seele vorüber. . . . .

Mich erfaßte ein namenloses Grauen; ich blickte fast mit Neid auf den Kreis meiner Tischgenossen, die trinkend und plaudernd um mich her saßen und Nichts sahen von den dunkeln, blutigen Schatten, die gespensterhaft vor meinen Augen aufstiegen. . . . . Erleichtert athmete ich auf, als ich endlich Ortenberg im Rücken hatte und mein Pferd mich rasch durch den schweigenden, herbstlich kahlen Wald nach dem eigenen traulichen Heim trug.

Mein Weib wachte noch und erwartete mich, als ich nach Hause kam, und mein ältester Knabe lief mir auf der Schwelle entgegen, um mir zu versichern, daß er nun ein großer Junge sei und immer aufbleiben wolle, bis der Vater nach Hause komme. Lächelnd nickte die Mutter ihm zu, und mein kleines Töchterchen, das, auf ihrem Schooße eingeschlafen, jetzt von den lauten Worten des Bruders geweckt wurde, streckte mir jubelnd die Hände entgegen. Nie habe ich das Glück und den Frieden meines häuslichen Lebens tiefer empfunden, als in dieser Stunde. Ich zog den Knaben auf meine Kniee, legte den Arm um mein Weib und zum ersten Male gehörte ihr mein Herz ganz und ungetheilt, keine Erinnerung aus der Vergangenheit stand mehr zwischen uns, in dieser Nacht hatte ich sie begraben für immer. Und als ich die Hand auf die lockigen Häupter meiner Kinder legte, da dankte ich aus tiefster Seele der unsichtbaren Macht, die unser Schicksal lenkt, dafür, daß kein dunkler Familienfluch ihr Erbtheil war und keine Schuld früherer Generationen ihren finsteren, drohenden Schatten auf ihr junges Leben warf.

Mannigfaltiges.

(Lebenszähigkeit eines Hundes.) Auf dem Jagdterrain von Peterwitz, Kr. Trebnitz, war unlängst ein wohlbeleibter Dachshund, der Liebling seines Herrn, in einen Fuchsbau eingedrungen und mit solchem Eifer vorgerückt, daß er, mit seinem feisten Bäuchlein eingeklemmt, schließlich weder vor-, noch rückwärts konnte. Vergeblich wartete der Besitzer des Hundes auf das Wiedererscheinen seines Jagdgefährten, doch der Dachs kam nimmermehr. Man versuchte nun, den im dunklen Schooß der Erde Begrabenen wieder zum Tageslicht hervorzuholen, aber der hartgefrorene Boden schien das Ausgraben unmöglich zu machen. Der Hund wurde nunmehr als verloren betrachtet. Sieben Nächte und sieben Tage härmte sich der Besitzer des trefflichen Hundes, — da verwandelte sich auf einmal seine tiefe Trauer in die höchste Freude, denn wohlbehalten, wenn auch bedeutend abgemagert, erschien plötzlich an heimischer Stätte der schwer vermißte Dachshund, den allein die unfreiwillige Hungerkur aus dem engen Labyrinth des Fuchsbaues und somit vom sicheren Tode gerettet hatte.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 6. Montag, 15. Januar 1872.

* In Straßburg.

Erzählung von Emilie Heinrichs.

Es war in den ewig denkwürdigen Julitagen des glorreichen Jahres 1870, — der große Benedetti hatte seine berühmte Mission zu Ems an den greisen Heldenkönig ausgeführt, — Napoleon sich zum Heil der Zivilisation in den Kriegssattel geschwungen, um demnächst die vierwöchentliche Rheinpromenade anzutreten und mit seinen Turkos in Berlin oder Königsberg den Frieden zu diktiren, während das deutsche Volk mit heiliger Begeisterung auf einen Wink zu den Waffen griff.

Ein wunderbarer Moment, als Nord und Süd sich in wenigen Augenblicken zum festen Fels verbanden, woran Frankreichs siegesgewohnte Armee sich den Schädel zerschmettern sollte.

Vor einem der vielen reizenden Landhäuser, die sich in Hamburgs Umgebung malerisch längs der Alster erstrecken, ging ein junger, eleganter Mann, eine Zeitung in der Hand, heftig gestikulirend auf und nieder.

Er las mit lauter, klangvoller Stimme König Wilhelms Aufruf an sein Volk, während zwei alte Leute, ein Herr und eine Dame, Beide mit schneeweißem Haar, andächtig zuhörten.

Der Greis nahm sein schwarzes Käppchen von dem kahlen Scheitel und sprach, als der junge Mann geendet: „Gott segne den König von Preußen! Es ist mir gerad', als sollte sich das Jahr 1813 wiederholen, wo sein Vater ebenso zum Volke sprach und dasselbe, stark in seiner Kraft und Begeisterung, stark im Gottvertrauen, den grimmigen Feind darniederschlug."

„Ja, der König rief damals wie heute," nickte der junge Mann mit leuchtenden Augen, „und auch Du folgtest dem Rufe. Großvater, Du, ein siebenzehnjähriger Jüngling, entliefst sogar dem Vaterhause, als man Dir die Erlaubniß verweigerte."

Der alte Mann wiegte lächelnd das greise Haupt und schob dann etwas verlegen das Käppchen wieder zurecht.

„Es war Unrecht von mir," hüstelte er, „der Ungehorsam ist stets ein Verbrechen, das sich unerbittlich straft. Mir nahm es die gute Mutter um einige Jahre früher. Damals lag die Sache auch anders, als heute."

„O nein, Großväterchen!" lächelte der junge Mann überlegen, „es ist heute im Grunde noch mehr Gefahr für Deutschland, da die französische Armee kein Rußland gehabt hat, wie damals der erste Napoleon. Schmach deßhalb jedem jungen, kräftigen Manne, der eine Flinte tragen, einen Säbel schwingen, ein Roß tummeln kann und nicht dem Vaterlande zu Hilfe eilt."

„Nun, der Freiwilligen wird's nicht bedürfen," meinte die alte Dame, besorgt von ihrer Arbeit aufblickend, ganz Deutschland stellt sich heute den Franzosen entgegen, — ein solches Heer ist stark genug, ihn zurückzuweisen."

„So denke ich auch," nickte der Alte, „ja ich glaube sogar, der saubere Franzmann wird sich beim Anblick des einigen Deutschlands eines Bessern besinnen und seine schnöde Herausforderung noch jetzt zurücknehmen; es wäre das Gescheidteste, was er thun könnte."

„Freilich wäre es Das," lachte der junge Mann. „Doch jetzt sollte es mir in der That leid thun, wenn er's thäte."

„Kind! Kind!" mahnte die alte Dame kopfschüttelnd.

„Ja, Großmütterchen! Kann nicht helfen, ich mein' es wirklich so; die Geschichte mit dem ränkevollen, unruhigen Nachbar muß endlich einmal ausgefochten und die Einheit Deutschlands mit

Blut und Eisen gekittet werden, wie Bismarck gesagt. Besser früher, als später; die Franzosen müssen endlich lernen, was man unter Gleichgewicht versteht."

„Du kennst den Krieg mit seinen Leiden nicht, Ferdinand!"

„Ich will ihn kennen lernen, Großvater! Bin fest entschlossen, ihn diesmal mitzumachen, als was es auch immer sei."

„Großer Gott!" rief die alte Dame, „ist Das Dein Ernst, Ferdinand?"

„Mein heiligster Ernst, Großmutter! — Ich will nicht schamroth werden den Männern gegenüber, die Weib und Kinder daheim lassen, um mitzuziehen in diesen heiligen Krieg. Gut, daß wir endlich auch lernen müssen, das Vaterland zu lieben, was nur Der wirklich vermag, der sein Alles einsetzt, — daß auch wir gezwungen sind, das Söldnerthum aufzugeben und so der Rock des Vaterlandsvertheidigers überall zur wahren, ehrenden Geltung kommt."

„Nun, Das finde auch ich löblich und in der Ordnung," meinte der Greis; „indessen bist Du als Hamburger noch frei vom Landwehrdienste, mein Sohn, und wirst, so hoffe ich fest, Deine höchste Ehre darin finden, die alten Großeltern zu schützen und dem Geschäfte, welches Deine Gegenwart dringend erfordert, die nothwendige Aufmerksamkeit zu widmen."

„Das ist bei unserm alten Wehrholz in guten Händen," versetzte Ferdinand ruhig; „auch wird Onkel Sannemann gern meine Stelle so lange einnehmen."

„So lange," wiederholte die Großmutter schmerzlich; „weißt Du denn, Kind, ob Du überhaupt wiederkehrst aus einem solchen schrecklichen Kriege?"

„Das kann ich freilich unmöglich wissen, lieb Großmütterchen," erwiederte der Enkel, ihr zärtlich die Hand küssend, „hoffen aber kann man es doch immerhin. Und graben sie mich ein dort an dem deutschen Rhein, — dann steht's ja auch allewege gut mit mir, wie Körner sang und mit seinem Tod so herrlich besiegelte."

„Nein, Ferdinand, nein, wir dulden es nicht!" rief die alte Dame mit ungewöhnlicher Heftigkeit; „alle unsere Kinder haben wir vor uns begraben müssen, Du, der einzige Enkel, bist uns nur geblieben; ist es nicht mehr als grausam, Dich auch noch hingeben zu müssen, ein so schweres Opfer zu bringen, das gar nicht einmal von uns verlangt wird?"

„Ein freiwilliges Opfer hat doppelten Werth, Großmütterchen!"

„Nun, wir können ja auch in anderer Weise opfern, Kind!" fuhr sie fort; „was an Geld und Gut gefordert wird für die heilige Sache des Vaterlandes, soll sicherlich von uns geopfert werden. Die Pflege der Verwundeten wird viele Kräfte und Mittel in Anspruch nehmen, auch in dieser Hinsicht, unter dem rothen Kreuz ist Ehre zu erwerben und Vaterlandsliebe zu beweisen."

„Gewiß, Du Gute, erwiederte Ferdinand ernst, „das rothe Kreuz auf weißem Felde, es kämpft für der Menschheit Vaterland und wird sich in diesem Kriege der Lorbeeren sicherlich viele pflücken."

„Nun, so werde Johanniter, Kind Gottes!" rief eine Stimme von der Thüre her, welche auf die Veranda führte.

„Sieh da, Onkel Sannemann!" rief Ferdinand, „Du kommst wie gerufen, um den Schiedsrichter zu spielen."

„Aha, das junge Blut dürstet nach Ruhm," lächelte der Onkel, ein behäbiger Herr zwischen 40 und 50 Jahren, der rasch herbei kam und sich neben der Großmutter niederließ.

„Ja, ist es nicht ein aberwitziger Gedanke von dem Jungen, freiwillig in diesen Krieg mitzuziehen?," sprach die alte Dame erregt.

„Hm, so ganz aberwitzig just nicht," meinte der Onkel, „er ist immerhin alt genug dazu, Großmütterchen! Mit fünfundzwanzig Jahren hat er das Recht, für sein Vaterland zu streiten, selbst wenn er bereits Weib und Kind hätte."

„Aber — Sannemann!" rief die Großmutter unwillig, „wenn das Ferdinand's Mutter, Ihre selige Schwester, hörte —"

„O, die würde mir schon Recht geben, verehrte Frau Wallner!" nickte Jener ruhig; „meine selige Schwester besaß den ausgeprägtesten Haß gegen das Franzosenthum. Sie wissen doch, daß der blutdürstige Davoust Anno 13 meine Mutter auf offenem Markt auspeitschen und meinen Großvater hat erschießen lassen?"

„Ich weiß," nickte die alte Dame mit einem stillen Schauder, „war ja selber dem Schicksal wie durch ein Wunder nur entgangen."

„Nun also, Großmütterchen," fuhr Sannemann mit demselben Gleichmuth fort, „hab' meine gute, selige Schwester oft sagen hören, daß sie selber noch im Stande wäre, gegen die Franzosen zu kämpfen, wenn's 'mal wieder losginge. Ihr Haß war unauslöschlich und wollte sie deßhalb auch nie Paris sehen, wie ihr selbst die Sprache verhaßt war, die sie nie hat erlernen wollen."

(Fortsetzung folgt.)

Programm

für die
im Sommer 1872 in Kaiserslautern
stattfindende und unter der
Protektion Sr. Erzellenz des kgl. Staatsrathes und Regierungspräsidenten
Herrn von Braun
stehende

III. pfälzische Industrie-Ausstellung.

I. Abschnitt.
Ort und Zeit der Ausstellung.

§. 1.

Die Ausstellung pfälzischer Gewerbs- und Industrie-Erzeugnisse findet in den Räumen der Fruchthalle und innerhalb der freien Plätze ihrer Umgebung statt, welche dann durch Abschluß dem öffentlichen Verkehre entzogen werden.

§. 2.

Die Eröffnung der Ausstellung ist auf Sonntag den 14. Juli 1872 und ihre Dauer bis gegen Ende September festgesetzt.

II. Abschnitt.
Anmeldung und Einsendung der Ausstellungs-Gegenstände.

§. 3.

Diejenigen Gewerbtreibenden und Fabrikanten, welche die Ausstellung beschicken wollen, haben sich bei dem Spezialkomite in ihrem Bezirksamts-Hauptorte, welches auf Veranlassung des Zentralkomite's und unter Mitwirkung der kgl. Regierung gebildet wurde, anzumelden. Sie erhalten durch Vermittlung desselben Programme und Anmeldetabellen, welch' letztere sie in den einzelnen Rubriken auszufüllen und spätestens bis 1. Februar 1872 dem Spezialkomite wieder einzuhändigen haben.

Sollte eine Vermehrung der Spezialkomite's gewünscht werden, so steht dem kein Hinderniß entgegen; das Zentralkomite ist aber von der Konstituirung neuer Komite's und der Zahl und den Namen der Mitglieder in Kenntniß zu setzen.

Sämmtliche bei den Spezialkomite's eingelaufenen Tabellen sind durch deren Vorstände dem Zentralkomite dahier spätestens bis 1. März zu übersenden. Nachträgliche Anmeldungen müssen direkt beim Zentralkomite gemacht werden und können nur dann noch Berücksichtigung finden, wenn es die Verhältnisse gestatten.

Schriftliche Anfragen und Zusendungen, sowohl bei den Spezialkomite's, als auch beim Zentralkomite haben portofrei zu geschehen.

§. 4.

Alle für die Ausstellung bestimmten Gegenstände sind bei der Versendung an das Zentralkomite der III. pfälzischen Industrie-Ausstellung zu adressiren und innerhalb der Tage vom 15. bis letzten Juni 1872 entweder direkt und einzeln, oder in Gesammtsendung durch Vermittlung der Spezialkomite's fracht- und spesenfrei hierher zu liefern.

Sendungen, die nach Ablauf dieses Termines eintreffen, können nur dann noch angenommen und ausgestellt werden, wenn es die Zeit und der Raum in den Ausstellungslokalen gestattet.

Drei Wochen nach dem Schlusse der Ausstellung müssen alle Gegenstände aus den Ausstellungsräumen entfernt sein.

Das Zentralkomite wird rechtzeitig Schritte thun, um für den Transport der Ausstellungsgüter per Eisenbahn ermäßigte Frachtsätze zu erwirken, und hievon die Aussteller durch die Spezialkomite's, oder durch Bekanntmachung in öffentlichen Blättern benachrichtigen.

III. Abschnitt.
Bestimmungen über die Ausstellung, den Eintritt 2c.

§. 5.

Zur Ausstellung eignen sich alle Gegenstände, welche in der Pfalz gewerbs- oder fabrikmäßig hergestellt werden, selbst solche von gröbster Zurichtung.

Es dürfte jedoch darauf zu achten sein, daß sich dieselben durch Zweckmäßigkeit, Gediegenheit und Preiswürdigkeit, oder durch Neuheit und Originalität, oder durch geschmackvolle künstlerische Formen, oder durch vereinfachtere Prozeduren bei der Herstellung — namentlich durch Maschinen oder durch selbsterfundene Verbesserungsweisen —, oder endlich durch die Massenhaftigkeit ihrer Produktion auszeichnen; übrigens betont man, daß man in der Ausstellung weniger Pracht- und Schaustücke, als vielmehr kourante Artikel vertreten zu sehen wünscht.

Von der Ausstellung ausgeschlossen sind feuergefährliche und explodirende Produkte, sowie Gegenstände, die während der Ausstellung dem Verderben ausgesetzt sind.

Gegenstände, die erwiesenermaßen von dem betreffenden Aussteller nicht selbst fabrizirt worden sind, werden aus der Ausstellung entfernt und auf dessen Kosten zurückgesandt.

Um die Herstellung der Gewerbs- und Fabrikerzeugnisse durch ihre verschiedenen Stadien hindurch zu veranschaulichen und so die Ausstellung anregender und belehrender zu machen, wird gewünscht, daß die zur Verarbeitung von auswärts bezogenen Rohprodukte und Halbfabrikate, sowie zur Herstellung verwendete Werkzeuge und Maschinen, — letztere etwa in Modellen — den verfertigten Produkten beigefügt werden.

Nichtpfälzische Erzeugnisse werden nur für die 13. und 14. Gruppe (§. 6) zugelassen.

§. 6.

Die Ausstellungsgegenstände sollen in nachstehende 14 Gruppen geordnet und demgemäß nach Thunlichkeit aufgestellt werden.

1. Gruppe.
Mineralische Rohstoffe und Halbfabrikate, Cemente 2c.

2. Gruppe.
Pflanzliche und thierische Rohstoffe und Halbfabrikate, Weine, Genußmittel 2c.

3. Gruppe.
Irden-, Porzellan-, Steingut und Glaswaaren.

4. Gruppe.
Feinere Metallwaaren.

5. Gruppe.
Feinere Holzwaaren, Kurzwaaren verschiedener Art.

6. Gruppe.
Garne, Gewebe, Geflechte, Posamentierarbeiten, Bekleidungsgegenstände 2c.

7. Gruppe.
Leder, Leder- und Seilerwaaren und Verwandtes.

8. Gruppe.
Papier, Buchbinder, Portefeuille-, Cartonnagearbeiten 2c.

9. Gruppe.
Arbeiten der vervielfältigenden Kunstgewerbe.

10. Gruppe.
Chemische Erzeugnisse.

11. Gruppe.
Instrumente, Apparate und Modelle.

12. Gruppe.
Werkzeuge und Maschinen, landwirthschaftliche Geräthe, Wagen, grobe Holz- und Metallwaaren.

13. Gruppe.
Feuerwehr-Utensilien.

14. Gruppe.
Lehrmittel- und Schulgeräthe, sowie graphische und plastische Arbeiten von Schülern technischer Anstalten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Schachkongreß.) In Leipzig fand in den letzten Dezembertagen der erste mitteldeutsche Schachkongreß statt. Einen interessanten Verlauf nahm das Meisterturnier, indem Professor Anderssen und Dr. Mieses ihre übrigen Gegner sämmtlich schlugen, gegen einander aber remis machten; im zweiten entscheidenden Gange glückte es dem vielbewährten Altmeister der Schachkunst, seinen jüngeren Rivalen zu schlagen, und somit fiel ihm der erste Preis von 80 Thlrn., Dr. Mieses der zweite von 40 Thlrn. zu. Der Schachmeister Schallopp aus Berlin erfreute durch eine brillante Blindlingsproduktion, indem derselbe 7 Partieen gleichzeitig aus dem Gedächtniß spielte, von denen er 4 gewann, 2 unentschieden machte und nur eine verlor.

Bei dem mit dem Kongreß verbundenen Festessen brachte Rudolph Gottschall einen Toast auf das Schachspiel aus, dessen Schlußstrophen wir nachstehend mittheilen:

Es ist das Schach ein Bild des Lebens
Und seines wechselvollen Strebens!
Wie decken wir uns oft vergebens,
Wie sehn wir oft in schlimmen Tagen
Die nützlichste Figur geschlagen,
Und sind mit dem Geschick zufrieden,
Ist uns nur ein remis beschieden!
Doch alle setzt der Tod uns matt.
Leer ist das Brett, das Spiel versinkt,
Und Kön'gen, Läufern, Bauern winkt
Zuletzt die gleiche Ruhestatt.
Drum hoch das Spiel, das Bild der Welt,
Das uns zu heit'rem Ernst gesellt!
Bei dem uns oft die trägen Stunden
In raschem Flug dahingeschwunden!
Laßt uns die Gläser hoch erheben:
Das königliche Spiel soll leben!

Räthsel.

Die Erste, Mädchen! werd' ich sein,
Wenn du von deinen beiden Letzten,
Die jederzeit mein Aug' ergötzten,
Mir eine willst aus Liebe weih'n;
Erfülle den bescheid'nen Willen,
Das Ganze werd' ich dann im Stillen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 7. Mittwoch, 17. Januar 1872.

In Straßburg.

Erzählung von Emilie Heinrichs.

(Fortsetzung.)

„Siehst Du, Großmütterchen!“ rief Ferdinand, „die Einwilligung der guten seligen Mutter ist mir also gewiß. Eben so gewiß ist's aber auch nun mit dem Johanniterthum Nichts. Der Haß hat mit solcher allgemeinen Menschenliebe Nichts zu schaffen, ich will auch offen gestehen, daß ich zum Krankenpfleger nicht tauge.“

„Ja, ich sehe wohl, daß wir nachgeben müssen, Mütterchen!“ nahm der alte Herr Wallner nun das Wort; „er ginge uns doch davon und würde mich, der ich's einst nicht besser gemacht, als Riegel vorschieben. Hart ist es freilich für uns Alte, aber was ist dabei zu machen, die Welt geht 'mal wieder durch dieses unruhige Frankreich aus den Fugen, mag jeder deutsche Mann das Seinige thun, sie in Ordnung zu bringen, auf daß solche Schrecken, wie Hamburg sie vor 60 Jahren gesehen, sich nicht wiederholen.“

„Und noch schlimmer würden,“ fiel der Onkel mit Nachdruck ein; „der dritte Napoleon führt die wilden Bestien der Wüste in's Feld gegen Deutschland, die als Sieger noch viel mehr Gräuel begehen würden, als die Davoust und Vandamme des ersten Kaiserreichs; drum gebt dem Ferdinand Euren Segen und laßt ihn hinziehen; er ist nicht schlechter, als der arme Landwehrmann, der Haus und Herd, Weib und Kind vertheidigen darf. Und gibt uns Preußens Königsfamilie nicht das erhabenste Beispiel von deutscher Tapferkeit und hingebender Selbstverleugnung?“

Die alte Dame hatte ihr Strickzeug ergriffen und rührte fleißig die Nadeln, dann blickte sie starr in ihren Schooß nieder. Die ferne Vergangenheit mochte wohl vor ihrer Seele aufsteigen, die Jugend und Kindheit, welche jene Schreckenszeit durchlebte. Konnte eine solche Zeit der Schmach wiederkehren? Sollte sie sich den Vorwurf im hohen Alter noch machen, in engherziger Selbstsucht dem von gleichem Schicksal bedrohten Vaterlande einen tapferen Arm entzogen zu haben?

„Es sei, es sei,“ sprach sie plötzlich hastig! „ich will Dich nicht zurückhalten, mein Sohn, Erfülle Deine Pflicht gegen das Vaterland!“

„O Dank, mein herziges Großmütterchen!“ jubelte Ferdinand, „dafür muß ich Dir den allerherzlichsten Kuß geben.“

Er umhalste sie stürmisch.

„Laß' mich, Du wilder Junge,“ wehrte die alte Dame gerührt ab; „was wird aber Bertha dazu sagen?“

„O, die wird sich mit ihm freuen,“ lächelte Onkel Sannemann, sich vergnügt die Hände reibend. Das Mädchen ist Feuer und Flamme und ärgert sich, kein Mann zu sein. Daß sie hier unter's rothe Kreuz tritt, ist selbstverständlich.“

Die Großmutter schüttelte den Kopf, der alte Herr aber streichelte ihr die Wangen und meinte, sie wäre anno 13 auch gern mit in den heiligen Kampf gezogen.

„Ich glaubte, daß sie den Ferdinand lieber hätte,“ sprach sie leise, dem Enkel, der fröhlich in's Haus gesprungen war, nachschauend, „es scheint mit unserem Plan doch Nichts zu werden.“

„Glaub's selber nicht,“ meinte der Onkel; „meine Bertha hat den Ferdinand recht lieb, aber der Rechte ist es doch nicht, und zwingen wollen wir die Kinder auch nicht.“

„Gott bewahre!“ wehrte der Großvater erschreckt ab; „sind jung genug, können immer erst den Krieg abwarten.“

„So sei es, — Gott schenke seinen Beistand und führe uns bald den Frieden zurück!"

„Amen!" sprachen die beiden Alten leise.

„Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
„Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

Weißenburg! Wörth! Saarbrücken! — Festtage des deutschen Ruhmes!

Sie waren geschlagen die blutigen Schlachten, mit alter Tapferkeit hatten die Söhne Teut's ihre unvergängliche Kraft bewährt, und mochte Germania auch trauern über die Leichen der erschlagenen Kinder, so verweilte ihr Auge doch stolz auf diesen Feldern und Höhen, die der Erbfeind einst ihr geraubt und die nun, so hoffen wir fest, auf ewig wieder vereinigt sind mit der alten, treuen Mutter.

Vorwärts, keine Rast dem flüchtigen Feinde; — der Süden Deutschlands folgte jubelnd und todesmuthig dem preußischen Königssohne mit dem ächten germanischen Antlitz, und die gewaltige Wucht des einigen Deutschlands zermalmte den gefürchteten Erbfeind, der unser Vaterland mit seinen Horden überschwemmen wollte.

Die Welt schaut staunend zu und bekennt, daß die Weltgeschichte das Größte heute zu registriren, kein Zeitalter gleiche Thaten und Ereignisse aufzuweisen hat.

Wir treffen unsern Hamburger Freund vor den Mauern Straßburgs wieder, wo er zu seinem Leidwesen die Belagerungsarbeiten theilen muß.

Es ist dem tapfern Ferdinand Wallner recht sonderbar ergangen, seitdem er als lustiger Ulane die alte Vaterstadt verlassen, wo trauernde Herzen genug um ihn weinten.

Als ein enthusiastischer Verehrer des Kronprinzen von Preußen ruhte er nicht, bis es durch seine vielfachen Verbindungen ihm gelungen, der III. Armee, die voraussichtlich den ersten Zusammenstoß mit dem Franzmanne haben mußte, zugetheilt zu werden.

Er machte die Schlacht bei Weißenburg mit, wo er unverletzt blieb, und war ebenso tapfer bei Wörth, wo eine Kugel ihn niederstreckte.

Der Schuß hatte den Fuß getroffen, die Wunde war, nach dem Ausspruch des Arztes, nicht gefährlich, litt aber keine weitere Transportirung.

Er wurde nach einer kleinen badischen Stadt gebracht, um hier seine Heilung abzuwarten. Eine fürchterliche Aufgabe für den jungen Heißsporn, der nach den ersten großen Siegen schon vom Einzuge in Paris träumte, den er für sein Leben gern mitgemacht.

In dem Lazareth, wo er sich befand, lagen Verwundete aller Waffengattungen und deutschen Stämme.

Ferdinand schloß recht bald herzliche Freundschaft mit einem württemberger Artillerie-Lieutenant, einem höchst liebenswürdigen jungen Manne, der sich Stauffen nannte und in der Gegend von Heilbronn zu Hause war.

Karl Stauffen war der Sohn eines reichen Weinbergbesitzers und aus unbezwinglicher Leidenschaft Soldat geworden, obgleich er als einziges Kind seiner Eltern sicher verschont geblieben wäre.

Diese Aehnlichkeit mit Ferdinand's Verhältnissen, der sich auch gewaltsam den Armen der Seinen entrissen, schloß die beiden jungen Leute noch enger an einander, und als sie soweit wieder hergestellt, um das Lazareth verlassen zu können und Stauffen nach seiner Batterie, welche jetzt vor Straßburg lag, zurückkehrte, erhielt Ferdinand die Erlaubniß, ihn dorthin begleiten zu dürfen, da er sein Pferd noch nicht zu besteigen vermochte.

Das war nun freilich durchaus nicht nach unseres Hamburgers Geschmack, der das Bombardement der unglücklichen Stadt zwar sehr interessant fand und durch des Freundes Vermittlung auch bei seiner Batterie verbleiben durfte, indessen doch lieber auf schnellem Roß dem flüchtigen Feinde gefolgt wäre.

Das wollte nun freilich noch immer nicht gehen, und er mußte schließlich froh sein, daß die nur eben geheilte Wunde ihm gestattete, den Einzug von Straßburg mitzumachen.

„Und dann auf nach Paris!" neckte regelmäßig Lieutenant Stauffen, wenn der Freund seiner Ungeduld 'mal wieder den Zügel hatte schießen lassen.

„Ich habe einen Geschäftsfreund in Straßburg wohnen," sagte Ferdinand eines Tages, „wie ich Das nur habe vergessen können! Da schreibt mir der Großvater, mich beim Einzuge des Monsieur Günther anzunehmen; ich kenne diesen Monsieur Günther zwar nicht von Angesicht zu Angesicht, weiß aber aus seinen Briefen, daß er ein ächter Franzose ist, trotz seines ächt deutschen Namens. Kann man einen deutscheren Namen finden, als Günther?

„Nein, wahrlich nicht," lachte Stauffen; „kann's nicht begreifen, wie ein Mann, der Günther heißt, sich für einen Franzmann halten kann."

(Fortsetzung folgt.)

Programm

für die

im Sommer 1872 in Kaiserslautern

stattfindende und unter der

Protektion Sr. Excellenz des kgl. Staatsrathes und Regierungspräsidenten

Herrn von Braun

stehende

III. pfälzische Industrie-Ausstellung.

(Fortsetzung.)

§. 7.

Das Zentralkomite entscheidet über die Zulässigkeit der eingesandten Ausstellungs-Gegenstände unter Berücksichtigung der §§. 3, 4 und 5 und kann zu dem Zwecke Sachverständige beiziehen.

Es trägt Sorge für die geeignete Aufstellung der eingesandten Gegenstände, sofern diese nicht vom Aussteller bewerkstelligt werden will, oder der Natur der Gegenstände gemäß besorgt werden muß, worüber das Zentralkomite endgiltig zu entscheiden hat; auch beschafft es die nöthigen Tische, Gerüste, Draperien, wofür jedoch pro □m Boden oder Wandfläche bedeckten Raumes 15 kr. und pro □m unbedeckten Raumes 6 kr. von jedem Aussteller für die Dauer der Ausstellung zu vergüten sind.

Sollen Apparate, Maschinen ꝛc. durch Dampf oder andere Kräfte in Bewegung oder Betrieb gesetzt werden, so ist Dies gleich bei der Anmeldung anzugeben, und sind die hiezu nöthigen Anordnungen mit Genehmigung des Zentralkomite's vom betreffenden Aussteller selbst zu treffen.

§. 8.

Das Zentralkomite übernimmt die Garantie für Verluste und Beschädigungen der ausgestellten Gegenstände durch Feuer, nach Maßgabe des in der Anmeldetabelle deklarirten Werthes, jedoch nur für die Zeit vom Empfange derselben bis zum Schlusse der Ausstellung resp. der in §. 4 festgestellten Abholungsfrist. Das Zentralkomite macht sich ferner verbindlich, für nachweislich in Empfang genommene nnd etwa abhanden gekommene Ausstellungsgegenstände den effektiven Ersatz zu leisten; auch wird es durch zweckmäßige Schutzmittel Beschadigungen der ausgestellten Gegenstände durch Sonnenlicht, Staub, Bruch beim Aus- oder Einpacken möglichst vorbeugen, ohne jedoch für Letzteres eine Garantie zu übernehmen.

§. 9.

Kein Gegenstand darf vor Beendigung der Ausstellung aus derselben zurückgezogen werden. Ueber Ausstellungsgegenstände, welche 3 Wochen nach dem Schlusse der Ausstellung aus den Ausstellungsräumen noch nicht entfernt sind, oder über welche bis dahin die betreffenden Aussteller keine Disposition getroffen haben, kann das Zentralkomite nach eigenem Ermessen verfügen.

§. 10.

Alle ausgestellten Erzeugnisse sind mit der Firma des Produzenten zu versehen; Preisangaben stehen im Belieben der letzteren.

Verkaufte Ausstellungsgegenstände müssen laut §. 9 bis zum Schlusse der Ausstellung im Lokale verbleiben.

Für die durch Vermittlung des Zentralkomite's oder der Gruppenkommissäre abgeschlossenen Verkäufe sind von den Produzenten 3% des Erlöses als Beitrag zur Deckung des Unternehmens an die Ausstellungskasse zu entrichten.

§. 11.

Für den Besuch der Ausstellung wird zur Bestreitung der Kosten ein seiner Zeit durch das Zentralkomite zu bestimmendes Eintrittsgeld erhoben.

Freien Eintritt haben nur die mit besonderen Abzeichen versehenen Mitglieder des Zentralkomite's und die Gruppenkommissäre, die Inhaber von auf den Namen lautenden Karten (Mitglieder der Spezialkomite's und eingeladene Ehrengäste), dann die mit der Bedienung von Maschinen, der Beaufsichtigung oder Reinigung der Lokale und Gegenstände ꝛc. beauftragten Bediensteten, welche Nummern als besondere Kennzeichen erhalten.

Die Ausstellungsräume sind täglich von Morgens 8 Uhr bis Abends 6 Uhr dem Publikum zugänglich.

IV. Abschnitt.

Berichterstattung, Prämiirung und Verloosung.

Das Zentralkomite wählt aus den 12 Bezirksämtern der Pfalz auf Grund von Vorschlägen der Spezialkomite's im ersten Monat der Ausstellung eine Berichterstattungs- und Preiskommission, durch welche die wichtigsten Industriezweige der Pfalz vertreten sein müssen, und der die Aufgabe zukommt, die ausgestellten Gegenstände der verschiedenen Gruppen

nach ihrer industriellen Bedeutung und technischen Ausführung zu beurtheilen, die einer Auszeichnung würdigen Leistungen und Gegenstände zu bezeichnen und durch Berichterstatter aus ihrer Mitte umfassende kritische Berichte über die in den einzelnen Gruppen beobachteten gewerblichen Fortschritte oder Mängel, Lücken ꝛc. ausarbeiten zu lassen.

Diese Berichte wird das Zentralkomite bei der Abfassung des Ausstellungsberichtes, womit eines seiner Mitglieder beauftragt werden wird, benützen.

Mitglieder der Preiskommission, welche zugleich Aussteller sind und um einen Preis konkurriren, dürfen für die ihren Ausstellungsgegenstand enthaltende Gruppe nicht Preisrichter sein.

Das Zentralkomite wahrt sich übrigens das Recht, zur Preiskommission auch andere, von den Spezialkomite's nicht namhaft gemachte Sachverständige berufen zu dürfen.

§. 13.

Ueber die **Preisträger** und die **Preisgrade**, welche ihnen zuerkannt werden sollen, wird in einer gemeinschaftlichen Sitzung der Preiskommission und des Zentralkomite's unter dem Vorsitze des kgl. Regierungspräsidenten oder eines kgl. Regierungskommissärs Beschluß gefaßt, wobei einfache Stimmenmehrheit entscheidet.

Für hervorragende Leistungen und Fortschritte im Klein- wie im Großgewerbsbetriebe sollen gegen Ende der Ausstellung in einem öffentlichen Akte durch den kgl. Regierungspräsidenten oder dessen Stellvertreter folgende Auszeichnungen verliehen werden:

1. Medaillen I. Klasse;
2. " II. "
3. " III. "
4. Diplome; dazu kommen dann noch
5. ehrende Erwähnungen im Ausstellungsberichte.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Stadtheizungen mit Dampf.) Die Amerikaner sind kolossal in ihren Unternehmungen und Projekten; jeder neue Tag bringt neue Pläne, welche „alles bis dahin Dagewesene übertreffen“. Jetzt ist man in Veranlassung des gezwungenen Wiederaufbaues Chicago's allen Ernstes auf die Idee gekommen, die ganze Stadt mit Dampf zu heizen, in einer Weise sehr ähnlich der Gasröhrenleitung vermittelst Röhren, die unterirdisch durch ein Zentralreservoir nach jedem Hause gehen, womit ein- für allemal die durch schlechte Kohlen, Feueranmachen ꝛc. verursachten Unannehmlichkeiten, vor allen Dingen aber die Gefahr großer Brände beseitigt wären. Das amerikanische Journal, dem wir diese Mittheilung entnehmen, bemerkt dazu ganz kühl und gelassen: Man kann zweifelhaft sein, ob die Zeit reif ist für eine so ausgedehnte Verbesserung; wenn man aber bedenkt, daß Dampf durch solche Röhren auf riesige Entfernung getrieben werden kann, mit sehr wenig Verlust an Hitze und einer Geschwindigkeit von sieben Meilen in der Minute, so scheint es in der That, als ob der Tag nicht fern sein könnte, wo ein praktischer Versuch mit dem gemacht wird, was theoretisch schon längst als richtig zugegeben ist.

Die Verwerthung der Sauermilch durch Schweinemastung ist vortheilhafter, als durch Fabrikation von sogenannten „mageren Käsen.“ Im „Wiener Tagblatt“ wird nachstehende Berechnung aufgestellt. „Im Durchschnitt kann man von 200 Pfund Sauermilch (abgerahmter Milch) 6 Pfund Käse rechnen; Molken und $^1/_5$ des Käsewerthes sind ungefähr den Fabrikationskosten gleich. Der Werth des Käses ist 26 Kr. (österreichisch) pro Pfund, mithin geben 100 Pfund Sauermilch bei der Käsefabrikation eine Einnahme von 1 Fl. 20 Kr. oder nach Abzug von 20 Proz. Fabrikationskosten 96 Kr. An Schweine verfüttert liefern im Durchschnitt 20 Pfund Sauermilch 1 Pfund Gewichtszunahme oder 100 Pfund 5 Pfund, das Pfund Lebendgewicht zu 24 Kr. gerechnet, gibt eine Verwerthung von 1 Fl. 20 Kr. mit einer nicht zu unterschätzenden Nebenleistung im Dünger. Es ist mithin die Verwerthung in der letzten Weise die entschieden vortheilhaftere. Eine ebenso hohe Ausnutzung wird auch bei der Verfütterung an Kälber angenommen. Für Geflügel ist die Sauermilch gleichfalls ein ganz vorzügliches Futter, welches davon nicht nur viel, sondern auch wohlschmeckendes Fleisch ansetzt.“

Auflösung des Räthsels in № 6:

Frohlocken.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 8. Freitag, 19. Januar 1872.

* In Straßburg.

Erzählung von Emilie Heinrichs.

(Fortsetzung.)

„Ist mir auch unbegreiflich, ich brenne ordentlich vor Begierde, diesem Straßburger deutsche Geschichts-Lektionen zu geben. Noch sind nicht volle zweihundert Jahre verflossen, und der Elsäßer hält sich trotz seiner deutschen Mundart und seines deutschen Namens für einen Vollblut-Franzosen."

„Na, zweihundert Jahre sind immerhin eine hübsche Zeit," meinte Stauffen sinnend.

„Freilich, aber doch nicht lang genug, sein Vaterland so ganz zu verleugnen!" rief Ferdinand eifrig; „konnten früher auch just nicht große Sehnsucht nach unserm zerstückelten Deutschland haben. Aber jetzt präsentirt sich das doch anders, und ich denke, man kann heute schon stolz darauf sein, ein Deutscher zu heißen. Der Elsäßer hat die alte deutsche Treue und Ehrlichkeit freilich immer bewährt, z. B. in der ersten französischen Republik, wo Straßburg sich so wacker und ächt deutsch für den unglücklichen König erklärte.

Ob es jene Zeit mit ihren Republikanern so ganz und gar vergessen haben sollte, wie die alte Mutter Germania? Die Jakobiner machten wenig Federlesens mit den Straßburger Bürgermeistern, die sie einkerkerten und hinrichteten, weßhalb die Stadt auch so viel von Bonaparte, als dem Erretter vor den Gräueln der Republikaner, hielt. Ich denke, die künftige Generation Straßburgs wird mit Lust und Liebe zum großen deutschen Vaterlande, dessen treue Wacht am Rhein sie bilden wird, halten und sich nicht wieder zurücksehnen zu einer Nation, die in einem Jahrhundert ein halbes Dutzend mal ihre Regierungsform verändert und die wahre Freiheit nie begreifen lernt."

Stauffen blickte Ferdinand erstaunt an und meinte dann lächelnd, an ihm sei ein großer Professor verdorben.

„Mein Vater," setzte er dann etwas zögernd hinzu, „denkt übrigens nicht so vom deutschen Vaterlande, — er haßt die Preußen."

Ferdinand schüttelte verwundert den Kopf.

„Er haßt die Preußen?"

„Ja, recht gründlich, Freund! — Die Sache ist ganz einfach: meine Eltern haben 1866 den ältesten Sohn in jenem Krieg verloren, Das können sie nicht vergessen."

„Ja so, Das ist fatal," nickte Ferdinand nachdenklich, „aber," setzte er mit einer energischen Bewegung hinzu, „das sind unglückliche Dinge, welche vergessen werden müssen. Ich denke mir, daß jenes Jahr 1866 auch nothwendig war zur Reinigung der dumpfen Atmosphäre, welche auf Deutschland lag und keine Größe und Einigung aufkommen ließ. Wir Hamburger waren auch nicht zufrieden, daß wir unsere Hanseaten aufgeben mußten und mit ihnen unsere stolze, armselige politische Selbstständigkeit. Und wenn Du Dir einen Hamburger Krösus auf Posten denkst, dann wirst Du die Unzufriedenheit unserer Geldfürsten begreiflich finden. Jetzt ist das Alles überwunden, und dieser Krieg mit seinen glorreichen Erfolgen läßt keinen partikularistischen Gedanken zur Geltung kommen. Da sind unsere Nachbarn, die Schleswig-Holsteiner, die ihr Heil nur einzig von einem Augustenburger erwarteten, und dann die Hannoveraner, welche am Ende Ursache zum Schmollen haben und von ihren Kindern Desertion, und Gott weiß, was Alles prophezeiten. Schau hin nach Saarbrücken und Metz, wo sie wie die Löwen gekämpft und die alte Treue der Niedersachsen so glänzend bewährt haben; ich hätte es Niemand rathen mögen, an ihrer deutschen Treue und Ehre zu

zweifeln. Ja Freund, solche Thatsachen machen stolz und unüberwindlich, und der Franzose, welcher auf den Verrath und Abfall der deutschen Stämme seinen Eroberungsplan baute, sieht sich schmählich betrogen und in der eigenen Falle gefangen. Drum ein Hoch dem Süden und dem Norden, die sich treu die Hand gereicht in Noth und Tod!"

Die Soldaten, welche umherstanden und -lagerten, brachen bei diesen mit erhobener Stimme gesprochenen Worten in ein donnerndes Hoch aus, das sich von Batterie zu Batterie fortpflanzte und mit der „Wacht am Rhein" endete.

Ferdinand war einmal in den vollen Strom der Begeisterung gerathen, aus der so leicht kein Weg zu finden ist. Er wollte sein oratorisches Talent auf's Neue einem weiteren Kreise zeigen, als plötzlich eine Granate von Straßburg herübersauste und in seiner Nähe explodirte.

„Guten Morgen!" rief lachend ein Kanonier.

„Wollen unsern Dank sagen," nickte ruhig Lieutenant Stauffen.

Und eine wohlgezielte Bombe flog als Gegengruß hinüber zum Feinde.

„Das ist der Funken, welcher die alte deutsche Herrlichkeit dort drüben aus der Asche wecken soll," rief Ferdinand Wallner vergnügt und mit lauter Stimme Schenkendorf's prophetische Dichterworte recitirend:

„Wie tief auch noch versunken
Die alte Herrlichkeit:
In Asche glüht ein Funken,
Wir wecken ihn zur Zeit.
Es kommt ein Tag der Rache
Für aller Sünden Haupt,
Dann sieget Gottes Sache,
Dann schauet, wer geglaubt.

Dann wollen wir erlösen
Die Schwester fromm und fein
Aus der Gewalt der Bösen,
Die starke Burg am Rhein,
Die Burg, die an den Straßen
Des falschen Frankreichs liegt,
In der nach ew'gen Maßen
Erwin den Bau gefügt."

Alles lauschte still den herrlichen Worten, welche jetzt durch deutsche Söhne so hehr und blitzschnell in Erfüllung gehen sollten und ein Jeder, selbst der einfachste Soldat, verstand sie und fühlte sich stolz gehoben in dem Gedanken, mitzuhelfen am großen Werke der Wiedererringung dieser Wacht am Rhein, der alten deutschen Reichsveste Straßburg.

Es war ja eben ein so schöner Gedanke, daß dieses Werk durch die nächsten Nachbarn und Brüder, Baden und Württemberg, im Verein mit den Söhnen des preußischen Volkes vollbracht wurde.

Schwere Tage und Nächte waren den unglücklichen Bewohnern Straßburgs noch aufgehoben, der ganze Schrecken einer regelmäßigen Belagerung, eines fürchterlichen Bombardements.

Mag der Kommandant Uhrich auch von Frankreich als Verräther gebrandmarkt werden, er handelte sicherlich als Mensch, wenn er vor dem zu erwartenden Sturm kapitulirte und die Stadt vor dem Letzten, Furchtbarsten bewahrte.

Mit der Melodie: „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein," marschirten die deutschen Soldaten in Straßburg ein, während die Franzosen in ohnmächtiger Wuth und Trauer knirschten, Gefühle, die sicherlich auch gerechtfertigt waren.

Während des Einzuges kamen die armen Einwohner nach und nach aus den Kellerlöchern hervor, um sich scheu und angstvoll nach Verwandten und Freunden zu erkundigen und die neue Garnison mit Neugierde, Zorn oder Trauer zu betrachten.

Zum ersten Male nach langer Zeit konnten sie wieder ohne Gefahr durch die Straßen gehen und frische Luft schöpfen, soweit solche in einer so lange zernirten Festung vorhanden war.

„Will mich doch nun auch einmal nach Monsieur Günther umschauen," meinte Ferdinand Wallner; „war vor zwei Jahren hier, ohne ihn hier zu treffen, er war mit der Familie nach der Schweiz gereist."

„Das wird wohl schwer halten in diesem Gräuel der Verwüstung," erwiederte Stauffen; „ist er reich?"

„Freilich —"

„Dann wird er bei Zeiten sich entfernt haben, Freund, was ihm auch kein Vernünftiger hätte verübeln können."

„Werden sehen, — willst Du mit mir einen Gang durch die Stadt machen?"

„Ja, vorerst zum Münster; muß doch sehen, ob er stark beschädigt worden."

Stauffen war in Straßburg bekannt, sie gingen durch mehrere Straßen, welche fast gesperrt waren von weggeworfenen französischen Armaturstücken, zerbrochenen Gewehren und Säbeln.

Betrunkene Franzosen, auch Turko's, zogen schreiend vorüber.

(Fortsetzung folgt.)

Programm

für die
im Sommer 1872 in Kaiserslautern
stattfindende und unter der
Protektion Sr. Exzellenz des kgl. Staatsrathes und Regierungspräsidenten
Herrn von Braun
stehende

III. pfälzische Industrie-Ausstellung.

(Schluß.)

§. 14.

Am Schlußtage der Ausstellung wird die Verloosung einer größeren Anzahl von Ausstellungsgegenständen, deren Ankauf im Laufe der Ausstellung vom Zentralkomite besorgt wird, unter der Respizienz des kgl. Bezirksamtes dahier vorgenommen, wozu die Genehmigung Seiner Majestät des Königs nachgesucht werden wird.

An alle für die Verloosung angekauften Gegenstände werden Zettel angebracht, enthaltend: Angekauft für die Verloosung.

V. Abschnitt.
Schlußbemerkung.

§. 15.

Jeder Aussteller erhält von dem Spezial- oder Zentralkomite, bei welchem er sich anmeldet, 2 Exemplare Anmeldeformularien und Programme. Von ersteren hat er ein in den einzelnen Rubriken ausgefülltes und mit seiner Namensunterschrift versehenes Exemplar seiner Einsendung beizufügen. Durch die Unterschrift konstatirt der Aussteller sein Einverständniß mit den Bestimmungen des Programmes.

Das Ausstellungskomite hat das Recht, ohne diesen Beleg eingesandte Gegenstände zurückzuweisen.

§. 16.

Das Nähere hinsichtlich der Erfordernisse bei den Einsendungen, der mit der Ausstellung verbundenen Festlichkeiten, der Preisevertheilung, Verloosung rc. wird das unterzeichnete Zentralkomite in öffentlichen Blättern oder durch Zirkulare und Plakate bekannt geben.

§. 17.

Der allenfallsige Reintrag aus diesem Unternehmen soll auf Vorschlag des Zentralkomite's und mit Zustimmung der kgl. Regierung eine die Förderung der gesammten pfälzischen Industrie bezweckende Verwendung erhalten.

Kaiserslautern, im Dezember 1871.

Das Zentral-Komite der III. Pfälzischen Industrie-Ausstellung:

Böckler, Malzfabrikant; Christmann, Bäcker; Karl Gelbert, Bierbrauer; Wilhelm Gelbert, Sattler; v. Gienanth, Fabrikant; Hamm, Glockengießer; Th. Jakob, Kaufmann; Wilh. Jakob, Kaufmann; Jansohn, Lampist; Chr. Karcher, Holzhändler; Kayser, Nähmaschinenfabrikant; Kling, Färber; Kühne, Ingenieur; Kunz, Möbelfabrikant; Laval, kgl. Lehrer der Mechanik; Mahla, Maschinenmeister; Dr. Fr. Medicus, kgl. Bezirksamtmann; Dr. W. Medicus, kgl. Lehrer der Naturgeschichte, Sekretär des Komite's; Menges, Bildhauer; F. Meuth, kgl. Regierungsrath; Neu, Lackirer; Pfeiffer jun., Fabrikant; Raquet, Schlosser und Kassenschrankfabrikant; Rhien, k. Lehrer der Chemie, II. Vorsitzender; Ricker, Apotheker; Rohe, k. Rektor der Kreisgewerbschule, I. Vorsitzender; Schön, Fabrikdirektor; Schöneberger, Fabrikant; Frz. Sommerrock, Baumeister; Thomas, Gastwirth; Dr. Weller, Fabrikdirektor; Dr. Wolpert, kgl. Lehrer der Bauwissenschaften; F. Brozler, Kaufmann.

Literarisches.

Für die Modenwelt. Zum neuen Jahre wollen wir nicht unterlassen, unsere schönen Leserinnen auf ein Blatt aufmerksam zu machen, das den meisten unter ihnen allerdings schon bekannt sein dürfte. Es ist Dies die „Modenwelt“, diese vortreffliche „Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten“, welche längst eine unentbehrliche Freundin und Rathgeberin in Hunderttausenden von Familien geworden. Die diesjährige Jahres-Nummer wird mit einer kurzen, klaren Uebersicht über die neuen Moden eröffnet. Vom bequemen Morgenrock bis zu den Bedürfnissen des Ball-Anzuges ist auf eine Menge hübscher Einzelheiten — Taillen, Berthen, Gürtel, Mäntelchen rc. — Bedacht genommen, besonders noch für eine schöne Auswahl von Kragen, Aermeln und Cravaten gesorgt, welche durch Beifügung von stilvollen Mustern für die bekannte irische und noch zwei neuere Arten der gediegenen Spitzenarbeit

besonders werthvoll werden. Eine Jagdtasche und Gamasche, Börse, Reisekappe und Decke beweisen, daß die Modenwelt auch die „herr"-lichen Mitglieder der Familie nicht vergißt; der Kleinen und Kleinsten gedenkt sie in hervorragender Weise mit Trag- und Laufkleidchen, Lätzchen, Mänteln und Kostümen; und für die heranwachsende Jugend bekundet ein praktischer Geradehalter die mütterliche Fürsorge der allzeit freundlichen Beratherin.

Abonnements (zum Preise von 45 Kr. rh. pro Quartal, resp. 1 Fl. 30 Kr. rh. mit vierteljährlich neun großen kolorirten Modenkupfern werden jederzeit bei allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen.

„Wer Vieles bringt, wird Jedem Etwas bringen." Auf 24 Folioseiten bringt die Neujahrsnummer der Illustrirten Zeitung einen so reichhaltigen und mannigfaltigen Stoff, wie er in keinem ähnlichen Unternehmen zu finden ist. Die Fülle des Gebotenen erstreckt sich auf alle Zweige des politischen und sozialen Lebens, der Wissenschaft und Kunst. Dem Verständniß des Textes gehen die vorzüglichsten Illustrationen (jährlich über 1000 Abbildungen), welche nicht, wie bei ähnlichen Unternehmungen, anderen Journalen entlehnt, sondern nach Originalzeichnungen geschnitten sind, ergänzend zur Hand. Die Anregung, Unterhaltung und Belehrung, welche die Illustrirte Zeitung für alle Kreise bietet, empfiehlt ihre Anschaffung nicht nur Lesegesellschaften, Museen, öffentlichen Bibliotheken, Hôtels und Conditoreien, sondern auch einer jeden gebildeten Familie, und ist ihre Anschaffung durch den verhältnißmäßig billigen Preis (vierteljährlich 2 Thaler) erleichtert.

Mannigfaltiges.

Die französische Thronfolge, die neuerdings wieder die Gemüther beschäftigt, da es wohl wahrscheinlich ist, daß nach dem Ableben der nicht sehr lebenskräftigen gegenwärtigen Republik ein Orleans den französischen Thron besteigt, regt zu historischen Betrachtungen an, die eigenthümlicher Art sind und ein mysteriöses Schicksal in der französischen Thronfolge erkennen lassen. Seit mehr als zweihundert Jahren ist in Frankreich kein Sohn seinem Vater auf dem Throne gefolgt. Ludwig XIV. bestieg 1643 als Sohn Ludwigs XIII. den Thron. Ihm folgte sein Neffe Philipp von Orleans als Regent für den minderjährigen Ludwig XV., den Urenkel des „großen Königs". Auf letzteren folgte sein Enkel Ludwig XVI., der das Schaffot bestieg. Dann kam die Republik; dieser folgte das erste Kaiserreich; aber auch Napoleon I. war es nicht vergönnt, seinen einzigen Sohn den französischen Thron besteigen zu sehen. Ludwig XVIII., der Bruder des hingerichteten Ludwig, nahm die Reihe der Könige wieder auf, ihm folgte sein Bruder Karl X., diesem sein Vetter, der Julikönig Louis Philipp. Wieder kam die Republik und wieder das Kaiserreich. Aber auch der Neffe Napoleons sah seinen Sohn, Lulu, Herzog von Saarbrücken in spe, nicht als seinen Nachfolger, und wenn jetzt wieder auf die Republik eine Dynastie folgen sollte, so sind wenig Chancen da, daß der Sohn den Thron des Vaters einnimmt, da von Seiten der Orleans der Enkel Ludwig Philipps, der Graf von Paris, der am meisten berücksichtigte Kronprätendent ist. Ebenso merkwürdig ist die Thatsache, daß, wenn in Frankreich drei Brüder nach einander regierten, immer beim dritten eine plötzliche Veränderung der Dynastie eintrat, so auch zuletzt bei Karl X. Ferner wurde je der siebente König von Frankreich gefangen genommen. Ludwig IX. (1250), Johann I. (1356), Franz I. (1525), Ludwig XIV. wäre beinahe dasselbe Schicksal in einem der holländischen Kriege begegnet, Napoleon III. aber, der siebente Herrscher nach Ludwig XIV., ist wiederum bei Sedan gefangen genommen worden. Endlich weisen wir noch auf die Bedeutung hin, die die Zahl 18 als Zahl der Regierungsjahre vieler französischer Monarchen hat. Ludwig XII., Louis Philipp, Napoleon III. haben beispielsweise jeder achtzehn Jahre regiert. Ludwig XIV. ist 4×18 (72) Jahre lang König in Franrreich gewesen.

Als die geistvolle Frau Friedrich von Schlegel's (geb. Mendelssohn) einst bei weiblichen Handarbeiten angetroffen wurde und man ihr vorstellte, daß sie eine ihrem Geiste mehr angemessene Beschäftigung wählen sollte, entgegnete sie: „Ich habe immer gehört, daß es zu viele Bücher, nicht aber, daß es zu viele Hemden in der Welt gibt!"

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 9. Montag, 22. Januar 1872.

Feuerwehr-Wacht.

Es braust der Sturm um Mitternacht,
Der Wehrmann stehet auf der Wacht.
Da leuchtet's hell am Himmel dort,
Das reißt den Braven rettend fort.
Geängstigt Herz, magst ruhig sein,
Der Wehrmann setzt sein Leben ein!

Die Flamme schlägt schon wild empor, —
Doch muthig dringt der Brave vor,
Ihn schrecket nicht der Flammen Wuth,
Er rettet Leben, Hab' und Gut.
Geängstigt Herz ꝛc.

Er klimmt empor an morscher Wand,
Sein Leben schützet Gottes Hand;
Und wo Gefahr sich mächtig thürmt,
Da ist der Wehrmann, der Euch schirmt.
Geängstigt Herz ꝛc.

Und ist besiegt der grimme Feind,
Da kehrt er heim, mit sich geeint;
Er hat erfüllt die schwere Pflicht
Und braucht dafür des Lohnes nicht.
Geängstigt Herz ꝛc.

Doch eine Flamme facht er an,
Die läßt er glüh'n, bricht sie sich Bahn, —
Es ist der Liebe heil'ge Glut, — —
Die gibt ihm Stärke, gibt ihm Muth.
Geliebtes Herz, magst ruhig sein,
Der Wehrmann bleibt ja ewig dein!

Und noch schlägt Eins in seiner Brust, —
Er ist sich dessen stolz bewußt, —
Die Liebe für das Vaterland,
Wo seiner Kindheit Wiege stand.
„Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
Der deutsche Wehrmann, er ist dein!"

Robert Schäfer.

---

* In Straßburg.

Erzählung von Emilie Heinrichs.

(Fortsetzung.)

„Nous sommes vendus! Uhrich est un coquin!" hörten unsere beiden Freunde sie vielfach ausrufen.

Das ist das Schicksal tapferer Anführer in Frankreich, fürwahr ein furchtbares Schicksal, für alle Ausdauer in Leiden und Kämpfen dem Undank der Nation geopfert zu werden.

„Wo wohnt Monsieur Johannes Günther?" fragte Ferdinand einen Einwohner, der aus einem großen, halb zusammengeschossenen Hause trat.

Der junge Hamburger war nur ein Mal in Straßburg gewesen und konnte sich in diesem Chaos der Verwüstung nicht mehr zurecht finden; Stauffen kannte wohl Straßen, aber keine Namen.

Der Mann sah sehr bleich und finster aus, er schien seinem Aeußern nach den bessern Ständen anzugehören.

„Sie meinen den Kaufmann Günther?" fragte er auf französisch.

„Denselben," antwortete Ferdinand auf deutsch.

„Sie sehen ihn vor sich mein Herr! — Dieser Trümmerhaufen ist mein Haus."

„Ich bin der Enkel von Gottfried Wallner in Hamburg, mein Großvater trug mir auf, Sie aufzusuchen, Herr Günther!"

Der Kaufmann kämpfte einen Augenblick sichtlich mit sich selbst, dann reichte er dem jungen Hamburger die Hand und hieß ihn willkommen.

„Das heißt, als Geschäftsfreund," setzte er rasch hinzu; „im Uebrigen werden Sie's mir nicht verargen, wenn ich Sie hinwünsche, wo der Pfeffer wächst, besonders in dieser Uniform und bei einer solchen fluchwürdigen Gelegenheit."

„Nach Cayenne also," lächelte Ferdinand gutmüthig; „lassen wir diese Komplimente, mein

werther Herr Günther! — Wir Beide sind ganz gewiß unschuldig an der ganzen Geschichte, und wären die Herren Turko's und Zuaven nach Deutschland als Sieger gekommen, — es gibt hier ja eben nur ein Entweder — Oder —, so hätten wir sicherlich mit noch größerem Rechte jenen liebenswürdigen Wunsch hegen können, da Ihre Nachbarn, die ehrlichen Badenser und Würtemberger doch, wie Sie jedenfalls zugeben müssen, gemüthlicher sind, als die braunen Söhne der Wüste."

Der Kaufmann zuckte ungeduldig die Achseln, doch mochte er wohl als ächter Geschäftsmann im Stillen der vollendeten Thatsache Rechnung tragen und die Freundschaft des jungen Kriegers unter den gegenwärtigen Verhältnissen nach ihrem wahren Werth abschätzen, genug, er zog gelindere Saiten auf, bequemte sich sogar, als Ferdinand konsequent seine Muttersprache beibehielt, dieselbe ebenfalls zu adoptiren, und sprach sie so gut, daß unser Hamburger ein triumphirendes Lächeln nicht unterdrücken konnte.

„Bitte, folgen Sie mir in mein Haus, wenn ich es noch so nennen darf," sprach Günther; „seien Sie mein Gast, Herr Wallner, und auch Sie, Herr Offizier."

„Ja so, ich vergaß, Ihnen meinen Freund, den Lieutenant Stauffen, vorzustellen."

„In welchem Sie keinen Feind mehr erblicken mögen, Herr Günther!" sprach der junge Offizier artig.

Der Straßburger zog eine sauersüße Miene und verbeugte sich; dann schritt er voran in's Haus, dessen Eingang einen vollständigen Trümmerhaufen bildete.

Nicht Alles im Hause war jedoch zertrümmert, einige elegante Zimmer waren noch sehr gut erhalten; dorthin führte sie der Kaufmann.

Fast erschreckt blieben die beiden deutschen Krieger auf der Schwelle stehen, als ihnen eine stolze, junonische Gestalt entgegentrat, — eine schöne, junge Dame mit blauen Augen und blonden Haaren, in tiefer Trauerkleidung.

„Meine Tochter," sprach Günther, sie vorstellend, „Herr Wallner aus Hamburg, Enkel meines langjährigen Geschäftsfreundes, der mich im Auftrage seines Großvaters, den ich hochschätze, aufgesucht, — Herr Lieutenant Stauffen, sein Freund."

„Und unser Feind," versetzte die junge Dame mit flammendem Blick. „Sie werden keine Heuchelei von mir verlangen, meine Herren, ich bin eine ächte Tochter dieses Landes!"

„Und eine ächte Tochter der alten deutschen Reichsstadt Straßburg," fiel Ferdinand mit imponirender Ruhe ein, wobei er die französische Anrede der jungen Dame d e u t s c h beantwortete! „leugnen Sie Ihre Abstammung, mein Fräulein; Ein Blick in den Spiegel muß Sie eines Bessern belehren. Ich wette, daß kein Tropfen französisches Blut in Ihren Adern fließt, und entschuldigen Sie gütigst, wenn ich es sogar wage, Sie mit der trauernden Germania zu vergleichen; so stelle ich sie mir vor, als man Straßburg ihr entriß."

„Sie irren," erwiederte die Dame mit schneidender Schärfe, „ich bin Französin und werde es stets bleiben, wenn die Barbarei auch augenblicklich siegt."

„Still, Jeannette," gebot der Kaufmann fast ängstlich; „die beiden Herrn sind meine Gäste; ich appellire an Ihre Großmuth," wandte er sich an diese, „Sie werden dem gereizten Kinde die Aeußerung nicht nachtragen —"

„Im Gegentheil," fiel Ferdinand lächelnd ein, „was kann das Kind für die Sünden der Mutter? Und Germania hat viel gut zu machen an diesem Kinde, das sie so leichtsinnig dem fremden Räuber gelassen."

Jeannette wandte sich in der Thür um, sie schien ein bitteres Wort auf den Lippen zu haben; ein Blick des Vaters ließ Sie verstummen und sich rasch entfernen.

„Wozu die Plänkelei?" nahm jetzt der ehrliche Stauffen das Wort; „es kommt Nichts als böses Blut dabei heraus. Ich schlage „Neutralität" vor."

„Ein gescheidter Einfall!" rief Günther; „acceptiren Sie den Vorschlag, Herr Wallner?"

„Von Herzen gern", versetzte dieser, „wenn Ihre Fräulein Tochter nur keine Winkelzüge macht, sie scheint viel Haß in sich zu bergen."

„Ganz natürlich," meinte Günther, einen Seufzer unterdrückend, „wir sind französisch und werden es bleiben, verlassen Sie Sich darauf."

„Respektiren Sie die Neutralität," mahnte Stauffen, „der Boden ist hier gefährlicher, als anderswo."

„Ach, wovon soll man denn anders reden, als von seinem Unglück?" seufzte Günther.

„Von der Zukunft," meinte Ferdinand.

„Die ist dunkel."

„Hoffentlich licht und froh, — doch da kommt Fräulein Jeannette!"

Die junge Dame trat in's Zimmer, von einer Magd gefolgt, welche Wein brachte. Sie warf einen feindseligen Blick auf Ferdinand und ordnete dann den Tisch. Bald klangen die Gläser lustig zusammen.

„Worauf stoßen wir denn eigentlich an?" fragte Stauffen.

„Auf die Zukunft des Vaterlandes!" sprach Ferdinand, sich ernst und feierlich erhebend.

Hastig ergriff Jeannette ein Glas.

„Ja, auf die Zukunft des Vaterlandes!" rief sie, exaltirt mit ihm anstoßend, daß der köstliche Wein halb verschüttet wurde.

„Auf den baldigen Frieden!" setzte Stauffen hinzu.

„Für Frankeich ehrenvoller Frieden!" nickte Jeannette, das Glas an ihre Lippen führend.

„Ist es eine Schande, ein jahrelanges Unrecht zu sühnen, mein Fräulein?" fragte Ferdinand ruhig.

„Ein neuer Raub sühnt kein verjährtes Unrecht," entgegnete sie, trotzig die Lippen aufwerfend.

„Ah, was hatte denn Frankreich mit uns im Sinne, im Fall es Sieger blieb?"

„Rechten Sie in diesem Punkte mit Napoleon, mein Herr; mag sich doch Deutschland an ihn halten, der Alles verschuldet."

„Ganz wie Gambetta und Genossen," sagte Ferdinand lachend. „Sie sind also jetzt Republikanerin, mein Fräulein, wie Sie sicherlich einst für Napoleon III. und die schöne Kaiserin geschwärmt haben?

Jeannette preßte zornig die Lippen aufeinander und schwieg.

„Eine solche Wandelbarkeit der Gesinnung finden Sie in Deutschland nirgends," fuhr Ferdinand fort, „darin leistet Frankreich das Unerhörteste, weil das Wort Treue sich bei ihm nicht auf Reue reimt. Doch lassen wir die Bitterkeiten, mein Fräulein! ich kann Sie Ihnen weder als Mann, noch als — Sieger zurückgeben. Im Gegentheil hoffe ich, daß wir über kurz oder lang als wahre Freunde scheiden werden und ich die schöne Tochter Straßburgs noch dereinst einmal in meinem gastfreien Hause an der schönen Alster freundlich begrüßen darf."

„Eher möchte der Rhein seinen Lauf verändern."

„Und Deutschlands Strom nicht Grenze werden," fiel Ferdinand lächelnd ein; „dann sehe ich Sie ganz gewiß in Hamburg wieder, Fräulein!"

Jeannette warf ihm einen vernichtenden Blick zu und verließ rasch das Zimmer.

„Entschuldigen Sie meine Tochter," beeilte sich jetzt Günther zu sagen.

„O seien Sie doch unbesorgt, Herr Günther!" lächelte Ferdinand; „nur der wirkliche, der thatsächliche Verrath wird bei uns bestraft, nicht eine Meinung, die uns nicht schaden oder einen Augenblick im Siegeslauf aufhalten kann."

„Es war hier schlimmer," sagte der Kaufmann gedankenvoll; „ein hiesiger Bierbrauer erlaubte sich, nur eine günstige Meinung von den Preußen zu haben, — er wurde sogleich erschossen."

„Das ist barbarisch und kommt bei uns niemals vor. Besser ist es freilich und auch klüger, mit der Thatsache zu rechnen und sich in das Unvermeidliche zu fügen. Der böse Gedanke führt oft wider Willen zur bösen That."

„Das predige ich meiner Tochter stündlich vor, sie hat kein Ohr dafür, es ist die Exaltation des Unglücks. Hätte sie ihre Mutter noch!" —

„Ach, deßhalb trägt das Fräulein Trauerkleider?"

„O nein, die Mutter ist schon einige Jahre todt, sie trauert um ihr Vaterland."

„Armes, thörichtes Kind!" sprach Ferdinand leise.

Die Herren blieben noch eine Zeit lang beisammen, worauf die beiden Deutschen sich mit dem Versprechen, die Gastfreundschaft täglich zu benutzen, empfahlen.

Als sie sich wieder draußen auf der Straße befanden, sagte Stauffen: „Eine schreckliche Patriotin, diese Straßburgerin, bei der kann man sich auf Gift und Dolch gefaßt machen.

„Meinst Du?" sprach Ferdinand zerstreut.

„Na, meinst Du etwa nicht?" fuhr Stauffen eifrig fort; „ich wette, daß sie lieber heute als morgen die Guillotine hier für uns errichtete und sich zur Freiheitsgöttin proklamiren ließe."

„Unsinn!" rief Ferdinand, „es ist ein prächtiges Weib, eine trauernde, nein, zürnende Germania."

„Am Ende hat sie's Dir gar angethan!" rief der Lieutenant, ängstlich stehen bleibend.

„Warum nicht gar, Mensch! Darf ich sie nicht schön, prächtig, wunderbar finden?"

„Hm, was man mit solchen Augen betrachtet, sitzt schon im Herzen," meinte Stauffen bedenklich; „ich finde sie gar nicht schön, solche Blondinen sind nun einmal mein Geschmack nicht."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine eigenthümliche Entführungsgeschichte wird aus Copiano, einem bevölkerten Flecken in der Nähe von Corte Olona, gemeldet. Ein junger Mann dort hatte ein

gutes Auge auf eine Schöne aus einem benachbarten Dorfe geworfen. Seine Gefühle wurden erwiedert, aber der Vater des Mädchens wies hartnäckig alle Bitten des Freiwerbers zurück. Die Liebenden greifen endlich zum letzten Mittel, das ihnen übrig blieb, zur Flucht, werden aber auf der Reise von einem Oheim der Braut überrascht, welcher, die Verwirrung des Mädchens benutzend, dasselbe in seine Wohnung führt. Der junge Mann ist keineswegs gewillt, auf seine Errungenschaft zu verzichten. Er eilt spornstreichs zur nächsten Gendarmen-Station und schwindelt den Dienern der Gerechtigkeit einen in der Eile improvisirten Roman vor, dessen wesentlicher Inhalt darin bestand, daß ihm seine Frau mit schnöder Gewalt entrissen worden sei. Die Erzählung macht tiefen Eindruck auf den Kommandanten, so daß er sofort zweien seiner Leute den gemessenen Befehl ertheilt, der verfolgten Unschuld Recht zu verschaffen. Zwei Gendarmen begleiten den jungen Mann zur Wohnung des bösen Onkels und befreien die gefangene Schöne, welche nun ungehindert mit ihrem Geliebten die Reise fortsetzt. Die Episode des Vorfalls wird sich vor dem Gerichte abspielen, an welches sich der „Schwiegervater wider Willen" gewendet hat, und es ist die Frage, ob der junge Ehemann die zweite Probe seiner Geistesgegenwart so gut bestehen wird, wie diejenige, die er als Bräutigam abzulegen hatte.

Dr. W. Schlesinger erzählt aus dem Leben des berühmten Augenarztes Dr. Friedrich Jäger folgende Geschichte, welche ihm von dem Sohne des alten Fürsten Milosch Obrenowitsch, dem durch Mörderhand gefallenen Michael Obrenowitsch, mitgetheilt wurde: „Jäger operirte mit gutem Erfolge den alten Fürsten am grauen Staare des einen Auges und erhielt dafür von Milosch ein wahrhaft fürstliches Honorar — zweitausend Dukaten — und überdies machte er der Frau des Professors einen kostbaren Schmuck zum Geschenke. Nach einigen Jahren bekam der alte Fürst den grauen Staar auch an dem andern Auge; er unterzog sich abermals einer glücklichen Operation, und Jäger erhielt dafür — eintausend Dukaten. Wie selbstverständlich, berührte Jäger lange und lange diesen befremdeten Umstand nicht. Aber der alte Milosch war leicht und gern zum Scherzen und Lachen aufgelegt, und als Jäger bei ihm zum Speisen geladen und der Fürst nach Tisch bei besonders guter Laune war, interpellirte Jäger den Fürsten scherzhaft ob dem Unterschiede der Honorare. „Das ist ja ganz natürlich, mein lieber Jäger" — bemerkte der alte Milosch —, „für die glückliche Operation des ersten Auges gab ich Ihnen zweitausend Dukaten, für die zweite nur eintausend; hätte ich noch ein drittes Auge zum Operiren, ich hätte Ihnen gewiß für das zweite auch zweitausend gegeben!"

(Zehn Jahre der Zeitungen.) Der neuerschienene Katalog der Annoncen-Expedition von Haasenstein und Vogler liefert interessante Anhaltspunkte über die Entwicklung der Tagespresse. Im Deutschen Reiche erscheinen 1743 Tagesblätter, in Oesterreich-Ungarn 268, in der Schweiz 252, in Frankreich 392, in Belgien 196, in den Niederlanden 174, in Großbritannien 1253, in Dänemark 96, in Schweden-Norwegen 184, in Rußland 160, in Italien 333, in Spanien 91, in Portugal 26, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 622, im übrigen Amerika 141, in Asien 57, in Afrika 50 und in Australien 75. Wir nehmen den Katalog der Herren Haasenstein und Vogler von 1862 zur Hand und finden, daß die Zahl der deutschen Blätter (mit Ausnahme Oesterreich's) in diesen zehn Jahren von 1134 auf 1743 gestiegen ist, und zwar hat die größte Zunahme in denjenigen Theilen Deutschland's stattgefunden, wo keine Kaution und Zeitungssteuer die Entwickelung hemmt. Während Preußen's Blätter von 670 im Jahre 1862 auf 951 im Jahre 1872 stiegen, hat Bayerns Tagespresse sich von 139 auf 250 gehoben; Baden hat sogar um 150 Prozent zugenommen (von 30 auf 72 Blätter), Hessen stieg von 32 auf 53 und Württemberg von 72 auf 102. Im Verhältniß die meisten Blätter erscheinen in der Rheinprovinz, nämlich 165, in Brandenburg 125 und in Schlesien 120, die wenigsten in Posen (36) und Pommern (56). In den außerpreußischen Theilen von Norddeutschland war die namhafte Entwicklung in Mecklenburg (sic!) von 23 auf 51 und in Sachsen (von 81 auf 119). Einen wesentlichen Antheil an den Fortschritten der Tagespresse hat die Entwicklung des Annoncenwesens, die von der Firma Haasenstein und Vogler ausging, welche 1862 zwei Bureaux hatte und 1872 zwei und zwanzig Bureaux in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz besitzt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 10. Mittwoch, 24. Januar 1872.

Muttergedanken.

Von C. F. Liebetreu.

Die Kinder, sie schlummern in süßer Ruh',
Sie schlossen die müden Aeuglein zu,
Und ich schaue sie an in's liebe Gesicht
Bei der Abendsonne rosigem Licht.

Und ich sinne und denke und fasse es kaum;
Mir scheint das ganze Leben ein Traum,
Mir scheint das Herz ein gar wunderlich Ding:
Ist es stark? Ist es schwach? Ist es gut? Ist's gering?

Einst als ich in's Aug' des Geliebten geschaut
Und ich Treu' ihm geschworen als seine Braut,
Da sagt' ich beim Abenddämmerschein:
„Nur Dich, nur Dich lieb' ich ganz allein!"

Und jetzt? Ich lieb' ihn wie dazumal,
Trotz manchen Kummers, trotz mancher Qual;
Doch allein? O gewiß nicht! Ihr Kinderchen da,
Euch gehör' ich mit innigster Seele ja!

Für Euch vergieß' ich mein Herzensblut,
Ihr, mein Alles, mein Leben, wie bin ich Euch gut! — —
Mir scheint das Herz ein gar wunderlich Ding:
Ist es stark? Ist es schwach? Ist es gut? Ist's gering?

---

* In Straßburg.

Erzählung von Emilie Heinrichs.

(Fortsetzung.)

„Weil Du selber blond bist," erwiederte Ferdinand, „eigentlich ein wenig impertinent blond, im Uebrigen aber ein hübscher Kerl und, was das Beste ist, ein wackeres, muthiges Herz, ein tapferer Soldat. Am Ende gefällt Dir Diese, Freund Stauffen?"

Er zog seine Brieftasche hervor und nahm eine Photographie aus derselben, die er dem Lieutenant hinreichte.

Dieser betrachtete das Bild sehr aufmerksam und lange, er schien sich nicht davon trennen zu können. Es war ein schönes Mädchen mit schalkhaften Augen und einem tiefen Grübchen im Kinn.

„Schelm im Sinn," sagte Ferdinand, auf das Letztere deutend.

„Aber reizend," erwiederte Stauffen; „wen stellt das Bild vor?"

„Meine Cousine Bertha Sannemann, wenn das Schicksal es will, meine zukünftige Gattin."

„Dann gratulire ich," sprach Stauffen, ihm mit einer merkwürdigen Hast die Photographie hinreichend.

„Gefällt sie Dir besser, als die trauernde Germania?" fragte Ferdinand lächelnd.

„Welche Frage! Diese ist ein Engel, während die Straßburgerin Etwas von einem Dämon an sich hat."

„Ich liebe solche Frauen, sie haben Charakter; doch gleichviel, gefällt Dir das Bild, dann behalte es in Gottes Namen."

„Deine Braut?"

„Ach, wir Hamburger sind nicht so sentimental mit solchen Dingen!" lachte Ferdinand; „bei uns ist Alles praktisch, auf geschäftlicher Basis; was darüber, ist von Uebel. Es ist mir, als sähe ich die kleine Bertha mir freundlich Beifall winken. Behalte also nur ihr Konterfei, wenn's Dir Spaß macht; sollte ich wirklich Sehnsucht nach ihr bekommen, dann laß ich's mir 'mal zeigen."

„Stauffen behielt wirklich das Bild, er verbarg es hastig unter seiner Uniform, machte aber doch ein recht finsteres Gesicht dabei.

„Ich glaube gar, Du legst es an Dein Herz," neckte Ferdinand, der außerordentlich aufgeräumt

schien; „nimm Dich in Acht, die Kleine ist ein Schelm; denk' an das Grübchen im Kinn, sie könnte Dir Herzweh bereiten!"

„Laß die Scherze, Freund!" bat Stauffen unmuthig; „Du scheinst wenig Begriffe von der Ehe zu haben, sonst würdest Du nicht so grenzenlos leichtsinnig darüber schwatzen."

„Na, Bruderherz, laß es gut sein," sagte Ferdinand gutmüthig; „die Geschichte ist noch in weitem Felde. Vielleicht ist Bertha schon verheirathet, wenn ich glücklich heimkehre; die gegenwärtige Völkerwanderung durch Deutschland vereinigt Nord und Süd auf wunderbare Weise, und meine kleine Cousine trägt natürlich das rothe Johanniterkreuz."

„Du bist ein seltsamer Mensch," lächelte Stauffen kopfschüttelnd.

„Nein, Bruderherz, ich bin einfach praktisch und betrachte die Dinge, wie sie sind, nicht, wie sie sein könnten. Apropos, gehst Du zur Armee?"

„Nein, ich werde wohl hier bleiben müssen, — es thut mir leid."

„Warum? Straßburg ist trotz seiner Zerstörung eine höchst interessante Stadt. Kannst Du mich nicht bei Dir behalten?"

„Gewiß, ein Pferd kannst Du doch noch nicht besteigen; ist es Dein Wunsch, dann kostet es nur ein Wort beim Hauptmann."

„Du bist ein prächtiger Mensch, Stauffen! Riskire das Wort, ich zahle es doppelt heim. Sieh, Freund, mich kitzelt die Aussicht, eine Elsässerin zum alten Vaterlande zu bekehren."

„Verbrenn' Dir die Flügel nur nicht, kecker Schmetterling!" sagte Stauffen; „übrigens wirst Du dieses Wunder nicht vollbringen."

„Es gilt die Wette: gewinn ich, dann kommst Du nach dem Frieden auf vier Wochen in meine Heimath."

„Zugestanden," nickte Stauffen, „im andern Falle sehe ich Dich bei mir in Württemberg."

„Abgemacht, natürlich mit dem Vorbehalt, daß wir bis dahin noch am Leben sind, — ein Geister-Rendezvous liebe ich nicht."

„Ist auch nicht nach meinem Geschmack," meinte der ehrliche Stauffen, des Freundes Arm ergreifend, um mit ihm nach dem Münster zu gehen.

Am nächsten Tage stellte sich Ferdinand Wallner wieder bei seinem Geschäftsfreund Günther pünktlich ein. Er kam allein, Lieutenant Stauffen hatte Dienst, schien sich auch nicht viel aus dieser Bekanntschaft zu machen.

Der Kaufmann empfing ihn sehr freundlich und suchte in seiner Unterhaltung jede Art von Politik zu vermeiden; desto mehr fragte er nach dem Großvater, nach Hamburg und den dortigen geschäftlichen Verhältnissen.

„Sind natürlich augenblicklich vom Kriege in Mitleidenschaft gezogen," versetzte Ferdinand achselzuckend, „die Blokade hemmt Handel und Verkehr, Das ist einmal nicht anders."

„Hm, Hamburg wird von dem sogenannten Deutschthum wohl wenig erbaut sein, so wenig wie von diesem Kriege."

„Oho, Hamburg jubelt diesem Kriege zu und bringt mit freudigem Muthe große Opfer," sprach der junge Mann ernst. „Sie dürfen von der alten Hansestadt so niedrig nicht denken; deutsche Ehre steht ihr immer noch höher, als ihr Interesse, obgleich die Aussicht auf eine Wiederholung der ersten Belagerung durch die große Nation auch schwer genug in Frage kam. Frankreich hat diesen Krieg gewollt, hat ihn vom Zaune gebrochen, möge es nun die Folgen tragen und von seiner usurpirten Höhe herabsteigen, welche es zum Schaden der Völker so lange ungerecht behauptet hat! Deutschland beweist in diesem Kriege, daß es nicht allein eine Nation der Denker, sondern auch der That, und somit den ersten Platz im Rathe der Welt einzunehmen berechtigt ist. Und ich denke, daß Straßburg, als ehemalige deutsche Reichsstadt, welche zwei Jahrhunderte nicht zu romanisiren vermochten, stolz darauf sein dürfte, einer solchen glorreichen und ruhmvollen Mutter auf's Neue anzugehören."

„Diese Mutter hat uns ihre Liebe soeben erst recht grausam bewiesen," erwiederte Günther finster.

„Hadern Sie deßhalb mit Frankreich, mein Herr, das uns wahrlich nicht geschont hätte im Falle solcher Siege und kein Erbarmen mit Deutschland gefühlt, um es ganz und gar zu zerschmettern und sich auf unsere Kosten zu vergrößern, während wir nur deutsches Land zurückfordern, das uns 1815 von unsern Verbündeten neidisch vorenthalten worden. Frankreich jammert, daß Europa es im Stiche lasse; auch wir stehen allein, es ist nur Deutschland ohne Deutsch-Oesterreich, das sie vor sich sehen; wohlan, die beiden Nationen haben ihre Kraft gemessen, und Frankreich ist zu leicht befunden, Frankreich, das stets mit Hohn und Spott auf uns herabgesehen, das uns bevormunden, gängeln wollte wie ein unmündiges Kind."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schauspielerdorf.

Die Kehrseite der Medaille von Oberammergau.

Von Franz Wallner.

Mitten im bayerischen Hochgebirge, umgeben von einem reichen Alpenkranz, liegt das Pfarrdorf Oberammergau, welches sich durch seine Aufführungen „des Leidens Christi", Passionsspiele genannt, einen europäischen Ruf erworben.

Von zehn zu zehn Jahren finden diese Darstellungen statt; durch den Ausbruch des Krieges im vorletzten Sommer unterbrochen, sind selbe voriges Jahr wieder aufgenommen worden. Die zahllosen Schilderungen, fast alle lobesvoll, bestimmten mich denn auch, eine ansehnliche Meilenzahl — auf einhundert mehr oder weniger ist es mir im Leben nie angekommen — zurückzulegen, um mir den Genuß dieses einzigen Schauspiels zu verschaffen.

Der nächste Weg aus Mittel- und Süddeutschland führt über den Starnbergersee bis Seeshaupt oder Weilheim, von da über Murnau und den ziemlich hohen Ettalberg nach Ammergau. Den ganzen Weg entlang merkt man, daß „Etwas los ist", denn für Fuhrwerk, Leibesnahrung und Nachtlager fordern unsere „braven Landleute" ganz unverschämte Preise. Wenn man so viel in der weiten Welt herum fährt, wie ich es mein Lebelang gethan, so wird man gewöhnt an die Prellereien betrügerischer Gastwirthe und kommt nicht leicht aus dem Gleichgewicht beim Anblick einer exorbitanten Rechnung; aber Aehnliches, als in diesem Fache der biedere Griesbräu in Murnau und der wackere Metzger Wiesmaier in Oberammergau leisten, ist mir noch niemals vorgekommen! Ich will diese zwei „ehrlichen Bayern" unserer Reise-Vorsehung: Bädeker — zur dringendsten Warnung empfohlen haben. Dagegen habe ich auf der Post in Murnau, trotz der „Passion", treffliches Unterkommen, billige Rechnung und gute Verpflegung gefunden.

Bei unserer Ankunft in dem Schauspielerdorfe, am Tag vor der Aufführung, wimmelte es bereits von Geistlichen und Engländern. Ein storchbeiniger Amerikaner, nicht einer deutschen Silbe mächtig, ging im strengsten Sinne des Wortes von Pontius zu Pilatus und machte allen Hauptpersonen des „G'spüls" Visite. Nachdem er sich vor Jesus verbeugt, demselben dreimal die Hände gedrückt und ihn des größten „respects" versichert hatte, ging er zu Judas, um auch diesem die Beweise „the pleasure of meeting the person" zu geben, und so wanderte das lebende Ausrufungszeichen in der schönsten Sonnengluth von Haus zu Haus, bis das Pensum, das er sich gestellt, abgearbeitet war.

Die Logenplätze fanden wir bereits für drei Vorstellungen vergriffen, jedoch die billigeren Plätze fürchtete man nicht los zu werden. Das Volk hat sich satt gesehen an dem Spektakel, und diese Unterhaltung ist nachgerade zu kostspielig geworden. Dagegen wanderte gegen Abend, theils zu Fuß, theils zu Wagen, eine Schaar von mehr als hundert fidelen Wienern ein, welche der billige Extrazug nach München geführt, und die nun, wohl oder übel, die meisten freilich übel, untergebracht wurden, so schlecht es eben ging.

Ein Gewitter, welches sich in gewaltigen Schlägen entlud, donnerte uns trostlose Aussichten für den nächsten Tag entgegen, und verstimmt und kleinmüthig krochen wir unser vier Personen in eine Stube zusammen; „entweder so," hieß es, „oder gar nicht, also: so!" — Auf's Geschäft verstehen sich die frommen Gläubigen dort ganz vortrefflich! — Die sauberen Waaren der Holzschnitzer, aus welchen der größte Theil der Bevölkerung besteht, liegen lockend ausgebreitet und werden von den englischen Kunden, wenn auch nicht mit Gold, so doch sicher mit Silber aufgewogen; wer Etwas zur Befriedigung seines knurrenden Magens an Speise und Trank haben will, muß sich durch die Menge drängen, um es selbst zu holen. „Fürsten und Grafen thun es," versichert uns die naive Kellnerin, die uns zwar nicht bedient, aber doch die Trinkgeldgulden aus freier Hand apportirt.

Der folgende Morgen fand eine gläubig wallfahrtende Menge auf dem Wege zur Schaubühne, welche außerhalb der Stadt auf einem freien Wiesenplan errichtet ist, rings umgeben von Buden mit Rosenkränzen, Heiligenbildern, Würsten und Käse, Photographieen der „Spüler," des Theaters und der Hauptszenen der Passion.

Die theuersten Plätze — à 3 Gulden — befinden sich ganz im Hintergrund des Zuschauerraumes, erhöht, in der Weise, wie bei uns der „Juchhe", der letzte Platz, angebracht ist. Man hat dabei den Vortheil, durch ein Bretterdach vor Unbilden der Witterung geschützt zu sein und bei der großen Entfernung von der Bühne vom Dialog nur sehr wenig zu verstehen, während

die Besucher der billigen unteren Plätze sehr gut sehen und hören, aber auch dem glühenden Sonnenbrande oder einem etwa eintretenden Platzregen auf den ungedeckten Bänken preisgegeben sind.

Der ungeheure Raum faßt gegen 6000 Personen und ermöglicht bei den sehr hohen Preisen auch eben solche Einnahmen, die im vorigen Sommer, trotz der Unterbrechung durch den Krieg auf gegen 36,000 Gulden sich belaufen haben sollten.

Die Bühne ist mit großem Geschick und mit meisterhafter Fachkenntniß gebaut. In der Mitte des Raumes ist das eigentliche Theater, auf dem ein Theil der Handlung sich abspielt und die vortrefflichen lebenden Bilder gestellt werden. An beiden Seiten der Bühne befinden sich die Häuser von Pilatus und Annas mit reich vergoldetem Balkon, von dem herrab später das Todesurtheil über Jesus gesprochen wird.

Rechts und links sind in sehr anschaulicher Weise, durch praktikable Häuser dargestellt, die Straßen von Jerusalem sichtbar, aus denen sich die Volksszenen nach allen Richtungen hin bilden, die Bühne sich mit den Massen füllt und leert, die reichen Aufzüge entwickeln, kurz die Totalwirkung sich entfaltet. Die Bühne deckt ein Vorhang, auf welchem eine in trefflicher Oelmalerei ausgeführte Ansicht von Jerusalem sich befindet.

Ich hatte schon von den tüchtigsten Federn, von den ehrlichsten und unbefangensten Schriftstellern niedergelegte enthusiastische Schilderungen von dem mächtigen Eindruck gelesen, welchen diese Darstellung der Leidensgeschichte unseres Heilandes auf jeden Zuschauer ausübe, so zwar, daß meine Erwartung auf das Allerhöchste gespannt war. Hunderttausende können doch nicht ohne Grund zu diesem in seiner Art einzigen Schauspiel hunderte von Meilen wandern — obgleich ich zweifle, daß auch Einer zwei Mal zu diesem Zweck die Reise unternommen — ein europäischer Ruf, wie der, dessen sich diese Darstellungen wirklich erfreuen, muß auf festem Grund ruhen: Dies war meine Ansicht von der Sache, und mit dem besten, freudigsten Willen, mich erheben, erschüttern, rühren und begeistern zu lassen, betrat ich das Haus.

Ich komme mir jetzt, nachdem ich acht Stunden lang die „Passion" mit der größten Aufmerksamkeit verfolgt habe, mit meinem individuellen Urtheil vor wie jener Mann, der, nachdem man ihn für verrückt erklärt hat, von allen andern Menschen Dasselbe behauptet und sich allein für zurechnungsfähig hält. (Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Zum Schutze der Maulwürfe.) Ueber die Nahrung eines Maulwurfes theilt ein Augenzeuge der „Schles. Ztg." folgenden interessanten Fall mit: Es war Mitte Dezember v. J., kurz nach dem Eintritt der großen Schneewehen, als Einsender Dieses an einer Jagd zu R. im Kreise Liegnitz Theil nahm. Bei einem kleinen Standtreiben, geschützt hinter einem Schirm von Maisstengeln stehend, sah ich, daß sich ca. 2 Fuß von mir die gefrorene Schneedecke emporhob, und zu meiner Ueberraschung wurde ein Maulwurf sichtbar, der in seinem Rüssel die obere Hälfte einer noch blutenden Feldmaus, als Kopf, Hals, Brust, trug. Der Maulwurf saß vor meinen Augen so eifrig über seiner Beute, daß ich ruhig einen dicken Lederhandschuh anziehen konnte und mit einem raschen Griff das kleine Raubthier, welches die Ueberreste der Maus nicht fahren ließ, erfaßte und in mein bereit gehaltenes Taschentuch barg, welches ich zuband und an den Schirm hing. Das Erstaunen der übrigen Jagdgenossen war kein geringes, als sie sich mit eigenen Augen von dem bisher unglaublich erschienenen Faktum überzeugten. Wohl Jeder nahm sich im Stillen vor, den kleinen Mäusevertilger, der nächstdem bekanntlich nur von Engerlingen, Werren, Regenwürmern rc. lebt, aber keine Pflanzenkost genießt, zu schonen. Nachdem ich dem Gefangenen die Freiheit wiedergegeben hatte, verschwand er, die Ueberreste der Maus immer noch festhaltend, mit rapider Schnelligkeit im Schnee.

(Alexander Dumas und sein Barbier.) Der Verfasser der „Camellienbame" hat einen Barbier, der stark auf die romantische Seite neigt. — „Was haben Sie diesen Morgen, August?" fragte ihn Dumas; „Sie scheinen mir sehr melancholisch zu sein." — „Mein Herr, ich habe durch meine Berechnungen etwas Schreckliches herausgebracht." — „Das wäre?" — „Die Welt geht in den ersten Tagen des neuen Jahres zu Grunde." — „Unsinn!" — „O, es ist nur zu wahr; Vieh und Menschen gehen jämmerlich zu Grunde; ersteres am 2., die Menschen am 4. Januar." — „Welche Verlegenheit! Wer wird mich da am 3. Januar rasiren?"

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 11. Freitag, 26. Januar 1872.

Den Zeitgenossen
zum 18. Januar 1872.

O haltet fest, was ihr errungen,
Die Freiheit fest und euer Recht!
Ihr habt zu oft sie schon versungen,
Zu oft verjubelt und verzecht.

Laßt euch nicht mehr durch süße Worte
Betrügen um des Sieges Lohn;
Die Freiheit sei des Glückes Pforte,
Gerechtigkeit des Reiches Thron.

Doch dräuet uns von allen Seiten
Der Freiheit und des Reiches Feind,
Frisch auf! wir wollen weiter streiten!
Gott schütz' uns, der uns hat vereint!

Hoffmann von Fallersleben.

---

* In Straßburg.
Erzählung von Emilie Heinrichs.

(Fortsetzung.)

„Doch, was streiten wir uns darum? Ihr Schicksal ist nun einmal unwiderruflich beschlossen, und nie soll Straßburg wie das übrige Elsaß es bedauern, wieder deutsch geworden zu sein. Ihre Fräulein Tochter —"

„Ist leider krank," fiel Günther hastig ein, „ich bitte, sie zu entschuldigen."

„Ach, Das betrübt mich tief, — es wird hoffentlich nicht von Bedeutung sein."

„Lieber Himmel, ist es nicht ein Wunder, daß man überhaupt noch lebt nach all' dem Jammer und all' der entsetzlichen Angst?"

„Warum sind Sie überhaupt in der Stadt geblieben, Herr Günther? Ihre Verhältnisse erlaubten Ihnen doch eine Uebersiedelung?"

„Freilich, freilich," seufzte der Kaufmann; „ich bestand auch darauf, mindestens, daß meine Tochter nach der Schweiz sich begeben sollte. Sie war nicht dazu zu bewegen, es ist ein Trotzkopf, Herr Wallner; ich mußte nothgedrungen nachgeben. Jetzt läßt die Spannkraft der Seele nach, die Folgen der ertragenen Leiden machen sich geltend."

In diesem Augenblick wurde an die Thür geklopft. Lieutenant Stauffen trat herein, um den Freund wegen dienstlicher Verhältnisse abzuholen.

„Es ist soeben aus einem Hause auf einen Soldaten geschossen worden," sagte er erregt; „wahnsinnige Menschen, die sich rächen wollen durch Meuchelmord und viele Unschuldige damit in's Verderben stürzen."

Günther wurde sehr unruhig.

„Man hat den Thäter doch ergriffen?" fragte er mit zitternder Stimme.

„Nein, alle Bewohner jenes Hauses, aus welchem der Schuß gefallen, müssen es entgelten. Sie kennen doch Kriegsrecht, mein Herr?"

„Aber Das ist ja fürchterlich," rief der Kaufmann erregt, „Das ist ein barbarisches Kriegsrecht."

„Nicht doch," versetzte Stauffen ernst, „die Kriegsartikel aller zivilisirten Nationen enthalten diesen Paragraphen; es ist Nothwehr in Feindesland."

Günther war sehr bleich geworden, eine furchtbare Unruhe schien ihn zu foltern. Er wollte Etwas sagen und schwieg dann plötzlich.

Die beiden jungen Männer empfahlen sich.

„Ich werde Sie einen andern Weg führen, meine Herren," sprach der Kaufmann hastig. „Der gewöhnliche Ausgang ist nicht sicher, droht dem Einsturze. Bitte, folgen Sie mir gütigst."

Er schritt voran, unsere beiden Freunde folgten verwundert.

Er führte sie durch einen langen Korridor, auf eine Seitentreppe, wie es schien. Es war hier ziemlich dunkel.

Plötzlich wandte sich Ferdinand hastig um, es war ihm, als hörte er ein Geräusch hinter sich auf der Treppe.

„Mörder!“ schrie er auf und zog den Freund heftig zur Seite.

Im nächsten Augenblicke knallte ein Schuß, Ferdinand stürzte getroffen zusammen, von dem entsetzten Stauffen und dem Hausherrn gehalten.

Der Thäter war verschwunden, Günther war außer sich vor Schrecken; der Verdacht der Mitwissenschaft mußte jetzt zwiefach auf ihm lasten, da er so geflissentlich diesen Weg gewählt.

Ferdinand wurde in des Kaufmanns Schlafzimmer gebracht, wo sich Jeannette einfand, welche leichenblaß und entsetzt den Vater anstarrte, als wolle sie auf seinem bleichen Antlitz die Schuld entdecken.

„Ein Arzt!“ befahl Stauffen, dessen ganzes Wesen sich plötzlich verändert und der soldatischen Strenge Platz gemacht hatte, „sorgen Sie dafür, mein Fräulein, daß ein solcher sogleich erscheine.“

„Ich will ihn selber holen,“ rief Günther.

„Nichts da, Sie entfernen Sich nicht von der Stelle, — fort, mein Fräulein, ein Arzt!“

Der Lieutenant stampfte mit dem Fuß. Jeannette flog eilig hinaus.

„Sie sind einstweilen mein Gefangener,“ fuhr Stauffen finster fort, „in Ihrem Hause ist der Mörder, Sie haften für denselben.“

„Um Gotteswillen, Herr Lieutenant!“ stammelte Günther leichenblaß, „wie leicht kann sich ein schlechtes Subjekt in's Haus geschlichen haben, — kann man doch dasselbe nicht einmal verschließen!“

„Ihr Betragen vorhin war mehr als zweideutig, Sie führten uns geflissentlich jenen Weg, um uns vielleicht Beide morden zu lassen; es ist Ihnen nur halb gelungen, ich werde den Freund fürchterlich rächen, verlassen Sie Sich darauf.“

„Ich schwöre Ihnen, daß ich unschuldig bin!“ rief Günther zitternd; „der Schein zeugt wider mich, ich gestehe es, und doch bezweckte ich just das Gegentheil damit.“

„Kann ich mir denken,“ lachte Stauffen bitter auf, „um uns vor der Mordkugel zu schützen, führten Sie uns in jene dunkle Seitentreppe, wo man uns ohne Gefahr abschlachten konnte. Habe ich nicht die Waffe im Nacken gefühlt? Sie hätte mich getroffen, wenn mein Freund mich nicht weggerissen und so gerettet hätte. Die Sache liegt so einfach wie möglich, ich kann und darf Sie nicht schützen.“

Während der junge Lieutenant vor Angst und Aufregung um den Freund fast verging und am liebsten gleich selber Rache genommen hätte an dem feigen Mörder, spielte eine andere Szene in einem abgelegenen Zimmer, das nur zum Theil von der Zerstörung verschont geblieben war.

Hier stand Jeannette bleich und mit flammendem Blicke vor einem jungen Manne in bürgerlicher Kleidung, dessen ganzes Aussehen den Franzosen, dessen Haltung den Militär verrieth.

Es war ein schöner Mann, schlank und kräftig, doch mit einem häßlichen Zug um den spöttischen Mund und in den dunklen Augen, die trotzig vor sich hin schauten.

„Sie sind ein feiger Meuchelmörder, Herr Kapitän!“ sprach sie leise in französischer Sprache, „und haben Sich mit dieser That, die ich verabscheue, entehrt, uns aber in's Verderben gestürzt. Mein Vater ist bereits Gefangener, er wird der Kugel nicht entgehen.“

„Ich bin kein Mörder,“ versetzte der Kapitän trotzig; „wenn ich den Feind vernichte, wo und wie ich ihn treffe, so bin ich im Recht. Und ich freue mich der That, bin stolz auf diesen Schuß, der mich von einem Todfeind befreit.“

„Was hatte Ihnen dieser arme junge Mensch denn noch Besonderes gethan, um ihn so hinterlistig zu morden, Etienne?“ fragte Jeannette mit bebender Stimme.

„Weil ich ihn hasse als Preuße und weil Sie ihn gelobt, Jeannette!“

„Weil ich ihn gelobt,“ wiederholte sie empört, „elende Lüge, mit welcher Sie den Mord beschönigen wollen; — Feigling, willst Du mir die Hälfte Deiner That aufbürden? — Aber was wollte ich denn nur hier? Ah so, Ihnen sagen, daß Sie augenblicklich fliehen sollen; in der nächsten halben Stunde kann das Haus durchsucht werden, der Thäter wird erschossen.“

Der Franzose fuhr empor.

„Ich werde in diesem Wirrwarr und in dieser Verkleidung leicht nach der Schweiz entkommen,“ sagte er hastig, „folgen Sie mir, theure Jeannette!“

„Ich verlasse meinen Vater nicht.“

„Ihm wird Nichts geschehen,“ fuhr Jener eindringlich fort; „die beiden Fremden gingen hinter Ihrem Vater, seine Unschuld ist erwiesen; auf Sie aber kann nach meiner Flucht leicht der Verdacht fallen.“

„Ich fürchte ihn nicht," versetzte sie entschlossen, doch mit einer unsäglichen Verachtung in der Stimme, „auch der Feind hat Achtung vor meinem Geschlecht. Eilen Sie, zweifache Strafe möchte den Kapitän Dupont treffen, wenn man ihn hier entdeckte."

„So leben Sie wohl, Jeannette!" flüsterte der Kapitän, zärtlich ihre Hand ergreifend, die sie ihm mit einer heftigen Bewegung entzog, „bald sehen wir, so hoffe ich fest, uns fröhlicher wieder, und Sie werden mir dann erlauben, um diese kleine Hand zu werben."

„Nimmermehr," rief sie fast drohend, „diese Stunde trennt uns für immer, Kapitän Dupont! Entfernen Sie Sich, bevor die Rache der Deutschen Sie ereilt!"

Sie eilte hinaus; der Franzose sah ihr finster nach und stampfte dann zornig den Boden.

„Ich gehe nicht," murmelte er, „vielleicht ist der Preuße nicht einmal tödtlich getroffen und dann —" Er raffte eilig einige Sachen, die umherlagen, zusammen und schlüpfte ebenfalls hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schauspielerdorf.

Die Kehrseite der Medaille von Oberammergau.

Von Franz Wallner.

(Schluß.)

Ich habe keinen anderen Eindruck empfunden, als den einer, mit großen und reichen Mitteln wirkenden, durch zahlreiche Proben festgefügten Dilettantenaufführung, bei welcher ich Nichts bewundern konnte, als eine meisterhafte Technik, in Stellung der wunderbar schönen lebenden Bilder, der Aufzüge und Volksszenen, eine Technik, welche jedem Regisseur zur größten Ehre gereichen würde. Von wahrhaft hinreißender Wirkung ist nur die Kreuzigung, welche durch die Vortrefflichkeit der Ausführung und der hochtragischen Gewalt des Stoffes einen erschütternden Eindruck ausübt. Es sei hier des Darstellers der Hauptrolle, des Weltheilandes Jesus Christus, von dem Bilderschnitzer Joseph Maier ausgezeichnet gegeben, in allen Ehren gedacht. Mit einem sanften Tenororgan begabt, wird der Mann in allen Räumen des Hauses, ohne sich anzustrengen, verständlich; jede seiner Bewegungen ist edel, einzelne Bilder, z. B. der wunderbar ergreifende Kreuzestod, wahrhaft mustergiltig. Hätten alle Darsteller des Passionsspieles nur annähernd Etwas von diesem Kollegen oder von dem Talent des gleichfalls trefflichen Chorführers, dem der schwierigste und ermüdendste Theil der Vorstellung anvertraut ist, so würde die Langeweile, die während der mehr als acht Stunden langen Aufführung gar mächtig ihre bleiernen Flügel ausbreitet, nicht mehr zwei Dritttheile der Vorstellung unbeschränkt beherrschen können. So aber denke man sich den größten Theil der Künstler im breitesten bayerischen Dialekt, unverständlich bis zur Peinlichkeit agiren, die Handlung sich zehn Mal wiederholend bis zum Kernpunkt, gedehnt und endlos abspielen, und man wird begreiflich finden, daß eine Erhebung, eine mächtige Nachwirkung, ja nur ein dauerndes Behagen an diesem „Kuriosum" nicht aufkommen kann.

Daß auch Andere dieses Gefühl, mit mir theilten, bewies mir nicht nur das einstimmige Urtheil meiner Reisegefährten, sondern auch der Umstand, daß ein Theil der besten Plätze sich während der zweiten Abtheilung des Schauspiels in bedenklichster Weise zu leeren begann. Ich stelle nicht in Abrede, daß die Leidensgeschichte Jesu, der größte und gewaltigste Tragödienstoff aller Zeiten, in volksthümlicher, aber dialektfreier Darstellung von einem wahren Dichter erfaßt, von einem ebenbürtigen Meister komponirt und würdig dargestellt, einen nie geahnten Erfolg auf der deutschen Bühne haben wird, wobei ich freilich die Befürchtung nicht unterdrücken kann, daß sich „ein wahrer Dichter" dazu finden dürfte, der diesen volksthümlichen Stoff mit prophetischen Couplets auf die „Ereignisse von Sedan, Paris oder auf die Wiener Wasserversorgungsfrage" auszuschmücken für nöthig halten könnte! —

Der Ernst und die Würde, mit welcher hier die Leute an ihre Aufgabe gehen, das Streben eines Jeden, bis zum letzten Statisten herab, sein Bestes zu geben, wie wenig Dies auch sei, Dies allein weckt für die Gesammtaufführung das Gefühl der Achtung, die kein Gebildeter derselben versagen wird. Möglich, daß vor Jahren, ehe die Spekulation sich mit diesen Vorstellungen verbunden hat, auch Darsteller, auf kleineren Raum und kleinere Mittel beschränkt, vor einem größtentheils heimischen Publikum sich produzirend, einen mächtigeren Eindruck auf das letztere hervorgebracht haben. Ich wenigstens habe Nichts von den „heißen Thränen,"

dem „krampfhaften Schluchzen," der „maßlosen Begeisterung" bemerkt, die nach der Behauptung des Pfarrers Schöberl in Laibstadt, dessen Schilderung überall verkauft wird, jeden Zuschauer während der Aufführung ergreifen soll. Ich habe, wie gesagt, den besten Willen mitgebracht und es mich eine ansehnliche Summe kosten lassen, um mir Begeisterung und Erhebung damit zu erkaufen, allein ich habe, außer den Momenten, die ich gerne und mit warmem Herzen hier gelobt habe, Nichts gefunden, was mich hätte begeistern können.

Literarisches.

Praktische Tabellen über das neue Maß und Gewicht. Unter der Fluth von Erscheinungen, welche durch die Einführung des metrischen Maßes und Gewichtes hervorgerufen wurde, verdienen die von der Buchhandlung **Lampart u. Comp. in Augsburg** herausgegebenen **„Tabellen"** besondere Empfehlung. **Bayerische Elle** und **Meter** heißt die Tabelle für's Längenmaß; **Bayerisches** und **metrisches Gewicht** die andere. — Beide Tabellen kommen einem wirklichen Bedürfnisse nach und sind vorzüglich dazu geeignet, den schwierigen Uebergang vom Alten zum Neuen Jedermann zu erleichtern.

Nicht nur Geschäftsleuten aller Art, sondern auch jeder Hausfrau werden diese äußerst **praktisch** eingerichteten Tabellen willkommen sein.

Dieselben zeichnen sich vor ähnlichen Zusammenstellungen wesentlich aus durch ihre Uebersichtlichkeit in Folge doppelten Farbendruckes (schwarz und roth). Bei der schönen Ausstattung ist der Preis der Tabellen, unaufgezogen 9. kr., aufgezogen 15 kr., sehr billig. Die Tabelle: **Bayerische Elle** und **Meter** ist außerdem in einer netten Taschenausgabe in Miniatur-Format erschienen, welche vorzüglich zum Gebrauche für Damen und Geschäftsreisende dienen dürfte.

Die **Lampart**'schen **Maß**- und **Gewichts-Tabellen** sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Mannigfaltiges.

(Ehemann und Hagestolz.) Eine Frau haben — meinte in einem Londoner Blatte neulich ein Humorist — heißt so viel als: neugebackenes Frühstück, dampfender Kaffee, runde Arme, rothe Lippen, freundliches Geplauder, ein Hemd, an dem die Knöpfe nicht fehlen, bereitstehender Stiefelknecht, Glück, Wohlbefinden u. s. w.; keine Frau haben bedeutet: Matratzen mit gesprungenen Federn, blaue Nase, ungeheizter Ofen, Eisstückchen im Waschbecken, die Wäsche nicht zurechtgelegt, Strümpfe ohne Ferse, der Morgen-Imbis zäh wie Guttapercha, Hühneraugen, Rheuma, Husten und Schnupfen, kaltgewordenes Mittagessen, Kolik, Rhabarber, kurz jedes nur erdenkliche „kleine Leiden" des menschlichen Lebens.

(Nachbarlich.) Die Gattin eines reichen Bäckers im Quartier St. Antoine (Paris) gab einen Ball zu Ehren des Geburtstages ihrer jüngsten Tochter. Als der Tanz gerade am lebhaftesten und die Unterhaltung in den Nebenzimmern ziemlich lärmend geworden war, bat die Hausfrau ihre Gäste, den Tanz einzustellen — der Nachbar im zweiten Stocke liege in den letzten Zügen, er könne jeden Augenblick sterben. — Allgemeines Stillschweigen und verstörte Mienen. Nach zehn Minuten tritt Madame freudestrahlend in den Saal und ruft ihren Gästen zu: „Er ist gestorben, meine Lieben, Ihr könn fortfahren!"

Ein bemerkenswerthes Inserat läuft durch die englischen Blätter. Dasselbe zieht unter dem mit fetter Schrift gedruckten Titel „Nasenmaschine" die Aufmerksamkeit auf sich. Diese Maschine, sagt der Erfinder, ist eine Vorrichtung, welche bei täglich einstündiger Anlegung die weichen Theile, aus welchen das Riechorgan besteht, so formt, daß selbst eine schlecht geformte Nase sich bald zur hohen Vollendung entwickelt. Jeder kann das Instrument schmerzlos gebrauchen. Preis 10 L. 6 S., wird portofrei zugesendet. Folgt die Adresse des Nasenwohlthäters, welcher auch für 2 P. eine Broschüre über den Gegenstand einschickt.

(Reinigungsmittel.) Es ist den geehrten Leserinnen bekannt, daß die Finger nach dem Kartoffelschälen, dem Enthülsen der Wall- und Hasselnüsse 2c. gewöhnlich eine braune, schwer zu entfernende Farbe annehmen. Letztere beseitigt man nun sehr leicht durch Citronensäure, indem man die befleckten Stellen mit einem Stück einer zerschnittenen Citrone reibt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 12. Montag, 29. Januar 1872.

* In Straßburg.

Erzählung von Emilie Heinrichs.

(Fortsetzung.)

Der Arzt war gekommen und untersuchte die Wunde. Die Kugel war in die Brust gedrungen; er zog dieselbe mit großer Geschicklichkeit heraus und erklärte dann bestimmt, daß der Verwundete, den er bei aufmerksamer Pflege zu retten hoffte, hier bleiben müsse.

Günther beeilte sich, seine volle Bereitwilligkeit zu erklären.

„Er ist in diesem Hause, wo man die Gäste hinterrücks mordet, nicht sicher," sprach Stauffen hart, „ich kann meinen Freund hier nicht lassen."

Der Arzt, ein Straßburger, schrack sichtlich zusammen und warf dem Kaufmann einen besorgten Blick zu.

„Ich bin unschuldig, so wahr Gott lebt!" betheuerte dieser zitternd.

„Sie selber sind nicht der Mörder, Das weiß ich allerdings," erwiederte Stauffen, „doch sein Helfershelfer, der ihm das Wild in den Schuß jagte. Sie sind so strafbar wie der Thäter, ich will und darf Sie nicht verschonen, mein Herr!"

„Mein Vater ist unschuldig," ertönte eine feste Stimme von dem Eingange her, „ich vollbrachte die That, er kannte meinen Vorsatz und wollte Sie retten. Uebergeben Sie mich der Gerechtigkeit und lassen Sie meinen Vater unbehelligt."

„Jeannette! Kind!" rief Günther außer sich, „glaubst Du, ich würde Das dulden?"

„Ich weiß wohl, daß Du Dich für mich opfern würdest, Vater!" erwiederte sie, traurig lächelnd, „es könnte Dir Nichts nützen, ich stürbe mit Dir, ein herrliches Loos in dieser Zeit grenzenloser Schmach."

Stauffen befand sich in einer höchst unerquicklichen Lage; auf diesen Heroismus war er nicht gefaßt, obgleich er fest überzeugt war, daß Jeanette den Mord nicht begangen.

Der Arzt hatte sich angelegentlich mit dem Verwundeten beschäftigt, der sein Bewußtsein wieder erlangt und das Gehörte zu begreifen schien.

Er machte eine Anstrengung, um zu sprechen.

„Still, lieber Herr!" gebot freundlich der Arzt, „Sie dürfen Sich nicht anstrengen."

Stauffen trat zu dem Freunde, der ihn ängstlich bittend anschaute.

„Willst Du in diesem Hause bleiben, mein armer Freund?" fragte Jener leise.

Günther trat rasch hinzu.

„Sie würden mich und meine Tochter dadurch glücklich machen, Herr Wallner!" sprach er mit bewegter Stimme, „nicht wahr, Sie glauben es nicht, daß die fluchwürdige That von uns ausgehen konnte?"

Ferdinand schüttelte langsam den Kopf.

„Der Herr Lieutenant will uns dem Kriegsgericht überliefern," fuhr Günther rasch fort, „es kann Ihr Wille nicht sein; meine arme Tochter wird in diesem Falle mit mir sterben."

Der Kranke warf einen drohenden Blick auf Stauffen und schüttelte wieder den Kopf.

„Es soll also nicht sein, Freund?" fragte dieser düster.

„Nein, nein," tönte es wie ein Hauch von Ferdinand's Lippen.

„Dann sind Sie mir mit Ihrem Leben für ihn verantwortlich," fuhr Stauffen finster fort, „ich werde täglich kommen, mich davon zu überzeugen."

Er drückte des Freundes Hand, küßte ihm die bleiche Stirne und entfernte sich ohne Gruß.

Günther athmete tief auf, als wiche eine Felsenlast von seiner Brust, und warf seiner

Tochter einen unaussprechlichen Blick der Freude zu, den diese nicht bemerkte, da ihre Augen mit starrem, düsterem Ausdruck auf dem Verwundeten ruhten, der sie nicht sehen konnte.

„Ja, mein lieber Herr Günther," sprach der Arzt jetzt, „die allersorgfältigste Pflege ist hier von Nöthen, ich brauche sie Ihnen unter den obwaltenden Umständen nicht noch besonders an's Herz zu legen."

„Er soll gepflegt und behütet werden wie ein Sohn des Hauses," versetzte der Kaufmann eifrig, „meine Tochter wird sich mit Freuden dieser heiligen Pflicht unterziehen."

„Das werde ich ganz gewiß, Herr Doktor!" sagte Jeannette ruhig, und der Arzt ging.

Ferdinand fiel in einen leichten Schlummer.

Acht Tage waren vergangen.

Die unselige That im Hause des Kaufmanns Günther war nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen, die Verwundung des jungen Mannes seiner eigenen Unvorsichtigkeit zugeschrieben worden.

Jeannette wich nicht von seinem Lager, ihr ganzes Wesen schien verwandelt und in aufopfernder Menschenliebe aufgegangen zu sein; der Vater wußte sich nicht mehr in die Tochter zu finden, die einer barmherzigen Schwester glich.

Stauffen theilte sich mit ihr in die Pflege des Freundes, besonders weilte er Nachts an seinem Lager, wo er hinlänglich Gelegenheit fand, das junge Mädchen zu bewundern und ihr im Stillen für sein früheres schroffes Urtheil Abbitte zu thun.

Vielleicht wäre sie nicht so unermüdlich in dieser Pflege und Aufmerksamkeit gewesen, wenn Ferdinand dieselbe hätte sehen und empfinden können. So aber lag er in dieser ganzen Zeit, nachdem schon in der ersten Nacht das Fieber eingetreten, in wilden Phantasieen, welche, nach des Arztes bedenklichem Achselzucken, seinen Zustand derartig verschlimmerten, daß ernstlich für sein Leben zu fürchten stand.

Unter diesen Umständen überlegte es Stauffen mit dem Kaufmann, ob es nicht ihre Pflicht sei, an Ferdinand's Großeltern zu schreiben, die vielleicht viel darum geben würden, den Enkel noch ein Mal wieder zu sehen.

„Sie kennen den Großvater meines Freundes, Herr Günther," sprach der Lieutenant bewegt, „schreiben Sie an ihn, was Sie für gut finden, doch so schnell als möglich; die Ursache der Verwundung möge ihm ein Geheimniß bleiben."

„Das ist der schwerste Brief meines Lebens," seufzte Günther; „wäre doch dieser Kelch wenigstens an mir vorübergegangen; es kann den alten Leuten das Leben kosten!"

Stauffen besann sich einige Augenblicke.

„Da fällt mir ein anderer Ausweg ein," sagte er hastig; „ich schreibe an Ferdinand's Verlobte, ihre Adresse ist mir bekannt, sie kann den Großeltern es schonender beibringen."

Jeannette ging in diesem Augenblicke durch's Zimmer, sie hörte die Worte des jungen Lieutenants, ihr Antlitz, wie Marmor bleich, schien noch um einen Schatten blässer zu werden, — unwillkürlich preßte sie die Hand auf's Herz.

„Thun Sie Das, Herr Lieutenant!" erwiederte Günther, „fügen Sie hinzu, daß mein Haus Jedem der Familie Wallner zur freien Disposition stehe."

Stauffen setzte sich an des Hausherrn Schreibtisch und schrieb sogleich den Brief an Fräulein Bertha Sannemann in Hamburg; ihre Adresse befand sich auf einem Couvert, das ihre Photographie umschloß, welche auf seinem Herzen ruhte.

Der junge Mann, der mit fester, sicherer Hand so manches todbringende Geschütz gerichtet, konnte jetzt das Zittern nicht bewältigen und mußte zwei Mal das Geschriebene kassiren.

Endlich gelangen die folgenden Zeilen:

„Hochgeehrtes Fräulein!

Erschrecken Sie nicht, von fremder Hand ein Schreiben mit dem Feldpostzeichen zu erhalten; doch hielt ich es für meine Pflicht, Ihnen, als einer nahen Verwandten meines Freundes Ferdinand Wallner, die Nachricht zukommen zu lassen, daß ein unglücklicher Zufall ihm eine nicht unbedeutende Verwundung zugezogen, die für mich um so betrübender ist, als er mir dadurch das Leben gerettet. Ich wage es nicht, den Großeltern meines und Ihres Freundes diese Nachricht direkt zu schreiben, hoffe vielmehr, durch Ihre zarte und gütige Vermittlung derselben die Spitze zu nehmen, und füge die Bemerkung hinzu, daß der Kaufmann Johannes Günther, in dessen Hause Ferdinand die liebevollste Pflege genießt, der Familie Wallner im Falle eines Besuches seine volle Gastfreundschaft anbietet. Wenn auch noch nicht all' und jede Hoffnung, das Leben des theuren Freundes zu erhalten, verschwunden ist, so glaubte ich doch mit diesen Zeilen eine heilige Pflicht erfüllen zu müssen. Ihr Sie hochverehrender und ergebener

Karl Stauffen, Artillerie-Lieutenant.

Straßburg, im Oktober 1870."

Nachdem er das Geschriebene noch ein Mal aufmerksam überlesen, um sich zu versichern, keinen Fehler begangen zu haben, couvertirte er es und brachte den Brief selbst auf die Post.

„Solche Briefe sind schwerer, als ich geglaubt," meinte er dann; „wie viel lieber mit der Kugel schreiben und diese an den Feind adressiren, als an ein junges, schönes Mädchen!"

Er seufzte tief und begab sich nach Hause.

Es war um Mitternacht. In dem Krankenzimmer war Alles still wie im Grabe; der Kranke schlummerte. Die Natur schien endlich erschöpft zu sein und die nothwendige Ruhe einzutreten; mit dem anhaltenden Schlaf konnte sich der Zustand zum Besseren wenden.

Athemlos lauschten Günther und seine Tochter dem Schlummer des bleichen jungen Mannes, der sich in diesen wenigen Tagen zum Erschrecken verändert hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Produktionskosten des Rindviehdüngers

sind abhängig von dem Werth des verabreichten Futters und Streumaterials, dann aber auch von den Erträgnissen des Viehstandes, die außer dem Dünger gewonnen werden. Als zutreffendste Weise der Feststellung des Kostenpreises des Stalldüngers ist wohl anerkannt, wenn man den durch Futter, Streumaterial, Wartung u. s. w. entstehenden Aufwand in Rechnung stellt, mit demselben den Ertrag an Fleisch und Milch vergleicht und die sich ergebende Differenz dem Dünger zur Last schreibt. Bei dieser Art der Berechnung entstehen natürlich verschiedene Resultate, je nachdem der Werth des selbsterzeugten Futters angeschlagen wird, der Preis für zugekaufte Futtermittel sich berechnet und die Verwerthung der Erzeugnisse der Thiere eine günstige oder eine ungünstige ist. In der Zeitschrift für die landw. Vereine des Großherzogthums Hessen wird das Resultat einer Berechnung über Produktion von Stalldünger mitgetheilt. Diese Berechnung ist von der Verwaltung eines größeren Gutskomplexes angestellt worden und auf die angedeutete Verfahrungsweise gegründet. Sämmtliche Unkosten sind zusammengestellt und mit den auf den verschiedenen Gütern stattfindenden Milch- und Fleischverkaufs-Erträgen verglichen. Das sich herausstellende Defizit ist auf das Conto des Düngers geschrieben worden, wobei man zu dem Resultate gelangte, daß die Unkosten von 100 Pfd. Stalldünger bis zur Düngerstätte 21 bis 26 kr. betragen, wobei 100 Pfd. des gefütterten Heues zu 2 fl., des Strohes zu 1 fl. 12 kr. und die Kleie zu 3 fl. gerechnet wurden. Der Werth des Stalldüngers gestaltet sich noch etwas höher, wenn man die Marktpreise der in ihm erhaltenen hauptsächlichen Nährstoffe zu Grunde legt. Nach E. Wolff enthalten 100 Pfd. mäßig verrotteter gewöhnlicher Stallmist

0,5 Pfd. Stickstoff . . .	à 42 kr.	—	21 kr.
0,26 Pfd. aufgeschlossene Phosphorsäure	à 16 kr.	—	4 kr.
0,63 Pfd. Kali	à 11 kr.	—	6 kr.
		—	31 kr.

Rechnet man hinzu noch den Werth der übrigen organischen Bestandtheile des Stalldüngers und seiner günstigen physikalischen Eigenschaften, durch welche er sich vor dem Kunstdünger so vortheilhaft auszeichnet, so ist der Werth des Stallmistes zu 33—36 kr. per 100 Pfd. gewiß nicht zu hoch angeschlagen. Es gibt allerdings viel geringwerthigeren Dung, namentlich da, wo geringwerthige Futtermittel verwendet werden, allein bei der vorliegenden Berechnung kommt nur guter mittlerer Dung in Rechnung. Wenn die Produktionskosten des guten Stalldüngers von 21 bis 26 kr. per 100 Pfd. mit seinem wirklichen Werthe von mindestens 35—36 kr. verglichen werden, so ergibt sich, daß Stickstoff, Kali und Phosphorsäure im Stallmiste billiger zu stehen kommen, als in den gewöhnlichen käuflichen Dungmitteln. Daraus ist ferner ersichtlich, daß ein Zukauf und Verbrauch von nicht allzu theuren Kraftfuttermitteln und die dadurch bewirkte Vermehrung des Stalldüngers unter Umständen rentabler sein kann, als ein Zukauf von sogen. künstlichen Düngemitteln. Damit soll indessen nicht gesagt sein, daß es nicht viele Fälle gibt, wo die Verwendung von künstlichen Düngmitteln zweckmäßiger ist.

(Landw. Blätter f. Schwaben u. Neuburg.)

Mannigfaltiges.

(Eine geistreiche Antwort.) Als Wilhelm I. noch Prinz von Preußen war, befand sich in seinem Gefolge ein hoher General, welcher die liebenswürdige Tochter eines reichen Berliner Kaufmanns zur Gemahlin erkoren hatte. Dieser Dame schien jedoch nicht das Glück zu Theil werden zu wollen, in den Hofzirkeln zu glänzen,

wozu sie durch den Rang ihres Gemahls, wie durch ihre Schönheit und ihren Geist berechtigt war, denn was gibt es Härteres, als das Herz einer stolzen Prinzessin? Nun waren aber zu jener Zeit am preußischen Hofe zwei solche dem Rosenalter bereits entblühte hohe Damen, welche sich höchlichst indignirt fühlten, daß — eine Kaufmannstochter sie verdunkeln sollte, und darum ließen sie es nicht an Intriguen und selbst Demüthigungen aller Art fehlen, um der schönen Dame den Besuch der Hofzirkel zu verleiden. Und es gelang ihnen. Die Gemahlin des Generals zog sich in ihr Hotel zurück und ließ ihren Gemahl allein der Einladung zu den Hofzirkeln Folge leisten. Der Prinz von Preußen jedoch, von jeher ein eifriger Bewunderer des schönen Geschlechts und ein besonderer Verehrer gerade dieser Dame, vermißte ihre Abwesenheit sehr, und bei einer Parade nahm er die Gelegenheit wahr, den General über deren Ursache zu befragen. Dieser glaubte der königlichen Hoheit die ganze Wahrheit sagen zu müssen. Darüber nicht wenig entrüstet, bat der Prinz den General, beim nächsten Hofzirkel seine Gemahlin doch wieder mitzubringen, und versprach seinen Schutz vor etwaigen neuen Unbilden. So erschien denn die schöne bürgerliche Dame wieder am Hofe, doch war sie dies Mal mit großem Muthe ausgerüstet, wußte sie doch, daß das Auge eines hohen Beschützers über sie wache, und Das machte sie sicher und ruhig. Kaum hatte sie im Kreise anderer Damen ihren Platz eingenommen, so segelten schon, wie zwei Schwäne mit gebogenen Flügeln, die beiden Prinzessinnen heran und begannen die Neuangekommene zu lorgnettiren. Als aber diese sich erhob und ihre tiefe Verbeugung machte, da trat ihr die eine der Prinzessinnen näher und fragte sie in impertinentem Tone: „Womit handelte Ihr Vater?" — „Mit Sinn und Verstand, Königliche Hoheit!" lautete die Antwort der Dame. In demselben Augenblick trat auch schon der ritterliche Prinz, der Frage und Antwort vernommen hatte, zu den Damen und setzte hinzu: „Und es scheint, die Tochter führt das Geschäft ihres Vaters mit Erfolg fort!" Hierauf bot er der Gemahlin des Generals galant den Arm und führte sie, zum Aerger der verblüfften Prinzessinnen, den Saal entlang. Es bedarf wohl nicht der Erwähnung, daß von diesem Tage an die Gemahlin des Generals, die geistreiche Kaufmannstochter, die gefeiertste Dame in Berlin wurde.

(Erbsenkäse.) In China wird, wie die „Ill. Landw. Ztg." berichtet, aus Erbsen ein Käse gemacht, welcher dem Käse aus Milch ganz ähnlich ist. Die getrockneten Erbsen werden im Wasser zu einem Brei gekocht; derselbe wird durch ein Sieb geschlagen und dann mit Gypswasser zum Gerinnen gebracht, was ziemlich schnell von Statten geht. Die geronnene Masse wird ebenso behandelt, wie der gewöhnliche Käse. Man trennt nämlich die feste Masse durch Pressen von der Flüssigkeit, salzt und formt sie. Nach einiger Zeit hat dieser Käse denselben Geruch und Geschmack angenommen wie der Kuhkäse. In Kanton wird der Erbsenkäse unter dem Namen „Tao fao" öffentlich zum Verkauf auf den Straßen ausgeboten. Namentlich frisch soll er sehr schmackhaft sein.

Scheidelied.

Mel.: Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin.

Ich bin Minister gewesen
Des Kultus und des Lichts.
Jetzt kann ich die Bibel lesen,
Es stört mich weiter Nichts.

Ich habe die Kirche geehret
Durch manche Liebesthat,
Der Geistlichen Würde gemehret
Durch den Oberkirchenrath.

Ich habe redlich gekämpfet,
Mein Amt wohlwollend geübt;
Ich habe das Licht gedämpfet,
Daß es die Augen nicht trübt.

Ich habe das Krumm' und das Schiefe
Erkannt als böses Spiel.
Und gehalten die Regulative
Gar fest mit Vater Stiehl.

Mir galt als vaterländisch
Nur Griechisch und Latein,
Nichts machte mich wetterwendisch:
Die Bildung muß klassisch sein.

Ich habe vom Wahrhaft-Schönen
Den Begriff erst festgestellt,
Und den heidnischen Winkelmanns-Söhnen
Den Kopf erst aufgehellt.

Ich habe Reskripte geschrieben
Und Manchen abgesetzt,
Doch sind genug noch geblieben,
Die lachen mich aus anjetzt.

Jetzt werd' ich wieder ergreifen,
Wozu ich selbst mich schuf,
Und Niemand soll mir keifen,
Ich hätte verfehlt den Beruf.

Hoffmann von Fallersleben.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 13. Mittwoch, 31. Januar 1872.

* In Straßburg.

Erzählung von Emilie Heinrichs.

(Fortsetzung.)

„Gottlob, er schlummert ruhig und fest!“ flüsterte der Kaufmann; „wie wollte ich dem Himmel für seine Genesung danken!“

Jeannette nickte und erwiederte ebenso leise: „Geh' Du jetzt zur Ruhe, Vater; ich wecke Dich nachher.“

„Nein, nein, Du sollst schlafen, Kind! Du wirst krank vom vielen Wachen, bist es schon, Deine Blässe verräth es mir, — o Gott! Das fehlte mir noch nach all' dem Leiden.“

„Ich bin nicht krank, Vater, nicht einmal ermüdet!“ lächelte sie, „schlafen könnte ich doch nicht. Bedenke, daß wir diesem Manne unser Leben, unsere Ehre verdanken. Darum laß mich, bester Vater! Und wenn Du mir eine Liebe erzeigen willst, dann schaffe den Kapitän aus dem Hause, er ist uns jetzt die fürchterlichste Einquartierung.“

„Er will nicht fort,“ seufzte Günther, „Du kennst seine Eifersucht.“

„Sie ist mir verhaßt wie seine Gegenwart,“ flüsterte Jeannette erregt.

„So liebst Du ihn wirklich nicht mehr, Kind? Ich versprach ihm Deine Hand —“

„Willst Du Dein Kind einem Mörder geben?“

„Wir dürfen die That nicht so streng beurtheilen,“ versetzte Günther leise, „die Kriegszeit entschuldigt viel, Haß, Eifersucht, Verzweiflung können den besten Menschen zu einer Uebereilung hinreißen —“

„Nein, Vater!“ flüsterte Jeannette in leidenschaftlicher Erregung, „Du kannst seine That nicht beschönigen, sie ist verabscheuungswürdig, ein Deutscher würde sich niemals dazu erniedrigen. Wäre er Auge in Auge seinem Feinde entgegen getreten, hätte ihn im ehrlichen Kampfe besiegt, ich würde ihn als einen Tapfern gepriesen haben. So aber verabscheue und verachte ich ihn, meine Liebe hat sich in Haß verwandelt, ich würde lieber sterben, als ihm angehören.“

„Sei ruhig, Kind, ich zwinge Dich zu keinem Bündniß, wir sind ja so schon unglücklich genug. Ich gehe jetzt zu ihm, vielleicht gelingt es mir, ihn mit Versprechungen fortzubringen.“

„Versprich Nichts, was Du ihm nicht halten kannst, Vater! Zwischen ihm und mir ist eine unausfüllbare Kluft.“

„Gut, gut, Du sollst mit mir zufrieden sein.“ Er küßte ihr die Stirn und ging.

Jeannette ließ sich in einen Sessel nieder, von dem Kranken ungesehen, die schwarze Kleidung ließ in dem matten Dämmerlicht die Marmorblässe ihres Gesichts nur deutlicher hervortreten.

Wohl eine Stunde saß sie so unbeweglich, — der Kranke hatte sanft geschlummert.

Plötzlich regte er sich und warf sich unruhig umher. Jeannette trat an sein Bett, um ihm einen kühlenden Trunk zu reichen. Er stieß die Hand heftig zurück.

„Germania!“ flüsterte er, „trauerst Du um Deine verlorenen Kinder? Siehe, hier sind sie alle, alle, — wir haben sie wieder erkämpft mit unserm Blute. Der falsche Franzmann liegt darnieder, Sieg! Sieg! —“

Jeannette seufzte und legte ihm leise die Hand auf die fieberheiße Stirne. Er lächelte.

„Wie schön sie ist,“ fuhr er leise fort, „wer kann sich mit ihr vergleichen? — Ich liebe Dich, süße Germania! — Deine blauen Augen und blonden Locken sind deutsch, Du gehörst nicht zum falschen Frankreich. — Straßburg ist deutsch, soll auch deutsch bleiben für immer. Ich winde Dir den Brautkranz, meine blonde Germania, — ich liebe Dich; nur einem deutschen Manne,

der Dich erkämpft, sollst Du angehören. Weg mit dem Franzosenthum, ich nenne Dich Johanna, meine zürnende Germania, Du süßes, geliebtes Weib!"

Jeannette zog rasch ihre Hand zurück, sie zuckte zusammen.

Der Kranke wurde unruhiger, er stöhnte laut und griff nach der Stirn; leise, fast scheu und zagend legte sie ihre Hand wieder auf dieselbe, wobei sie heftig zitterte.

Ferdinand lächelte beruhigt und entschlummerte auf's Neue.

Als seine Athemzüge regelmäßiger wurden, zog sie die zitternde Hand zurück, er schlummerte fort.

Sie beugte sich zu ihm nieder und hauchte einen Kuß auf seine Stirn, worauf sie nach ihrem Sessel zurückfloh und das Antlitz mit beiden Händen bedeckte.

Die Tochter Straßburgs liebte den Feind.

„Ich gehe nicht ohne ihre Tochter, Monsieur Günther!" hatte Kapitän Dupont zu dem Kaufmann gesagt, als dieser ihn flehentlich gebeten, sein Haus zu verlassen und nach der Schweiz zu gehen, wohin er ihm Briefe und Gelder mitgeben wollte. Unter der Verkleidung eines Straßburger Handlungsdieners, den seine Firma deckte, konnte er ungehindert die Stadt verlassen und über'n Rhein gehen.

„Aber wie können Sie eine solche Zumuthung stellen, Herr Kapitän?" hatte Günther ihm empört erwiedert, worauf der Franzose höhnisch gelacht und das Bleiben vorgezogen hatte.

Mehrere Tage waren seitdem wieder vergangen, als eines Morgens zwei Fremde sich im Hause des Kaufmanns Günther melden ließen. Es waren Herr Sannemann und Tochter aus Hamburg.

„Ich komme im Auftrage des Herrn Wallner senior," begann der gemüthliche Onkel Sannemann, „um mich nach seinem verwundeten Enkel zu erkundigen und Ihnen den Dank der Großeltern für alle Liebe, welche Sie dem Ferdinand erwiesen, zu überbringen."

„O, wir haben Nichts weiter als eine Pflicht damit erfüllt," beeilte sich Günther etwas verlegen zu erwiedern.

„Bitte, bitte, wir wissen solche Menschenliebe auch bei uns zu würdigen, mein Herr! Das Wort der Schrift: „Liebet eure Feinde!" ist sicherlich am schwersten zu erfüllen. Der Großvater wäre selber gekommen, wenn nicht die Gattin plötzlich erkrankt; so mußte er mir, dem Onkel des Verwundeten, und meiner Tochter diese Pflicht überlassen. Wie steht's denn mit ihm? — Ist's wirklich so schlimm, wie meine Bertha ahnt?"

„Augenblicklich gottlob besser, als wir zu hoffen gewagt," versetzte Günther; „seien Sie mir denn vor allen Dingen herzlich willkommen in Straßburg, ich begrüße Sie als meine Gäste und bitte nur, die Unbequemlichkeiten und das Mangelhafte des Hauses mit der gegenwärtigen Kalamität zu entschuldigen."

„Ja, ja, sie müssen schrecklich gelitten haben, die armen Straßburger," sagte Herr Sannemann theilnehmend; „ganz Deutschland blickt voll Theilnahme auf die arme Stadt, die dieses Loos sich füglich hätte ersparen können. Aber wir Alle sind auch von Herzen bereit, zu helfen, die Noth zu lindern und das Elend vergessen zu machen; — es rührt sich schon aller Orten, Berlin und Hamburg gehen wie immer, wo es gilt, mit kräftigem Beispiele voran, und nach wenigen Jahren wird Straßburg im deutschen Schmuck sich schöner und sicherer erheben, denn zuvor. Nichts für ungut, Herr Günther!" setzte er rasch hinzu, als er sah, wie der Kaufmann düster vor sich hinblickte, „Sie können uns die Siegesfreude nicht verargen, — wir Deutsche sind eine bescheidene Nation, die Franzosen wären bei solchen kolossalen Triumphen verrückt geworden vor Uebermuth und Eitelkeit."

Günther blickte zerstreut, ihm mochte dieses Wort auch wohl einleuchten, er brach die ihm peinliche Unterhaltung rasch ab und führte seine Gäste in die von seiner Tochter bewohnten Zimmer, wo er sie allein ließ.

Ferdinand war entschieden in der Besserung; das Fieber hatte ihn vollständig verlassen, aber damit auch seine treue Krankenpflegerin Jeannette, die sich nicht mehr an seinem Lager blicken ließ.

Als ihm zum ersten Male das volle Bewußtsein wieder zurückkehrte, fand er sich noch wie in einem Traume und konnte sich auf das Vorgefallene durchaus nicht besinnen.

„Na, laß es gut sein, Bruderherz!" meinte Stauffen, „kommt ja auch gar nicht darauf an. Sollst Dich um Nichts bekümmern, damit Du bald wieder besser wirst."

Erst nach und nach kehrte das Gedächtniß ihm zurück.

„Sag' mir doch, Freund," fragte Ferdinand leise, „habe ich nur geträumt, daß eine trauernde Germania mit blauen Augen und blonden Locken bei mir wacht?"

„Hm, Das war just kein Traum," versetzte Stauffen sehr ernst; „Fräulein Jeannette hat in

der That wie eine barmherzige Schwester bei Dir gewacht und Dich gehegt und gepflegt wie einen Bruder; ihr vor Allem verdankst Du Deine Lebensrettung."

Ferdinand lächelte, eine jähe Röthe überflog das bleiche Antlitz.

„Hab' mich selber darüber gewundert," fuhr der Lieutenant fort, „ihr das Opfer gar nicht zugetraut, zumal bei ihrem fanatischen Franzosenthum."

„Warum kommt sie jetzt nicht mehr?"

„Ja so, Das hätte ich bald vergessen, Dir zu sagen," versetzte Stauffen hastig, wobei die Reihe, zu erröthen, an ihn gekommen zu sein schien; „Dein Onkel Sannemann aus Hamburg ist da, ich schrieb dorthin."

„Das hättest Du bleiben lassen können," murrte Ferdinand; „nun ist der Großvater am Ende auch da, um das Zuckersöhnchen zurückzuholen."

„Der Großvater nicht, aber Deine Verlobte," erwiederte Stauffen zögernd und mit dunkelrothem Gesicht, das der Kranke bei der Dämmerung, die im Zimmer herrschte, nicht bemerken konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Giftmischerin.

Eine Reihe höchst sensationerregender Kriminalfälle, in welche Personen aus der „guten," sogar aus der „besten" Gesellschaft verwickelt sind, hat in diesen Tagen die Aufmerksamkeit des Londoner Publikums in Anspruch genommen. Da ist zuerst die Wiederaufnahme des Tichborne-Prozesses, dessen Ende vorerst gar nicht abzusehen ist; dazu kam die Verhandlung gegen den Mörder seiner Frau, den hochkirchlichen Geistlichen Watson, und nun der Prozeß wegen einer Giftmischerin en gros und von besonderem Raffinement, durch welche im vergangenen Sommer das Publikum des fashionablen Seebades Brighton in Bestürzung und Aufregung versetzt worden war. Angeklagt war in diesem Falle eine Dame aus einer höchst respektabeln Familie und von bisher ganz unbescholtenem Rufe, Fräulein Edmunds, 34 Jahre alt, deren Erscheinnng als höchst „ladylike" geschildert wird. Sie lebte mit ihrer Mutter in sehr guten Verhältnissen in Brighton, wo sie die Bekanntschaft des Dr. Béard machte, der sie in einer Krankheit behandelte. Sie faßte eine leidenschaftliche Zuneigung zu dem Arzte, obwohl dieser verheirathet war, in glücklicher Ehe lebte und an eine Erwiderung der Gefühle des Fräulein Edmunds gar nicht dachte. Ungeachtet Dessen wußte sie sich Zutritt in dessen Familie zu verschaffen, wurde die Freundin seiner Gattin und benützte die Vertrautheit mit derselben zu dem Versuche, sie zu vergiften. Sie gab nämlich einmal der arglosen Frau Chokoladepasten zum Geschenke, die aber vergiftet waren; in Folge des unangenehmen Geschmackes derselben kostete Frau Béard nur von denselben und kam mit einer Krankheit davon. Dr. Béard aber entdeckte in dem Unwohlsein seiner Frau Symptome der Vergiftung, ahnte den verbrecherischen Zusammenhang mit der ihm allerdings bekannten Leidenschaft des Fräulein Edmunds und verbot derselben sein Haus, ohne jedoch gerichtliche Schritte gegen sie einzuleiten.

Die Giftmischerin, die ihre That derart entdeckt sah, gerieth aber in Angst, und um den Verdacht von sich abzulenken, setzte sie das begonnene Verbrechen in großem Maßstabe fort. Sie verbreitete nämlich theils auf dem Wege anonymer Zusendungen, theils durch Geschenke und endlich mittelst eines höchst raffinirten Kunstgriffes in ganz Brighton vergiftete Chokolade-Pastillen und wußte den Anschein zu erwecken, als ob dieselben alle aus einer renommirten Konditorei, deren Besitzer Maynard heißt, stammten. In der That erkrankten mehrere Personen nach dem Genusse der Pasten, und ein kleiner vierjähriger Knabe, Namens Albert Beker, starb daran unter allen Symptomen einer Vergiftung mit Strychnin, wovon man in der That einen Gran in dem Magen der Leiche fand. Der Onkel des Knaben hatte das Konfekt in Maynard's Konditorei gekauft und als Geschenk seinem kleinen Neffen gebracht, der alsbald davon gegessen und nach 20 Minuten eine Leiche war. Auch die erwachsenen Verwandten hatten von der Chokolade gekostet und Uebligkeiten davon bekommen. Wie war es Fräulein Edmunds gelungen, das Gift in den Chokoladenvorrath des Konditors Maynard zu praktiziren? Zuerst hatte sie sich dasselbe von dem Apotheker Garrett verschafft, dem sie sich als Frau Wood vorstellte und von dem sie Strychnin zur Vertilgung von Mäusen verlangte. Sie wußte ihm andere Personen, denen gegenüber sie sich auch als Frau Wood ausgegeben, vorzuführen, um so ihre Identität zu konstatiren, und endlich gab er ihr Strychnin in Quantitäten von zwei Mal zehn Gran, aber

nur gegen ausdrückliche Bestätigung mit der Unterschrift „Wood“ in seinem Geschäftsbuche. Als dann später die Untersuchung wegen der zahlreichen Vergiftungsfälle eingeleitet wurde, wovon auch Apotheker Garrett erfuhr, erhielt er eines Tages durch einen Laufbutschen einen Brief mit der Unterschrift des Coroner Black, der ihn darin aufforderte, sein Geschäftsbuch dem Gerichte vorzulegen. Er folgte das Buch aus und erhielt es nach einigen Stunden wieder; als er es aber später durchsah, entdeckte er, daß die Blätter, auf denen „Fr. Wood“ den Empfang des Giftes bestätigt hatte, herausgeschnitten waren.

Der Brief des Coroner Black war gefälscht gewesen. Durch die Untersuchung wurde bald eine Anzahl zehn- bis zwölfjähriger Jungen eruirt, die auf der Straße von einer Dame aufgefordert worden waren, für sie Chokolade-Pasten aus der Konditorei Maynard zu holen. Für ein kleines Geldgeschenk führten die Knaben den Auftrag aus, aber die Pasten, die sie brachten, waren nie die rechten, und sie mußten das Packet stets zurücktragen und die Pasten gegen andere, kleinere austäuschen lassen. Es stellte sich heraus, daß diese Dame stets Fräulein Edmunds gewesen. Die Angeklagte erschien einmal sogar selbst in dem Laden des Maynard und beklagte sich, daß ihr nach dem Genusse der bei ihm gekauften Pastillen übel geworden sei.

Der Vater des vergifteten Knaben erhielt anonyme Briefe mit der Aufforderung, gegen Maynard klagend aufzutreten; er legte diese dem Gerichte vor, und da ergab sich, daß sie von derselben Hand wie der gefälschte Brief an den Apotheker Garrett, und zwar von Fräulein Edmunds, mit verstellter Schrift geschrieben seien.

Die Angeklagte erklärte sich bei der Eröffnung des Prozesses für „nichtschuldig“ und blieb bei dieser Behauptung auch den gravirendsten Zeugenaussagen gegenüber. Dr. Béard und dessen Frau waren nicht als Zeugen vorgeladen, und diesen Umstand benützte die Angeklagte zu der Behauptung, sie habe in der That ein Liebesverhältniß mit Dr. Béard gehabt, das Folgen habe. Der Vertheidiger plädirte für nichtschuldig wegen Wahnsinns. Diese Annahme wäre in diesem Falle auch berechtigter, als in der Affaire von Watson, denn der Vater der Angeklagten war im Wahnsinn gestorben, ihr Bruder ist seit seiner Kindheit epileptisch und idiotisch, ihre Schwester hysterisch, und sie selbst hatte vor elf Jahren an einer Lähmung gelitten. Aber bei den Geschworenen überwog der Eindruck der Ueberlegung und Planmäßigkeit in der Vorbereitung, Ausführung und Verheimlichung des Verbrechens, und sie sprachen einstimmig das Schuldig aus. Der Gerichtshof verurtheilte die Angeklagte zum Tode. Schließlich kam ein sehr selten üblicher englischer Rechtsgebrauch zur Anwendung.

Aus dem sehr zahlreichen Damen-Publikum, das der Verhandlung beigewohnt, wurde eine Jury von „Matronen“ gebildet, welche unter der Assistenz der Gerichtsärzte die Verurtheilte zu untersuchen hatten, ob ihre Aussage in Betreff des angeblichen Verhältnisses mit Dr. Béard gegründet sei, wie sie behauptet hatte, weil in diesem Falle die Vollstreckuug des Todesurtheils aufgeschoben werden müßte. Es stellte sich aber heraus, daß Dem nicht so sei.

Mannigfaltiges.

(Die Strümpfe.) Im 16. Jahrhundert waren die gestrickten und gewebten Strümpfe noch nicht bekannt; man trug Strümpfe von Wolltuch nach Art der Gamaschen. — Heinrich VIII. erhielt die ersten Strümpfe aus Spanien geschenkt. — Das zweite Paar, welches nach England kam, wurde Eduard IV. von Sir Gresham geschenkt. Auch die Königin Elisabeth erhielt ihre Strümpfe von diesem reichen Manne. — Jakob I. entlehnte ein Paar Strümpfe von dem Grafen v. Mar, um die spanische Gesandtschaft würdig zu empfangen. — Mit der Nadel gefertigte seidene Strümpfe soll Wilhelm Rieder zuerst 1564 in England gemacht haben.

Ein Webstuhl, um Strümpfe zu wirken, soll unter Ludwig XIV. von einem Franzosen erfunden worden sein, der von dem Könige ein Privilegium darauf erhalten, aber abgewiesen wurde, da die Strümpfe, welche er dem König sandte, beim Anziehen zerrissen, weil der von den Strumpfwirkern bestochene Kammerdiener mehrere Maschen an denselben durchschnitten hatte. — In den ersten Zeiten wurde das Stricken blos von den Männern betrieben; indeß scheint sich das weibliche Geschlecht bald diese Kunst angeeignet zu haben, denn im Jahre 1577 strickten schon alle Bauernweiber in England.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 14. Freitag, 2. Februar 1872.

* In Straßburg.

Erzählung von Emilie Heinrichs.

(Fortsetzung.)

„Tollheit und kein Ende, Das fehlt noch!" brummte Ferdinand aufgeregt.

„Um Gotteswillen, Du regst Dich auf," bat der Lieutenant ängstlich, „beruhige Dich, bester Freund; es muß Dir doch eine große Freude sein!"

„Ach was, schöne Freude, — Du mit Deiner Verlobten magst mir da schon eine nette Suppe eingebrockt haben, — nicht wahr, hast es der ganzen Hausgenossenschaft schon verkündigt, daß Fräulein Bertha meine Braut sei?"

„Es kann Dich doch nicht entehren?"

„O, es ist zum Verrücktwerden!" eiferte Ferdinand, „mich zum Bräutigam zu machen, — ich denke gar nicht daran; es ist meine Cousine, ich verabscheue die Heirathen zwischen Verwandten."

„Aber, bester Ferdinand, beruhige Dich doch nur!" bat der arme Lieutenant in Todesangst.

„Es ist himmelschreiend," fuhr der Kranke wie außer sich fort, „verschenkt man denn das Porträt einer geliebten Braut? Würde ich Dir zum Beispiel das Bild der blonden Germania gegeben haben? Mensch, nicht für alle Schätze der Welt!"

Er schloß, wie nach einem heftigen Fieberparoxismus, die Augen und athmete mühsam. Stauffen war in Verzweiflung und fuhr erschreckt zusammen, als in diesem Augenblicke die Thüre leise geöffnet wurde, Onkel Sannemann mit seiner Tochter eintrat und sich behutsam dem Bett näherte.

„Schläft mein Neffe?" fragte er leise.

„Er scheint entschlummern zu wollen," lautete die stotternde Antwort.

Der Lieutenant wagte nicht, das Auge zu erheben, aus Furcht, Bertha's Blick zu begegnen; er fühlte sich muthiger einer feindlichen Batterie gegenüber.

„Der arme Junge, wie bleich und kümmerlich er aussieht," flüsterte der Onkel; „sieh nur, Bertha!"

Bertha sah mitleidig hin und mußte dann, wie von einem magnetischen Strom gezwungen, auf Stauffen blicken, der erröthend wie ein ertappter Schulbube die Augen niederschlug.

„Ich denke, wir stören seinen Schlummer nicht, Vater," meinte sie nach einer Pause; „laß uns einen Spaziergang machen, vielleicht ist der Herr Lieutenant so gefällig, uns zu begleiten."

„Mit dem größten Vergnügen, mein Fräulein!" stammelte dieser verwirrt, „befehlen Sie über mich."

„Na, meinetwegen," nickte Onkel Sannemann, „obgleich ich den Ferdinand erst gern gesprochen hätte; hab' der Großmutter ein Telegramm versprochen."

Sie gingen fort. Günther begab sich zu dem Kranken.

Jeannette blickte ihnen nach.

„Das ist seine Verlobte also," flüsterte sie, „ein hübsches, freundliches Kind; möge er glücklich mit ihr werden!"

Sie schüttelte unwillig eine Thräne ab, die sich gewaltsam in's Auge drängte, und ging in ihr Zimmer.

Ihr Vater saß am Bette des Kranken, der jetzt nicht mehr schlummerte.

„Ihre Verwandten sind angekommen, Herr Wallner!" sagte der Kaufmann freundlich.

„Ich weiß," versetzte Ferdinand, „reichen Sie mir die Hand, Herr Günther."

Dieser that es verwundert.

„Ich muß Ihnen für all' die Liebe und Freundlichkeit danken, die Sie mir bewiesen," fuhr der Kranke erregt fort.

„Um Gotteswillen, schweigen Sie davon, nach Dem, was Ihnen in meinem Hause widerfahren!"

„Sie tragen nicht die Schuld des Attentats, Herr Günther!"

„Ich danke Ihnen für dieses Wort, Herr Wallner!" versetzte der Kaufmann, ihm bewegt die Hand drückend. „Nein, wahrlich, wir sind keine Mörder, meine Tochter war untröstlich darüber."

„Sie hat bei mir gewacht, mich gepflegt —"

„Sie that ihre Pflicht, weiter Nichts; sprechen Sie nicht mehr davon, mein lieber junger Freund, wir sind's, die Ihnen Dank, ja, das Leben schulden."

Ferdinand schwieg, er schien Etwas auf dem Herzen zu haben. Nach einer Weile sagte er leise: „Ich möchte Fräulein Jeannette meinen Dank aussprechen."

„Sie wird ihn nicht annehmen, so wenig als ich —"

Die Magd öffnete die Thüre und winkte ihrem Gebieter. Ein Magistratsdiener berief ihn zum Bürgermeister.

„Ein Geschäft ruft mich," sprach er zu dem Kranken, „ich werde einen Wärter senden."

Ferdinand seufzte und wandte den Kopf zur Seite. Nach wenigen Minuten hörte er die Thüre leise öffnen. Der dicke Teppich machte die Tritte geräuschlos. Es mußte wohl der versprochene Wärter sein.

Der Kranke seufzte wieder und drückte den Kopf tief in's Kissen.

Kein Laut wurde hörbar, als das Athmen des Kranken, — Stunde auf Stunde entrann.

Da erhob sich eine feine, schlanke Gestalt und trat mit unhörbaren Schritten an's Fenster, um die dichten Vorhänge zurückzuschlagen und das Tageslicht hereinzulassen; die Augen des Kranken, den sie jedenfalls schlafend wähnte, verfolgten sie überrascht.

Sie kehrte zurück nach ihrem Sessel und bebte zusammen, als sie seine Stimme vernahm, die leise ihren Namen rief.

Langsam, zitternd trat sie an's Bett.

„Wünschen Sie Etwas, Herr Wallner?"

„Ja, Ihre Gegenwart, mein theures Fräulein! — Ich muß Ihnen danken, mein Herz drängt mich auszusprechen, was es empfindet."

Sie machte eine Bewegung, als wollte sie entfliehen.

„O bleiben Sie!" bat er leise; „bin ich Ihnen so verhaßt?"

„Nein, nein," erwiederte sie hastig und ihre Stimme bebte, „aber Ihren Dank kann ich nicht ertragen, er drückt mich, wie das Gefühl der Schuld."

„Reden Sie nicht so, Jeannette! Sie thun mir unaussprechlich weh."

„Nennen Sie mich Johanna!" flüsterte sie kaum hörbar.

„Johanna," wiederholte er bebend, „so darf ich Sie nennen? O, süßer Name, wie Musik, so keusch und rein, klingt er in meiner Seele wieder. Johanna, Ihre Hand, o nur ein Mal Ihre Hand!"

Sie reichte sie ihm zögernd.

Er preßte sie leidenschaftlich an seine Lippen.

„Lassen Sie mich," flüsterte sie athemlos, „die Aufregung schadet Ihnen, und dann — Ihre Braut —"

„O glauben Sie auch daran!? Nein, nein, es ist ein Irrthum; dieses Mädchen, so gut und lieb es ist, war mir niemals mehr als Cousine, — wir sind nicht verlobt, — ein Familienplan, dem wir Beide niemals zugestimmt, den ein Wort von mir verweht. Ich bin frei, Johanna; noch niemals fand ich ein Wesen, das mein Herz auszufüllen vermocht, bis Straßburg zurückerobert wurde und die blonde Germania mir in diesem Hause entgegentrat; da erst fühlte ich, daß diese alte deutsche Reichsstadt mein Geschick für immer entschieden habe, und in meinen wirren Phantasieen stand ihr Bild so unauslöschlich, daß mir zuweilen war, als lege sich eine weiche, lindernde Hand auf meine fiebernde Stirne und wiege mit süßem Zauber die wilden Schmerzen ein."

Er schwieg und drückte ihre kleine bebende Hand an seine Stirne, an seine Lippen.

(Fortsetzung folgt.)

Einfluß der Behandlung auf die Veredlung der Thiere.

Es ist zwar wahr, daß eine sorgfältige Ernährung der Jungen als wesentliche Stütze der Veredlung angesehen werden muß, ebenso gewiß aber ist es, daß eine sanfte, liebevolle Behandlung von Jugend auf für das ganze Leben hindurch für die Gemüthsart des Thieres von hoher Wichtigkeit ist. Manche, ja viele Landwirthe behandeln oftmals ihre Thiere mit Gewaltthätig-

keit, ohne zu bedenken, daß auch die Thiere mehr oder minder ein Gefühl des Rechts und Unrechts haben.

Von besonderer Wichtigkeit ist es, dafür auch Sorge zu tragen, daß den trächtigen Mutterthieren Nichts an ihrer Pflege abgeht, damit schon im Mutterleibe die Jungen eine ungestörte Entwickelung erfahren. Dazu gehört nicht nur, daß man die Mutterthiere reichlich nährt, sondern auch, daß man sie nicht allzusehr durch Arbeit anstrengt, daß man sie stets reinlich hält und daß man ihnen Bewegung im Freien gönnt.

Thiere fremder Race suche man so viel als möglich zu behandeln, wie es die Thiere in ihrer Heimath genossen.

Wir legten vorhin auf reinliche Haltung Gewicht. Dahin gehört das Putzen der Thiere, sowie das Reinlichhalten der Stallgeräthschaften und Futterbehälter. Wir machten in einem früheren Berichte schon einmal auf das alte wahre Sprüchwort aufmerksam, daß „Putzen halbes Futter" sei. So ist es. Reiben, Striegeln, Bürsten und zeitweises Waschen der Thiere schafft nicht nur den die Ausdünstung verhindernden Schmutz weg, es befördert auch die Thätigkeit der Haut und den gesammten Lebensprozeß, behütet vor Krankheiten und vertreibt das belästigende und störende Ungeziefer. Da diese Arten der Thierpflege bei den verschiedenen Hausthierarten verschieden sind, so können wir uns hier doch nicht speziell darüber aussprechen.

Auch muß man dafür sorgen, daß die Thiere, welche im Stalle leben, eine gesunde Wohnung haben. Dazu gehört vor Allem, daß die sie umgebende Luft rein und mäßig trocken sei. Dies wird der Fall sein, wenn der Stall eine gesunde Lage hat, wenn er aus recht trockenem Materiale gebaut ist und eine oftmalige Erneuerung der Luft zuläßt, weil durch den im Stall befindlichen Dünger, durch die Athmung und Ausdünstung viel unreine Luft entsteht, welche die weitere Ausdünstung, den rechten Stoffwechsel durch Athmung hindert, die Augen und die Lungen angreift und so Uebelstände aller Art erzeugt. Auch an Licht darf es den Thieren nicht fehlen. Helle Wohnungen machen die Thiere munter, beschleunigen den Lebensprozeß und sind daher für Pferde, Zugochsen, junge Thiere aller Art, Milchkühe, Wollschafe, Geflügel durchaus nothwendig. Dunkle Stallungen oder vielmehr der Mangel an Licht machen träg und schlaff, begünstigen die extensive Bildung, den Fleischansatz, die Fettbildung und werden daher für Mastthiere empfohlen. Auch an der hinlänglichen Wärme darf es den Thieren nicht fehlen. Pferdeställe sollen eine Temperatur von 10 bis 14 Grad haben, Milch- und Mastviehställe müssen 14 bis 16 Grad haben; in Schafställen genügt eine Temperatur von 8 bis 10 Grad. In kalten Ställen brauchen die Thiere mehr Futter, als in warmen; zu kalte Ställe erzeugen auch eine rauhe Haut und ein struppiges Haar, zu warme aber erschlaffen die Thiere und machen sie beim Wechsel der Temperatur für Erkältung empfänglich.

(Mannh. Berichte f. Ackerbau 2c.)

Literarisches.

Wie bei dem geläuterten Geschmacke der jetzigen Generation sich das entschieden Gute und Schöne immer Bahn bricht, das zeigt recht überzeugend die im Verlage von A. H. Payne unter dem trefflich gewählten Titel: „Der heilige Krieg" erschienene illustrirte Geschichte des Krieges von 1870--71. Kaum hatte das letzte, wiederum so reich ausgestattete Heft die Presse verlassen, so hat sich auch bereits eine neue Auflage dringend nothwendig gemacht, und der dadurch auf's Neue vor Augen gestellte Ueberblick des Ganzen bietet so außerordentlich viel des Anziehendsten und Großartigsten, daß die wärmste Empfehlung dieses glänzendsten Kriegesgeschichtwerks als eine wirklich angenehme Aufgabe erscheint.

Es bedarf nicht erst vieler Worte, um die Leser für die Lektüre dieses Werkes empfänglich zu machen, denn das Interesse an den verflossenen Kriegsereignissen ist noch so lebendig, wie es sich während des großartigsten und glanzvollsten aller Kriege selbst stets bewährt hat. Und Dies ist auch gar nicht verwunderlich. In vielen tausend Herzen bluten noch die tiefen Wunden, welche der Verlust geliebter Angehöriger unheilbar geschlagen, unter uns wandeln die Tapferen, die entweder mit reichstem Lorbeer geschmückt gesund heimkehrten, oder die sich den Glorienschein des Ruhms vollerfüllter Pflicht gegen das Vaterland nur mit dem Verlust ihrer Gesundheit und des vollen Gebrauchs ihrer Glieder erwerben konnten. Unter uns weilen, die höchste Liebesthätigkeit fordernd, ferner die trauernden Wittwen und hilflosen Waisen der gefallenen Helden, und jenseits der deutschen Westgrenze harrt noch auf schwierigem Posten unsere brave Okkupationsarmee aus. Zu all diesen Beweggründen eines immer wachen

Interesses gesellen sich aber auch die Wahrnehmungen, die Jeder auf dem politischen Gebiete machen kann: das mit dem größten Rechte von der Welt gezüchtigte Frankreich gleicht fort und fort einem Vulkan, dessen Ausbruch früher oder später zu erfolgen droht und uns nöthigt, die Hand am Degenknauf und an der Zündnadel zu behalten, ja der uns tagtäglich die übelduftenden Rauch- und Aschenwölkchen seines Hasses und seiner Frivolität zusendet.

Welcher Deutsche sollte unter solchen Umständen noch der weiteren Anregung bedürfen, seinen Besitzstand durch das prachtvolle Werk „Der heilige Krieg" zu bereichern? Es ist jetzt viel die Rede von der Errichtung eines gigantischen Nationaldenkmals aus Erz und Stein: auch diese Kriegsgeschichte, mit ihren Hunderten vorzüglicher Illustrationen und meisterlich ausgeführten Kunstblättern betrachten wir als ein höchst würdiges Nationaldenkmal, das in jeder Familie und in der Hand jedes Theilnehmers am Kriege einen Ehrenplatz einzunehmen verdient.

Es sei nochmals darauf hingewiesen, daß jedes der reich ausgestatteten, zur wahren Zierde des Lesetisches gereichenden Hefte nur 5 Sgr. = 18 Kreuzer süddeutscher Währung = 30 Kreuzer österreich. Währung, das komplete Werk in Einem Bande 5 Thaler kostet. Die neue Auflage bietet aber ihren Entnehmern noch den überraschend großen Vortheil, daß ihr als Prämie gegen die geringe Nachzahlung von 15 Silbergroschen das gleichfalls im Payne'schen Verlag erschienene prachtvolle Kriegsdepeschenalbum, das apart nur zum Preise von 1 Thlr. 20 Sgr. käuflich ist, beigegeben wird. In seiner typographischen Herstellung ist dieses Depeschenalbum einzig in seiner Art und steht allen Ausgaben obenan.

Weiterer empfehlender Hinweise können wir uns angesichts dieser unschätzbaren Begünstigungen füglich entschlagen, überzeugt, daß jeder im Besitz des Werkes „Der heilige Krieg" sammt Depeschenalbum sich ganz unfehlbar befriedigt fühlen wird.

Mannigfaltiges.

(Ein Jagdstückchen.) Vor einigen Wochen schoß ein ungarischer Jagdpächter einen Rehbock; bei dem Wechsel über ein Ackerfeld verlor er ihn jedoch aus den Augen. Es blieb also Nichts übrig, als seinen Jagdhund zu holen, um mit dessen Hilfe die Beute aufzusuchen. So geschah es auch. Der Hund findet die Spur und verfolgt sie bis zu einem nicht weit entfernten Eisenbahnwächterhaus, wo sie gänzlich aufhörte. Der Pächter tritt in das Wächterhaus und findet dort den alten Bahnwächter vor einer Wiege sitzend und ein Schlaflied summend. Neugierig hob er die Decke von der Wiege auf, denn er wußte, daß der alte Mann keine kleinen Kinder hatte; ehe jedoch die stereotype Frage: „Ist's ein Mädel oder ein Bub'?" über seine Lippen gekommen war, sprang er betroffen zurück, denn dort lag in der Wiege — der Rehbock, den er soeben geschossen, und auf den der alte Fuchs, der Bahnwärter, sich vergeblich die Zähne schon gespitzt hatte.

„Lisette! hat Se de Fisch im Kübel heut' schon frisch Wasser gewe?" — „Ei gar, die hawen ja's alte noch nit g'soffe!"

Lied eines neugeaichten Deutschen.

(Aus dem „Volksfreund".)

Wir sollten eigentlich uns schämen,
Daß wir französisch Maß annehmen,
Doch bringt's im Weltverkehr Gewinn.
Nun ja, wir können viel vertragen,
Und will uns Manches nicht behagen,
So nehmen wir's doch schließlich hin.

Wenn die Franzosen auch vergaßen,
Daß wir nach deutschem Maß sie maßen,
Das soll uns thun nicht weiter leid.
Sie sollen uns doch nie vergessen:
Nach ihrem Maße sie zu messen,
Sind wir von jetzt an auch bereit.

Wenn sie es juckt, uns anzugreifen,
Zieh'n wir mit Trommeln und mit Pfeifen
Entgegen ihnen in's Gesicht.
Wir wollen ihnen deutlich zeigen,
Daß wir uns machten längst zu eigen
Französisch Maß und auch Gewicht.

Wir wollen litern sie und metern,
Sie sollen zittern, sollen zetern,
Als kriegten sie die Schwerenoth.
Wir wollen sie so keilegrammen,
Daß sie vor lauter Wuth entflammen
Und wünschen uns den Höllentod.

Schloß Corvey, den 13. Jan. 1872.

Hoffmann von Fallersleben.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 15. Montag, 5. Februar 1872.

* In Straßburg.

Erzählung von Emilie Heinrichs.

(Fortsetzung.)

Da schreckte sie plötzlich ein kurzes höhnisches Lachen aus dem seligen Selbstvergessen empor; sie wandte sich um und stieß einen Schrei des Entsetzens aus.

Kapitän Dupont stand auf der Schwelle, einen Revolver in der Hand.

„Ah," rief er mit vor Wuth heiserer Stimme, „treff' ich das Täubchen bei dem Habicht? — Warte, Bursche, Du bekamst nicht genug, dies Mal hab' ich besser geladen!"

„Das ist also der Mörder," murmelte Ferdinand, den nicht die leiseste Furcht um das eigene Leben, nur ein furchtbarer Schmerz über vermeintlichen Verrath dieses Hauses durchzuckte.

Jeannette sah den Franzosen mit einem höhnischen Lachen auf den Kranken zielen, rasch entschlossen warf sie sich über Ferdinand und rief: „Jetzt schieße, Mörder, mich kannst Du nicht verfehlen!"

„Um Gotteswillen," stöhnte der Kranke, „dann sterbe ich mit Dir, Geliebte!"

Der Kapitän senkte die Waffe und schritt auf's Bett zu. „Du bist mein, Täubchen!" sagte er, indem er versuchte, sie emporzureißen; „nur Dein Buhle soll sterben!"

Ferdinand umschlang das junge Mädchen, er fühlte langsam das Bewußtsein schwinden.

Da donnerte ein Schuß durch den Raum, der Franzose stürzte mit einem Wuthschrei zusammen.

Auf der Schwelle stand Günther, er hielt eine Waffe in der Hand und lehnte sich bleich an den Thürpfosten.

Er war es, welcher, zurückgekehrt, die furchtbare Situation rasch überschaut und den Kapitän erschossen hatte.

Es wurde laut im Hause, Stauffen war soeben mit den Hamburger Gästen zurückgekehrt. Außer sich vor Schrecken, stürzten sie die Treppe herauf.

„Ich habe einen Mörder unschädlich gemacht," sprach der Kaufmann, sich die Stirne trocknend, „er hatte sich während meiner Abwesenheit hineingeschlichen und meine Tochter wie den Kranken bedroht. Ich glaube die Ueberzeugung zu haben, daß er auch das erste Attentat ausgeführt hat."

Stauffen trat in's Zimmer, er warf einen Blick auf den Franzosen; dieser war todt, wie es schien.

„Dieses Straßburg ist doch sehr gefährlich," meinte Onkel Sannemann, der am ganzen Körper zitterte und die halb ohnmächtige Bertha hielt.

„Schaffen wir den Menschen hinaus, Herr Günther!" sprach Stauffen, der seine ganze soldatische Kaltblütigkeit wiedergewonnen; „ich fürchte doch, daß er mehr Unglück angerichtet, als wir ahnen."

Er bückte sich, um den Franzosen mit hinauszuschaffen, da schrie Bertha plötzlich laut auf und stürzte auf Stauffen zu.

„Er mordet Sie!" schrie sie entsetzt.

Der vermeintliche Todte hatte einen Dolch gezogen und ihn auf des Lieutenants Brust gezückt. „Sachte, Bursche!" sagte dieser, ihm mit starker Hand die Waffe entwindend, „Dich wollen wir schon zahm machen."

Er blickte Bertha dankbar an und schleppte dann mit Günther's Hilfe den Verwundeten hinaus, der nach wenigen Minuten ganz ruhig wurde.

„Er wird doch wohl genug haben," meinte Stauffen; „jetzt vor allen Dingen den Arzt gerufen!"

Jeannette war ohnmächtig, man konnte sie nur mit Mühe aus des bewußtlosen Ferdinand's Armen befreien.

Als der Arzt erschien, war sie schon wieder ganz hergestellt; — auch der Kranke schlug bald die Augen auf, sein erster Blick fiel auf Johanna, deren Namen er mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Glück nannte.

Kapitän Dupont war todt, der Arzt konnte kein Lebenszeichen an ihm entdecken, — dieser, ein verschwiegener Freund des Hauses, sorgte für den Todtenschein und das Begräbniß des Erschossenen, damit der Kaufmann von jeder Untersuchung verschont bleiben konnte.

„Das ist ein verhängnißvoller Empfang in Straßburg," seufzte Onkel Sannemann; „gottlob, daß wir diese Franzosen nur als Gefangene bei uns sehen!"

„Ach, Väterchen," lächelte Bertha, „Gott hat uns just heute hergeführt, um den armen, hübschen Lieutenant vor dem Dolche des heimtückischen Franzosen zu bewahren, ich wäre untröstlich gewesen."

„Wenn Du ihn nicht mehr unter den Lebenden gefunden," nickte Herr Sannemann nachdenklich; „ja, Kind, dann hätte Dich ein Anderer getröstet; in jetziger Zeit heißt's bei den Soldaten: heute roth, morgen todt! Ich wollte aber doch, wir wären erst wieder aus Straßburg hinaus."

„Warum nicht gar," eiferte Bertha, „ich finde es hier ungeheuer interessant. Merkst Du Nichts, Väterchen?"

„Ach, mehr als zu viel, Kind; dieser Günther —"

„Was kümmert mich der, Vater, — ich meine ja die schöne Tochter, sie ist eine prächtige Erscheinung, nicht wahr? Der Lieutenant erzählte mir im Vertrauen, daß Ferdinand sie die trauernde Germania nennt. Ich finde die Idee himmlisch."

„Ja, aber —"

„Aber Du siehst und hörst Nichts, Väterchen! — es ist nicht richtig mit den Beiden."

„Was, Du meinst?"

Er deutete geheimnißvoll auf seine Stirne.

Bertha lachte fröhlich auf.

„O dieses Väterchen! — Ferdinand und die blonde, prächtige Germania, — merkst Du noch Nichts?"

Herr Sannemann blickte sie erstaunt an. „Du meinst am Ende gar, die Beiden liebten sich, wie es in Romanen heißt!"

„Warum nicht auch im wirklichen Leben, Du prosaisches Väterchen?" lachte Bertha schelmisch; „ja, ja, sie lieben sich, die Beiden, Hamburg und Straßburg, ist Das nicht prachtvoll?"

„Hm, ich glaube nicht, daß es viel taugt, Kind! Was wird denn aus unserem Plane? Weißt doch, daß Ihr von Kindheit so zu sagen für einander bestimmt gewesen; soll diese eroberte Festung Dir den hübschen Schatz vor der Nase wegkapern?"

Die muthwillige Bertha war außer sich vor Vergnügen über diesen Gedanken, bis ihr der Vater halb unwillig die laute Lust mit dem Hinweis auf den Kranken und den — Todten untersagte.

Das dämpfte augenblicklich das fröhliche Lachen des Hamburger Kindes, das den Ernst des Lebens noch so wenig empfunden.

Vierzehn Tage blieb Onkel Sannemann mit seiner Bertha in Straßburg. Die Großeltern waren auf telegraphischem Wege längst beruhigt, und wenn auch der Onkel die allergrößte Sehnsucht nach der Heimreise gezeigt, da ihm das Leben und Treiben in der jetzigen Weise hier gar nicht gefiel, so wußte doch Bertha dieselbe immer noch einen Tag hinauszuschieben, zumal Johanna, wie sie sich jetzt konsequent zum Erstaunen des Vaters nennen ließ, ihre treue Alliirte und Freundin geworden war und sie gar nicht wieder fortlassen wollte, ja, dem erschreckten Onkel sogar den unerhörten Vorschlag machte, allein zu reisen und Bertha noch einige Zeit in Straßburg zu lassen.

Endlich erhielt er die Erlaubniß zur Heimkehr; Ferdinand konnte schon wieder einige Stunden des Tages außer dem Bette zubringen und nach Herzenslust mit seiner blonden Germania deutsche Geschichts-Lektionen halten, bei denen er die aufmerksamste Schülerin fand, während Bertha mit Lieutenant Stauffen das Münster und die übrigen Merkwürdigkeiten der alten Reichsstadt bewunderte, bei welcher Gelegenheit er ihr einst zögernd und verwirrt ihre eigene Photographie zeigte.

(Schluß folgt.)

Eugenie und Persigny.

Von Hans Wachenhusen.

(Aus der „Köln. Ztg.")

„La pauvre femme! Elle n'a que trois robes!" (Die arme Frau! Sie hat nur drei Kleider!) so klagte mir im Herbst eine Dame aus Chiselhurst, die mit der exkaiserlichen Familie in engem Zusammenhang steht. Es lief damals

nämlich zum ersten Male die Nachricht durch die Zeitungen, Eugenie sei gezwungen gewesen, ihren Diamantschmuck zu verkaufen, die Familie Napoleon's lebe in den dürftigsten Umständen, so dürftig, daß man für sie eine Kollekte hätte veranstalten mögen. Dann, einige Monate später, erzählte in Paris einer der napoleonischen Schildträger wiederum von den traurigen Umständen dieser Familie, und wiederum lief Das durch alle Zeitungen. Und endlich jetzt vor ganz Kurzem kam die Nachricht, der gute Kaiser habe Hunderte und Tausende von Millionen in den englischen und amerikanischen Banken, und die gute Eugenie habe ihre Diamanten allerdings verkauft, aber nur, weil dieselben so groß wie die Taubeneier, also, daß man sie ohne eine Krone auf dem Haupt nicht tragen könne. Und mit der Krone finden sich ja auch die Diamanten wieder.

Diese erneuten öffentlichen Armuthszeugnisse sollten offenbar nichts Anderes bezwecken, als was Napoleon überhaupt mit seiner Politik des Abwartens im Auge hat. Er kennt die Gedankenlosigkeit, das kurze Gedächtniß der Zeitungspresse, und die französische dokumentirte ihm diese, denn meines Wissens erinnerte sich kein Pariser Journal der Mittheilungen, welche es selbst vor etwa zehn Jahren gebracht, als man wiederholt und immer wiederholt von den Millionen las, welche Napoleon in England, namentlich aber in Amerika in Sicherheit gebracht. Die Zeitungen vergaßen ihre eigenen Nachrichten in dem Maße, daß auch sie zum großen Theile die Mär von Napoleon's Armuth bona fide registrirten — vielleicht absichtlich, um das Volk nicht zu beunruhigen. Denn wenn die französische Nation erfuhr: Napoleon hat Geld wie Heu! so sah sie ihn tagtäglich mit einem Geschwader bei Boulogne landen, so verbreitete sich täglich die Nachricht von Kasernen-Pronunziationen, so sah man in Jedem, der mit dem Journal l'Ordre über die Boulevards ging, einen Bonapartisten, der die Tasche voll von Napoleons habe, also einen beneidenswerthen Menschen, denn Paris ist arm, und wenn's noch lange so fort geht, wird Paris das Geld nehmen, woher und von wem es auch sei!

Arme Leute sind arme Teufel in einer Zeit, wo Jeder nur an die Börse zu gehen braucht, um mit einer Tasche voll Geld nach Hause zu kommen. Arme Kronprätendenten sind nicht gefährlich, denn wie die Erfahrung lehrt, wird man in Frankreich selbst zum Präsidenten nur durch Geld gewählt, und Niemand wird einen Staatsstreich ohne Geld zu unternehmen wagen. In Napoleon's Interesse liegt es offenbar, nicht für einen Milliardär gelten zu wollen, wo er die ganze Nation verarmt weiß; eine Wiedererwerbung von Sympathieen ist ja bei dem großen Unglück des Landes nur möglich durch eine wenigstens scheinbare Gleichheit des Schicksals. Die Nation ist arm; sie wird von Monat zu Monat ärmer. Der furchtbare Druck, den Thiers auf die Bourgeoisie legt, indem er in unglaublicher Verblendung die Besitzenden vor zu hoher Besteuerung schützt, er muß die kleine Industrie darnieder halten, die große lähmen. Jahre hindurch hat der Bürgerstand noch die Folgen aller der Schicksalsschläge, die des Invulits, die der Zerrüttung seines Erwerbes auf seinen Schultern zu schleppen; die Fremden meiden die noch immer andauernden Delirien des „Gehirns der Welt"; Paris war bereits genöthigt, durch Galgenhumor einen Karneval zu affektiren; die ganze Wintersaison ist den Gewerbtreibenden verloren, die Frühjahrssaison wird ebenso dürftig ausfallen; Longchamps mit der glänzenden Descente im Bois de Boulogne wird unmöglich oder nur eine Grimasse sein; der Sommer in Paris wird keine Fremden finden, der Pariser wird seine Villeggiatur nicht beziehen können, weil das ganze Paradies um die Hauptstadt von den Granaten zerstört ist und die Mehrzahl selbst der reichen Bourgeoisie noch nicht im Stande gewesen, selbst die zerschossenen Dächer ihrer Villen wieder aufzurichten, auch die Bäume gefällt sind, unter denen man Schatten suchen könnte — und dabei Steuern über Steuern, Schulden über Schulden, Bankerotte über Bankerotte!

Wer ist heute reich in Paris, mit Ausnahme der Schwindler? Nur die Orleans und Napoleon, sofern man Letzteren noch zu Paris rechnen darf. Thiers hatte Recht in seiner langen Steuerrede. In Frankreich besteht diese tiefe und breite Kluft zwischen dem Reichthum und der Armuth nicht; in Frankreich ist man wohlhabend. In Frankreich ist es selbst bei der mittleren Bourgeoisie Sitte, sich nach dem vierzigsten Jahre von den Geschäften zurückzuziehen und einen Châlet in irgend einer schönen Gegend des Landes zu haben. Die deutschen Truppen hatten vollauf Gelegenheit, sich von der Wohlhabenheit des Mittelstandes in Tausenden der reizendsten Villen zu überzeugen. Die allgemeine Wohlhabenheit zieht sich durch ganz Frankreich, durch alle Klassen mit dem Gefühl eines Behagens, denn alle Ge-

schäfte blühten, Alles florirte, und dieses Behagen schaffte den bürgerlichen Uebermuth. Die Steuern waren hoch, allerdings, aber sie durften es sein; sie standen im Verhältniß zu dem Wohlsein der Bevölkerung; sie gestatteten das Reich-, mindestens das Wohlhabendwerden.

Und jetzt? Die nervöse Gereiztheit gegen die Deutschen entfließt vor Allem dem Umstande, daß Jeder in Frankreich vor den Trümmern seines Wohllebens steht, denn selbst die Liquidation der Kommune wird auf Rechnung der Deutschen geschoben. Um das Alles wieder aufzurichten, bedarf man des Geldes,* mindestens einer Frist pekuniärer Schonung. Anstatt dieser aber fällt ein Regen von Steuern auf die schwer heimgesuchte Geschäftswelt. Mancher würde ohne diesen enormen Zuschlag sich wieder situiren können, so aber verliert er den Muth, die Hoffnung, und da er sich sagt, daß er unverschuldet gelitten, schließt er lieber seine Werkstatt, sein Magazin und wartet der Dinge, die da kommen werden. Herr Thiers bleibt aber trotzdem bei der Ueberzeugung, daß es so am besten, wenn er das Land noch weiter ruinire. In der République des honnêtes gens müssen die honneten Leute vor Allem geschützt werden, und die praktische Weise, in der man nach dem amerikanischen Bürgerkriege die Besitzenden heranzog, existirt für ihn nicht.

Nach Lage der Dinge ist Frankreichs Zukunft, wie Alles in dieser Welt, nur eine Geldfrage, aber in doppelter Weise. Wer richtet den Staat wieder auf? Eine Geldfrage, wenn Dies durch ein Plebiszit geschehen wird, ein Geschäft, in welchem der geübte Schwindler viel mehr Chancen hat, als der ehrliche Mann, also Napoleon mehr als ein Orleans. Wer ist im Stande, Frankreichs alten äußeren Flor wieder herzustellen, durch den alten Luxus die Geldschleußen wieder zu öffnen? Die Dynastie der Korruption sicher viel eher, als die der Bourgeoisie. (Forts. folgt.)

Mannigfaltiges.

(Die Bibel im Kriege.) Im November v. J. geruhte seine Majestät der Kaiser und König dem in Berlin wohnenden Direktor der Bibelanstalten der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft für Deutschland und die Schweiz, Prediger George Palmer Davies, eine Audienz zu gewähren, in welcher derselbe die Ehre hatte, folgende Nachweisung der im deutsch-französischen Kriege durch die britische und ausländische Bibelgesellschaft verbreiteten heiligen Schriften Sr. Majestät zu überreichen.

Von der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft wurden I. durch ihre Angestellten und Bibelboten a. verkauft an gesunde Soldaten zu ermäßigten Preisen: 7730 Bibeln, 174,661 Neue Testamente, 7403 Theile der heil. Schrift (zusammen 189,794 Exemplare); b. verschenkt: 1) an Kranke, Verwundete, Gefangene: 314 Bibeln, 237,144 Neue Testamente, 260,908 Theile, 2) an Hinterbliebene der Gefallenen durch deren Seelsorger: 12,660 Neue Testamente (zusammen 511,026 Exemplare). II. Durch befreundete Gesellschaften *) und Private theils verkauft an Gesunde, theils verschenkt an Gesunde, Kranke, Gefangene: 515 Bibeln, 120,233 Neue Testamente, 138,898 Theile (zusammen 259,646 Exemplare); Gesammtsumme 8559 Bibeln, 544,698 Neue Testamente, 407,209 Theile; überhaupt 960,466 Exemplare.

Auf diese Nachweisung und die damit verbundenen schriftlichen und mündlichen Mittheilungen hat der Kaiser unter dem 30. Dez. v. J. folgendes Schreiben an den Direktor George Palmer Davies zu richten die Gnade gehabt:

„Von den in Ihrer Immediateingabe vom 1. v. M. enthaltenen Mittheilungen über die Wirksamkeit der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft während des Krieges von 1870—71 habe Ich mit dem wärmsten Interesse Kenntniß genommen. Es hat Mich mit wohlthuender Befriedigung erfüllt, zu ersehen, mit welchem Eifer und mit welcher Umsicht Sie im Sinne der von Ihnen vertretenen Gesellschaft bemüht gewesen sind, den Kriegern der deutschen Heere durch Zuführung der heiligen Schrift Gelegenheit zu geben, sich zur Ausübung ihres Berufs im Gottvertrauen zu stärken und in der Stunde der Leiden den Trost der Religion unmittelbar zu empfangen. Ein großartiger Erfolg hat Ihre Thätigkeit belohnt. In Berücksichtigung desselben kann Ich es Mir nicht versagen, Ihnen meine Anerkennung wegen des hohen Verdienstes, das Sie Sich um das geistige Wohl der deutschen Krieger erworben, und Meinen Dank für den reichen Segen, den Sie unter denselben verbreitet haben, hiermit auszusprechen.

Berlin, den 30. Dez. 1871.

Wilhelm."

*) Zu diesem Zwecke wurden auch an andere Gesellschaften und an Private Bücher zu ermäßigten Preisen abgegeben.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 16. Mittwoch, 7. Februar 1872.

* In Straßburg.

Erzählung von Emilie Heinrichs.

(Schluß.)

„Wie kommen Sie zu dem Bilde?“ fragte sie erröthend.

„Ferdinand überließ es mir zum Geschenke,“ antwortete Stauffen verlegen.

„Das Ungeheuer!“ rief sie mit komischem Zorn, „mein Bild zu verschenken.“

„Zürnen Sie ihm deßhalb, mein Fräulein?“ fragte der Lieutenant zögernd; „es war gewiß in guten Händen.“

„Nun, Das bezweifle ich nicht, Herr Lieutenant! Ich kann's dem ungalanten Vetter aber trotz Alledem nicht vergeben.“

„Freilich, das Porträt der Braut!“ meinte Stauffen stockend.

„Ach was, wir waren niemals verlobt,“ lachte Bertha erröthend, „passen auch nicht für einander; ich hab' den Vetter Ferdinand lieb wie einen Bruder, Das ist Alles. Aber selbst das Bild der Schwester verschenkt man nicht so leichtsinnig.“

„Freilich, Sie haben Recht, mein Fräulein! Er sah aber wohl, daß er mich sehr glücklich mit dem Geschenk machte, und ich würde den Besitz desselben auch mit meinem Leben vertheidigen, ausgenommen, wenn Sie es zurückforderten, mein Fräulein!“

Bertha wurde dunkelroth.

„Behalten Sie es immerhin, wenn es Ihnen Freude macht, Herr Lieutenant!“ stammelte sie verwirrt, „aber nur unter einer Bedingung,“ setzte sie muthiger hinzu.

„Verlangen Sie Alles von mir!“

„O, Das könnte Ihnen übel bekommen,“ lachte Bertha schelmisch; „doch Scherz bei Seite, wir reisen bald heim.“

Stauffen seufzte schmerzlich.

„Es betrübt Sie, Herr Lieutenant?“ fuhr Bertha unschuldig fort.

„So können Sie fragen, Fräulein Bertha? Das ist grausam von Ihnen.“

Das junge Mädchen wußte nicht, was es darauf antworten sollte.

„Sie wollten mir die Bedingung nennen, unter welcher ich Ihr Bild mein nennen dürfte,“ begann Stauffen nach einer Weile leise auf's Neue.

„Ja so, was war's doch?“ rief Bertha, sich schnell fassend und einen schelmischen Seitenblick auf ihn werfend; „richtig, Sie müssen mir das Ihrige dafür liefern, Herr Lieutenant, als Erinnerung an Straßburg!“

Stauffen erröthete vor Freude, er hätte sie am liebsten in diesem Augenblicke in die Arme geschlossen und herzhaft geküßt, so unternehmend und kühn fühlte er sich auf einmal ihr gegenüber; doch ging Das ja nicht auf offener Straße, weßhalb er sich begnügen mußte, ihr zärtlich muthig in's schelmische Auge zu schauen und leise, stockend zu erzählen, wie glücklich ihn ihre Bedingung mache, wie er sie schon im Bilde geliebt und nun, da er sie selber in ihrem ganzen Zauber kennen gelernt, sein Leben lang nicht von ihr lassen könne; wie er auch fest entschlossen sei, falls sie seine Liebe nicht erwiedere, sich nach Südfrankreich kommandiren zu lassen und dort zu sterben.

Mit einem glückverheißenden Lächeln hatte Bertha zugehört. Als er endlich schwieg, versetzte sie leise: „Sie sind ja ein fürchterlicher Mensch, der Einem geradezu die Pistole auf die Brust setzt und die Börse oder das Leben fordert. Was soll ich Ihnen gegenüber wohl beginnen; Ihren Tod auf mein Gewissen nehmen? Das ist unmöglich, — folglich bleibt mir Nichts übrig, als —“

Sie stockte und blickte ihn wieder schelmisch lächelnd an.

„Als mich lieben und die Meine werden!" jubelte Stauffen überlaut.

„So schreien Sie doch nicht so laut," mahnte Bertha, „die Menschen halten uns für närrisch."

„Das bin ich auch in diesem Augenblicke vor lauter Glück und Freude," betheuerte Stauffen; „darf ich mit Ihrem, nein, mit Deinem Vater reden, himmlische Bertha?"

„Sie sind sehr kühn, Herr Lieutenant! Nun, die Kühnheit steht einem Eroberer Straßburgs schon an. Der Vater bleibt indessen so lange aus dem Spiel, bis Straßburg ganz deutsch geworden, das heißt, bis die blonde Jeannette sich mit Vetter Ferdinand verlobt hat."

„O weh!" seufzte Stauffen, „diese Germania ist sehr französisch, ich glaube an keine Bekehrung."

„Zweifler!" sprach Bertha pathetisch, „dann sind Sie noch ein A-B-C-Schüler der Liebe. Wissen Sie denn nicht, was der Apostel Paulus sagt?" setzte sie lachend hinzu: „Die Liebe glaubt, hofft und duldet Alles, folglich auch die Bekehrung, nur sie allein thut noch Wunder in unserer skeptischen Zeit."

„Ach ja, die Liebe ist die allergrößte Zauberin!" nickte der Lieutenant, mit einem zärtlichen Lächeln ihr in's Auge schauend, „sie bewahrte mich vor Dolch und Gift und vor den Kugeln der Franktireurs, die mich unfehlbar getroffen hätten, wenn die kleine, süße Zauberin mich nicht so treu davor bewahrt. Wenn also Straßburg von Hamburg bekehrt worden —"

„Dürfen Sie mit meinem Vater über ein gewisses Thema reden, eher nicht," ergänzte die kleine Hamburgerin sehr ernsthaft.

Der Oktober neigte sich bereits zu Ende; Onkel Sannemann ließ sich nicht mehr zurückhalten.

Es war am letzten Abend vor der Abreise, Stauffen ließ den Kopf hängen und sprach von Südfrankreich und den Franktireurs, die sich ein Vergnügen daraus machen, lebensmüde Deutsche in's Jenseits zu befördern.

Da entschloß sich Bertha zu einem entscheidenden Schritte, weil die deutschen Lektionen zu keinem Resultate kommen wollten.

Ferdinand saß vergnügt in einem weichen Sessel, von Bequemlichkeiten aller Art umgeben. Johanna las ihm die neuesten Zeitungen vor und lächelte schon mit ihm über die Phrasen der Luftballonhelden.

Die Lektionen schienen also bereits wunderbare Erfolge aufzuweisen.

Leise war Bertha eingetreten und horchte aufmerksam zu. Ein Lächeln glitt über ihr schalkhaftes Gesicht.

Johanna war mit ihrer Lektüre zu Ende.

„Du liesest das Deutsche sehr gut, liebe Johanna!" nahm Bertha rasch das Wort.

„Es ist ja auch ihre Muttersprache," bemerkte Ferdinand lächelnd.

„Ganz richtig," fuhr Jene ruhig fort, „doch kann nur ein Zauber ihre Ketten lösen, Dir ist es gelungen, Vetter!"

„Bertha!" rief Johanna erglühend.

„Ach, spielt nicht länger die Heiligen, Kinder!" lachte die kleine Hamburgerin, „redet noch heute Abend mit dem Vater, oder so wahr ich Bertha heiße und glücklich werden will, ich nehme ihm die Binde von den Augen!"

„Was fällt Dir ein, Mädchen?" rief Ferdinand, der nicht wußte, ob er lachen oder zürnen sollte.

„Ein grundgescheidter Gedanke, Vetter! — Ihr liebt Euch, Das muß ein Blinder sehen, nun also, Ihr liebt, wir lieben und so weiter, Andere wollen auch heirathen, Euch aber den Vorrang lassen; man muß doch endlich vernünftig werden und in der deutschen Lektion das Bindewort gefunden haben."

„Kind, Du machst mich toll mit Deinem Durcheinander!" rief Ferdinand erstaunt.

„Begreift der Mensch aber schwer!" seufzte Bertha.

Johanna umschlang sie und fragte leise: „Du und Lieutenant Stauffen?"

„Lieutenant Stauffen und ich, was ist dabei zu staunen, Kind Gottes? Wir haben das rechte Bindewort gefunden, macht Ihr nun auch ein rasches Ende mit den Lektionen; er darf nicht eher mit meinem Vater reden, bis Straßburg von Hamburg bekehrt worden, Das ist meine Bedingung —"

„Bertha, prächtige Cousine!" rief Ferdinand.

„Ruhig, Rekonvaleszent!" gebot das junge Mädchen mit komischem Ernst, „ich schicke sogleich den Papa Günther her." Sie eilte rasch hinweg.

Als der Kaufmann nach zehn Minuten in's Zimmer trat, fand er seine Tochter in Ferdinand's Armen, der ihm bittend die Hand entgegenstreckte.

Was sollte er thun?

„Einwilligen, Freundchen, Segen geben!" rief Onkel Sannemann, der mit Bertha und Stauffen

leise gefolgt war, „Straßburg ist erobert, — bin hier ebenfalls in eine Falle gegangen."

Günther dachte an den Reichthum der Hamburger Firma, er war doch mehr Kaufmann als Franzose.

„In Gottes Namen denn," sprach er lächelnd, „hätte es nimmer geglaubt, daß aus dieser blutigen Saat des Hasses die Liebe emporsprießen könne!"

„Ich habe die Wette verloren, Bruderherz!" rief Stauffen fröhlich, „komme zu Dir nach Hamburg, um Hochzeit zu machen."

„Wenn die Friedenssonne scheint," nickte Onkel Sannemann.

„Da werde ich doch sogleich eine Petition an König Wilhelm richten," meinte Bertha, „und ihn unter Darlegung unserer Gründe um ein rasches Bombardement von Paris bitten."

„Grausames Kind!" lächelte Johanna melancholisch.

„Verdopple die Lektionen, Vetter!" nickte Bertha pathetisch, „das Franzosenthum rührt sich wieder."

Onkel Sannemann reiste mit seiner Bertha heim, doch nicht, ohne vorher einen Abstecher nach Heilbronn gemacht zu haben, um Stauffen's Eltern durch die reizende Schwiegertochter von ihrem Preußenhaß zu heilen, welches ihr um so leichter gelang, als der Sohn ihnen schon von seiner Lebensrettung geschrieben und ein begeistertes Bild von Bertha entworfen hatte.

Das Brautpaar in Straßburg aber erhielt aus Hamburg ein Telegramm, des Inhalts:

Die alte Hansestadt ruft Heil und Segen
Dem deutschen Kinde Straßburgs entgegen!

in welches der freundliche Leser, wenn er will, von Herzen mit einstimmen mag.

Eugenie und Persigny.

Von Hans Wachenhusen.

(Aus der „Köln. Ztg.")

(Fortsetzung.)

Die exkaiserliche Familie in Chiselhurst muß also arm bleiben, wie es die ganze Nation ist, denn zu dem Vorwurf, das Land in's Elend gestürzt zu haben (obgleich Das die Schuld der Nation ebenso gut war), darf sie nicht noch den Vorwurf aufkommen lassen, das Land ausgesogen zu haben. Napoleon's Pose in Chiselhurst ist eine sehr geschickte, denn er spart Millionen durch Kapitalisirung, und die Zeit, die Alles heilt, die auch einen großen Theil der Franzosen zu der Einsicht führen wird, daß sie selbst einen guten Theil der Schuld tragen, daß sie den Napoleon gemacht haben, wie sie später den Rochefort machten; die Zeit wird den „Märtyrer von Chiselhurst", wie er schon heute von den Seinen genannt wird, der Nation in milderem Lichte zeigen, wenn sie einsieht, daß sie sich selbst das Messer an die Kehle gesetzt hat.

Wenn das Unglück klug macht, so hat auch Napoleon auf seine alten Tage davon profitirt, während seine Nation, die im Glück Nichts lernte, die in ihrem Mißgeschick vergeblich nach einem Manne sucht, einer alten Schwatzmaschine lauscht, deren System noch von der Juli-Revolution datirt und die doch so unentbehrlich ist, daß, wenn Thiers einmal acht Tage verstummte, in Frankreich eine Stimmung herrschen würde, etwa wie in der Kinderstube, wenn die Amme Nichts erzählen will. Thiers muß der Nation die trüben Gedanken aus dem Kopfe schwatzen; Thiers muß das Volk unterhalten, das ja vor Allem die schönen Reden liebt, und wenn die Chambre rurale ihn unterbricht, wie der Sultan die Erzählungen Scheherasaden's, wenn es zu einem Disput kommt und Thiers ihn übel nimmt, so heißt es: erzürnen wir uns deßhalb nicht, die Sache hat ja keine politische Bedeutung!

So geschwätzig geht's in Paris zu und so still in Chiselhurst. Während man in Paris die letzten Sous zusammenscharrt, um sie an Bismarck zu zahlen, häufen sich die Zinsen in Chiselhurst; während Paris vor dem Bankerott steht, wachsen die Kapitalien des Verbannten, ohne daß auch er vorläufig mehr Hoffnungen hätte, als die junge Republik, denn auch ihm fehlen die Männer, und er selbst ist keiner mehr seit Sedan. Wohl könnte er sich sagen: die Generale, die mir heimlich treu geblieben, würden mit den Franzosen noch fertig werden, wenn sie auch vor den Deutschen unterlagen, aber der Name Napoleon hat seinen Glanz verloren; er konnte einmal blenden, würde aber diesmal versagen. Der Exkaiser ist zu alt, der Exprinz zu jung, und so bleibt denn Nichts übrig, als die Zinsen zu sammeln und den Sohn künftig an der Küste des verarmten Frankreich mit einem Sack voll Geld landen zu lassen, der vielleicht wirksamer ist, als es einst der Adler gewesen. Zudem ist es auch nothwendig, die Schildträger des neuen Napoleonismus in der gegenwärtigen Generation zu suchen, sie in derselben durch Geld zu erziehen, denn die alten sind verbraucht und abgestumpft.

Mit Persigny ging der letzte wirkliche bonapartistische Faiseur dahin, und man darf überzeugt sein, daß selbst Eugenie seinen Tod betrauert hat, Eugenie, deren Todfeind er derart gewesen, daß wohl niemals eine wirkliche Versöhnung zwischen diesen Beiden zu Stande gekommen sein mag.

Persigny mit all seinen Schwächen, all seinem Leichtsinn, seinem moralischen Unwerth hatte doch ein Verdienst, das Napoleon vielleicht würdigen mag, wenn er sich heute der Rathschläge seines Busenfreundes erinnert — und seine eigene Lage, das Schicksal Frankreichs zwingt ihm wohl diese Erinnerung auf. Wie leicht Persigny's Charakter auch wog und wie sehr er sich selbst Alles verzieh, wie sinnlos sein Privatleben auch gewesen sein mag, — so wahr es ist, daß Eugenie von ihrer Thronbesteigung ab einen verhängnißvollen Einfluß auf Napoleon und durch ihn auf das Land übte, eben so wahr ist es, daß Persigny Alles aufgeboten hat, die Nation vor dieser Kaiserin, vor einer coquetten Ignorantin zu bewahren, die wohl in Madrid auf dem Prado als Schönheit, in den Stiergefechten als „Direktorin" glänzen, die Verehrerin der Torreros, der Stierfechter Montes und Chiclanero sein und den jungen Granden Andalusiens die Köpfe verdrehen konnte, aber nimmermehr die Beherrscherin einer so leichtfertigen, so leicht hinzureißenden Nation, wie die französische, werden durfte.

Persigny war Abenteurer wie Louis Napoleon. Als speculativer Aventurier wußte er sich in Arenenberg an ihn zu heften — wie, Das ist bekannt. Ich komme nicht darauf zurück, ob gleich über die erste Bekanntschaft dieser beiden Männer und die Dienste, welche Herr Fialin dem abenteuernden Prinzen leistete, namentlich über die Plane und Anschläge auf den französischen Thron, an denen er den größten Antheil hatte, noch viel zu erzählen wäre.

Persigny war von da ab der treue, unentbehrliche Begleiter des Prinzen, der Hauptakteur der kühnen Streiche in Straßburg und Boulogne und der Rathgeber des Präsidenten Louis Napoleon Bonaparte. Napoleon wußte diese Dienste als Kaiser zu belohnen, denn Persigny's Schulden kosteten seiner Schatulle enorme Summen. Persigny's intimes Freundschaftsbündniß mit dem Kaiser bestand jede Probe, nur die eine nicht.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Bärenjagden.) Aus Petersburg wird unterm 22. Jan. geschrieben: Der auf der Bärenjagd verunglückte türkische Gesandte wird wohl seine rechte Hand, deren Flechsen der Bär vollständig zerrissen hat, einbüßen. Der Kaiser hat dem Jäger des Hrn. v. Thilemann für seine Bravour und Geistesgegenwart 1000 Rubel auszahlen lassen. Die Bärenjagden sind übrigens jetzt ein sehr beliebtes, wenn auch nicht gerade ungefährliches Vergnügen, da diese Thiere bei dem in der letzten Zeit mehrfach vorgekommenen Thauwetter durch den Einfluß der Witterung aus ihrem Winterlager aufgescheucht werden und dann besonders wild sind. Nicht blos der Hof, sondern auch viele Privatleute machen von hier aus allwöchentlich Exkursionen mit der Eisenbahn, um diesem Jagdvergnügen nachzugehen. Am letzten Dienstag befand sich, wie bekannt, der Kaiser auf einer solchen Jagd in dringender Lebensgefahr. Er hatte einen Bären verwundet, aber nicht tödtlich. Das verwundete Thier wandte sich um gegen seinen Angreifer und stürzte in großen Sätzen ingrimmig auf denselben los. Der Kaiser hat bei solchen Gelegenheiten immer zwei Piqueurs in seiner Begleitung. Einer derselben sprang vor, deckte mit dem Speer und seiner Person seinen kaiserlichen Herrn, und durchbohrte das andringende Thier, welches, den zerbrochenen Speer in der Brust, todt zu des Kaisers Füßen niederfiel. Glücklicher war der preußische Botschafter Prinz Reuß, der zwei verwundete Bären, welche nach ihrer Weise auf zwei Beinen gegen ihn andrangen, mit seinem doppelläufigen Gewehr hintereinander tödtete. Die Geschichte ist eine Jagdgeschichte, aber sie ist Thatsache, und diese darf nicht wundernehmen, da Prinz Reuß unter den Gemsjägern im bayerischen Hochlande als der einzige Schütze aus Norddeutschland gilt, der diesen Meistern der Schießkunst Achtung abgewonnen hat.

Lebensphilosophie.

Der Haß ist eine läst'ge Bürde,
Er senkt das Herz tief in die Brust hinab
Und legt sich wie ein Grabstein schwer auf alle Freuden.

Goethe.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 17. Freitag, 9. Februar 1872.

Bismarck als Student.

Viele werden schon gehört oder gelesen haben, daß der deutsche Reichskanzler einmal überaus flotter und forscher Student gewesen. Wir geben daher zum Vergnügen der Einwohner des vereinigten Deutschland, welches wir ihm wesentlich mit verdanken, einige lustige Thatsachen aus dieser Zeit zum Besten und fangen mit dem siebzehnjährigen krassen Studentenfuchs Otto von Bismarck-Schönhausen des Frühlings 1832 an. Er war in die „goldene Krone" der schönen, breiten, sonnigen Weenderstraße zu Göttingen gezogen und raucht da schon ganz gegen die Wünsche seiner zärtlichen Mutter eine ächte Havannacigarre zum Fenster hinaus, und so oft er sich zimmerwärts wendet, schlürft er süßen Schaum des Champagners dazu. Vor zwei Stunden erst angekommen, blickt er mit seinen blanken blauen Augen und dem kecken, merkwürdig kleinen Näschen ungemein neugierig auf die lachenden, plaudernden, singenden, trinkenden und rauchenden Studenten unten und deren Kanonen und betrobbelte lange Pfeifen herab. Gerade unter seinem Fenster sitzen und kommerschiren sie um Tische herum auf der Straße und treiben natürlich allerhand „Ulk". Das war ein lockender, lustiger Anblick für den endlich von dem Schulzwange zu Berlin befreiten Jüngling. Dort hatte er bei Plamann sechs volle Jahre die Martern einer spartanischen Erziehungsanstalt kennen und hassen gelernt. Und jetzt: „Frei ist der Bursch" und darf trinken und rauchen und sich wohl gar „rempeln" lassen und pauken. Mutter hat ihn zwar gebeten, sich durchaus vom gemeinen Biere und der noch gemeineren Pfeife fern zu halten, aber in seiner Ehrlichkeit konnte und wollte er ihr Nichts versprechen. Und so rauchte und trank er so fort mit um so besserem Gewissen, als die Cigarre keine Pfeife, der edle Trank kein Gerstensaft war.

Doch nein, geradenwegs war er nicht von den trockenen, grausamen Schulbänken gekommen, sondern von Muttern zu Hause und der altmärkisch rothröckigen Trine-Neumann, der braven Wirthschafterin, welche ihm immer aus Erziehungsrücksichten die besten Eierkuchen gebacken hatte. Der junge Gymnasiast arbeitete natürlich nicht gern, am wenigsten während der Ferien, und blieb wohl auch öfter über die Zeit aus. Wenn er nun fortging, so gab ihm Trine meist die goldenen Worte mit auf den Weg, die uns an den besten Humor in Fritz Reuther's Sprache und Manieren erinnern. „Otting," sagte sie, „kumm hüt Abend uck tau rechte Tiet nah Hus, ick back Di uck wedder einen schönen Pannkauken *) — Du weißt, hübsch brun und recht grot und Appelmauß und Zucker drub — öwers mark Di dat: Punkt Klock Säben is hei farig **) — lat em nich afback ***) warren."

Freilich sagt die Sage, daß Trine's Eierkuchen sehr oft afbackt, d. h. hart und zähe wurden.

Halt, was ist Das da unten, im Frühlingssonnenscheine zu Göttingen? Ein hünenartiger gelber Flausrock mit verwildertem schwarzem Vollbarte rennt mit unverkennbarer Absichtlichkeit einen spindeldürren Blaufrack mit lang wallendem semmelblondem Haare und elegisch wasserblauen Augen so hastig an, daß es wie ein Wunder aussieht, warum der blonde Magere seine dünnen Spazierhölzer nicht schmerzvoll gen Himmel streckt, sondern sie unter sich behält. Die Beiden machen gegenseitig höfliche Verbeugungen, wechseln ihre zierlichen Visitenkarten und gehen

---

*) Pfannenkuchen.
**) Fertig.
***) Abgebacken, d. h. zähe und kalt werden.

unter freundlichster Begrüßung zu verschiedenen Seiten ab. Was bedeutet Das? Louis, der Kellner, belehrt den jungen Fuchs: „Das war eine „Rempelei", um Grund zu einem Duell zu haben, eine Forderung, und die Paukerei geht nun bald los.

„Ah, da muß ich mich doch auch rempeln lassen!" ruft der künftige Reichskanzler entzückt. Hatte er doch schon in Berlin den kleinen Nathan Wolf mit seinem Bratspieße um die krumme Nase herum gefuchtelt und zeigt jetzt dem Kellner vermittelst eines Billardqeues, wie man immer von oben herunter mit Mark im Arme die Rempler zu verhauen habe. Dann läßt er sich noch eine Flasche kalt stellen und springt hinunter mitten unter das Göttinger Studentenleben, um sich frisch weg rempeln zu lassen. Zwar that ihm Niemand sogleich den Gefallen, aber es kam hernach desto besser, da er ja auch später ein immer größeres Genie entwickelte, Andere und nicht blos Studenten, sondern sogar ganze Staaten selber so zu rempeln, daß sie sich heute noch die Rippen reiben. Sogar den Universitätsrichter schonte er nicht. Vor ihn wegen einer auf die Straße geflogenen Champagnerflasche geladen, erscheint er als schlanker, hochaufgeschossener Jüngling in einem flatternden rothkarrirten Schlafrocke, weißen Lederhosen und hohen, sporenklirrenden Kanonenstiefeln, in der einen Hand einen modischen schwarzen Cylinderhut, in der andern eine lange, bunt betroddelte Pfeife, und verneigt sich höflich vor dem staunenden Herrn Universitätsrichter, welcher, mit seinem längsten Lineal bewaffnet, sich hinter seinen Schreibsessel flüchtet und durch seine runden Brillengläser schaudernd auf den mitgebrachten grimmigen Bulldoggen stiert. — Muß wegen des Hundes und der lebensgefährlich auf die Straße geflogenen Champagnerflasche ganze fünf Thaler Ordnungsstrafe blechen. Bald darauf brummt der Fuchs vier dumme Jungens auf und muß vier Mal pauken. Dann schütteln sie sich die Hände und pokuliren Schmollis, Fiduzit, Versöhnung. Wir sehen ihn dann mit einem kühn und schief aufgedrückten blau-roth-goldenen Cereviskäppchen auf dem Haupt und ebenso farbigen Bande über der Weste als Korpsfuchs der Hannoveraner umherstudentisiren — Alles binnen wenigen Tagen. Er bringt es während der drei Semester an den Ufern der zahmen Leine als unverwundeter Achilleus zu nicht weniger als siebenundzwanzig sehr anständigen Skandälern und Paukereien. Seine Achillesferse wurde nur ein Mal durch die uncommentmäßig abspringende Spitze der Klinge seines Gegners blutig getroffen; aber Dies galt als keine Wunde. Und Bier lernte er trinken und Tabak dazu rauchen, daß er zum Schrecken der lieben Mutter und zur stillen Freude des Vaters, eines gemüthlichen Landjunkers, biderben Soldaten und leidenschaftlichen Jägers, als sicht- und riechbare Verkörperung des alten Studentenverses nach Hause kam:

Studiosus kann eh'r ohn' Latein,
Als ohne lange Pfeife sein,
Kanon' und Flaus seh'n nobel aus
Bei einer Pfeif' Toback!
Toback-back-back,
Toback-back-back,
Bei einer Pfeif' Toback!

Und dabei hatte er einen riesigen, unmanierlichen Hund mitgebracht, und der alte Professor Hugo mit nur drei Zuhörern, unter denen Bismarck immer durch seine Abwesenheit glänzte, hatte ihm pflichtgetreu das Zeugniß mitgegeben: „Ich habe studiosum niemals in meinem Auditorio gesehen."

Aus der Heimath begab sich der unverwundbare Achilleus Bismarck mit seinem schon weit verbreiteten Paukruhme in die Musenstädte an der Saale und der Pleiße, natürlich auch nach Jena, wo er mit Schlägern, Lichtenhainer Kännchen und noch edleren Trinkgefäßen unsterblich gewordene Gastrollen gab. Natürlich band er auch mit Vielen an; aber wegen der vielen goldenen Füchse von zu Hause wohl keine „Bären". Einmal stehen sich die Paukanten im Gehölze bei Ziegenhain, wo heidnische Vorfahren ihrer heiligen Ziege das Blut ihrer Feinde zum Opfer gebracht, im vollen Paukwichs gegenüber. Die Schläger klirren — die Augen blitzen — die Schmisse sitzen. Da singt es von Ferne:

„Kahle kommt, Kahle kommt, Kahle kommt von Jene —
Macht euch auf, macht euch auf, Jungens, auf die Beene."

Kahle ist Jena's Pedell oder „Pudel", Studenten-Polizist, der namentlich das Pauken verhindern, verhüten, ausschnüffeln, zur Bestrafung anzeigen soll. Alles verschwindet also in den Büschen, und der Pudel findet eine leergebrannte Stätte; aber er weiß genau, daß heute hier in Ziegenhain ein Dutzend Skandäler ausgemacht werden sollen. So nimmt er den „Ziegenheinrich", den beliebten studentischen Bierwirth, in's Verhör. Ziegenheinrich ist natürlich unschuldig und hat nie Etwas von Paukereien gehört, noch gesehen. Kahle, der alte verschlagene

Pudel, läßt sich dadurch nicht irre machen und versteckt sich in seiner Pfiffigkeit unter eine im Winkel stehende große, leere Weintonne, durch deren Spundloch er ungesehen den ganzen Paukplatz übersehen kann. Husch kriecht er darunter und wird nicht mehr gesehen. Im heil'gen Hain der alten Ziegengöttin hört man ein lustiges Flüstern. Der getreue Ziegenheinrich hat die ganze Pudellist verrathen, und er führt einige der gewichtigsten Thüringer und Burschenschafter im weiten Bogen durch seinen Garten leise hinter das verhängnißvolle Weinfaß zum köstlichsten „Ulk". Plötzlich hört der unglückliche Pudel auf dem Tonnenboden über seinem Kopfe einen dumpfen Krach und bald darauf das jubelnde Trampeln von einem Dutzend bespornter Studentenkanonen. Zugleich wird mit Macht ein langer Stöpsel in das Spundloch getrieben und so dem Pudel die ganze Aussicht allseitig abgeschnitten. Nach der Melodie des alten Kahleliedes trommelt es auf die Tonne und singt es wie Hohngelächter der Hölle in seinen Ohren:

„Kahle, liebster Kahle mein, es war ein arger Prudel,
In der eignen Falle fing sich der dumme Pudel."

Von sechs auf der Tonne stehenden Zuschauern festgehalten, muß er die zwölf Duelle mit anhören.

„Auf die Mensur, Ihr Herren Paukanten! Bindet die Klingen!"

„Gebunden ist!"

„Lo—s!"

Und Das klirrt und klappert nun wieder und immer wieder. Dazwischen Rufe: „Hat gesessen!" — ein Zoll sieben Linien — der Ehre ist genug gethan! Doktor, thut das Eurige! Wie viel Nadeln? — Fünf. — Ja, der Achilleus schlägt eine verdammt schöne Klinge! Schon der Sechste, den er heut' gehörig ausgeschmiert!"

Und immer noch neue Gänge, bis im Ganzen siebzehn Skandäler mit Glanz ausgepaukt sind. Während der ganzen Zeit pocht und poltert, droht und bettelt der in seiner Dunkelkammer gefangene Pudel vergebens. Die gewichtigen Kanonenträger weichen und wanken nicht von dem Tonnenboden oben, bis alle siebzehn Ehrensachen commentmäßig ausgehauen sind. Dann thürmen sie einen furchtbaren Steinhaufen auf die Tonne und ziehen jubelnd mit dem Helden des Tages, Bismarck, von dannen. Erst spät am Abend befreit der gute, unschuldige Ziegenheinrich den gefangenen Pudel und kann gar nicht genug bedauern, daß er, in diesem Augenblicke erst von der Feldarbeit heimgekehrt, die Hilferufe des Herrn Pedell Kahle nicht eher vernommen habe.

(Schluß folgt.)

Eugenie und Persigny.

Von Hans Wachenhusen.

(Aus der „Köln. Ztg.")

(Schluß.)

Persigny kannte, wie Jeder am französischen Hofe, die Antezedentien des schönen Fräuleins Montijo, der in ihrer Heimath als blonde Spezialität viel, aber sehr leicht gefeierten Gräfin Theba, und sah mit Besorgniß die Leidenschaft Napoleon's, als dieselbe in Paris debutirte.

Ich kenne die Schmähschriften nicht, welche während des Krieges nach dem Sturze Napoleon's über die Kaiserin erschienen. Von Spanien aus erzählte ich einmal mancherlei von ihren dortigen Abenteuern. Dieselben mögen vergessen sein, es sei mir daher gestattet, darauf zurückzukommen, weil sie ebenfalls sehr stark kolportirt wurden.

Einer der Hauptgründe, welche auch Persigny seinem gekrönten Freunde immer wieder in's Gedächtniß rief, war die in Spanien ziemlich verbreitete Annahme, die schöne Eugenie sei nicht einmal legitimer Geburt. Graf Theba, hieß es, habe bei ihrer Geburt schon länger als ein Jahr mit seiner Gattin im Scheidungsprozeß gelegen. Auch in Cadiz, dem Schauplatz dieses Prozesses, ward Dies vielfach behauptet.

In Madrid wurde aus der bunten Chronik der Erlebnisse der schönen Eugenie ferner erzählt, sie habe sehr oft mit den beiden oben genannten Stierfechtern unter vier Augen soupirt. Interessanter war die Vergiftungsgeschichte, die ich schon früher an dieser Stelle flüchtig andeutete. Eugenie hatte sich nämlich sterblich verliebt in den Herzog von Sesta, einen petit crevé, den man in Madrid nur den „Pepe Alcanises" nannte. Der junge Herzog seinerseits war ganz und gar nicht in sie verliebt; er nahm die ihm gemachten Avancen mit Ironie hin und liebte — eine Andere.

Im Karneval zu Madrid, als Eugenie mit ihrer Mutter im offenen Wagen im Prado fuhr, sprang ein junger Mann maskirt in den Wagen — erlaubte Karnevalssitte — verhöhnte sie durch Redensarten.

Eugenie erkannte Pepe, als dieser wieder aus dem Wagen sprang. Sie fiel in Ohnmacht.

Als sie sich erholte, sah sie einen Verwandten, einen berüchtigten Raufbold, an den Wagen treten. Ihm erzählte sie in ihrer Aufregung die eben erlittene Schmach, und der Vetter machte sich sofort auf, den Pepe vor seine Degenspitze zu bringen. Wie Das leidenschaftlichen Herzen ergeht: Eugenie gerieth in Verzweiflung bei dem Gedanken, ihren Pepe an's Messer geliefert zu haben. Sie fuhr nach Hause, griff nach einer Phiole Arsenik und trank den Inhalt. Sie wollte nicht leben, wenn er nicht mehr lebte.

Der Arzt ward gerufen. Er rettete sie, da die Giftauflösung nur sehr schwach gewesen und der Arsenik am Boden der Phiole lag, woraus die Lehre zu ziehen, daß, wer sich vergiften will, erst die Flasche ordentlich schütteln soll. — Wie es später um diese Liebe stand, weiß man nicht genau, wohl aber, daß Eugenie als Kaiserin später den Pepe mit der Wittwe Morny's verheirathete.

Zwanzig andere galante Abenteuer wären noch zu erzählen, aber ich will den Verleumder nicht spielen. Ich weiß auch nicht, wie viel Grund zur Verstimmung Napoleon jüngst noch in Chiselhurst hatte, als er erfuhr, daß seine Gattin sich von einem gewissen jungen Offizier auf ihrer Reise nach Spanien begleiten ließ.

Alle diese Geschichten waren vor der Vermählung dem französischen Kaiserhofe bekannt. Sie wurden von der Hofgesellschaft dermaßen ausgebeutet, daß man davon in Eugenie's Gegenwart erzählte, wenn diese mit ihrer Mutter zu den Hof-Concerten geladen war. Persigny namentlich war es, der Eugenie durch seine Freunde vom Hofe zu entfernen suchte, der alle bösen Zungen aufbot, Alles versuchte, um ein Zerwürfniß zwischen dem Kaiser und dem Fräulein Montijo herbeizuführen. Aber selbst Persigny mit seinem persönlichen Einfluß, mit allen seinen geheimen Machinationen scheiterte an den Künsten der Coquetterie. Die bösen Zungen des Hofes trieben auch vielleicht ihr Spiel zu arg. Des Kaisers Leidenschaft ward nur angefacht dadurch, d. h. die wenigen Kohlen, die auf diesem erkalteten Herde noch glimmten, wurden wieder geschürt, und Persigny sah eines Tages seine Partie verloren. Ein Hof-Concert, in welchem die junge Spanierin von Damen auf's Höchste beleidigt ward, aus welchem der Kaiser selbst, um sie zu versöhnen, die Verletzte am Arme hinausführte, brachte die Sache zum Eclat. Der Kaiser erklärte Persigny seinen Entschluß, Eugenie Montijo zu heirathen. „Um des Himmels willen!" rief Persigny. „Mach' sie zu deiner Maitresse, aber nimmermehr zu deiner Gattin!" Napoleon's Antwort bestand darin, daß er seine Verlobung proklamirte, und Persigny, fernerhin am Hofe unmöglich, als Gesandter nach London geschickt wurde.

Was man jetzt dem kürzlich Verstorbenen als Theilhaber am Staatsstreich, was man ihm als Privatmann auch vorwerfen mag, Frankreich hat diesem Manne nicht zu zürnen, denn zum Staatsstreich fehlte es nicht an willigen Kreaturen, am Hofe des Kaisers aber war außer ihm Niemand, der es gewagt hätte, sich zwischen den Thron und die künftige Kaiserin zu stellen, und Wenige waren es bekanntlich, die wie er auch gegen den Krieg mit Deutschland gerathen. Wäre Napoleon seinem einzigen und intimsten Freunde gefolgt, er hätte die beiden größten Thorheiten seiner Regierung nicht begangen, von denen er die eine mit der Wohlfahrt und der Ehre des Landes, die andere mit seiner Krone bezahlt.

Literarisches.

* **Die „Modenwelt"** überrascht ihre Leserinnen in ihren beiden neuesten Nummern wieder durch eine überaus reiche Auswahl der hübschesten neuen Handarbeiten, der geschmackvollsten Toiletten jeder Art, mit allen nur erdenklichen Einzelheiten. Die getreuen Abbildungen, die anerkannt vorzüglichen Schnitt- und Musterbogen und der dazu gegebene verständlich erklärende Text vereinen sich, die Selbstanfertigung des mannigfaltig Dargebotenen auch weniger geübten Händen zu ermöglichen. Und wer nicht selbst schaffen will und kann, sieht und hört wenigstens, was die Mode Neues und Schönes bringt. Ganz besonders möchten wir diesmal auf das schöne Ball- und Maskenbild aufmerksam machen, welches in Nr. 9 zwei volle Seiten einnimmt. Das bunte Gewühl der verschiedenen Kostüme und eleganten Toiletten wird auf der ersten Seite durch einen klaren, hübschen Modenbericht erläutert. Die zu jeder Nr. gehörigen **kolorirten Kupfer**, diesmal Haus-, Promenaden-, Gesellschafts-, Braut- und Kinder-Toiletten darstellend, thun es den besten Pariser Moden-Kupfern zum Mindesten gleich.

Abonnements (zum Preise von 45 Kr. rh. pro Quartal, resp. 1 Fl. 30 Kr. rh. mit vierteljährlich neun großen kolorirten Modenkupfern werden jederzeit bei allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 18. Montag, 12. Februar 1872.

Fest im Sturme.

Erzählung von Dr. Friedrich Friedrich.

Ein sonniger Maientag war es. Ein wunderbar süßer Duft wehte über die Fluren hin. Er kam von den Blüthen und dem frischen Grün der Blätter, aus jedem Grashalme schien er emporzusteigen. Und die Sonnenstrahlen lagerten sich auf all' der Pracht warm und belebend.

Ein Mann trat aus dem Walde, welcher sich am Abhange des Berges hinzog, und als das weite grüne Thal sich vor seinen Blicken ausbreitete, stand er still und ließ das Auge auf der herrlichen Landschaft ruhen. Das Gesicht dieses Mannes war ernst und bleich. Sein dunkles glühendes Auge ruhte fest auf der Landschaft zu seinen Füßen und doch zuckte es über sein Gesicht wie ein wehmüthiger Zug hin.

Es war nicht die überraschende Schönheit des Thales allein, welche den Mann, der ungefähr 30 Jahre zählen machte, zwang, still zu stehen. Das Dorf, welches zu seinen Füßen mit den rothen Dächern so freundlich aus dem Grün der umgebenden Bäume hervorschaute, die Wiesen, deren gesättigtes Grün dem Auge so wohl that — dies Alles rief Erinnerungen in ihm wach und ließ seine Gedanken um Jahre zurückeilen. Düsterer und trübe wurde sein Blick. Es waren Jahre entschwunden, seitdem er dies Thal nicht gesehen hatte. Wie mancher rauhe und kalte Wind war seitdem über dasselbe hingefahren, und wie mancher Sturm hatte an seinem eigenen Herzen gerüttelt.

Endlich strich er mit der Rechten über die Stirne hin und alle trüben Erinnerungen gewaltsam abschüttelnd, schritt er rasch auf dem Wege, welcher sich dicht am Saume des Waldes hinzog, weiter. Jede seiner Bewegungen verrieth Kraft und Festigkeit. Man konnte sein Gesicht kaum hübsch nennen, wohl gaben ihm aber die dunklen Augen und der fein geschnittene Mund einen interessanten Ausdruck, der durch die Blässe des Gesichts noch erhöht wurde.

Ohne sich umzuschauen, schritt der Fremde weiter. Es lag nicht in seinem Wesen, zurückzublicken, wenn er ein bestimmtes Ziel verfolgte. Nachdem er noch einen Theil des Waldes durchschritten hatte, erblickte er das Ziel seiner Wanderung in geringer Ferne vor sich. Von einer Anhöhe in dem Thale schauten ihm mehrere von hohen Pappeln und Linden umgebene Gebäude entgegen, das war der Schulzenhof, ein Besitzthum, welches manchem Rittergute an Größe gleichkam. Wieder stand der Fremde einen Augenblick still und über sein Gesicht glitt ein schmerzlicher Zug. Wie still und friedlich die Gebäude dalagen, wie die Bäume grüßend zu ihm herüber blickten, und doch riefen sie trübe Erinnerungen in ihm wach, die noch jetzt sein Blut schneller fließen machten. Rasch schritt er auf dem schmalen Pfade zum Thale hinab. Ohne seinen Schritt zu verlangsamen und ohne das Auge von seinem Ziele abzuwenden, näherte er sich dem Schulzenhofe. Erst als er ihn erreicht hatte und auf den geräumigen, rings von Wirthschaftsgebäuden umgebenen Hof trat, blickte er sich flüchtig um und seine Brauen zogen sich zusammen. Er fragte einen auf dem Hofe beschäftigten Arbeiter nach der Herrin, nach der Frau Wolffheim, und als er die Antwort erhielt, daß sie sich im Garten befinde, schritt er in derselben festen, entschlossenen Weise auf den Garten zu. Er kannte den Weg dahin.

Was kümmerte es ihn, daß auf dem Hofe, seitdem er zum letzten Male über denselben hingeschritten war, sich Vieles verändert hatte. „In

deinem Leben hat sich noch mehr geändert!" rief es in ihm trotzig. „Hier ist Altes niedergerissen, Neues wieder aufgebaut, auch in dir ist Vieles niedergerissen, aber die Stätten sind noch heute leer!"

Als er den Garten erreicht hatte, schritt er in einer schattigen Lindenallee hin, sein Auge spähte suchend umher. Dann bog er in einen Seitenweg und stand nach wenigen Minuten vor einer Laube. Eine Frauengestalt trat in demselben Augenblicke aus derselben. Ueberrascht, fast erschreckt trat sie einen Schritt zurück, als sie den Fremden erkannte, Beider Augen ruhten ineinander, dann eilte sie auf ihn zu und erfaßte seine Hand.

„Richard, Richard, Du bist es!" rief sie.

„Ich bin es," erwiederte Jensen, so hieß der Fremde, äußerlich vollständig ruhig. „Du hast mich wohl nicht erwartet? Du hast nicht geglaubt, daß ich je wiederkehren werde!"

„Nein," gab die noch junge und hübsche Frau zur Antwort, indem sie sich vergebens bemühte, die verschiedenen Gefühle, welche in ihrer Brust auftauchten, zu verbergen. „Du hast ja seit so vielen Jahren Nichts von Dir hören lassen. Ich befürchtete schon, daß Du todt seiest."

„Marie, hast Du Dies wirklich befürchtet?" fragte Jensen, indem sein dunkles Auge auf ihr ruhte und bis in ihr Inneres zu dringen schien. „Du darfst die Wahrheit offen aussprechen, Dein Wort wird keine Hoffnung in mir vernichten, da ich ohne dieselbe hierher gekommen bin."

Ein schmerzlicher Zug glitt über das Gesicht der jungen Frau. „Richard, hast Du noch immer nicht vergeben und vergessen?" rief sie. „Haben die Jahre keinen versöhnenden Einfluß auf Dich ausgeübt?"

„Marie, erinnere mich in dem ersten Augenblicke unseres Wiedersehens nicht an diese Jahre," unterbrach sie Jensen. „Rufe nicht Erinnerungen in mir wach, welche ich in dieser Stunde wenigstens vergessen möchte, denn es hat mich hierher getrieben, um Dich wiederzusehen. Wir wollen nicht untersuchen, wen von uns Beiden eine Schuld trifft, ich dachte an die Zeit, wo wir noch mit Liebe aneinander hingen. Und es gab eine solche Zeit, in der sich Andere noch nicht zwischen uns gedrängt hatten, an sie habe ich in der Ferne oft gedacht und diese Gedanken haben mir manche bittere Stunde weniger schwer erscheinen lassen."

In die Augen der jungen Frau drängten sich Thränen. „Ich wollte, jene Zeit wäre nie eine andere geworden!" entgegnete sie.

Jensen's Auge ruhte forschend auf ihr. „Marie, Du fühlst Dich nicht glücklich?" fragte er. „Die Hoffnung, die Du einst gehegt, hat auch Dich betrogen, und mancher Kampf ist vielleicht vergebens gewesen."

„Nein, nein!" rief Marie hastig, und verrieth durch diese Hast, daß sie nicht die volle Wahrheit sprach oder auch nicht zu gestehen wagte. „Ich fühle mich nicht unglücklich!"

Sie traten Beide in die Laube und ließen sich auf die steinerne Bank nieder. Schweigend saßen sie neben einander. Ja, es hatte eine Zeit gegeben, in der sie in treuer Geschwisterliebe fest an einander gehangen, und an diese Zeit dachten Beide. Sie hatten ihre Eltern früh verloren und Jensen hatte all' seine Kräfte aufgeboten, um für die Schwester zu sorgen. Da hatte Marie ihren jetzigen Gatten kennen gelernt und durch den Reichthum desselben war sie verblendet. Vergebens hatte Richard, dessen Auge schärfer blickte, sie vor dem Manne, dessen Charakter ihm Mißtrauen einflößte, gewarnt, und Alles aufgeboten, sie zu trennen, allein sie hatte nicht auf ihn gehört und war dem Manne gefolgt, dem ihr Herz gehörte. Wolffheim hatte Jensen's Mißtrauen nur zu bald gerechtfertigt, er hatte ihm nie vergeben können, daß er die Schwester vor ihm gewarnt. Mehr als einmal war es zu den heftigsten Szenen zwischen ihnen gekommen, in denen Marie sich auf die Seite ihres Gatten gestellt. Der Streit mit der Schwester und deren Gatten und die unglückliche Liebe zu einem Mädchen hatten Jensen veranlaßt, seine Heimath zu verlassen, und acht Jahre waren seitdem entschwunden, ohne daß er den Seinigen ein einziges Lebenszeichen von sich gegeben.

„Weßhalb hast Du mir nicht ein einziges Mal geschrieben?" fragte Marie endlich, das peinliche Schweigen brechend.

„Wozu?" entgegnete Richard, ohne aufzublicken. „Hier war ich todt und für mich war ich es auch. Oder glaubst Du, ich habe so rasch vergessen und überwunden, was mich von hier fortgetrieben? Ich beneide Die, welche vergessen können!"

„Und wo bist Du während der Jahre gewesen?" fragte Marie weiter.

„Wo?" wiederholte Jensen, und ein schmerzliches Lächeln zuckte um seinen Mund. „Wohin mich die stürmischen Wogen getragen haben. Ich glaubte Ruhe zu finden, wenn ich mich dem heftigsten Lebensstürme anvertraute, mir war es gleichgiltig, wohin ich verschlagen wurde, und

selbst wenn ich unterging. Und ich bin viel umhergetrieben, hundert Mal an's Land geworfen und hundert Mal von den Wogen wieder zurückgeworfen. Den Hafen, dem ich zusteuerte, habe ich nicht gefunden, nur das Eine glaube ich erreicht zu haben, daß das Leben und die Jahre mein stürmisches Blut abgekühlt. Es ist vielleicht eine Thorheit, daß ich zurückgekehrt bin, allein in der Ferne überfiel es mich oft wie ein Gefühl des Heimwehs. Es trieb mich, auch zu sehen, ob ich mich in meinen Ansichten getäuscht." Wieder richtete er das Auge forschend auf Marie, welche niederblickte, weil sie seine Worte und seinen fragenden Blick nur zu deutlich verstand. Der schmerzliche Zug ihres Gesichtes verrieth, was in ihr vorging. Ja, sie hatte sich in dem Manne, dem sie ihr Herz geschenkt, getäuscht, er hatte sie um ihr Lebensglück betrogen, und wenn sie auch nicht mehr hoffte, daß es je anders werden könne, in diesem Augenblicke fühlte sie, wie unendlich viel sie erduldet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Bismarck als Student.

(Schluß.)

Kahle ist frei und schnaubt Rache. — Bismarck und seine Göttinger Freunde müssen binnen zwei Stunden Jena verlassen, und die ganze Jenenser Studentenschaft gibt zu Fuß und zu Pferde den sechsspännig Ausgewiesenen das glänzendste Geleit.

In Halle und Leipzig erwarb er sich ebenfalls viel Paukruhm. Was er hernach während der drei Semester in Berlin gethan und studirt haben mag, davon wissen wir nicht viel. Sicher ist, daß er während der ganzen Zeit nur zwei Kollegien bei Savigny belegt, aber wahrscheinlich auch nicht fleißig besucht hat. Kurz vor dem ersten juristischen Examen zu Ostern 1835 erwarb er sich mit Hilfe eines geschickten Einpaukers und einer eigenen verzweifelten Büffelenergie doch alle Kenntnisse, um glänzend durchzukommen. Unser nachheriger Reichskanzler arbeitete nun als Auskultator im langweiligen Berliner Stadtgericht, wo er eines Tages einen schnottrigen Berliner Bummler hinauszuwerfen drohete. Der Stadtgerichtsrath aber meint als Chef: „Herr Auskultator, das Rausschmeißen ist meine Sache." Dies bestärkt den Bummler nur in seiner Grobheit, so daß sich der Auskultator kaltblütig erhebt und würdevoll dem Zaune der Zähne die geflügelten Worte entsendet:

„Herr, menagiren Sie Sich — oder ich lasse Sie durch den Herrn Stadtgerichtsrath hinauswerfen!"

Auch erfand er damals, in der Behrenstraße wohnend, schon ein Mittel, die sonst üblich wortbrüchige Handwerklichkeit wenigstens in Bezug auf seine Stiefeln (ein wichtiger Artikel für jeden anständigen Herrn) für künftige Fälle unmöglich zu machen. Meister Pechfritze hatte natürlich nicht Wort gehalten, ihm die bestellten neuen Stiefeln nicht geschickt. Da klingelt es während einer kurzen Sommernacht und dem folgenden Vormittage siebenundachtzig Mal an der Ladenthüre des wortbrüchigen Knieriemen, und jedesmal steht ein grinsender Eckensteher vor der geöffneten Thüre und spricht: „Ick soll die Stiebeln für den Herrn Auskultator in der Behrenstraße abholen." Der achtundachtzigste Nante brachte sie nun auch wirklich im Triumphe herbei. Nicht lange darauf meldete er sich beim Herrn Regierungspräsidenten v. Meding in Potsdam als unbesoldeter Referendar. Der allmächtige Provinzialmann raucht ruhig weiter und läßt ihn stehen. Was thut Bismarck? Holt sich eine ächte Havanna aus der Cigarrentasche, steckt sie sich an, öffnet das Fenster und bläst die duftenden Wolken gemüthlich hinaus auf die Straße. Wie er nur noch einen Stummel zwischen den Fingern dreht, bemerkt ihn endlich das ehrwürdige Haupt der Brandenburger Bureaukratie und stottert ihn halb sprachlos vor Entrüstung an. Der Referendarius lächelt, gibt ihm einen kleinen Verweis und verabschiedete sich mit einem ächt aristokratischen Kratzfuß.

Wir finden ihn später als Landwirthschaftsstudent in Eldena, hernach sogar als praktischen Bewirthschafter der ihm zugefallenen verschuldeten Güter Kniephof und Jarchelin. Hier lernte er Wiesen berieseln und überhaupt den ordnenden, sparenden Landjunker spielen; aber ohne Verwandlung des Kniephofs in einen „Kneiphof" ging es doch nicht.

Im November 1845 ist der alte Rittmeister, sein Vater, gestorben. Der jüngere Sohn Otto erbt nun noch das Stammgut Schönhausen in der Altmark, wird Deichhauptmann an der Elbe, ritterschaftlicher Vertreter des Kreises Jerichow auf dem sächsischen Provinziallandtage zu Merseburg und endlich 1847 als Mitglied des ersten vereinigten Landtages zu Berlin heroischer Redner und Ritter des Kreuzzeitungsstandpunktes. Die Tollkühnheit, womit die Kreuzzeitung 1848 gegen das souveraine Volk losschlug, stammt zum Theil

von unserem Bismarck, dem Mitbegründer derselben, und dem Lieferanten vieler Leitartikelstoffe. Er predigte sogar in der Altmark herum, um die Bauern zu einem Kreuzzuge gegen das gottlose, Barrikaden bauende, königsfeindliche Berlin zu entflammen. Aber die Altmärker blieben kalt und zu Hause. Da kommt der Deichhauptmann allein nach Berlin, um Thron, Altar und Königthum furchtlos zu vertheidigen. Dabei warf er sogar einmal einem Königsbeleidiger im Wirthshause ritterlich einen Bierseidel an den Kopf. Hesekiel, der übertriebene Homer Bismarck's, hat diese Heldenthat ausführlich geschildert und gepriesen; aber wir machen hierzu die bescheidene Bemerkung, daß Dies als eine jugendliche Uebereilung besser ungepriesen oder gar verschwiegen geblieben wäre. Bierseidel gehören unter keinen Umständen zu den „Kavalierwaffen".

In der zweiten preußischen Kammer und im Erfurter Reichstage bricht er noch fortwährend Lanzen für die „Unversehrtheit der preußischen Krone um jeden Preis". Erst ganz neuerdings behauptete er als Reichskanzler zum Leidwesen der Ueberfrommen im Lande, daß er nach jedem Kriege immer konstitutioneller geworden sei. Noch nicht einmal Assessor, wird er im Mai 1851 plötzlich Legationsrath und schon drei Monate später preußischer Gesandter und bevollmächtigter Minister beim todten und wieder in's Leben galvanisirten deutschen Bundestage in Frankfurt, wo der Vertreter Oesterreichs, Graf Thun-Hohenstein, sich wieder allmächtig glaubend, den preußischen Bismarck sitzend empfing und sogar in Hemdsärmeln, noch mehr, eine Cigarre rauchend. Was thut Otto v. Bismarck? „Exzellenz, haben Recht, es ist wirklich unerträglich heiß hier," redete er ihn liebenswürdig an, wirft die „Schwippe", den Visitenfrack ab und wirft sich in einen Fauteuil, zieht hemdenärmlich eine Havanna hervor und lächelt gewinnend: „Darf ich Exzellenz um ein wenig Feuer bitten?" — Wahrscheinlich hat er ihm keins gegeben, sicherlich aber er später ihm. Wir kennen seine immer höher und höher gerichtete Laufbahn durch Blut und Eisen zur deutschen Einheit, zum Fürsten und Reichskanzler. Dies gehört nicht mehr in seine Studentenzeit; aber der Homer dieser seiner akademischen Glorie, Arnold Wellmer, schildert ihn in seinem vortrefflichen Buche: „Bruder Studio! Studentengeschichten aus vier Jahrhunderten" als flotten Musensohn für immer. Doch zweifeln wir, ob unter den berühmt gewordenen drei Haaren noch derselbe Uebermuth brause, dieselbe feste Kreuzzeitungsgesinnung. Möge dieser Zweifel zur Gewißheit werden, möge er den Vorwurf eines frommen Pastors, daß er das einige Deutschland mit Freiheiten überschütte, immer ehrlicher und thatsachenreicher verdienen, so wird unser Jahrhundert wohl kaum einen größeren Staatsmann aufzuweisen haben, als diesen ehemaligen flottesten Studenten, den Schöpfer, Kanzler und Fürsten des neuen deutschen Kaiserreichs. Er hat beinahe noch dreißig Jahre Zeit, um sich dieser höchsten Lorbeerkrone abzurunden und die spießartigen drei Haare darunter zu verbergen.

Mannigfaltiges.

(Hemden.) Der Gebrauch der Hemden als Unterkleider ist jetzt noch nicht in allen Ländern bekannt und kam auch in Deutschland erst spät auf. — Die Unterkleider der Römer waren von feiner Wolle und erst unter den Kaisern trugen die Frauen auch leinene. — In Frankreich wurde es (im 15. Jahrhundert) als Merkwürdigkeit angesehen, daß Isabel (aus Bayern) zwei leinene Hemden hatte. — Im Morgenlande scheint man schon früher etwas Aehnliches gehabt zu haben, da, wie bekannt, dem König von Persien bei einer tödtlichen Krankheit Genesung durch das Orakel verheißen wurde, wenn er das Hemd eines Glücklichen anzöge. Da indessen ein solches, trotz der angestrengtesten Nachforschungen, nicht zu haben war, indem der einzige Glückliche, welcher aufgefunden wurde, nicht einmal ein Hemd besaß, so mußte jener König sterben.

Im Cirkus Renz in Berlin macht einen ganz eigenthümlichen, hier noch nicht gesehenen Effekt das Auftreten der Akrobatin „Lulu". Die junge Person steht auf einem Gerüst und schnellt plötzlich — offenbar durch mechanische Vorrichtung — kerzengrade, wie ein Stein aus der Balliste mehr als 25 Fuß in die Luft und sitzt, wenn man sie wieder sucht, oben auf dem Ruhestuhl für ihre weiteren Kunststücke. Ein blitzschnelles Aufschlagen großer Netze hindert bei einem Falle unglückliche Folgen. Es ist eine telegraphische Beförderung, deren Lösung dem Publikum Kopfzerbrechen macht!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 19. Mittwoch, 14. Februar 1872

Fest im Sturme.

Erzählung von Dr. Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

„Hast Du Kinder, Marie?“ fragte Richard.

„Nein,“ entgegnete die junge Frau und ihre Stimme zitterte leise. „Ich hatte ein Kind, allein das Glück hat mir der Tod wieder genommen.“ Sie konnte die Thränen nicht länger zurückhalten. Wie viele Hoffnungen, wie viel Liebe hatte sie in das kleine Grab mit hineingesenkt! Sie hätte aufspringen und sich an die Brust des Bruders werfen mögen, um sich nur ein einziges Mal an einem Herzen auszuweinen — sie wagte es nicht, sein Gesicht war so ernst und finster geworden. Und auch er konnte ihr nicht helfen.

„Marie, und Du fühlst Dich wirklich glücklich?“ fragte er noch ein Mal. „Du hast es nie bereut, Wolffheim Dein Herz geschenkt zu haben?“

Die junge Frau bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und weinte laut. „Dringe nicht in mich!“ bat sie mit flehender Stimme. „Mache mir Das, was ich zu tragen habe, nicht noch schwerer, ich muß ja ohnehin oft all' meine Kräfte zusammenraffen, um nicht zu unterliegen. Das Geschehene ist nicht zu ändern, rüttele nicht an meiner Pflicht, denn das Bewußtsein, sie zu erfüllen, gibt mir die einzige Kraft.“

Wieder ruhte Jensen's Auge auf der Schwester, sein Gesicht nahm einen weicheren Ausdruck an und sein Blick schien zu rufen: „Armes Weib!“

Marie raffte sich gewaltsam zusammen. „Du wirst hier bleiben?“ fragte sie.

„Ja, ich hoffe in Burgthal in dem Hüttenwerke eine Stellung zu finden.“

„Nicht dort, nicht dort!“ rief Marie aufgeregt.

„Weßhalb nicht?“ fragte Richard.

„Wolffheim kommt oft dorthin. Richard, ich bitte Dich, weiche ihm aus. Du kennst seinen heftigen Sinn, derselbe ist mit den Jahren schlimmer und schlimmer geworden. Er hat mir schon unendlich viele Thränen bereitet, allein ich habe nicht den geringsten Einfluß auf ihn.“

Jensen's Auge zuckte auf. „Du weißt, daß ich Wolffheim nie aufsuchen werde,“ entgegnete er, „allein ich werde ihm auch nicht ausweichen. Mein Weg hat mit dem seinigen Nichts gemein. Habe ich ihm Unrecht gethan, oder hat er mich einst von hier vertrieben? Nicht einen Zoll breit werde ich zurückweichen, wenn er mir entgegentritt, ich hoffe indeß, daß er es nicht thun wird!“

„Er wird es thun!“ fuhr Marie fort. „Du weißt nicht, wie er jetzt ist, er kennt sich in seinem Zorne selbst nicht mehr und er zürnt Dir immer noch.“

„Ich fürchte ihn nicht und ich habe mit ihm auch Nichts zu schaffen,“ gab Jensen ruhig zur Antwort. „Ich bin hierher gekommen, weil ich Dich sehen wollte und weil ich wußte, daß Wolffheim nicht hier ist. Zum zweiten Male wird mich der Schulzenhof sobald nicht wiedersehen, selbst wenn ich hier in der Nähe bleibe.“

Seine Worte vermochten die junge Frau nicht zu beruhigen, deutlich prägte sich ihre Besorgniß auf ihrem Gesichte aus. „Auch Olga ist in Burgthal — ihr Mann lebt dort,“ sprach sie.

Jensen zuckte bei der Nennung dieses Namens leicht zusammen, über sein Gesicht zog es wie ein Schatten hin, allein Dies währte nur einen flüchtigen Augenblick. „Das ist vorbei,“ entgegnete er. „Die Jahre und das Leben haben mich geheilt. Mein Herz wird ruhig bleiben, wenn ich sie wiedersehe.“

„Wird auch das ihrige ruhig bleiben?“ warf Marie ein.

„Du sagst, daß sie verheirathet ist," fuhr Jensen fort. „Was unsere Herzen einst bewegte, ist dahin! Und vielleicht hatte ihr Vater Recht, wenn er mich einen Narren nannte, weil ich glaubte, sie erringen zu können. Ich erkannte die Schranke, welche uns trennte, nicht an. Sie war reich, allein ich hoffte durch die Kraft, welche ich in mir fühlte, auch Reichthum erwerben zu können. Ich bin während der Zeit zum Manne gereift, habe gerungen und gekämpft, habe das Leben fast in allen Verhältnissen kennen gelernt und bin arm, wie ich einst von hier geschieden, zurückgekehrt! — Freilich," fügte er halb für sich hinzu, „freilich habe ich nie nach Reichthum gestrebt, er erschien mir werthlos, nachdem ich das Ziel, das mir ihn einst so erwünscht gemacht hatte, verloren. Ich glaubte ruhiger zu werden, wenn ich für mein Leben ringen und arbeiten müßte — und Dies habe ich erreicht."

Marie wollte ihm antworten, ihn noch ein Mal bitten, seinen Entschluß, sich in Burgthal eine Stellung zu suchen, aufzugeben, allein erschreckt fuhr sie zusammen, ihr Auge blickte auf den zur Laube führenden Gang — Wolffheim kam rasch, in sichtbarer Aufregung daher geschritten.

Auch Jensen bemerkte ihn.

„Richard, ich bitte Dich, weiche ihm aus!" rief sie leise flehend.

Es war zu spät, Wolffheim stand bereits dicht vor der Laube. Es war eine große, kräftige Gestalt. Er war einst hübsch gewesen, allein die Züge seines Gesichtes waren durch Leidenschaften entstellt, der Trunk hatte seinen Augen einen starren Ausdruck gegeben, sein Gesicht war aufgeschwemmt. Der Zorn röthete dasselbe, als er Jensen erblickte. „Ha, also wirklich!" rief er. „Habe ich Dir nicht einst gesagt, daß Du mein Grundstück nie wieder betreten solltest?"

Jensen war aufgesprungen, sein bleiches Gesicht hatte sich geröthet, seine dunklen Augen leuchteten. Die Beleidigung, die er einst durch diesen Mann erfahren, stand deutlich wieder vor seinem Geiste, die Jahre hatten sie nicht verwischt. „Ich habe meine Schwester aufgesucht und dies Recht lasse ich mir nicht nehmen!" entgegnete er mit fester, entschiedener Stimme.

„Haha! Ich werde es Dir nehmen!" rief Wolffheim heftig. „Ich bin hier Herr und werde Dir zeigen, wie ich ungerufene Gäste zu empfangen pflege."

Jensen blieb regungslos stehen. Er erschien fast klein gegen die große Gestalt Wolffheim's, allein furchtlos blickte er ihn an. „Wolffheim," sprach er, „was einst zwischen uns vorgefallen ist, habe ich nicht vergessen, so wenig, wie Du es vergessen zu haben scheinst, und ich denke heute noch ebenso wie vor Jahren. Unsere Wege haben mit einander Nichts gemein, ich verlange indeß, daß Du mir nicht entgegentrittst, wie ich Dir nicht entgegentreten werde."

Er wollte die Laube verlassen, Wolffheim vertrat ihm den Weg. „Ich will Dir entgegentreten," rief er, seiner Sinne kaum noch mächtig; „was ich Dir einst zugedacht habe, sollst Du heute empfangen!" und er erhob die schwere Reitpeitsche, welche er in der Hand hielt.

Mit lautem Schrei wollte sich Marie zwischen ihren Gatten und Bruder werfen, Jensen war ihr bereits zuvorgekommen. Mit raschem Griffe hatte er den erhobenen Arm des Wüthenden erfaßt und hielt denselben mit eiserner Kraft fest. Die beiden Männer standen einander dicht gegenüber, mit unauslöschbarem Hasse blickten sie sich an. Wolffheim's Gesicht hatte sich vor Zorn verzerrt, als er die überlegene Kraft seines Gegners fühlte. Jensen's Auge glühte.

„Du wirst mir nicht zum zweiten Male entgegentreten," rief er. „Einem Trunkenbolde fehlt es an Kraft!" Mit diesen Worten stieß er ihn zur Seite, daß er in die Laube auf die Bank taumelte, und verließ mit raschen Schritten den Garten. Er hörte Wolffheim's wilde Drohungen hinter sich, allein er blickte sich nicht um. Es war ihm, als ob ihm die Brust beengt werde, so lange er sich auf dem Schulzenhofe befand. Er schlug denselben Weg wieder ein, auf welchem er gekommen war. An dem Saume des Waldes angelangt, ließ er sich nieder und richtete den Blick auf den Schulzenhof, der ihm zu Füßen so friedlich dalag. Ein schmerzlicher Zug glitt über sein Gesicht hin. Dies war der Empfang, der ihm zu Theil wurde, nachdem er acht Jahre lang entfernt gewesen war. Der Haß Wolffheim's hatte sich in den Jahren nicht gemildert und doch hatte er ihm nie ein anderes Leid zugefügt, als daß er mit allen Kräften gegen die Verbindung seiner Schwester mit diesem Manne, dessen rohen Charakter er nicht unterschätzt hatte, gewesen war.

Wie unendlich viel Marie in den Jahren durch ihn erduldet, hatten ihre Thränen und die stille Trauer auf ihrem Gesichte zu deutlich verrathen. Er fühlte Mitleid mit ihr und konnte ihr doch nicht helfen. Wäre er nie zurückgekehrt! Die Fremde hatte ihm immer mehr geboten, als die Heimath ihm versprach, und doch konnte er sich

nicht entschließen, auf's Neue den Wanderstab zu ergreifen. Sein trotziger Sinn bäumte sich gegen den Gedanken auf. Würde Wolffheim nicht glauben, daß die Furcht vor ihm ihn fortgetrieben habe! Und noch ein anderer Gedanke tauchte in ihm auf. Marie hatte Olga's Namen genannt, seit langen, langen Jahren hatte er ihn nicht gehört, und nun er zum ersten Male wieder in sein Ohr gedrungen war, schlug sein Herz wieder rascher. Er hatte geglaubt, die Ruhe desselben sich errungen zu haben, und sie hatte nicht einmal dem Klange dieses Namens widerstehen können.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ueber den verstorbenen preußischen General Hindersin schreibt ein Berliner Korrespondent der „Presse“: Durch den Tod des Generals v. Hindersin erleidet die deutsche Armee einen schwer zu ersetzenden Verlust. Er gehörte als General-Inspektor der preußischen Artillerie zu den intelligentesten Offizieren, die wir überhaupt haben. Im letzen Kriege war er dem Hauptquartir des Königs attachirt. Moltke's Ruhm, einer der ersten jetzt lebenden Strategen zu sein, ist unbestreitbar, indeß seine Genie konnte so mächtig sich entfalten, weil er wußte, daß bei den gewagtesten Operationen unvergleichliches Material ihm zur Verfügung stand, nicht blos gezogene Geschütze, die eine zwölfstündige Schlacht aushalten, sondern ebenso eminente geistige Kräfte. Was bei Sedan und Le Mans, bei Paris und Belfort geleistet worden, gehört in der strategischen Anlage als Verdienst dem Chef des Generalstabs unbedingt an, allein die Vorbedingungen zu solchen Leistungen schuf keiner mehr, wie Gustav v. Hindersinn. Der Krieg von 1870 und 1871 stellte der deutschen Artillerie Aufgaben, wie nie ein Krieg zuvor und weit über Erwarten fiel aus, was die preußische Artillerie zu Stande brachte, die ihre vorzügliche Ausbildung Niemand so sehr, wie Hindersin verdankt. Die französischen Heerführer trafen ihre Dispositionen nach dem Maß ihrer artilleristischen Erfahrungen, die nicht gering waren, allein sie hatten sich jedesmal verrechnet, weil sie von der Angriffskraft der Hindersin'schen Waffe eine Vorstellung hatten, die sich regelmäßig als Unterschätzung herausstellte. Hindersin hat an die Artillerie-Offiziere Ansprüche gestellt, die nur zu erfüllen waren, wenn die wissenschaftliche Fortbildung nicht einen Augenblick lang rastete. So kam es, daß innerhalb der Artillerie eine Intelligenz heimisch war, die allgemein imponiren mußte. Seinem Wesen nach hatte Hindersin viel Aehnlichkeit mit Moltke. Immer in sich gekehrt, anspruchslos, liebevoll gegen Jedermann. Ich erinnere mich seiner noch von Lagny her. Wir waren dort den zweiten Tag in ganz schlechtem Quartier und ohne etwas zu essen zu haben. Ich hatte schon früh mich aufgemacht, um in den Restaurants nur Brod und Fleisch oder auch nur Brod zu kaufen. Nach zweistündigem erfolglosen Umherirren war ich auf dem Rückweg zu meiner Wohnung, entschlossen, nach Ferrières zu fahren, um zu sehen, ob dort etwas aufzutreiben wäre. Zuvor trat ich in einen Buchbinderladen, wo Hindersin — Bilderbogen sich besah. „Sagen Sie mir,“ redete er mich an, „wo kaufe ich wohl eine Wurst?“ — „Die gibt es hier nicht, ich habe so eben ganz Lagny abgesucht und nicht einmal Brod aufgetrieben.“ — „Also haben Sie noch gar nicht gefrühstückt?“ — „Seit gestern Früh so gut wie noch nichts gegessen.“ — „O da kann ich Ihnen helfen. Kommen Sie mit in mein Quartier, ich habe noch ein ganzes Brod und drei Flaschen Wein, das theilen wir.“ In dem Quartier wurde gefrühstückt und viel gescherzt. Hindersin hat mich noch dreimal auf Brodportion gestellt; da wurde es in Lagny allgemach besser. So oft ich ihn hernach gesehen, in Versailles und hier, erinnerten wir uns unter herzlicher Freude der Kriegsnoth und des argen Hungers von Lagny. Hindersin war ein allseitig hoch gebildeter Mann, philologisch gerade so bewandert, wie gut orientirt in der philosophischen Literatur. In der deutschen Kriegsgeschichte wird sein Name für immer fortleben.

(Ein Reiterstück.) Die „Allgemeine Militär-Ztg.“ bringt eine Besprechung der Schrift des Generals von Wittich: „Aus meinem Tagebuche 1870—71“, und berichtet dabei u. A. ein Reiterstück aus der Zeit, wo General v. d. Tann vor der Uebermacht der vorbrechenden Loire-Armee die Stellung bei Orleans räumen mußte: General v. Wittich that das irgend Mögliche, um die erbetene Hülfe zu bringen; noch in der Nacht erließ er seine Marschdispositionen und brach mit seinen Truppen (22. Division) früh am 9. November auf, um vor allem die Verbindung mit General v. d. Tann herzustellen. Mit dieser Aufgabe war besonders der Ordonnanz-Offizier Lieutenant v. Hagenow vom 1. hess.

Husaren-Regiment Nr. 13 betraut (gegenwärtig zur Kriegs-Akademie nach Berlin kommandirt). Derselbe wurde am Nachmittage des 9. November vom General v. Wittich zunächst entsendet, um Näheres über das Gefecht von Coulmiers zu ermitteln. Er brachte, nachdem er in der Höhe vor Orgères geritten, einige Auskunft und erhielt sofort den Befehl, den General v. d. Tann persönlich aufzusuchen. Auf demselben Pferde, das ihn von Chartres bisher getragen, mußte er in der Nacht hinreiten, um dem General v. d. Tann hauptsächlich zu melden, daß die 22. Division am 10. November früh 7 Uhr zu seiner Unterstützung auf dem Schlachtfelde erscheinen werde. Ueber Artenay war der Lieutenant v. Hagenow endlich vor Peravy eingetroffen und hatte hier dem General v. d. Tann die Meldung gebracht. Am andern Morgen stieß er in Viabon wieder zum General von Wittich; er hatte in 25 Stunden auf demselben Pferde 21 Meilen zurückgelegt.

(Zu theuer!) Der Berliner „Figaro" erzählt folgende bezeichnende Geschichte, welche jedenfalls — wenn nicht wahr! — gut erfunden ist! Der Hofjuwelier Friedeberg unter den Linden besaß unter den Schätzen seines Lagers neuerdings auch einen ungewöhnlich schönen Halsschmuck von Smaragden und Brillanten, auf den bereits zwei reiche Damen, die Frau Geheime Kommerzienräthin B. und die Kommerzienräthin A., reflektirten und dem Besitzer den sehr bedeutenden, aber angemessenen Preis von 16,000 Thalern für denselben geboten hatten. Hr. Friedeberg hatte jedoch aus loyaler Galanterie beschlossen, daß die Kronprinzessin den prachtvollen Schmuck tragen solle, und bot denselben ihrem Gemahl für den Preis von 14,000 Thalern, also um 2000 Thaler unter dem ihm schon offerirten Preise an. Der Kronprinz fand den Schmuck sehr schön, lehnte ihn jedoch des hohen Preises wegen ab; da er indessen offen äußerte, daß es ihm ein großes Vergnügen machen würde, wenn seine Gemahlin den schönen Schmuck erhielte, so rieth er dem Juwelier, denselben dem Kaiser vorzulegen und „einmal zuzusehen", ob dieser nicht vielleicht das Prachtstück seiner Schwiegertochter zum Wochengeschenk machen wolle. Hr. Friedeberg folgte dieser Anweisung und legte den Schmuck dem Kaiser vor, der ihn gleichfalls sehr schön fand, aber als er hörte, daß er 14,000 Thaler kosten solle, ihn gleichfalls eiligst von sich wies. „Das können wir nicht, lieber Friedeberg," sagte der alte Herr kopfschüttelnd, „wir sind nicht reich genug dazu, und es ist bei uns nicht wie bei den Bourbonen, denen brachte das Regieren mehr ein als uns." Hr. Friedeberg brachte nun lächelnd sein Schlußargument vor, den Schmuck der Kronprinzessin zum Wochengeschenk zu machen. „Nein, das geht nicht," lautete die jovial gegebene Antwort, „meine Schwiegertochter kommt zu oft in die Wochen, da sind 14,000 Thaler zu viel — ein Wochengeschenk darf nicht mehr kosten, als höchstens 3000 Thaler. Aber ich will Ihnen etwas sagen, gehen Sie zu den reichen jüdischen Damen, die haben viel Geld, da werden Sie den Schmuck gewiß los!" Hr. Friedeberg theilte dem Monarchen lächelnd mit, daß ihm „dort" bereits 2000 Thaler mehr für den Schmuck geboten seien. Der Kaiser erwiederte freundlich: „Sehen Sie wohl, was habe ich Ihnen gesagt?" Und Hr. Friedeberg wurde mit bestem Dank für seine Aufmerksamkeit huldvoll entlassen. An welchem kommerzienräthlichen schlanken Halse der theure Schmuck nunmehr prangen wird, vermögen wir noch nicht zu sagen.

In der Zeitschrift: „Im neuen Reich" findet sich ein Aufsatz über das Alter der deutschen Universitätslehrer. Derselbe ist veranlaßt durch die in den Zeitungen aufgetauchte Behauptung: die Professoren seien vielfach über das Alter hinaus, in welchem sie den Studirenden von Nutzen sein könnten, und versperrten in Ermangelung durchgreifender Pensionsbestimmungen jüngeren Kräften den Weg in die Ordinarien. Auf Grund genauer Zusammenstellung von Daten aus Mushacke's „Deutschem Universitäts-Kalender auf die Zeit vom 1. Okt. 1870 bis 31. Dez. 1871", hat Dr. Laspayres zu Dorpat interessante Uebersichten angefertigt. Hiernach ist das Durchschnittsalter aller deutschen ordentlichen Professoren 23 Jahre; was die einzelnen Fakultäten betrifft, so haben die Juristen und Philosophen dasselbe Durchschnittsalter, die Theologen haben als solches 54, die Mediziner 51 Jahre. In allen Fakultäten zusammen gibt es 278 über 60 und 157 über 40 Jahre. Ein auffallend niedriges Durchschnittsalter der ordentlichen Professoren haben die österreichischen Universitäten und Dorpat, „also diejenigen Hochschulen, an denen Zwangspensionsgesetze bestehen."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 20. Freitag, 16. Februar 1872

Fest im Sturme.

Erzählung von Dr. Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Ein frisches, anmuthiges Mädchenbild tauchte vor seinen Augen auf. Die blonden lockigen Haare flatterten um den Kopf, ein paar blaue Augen blickten ihn heiter und doch mit einer unsagbaren Tiefe an, der fein geschnittene Mund öffnete sich ein wenig, als ob er zu ihm spreche, er glaubte die kleine weiße Hand in der seinigen zu halten, wie er einst so oft gethan — und doch war dies Alles nur ein Traum, ein Bild aus längst vergangenen und glücklichen Tagen. Er hatte Olga geliebt mit der ganzen und vollen Kraft seines jungen Herzens. Die Vergangenheit stand mit einem Male klar wieder vor seinem Geiste. In einer Maschinenfabrik war er Ingenieur gewesen. Die Brust voll Kraft und hoher Pläne, war ihm die ganze Welt fast zu eng erschienen. Es gab für ihn kein Ziel, das zu erreichen er sich damals nicht vermessen hätte. Sein heißes, leidenschaftliches Blut richtete seinen Blick nur in die Zukunft, große Ideen erfüllten seine Brust. Da lernte er Olga auf einem einsamen Spaziergange, den sie allein im Walde unternommen hatte, zuerst kennen, ein roher Bube verfolgte sie, er nahm sich ihrer an und geleitete sie heim. Wie ein Engel erschien sie ihm, so rein und schön, ihr blaues Auge blickte so kindlich vertrauensvoll, und eher würde er sein Leben hingegeben haben, ehe er dies Vertrauen getäuscht.

Das erste Zusammentreffen war für beide Herzen von Entscheidung gewesen, sie liebten sich und trafen sich noch oft im Walde. Jensen empfand ein Glück, welches er zuvor nie geahnt, er lebte in Gedanken nur für Olga, sie zu erringen war sein einziges Ziel.

Olga's Vater war reich, allein konnte nicht auch er sich Reichthum erwerben, lag nicht die ganze Erde mit all' ihren Schätzen für seinen jugendlichen Muth offen da? Er liebte ja Olga nicht ihres Reichthums wegen. In seinem ungeduldigen und jugendlich ungestümen Sinne hielt er bei Olga's Vater um die Hand des geliebten Mädchens an. Mit Spott wurde er zurückgewiesen, ein Narr genannt, weil er gewagt hatte, seine Wünsche so hoch zu richten, und jeder Verkehr mit Olga wurde ihm unmöglich gemacht. Seit jenem Tage hatte er die Geliebte nicht wieder gesehen, sie wurde zu einem fern wohnenden Verwandten gebracht, um sie für immer von der thörichten Jugendliebe zu heilen. Zum ersten Male empfand er den Schmerz einer vernichteten Lebenshoffnung. Er wußte nicht, wo Olga war, er hoffte vergebens auf einen Brief von ihr, da er ernst an ihre Liebe glaubte, und mehr als einmal war er nahe daran, seinem Leben ein Ende zu machen, nur um den Schmerz in seiner Brust zu vernichten. Die Feindseligkeit mit Wolffheim, das Zerwürfniß mit seiner Schwester kam hinzu, er verließ Europa mit dem festen Entschlusse, nie zurückzukehren, in Amerika wollte er vergessen lernen.

Und dennoch war er zurückgekehrt. Die verschiedenfachsten Verhältnisse hatten das Bild der Heimath nicht aus ihm zu verdrängen vermocht, er glaubte hinreichend ruhig geworden zu sein, um mit dem Entschlusse der Entsagung dieselbe wieder betreten zu können, und doch hatte der erste Tag in ihr die alten Leidenschaften und Stürme in seinem Innern wieder wachgerufen. In einen neuen Kampf trat er hinein. Besaß er noch die Kraft, ihn durchzuführen? Mehr als ein Mal hatte ihn in den letzten Jahren ein Gefühl der Ermattung und Ermüdung erfaßt. Er sehnte sich nach Ruhe, denn was nützte ein ziel-

loses Ringen, ein Kämpfen ohne Preis? Olga war verheirathet, sie hatte ihn also doch vergessen, sie erinnerte sich vielleicht kaum noch seines Bildes.

Mitten in diesen Gedanken vernahm er rasche Schritte hinter sich. Ehe er sich umschauen konnte, sprang ein großer schöner Jagdhund vor ihn hin und blickte ihn mit den klugen Augen halb neugierig und halb herausfordernd an. „Hierher, Diana, hierher!" rief eine kräftige Stimme, während der Hund regungslos stehen blieb. Jensen glaubte diese Stimme zu kennen, er sah sich um und kaum hatte er einen aus dem Walde tretenden jungen Jäger erblickt, so sprang er auf und eilte ihm entgegen.

„Richard, Richard!" rief der Jäger und schloß den Jugendfreund in die Arme. „Bist Du endlich zurückgekehrt? Ich habe seit langen Jahren Nichts von Dir gehört."

Mit einem wehmüthigen Gefühl erfaßte Jensen beide Hände des Jugendfreundes und blickte ihm in die Augen. Wie jung und frisch war derselbe geblieben, welches Glück und welcher Lebensmuth blickten ihm aus dem offenen Gesichte entgegen, und wie alt war er selbst geworden.

„Ich bin zurückgekehrt, Heinrich," erwiederte er, indem er noch immer die Hände des Freundes festhielt, „heute erst, allein ich würde vielleicht besser gethan haben, wenn ich für immer auf die Heimath verzichtet hätte. Was ist die Heimath mehr als ein Traum! Wir sehnen uns nach ihr, es treibt uns zurück, wir finden die alte Gegend wohl wieder, allein nicht die alten Menschen, und wir selbst stehen plötzlich fremd in ihr, während wir so eng mit ihr verwachsen zu sein wähnten."

„Auch die alten Menschen sollst Du wiederfinden," unterbrach ihn der junge Jäger in herzlichem Tone. „Sieh, ich habe mich oft nach Dir gesehnt, habe nach Dir gefragt, allein Niemand konnte mir Auskunft geben. Wo bist Du in den langen Jahren gewesen?"

„Ich werde es Dir erzählen, aber heute nicht," entgegnete Jensen. „Wir Alle tragen Erinnerungen in uns, die uns schmerzen, wenn wir sie berühren, die wir selbst in Gedanken kaum anzutasten wagen, sie sind wie alte Wunden, die schlecht vernarbt sind und fortwährend schmerzen. Komm', laß uns hier niedersetzen, erzähle mir von Deinem Leben, Du bist glücklich, Dein Auge verräth es mir."

„Ja, ich bin glücklich!" rief Heinrich, indem er sich an der Seite des Freundes niederließ. „Das Glück ist mir freundlicher gesinnt gewesen, als ich je zu hoffen gewagt. Ich habe die Stelle des alten Försters Bruns erhalten, ich habe ein liebes Weib und zwei liebe Kinder, und wenn der Himmel mir sie gesund und frisch erhält, so wünsche ich von ihm Nichts mehr. Du mußt sie sehen — heute noch, ich habe meiner Frau so oft von Dir erzählt."

„Ich werde Dich besuchen, doch nicht heute," warf Richard ein. „Ich will Dein Glück mit ungetrübten Augen sehen, ich will mich offen darüber freuen können und heute kann ich Dies nicht."

„Richard, Du bist bereits dort gewesen?" fragte Heinrich und richtete den Blick auf den zu ihren Füßen liegenden Schulzenhof.

Jensen nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Du hast Deine Schwester gesprochen und auch Wolffheim?" fuhr der junge Förster fort.

„Auch ihn," gab Jensen zur Antwort, indem sich seine Brauen düster zusammenzogen. „Und sein Empfang war ein sehr freundlicher! Ich wußte, daß er nicht daheim war, deßhalb suchte ich meine Schwester auf, er überraschte uns und mit der Reitpeitsche trat er mir entgegen, er erhob sie, um mich zu schlagen, und ich erinnerte mich noch zur rechten Zeit, daß er der Mann meiner Schwester ist. Das war sein Empfang."

„Richard, was Du einst befürchtet, Das ist aus ihm geworden und noch mehr," fiel Heinrich ein. „Deine arme Schwester hat ein schweres Loos, schwerer, als sie zeigt. Vor den Menschen scheint sie es mit Fassung zu tragen, denn sie selbst hat ja den Mann gegen Deinen Rath geheirathet und sie kann Niemand einen Vorwurf machen; allein hier im Walde bin ich ihr öfter begegnet, und sie schien denselben nur aufgesucht zu haben, um sich ungesehen auszuweinen. Wolffheim ist ein roher Mensch. Das Glück hat ihn vor Tausenden bevorzugt, denn es hat ihm den schönen Schulzenhof und Deine Schwester gegeben, allein er weiß diese Gaben nicht zu schätzen. Als der angesehenste Mann in der ganzen Gegend könnte er dastehen, und doch ziehen sich die besseren Männer von ihm zurück, obschon er der reichste von Allen ist. Rohen Gesellen, wie dem Holzhändler Gebert und dem Wassermüller Merten, schließt er sich an. Mit ihnen verkehrt er täglich, mit ihnen durchzecht und durchspielt er die Nächte. Wäre der Schulzenhof nicht ein so herrliches Gut, so würde er sich längst an den Bettelstab gebracht haben. Alle Leidenschaften, die in seinem Innern schlummerten, sind durch dies Leben

wachgerufen, einmal in Wuth, kennt er sich selbst nicht mehr, und dieser maßlose Zorn wird ihn früher oder später in's Verderben führen. Ich weiche ihm aus, wenn es nur irgend möglich ist, es ist keine Ehre mehr, mit ihm zu verkehren. Richard, wärst Du zuerst zu mir gekommen, so würde ich Dir gesagt haben: betritt den Schulzenhof nie wieder, denn ich weiß, daß Wolffheim Dir noch immer grollt. Ich würde es möglich gemacht haben, daß Du Deine Schwester an einem andern Orte gesprochen hättest. Jetzt ist es zu spät!"

(Fortsetzung folgt.)

Wie der Papst seine Tage verbringt.

Rom, 6. Febr. Eine italienische Zeitung enthält augenscheinlich von kundiger Hand interessante Nachrichten über die Art, wie der Papst seine Tage zu verbringen pflegt. Wenn kein Audienztag ist, bespricht sich der Papst mit Antonelli über politische und sodann mit dem Kardinal-Vikar Patrizi über kirchliche Angelegenheiten. Audienzen gibt Pius sehr gern, weil es ihm Vergnügen macht, Leute zu sehen und sich inmitten seines Hofstaates sehen zu lassen, der ohne Frage der imponirendste und pompöseste der Welt ist. Die vorherrschende Farbe ist Scharlach, der Papst allein trägt Weiß. Nach der Audienz begibt sich der Papst in die Gärten und spazirt bis zwei Uhr, zwei Mobilgarden vor sich, einen seiner Hausmeister zur Seite und gefolgt von zwei geheimen Kämmerern in mittelalterlich-spanischer Tracht. Nach der Messe liest der Papst die für ihn reservirten Briefe, deren täglich eine große Zahl von Kaisern, Königen und andern hohen Personen einläuft. Auch aus dem Quirinal geht ihm manches Schreiben zu, und diesen gibt er gern den Vorzug und lächelt häufig über ihren Inhalt. Zuweilen schreibt er selbst die Antwort auf Latein oder Französisch. Seine Schriftzüge sind klein und deutlich wie von einer weiblichen Hand. Ist dieses Geschäft zu Ende, so läßt er sich Zeitungen vorlesen, namentlich die römische Chronik und das Witzblatt Fanfulla, und freut sich, wenn Regierung oder Stadtrath einen Hieb mitbekommen. Den römischen Stadtrath mag er nicht leiden, weil derselbe Nichts zu schaffen verstehe. Auch die Karikaturen läßt der Papst sich vorlegen und streut gern seine Bemerkungen ein, da er weiß, daß sie weiter erzählt werden. Von den italienischen Politikern spricht er nur mit Ironie, Ricasoli ausgenommen, der ein Charakter und guter Katholik sei. Minghetti nennt er nur „den Biedermann Minghetti". Er wirft den italienischen Staatsmännern ihre unaufhörlichen Selbsttäuschungen vor und sagt, sie hätten übel gethan, nach Rom zu kommen und ihn zu quälen, da er doch ein alter Mann sei. „Sie konnten auf meinen Nachfolger warten," sagt er oft. Nur vor Einem Manne hat er wirkliche Achtung und duldet nicht, daß seine Umgebung Uebles von ihm spreche, und Das ist Viktor Emanuel, der einzige Italiener, „der ein gutes Herz habe" —, malgré lui (wider seinen Willen), wie er lächelnd hinzufügt. Er glaubt nicht, daß der König im Quirinal bleiben wolle. Um 10 Uhr Abends verabschiedet sich der Papst von seinen Hofleuten.

Im Vatikan, der 50 verschiedene Gebäude umfaßt, mit 14 inneren Höfen und 12,000 Zimmern, wohnen gegen 3000 Personen. Er ist eine Stadt ohne Straßen. Die Beamten sind noch immer die nämlichen: noch immer ist Antonelli da als Staats-Sekretär, Msgr. Negroni als Minister des Innern, Msgr. Randi als Polizei-Minister, General Kanzler als Kriegs-Minister. Um de Merode und Antonelli, die sich gegenseitig nicht leiden mögen, haben sich zwei Parteien geschaart. De Merode, ein energischer und, wie man annehmen kann, überzeugungsvoller Mann, steht an der Spitze der extremen Widerstandspartei mit Jesuiten und Ultramontanen, während der mehr skeptische und gemäßigte Antonelli die Kardinäle Berardi, de Lucca, Silvestri di Pietro, Amot und Clarelli auf seiner Seite hat. Der Papst hält sich gut mit den beiden. Der Papst will Rom nicht verlassen und sagt oft: „Ich habe nur wenige Tage noch zu leben. Ich habe mir keinen Vorwurf zu machen und hoffe, daß mein Nachfolger der Kirche den Frieden geben wird, da die Kirche triumphiren muß." Der Papst hat eine tiefe religiöse Ueberzeugung. Eine weiche und nachgiebige Natur, fürchtet er sich zu versündigen, wenn er die vollzogenen Thatsachen anerkennt. Denn er hat geschworen, der Kirche ihre Besitzungen zu bewahren.

Mannigfaltiges.

Dr. Friedrich Hofmann in Leipzig macht im „Leipziger Tageblatt" folgende Anzeige: „Soeben erhalte ich die Trauernachricht, daß der ehrwürdige Mann, welchen wir jüngst als den Glücklichen preisen mußten, dem es nach einem Leben voll patriotischer Kämpfe und Leiden vergönnt

war, am Lebensabend nicht nur das goldene Amtsjubiläum und die goldene Hochzeit, sondern auch den Sieg des Vaterlandes, die Erreichung der ersten Stufe seines politischen Ideals zu erleben — daß Heinrich Hermann Riemann, der Mitbegründer der Burschenschaft, alte Lützower und Ritter des Eisernen Kreuzes von 1813, am frühen Morgen des 26. Jan. gestorben ist. Die deutschen Burschenschaften werden es sich nicht versagen, das Andenken eines solchen Mannes seiner Bedeutung für die Burschenschaft und die Pflege des vaterländischen Sinnes in Deutschland würdig zu feiern." Pastor Riemann starb im 78. Jahre an einem Blasenkatarrh zu Friedland in Mecklenburg. Er war s. Z. Hauptredner auf der Wartburg, später als Demagog und Demokrat verfolgt, seit 1821 angestellt und mit der Tochter des weiland Jenaer Professors Gensler verheirathet. Ein Vierteljahr vor seinem Tode hatte er sein Amtsjubiläum gefeiert. Aus einem Brief, den der nun Verstorbene noch unterm 12. v. M. seinem Sohne diktirte, theilt das „Frkf. J." Folgendes mit: „Nun Etwas vom 18. Oktbr. Wenn ich wieder gesunder werden sollte, so werde ich die ungeheure Menge von Zuschriften aus allen Theilen Deutschlands, die mich wahrhaft überrascht und gerührt haben, in einem Album drucken lassen. Dann sollst Du sie auch sehen; so lange aber wartest Du bescheiden. 14 Burschenschafter verehrten mir, dem Mitbegründer der Burschenschaft, einen großen silbernen Becher mit einer prächtigen Zueignung; Friedländische Freunde ein kostbares Cylinderbureau, die Synode eine Prachtbibel, der Großherzog ließ mir durch den Präpositus das Diplom eines Kirchenrathes überreichen. Wie sich doch die Welt dreht! So manches Jahr habe ich mit Paul Gerhardt gesungen:

> Mich hat in meinem Leben
> Manch harter Sturm erschreckt u. s. w.
> Verfolgung, Haß und Neiden —
> Wenn ich's gleich nicht verschuld't,
> Hab' ich doch müssen leiden
> Und tragen mit Geduld.

Also ich, der alte — — Erzdemagoge und Demokrat, unerschütterlich für Volksrechte kämpfend, jetzt ein hochwürdiger Kirchenrath!! Der ständige Ausschuß der Burschenschaften sandte mir eine schriftliche Anerkennung Dessen zu, was ich in Jena und auf der Wartburg gethan habe. Unter den Unterschriften Schüler und Kopffleisch. Jetzt prangt letzteres Diplom unter Glas und Rahmen auf meiner Stube, darunter die Bilder von Blücher, Gneisenau und Nettelbeck. An den Seiten meine Waffen von 1813." Bis soweit ging das Diktat. „Schwächer und schwächer," sagt der Schreiber weiter, „ist er dann geworden, bis ihn der gütige Vater im Himmel von seinen irdischen Qualen erlöst und ihn zu sich zum ewigen Lichte berufen hat."

(Ein verunglückter Narren-Abend.) Der Geselligkeits-Verein „Humor" veranstaltete dieser Tage in Wien einen Narren-Abend. Tausend Masken, männliche und weibliche, durchwogten den Saal. Da plötzlich nießt Einer, Zwei, Drei, eine ganze Tischgesellschaft. Viele lachen herzlich, doch noch kräftigeres Nießen erstickt diese Ausbrüche der Heiterkeit. Das Komite, das mit seiner ganzen Autorität einschreiten will, wird durch Nießen am Silentiumrufe verhindert. Ein Moment der allgemeinen Bestürzung. Das Massen-Nießen übertönt die Klänge eines Strauß'schen Walzers. Nahezu eine Viertelstunde vergeht, ehe Einige der Gefaßtesten auf die Idee kommen, Fenster und Thüren zu öffnen. Das Nießen läßt langsam nach. Nun kann man erst die Verwirrung überschauen; man glaubte das Bild der Seekrankheit auf festem Lande vor sich zu sehen. Ein unverschämter Witzling hatte bei einem Rundtanze durch den Saal Tische, Stühle und Boden mit gestoßenem Pfeffer und Nießpulver bestreut.

---

* Räthsel.

> Nicht selten werd' mit **a** fürwahr
> Gestochen ich und geheilt;
> Doch stell' zu gleicher Zeit ich dar,
> Was oft in Lüften weilt.
>
> Nur in dem flüssigen Element
> Bin ich mit **ö** zu Haus;
> Der Gourmand mich mit Liebe nennt,
> Denn ich lief're pikanten Schmaus.
>
> Mit **ie** dagegen wär's mein End',
> Steckt' ich im Wasser drin;
> Denn nur auf festem Element,
> Drück' ich mich und Andres hin.
>
> Mit **e** sprech' den Nachfolger ich aus
> Von Einer, die lang regiert;
> Wohl allen Denen, die mich im Haus
> Schon haben, sobald sie's friert!

R.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 21. Montag, 19. Februar 1872.

Fest im Sturme.

Erzählung von Dr. Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

„Nein, es ist mir lieb, daß ich dorthin gegangen bin, denn jetzt weiß ich, wessen ich mich von ihm zu versehen habe," entgegnete Jensen. „Sieh, ich wollte ihm ausweichen, ich hatte nicht vergessen, wie er einst an mir gehandelt, daß er mich schon vor Jahren haßte; aber ich würde Alles zurückgedrängt haben, wenn er mir ruhig entgegen getreten wäre. Es ist gut, daß ich ihn jetzt vollständig kenne, denn ich befürchte, es ist nicht das letzte Mal, daß ich mit ihm zusammentreffe."

„Du willst hier bleiben?" fragte Heinrich.

Jensen theilte ihm mit, daß er auf dem Hüttenwerke in Burgthal eine Stelle zu finden hoffe. „Wie ich einst hier aufgehört, werde ich wieder anfangen," fügte er hinzu, „nur daß ich in den Jahren viel Neues hinzugelernt habe."

„Das Glück scheint Dich nicht sehr begünstigt zu haben," bemerkte Heinrich.

„Was nennst Du Glück?" fuhr Richard fort. „Was ich darunter verstehe, habe ich nicht gefunden. Wohl hat sich mir öfter die Gelegenheit geboten, Reichthum und Stellung zu erwerben, ich habe nicht darnach getrachtet, ich habe Andern überlassen, was für mich selbst werthlos war. Auch jetzt verlange ich nicht mehr, als eine bescheidene Stellung auf dem Hüttenwerke."

„Ich kann Dir dazu verhelfen, da ich mit dem Faktor des Hüttenwerkes befreundet bin," warf Heinrich ein. Auf meine Bitte wird er Alles für Dich thun, was in seinen Kräften steht. Bist Du bereits im Burgthal gewesen?"

„Noch nicht. Mein Weg führt mich indeß heute noch dort hin. Für Deine Empfehlung danke ich Dir, wenn ich sie indeß ablehne, so glaube nicht, daß ich den Dienst eines Freundes nicht zu schätzen weiß. Sieh, ich bin gewöhnt, mir ohne Empfehlung durchzuhelfen, ich will nicht Verpflichtungen übernehmen, von denen ich nicht weiß, ob ich sie erfüllen kann. Gefalle ich dem Faktor nicht, so möchte ich nicht, daß er durch die Freundschaft zu Dir gebunden würde, und auch ich werde freier sein, wenn ich Niemand Etwas verdanke. Noch eine Frage möchte ich indeß an Dich richten: Kennst Du Olga's Gatten?"

Heinrich blickte den Freund prüfend an. „Hast Du sie noch immer nicht vergessen?" fragte er.

Jensen strich mit der Rechten über die Stirn, als wollte er gewaltsam zurückdrängen, was sich dort so schwer lagerte. „Freund, was wir einst geliebt haben, behält in unserer Erinnerung immer eine gewisse Stätte," erwiederte er halb lächelnd, um nicht zu verrathen, was in ihm vorging. „Es sind acht Jahre verflossen, seitdem sie dies Herz hier so stürmisch bewegte, acht Jahre, und ich bin ruhiger geworden. Zudem ist Olga verheirathet. Du kennst ihren Mann?"

„Ich kenne ihn. Auch er wohnt in Burgthal."

„Das weiß ich. Ist Olga glücklich?"

Der junge Förster zuckte mit der Schulter. „Ich weiß es nicht. Frage ich ihre Augen, wenn sie mir zuweilen begegnet, so scheinen mir dieselben „Nein" zu sagen, und doch wird sie von den Meisten für glücklich gehalten und beneidet. Ihr Mann macht ein großes Haus und lebt in verschwenderisch üppiger Weise, sie geben viel Gesellschaften und bewohnen ein prächtiges Haus. Ob sie ihren Mann geliebt hat, weiß ich nicht. Er ist gewandt und klug, mir ist er zu freundlich und zu zuvorkommend, als daß ich ihm offen vertrauen möchte."

„Lebt Olga's Vater noch?" forschte Jensen weiter.

„Er ist todt, Olga hat sein ganzes Vermögen geerbt. Auch Lindner, ihr Mann, war nicht ohne

Vermögen, als er sie heirathete; durch unglückliche Spekulationen soll er indeß viel verloren haben. Ich kann es nicht glauben, weil er sonst weniger verschwenderisch leben würde."

Jensen brach das Gespräch ab, indem er aufstand. „Ich besuche Dich, sobald ich weiß, ob ich in Burgthal bleiben werde," sprach er. „Du bist der einzige Freund, den ich hier noch besitze, und ich glaub' auch, daß Du es bleiben wirst." Er drückte dem Freunde die Hand und bog rasch in den Waldweg ein.

Mit schmerzlichem Gefühle blickte der junge Förster, Heinrich Brunner, dem Dahinschreitenden nach. Jensen war nicht glücklich.

Heinrich fühlte Mitleid mit dem Freunde. Sein eigenes Herz war so voll des Glückes, ihm selbst hatte das Glück kaum einen Wunsch übrig gelassen, und doch hätte auch Jensen ein gleiches Glück verdient, denn sein Herz war edel, wenn auch ein heißes, stürmisches Blut in seinen Adern rann. —

~~~~~

Dicht vor dem Thore der kleinen, hart am Fuße des Gebirges gelegenen Stadt Burgthal befand sich ein reizendes Besitzthum; dasselbe gehörte Olga's Gatten, dem Kaufmann Lindner. Auf einer Anhöhe, von der man die Stadt überschauen konnte, stand das Wohnhaus. Der große Garten, welcher dasselbe umgab, erstreckte sich bis dicht an den Saum des nahen Tannenwaldes, und wenn man an dieser Seite aus dem Garten trat, wurde man sofort von dem schattigen Dunkel der hohen Tannen aufgenommen. Das Erbauen des großen, in halbgothischem Style gehaltenen Hauses, sowie die Anlage des geräumigen Gartens hatten große Summen in Anspruch genommen und waren das Werk eines reichen Junggesellen, der diesen Ort sich ausgesucht, um den Rest seines Lebens an ihm hinzubringen. Er hatte sich dieses Besitzthums indeß nur wenige Jahre erfreut, denn durch einen Unfall auf der Jagd hatte er das Leben eingebüßt. Nach seinem Tode hatte das Haus länger als ein Jahr unbewohnt gestanden. Von den Erben des Geschiedenen war keiner im Stande, dieses Grundstück zu erwerben, und auch unter den Bewohnern Burgthal's fand sich kein Käufer.

Da hatte Lindner, als er Olga's Hand gewonnen, dies herrliche Besitzthum für einen verhältnißmäßig sehr geringen Preis erstanden. Hierher führte er seine junge Frau. Er hatte sein Geschäft aufgegeben, denn er war reich und hatte mit Olga's Hand zugleich deren nicht unbedeutendes Vermögen erhalten. Olga hatte ihm nur auf das Drängen ihres Vaters ihre Hand geschenkt, Lindner wußte, daß er ihr Herz nicht besaß, und um sie über ihre Lage nicht zu einem ruhigen Bewußtsein kommen zu lassen, erhielt er sie in einem fortwährenden Rausche von Vergnügungen. Gesellschaften folgten auf Gesellschaften, er brauchte ja keine Kosten zu scheuen, da er reich war. So waren Jahre geschwunden. Ob er Olga's Herz in ihnen gewonnen hatte?

Die junge Frau saß in dem Garten unter einem schattenden Baume. Ihr zu Füßen spielten zwei Kinder, ein Knabe von vier Jahren und ein Mädchen von zwei Jahren. Die Frische und der heitere Sinn der Jugend war von ihren Wangen gewichen. Wohl war sie noch immer schön zu nennen. Das blonde lockige Haar umgab noch wie einst ihren Kopf, ihre blauen Augen hatten noch dieselbe Tiefe, allein ein unsagbar schwermüthiger Zug hatte sich auf ihrem Gesichte ausgeprägt. Dieser Zug verrieth kein Glück. Sie war ernst. Nur wenn sie auf die Kinder blickte, wenn sie deren harmlos heiterem Spiele zusah, glitt ein Lächeln über ihr Gesicht hin, das indeß sofort wieder schwand, wenn sie die Augen emporhob und sinnend über die Stadt hinschweifen ließ. Auch vor ihr mochten Bilder aufsteigen, welche sie an längst entschwundene Träume erinnerten. Der schmerzliche Zug ihres Gesichtes verrieth zu deutlich, daß ihr Herz und ihre Hoffnungen vor Täuschungen nicht bewahrt geblieben waren. Ihr Gatte trat in diesem Augenblicke in den Garten und näherte sich ihr rasch. Sie fuhr mit der Hand über die Stirne hin, um jede Spur der Träume, denen sie sich hingegeben, zu verwischen. Lindner liebte nicht, sie verstimmt zu sehen, er wünschte, daß sie das Leben mit derselben sorglosen Leichtigkeit auffasse, wie er selbst. „Wer die Mittel besitzt, das Leben zu genießen, und es nicht thut, ist ein Thor!" hatte er ihr oft genug gesagt.

Auf seinem Gesichte ruhte ein Lächeln wie immer. Rasch, prüfend glitten seine Augen über Olga und die Kinder hin. Die Züge seines Gesichtes waren hübsch zu nennen. Sein Haar war sorgfältig geordnet, in seinen Bewegungen, in seiner Kleidung war eine absichtliche Eleganz nicht zu verkennen, dennoch mußte er auf einen tieferen Menschenkenner einen unangenehmen Eindruck machen. In seinen unstät blickenden Augen lag etwas Lauerndes und Tückisches. Sie erschienen oft, wenn er sie auf einen Gegenstand richtete, wie überschleiert, und doch hatten sie eine
~~~~~

durchdringende Schärfe. „Guten Morgen, liebe Olga!“ rief er, indem er die junge Frau auf die Stirne küßte, dann beugte er sich zu den Kindern nieder, um auch sie zu küssen. „Du willst also wirklich an der Partie, welche wir für heute verabredet haben, nicht Theil nehmen?“ fuhr er fragend fort. Er ließ sich Olga gegenüber nieder, lehnte sich auf dem eisernen Stuhle hinten über, blies den Rauch seiner Cigarre spielend in die Luft, ohne seine Frau aus den Augen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Eine Szene aus dem Leben der Kaiserin-Mutter von Rußland.) Die Kaiserin-Mutter von Rußland hatte als preußische Prinzessin eine Schweizerin zur Gouvernante, Madame Wildermatt, die einst in ihre Heimath reisen mußte, um eine ihr zugefallene Erbschaft in Besitz zu nehmen. Als sie wieder in Berlin angekommen war, zeigte sie ihrer erhabenen Gebieterin mehrere Schmucksachen, die sie durch jene Erbschaft erhalten.

„Das ist ein sehr alter Ring,“ sagte die Prinzessin Charlotte, indem sie einen ganz kleinen alterthümlichen goldenen Ring an ihren Finger steckte. „Er hat etwas Seltsames an sich. Vielleicht ist es gar ein alter Talisman.“ Sie wollte nun den Ring an Madame Wildermatt zurückgeben, konnte ihn aber nicht wieder von dem Finger ziehen. „Ich möchte ihn wohl behalten,“ setzte sie hinzu. Und sie behielt den geheimnißvollen Ring.

Es verging einige Zeit. Einst wollte die Tochter des Königs von Preußen jenen alten Ring genauer betrachten, und es gelang ihr, denselben von ihrem Finger abzuziehen. Auf der inneren Fläche waren einige Worte eingeschrieben, die, obwohl ziemlich verwischt, doch noch zu lesen waren. Sie lauteten: „Kaiserin von Rußland.“

Es vergingen viele Tage. Es war von einer Verheirathung zwischen ihr und dem Großfürsten Nikolaus die Rede. Dieser Bruder Alexanders, der damals mit nächster Thronerbe war, machte eine Reise nach Berlin, sah dort die schöne Tochter des Königs von Preußen, und sein Entschluß stand fest. Bei Tafel saß er neben ihr und sprach von seiner nahen Abreise.

„Es würde nur von Ihnen abhängen, daß ich hier bliebe,“ sagte der Großfürst.

„Was müßte ich denn thun?“ antwortete lächelnd die künftige Kaiserin von Rußland.

„Sie müßten meine Huldigungen nicht zurückweisen.“

„Weiter Nichts?“

„Mich in meinem Bestreben ermuthigen, Ihnen zu gefallen.“

„Das ist schon schwieriger. Der Augenblick ist nicht gut gewählt. Bei der Tafel und öffentlich zu sprechen!“

„Es brauchte nicht gesprochen zu werden, es genügte, wenn Sie mir ein Pfand geben. Sie haben da einen kleinen Ring, dessen Besitz mich glücklich machen würde. Wenn Sie mir denselben geben wollten!“

„Hier? Vor allen Leuten?“

„Es kann geschehen, ohne daß es Jemand bemerkt. Drücken Sie den Ring in ein Stückchen Brod, lassen Sie dies neben Sich liegen, ich werde den Talisman an mich nehmen.“

„Es ist wirklich ein Talisman.“

„Ich ahnte es wohl.“

Der Ring ging in die Hand des Großfürsten über, und die Ehe wurde bekanntlich geschlossen. Den geheimnißvollen Ring hat, wie man erzählt, der Erbe Alexanders nie abgelegt; da er ihn aber nicht an den Finger stecken konnte, trug er ihn an einer Kette am Halse.

(Das Silberministerium.) Ein Besucher der letzten parlamentarischen Soiréen beim Fürsten Bismarck erzählt im „B. Börs.-Kur.“ ein neues Bonmot des Reichskanzlers. Wir geben es in Folgendem wieder und bemerken nur, daß es an einem Tage gesprochen wurde, an dem Hr. v. Mühler noch in den Augen der nicht offiziellen Welt als im Vollbesitze seines kultusministeriellen Portefeuilles galt. An jenem Abend der vorerwähnten Soirée nämlich wandte sich einer der zahlreichen Herren, welche, über Politik disputirend, in den Salons des Fürsten-Reichskanzlers einherstolzirten, an diesen mit den Worten: „Wie schade doch, Durchlaucht, daß so viel unseres einheimischen Silbers die bayerische Grenze passiren muß. Zwanzig Millionen, was bleibt denn da noch für uns übrig?“ — „Genug, mehr als genug, mein lieber Herr Doktor,“ erwiederte lächelnd der Fürst, „denken Sie doch nur an unser Ministerium, das ist ja das reine Silberministerium.“ — „Silberministerium? Darf ich um eine nähere Erklärung dieser sonderbaren Bezeichnung bitten, Durchlaucht?“ — „Recht gern, geben Sie acht. S ist zunächst mein land-

wirthschaftlicher Kollege Selchow; I der Handelsminister Graf Itzenplitz; L gehört dem Justizminister Dr. Leonhardt; B erlaube ich mir selbst zu sein; E — Graf Eulenburg gehört in das Ministerium des Innern, und mit R, der Initiale meines kriegerischen Kollegen Roon, schließt das Silberministerium." — „Charmant, Durchlaucht, aber — gestatten Sie mir die Frage, — wo bleibt Hr. v. Mühler?" „Der zählt nicht mit, für M haben wir leider keine Verwendung", entgegnete der Kanzler mit einem bedeutungsvollen Lächeln und empfahl sich unserem Gewährsmann mit einem höflichen: „Auf Wiedersehen!"

Vom Fürsten von Bismarck und Grafen von Moltke sind als Antwort auf die Telegramme des unlängst in Freising (Bayern) gegründeten Kriegervereins folgende Schreiben eingelaufen: An den Kriegerverein des Bezirksamtes Freising. Berlin, den 30. Januar 1872. Dem Kriegerverein des Bezirkes Freising theile ich hierdurch den Empfang des mir übersendeten Telegrammes vom 27. d. Ms. ergebenst mit. Indem ich dem neu gegründeten patriotischen Verein meinen besten Dank für die freundlichen Worte ausspreche, füge ich noch meine besten Wünsche für sein Fortbestehen bei. Graf Moltke, Feldmarschall. — An den Vorstand des Krieger-Vereins Freising. Berlin, den 31. Januar 1872. Dem Kriegerverein des Bezirksamts Freising sage ich meinen verbindlichsten Dank für das ehrenvolle Wohlwollen, mit dem derselbe meiner bei Wiederkehr des Tages gedacht hat, an welchem das durch die Waffenbrüderschaft und den Heldenmuth aller deutschen Stämme gewonnene nationale Ziel verfassungsmäßig sichergestellt wurde. v. Bismarck.

(Ein angeschossener Tiger.) Vor einigen Wochen verbreitete sich in Benares (Alexandrien) plötzlich das Gerücht, ein wildes Thier sei in der Stadt und halte sich in einem Winkel des Manikaranka-Platzes verborgen. Sofort begab sich ein höherer Polizeibeamte an den bezeichneten Ort. Zwei glühende Augen leuchteten ihm aus der Dunkelheit entgegen. Entschlossen gab er darauf Feuer. Da stürzte mit furchtbarem Gebrüll ein großer Tiger hervor, verfehlte aber, an den Schultern verwundet und in seinen Bewegungen gehindert, glücklicher Weise sein Opfer. Er war in ein tiefes Loch gefallen. Ein Polizist feuerte zum zweiten Male, ohne zu treffen. Hierauf versuchte derselbe, den Tiger mit dem Bajonnet zu durchbohren. Dieses fiel aber bei der Senkung des Gewehres zu Boden, und dem Tiger gelang es aus seiner Gefangenschaft zu entkommen. Jetzt entstand auf dem Platze eine schreckliche Verwirrung, und mehrere Personen wurden von der wild umher springenden Bestie schwer verwundet. Endlich scheint Hilfe zu nahen: eine Kompagnie Polizeisoldaten marschirt im geschlossenen Schritt heran. Leider haben diese ihre Zündhütchen vergessen und müssen sich kämpfend wieder zurückziehen. Einigen Offizieren gelingt es endlich, das Thier durch mehrere Schüsse zu erlegen, aber nur, nachdem dasselbe etwa zwölf Personen mehr oder weniger schwer verwundet und sich mit Verzweiflung bis auf den letzten Moment vertheidigt hatte. Niemand weiß, woher der Tiger gekommen, aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß er einer der Menagerien des Maharajah von Coukea entsprungen und während der Nacht in die Stadt gelangt ist. Die Eingebornen sind sehr niedergeschlagen, da, einer alten Tradition zufolge, mit dem Erscheinen der Tiger in den Straßen die Zeiten der Trübsal über sie hereinbrechen sollen.

(Arzt und Advokat.) Vor einem der Gerichtshöfe New-Yorks kam es zu einem scharfen Wortstreit zwischen dem Attorney-General Syester und Dr. Warren, welcher von ihm in's Kreuzverhör genommen wurde. — Attorney-General: „Ein Arzt sollte sein Urtheil über eine Krankheit abgeben können, ohne einen Fehler zu machen." Dr. Warren: „Das sollte ein Advokat auch." Attorney-General: „Aber die Fehler eines Arztes liegen sechs Fuß unter der Erde begraben." Dr. Warren: „Und die eines Advokaten werden oft eben so hoch über der Erde aufgehängt."

Unlängst starb die dickste Frau von Paris. Es war eine Schweinemetzgerin der Rue aux Ours, Namens Géniot. Dieselbe wog 514 Pfund. Seit zehn Jahren hatte sie ihr Comptoir nur verlassen, um sich schlafen zu legen. Einst war Frau Géniot aber schlank und sehr schön; 1848 hatte sie sogar die „Göttin der Freiheit" dargestellt. Man war genöthigt, einen ganz besondern Sarg für sie zu machen; derselbe war über 1½ Meter breit.

Auflösung des Räthsels in № 20:

Star (Staar) — Stör — Stier — Ster.
(Der Stör liefert bekanntlich den Caviar.)

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 22. Mittwoch, 21. Februar 1872.

Fest im Sturme.

Erzählung von Dr. Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

„Laß mich zu Hause bleiben, Otto," bat Olga, „die fortwährenden Vergnügungen spannen mich ab!"

„Diese Partie wird Dich erfrischen," warf Lindner ein. „Wir fahren eine Stunde in dem prächtigsten und schattigsten Thale und haben dann nur noch wenige Minuten bis zu dem Platze zu gehen, den ich für den heutigen Tag in Bereitschaft habe setzen lassen. Es ist nicht die geringste Anstrengung damit verbunden, die köstliche Waldluft wird Dir wohlthun."

„Habe ich dieselbe Luft nicht auch hier?" entgegnete Olga. „Nicht die Anstrengungen solcher Partieen, sondern die Menschen ermüden mich, auch mache ich mir Vorwürfe, daß ich die Kinder so oft verlasse," bemerkte Olga. „Ich fühle, wie sehr sie mir dadurch entfremdet werden."

„Sie sind hier gut aufgehoben," unterbrach sie Lindner. „Du weißt, daß sie nicht einen Augenblick lang ohne Aufsicht sind."

„Die beste Aufsicht ist das Auge ihrer Mutter," fuhr Olga fort. „Sieh, wie sorglos sie hier spielen! Laß mich bei ihnen bleiben, die Gesellschaft ist so zahlreich, daß meine Abwesenheit kaum bemerkt werden wird."

„Nun, wie Du willst," entgegnete Lindner in seiner freundlichen Weise, als ob er nicht im Stande sei, seiner Frau einen Wunsch abzuschlagen. Er lenkte das Gespräch auf einen andern Gegenstand, während sein Auge mit einem lauernden Ausdrucke Olga beobachtete. Er erzählte ihr von einer Gesellschaft, in der er den Abend zuvor hingebracht hatte. Mit einer Arbeit beschäftigt, hörte Olga ihm schweigend zu. „Apropos," unterbrach er sich plötzlich, „hast Du bereits gehört, daß ein früherer Anbeter von Dir sich hier wieder eingefunden hat?"

Wie eine bange Ahnung durchzuckte es Olga's Herz, ihre Wangen rötheten sich schwach, ihre Augen richteten sich fragend auf den Gatten.

„Richard Jensen ist wieder hier," fuhr dieser in halb scherzender, halb gleichgiltiger Weise fort. „Nach acht Jahren hat er sich hier unerwartet wieder eingefunden. Das Glück scheint ihm jedoch nicht sehr günstig gewesen zu sein, denn er hat hier eine Stelle als Werkführer in dem Hüttenwerke angenommen."

Das Blut war aus Olga's Gesicht gewichen, ihre Brust rang nach Athem, sie war nicht im Stande, sofort zu antworten.

Lindner putzte die Gläser seiner Lorgnette, während er Olga beobachtete. „Du wirst Dich seiner doch noch erinnern," nahm er das Gespräch wieder auf. „Haha! Er liebte Dich ja und ging in seiner Unbefangenheit sogar so weit, bei Deinem Vater um Deine Hand anzuhalten. Ich glaube, Dein Vater hat ihn sehr kurz abgewiesen!"

„Otto, ich bitte Dich, schweig' darüber," unterbrach ihn Olga, denn sein halb spöttischer Ton zog ihr Herz schmerzhaft zusammen. Welche Gefühle und Gedanken stürmten mit einem Male auf sie ein! Sie war nahe daran, unter der Wucht derselben zusammenbrechen.

„Beste Olga, ich begreife Dich nicht, Du scheinst erregt zu sein," warf Lindner ein, und seine stechenden Augen schlossen sich halb. „Pah! eine kleine Jugendliebe hat wohl Jeder von uns gehabt. Ist es Dir unangenehm, daß der Mensch hier ist, so werde ich den Faktor, den ich ja kenne, bitten, ihn sofort zu entlassen."

„Nein, nein!" rief Olga. „Er bedarf der Stellung vielleicht, — nicht durch uns darf er sie verlieren!" Ihr Herz erduldete unsagbare Qualen.

„Wie Du willst, liebe Olga," fuhr Lindner in der freundlichsten Weise fort. „Ich werde mich erkundigen, ob er der Unterstützung bedarf und werde dann gern Etwas für ihn thun."

„Auch Das nicht!" rief Olga. — „Laß ihn, laß ihn!" Sie war nicht im Stande, mehr zu reden.

„Gut, so werde ich mich nicht weiter um ihn bekümmern," entgegnete Lindner, indem er sich erhob. „Ich wollte es ja nur thun, weil ich glaubte, Dir einen Gefallen dadurch zu erweisen. Ich weiß nicht, ob ich Dich heute, da ich noch einige Geschäfte zu besorgen habe, noch sehen werde, es ist sogar möglich, daß ich erst spät am Abend heimkehre, denn es soll ein kleines Feuerwerk im Walde abgebrannt werden; also lebe wohl!" Er küßte sie auf die Stirne und hob die Kinder empor, um auch sie zu küssen. „Seid hübsch artig, damit die Mama sich über Euch freut!" sprach er und nickte Olga einen freundlichen Gruß zu. Eine Opernmelodie pfeifend, verließ er den Garten.

Mit starrem Blicke sah Olga ihm nach. Als er ihren Augen entschwunden war, vermochte sie die Aufregung und den Schmerz in ihrem Innern nicht länger zurückzuhalten. Zu unerwartet und unvorbereitet hatte sie die Nachricht getroffen, daß Der, dem ihr Herz noch immer gehörte, zurückgekehrt war. Auch sie hatte geglaubt, daß er todt sei, weil er in den langen Jahren kein Lebenszeichen von sich gegeben. Sie hatte ihn im Stillen beweint und ihr Geschick an der Seite Lindner's nur deßhalb ertragen, weil es doch keine Hoffnung mehr für sie gab. Jetzt war der Jugendgeliebte, dem ihr Herz noch immer gehörte, zu dem sie wie zu einem Ideale aufschaute, zurückgekehrt, er weilte in ihrer Nähe, und doch konnte sie ihm nicht angehören. Sie sah einem Kampfe entgegen, der sie erzittern machte. Besaß sie die Kraft, um denselben durchzuführen? Sie war das Weib eines Mannes, den sie nie geliebt, ja, den sie kaum achten konnte. Unlösbare Pflichten knüpften sie an denselben, denn er war der Vater ihrer Kinder. Sie hätte aufschreien mögen vor namenlosem Weh. Sie barg das Gesicht in beiden Händen, und unaufhaltsam stürzten ihre Thränen hervor. Der vierjährige Knabe hörte das Schluchzen seiner Mutter, er hielt in seinem Spiele inne und blickte mit seinen großen blauen Augen die Weinende an. Es war nicht das erste Mal, daß er sie weinen sah. Eine Zeit lang stand er regungslos da, ohne den Blick von ihr zu wenden, dann trat er langsam, aber fest an sie heran und legte schweigend die kleine Hand auf den Schooß der Mutter, als könne er sie dadurch beruhigen und trösten.

Olga bemerkte das Kind nicht; als endlich auch das kleine Mädchen zu ihr trat und an ihrem Kleide zupfte, ließ sie die Hände sinken. Mit leidenschaftlicher Erregung preßte sie die beiden Kinder an ihr Herz. „Ihr, Ihr sollt mich schützen, daß ich ausharre in dem schweren Kampfe!" rief sie. „Um Euretwillen will ich Alles erdulden und mein Herz verleugnen, selbst wenn es darüber zu Grunde gehen sollte. Ich glaubte bereits genug gelitten zu haben — der schwerste Kampf war mir noch vorbehalten!" Sie hob die Kinder auf ihren Schooß und küßte sie.

Kaum zwanzig Schritte davon entfernt blickte ein Kopf durch das vorsichtig auseinander gebogene Gebüsch. Lindner hatte sich auf einem Umwege zurückgeschlichen, um seine Frau zu beobachten. Jetzt lag kein Lächeln auf seinem Gesichte, dasselbe war durch Zorn entstellt, seine Lippen zuckten, seine stechenden Augen leuchteten. „Sie liebt ihn noch!" sprach er zu sich selbst, als er aus dem Gebüsche zurücktrat. „Ihr Herz scheint den Landstreicher immer noch nicht vergessen zu haben. Sie zuckte erschreckt zusammen, als ich seinen Namen nannte. Ob sie bereits wußte, daß er hier ist? Ob sie deßhalb an der Partie nicht Theil nehmen will? Sie hofft vielleicht mich täuschen zu können und die alte Liebschaft auf's Neue anzufangen; wir werden sehen, wer klüger ist!" Er verließ ungesehen den Garten und begab sich in die Stadt. Auf seinem Gesichte war keine Spur der Aufregung mehr zu bemerken. Lachend rief er den ihm begegnenden Bekannten einen Gruß zu, er war so unbefangen heiter wie immer.

Er schritt dann, als ob er spaziren gehe, eine Zeit lang zwischen Gärten hin und bog rasch in einen engen Weg ein. Derselbe führte zu einem kleinen und allein gelegenen Hause.

Ehe Lindner in dies Haus trat, sah er sich flüchtig um. Es schien ihm nicht angenehm zu sein, daß sein Besuch auch von Andern bemerkt werde. Ohne anzupochen, trat er in ein kleines Gemach. Auf einem Gestelle, welches ein Sopha vorstellen sollte, lag lang ausgestreckt, wie ein Mann, eine eigenthümliche Erscheinung; seinem Gesichte nach schien er bereits alt zu sein, und doch sprang er bei Lindner's Eintritt mit einer außerordentlichen Gewandtheit auf. Mit freundlich lauerndem Blicke sah er den Eingetretenen an. In seinen Zügen verrieth sich neben großer Verschlagenheit ein unverkennbarer Cynismus.

„Wie geht es, Elze?“ fragte Lindner in einem halb vertraulichen Tone.

„Schlecht, Herr, schlecht,“ entgegnete der Gefragte. „Unsereinem geht es immer schlecht. Wenig Arbeit und in Folge dessen wenig Verdienst. Sie sehen, daß ich feiern muß, sonst würden Sie mich hier nicht so unthätig gefunden haben. Doch, was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches?“ fügte er fragend hinzu.

„Ich habe ein Stück Arbeit für Sie; dieselbe ist leicht, und ich werde Sie gut bezahlen. Sie wissen, daß ich einen Dienst stets anständig belohne.“

„Gewiß, gewiß,“ versicherte Elze.

„Ich rechne aber auf Ihre ganze Vorsicht und auf die größte Verschwiegenheit,“ fuhr Lindner fort. „Seit wenigen Tagen ist auf dem Hüttenwerke ein neuer Werkführer angestellt. Kennen Sie ihn?“

Er nickte zustimmend mit dem Kopfe. „Sie meinen Richard Jensen. Ich kenne ihn. Er ist lange fort gewesen, allein solche Gesichter ändern sich wenig, ich habe ihn deßhalb sofort wieder erkannt.“

„Ihn meine ich,“ sprach Lindner. „Beobachten Sie ihn genau, was er thut, namentlich wenn er das Hüttenwerk verlassen hat, des Abends. Sie dürfen ihn nicht aus den Augen verlieren, suchen Sie zu erforschen, mit wem er verkehrt.“

Das schlaue Gesicht Elze's verbog sich in einem Lächeln. „Ich werde ihm folgen wie sein Schatten,“ versicherte er. „Und wenn er sich umschaut, soll er eher seinen eigenen Kopf erblicken, als mich.“

„Kennen Sie die Vergangenheit dieses Mannes?“ fragte Lindner.

„Nur wenig. Ich habe ihn früher wohl gesehen, aber mich nicht um ihn bekümmert,“ gab Elze zur Antwort, obschon er Jensen's Vergangenheit sehr genau kannte. Sein schlauer Kopf hatte sofort errathen, weßhalb Lindner ihm den Auftrag ertheilte. „Soll ich auch darnach forschen?“

„Dies ist nicht nöthig,“ bemerkte Lindner leichthin. „Es liegt mir daran, zu erfahren, wie er lebt und mit wem er verkehrt. Sie wissen, wo Sie mich treffen, um mir die Nachricht zu bringen.“

„Wann wünschen Sie dieselbe?“

„Zuerst morgen früh. Hier haben Sie eine vorläufige Abschlagszahlung!“ sprach Lindner, indem er ihm eine Geldrolle reichte. „Ich verlasse mich auf Ihre Verschwiegenheit!“

„Herr Lindner, Sie kennen mich!“ rief Elze, dessen Augen bei dem Anblick des Geldes leuchteten. „Das erste Wort, welches meine Zunge verräth, möge mich verderben!“

Lindner wies die Versicherung mit einer Handbewegung zurück und verließ das Zimmer und Haus. Auf einem andern Wege kehrte er zur Stadt zurück, ganz der freundlich-heitere Mann wie immer.

Elze saß in seinem Zimmer und prüfte den Inhalt der Geldrolle; derselbe schien ihn zu befriedigen.

„Wozu der Narr noch so geheimnißvoll thut! Als ob ich nicht sofort errathen hätte, daß ihn die Eifersucht plagt!“ rief er. „Jensen ist der alte Geliebte seiner Frau, und ich wette Hundert gegen Eins, daß sie ihn noch nicht vergessen hat. Sie sieht nicht aus, als ob sie allzu glücklich wäre!“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Künstliche Eisgewinnung.) Die Gewinnung des frischen Eises in einer der heißesten Gegenden Indiens (der Umgegend Kalkutta, speziell bei Hooghly) beschreibt T. A. Wise folgender Maßen. Ein rechteckiges Stück Land von 120 Fuß Länge und 20 Fuß Breite wird 2 Fuß tief ausgegraben, die so gewonnene Vertiefung geglättet, an der Sonne trocknen gelassen und $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch mit trockenem Reißstroh, das in kleine Garben gebunden ist, gefüllt; ist das Stroh, behufs Trocknens, mehrmals im Tage umgewendet worden, so werden die Garben zuletzt schräg gestellt, mit losem Stroh überdeckt, doch so daß die Oberfläche der Ausfüllung $\frac{1}{2}$ Fuß unter dem Bodenniveau bleibt. Gegen Abend stellt man auf dieses Strohlager Reihen poröser irdener Schüsseln, die bei neun Zoll Weite $1\frac{3}{10}$ Zoll Tiefe besitzen und deren $\frac{3}{10}$ Zoll dicke Wandungen so porös sind, daß die Außenseite der Schüssel sofort feucht wird, wenn Wasser in dieselbe eingefüllt wird. Je nach der Aussicht, welche die Temperatur und Windrichtung bietet, wird mehr oder weniger Wasser in die Schüsseln gefüllt; erwartet man viel Eis, so gibt man bis zu acht, erhofft man weniger, bis zu vier Unzen in dieselben. Da circa 4590 Schüsseln in einer Grube stehen und man auf jede vier Quadratzoll Wasserfläche rechnen darf, so bietet eine einzige Grube bei durchschnittlich 239 Gal-

lonen Inhalt eine Wasserfläche von circa 1530 Quadratfuß. In der kühleren Jahreszeit, wenn die Lufttemperatur über diesen Gruben unter 10° C. beträgt und der trockene Nordwestwind die Verdunstung befördert, während ein unbedeckter Himmel der Wärmeausstrahlung der Erde freien Spielraum läßt, bildet sich regelmäßig Eis. Sobald ein Häutchen bemerkt wird, bewegt man den Inhalt der Schüsseln durch Umgießen oder Umrühren, da dies die Eisbildung fördert. Je früher die Eisbildung beginnt, desto dicker wird die Schichte, und nicht selten gefriert der gesammte Inhalt der Schüssel. War die Nacht günstig, so sind am Morgen leichtlich 10 Tonnen Eis von 20 „Eisbetten" zu gewinnen. Das Strohlager wirkt hier bei Tage als schlechter Wärmeleiter und strahlt nach Sonnenuntergang sehr rasch Wärme aus. Die porösen Gefäße erkälten ihren Inhalt durch rasche Verdunstung und durch Wärmeausstrahlung. Der leise NW., oder noch besser NNW., unterstützt, so lange er nicht zu heftig wird, die abkühlende Wirkung dieser Faktoren, welche so beträchtlich ist, daß ein Thermometer, das 3 Fuß über dem Strohlager 9° C. zeigt, alsbald auf 3° Kälte sinkt, wenn es auf selbes gestellt wird. Aehnlich wie hier die Menschen, so bildet oft genug in Bengalen die Natur kleinere Eismassen, wie denn z. B. in der kalten Jahreszeit — es ist dies die auf die tropischen Regen folgende Zeit — Eistropfen in Form von Thautropfen auf Pflanzen häufig genug zu sehen sind.

Aus Newyork, wo sich augenblicklich Th. Wachtel aufhält, erzählt man sich folgende Geschichte: Wachtel singt in einem Konzert für 800 Doll., erntet großen Beifall, wird von einem Verein ersucht, in seinem Konzert mitzuwirken, und es werden ihm 300 Doll. geboten. Wachtel lehnt ab, ein Komite bietet ihm 600 Doll., doch wieder lehnt er ab und erklärt, nur für 800 Doll. singen zu wollen. Darauf steht am andern Tage folgende Anzeige in den Zeitungen:

Wir sind blamirt!
Doch hin ist hin und futsch ist futscher,
Wir suchten einen großen Sänger
Und fanden einen groben Kutscher!

(Ein Schlaukopf.) (Im Wirthszimmer.) Müller: „Weßhalb bleiben Sie denn fortwährend stehen, Herr Mayer? Es ist ja Platz genug da, nehmen Sie doch einen Stuhl!"

Meyer: „Ja, wissen Sie, der Doktor hat mir das Sitzen in dem Wirthshaus verboten. Seit der Zeit trink' ich blos Stehschoppen."

Lebensphilosophie.

Es ist die Zeit ein großer Fluß,
Wir sitzen an dem Strande,
Und Das, was Freude bringen muß,
Liegt drüben auf dem Lande.
Hindurch! hindurch! — Was stehst du still? —
Der Fluß wird nie verrinnen;
Wer durch die Fluth nicht schwimmen will,
Der wird kein Land gewinnen.

Sieh nicht so bang nach allen Seiten
Dich um, ob Andre dich begleiten.
Kennst du dein Ziel und gehst mit stetem Schritt
Entgegen ihm, bald nimmst du Viele mit.

Sich zu befestigen, strebt mit Aengsten und Sorgen die Lüge;
Wundere Dessen dich nicht; steht sie doch nur auf sich selbst.
Aber die Wahrheit erhebt voll freudigen Muthes ihr Antlitz
Mitten in Stürmen und Nacht: siehe, sie stehet auf Gott!

F. A. Krummacher.

* Räthsel.

Ich wünsche nicht, daß du mit G
Jemals es möchtest fangen;
Denn Solchen ist man ja von je
Gern aus dem Weg gegangen.

Und dennoch — wenn's durch seinen Laut
Im Hause sollt' geniren,
Dann sei es bald von dir erschaut,
Um es zu attrapiren.

Nun nimm ein B, das G entfern',
Dann zeigt's, was schwer zu entbehren;
Ohn' was viel' Damen und viel' Herr'n
Sich häufig würden beschweren;

Was eine Wohlthat für Jung und Alt
In einem gewissen Leiden,
Und was in mannigfacher Gestalt
Gar Viele du siehst begleiten.

Zweibrücken. *Reiselt.*

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 23. Freitag, 23. Februar 1872.

Fest im Sturme.

Erzählung von Dr. Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Elze war früher Schreiber gewesen. Das stille Sitzen an dem Schreibtische und das Abschreiben langweiliger Akten hatten ihm indeß wenig Vergnügen bereitet; es war hinzugekommen, daß seine Ehrlichkeit mehrere Male auf eine allzu harte Probe gestellt war; er hatte deßhalb dem Schreiberberufe Valet gesagt und sich auf andere Weise zu ernähren gesucht. Sein schlauer Kopf war um Mittel nie verlegen gewesen. Das größte Vergnügen hatte er daran gefunden, Nachts in dem nahen Walde auf dem Anstande zu stehen; aus dem früheren Schreiber war ein sehr geübter Wildschütz geworden, der manches Stück Wild erlegte. Jahre lang hatte er diesen Beruf verfolgt, bis ihm derselbe durch die Wachsamkeit des Försters verleidet war.

Lindner hatte er bereits verschiedene Dienste erwiesen. Seine große Gewandtheit und Geschicklichkeit machten ihn zu jedem Vorhaben tauglich, und er war auch verschwiegen, so lange sein Interesse es erforderte. Er war zu klug, um aus Unbesonnenheit ein Geheimniß zu verrathen.

Das kleine Haus hatte er vor einer Reihe von Jahren geerbt, er lebte allein darin, wie ein Einsiedler, und es kümmerte ihn wenig, ob das Dach desselben zerfiel und der Sturm die Fenster zerschlug; für ihn bot es immer noch Raum genug und für ihn hatte es dadurch einen großen Werth, daß Niemand sein Thun beobachten konnte, und er hatte oft Grund, dasselbe den Augen Anderer zu entziehen. —

Wie er versprochen, begab er sich am folgenden Morgen in den Wald hinter den Garten Lindner's. Er wußte, daß der reiche Herr weniger pünktlich war und oft lange auf sich warten ließ; allein er hatte Zeit und es war ihm gleichgiltig, ob er daheim in seinem Zimmer lag oder hier auf dem weichen Rasengrunde.

Plötzlich richtete er sich halb empor und horchte. Sein scharfes Ohr vernahm nahende Schritte. „Er ist es," fuhr er fort, „er geht rascher als gewöhnlich, er scheint aufgeregt zu sein." Ein verschmitztes Lächeln glitt über sein unschönes Gesicht hin.

Als Lindner wenige Minuten später zu ihm trat, lag er ruhig da, als habe er ihn noch lange nicht erwartet. Scheinbar überrascht sprang er empor. Lindner war in der That sehr aufgeregt. „Was haben Sie mir mitzutheilen?" fragte er hastig.

„Wenig, wenig," erwiederte Elze ruhig.

„Haben Sie den Menschen sorgfältig beobachtet?" forschte Lindner ungeduldig weiter.

„Wie Sie es wünschten und wie ich es versprochen habe. Ich erwartete Jensen, als er gestern Abend das Hüttenwerk verließ, und ohne daß er eine Ahnung davon hatte, folgte ich ihm. In einer Restauration aß er zu Abend. Er schien nicht in der heitersten Stimmung zu sein, denn er setzte sich allein an einen Tisch und sprach mit Niemand. Ich hatte mich gleichfalls in die Restauration begeben, um ihn genauer beobachten zu können, und es wurde mir Dies um so leichter, da er mich nicht kennt. Als er fortging, folgte ich ihm. Er begab sich in seine Wohnung, und es war mir möglich, ihn fortwährend zu beobachten."

„Was begann er?" unterbrach ihn Lindner ungeduldig.

„Er schrieb einen Brief," fuhr der frühere Schreiber fort. „Zwei Mal fing er denselben an, zerriß ihn indeß wieder, nachdem er kaum

zwei Zeilen geschrieben hatte. Mehrere Male sprang er auf und durchmaß das Zimmer, dann setzte er sich wieder und schrieb hastig weiter. Seine Wangen hatten sich geröthet. Als er den Brief beendet, durchlas er ihn noch ein Mal, preßte ihn dann an seine Lippen, als wenn es ein theures Andenken wäre, und schloß ihn in ein Couvert ein."

Während dieser Worte hatte er Lindner scharf beobachtet, seine Mittheilung machte auf denselben offenbar einen beunruhigenden Eindruck. „An wen war der Brief gerichtet?" fragte er hastig.

Elze zuckte mit der Achsel. „Das konnte ich nicht sehen."

„Bieten Sie Alles auf, um die Adresse des Briefes zu erfahren," sprach Lindner kurz, hastig.

„Das wird über meine Kräfte gehen," entgegnete der frühere Schreiber. „Sicherlich hat er den Brief bereits abgeschickt, und wenn er ihn der Post übergeben hat, so ist es vergeblich, der Adresse nachzuforschen. Ich kenne ohnehin seine Handschrift nicht."

Lindner trat unwillig mit dem Fuße auf die Erde. Er war gewöhnt, mit Geld Alles durchzusetzen; zum ersten Male reichte dies Mittel nicht hin.

„Elze," rief er, „es liegt mir daran, daß dieser Mensch Burgthal so bald als möglich verläßt! Suchen Sie nach einem Mittel, um Dies durchzusetzen. Sie haben einen schlauen Kopf und Ihr Gewissen ist weit, ich werde Ihnen geben, was Sie verlangen."

„Herr Lindner, wie sollte meine Macht so weit reichen, um Dies durchsetzen zu können?" entgegnete der Schreiber. „Die Stellung, welche Jensen einnimmt, ist gut, er wird sie nicht so leicht aufgeben."

„Es hängt von dem Faktor ab, ob er ihn behalten will," warf Lindner ein.

„Der Faktor ist sehr für ihn eingenommen."

„Woher wissen Sie Das?"

„Ich hörte gestern zufällig, wie er sich dem Kassirer gegenüber über ihn aussprach. Er sagte, daß er noch nie einen so tüchtigen und umsichtigen Werkführer gehabt habe; Jensen sei im Stande, das ganze Hüttenwerk allein zu leiten. Er werde Alles aufbieten, ihn dauernd zu fesseln."

Ueber Lindner's Gesicht glitt ein spöttisches Lächeln. „Suchen Sie dem Faktor zu hinterbringen, daß Jensen nach seiner Stelle trachte und ihn zu verdrängen suche. Das wird seine Meinung vielleicht ändern." Mit diesen Worten verließ er ihn und kehrte in den Garten zurück.

Elze warf sich wieder auf den weichen Rasen nieder. Mit einem spöttischen Lächeln blickte er Lindner nach. „Ein Thor wäre ich, wenn ich das Verlangen des Narren erfüllen wollte!" lachte er vor sich hin. „Jensen muß hier bleiben, denn so lange er hier ist, wird Lindner mich bezahlen, um ihn zu beobachten. Wie vortrefflich die Erzählung von dem Briefe wirkte! Haha! Er hält sie für wahr und ist fest überzeugt, daß der Brief an seine Frau gerichtet ist!"

In Lindner war wirklich der Verdacht aufgestiegen, daß Jensen an Olga geschrieben habe. Er begab sich auf ihr Zimmer und da er sie dort nicht traf, durchsuchte er hastig ihren Schreibtisch. Seine Hand zitterte. Er hatte Olga nie wahrhaft geliebt, allein der Gedanke, daß ihr Herz einem Andern gehören könne, erfüllte ihn mit Erbitterung, seine Eitelkeit fühlte sich dadurch verletzt.

Als sein Suchen erfolglos blieb, begab er sich wieder in den Garten, wo sich Olga mit den Kindern befand. Kein Zeichen von Dem, was sein Inneres bewegte, war auf seinem Gesichte bemerkbar, er lächelte so heiter, scherzte und erzählte Olga von der Partie des vorigen Tages, während sein Auge sie scharf beobachtete.

Olga hatte keine Ahnung davon, daß er sie forschend beobachtete. Wohl hatte sie am Tage zuvor und während der Nacht einen schweren Kampf durchgekämpft, allein sie war als Siegerin aus demselben hervorgegangen. Mochte ihr Herz auch bluten und sich vor Schmerz krümmen, es mußte entsagen lernen, da es durch Pflichten gebunden war. So lange Jensen in der Ferne gewesen war, war ihr dieser Kampf leichter geworden. Ihr Herz war ihm treu geblieben, es hatte ihn geliebt, wie man einen Todten liebt, kein Wunsch, keine Hoffnung war in ihm aufgestiegen.

Lindner fragte sie, ob sie nicht an dem Morgen bereits einen Brief empfangen habe; sein Auge schien bis in das Innerste ihrer Seele dringen zu wollen. Ruhig konnte sie seine Frage verneinen, da sie den Verdacht, der ihn erfüllte, nicht ahnte. (Forts. folgt.)

Die Mitrailleusen und ihre Leistungen im Feldzuge 1870—71.

(Aus dem „Sammler.")

Dieses war das Thema einer von „Streffleurs österreichischer militärischer Zeitschrift" ergangenen

Preisausschreibung; von dem gewählten Preisgerichte *) wurde die Abhandlung des königlich bayerischen Hauptmannes und Mitgliedes der Artillerie-Berathungs-Kommission Hermann Grafen von Thürheim als die beste bezeichnet und ihr der ausgesetzte Ehrenpreis zugesprochen. Wir wollen nun versuchen, aus der 40 Oktavseiten starken, hauptsächlich nur für Fachleute bestimmten Schrift das Hauptsächlichste, auch für Laien Interessante und leicht Verständliche herauszusuchen.

Nach einer kurzen Einleitung über die Entstehung der Mitrailleusen gibt der Verfasser als Hauptgrund von deren Einführung in der Armee der Vereinigten Staaten von Nordamerika in dem Kriege 1861—65 an, daß man mit geringer Mannschaft (woran es den Nordstaaten lange Zeit mangelte) eine möglichst große Feuerwirkung hervorzubringen bestrebt war; es sollte so das lebendige Element durch das mechanische ersetzt werden, und griff man zu einem Mittel, welches der Kriegskunst am meisten widerspricht.

Bezüglich des Entschlusses, die Mitrailleuse in der französischen Armee einzuführen, sagt die Schrift: „Anfänglich mag in Frankreich die Sucht, in jedem ausbrechenden Kriege mit neuen Ueberraschungen aufzutreten, der Motor gewesen sein, welcher zu Versuchen mit Mitrailleusen Anlaß gab. Ihre Ausführung war noch lange nicht zu Ende geführt, als das Jahr 1866 den europäischen Kontinent plötzlich durch einen Krieg erschütterte. Man mag nun über die Ursachen der preußischen Kriege im Jahre 1866 urtheilen, wie man will — Thatsache bleibt immerhin, daß die preußische Zündnadel wirklich schneller schoß, als man geglaubt hatte, und es mag daher verzeihlich sein, wenn man mehrfach der Waffe mehr Gewicht beilegte, als ihr gebührte. Alle Staaten bemühten sich, ihrer Infanterie baldmöglichst Hinterlader zu verschaffen; — die alte Vorderladungsflinte, und war sie vom besten System, ward über Bord zum alten Eisen geworfen. Nun war nach Beendigung des 66er Krieges die politische Lage zwischen Deutschland keineswegs rosig gefärbt, als letztere Macht mit Einführung ihrer Hinterladungswaffe noch lange nicht zu Ende war, und die Luxemburger Frage schien kurz darauf beide Mächte aufeinander platzen zu machen. Dem Lenker der Franzosen schien es daher nothwendig, die mangelhafte Infantriebewaffnung zu ergänzen, und es bot ihm hiezu die Mitrailleuse ein willkommenes Mittel, das außerdem noch den oben angeführten Vortheil des Neuen und Ueberraschenden in sich barg."

Es ist nun ausgeführt, daß der erste Gedanke der war, die Infanterie damit zu beglücken, indem man jedem Bataillon eine gewisse Anzahl geben wollte; bald aber zeigte sich, daß die Maschine zu schwer war und ihr eine Bespannung gegeben werden müsse; man hatte somit nur eine neue Art Artillerie geschaffen. Die Einführung der Mitrailleuse beruht nach der Ansicht des Verfassers genannter Abhandlung auf dem Gedanken, durch eine in ihren Leistungen hervorragende Waffe den Mangel an lebendem Material zu ersetzen, und ihre Erfindung geschah unter Verhältnissen, welche mit den militärischen Verhältnissen unseres Kontinentes nicht zu vergleichen sind. Sie beruht auf dem ganz falschen Gedanken, daß die Maschine durch ihre Leistungen der lebendigen Kraft gleiche, wo nicht höher als diese stehe, und daß sie den Mangel an lebendem Materiale zu ersetzen im Stande sei. Der Gedanke, durch die Mitrailleuse die Infanterie zu unterstützen, mußte aufgegeben werden, da es sich zeigte, daß die beiden Grundsätze „Leichtigkeit und große Feuerwirkung" technisch nicht zu vereinigen sind. Von da an sank sie zu einem Mitteldinge herab, das keine Infanterie und eine schlechte Artillerie mit sehr beschränkter Wirkung und Anwendung war, dessen größter Werth in dem moralischen Effekte durch die Ueberraschung gipfelte, welche die plötzliche Enthüllung des Geheimnisses bieten sollte. Gut geschulte Heere, deren Stärke in der sorgfältigen Ausbildung und dem Zusammenwirken beruht, welche nur der Wirklichkeit Rechnung tragen und moralischen Eindrücken weniger zugänglich sind, versagen ihre Einstellung, und wir finden sie nur da angewendet, wo entweder die Hauptstärke des Heeres in dem sinnberauschenden Bewußtsein großgezogener Ruhmredigkeit und dem raschen Erfolge besteht, oder wo ein Mangel an Kriegsgeübtheit dazu auffordert, mit dem moralischen Elemente mehr zu rechnen.

Bei der Untersuchung der Feuergeschwindigkeit der französischen Mitrailleuse (Canon à balles ist die offizielle Bezeichnung) und des bayerischen Kartätschgeschützes (Feldkanone nennt dieses der Verfasser) ergibt sich, daß die Mitrailleuse 125 bis 150 einzelne Geschosse in der Minute ver-

*) Als Preisrichter fungirten: von Bülow, preußischer General, Graf Bylandt-Rheidt, österreichischer Oberstlieutenant, Scherf, hessischer Major, und Brunner, österreichischer Hauptmann und Redakteur genannter Zeitschrift.

feuern kann, während die Feldkanone deren 400 schleudert; die Schußweite des Canon à balles ist dagegen bedeutend größer, als jene des Feldgeschützes (Feldkanone); sie beträgt bei ersterem bis zu 3000 Metres oder 4000 Schritt, während sie bei letzterem nicht über 13—1500 Schritt angenommen ist; das französische Reglement setzt 2000 Metres oder 2700 Schritt als Schußgrenze fest. Faßt man der Uebersicht halber die gegenseitigen Vortheile der beiden Systeme zusammen, so bestehen dieselben beim Canon à balles in größerer Schußweite, beim bayerischen Kartätschgeschütze in 1) Einheit der Patrone mit der Infanterie, so daß gegenseitige Aushilfe im Nothfalle stattfinden kann, 2) größere Feuergeschwindigkeit, die beim Heranrücken des Gegners um so verheerender wirkt (denn nur in der Defensive sollen die Kartätschgeschütze zur Verwendung kommen), 3) größere Leichtigkeit des Materials und in Folge dessen 4) größere Munitionsmenge.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Einer Mittheilung der „Voss. Ztg.“ zufolge haben die geschichtlichen Erhebungen über den deutsch-französischen Krieg ergeben, daß derselbe deutscherseits mit einer Feldarmee von 550,000 Mann eröffnet worden, hinter welcher sich in Deutschland noch 400,000 Mann theils Landwehr-, theils Ersatztruppen vorhanden befunden haben. Deutschland ist zu diesem Zeitpunkt also hinter dem Effektivstande seiner Armee, welcher zu 1,174,000, oder nach anderen Berechnungen nur zu 1,126,000 Mann angenommen wird, um 150,000 bis 200,000 Mann zurückgeblieben. Abgeschlossen ist hingegen der Krieg deutscherseits mit rund 720,000 Mann auf französischem Boden, wohinter sich in Deutschland an Besatzungs- und Ersatztruppen noch etwa 250,000 Mann befunden haben. Die Verluste durch Tod, Verwundung, Krankheit und Invalidität können bis dahin auf etwa 180,000 bis 200,000 Mann veranschlagt werden, und war deren Deckung durch erhöhte Rekruteneinstellung erfolgt, wobei sich jedoch ein Heranziehen der ersten Klasse der Ersatzreserve mit 56,000 und selbst ein Zurückgreifen auf die schon ausgedienten Mannschaften durch die Errichtung der Besatzungs-Bataillone mit etwa 40,000 Mann inbegriffen befand. Mit äußerster Anstrengung sind demnach von Deutschland im Verlaufe des Krieges rund 1,200,000 Mann aufgeboten worden. Diesen gegenüber muß das französische Gesammtaufgebot hingegen auf mindestens 1,600,000 Mann veranschlagt werden.

Die Wiener sind unerschöpflich im Anekdoten-Erzählen über den dahingegangenen Grillparzer. Als Grillparzer noch Beamter war, litt er an der Schwäche, immer spät in's Bureau zu kommen, während sein hofräthlicher Chef, ein sonst ganz freundlicher Herr, mit pedantischer Genauigkeit das pünktliche Erscheinen der Beamten forderte und überwachte. In seinem Respekte vor Grillparzer's damals schon anerkannter dramaturgischer Tüchtigkeit wagte er es lange nicht, demselben eine Rüge zu ertheilen. Als dieser aber eines Tages wieder statt um 9 Uhr um 11 Uhr in's Amt kam, da erlaubte sich doch der Chef die Worte: „Aber Herr v. Grillparzer, Sie kommen schon wieder so spät!“ Dieser brachte in seiner Verwirrung gleichsam unbewußt folgende Entschuldigung hervor: „Bitte um Entschuldigung, Herr Hofrath! Ich bin heute nur darum so spät gekommen, um früher gehen zu können.“ — Der Chef war von dieser Antwort so verblüfft, daß er kein Wort der Erwiederung fand.

Anfangs Februar hat in Berlin „der Kongreß deutscher Mode“ getagt. Die sehr zahlreich besuchte Versammlung bestand nicht nur aus Berliner Fabrikanten, Kaufleuten etc., sondern auch viele andere, namentlich sächsische, rheinische und süddeutsche Städte waren vertreten. Die Berathungen, resp. Beschlüsse erstreckten sich auf die Festsetzung der Moden für die nächste Sommer- und Herbstsaison in Betreff der Stoffe, des Schnitts etc. und bezogen sich sowohl auf die Anzüge, wie auf Kopfbekleidung. Als neuestes Produkt ist, wie die „Voss. Ztg.“ berichtet, aus den Berathungen ein „Reichstagsüberrock“ und ein „deutscher Frack“ hervorgegangen; letzterer ist darauf berechnet, die Gegner des französischen Fracks zu versöhnen, indem sich dieser deutsche der Jaquetform nähert.

Auflösung des Räthsels in № 22:

Grille (bezeichnet eine bekannte Grashüpferart, sowie auch Einbildung, Sorge) — Brille.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 24. Montag, 26. Februar 1872.

Fest im Sturme.

Erzählung von Dr. Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Auch Jensen hatte sich in einen Kampf begeben, der mit jedem Tage heftiger wurde. Wo war die Ruhe seines Herzens geblieben, auf die er vertraut hatte? Die Liebe zu Olga hatte wie ein Funke in seiner Brust geschlummert, nur wenn er die Asche seiner niedergebrannten Hoffnungen und Träume durchforscht, hatte er diesen Funken wohl bemerkt, jetzt war derselbe durch einen einzigen frischen Lufthauch zur hellen Flamme wieder emporgelodert. Er hatte Olga wiedergesehen, nur aus der Ferne, ohne daß sie ihn bemerkt, allein dieser flüchtige Augenblick war für ihn entscheidend gewesen. Das waren noch dieselben tiefen blauen Augen, die nie aus seiner Erinnerung gewichen, das waren noch dieselben blonden Locken, welche ihren Kopf umgaben, noch dasselbe Gesicht, wenn schon der Ausdruck desselben ein anderer geworden war. Olga konnte sich nicht glücklich fühlen. Wie heiter hatte sie einst gelächelt, und jetzt dieser traurig-schmerzliche Zug auf ihrem Gesichte! Das war nicht der Ausdruck einer augenblicklich traurigen Empfindung, sondern eines jahrelangen Schmerzes, der die Hoffnung aufgegeben.

Vergebens suchte er durch die Arbeit Beruhigung. Mit unermüdlichem Fleiße gab er sich seiner Stellung hin. Es gewährte ihm Befriedigung, ein Feld gefunden zu haben, auf dem er seine umfangreichen Kenntnisse und Erfahrungen anwenden und seine ganze energische Thätigkeit entwickeln konnte; er würde sich unter andern Verhältnissen glücklich dadurch gefühlt haben, allein wenn er Abends ermüdet in seine Wohnung kam, fand er doch keine Ruhe. Die ihm untergebenen Arbeiter grollten anfangs über seine Strenge und die erhöhten Anforderungen, welche er an sie stellte, wenn sie auch seinen Gerechtigkeitssinn anerkannten; bald jedoch erkannten sie, daß ihre eigene Lage sich dadurch besserte. Sie mußten mehr arbeiten, allein sie verdienten auch mehr, und als sie sich einmal an das strenge Ineinandergreifen ihrer Arbeit gewöhnt hatten, erschien ihnen diese selbst leichter.

Der Faktor Schubert war ihm von Anfang an in freundlichster Weise entgegen gekommen und hatte ihm seine volle Anerkennung nicht verhehlt. Er fühlte, daß er nicht die gleiche Fähigkeit besaß, die Arbeiter mit solcher unerbittlichen Strenge zur Erfüllung ihrer Pflicht zu zwingen und zugleich die Lust zur Arbeit in ihnen zu erhöhen, und bereitwillig war er auf Jensen's Vorschlag, durch eine Lohnerhöhung diese Lust zu bewahren, eingegangen.

„Sie bringen die widerspenstigsten Arbeiter zum willigen Gehorsam," sprach er zu Jensen. „Sie wagen nicht einmal zu murren, und doch sind Sie weit strenger wie ich. Sie haben Alle vor Ihnen den größten Respekt! Wodurch erreichen Sie Dies?"

„Ich will Ihnen das Geheimniß nennen," entgegnete Jensen lächelnd, „ich habe es mir durch eine schwere Schule in Amerika errungen. Ich war Ingenieur, als ich Europa einst verließ, ohne Mittel kam ich in Amerika an, und eine Stellung, wie ich sie suchte, fand ich nicht sofort. Da habe ich all' die Arbeiten verrichtet, welche hier selbst der geringste Arbeiter thut, ich habe die ganze schwere Schule der Arbeit durchgemacht und Dies nie bereut. Es verschafft mir bei dem geringsten Arbeiter Respekt, wenn ich ihm zeigen kann, daß ich Das, was ich von ihm verlange, selbst leisten kann und oft besser als er, er nimmt meinen Tadel ruhig hin, sobald derselbe gerecht ist."

Es entging Jensen indeß nicht, daß der Faktor seit kurzer Zeit ein anderer gegen ihn geworden war. Das Benehmen desselben war weniger zuvorkommend, auch sprach er sich nicht mehr anerkennend aus. Es schien fast, als ob er den Einfluß, welchen Jensen auf die Arbeiter gewonnen hatte, zu beschränken suche. Jensen ertrug Dies schweigend. Er war sich bewußt, seine volle Schuldigkeit zu thun, und mehr verlangte er nicht. Ein Zufall gab ihm über das veränderte Benehmen des Faktors Aufklärung.

Mit dem Hüttenwerke war eine große Maschinenbauwerkstatt verbunden. Eine Dampfmaschine trieb die mächtigen Drehbänke und Eisenhobel, welche das Eisen wie Holz bearbeiteten. An einer der Drehbänke war ein Rad in Unordnung gerathen, und ein Arbeiter bemühte sich vergebens, derselben abzuhelfen. Unwillig drängte Schubert den Mann zur Seite und brachte das Rad in Ordnung. Die Maschine wurde wieder in Bewegung gesetzt, allein einen Augenblick zu früh, ehe Schubert dieselbe wieder verlassen hatte. Eins der Räder erfaßte des Faktors Rock und riß ihn mit empor. In demselben Augenblicke trat Jensen in die Werkstatt. Der Angstruf der Arbeiter, welche den Kopf verloren, lenkte seinen Blick auf das Geschehene. Schubert schwebte in Todesgefahr, noch wenige Sekunden und die Räder mußten ihn zermalmt haben.

„Stellt die Maschine ab!" rief er laut.

Die Bestürzung hatte die Arbeiter gelähmt oder blind gemacht, sie hatten den Abstellungshebel in Unordnung gebracht.

Hastig, gewaltsam drängte Jensen die Männer zur Seite. „Zurück, zurück!" rief er, sein eigenes Leben mißachtend, und sprang auf die Maschine, denn es gab für Schubert nur noch ein Mittel der Rettung. Mitten zwischen den unaufhaltsam sich drehenden Rädern wand er sich hindurch und mit der Kraft der Verzweiflung zerschnitt er den breiten Treibriemen.

Die Maschine stand. Schon hatten indeß die Räder Schubert's Arm erfaßt, das Blut rann an demselben herab, ein zweites Rad hatte ihn am Kopfe verletzt. Mit dem Aufgebot aller Kräfte wurde der Unglückliche aus den Rädern befreit und bewußtlos in seine Wohnung gebracht.

Der Arzt wurde sofort gerufen, er erklärte die Verletzungen zwar für schwere, aber nicht für gefährliche. Jensen blieb bei ihm, um die Wunden mit Eiswasser zu kühlen. Er selbst hatte an der Hand eine Verletzung davongetragen, er achtete dieselbe nicht.

Schweigend lag Schubert auf seinem Lager, sein Auge folgte jeder Bewegung Jensen's. Noch ein Anderes schien ihn zu peinigen, als der Schmerz der Wunden. Er faßte Jensen's Hand und bemerkte die Verletzung desselben. „Auch Sie sind verwundet!" rief er.

„Es ist Nichts," entgegnete Jensen. „Diese Kleinigkeit habe ich gerne hingenommen — es hätte schlimmer kommen können!"

„Sie haben mir das Leben gerettet," fuhr der Faktor fort, „und zwar mit der Gefahr für Ihr eigenes Leben. Sie kannten dieselbe und doch zögerten Sie nicht einen Augenblick lang, wo Alle den Kopf verloren hatten."

„Lassen Sie," suchte ihn Jensen zu beruhigen. „Ich weiß, daß Sie Dasselbe für mich gewagt hätten, auch die Arbeiter würden es gethan haben, wenn der Schrecken sie nicht gelähmt hätte."

„Ja, ich würde es gethan haben," sprach Schubert, „allein Ihnen bin ich doppelten Dank dafür schuldig. Ich bin in der letzten Zeit anders gegen Sie gewesen, als im Anfange, ich hegte Mißtrauen gegen Sie, jetzt jedoch weiß ich, daß ich Ihnen Unrecht gethan. Ohne Arg und Neid habe ich Ihre Kenntnisse und Ihre großen Fähigkeiten anerkannt, ich freute mich, einen Mann gefunden zu haben, der mehr zu leisten vermochte, als ich, da wurde durch zwei Briefe, welche ich von verschiedener Seite erhielt, Mißtrauen gegen Sie in mir wachgerufen."

„Gegen mich?" rief Jensen.

Der Kranke nickte bestätigend mit dem Kopfe. „Ich erhielt zuerst einen Brief, in dem ich vor Ihnen gewarnt wurde. Es wurde Ihr Ehrgeiz hervorgehoben und mir mitgetheilt: Sie hätten die Aeußerung gethan, Sie seien nur Werkführer geworden, weil Sie hofften, es nicht lange zu bleiben!"

„Das habe ich nie gesagt," unterbrach ihn Jensen; „gegen wen soll ich die Worte gesprochen haben?"

„Ich weiß jetzt, daß ich getäuscht bin!" fuhr Schubert fort. „In dem zweiten Briefe, der von einer andern Hand geschrieben, war es offen ausgesprochen, daß Sie mich zu verdrängen suchten, um meine Stellung einzunehmen. Ich kannte Sie noch zu wenig, ich glaubte den Briefen und deßhalb war ich anders gegen Sie. — Vertheidigen Sie Sich nicht, ich weiß jetzt, daß beide Briefe gelogen haben, denn Sie würden sonst nicht Ihr Leben gewagt haben, um mich zu retten!"

(Forts. folgt.)

Die Mitrailleusen und ihre Leistungen im Feldzuge 1870—71.

(Aus dem „Sammler.")

(Fortsetzung.)

Bei einer Vergleichung der Schußwirkung der beiden im letzten Kriege aufgetretenen Systeme von Mitrailleusen (des Canon à balles und des bayerischen Kartätschgeschützes) kommt man zu folgendem Resultate: Nimmt man die höchste Leistung des Infanteriegewehres nur zu 10 Schuß per Minute an, was gewiß eine bescheidene Annahme ist, nachdem es in verschiedenen Armeen schon Gewehre gibt, welche in der Minute bis zu 24 Schuß machen können, dann würde eine bayerische Mitrailleuse ungefähr so viel zu leisten im Stande sein als 30 Mann Infanterie, oder 6 Geschütze, eine Batterie, wären 180 Feuergewehren oder einer Kompagnie gleichzustellen. Eine der Mitrailleusen-Batterie gleiche Infanterie-Kompagnie bestände aus: 5 Offizieren, 7 Spielleuten und Pionieren, 18 Unteroffizieren und 190 Mann (worunter 10 Nicht-Kombattanten gerechnet) oder in Summa aus 5 Offizieren und 215 Mann. Das Material dieser Kompagnie ist gleich Null, denn auch Mannschaft und Pferde der Batterie bedürfen der Ausrüstung, die so ziemlich jener der Kompagnie gleichstehen wird. Dagegen besteht der Apparat einer Mitrailleusen-Batterie zu 6 Geschützen an Material aus: 6 Geschützen, 6 Munitionswagen, 1 Feldschmiede und 2 Gepäckwagen, oder in Summa aus 15 Fahrzeugen; für diese ist eine Bespannung von 64 Pferden und für die Chargen circa 26 Reitpferde, also in Summa 90 Pferde nöthig. An Mannschaft bedarf sie 5 Offiziere, 12 Unteroffiziere, 3 Trompeter, 1 Sattler, 1 Schmied, 52 Bedienungs- und 36 Fahrkanoniere, oder in Summa 5 Offiziere und 105 Mann. Die 110 Mann, welche die Infanterie-Kompagnie mehr zählt, als die Mitrailleusenbatterie, werden sicher durch die 90 Pferde und 15 Fahrzeuge, was Kosten, Verpflegung, Unterhalt und Schwierigkeiten auf dem Marsche und im Quartiere anbelangt, reichlich aufgehoben, so daß man füglich zu dem Schlusse berechtigt ist: wenn eine Infanterie-Kompagnie dieselbe Wirkung hat, wie eine Mitrailleusenbatterie, so ist dagegen erstere handsamer, weniger kostspielig und bequemer.

Bei einem Vergleiche der Wirkung eines Granatschusses aus einem Geschütze mit der Wirkung eines Mitrailleusenschusses ist die Ueberlegenheit des ersten auf das Schlagendste dargethan. Welche Wirkung hat eine Perkussionsgranate gegen eine Lage des Canon à balles, welche aus 25 einzelnen, eng zusammengehaltenen Geschossen besteht, während die Granate in 32 bis 54 Stücke zerlegt wird, die nach allen Richtungen umherfliegen? Welch' mehrfällige Anwendung hat die Granate, und wie viel leichter ist es, ihren Schuß zu korrigiren?

Bezüglich der Gefechtserfahrungen ist gesagt: „Im ausgedehntesten Maße wurden die französischen Mitrailleusen in den ersten Schlachten und Gefechten mit der kaiserlichen Armee bei Wörth, Metz und Sedan in Anwendung gebracht. Wenn sie im Laufe des Krieges auch niemals ganz verschwunden sind, so hat sich ihr Auftreten in den späteren Gefechten, sowohl hinsichtlich der Zahl als in taktischer Beziehung, bedeutend geändert. Hierfür lassen sich verschiedene Gründe finden. Vor Allem der, daß durch die angeführten drei Schlachten und beziehungsweise die Kapitulation von Metz fast sämmtliche Mitrailleusen, nämlich 142 Stücke, in deutschen Händen waren. Aber auch ein ähnliches Schicksal hatten die Geschütze der Feldartillerie, und man ist sicher sowohl in Paris als im Süden nicht müßig gewesen, auch die Mitrailleusen nachzuschaffen. So trat denn auch die Loire-Armee vom 9. November an wieder mit Mitrailleusen auf und sind auch in den Ausfällen von Paris unsere Truppen vielfach mit solchen begrüßt worden. Während sie aber in den Schlachten von Wörth, Sedan und Metz, in langen Linien entwickelt und meist verschanzt, während der ganzen Dauer des Gefechtes hörbar waren, sind sie in den späteren Gefechten immer erst am Ende derselben aufgetreten und meist nach ganz kurzer, kaum halbstündiger Thätigkeit wieder verschwunden, auch ohne durch unsere Geschütze hiezu veranlaßt gewesen zu sein."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein Schwindler.) Wien, 17. Febr. Karl Palme, Ritter von der Nadel, kam aus Böhmen, seiner Heimath, vor einigen Jahren nach Wien und ließ sich hier nieder. Lange gefiel es ihm bei dem Handwerk nicht, er wurde lieber Geld- und Häuservermittler. Doch auch dieses Geschäft wurde ihm bald lästig, es hatte wenig Annehmlichkeiten und desto mehr Plage. Palme, der einiges Vermögen hatte, miethete

eine Wohnung, richtete sie luxuriös ein, kaufte eine Hauptmanns-Uniform, in- und ausländische Ordensdekorationen, fälschte Dokumente, auf denen er als Karl Baron Palme, Hauptmann und Gutsbesitzer, eingetragen war, und ließ sich schließlich in der Uniform, versehen mit allen Orden, photographiren. Nachdem diese Vorbereitungen getroffen waren, annoncirte er in einem hiesigen Lokalblatte, er wolle heirathen. Seine sämmtlichen Vorzüge aufzählend, vergaß er nie hinzuzufügen, daß er auf Vermögen keinen Anspruch mache. Dies lockte heirathslustige unbemittelte Mädchen an. Es kam die Tochter eines kleinen Kaufmannes in Hernals, Emilie P... l. Ihr Vater konnte ihr nicht viel bieten, aber einige Hundert Gulden hatte er schon erspart; sie sollten zur Aussteuer seiner Tochter dienen. Palme lernte das Mädchen kennen, versprach ihr, sie zu ehelichen, und erzählte ihr Fabeln von seinem Reichthume. Er führte sie in seine glänzende Wohnung, zeigte ihr jene oben erwähnte Photographie, und das Mädchen schenkte ihm jetzt blindes Vertrauen. Nach einigen Tagen kam der „Hauptmann" zu dem Vater des Mädchens und wiederholte seine Versicherungen. Ueberglücklich, seine Tochter so gut versorgt zu wissen, gab der Geschäftsmann dem „Kavalier" die Aussteuer Emiliens, da P. in momentaner Verlegenheit zu sein vorgab. Nach diesem ersten Besuche ließ sich der Baron nicht mehr blicken. Das arme Mädchen war seines Lebensglückes beraubt worden. Nicht besser erging es der Trafikanten-Tochter G—a auf der Wieden. Auch sie überließ dem Schwindler ihre Ersparnisse und sah sich später betrogen. In diesen beiden Fällen betrug die Beute Palme's 1320 Fl. Auch eine Jüdin fiel in die Hände des Betrügers; sie gab ihm Pretiosen, er versprach ihr die Zivilehe. Die Pretiosen wurden zu Geld, die Zivilehe zu Wasser. Noch mehrere Mädchen stürzte Palme in's Unglück. Die Betrogenen wandten sich endlich an die Polizei. Palme wurde heute Morgen um 6 Uhr, als er noch im Bette lag, in seiner Wohnung, Alserstraße Nr. 4, verhaftet. Man fand in seinem Besitze Ringe (keine Trauringe), goldene Ketten und Uhren, sowie andern Schmuck, nahezu 1000 fl. in baarem Gelde, Photographieen seiner Opfer, Visitenkarten auf den Namen Karl Baron Palme, k. k. Hauptmann, lautend, und zahlreiche Quittungen über Inserate in jenem Lokalblatte. Palme gesteht die beiden ersten Fakta zu und gibt über seine Vergangenheit an, daß er verheirathet sei, aber von seiner Frau getrennt lebe. Noch am selben Tage wurde der falsche Baron und Hauptmann Palme dem Landesgerichte eingeliefert.

Als **Grillparzer** einmal die Porträts von Saphir und Bäuerle neben einander hängen sah und man ihn um sein Urtheil darüber befragte, antwortete er:

> Die Aehnlichkeit ist unbestritten,
> Nur fehlt der Heiland in der Mitten.

(**Zeitungsglück.**) Ein New-Yorker Blatt beginnt seinen Bericht über ein Eisenbahnunglück wie folgt: „Wir hatten das Glück, einen unserer Redakteure auf dem verunglückten Zuge zu haben, und dieser hatte das Glück, nur den **einen** Arm zu brechen, mit dem andern beeilte er sich, zu melden rc."

(**Ein Riesenmagen.**) Einen sehr komischen Druckfehler brachte kürzlich das Berliner „Intell.-Blatt" in einer Anzeige. Dieselbe lautete: „Morgen früh werde ich mit einem leeren **M**agen, in dem sechs Personen Platz haben, nach Oranienburg abfahren. Wer mit will, kann sich melden rc." Es sollte natürlich **W**agen heißen.

* Räthsel.

Ich bin gemacht von Menschenhand,
Ein unscheinbares Ding;
Doch was nach der Sage man in mir fand,
War wahrlich nicht gering.
Ich barg, was wunderherrlich und groß
Ward offenbar der Welt,
Und was auf unsrer Erde Schoos
Wohl ewig Macht behält.
Trug so einmal ich der Seele Trost,
Ein Bild voll ewigen Lichts,
So faß ich sonst nur Leibeskost
Und auch mitunter Nichts.
Nun raube mir den Kopf, dann steht
Zur Seite mir doch ein Ruf;
Denn war nicht ich's, wie die Sage geht,
Woraus der Schöpfer schuf,
Was fort und fort zu Lust und Leid
Gedeiht auf seiner Erd',
Was hier sich ird'schen Genüssen weiht
Und dort in Gram sich verzehrt?
Auch bin ich Jedem, ob reich, ob arm,
Gleichmäßig zugezählt;
Doch Der hält sicher das Glück nicht im Arm,
Der mich zum Weib erwählt!

Zweibrücken. *Reiselt.*

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 25. Mittwoch, 28. Februar 1872.

Fest im Sturme.

Erzählung von Dr. Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

„Die Briefe haben gelogen," erwiederte Jensen. „Geben Sie mir dieselben, ich will aus ihnen nur sehen, wer mich verleumdet hat. Ich glaube die Absicht, welche sich dahinter verbirgt, zu errathen; man will mich von hier entfernen."

Schubert bezeichnete ihm den Ort, an welchem er die Briefe aufbewahrt hatte. Prüfend durchlas Jensen dieselben. „Es ist nicht die Handschrift meines Schwagers," sprach er, „und doch glaube ich außer ihm hier keinen Feind zu haben. Die Arbeiter sind zu ehrlich, um solchen Weg zu wählen, wenn sie meine Entfernung wünschten. Ahnen Sie, wer die Briefe geschrieben hat?"

„Nein," entgegnete der Kranke. „Verbrennen Sie dieselben. Von jetzt an soll kein Mißtrauen gegen Sie wieder in mir auftauchen."

„Ich hätte in Amerika mir Stellung und Vermögen erwerben können," fuhr Jensen fort, „allein mich verlangte nicht darnach. Ich bin mit dem Wirkungskreise, welchen ich hier gefunden habe, vollkommen zufrieden, selbst der Besitz des Hüttenwerkes würde mich nicht verlocken."

„Jensen, Sie sind nicht glücklich," unterbrach ihn Schubert. „Es liegt Etwas auf Ihnen, was Sie drückt; vertrauen Sie mir, ich meine es wirklich ehrlich."

Jensen drückte ihm die Hand. „Ich zweifle nicht daran," entgegnete er. „Doch auch Sie können mir nicht helfen, da mir Niemand zu helfen vermag. — Der Arzt hat Ihnen die größte Ruhe empfohlen, daher verbannen Sie jeden Gedanken, der Sie beunruhigt, von Sich, Sie werden mich vielleicht in manchem Punkte nicht begreifen, allein zu fürchten werden Sie mich nie haben!" —

Schubert bewies ihm dadurch sein volles Vertrauen, daß er ihm seine volle Vertretung, so lange er an den Verletzungen krank darniederlag, überließ, und Jensen suchte dies Vertrauen durch die größte Gewissenhaftigkeit zu rechtfertigen. Wohl sann er darüber nach, wer ihn verleumdet haben könnte, allein sein Verdacht lenkte sich auf Niemand. Selbst an Wolffheim dachte er nicht mehr. Der rohe und heftige Charakter desselben würde einen andern Weg eingeschlagen haben, um ihn aus Burgthal zu entfernen.

Wozu sollte Wolffheim Dies auch wünschen? Ihre Wege hatten Nichts mit einander gemein, und obschon Wolffheim jeden Tag in Burgthal war, hatte er ihn nicht ein einziges Mal wiedergesehen. Nur von Andern erfuhr er, daß der reiche Besitzer des Schulzenhofes mit Männern verkehre, die in dem schlechtesten Rufe standen. Sein Leben war ein wüstes, mehr und mehr gab er sich dem Trunke hin und öfter kehrte er in mehreren Tagen nicht nach Hause zurück. Wohl dachte Jensen oft an seine unglückliche Schwester, welche es so schwer büßen mußte, daß sie einst nicht auf seinen Rath gehört hatte — jetzt konnte er ihr nicht mehr helfen. Nur durch den jungen Förster, der ihn öfter besuchte, sandte er ihr Grüße, denn den Schulzenhof mochte er nicht wieder betreten.

Olga hatte er nicht wieder gesehen; um so mehr weilten seine Gedanken bei ihr. Er hörte nur von dem verschwenderischen Leben, welches ihr Mann führte. Gesellschaften wechselten mit Gesellschaften ab. Lindner hielt sich die schönsten Pferde, und das Geld schien für ihn nicht den geringsten Werth zu haben, da er es für flüchtige Vergnügungen mit vollen Händen wegwarf. Ein solches Treiben mußte zuletzt das größte Vermögen erschöpfen. Fand auch Olga an diesem Leben Gefallen? Konnte sie sich ihm nicht ent-

ziehen, oder suchte sie sich durch die Vergnügungen zu berauschen, um die Stimme ihres Herzens nicht laut werden zu lassen? Vergebens suchte Jensen sich auf diese Fragen Antwort zu geben. Er hatte es vermieden, mit ihr zusammen zu treffen. Hatte sie ihn vergessen, dann war es für Beide besser, wenn sie sich nie wieder sahen; gehörte ihm ihr Herz indeß noch, so konnte sie ihm leicht ein Zeichen geben, denn sie mußte wissen, daß er wiedergekehrt war, sich in Burgthal befand und daß er nie aufgehört hatte, sie zu lieben. Oder konnte sie hieran zweifeln? Kannte sie sein Herz nicht besser?

Diese Gedanken beschäftigten Jensen, als er eines Sonntags in dem Walde spaziren ging. Er hatte die Einsamkeit aufgesucht, um den Menschen auszuweichen, denn jedes Auge schien sich fragend auf ihn zu richten, um zu erforschen, was in ihm vorging, weßhalb ein düsterer, schwermüthiger Ernst nie von seiner Stirne wich. Am Rande eines Bergbaches, durch einen mächtigen Felsen geschützt, hatte er sich niedergelassen und blickte träumend auf das rauschende und schäumende Wasser, welches sich von Stein zu Stein drängte, ruhelos, bald einen flüchtigen Augenblick lang sich sammelnd, als ruhe es erschöpft aus, dann wieder schäumend weiter stürzend.

Da hörte er plötzlich Stimmen hinter sich; die eine derselben glaubte er zu erkennen und fast erschreckt zuckte er zusammen. Er sprang empor, da trat Olga, an jeder Hand eines ihrer Kinder, hinter dem Felsen empor. Auch sie zuckte zusammen. Ihr bleiches Gesicht röthete sich, ihre blauen Augen blickten auf ihn, und ein Strahl des Glücks, das ihn einst so sehr berauscht, leuchtete daraus hervor. „Olga, Olga!" rief er, Alles vergessend, und stürzte zu ihr. Er erfaßte ihre Hand, sein Auge blickte sie mit namenloser Angst an, denn das Wort, welches sie sprach, mußte über sein Geschick entscheiden.

Sie zitterte und rang mit allen Kräften nach Fassung. „Richard — Richard, verlaß mich jetzt — ich werde Dich wiedersehen — nur jetzt nicht!" sprach sie flehend. Sie war kaum im Stande, diese Worte hervorzubringen, allein er fühlte den Druck ihrer Hand, er las in ihrem Auge, daß sie ihn noch liebte, und wenn sie verlangt hätte, für sie zu sterben, er würde freudig sein Leben hingegeben haben.

Er begriff ihre Bitte, denn die Stimmen nahender Männer wurden vernehmlich. „Ja, ich muß Dich wiedersehen!" rief er und eilte fort.

Lindner in Begleitung eines andern Herrn begegnete ihm und warf einen Blick tödtlichen Hasses auf ihn. Seine glühenden Wangen und leuchtenden Augen mußten ihm deutlich verrathen, daß er der Jugendgeliebten begegnet war. Jensen war es gleichgiltig. Das Glück, welches seine Brust erfüllte, war zu groß, als daß eine Besorgniß daneben hätte auftauchen können.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mitrailleusen und ihre Leistungen im Feldzuge 1870—71.

(Aus dem „Sammler.")

(Schluß.)

Ueber die Verwendung der bayerischen Mitrailleusen sagt die Preisschrift: „Man kann sich wohl denken, wie begierig man im Ganzen war, die Kartätschgeschütze, nachdem sie bei der Armee eingetroffen waren, im Gefechte zu verwenden und ihre Wirkung zu erproben. Die erste Batterie traf in den ersten Tagen des Oktobers beim 1. bayerischen Armeekorps ein und hatte bald Gelegenheit, Gefechte mit zu machen: Artenay am 10. und Orleans am 11. Oktober. Selbstverständlich hatte man die Batterie der Artillerie-Reserve-Abtheilung einverleibt, und ebenso selbstverständlich blieb sie beim Beginne der Gefechte in Reserve stehen. Denn da die Kartätschgeschütze nicht die Tragweite der gezogenen Geschütze hatten, konnte man sie unmöglich zur Einleitung benützen, und als die Infanterie bei der Verwickelung aneinander gerathen war, konnte man sie auf der offensiven Seite nicht verwerthen, da es unmöglich war, mit ihren 4 Pferden in das Infanteriefeuer zu fahren, und die Stellungen nicht vorbereitet waren. So lange das Armeekorps in der Offensive sich befand, war das Schicksal der Batterie stets ein Zuwarten bis zum Schlusse des Gefechtes, und so viel Augen auch damit beschäftigt waren, ihr eine Wirkung zu verschaffen, es fand sich keine. Wohl mag es hie und da einen Punkt gegeben haben, auf welchem der Seufzer: „Wenn wir nur eine Mitrailleuse hier hätten!" ausgestoßen wurde, aber die Mitrailleuse war eben nicht zur Stelle und so rasch nicht zur Stelle zu bringen, selbst wenn sie von dem günstigen Momente Kenntniß gehabt hätte. Nachdem die Batterie eine geraume Zeit dem Gefechte in einer mitunter nicht sehr behaglichen Bereitschaftsstellung zugesehen hatte, wurde sie endlich in das Gefecht vorgeholt.

Da heutzutage in den Gefechten stets Ortschaften die Schlüsselpunkte sind, so handelte es sich meist darum, zur Säuberung derselben, nachdem die Infanterie eingedrungen war, mitzuwirken. In den Ortschaften angekommen, empfing sie ein theils heftigeres, theils matteres Feuer aus den noch besetzten Häusern, welches sie unbedingt nicht erwiedern konnte, und sie mußte daher abermals warten, bis das Dorf fast gänzlich geräumt war, um rasch die Ausgänge zu besetzen und den abziehenden Gegner zur Eile zu ermahnen. Da es hiezu aber in den seltensten Fällen einer Mitrailleuse bedurfte, so fand sie kein anderes Ziel, als einige wenige mit ihrer Rettung beschäftigte Gegner, welche ein sehr mageres Ziel boten. Auf diese Weise gelang es bei Artenay, ein Geschütz in's Feuer zu bringen, mehr der eigenen Mannschaft halber, um überhaupt einmal zum Schusse zu kommen, als aus zwingender Nothwendigkeit, denn es wäre auch ohne jedes Kartätschgeschütz das Resultat das gleiche gewesen.

„Wenn es somit bei Artenay und Orleans der Kartätschgeschütz-Batterie, trotz dem besten Willen und dem eifrigsten Bemühen, nicht vergönnt war, ein Lorbeerreis zu pflücken, so bot sich ihr doch später in dem Gefechte von Coulmiers Gelegenheit, nach Kräften mitzuwirken. Dieses Gefecht ist bekanntlich am Schlusse für uns durch den Zwang einer erdrückenden Uebermacht ein Defensiv-Gefecht geworden. Coulmiers selbst mußte nach langer Behauptung endlich aufgegeben werden, und war es hier der Kartätschbatterie vergönnt, eine ziemlich hervorragende Rolle zu spielen. Coulmiers war von der Artillerie bereits gänzlich verlassen und auch nur noch mit wenig Infanterie besetzt, als ein Bataillon Infanterie und die Kartätschbatterie noch in das Dorf geworfen wurden, um dasselbe möglichst zu halten und den schon beschlossenen Rückzug des Armeekorps zu decken. Zwei Stunden lang wurde der an Zahl bedeutend überlegene Gegner aufgehalten, und nur langsam ging die Batterie von Position zu Position zurück, als sie in den beiden Flanken beschossen wurde. Sie hatte hier zwar keine vorbereiteten Positionen, aber doch durch Hecken und Häuser einigermaßen gedeckte Stellungen und befand sich dadurch in ziemlich günstiger Lage. Ob die Feuerwirkung d. h. die Verluste auf feindlicher Seite bedeutend waren, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, und wären hierüber französische Berichte abzuwarten; nachdem aber die Batterie drei Mal vordringende feindliche Abtheilungen zurückgeworfen und auch eine Geschütz-Batterie zur Aenderung ihrer Position gezwungen hatte, so ist wohl um so mehr anzunehmen, daß diese Erfolge nicht allein dem moralischen Eindrucke, zuzuschreiben sind, als sich gerade vor Coulmiers eine der besten Abtheilungen der französischen Loire-Armee, die „légion étrangère“ befand.

„Die Verluste auf deutscher Seite durch Mitrailleusenfeuer anbelangend,“ sagt die Preisschrift, „ist es heute noch nicht möglich, mit einigermaßen richtigen Zahlen zu dienen; aber so viel steht fest, daß sie keineswegs groß waren und im Verhältnisse zu dem Aufwande standen, welchen die Franzosen in pekuniärer Beziehung und mit ihren Bemühungen machten, um die Sache in den gehörigen Respekt zu bringen. Allerdings haben einzelne Abtheilungen, welche in ihren Strichrayon zu kommen das Unglück hatten, namhafte Verluste erlitten, und die Erstürmung der durch Mitrailleusen vertheidigten Positionen hat Manchem unserer Braven das Leben gekostet. Allein trotz alldem bleiben die Verluste im Ganzen gering. Mancher unserer Helden ist, von fünf Kugeln durchbohrt, einen fünffachen Tod gestorben, und man erzählt sich von einem preußischen Offizier, welcher, von 31 Mitrailleusenkugeln getroffen, seiner Heilung entgegengeht. Das klingt fürchterlich und ist es für den Einzelnen auch, aber für den Kriegszweck würde eine Kugel ganz denselben Effekt gehabt haben. Am größten sind die Verluste durch das Canon à balles noch bei der Infanterie, und doch habe ich schon nach der Schlacht bei Wörth Briefe von Offizieren gelesen, worin dieselben behaupten, daß der Ton des Canon à balles höchst unangenehm und angreifend sei, daß es aber nicht sehr schwer wäre, seinen Geschossen aus dem Wege zu gehen, da dieselben fast stets auf demselben Fleck einfielen, — ein Beweis dafür, daß die einmal genommene Richtung beibehalten werden mußte, weil eine Beobachtung des Schusses unmöglich war.“ — —

Das schließliche Urtheil über die Kartätschgeschütze (Mitrailleusen) faßt die Preisschrift in Folgendem zusammen:

„Das Kartätschgeschütz ist nun und nimmer ein sehr brauchbares Werkzeug für den Krieg im freien Felde, denn im Allgemeinen leistet es weit weniger, als ein ihm entsprechender Theil Infanterie oder Artillerie. Nur in ganz einzelnen Fällen ist seine Wirkung wirklich von großem Vortheile. Da diese Fälle aber nur Ausnahms-

fälle sind, so rechtfertigen sie seine Zusammenstellung in Batterien nicht, und höchstens mögen einige dieser Geschütze in den Reserven mitgeführt werden. Dagegen bietet es in der Festung und besonders in der Verwendung als Flankengeschütz außerordentliche taktische fortifikatorische Vortheile, so daß der Ingenieur und der Artillerist in Zukunft wohl mit dieser Waffe zu rechnen haben. Hier ist es auch weit weniger kostspielig, da es des lästigen Apparates an Pferden und Munitionswagen entbehren kann."

(Zufällig hatten wir Gelegenheit, eine Instruktion für den Gebrauch der französischen Mitrailleusen (Canons à balles) in die Hand zu bekommen. Mit welchen Ideen sich die Besitzer genannter Schießwerkzeuge trugen, zeigt der Schluß und gewissermaßen das Resumé genannter Instruktion, welcher in deutscher Uebersetzung folgender Maßen lautet: „Mehrere Batterieen (nämlich der Mitrailleusen), im entscheidenden Augenblicke auf den Hauptpunkt des Schlachtfeldes dirigirt, können im Handumdrehen daselbst den Widerstand brechen und das Schicksal des Kampfes entscheiden. Es scheint, daß keine ungedeckt stehende Truppe der enormen Menge Kugeln, womit man sie in einem Raume von 2000 Metern überschütten kann, zu wiederstehen vermag. Auch erscheint es wahrscheinlich, daß Truppen, welche einmal die Wirkung der neuen Artillerie an sich kennen gelernt haben und sich abermals ihrem Feuer ausgesetzt finden, einen unmöglichen Kampf nicht mehr versuchen und die Waffen strecken werden. Das „Canon à balles" wird daher vielleicht mehr Gefangene machen, als Opfer verursachen und ohngeachtet seines zerstörenden Anscheines eine Beendigung der Kriege mit weniger Blutvergießen zum Resultat haben." Dieses ist wörtlich in einer vom französ. Kriegsministerium herausgegebenen Instruktion zu lesen.) A. Koenig.

Mannigfaltiges.

Ueber Schaufert's „Vater Brahm, ein Trauerspiel aus dem vierten Stande," schreibt Paul Lindau in der „Gegenwart": Das Theater (nämlich das Nationaltheater in Berlin) war an dem Abende, an welchem ich dieses Stück sah, unheimlich leer, und wenn es zu einer Kollision zwischen den Schauspielern auf der Bühne und dem Publikum im Hause gekommen wäre, so hätte das letztere der entschiedenen Uebermacht weichen müssen. Nach dem „bürgerlichen Schauspiel" — also dem Schauspiel des dritten Standes — versucht es Schaufert mit einem „Trauerspiel aus dem vierten Stande", mit einem Arbeiterdrama. Das ist das einzig Neue des ganzen Stückes, und Schaufert thut sich darauf wahrscheinlich viel zu Gute, denn er versäumt nicht, diese Erfindung auf dem Titel anzubringen. Im Uebrigen ein mit den gröbsten und verbrauchtesten Theater-Effekten zusammen gearbeiteter Bau, eine Handlung der allergewöhnlichsten Art mit viel Mord und Todschlag, keine Spur von origineller Charakteristik, ein Wust von volltönenden, nichtssagenden Phrasen — kurzum, Nichts, auch rein gar Nichts, was ein ernstes Publikum fesseln und die ernste Kritik zu einer liebevollen Beurtheilung nöthigen könnte. Das Stück hat mich geradezu angewidert. Die schärfste Verurtheilung hat es bereits erfahren: es ist von dem schlimmsten aller Blätter, von dem in München erscheinenden „Vaterland" gelobt worden. Ich habe lange Jahre in einer vorwiegend von Arbeitern bewohnten Stadt gelebt und bin vielleicht deßhalb empfindlicher, als mancher Andere gegenüber dem Leichtsinn, an die schlechteste Leidenschaft des Menschen, an den Neid, zu appelliren. Und nichts Anderes ist Schaufert's Stück. Es entflammt nicht etwa die rühmliche Begierde, mitzuwirken an der Heilung der sozialen Schäden, es mildert nicht die von gewissenlosen Menschen bis zum Unannehmbaren aufgestachelten Forderungen der Einen und die hartherzige Zugeknöpftheit der Andern; es nährt den Klassenhaß, es stärkt die Verwirrung und die Verstocktheit, erweitert den Zwiespalt und begleitet den scheußlichen Schrei der Aechtung und des Hasses mit frommem Orgelklang."

Wohl das älteste Schiff auf See ist das holländische „Commissaries des Koning von der Heine", welches, obgleich im Jahr 1568 gebaut, noch immer seetüchtig ist und noch 1864 die weite und gefahrvolle Reise von Batavia um das Kap Horn nach Holland zurücklegte. Dieser Schiffsveteran ist nicht weniger als 304 Jahre alt.

Auflösung des Räthsels in № 24:

Krippe — Rippe.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 26. Freitag, 1. März **1872.**

Fest im Sturme.

Erzählung von Dr. Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

„Sie liebt dich noch!" rief es in ihm, und er preßte die Hände auf die Brust, als ob das heftig schlagende Herz dieselbe zu zersprengen drohe. — „Ich werde dich wiedersehen!" wiederholte er, und er hätte laut aufschreien mögen vor Glück. Ohne Ziel eilte er weiter, dann warf er sich an einer einsamen Stelle nieder und blickte glücklich auf zu den Wipfeln der Bäume und dem blauen Himmel, welcher zwischen dem grünen Dache hindurch erglänzte. Stürmischer hatte sein Herz nicht geschlagen, als sie ihm einst im Walde gestanden, daß sie ihn liebe. Treu hatte er diese Liebe die langen Jahre hindurch im Herzen bewahrt, und es war ihm, als ob sie wieder zu ihm gesagt hätte: „Ich liebe dich!" Der Druck ihrer Hand durchzitterte noch seinen Körper, und vor ihm stand ihr Bild, vor ihm leuchteten ihre blauen Augen, so mild und tief, so unsagbar glücklich wie einst, als sie ihm angehörte. Ein neues Leben war für ihn aufgeblüht. Er trug sich nicht mit Hoffnungen, sondern war von dem einen Bewußtsein, daß sie ihn noch liebe, völlig erfüllt und beseligt. Wie ein Rausch schwanden die nächsten Tage für ihn hin. Olga sandte ihm kein Zeichen, allein sie hatte gesagt: „Ich werde dich wiedersehen!" und er wußte, daß sie Wort halten werde. Als er endlich nach einigen Tagen einen Brief empfing, welcher die Worte enthielt: „Erwarte mich heute Abend um neun Uhr an derselben Stelle, an der ich Dir im Walde begegnete," jauchzte er laut auf und preßte das Papier, welches diese Worte ihm brachte, welches ihre Hand berührt hatte, an seine Lippen. Seliger konnte sich kein Menschenherz fühlen, als das seinige. —

Lindner hatte gegen Olga mit keinem Worte erwähnt, daß er Jensen, als ihm derselbe im Walde begegnet war, erkannt hatte; um so sorgfältiger beobachtete er sie, und Elze hatte den Auftrag erhalten, Jensen auf das Genaueste zu überwachen. Der schlaue Schreiber hatte Lindner's Eifersucht durch einzelne leicht hingeworfene Worte immer mehr angefacht, er hatte ihm erzählt, daß Jensen einen Brief, den er erhalten, wiederholt und leidenschaftlich geküßt habe, und Lindner hatte ihm geglaubt.

Den von den Meisten so glücklich Gepriesenen drückten indeß außer dem peinigenden Schmerze der Eifersucht noch andere Sorgen. In unbegreiflichem Leichtsinne hatte er sein und Olga's Vermögen verschwendet. Fehlgeschlagene Spekulationen in Börsenpapieren hatten allerdings den größten Theil desselben hingerafft, den Rest hatte er durch sein üppiges Leben verthan. Bisher hatte er vermieden, seine Lage gewissenhaft zu überdenken; um die in ihm aufsteigenden Sorgen zu verscheuchen, hatte er sich stets in neue Vergnügungen gestürzt. Endlich war der Tag gekommen, an dem er gezwungen wurde, über seine Lage ernstlich nachzudenken, und er erschrack, als er sich dem Abgrunde bereits näher erblickte, als er geahnt hatte. Ein Wechsel über eine erhebliche Summe war an diesem Tage fällig, er besaß nicht die Mittel, ihn einzulösen, und wußte auch nicht, in wessen Händen sich derselbe befand.

Unruhig, aufgeregt schritt er in seinem Zimmer auf und ab. Sein Auge blickte düster, er strich wiederholt mit der Hand über die Stirne hin, allein der gemarterte Kopf war nicht im Stande, ihm ein Rettungsmittel anzugeben. Er war verloren, wenn der Wechsel sich in den Händen eines Mannes befand, der keine Schonung übte. Alles brach dann mit einem Male über ihn zusammen. Er hatte dem Diener den

strengen Befehl ertheilt, Niemand zu ihm zu lassen, der nicht in Geschäftsangelegenheiten komme, denn noch immer hoffte er ein Mittel zu finden, um der drohenden Gefahr zu entgehen.

Olga trat in sein Zimmer, er empfing sie weniger freundlich, als sonst. Es war ihm nicht möglich, in diesem Augenblicke die Maske vorzunehmen, unter der er ihr immer erschienen war. Sie erschrack fast, als sie sein durchfurchtes Gesicht erblickte. „Verlaß mich, Olga, ich wünsche allein zu sein," sprach er kurz, hastig. „Ich habe noch ein dringendes Geschäft zu erledigen, auch fühle ich mich angegriffen und bedarf der Ruhe."

„Du stürzest Dich aus Vergnügungen in Vergnügungen," bemerkte Olga, „Du verwandelst die Nacht in Tag, Das muß endlich schlimme Folgen nach sich ziehen!"

„Glaubst Du wirklich?" entgegnete Lindner, um seinen Mund zuckte ein höhnendes Lächeln; „ich werde die Folgen ertragen. Die Vergnügungen thun mir wohl, es gibt indeß noch andere Aufregungen, welche mich angreifen!"

Fragend blickte Olga ihn an — sie verstand ihn nicht.

„Bitte, laß mich allein!" rief Lindner, durch Olga's Blick halb verwirrt. Ob sie seine Lage ahnte? Deuteten ihre Worte darauf hin? Es war unmöglich, da er sie nie einen Einblick in seine Verhältnisse hatte thun lassen, und dennoch athmete er etwas erleichtert auf, als sie ihn verlassen hatte.

Der Diener meldete Wolffheim.

„Wolffheim?" fragte Lindner überrascht. Ob sich der Wechsel in seinen Händen befand? Diese Fragen schossen rasch durch seinen Kopf hin. „Laß den Herrn eintreten!" befahl er dem Diener.

Mit gewinnender Zuvorkommenheit empfing er den eintretenden Besitzer des Schulzenhofes. „Ah, Herr Wolffheim!" rief er; „endlich habe ich auch einmal das Vergnügen, Sie bei mir zu sehen, ich wollte Sie längst um Ihren Besuch bitten, wir sind ja fast Nachbarn und doch sind wir so wenig zusammen gekommen."

Erstaunt blickte Wolffheim ihn an. Diese zuvorkommende Freundlichkeit fiel ihm auf, da Lindner ihm stets ausgewichen war. Er hatte den eitlen, glatten Mann nie leiden können. „Ein Geschäft führt mich zu Ihnen," erwiederte er kurz; „ich bin im Besitz eines Wechsels, welcher heute fällig ist!"

„Ah, ganz recht! Also in Ihren Händen befindet sich derselbe?" fuhr Lindner in unbefangener Weise fort. „Doch bitte, Herr Wolffheim, setzen Sie Sich zunächst. Also ein Wechsel war nöthig, um mir das Vergnügen Ihres Besuches zu verschaffen? Hätte ich Dies geahnt, so würde ich von diesem Mittel schon früher Gebrauch gemacht haben!" Er schellte dem Diener und befahl ihm, Wein zu bringen.

„Es heißt zwar, erst das Geschäft und dann das Vergnügen," sprach er lächelnd; „ich hoffe indeß, Sie werden es nicht verschmähen, zuvor mit mir anzustoßen. Unser Geschäft wird ja ohnehin nicht viel Zeit in Anspruch nehmen — es ist schnell abgemacht!"

Der Diener hatte den Wein gebracht, Lindner schenkte ein und hielt das gefüllte Glas Wolffheim entgegen. „Stoßen Sie an! Auf gute Nachbarschaft, wenn dieser Wunsch auch etwas spät kommt! Ich habe immer die prächtige Lage Ihrer Besitzung bewundert, wenn ich an derselben vorüberritt, und ich möchte Sie um dieselbe beneiden, wenn ich hier nicht auch ganz angenehm wohnte. Sie thun übrigens unrecht, daß Sie Sich unserem gesellschaftlichen Leben hier ganz entziehen, wir leben hier in Burgthal ganz vergnügt!"

Wolffheim hatte sein Glas geleert. Ein Gefühl der Beschämung überkam ihn, denn er mochte nicht eingestehen, daß er fast jeden Tag in Burgthal war, um nicht zu verrathen, mit welchen Leuten er verkehrte. „Mir fehlt die Zeit," entgegnete er. „Die Bewirthschaftung meines Gutes nimmt mich sehr in Anspruch."

Lindner hatte vertraulich seinen Stuhl zu ihm gerückt. „Herr Wolffheim, darf ich ganz offen zu Ihnen sprechen?" warf er mit leiserer Stimme ein. „Ich glaubte, Sie wollten vermeiden, mit Ihrem Schwager hier zusammen zu treffen. Ich weiß, daß Sie mit ihm verfeindet sind, und ich begreife, daß es Ihnen nicht angenehm sein kann, ihm zu begegnen."

Wolffheim's Brauen zogen sich zusammen. „Ich habe mit ihm Nichts zu schaffen," entgegnete er kurz.

„Das finde ich begreiflich," fuhr Lindner fort. „Ich glaube indeß nicht, daß Jensen noch lange hier bleiben wird. Er ist hier auf dem Hüttenwerke in solcher Weise aufgetreten, daß er sich viele Feinde erworben, und auch Das hat ihm keine Freunde gemacht, daß er sich in rücksichtslosester Weise über Sie ausspricht. Er sollte einen Stolz darein setzen, solchen Schwager zu haben!"

Wolffheim's Gesicht röthete sich. Diese Worte erbitterten ihn noch mehr gegen Jensen, den er

seit dem Tage auf dem Schulzenhofe nicht wieder gesehen. „Ich werde ihn wie einen Buben bestrafen, wenn ich ihm begegne!“ rief er. „Ich war froh, als er vor Jahren Europa verließ. Weßhalb ist er zurückgekehrt?“

„Meine Worte haben Sie aufgeregt,“ fiel Lindner ein. „Das sollten sie nicht; ich hielt es indeß für meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, denn ich bin nicht der Einzige, der sich über Jensen's Benehmen ärgert. Doch trinken Sie!“ Er füllte Wolffheim's Glas, welches dieser bereits mehrere Male hastig geleert hatte. „Nun lassen Sie uns unser Geschäft erst abmachen, lieber Freund,“ fuhr Lindner fort. „Ich habe mich eines unverzeihlichen Leichtsinns anzuklagen, den Sie kaum begreifen werden, an dem aber wahrhaftig die Vergnügungen der letzten Tage schuld sind, welche mir kaum eine Stunde Zeit gelassen haben. Ich habe nämlich für den Wechsel keine Deckung.“

Wolffheim blickte ihn betroffen an.

„Sie halten Dies vielleicht nicht für möglich,“ bemerkte Lindner lächelnd. „Ich habe wahrhaftig erst heute Morgen daran gedacht und ich würde viel darum geben, wenn ich mir diese unverzeihliche Vergeßlichkeit nicht hätte zu Schulden kommen lassen, zumal da ich früher Kaufmann war, der ja die Bedeutung eines Wechsels hinreichend kennt. Ich würde mich sehr darüber ärgern, wenn der Wechsel nicht zum Glück in Ihren Händen wäre; Sie kennen mich ja, und ich darf von Ihnen wohl etwas Nachsicht erwarten.“

„Ich selbst habe das Geld nöthig, weil ich anderweitige Verpflichtungen zu erfüllen habe,“ entgegnete Wolffheim, in dessen Brust das Mißtrauen sich zu regen anfing.

„Bester Herr Wolffheim, Sie werden doch nicht etwa besorgt sein, daß ich meiner Verpflichtung nicht nachkommen werde?“ rief Lindner und nahm die Miene eines Verletzten an. „Ich hoffe, ich würde Ihnen auch für eine zehn Mal größere Summe gut sein, ich stehe ja mit meinem ganzen Vermögen ein. Nur heute müssen Sie Nachsicht haben, für kurze Zeit. Ich gestehe ja Ihr Recht, die Einlösung des Wechsels heute zu verlangen, durchaus ein und werde es für eine große Gefälligkeit, die Sie mir beweisen, ansehen, wenn Sie mir den Wechsel prolongiren; selbstverständlich werde ich Ihnen für diese Frist jede Zinsen, welche Sie verlangen, mit Vergnügen geben.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Glückliche Familienverhältnisse.) Vor einem der Londoner Polizeigerichte hatte unlängst die Untersuchung gegen eine des Meuchelmordes angeklagte Person begonnen, die schon seit längerer Zeit die Aufmerksamkeit der Zeitungsleser durch ihre Familienverhältnisse auf sich gezogen hatte. Die Angeklagte, Mrs. Pertbury, 37 Jahre alt, ist die Wittwe eines im Anfange v. J. verstorbenen wohlhabenden Arztes, welcher ihr testamentarisch eine Jahresrente von 500 L. ausgesetzt hatte, unter der Bedingung, daß sie nicht wieder heirathe. Trotzdem trauert die Wittwe, die gleichfalls aus wohlhabender Familie stammte und selbst über eine Leibrente von 200 L. verfügte, nicht lange um ihren „Seligen“. In Ermangelung von etwas Besserem heirathete sie ihren Kutscher, einen erst 17jährigen Burschen. Die Vormünder ihrer Kinder entzogen diese in Folge dessen ihrer Pflege, und eben so ging es auch mit den 500 L. Rente. Die Neuvermählte zog mit ihrem Rosselenker zu der neuen Schwiegermutter, allein der Herr Gemahl scheint sich auf Pferde besser verstanden zu haben, als auf das Halten der Ehezügel, denn seine Gattin trennte sich nach wenigen Monden von ihm und brachte überdies der Schwiegermama, welche sich in 200 L. und einige Werthsachen gesetzwidrig verliebt hatte, 9 Monate Gefängniß auf den Hals. Die Strohwittwe zog zu ihrer Mutter und strengte gegen ihren Gatten die Klage wegen Meineids an; derselbe hatte nämlich die Dummheit begangen, bei der Trauung sein Alter auf 21 Jahre anzugeben, während er nur 17 alt war. Nach beendigter Voruntersuchung wurde er dieserhalb den Assisen zugewiesen; als er aber gegen Bürgschaft auf freien Fuß gesetzt wurde, kehrte die versöhnliche Gattin zu ihm zurück. Ihre Mutter, welche die Mesalliance niemals gebilligt und ihren Schwiegersohn nebst seinem Bruder verklagt hatte, als diese sie bei einem Versuche, die Kinder ihrer Tochter von ihr fortzunehmen, mißhandelten, wollte Dies nicht zugeben, und es erhob sich ein Streit zwischen Beiden, als die Tochter ihre Möbel fortschaffen wollte. Es kam zu Schlägen; die Tochter schlug die Mutter mit einem Schüreisen, und die letztere starb nach Verlauf von wenigen Tagen.

(Auf einer schwäbischen Eisenbahn.) Ein Herr suchte für seine Frau einen Platz in einem Wagen 2. Klasse; endlich findet er einen solchen, allein auf demselben liegt eine kleine Reisetasche; er wendet sich deßhalb an den Herrn gegenüber, und es entspinnt sich mit diesem, einem ehrlichen Schwaben, folgendes Gespräch. Fremder: Mein Herr, wollen Sie so freundlich sein, diese Tasche wegzunehmen? — Schwabe: Noi, mein gut's Herrle, das Täschle werd' i net wegnehme. — Fremder: Sie nehmen sie nicht weg? — Schwabe: Noi, noi! — Fremder: In diesem Falle wäre ich genöthigt, den Herrn Kondukteur zu rufen. — Schwabe: Rufet Sie nur den Kondukteur. — Kondukteur (herbeieilend): He, mein Freund, Sie müsset so gut sein, 's Täschle wegz'nehme! — Schwabe: Noi, sel thu i net — i nehm's net weg. — Kondukteur: Ich müsset wohl dem Herrn Oberkondukteur ruefe. — Schwabe: Ruefet Sie den Herrn Oberkondukteur. — Oberkondukteur: 's ischt mir gesagt worde, daß Sie's Täschle net wegnehme wollet. — Schwabe: Ja, 's ischt nu so, i nehms amal net weg. — Oberkondukteur; Spaßet Sie net, i müeßt wahrhaftig den Herrn Schandarm ruefe. — Es geschieht. Säbelrasselnd naht der Wächter des Gesetzes: Mein Herr! — Schwabe: Befehlet, Herr Wachtmeister? — Gensdarm: Ich frage Sie in drei Teufelsnamen, ob Sie's Täschle wegnehme wollet? — Schwabe: Noi, Herr Wachtmeister, noi. — Allgemeine Bestürzung. — Gensdarm: Aber, Herr Gott von Biberach, warum wollet Sie's Täschle net wegnehme? — Schwabe: Ja, mein Seel', weil's nit mein ischt; i werd' doch a fremd's Täschle nit wegnehme, bin ja kan Dieb!

(Drei Gründe.) Pfarrer: „Aber, mein lieber Bockbauer, ich meinte, Ihr solltet jetzt endlich einmal Euer unruhiges, ich möchte sagen, wildes Leben aufgeben! Ihr macht Euch immer mehr Feinde, bringt Euch um heillos viel Geld und schadet zuletzt Eurem Anwesen und Eurer Familie! wie könnt', Ihr denn eine Freude haben an den fortwährenden Spektakeln, Ruhestörungen, Ehrenkränkungen, Raufereien, Eigenthumsbeschädigungen, Polizeistundübertretungen, Prozessen aller Art?" — Bockbauer: „Das hat Alles seinen guten Grund, Herr Pfarrer! Ich hab' drei Ursachen, die will ich Ihnen sag'n. Erstens: kann ich bei all' den G'schichten mein' Zorn auslassen, und Das ist recht gesund. G'sundheit darf aber schon a Geld kost'n. Zweitens: wenn von mir recht viel Geldstrafen und Gerichtstagen an's Rentamt kommen, so braucht d' Regierung nit so viel Steuern einzuheb'n; da hab'n wir Bauern 'n Profit davon. Drittens thu' ich's weg'n mei'n Landrichter, damit derselbige recht viel Arbeit von mir kriegt und sich recht ärgern muß, weil er mich amal an „boshaften Bauernkopf" geheiß'n hat. So oft i angezeigt werd', leug'n i Alles; nacha muß er recht viel Zeug'n vernehmen! — Was liegt mir am Geld, mei Hof tragt's ja, und der Mensch muß a Freud' hab'n!"

„Aber, Hannesbauer, die Butter wiegt ja statt $2^1/_2$ nur 2 Kilo." — „Da seid Ihr selbst schuld, Meister Seifensieder; ich hab' die Butter mit der Seife gewogen, die ich letzten Samstag bei Euch gekauft hab'."

Lebensphilosophie.

Es gibt im Leben größer keinen Schmerz,
Als ohne Schmerz von Allem sich zu trennen,
Und auf der ganzen weiten Welt kein Herz
Dem Herzen unentbehrlich mehr zu nennen.

Aus Dem, was uns die Leute sagen, entnehmen wir gar häufig Das, was sie uns verschweigen wollen.

* Räthsel.

Bald lag bedeutungsvolle That
Zu Grund, wo ich erschienen;
Hier bin ich heiter dir genaht,
Dort muß dem Ernst ich dienen.
Bald bin dem Höchsten ich geweiht,
Bald irdischem Zweck entsprossen;
Hier bin ich ein Quell der Traurigkeit
Und dort der Lust entflossen.

Nun lasse mir am richt'gen Ort
Ein n zu Theil noch werden,
Dann führ' ich deine Gedanken fort
Zu einem Ort auf Erden,
Wo ich mit wildem Hasseszorn
Mein Banner oft ließ flattern
Und nach des Feindes Lebensborn
Die Büchse meuchlings knattern.

Zweibrücken. *Reiselt.*

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 27. Montag, 4. März 1872.

Fest im Sturme.

Erzählung von Dr. Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Der Besitzer des Schulzenhofes schien wenig Lust zu haben, seine Bitte zu erfüllen. „Ich habe fest auf das Geld gerechnet," wiederholte er. „Hätte ich früher gewußt, daß ich es heute nicht erhalten würde, so hätte ich Vorkehrungen treffen können; jetzt ist es mir nicht mehr möglich."

Lindner strich mit der Hand über die Stirne, es standen Schweißtropfen darauf, obschon sein Gesicht noch immer den freundlichen, lächelnden Ausdruck hatte. „Soll ich mir noch Andern gegenüber die Blöße geben, daß ich nicht für die Deckung des Wechsels gesorgt habe?" rief er. „Jeder hat Feinde, und die meinigen würden das Gerücht verbreiten, daß ich zahlungsunfähig sei. Ich hatte bestimmt auf Ihre Freundlichkeit gerechnet."

„Ich kann nicht anders handeln," gab Wolffheim zur Antwort. „Wäre es nicht mehr als eine Gefälligkeit, so würde ich sie Ihnen mit Vergnügen erweisen; ich habe mich schriftlich verpflichtet, das Geld morgen einem Andern zu zahlen!"

Lindner durchmaß das Zimmer in einer verzweiflungsvollen Stimmung, es erbitterte ihn, daß er Wolffheim vergebens gebeten. „Gut," sprach er, „dann werde ich den Wechsel morgen einlösen. Es ist mir zwar peinlich, mich deßhalb at einen meiner Freunde wenden zu müssen, denn solche Freundschaftsdienste bringen stets unangenehme Verpflichtungen mit sich; es hilft indeß Nichts. Zum zweiten Male wird mir ein Aehnliches nicht begegnen. Bis morgen werden Sie mr ja wohl Frist geben?"

„Ja, wenn ich dann mit Bestimmtheit darauf rchnen kann," entgegnete Wolffheim.

„Ich gebe Ihnen mein Wort zum Pfande!" rief Lindner. „Ich werde Ihnen das Geld selbst bringen und zugleich die Gelegenheit benutzen, mir Ihre prächtige Besitzung anzusehen. Aber, Herr Wolffheim, eine Bitte habe ich noch und ich hoffe, daß Sie mir dieselbe nicht abschlagen werden. Ich bitte Sie, hierüber gegen Jeden zu schweigen. Werden Sie mir dieselbe erfüllen?"

„Ja."

„Ihr Wort darauf!" fuhr Lindner fort und streckte ihm seine Rechte entgegen.

Wolffheim schlug ein und stand auf, um sich zu entfernen.

„Nein, noch lasse ich Sie nicht fort!" rief Lindner. „Wir trinken noch ein Glas zusammen, und Sie müssen mir auch erst versprechen, daß Sie mich öfter besuchen werden." Er ließ durch den Diener frischen Wein bringen, und Wolffheim blieb, obschon er versicherte, nur wenig Zeit zu haben, da er zeitig zum Schulzenhofe zurückkehren wollte.

„Sie sind zu Fuß hier?" fragte Lindner.

„Ja, ich komme fast immer zu Fuß."

„Ich würde Ihnen mit Vergnügen meinen Wagen anbieten, wenn es sich der Mühe lohnte," fuhr Lindner fort. „Sie wählen doch gewiß den nächsten Weg durch den Wald?"

„Natürlich."

„Und wie lange gehen Sie bis zu Ihrer Besitzung?"

„Nicht einmal eine Stunde."

„Ich würde Sie gern begleiten, da ich heute noch nicht dazu gekommen bin, einen Spaziergang zu machen, ich liebe den Weg durch den Wald, der Tannenduft ist den Nerven so außerordentlich wohlthuend, leider habe ich einem Freunde diesen Abend fest versprochen. Sie haben indeß wahrscheinlich bereits Begleitung auf dem Wege?"

„Nein, ich werde allein zurückkehren."

„Noch eine Bitte habe ich," fuhr Lindner fort. „Zeigen Sie mir den Wechsel, ich möchte nur sehen, durch welche Hände derselbe gegangen ist. Der Inhaber hatte mir versprochen, ihn nicht weiter zu begeben; er hat sein Wort jedoch nicht gehalten."

Bereitwillig zeigte Wolffheim den Wechsel, den er in einer Brieftasche trug.

Lindner warf nur einen flüchtigen Blick auf die Namen der Giranten und gab ihn dann zurück. „Der Wechsel ist nicht in der Hand eines mir bekannten Mannes gewesen," sprach er. „Es ist mir lieb, denn ich habe bereits bereut, daß ich ihn überhaupt ausgestellt habe, da ich die Wechsel nicht liebe." — Der Abend war bereits hereingebrochen, als Wolffheim ihn verließ. Der vorzügliche Wein, den Lindner ihm so fleißig eingeschenkt, hatte ihm vortrefflich geschmeckt, derselbe war ihm sogar etwas zu Kopfe gestiegen. Noch ein Mal mußte er Lindner das feste Versprechen geben, ihn recht oft zu besuchen. „Nun ich Sie näher kenne, fühle ich erst, wie thöricht ich gehandelt, daß ich Ihre Bekanntschaft nicht früher gemacht," sprach Lindner. „Einen Gewinn hat der Wechsel mir also wenigstens gebracht, und ich hoffe, Ihnen bald zu beweisen, wie hoch ich denselben anschlage!" In herzlichster Weise schüttelte er Wolffheim die Hand.

Als dieser das Haus verlassen, kam ihm Lindner's auffallende Freundlichkeit erst zum völlig klaren Bewußtsein. Er hatte sich durch dieselbe gefangen nehmen lassen, und je weniger er an den Ernst derselben glaubte, um so mehr ärgerte er sich, daß er Lindner's Bitte nachgegeben hatte.

In ärgerlicher Stimmung kehrte er in Burgthal in einer Restauration ein, um vor seiner Heimkehr zum Schulzenhofe noch ein Glas Bier zu trinken. Er traf mehrere Bekannte dort, unter ihnen den Müller Merten. An einem Nebentische saßen einige Männer, welche über Jensen sprachen. Sie unterhielten sich über den Muth desselben, mit welchem er dem Faktor das Leben gerettet hatte. „Er hat ein neues Leben in das Hüttenwerk gebracht," sprach der eine der Männer. „Er ist streng gegen die Arbeiter, und doch hängen sie an ihm, weil sie wissen, daß er gerecht ist. Durch ihn haben fast Alle einen höheren Lohn erhalten, und ich meine, der Besitzer des Hüttenwerks kann ihn gern geben, denn Jensen allein bringt ihm denselben zehn Mal wieder ein. Wäre ich der Besitzer, so würde ich ihm die ganze Verwaltung in die Hand geben, denn einen so tüchtigen Mann wird er so leicht nicht wieder finden." Die neben ihm Sitzenden stimmten ihm bei.

Der Wassermüller stieß Wolffheim an. „Da hörst Du, welch' vorzüglicher Mann Dein Schwager ist!" rief er mit höhnendem Lachen.

Wolffheim leerte erbittert sein Glas. Die Worte, welche Lindner zu ihm über Jensen gesprochen hatte, hallten in ihm nach. Halblaut stieß er eine Drohung gegen Jensen aus.

„Du drohst, weil er nicht hier ist!" rief Merten, dem es Vergnügen machte, ihn noch mehr aufzustacheln; „ich glaube aber doch, daß Du Dich vor ihm fürchtest!"

„Ich werde ihm zeigen, daß ich mich nicht vor ihm fürchte, sobald ich ihm wieder begegne!" entgegnete Wolffheim.

In diesem Augenblicke trat Jensen in das Zimmer. Er schien unangenehm überrascht zu sein, als er Wolffheim erblickte; ruhig schritt er an ihm vorüber und setzte sich allein an einen Tisch.

„Da ist er ja, nun hast Du Gelegenheit, Deine Worte wahr zu machen," flüsterte der Wassermüller Wolffheim zu, dessen Blick düster auf Jensen ruhte.

Wolffheim antwortete nicht. Seine Brauen hatten sich zusammengezogen, und durch Trinken suchte er den Groll in seiner Brust zu dämpfen. Wieder und wieder flüsterte der Wassermüller ihm in's Ohr. Endlich sprang er auf und trat vor Jensen hin, der nicht einmal einen Blick auf ihn geworfen hatte. „Jetzt wiederhole mir die Aeußerungen, welche Du über mich gethan hast!" rief er mit herausfordernder, trotziger Stimme.

Ueberrascht und fragend blickte Jensen ihn an. „Ich habe keine Aeußerung über Dich gethan, weil ich überhaupt nicht über Dich gesprochen habe," entgegnete er. „Laß mich in Ruhe, denn hier ist nicht der Ort, wenn Du mir Etwas zu sagen hast!"

„Haha! Ich werde sagen, wo es mir beliebt, daß Du ein erbärmlicher Bursch bist!" rief Wolffheim höhnend.

Jensen sprang empor. Sein Auge glühte, man konnte ihm ansehen, wie sehr er mit sich kämpfte, um sich nicht hinreißen zu lassen. „Wegen dieser Beschimpfung werden wir uns an einem andern Orte wiedersprechen," entgegnete er fest.

Wolffheim wiederholte seine Worte, er schien ihn mit Gewalt zum Streit herauszufordern, allein die Männer an dem Nebentische, welche sich kurz zuvor über Jensen so lobend ause-

sprochen hatten, ergriffen entschieden dessen Partei, sie sprangen auf und traten auf seine Seite.

Wolffheim besaß noch Besinnung genug, um einzusehen, daß er unterliegen werde, und drohend zog er sich zurück.

Mit spöttischem Lachen empfing ihn der Wassermüller. „Ich habe es ja vorhergesagt, daß Du ihn fürchtest," sprach er. „Ich würde weniger Umstände mit ihm gemacht haben, und wäre es zum Ernst gekommen, so würden die Uebrigen sich zurückgezogen haben. Niemand gibt seinen Rücken gern für einen Fremden her; ich thäte es auch nicht."

„Laß mich in Ruhe!" rief Wolffheim ärgerlich und verließ das Zimmer.

Jensen hatte sich ruhig wieder niedergesetzt. Sein Gesicht war bleich, die Hand, auf welche er den Kopf stützte, zitterte leise, die Rohheit Wolffheim's hatte ihn heftiger erregt, als er zeigen mochte. Noch wenige Minuten blieb er sitzen, dann verließ auch er rasch das Zimmer, andere Gedanken erfüllten ihn bereits wieder und verwischten schnell diesen bitteren Nachklang. Olga erwartete ihn im Walde. Hastig eilte er über die Straße und verließ die Stadt, um nicht zu spät an dem Orte einzutreffen, wo er sie wiedersehen sollte. Beide Hände preßte er auf die Brust, um das heftig schlagende Herz zu beruhigen. Mit derselben freudigen Ungeduld hatte er sie einst so oft erwartet. Er langte an der Stelle, wo er sie wiedergesehen, an. Olga war noch nicht dort, allein die Stätte erschien ihm wie ein geheiligter Ort, er wußte, daß ihr Fuß sie betreten. Er fragte sich nicht, wohin dieses Zusammentreffen mit der Jugendgeliebten führen werde, sondern fühlte nur das Glück, sie wiederzusehen und ihr noch ein Mal sagen zu können, daß sein Herz ihr treu geblieben sei und ihr für immer gehöre. Endlich vernahm er leise Tritte hinter sich — es war Olga. Ungestüm erfaßte er ihre Hand und preßte sie an seine Lippen. Er fühlte, wie die Hand zitterte, und doch war sie nicht im Stande, ihm dieselbe zu entziehen.

„Richard," sprach Olga endlich mit leise bebender Stimme, „daß wir so uns wiedersehen! Ich mußte Dich indeß noch ein Mal sprechen. Als ich Dich hier an dieser Stelle wiedersah, verrieth mir ein einziger Blick in Dein Auge, daß Du mich noch immer liebst!"

„Mein Herz gehört Dir für immer!" rief Jensen. „Olga, wären wir nie getrennt worden! Welches Glück hätte das Leben uns bieten können!"

„Laß mich nicht daran denken," unterbrach ihn Olga, „denn dieser Gedanke erinnert mich zugleich daran, wie unsagbar unglücklich ich geworden bin und wie unendlich viele Thränen ich in den langen Jahren vergossen habe! — Sieh, als wir einst gewaltsam getrennt wurden, glaubte ich die Trennung nicht zu überleben. Ich wollte den Verwandten, zu denen ich gebracht war, entfliehen, um zu Dir zurückzueilen, allein ich wurde fast mit Gewalt zurückgehalten und wie eine Gefangene überwacht. Ich schrieb Dir, ich versicherte Dich, daß mein Herz Dir treu bleiben werde, ich beschwor Dich, zu mir zu eilen, um mich zu befreien, ich hoffte von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag, allein keine Nachricht von Dir kam zu mir."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Während im Osten Nordamerika's, speziell in Washington, der Winter äußerst mild und der Himmel heiter ist, findet das Gegentheil im Westen statt, wo bedeutende Schneefälle und Stürme in den großen Ebenen sogar die Eisenbahnzüge der Union-Pacific-Bahn auf mehrere Tage aufgehalten haben. Reisende geben über eine solche Winterfahrt durch die weiten Ebenen und durch das Felsengebirge interessante Berichte. Die Entfernung von New-York nach San Franzisko in Kalifornien beträgt 3250 englische Meilen. Die Tour geht über Chicago oder St. Louis und dann durch Kansas, Nebraska über Omaha und die weiten Ebenen, über Cheyenne im Wyominggebiete, durch die Felsengebirge, durch das Utahgebiet und den Staat Nevada nach Sakramento und San Franzisko. Die Pullman'schen Eisenbahnwagen auf der beschriebenen Union-Pacific- und Zentralbahn sind äußerst bequem und komfortabel eingerichtet, in jedem Wagen befinden sich am Boden beheizte Röhren, die Wagen sind mit Doppelfenstern versehen und dabei wohl ventilirt. Reisende mit Frauen und Kindern, welche in Folge heftiger Schneestürme 3 Tage auf der weiten Ebene aufgehalten wurden, fanden sich auf dieser Tour in den Wagen gemüthlich und behäbig eingerichtet, sie hatten exzellente warme Schlafwagen, erhielten aus reichlich vorgesehenen Vorräthen gute Speisen und Getränke; genug, ihre Lage war mitten in der großen Einsamkeit und der Wuth der Stürme ebenso wohlbehäbig, als großartig und romantisch.

Die Züge wurden durch 3 Lokomotiven getrieben, von denen die erste mit einem Schneepfluge, 11 Fuß hoch und breit, von Eichenholz, mit Eisen beschlagen, versehen ist; außerdem ist immer ein Wagen mit einer Masse Schaufeln und sonstigen Instrumenten angefüllt. Die Kondukteure besitzen überdies Taschentelegraphen, nämlich solche Instrumente, welche sie mit den telegraphischen Drähten in Verbindung setzen und somit die entfernten Stationen an beiden Seiten in Kenntniß setzen und um Hilfe requiriren können. Das Wunderbare ist aber, daß man von den Felsengebirgen ab westwärts innerhalb 6 Stunden plötzlich vom Winter in den warmen Frühling, von Schnee und Eis in den Ebenen und in den Gebirgen plötzlich in herrliche grünende Gärten und Felder gelangt; die ganze Natur, Wälder und Wiesen, befinden sich im üppigen Grün, man öffnet die Fenster der Wagen, um die laue, milde Luft einzuathmen, die Vögel singen, an den Stationen genießt man frische Vegetabilien; genug, man ist während des kurzen Zeitraums von 6 Stunden wie durch magischen Zauber aus den Winterstürmen, aus Eis und Schnee in den herrlichen Frühling versetzt, während die Räder an den Wagen noch Spuren von Eis und Schnee an sich tragen.

In New-York wurde kürzlich ein Mann als Vagabund arretirt und vor den Polizeirichter geführt. Dort vertheidigte er sich gegen die wider ihn erhobene Anklage, behauptete, Künstler zu sein, indem er anführte, seine Beschäftigung bestehe in dem Schwärzen von Gläsern zur Beobachtung von Sonnenfinsternissen. Daß nun derartige Erscheinungen selten vorkämen und er, der Angeklagte, oft Monate lang ohne Beschäftigung wäre, sei nicht seine Schuld. (Das übertrifft den bekannten „Schneeschaufler" bei Weitem.)

„Wie der Herr so auch der Knecht."
Das bewährt sich manchmal schlecht.

Als der Herr die Welt erschuf,
Tönte, wie die Bibel spricht,
Durch das All des Schöpfers Ruf:
„Es werde Licht, es werde Licht!"

Tadeln mag man es mit Recht,
Daß es Jener anders macht,
Der sich nennt des Herren Knecht,
Denn er ruft: „Es werde Nacht!"

Schleiermacher predigte eine Zeit lang sonntäglich in dem Frühgottesdienste und hatte immer zahlreiche Zuhörer. Er selbst sagte einst darüber: „Ich habe dreierlei Zuhörer: Studenten, junge Mädchen und Soldaten. Die Studenten kommen meinetwegen, um die Predigt zu hören, die jungen Mädchen der Studenten wegen und die Soldaten der jungen Mädchen wegen."

Eine zur Trauung geschmückte Braut sagte im Wagen zu ihrem Bräutigam: „Himmlisch müßte es sein, wenn ich jetzt oben an meinem Fenster stehen könnte und sehen würde, wie wir unten vorbeifahren!"

* Silbenräthsel.

1. und 2.

Beginne, was immer du magst, wir sind
Im Leben dir unentbehrlich;
Doch wo du uns zum Dienst erwählt,
Da seien stets wir ehrlich.

3.

Ich habe gestrebt und Hohes erreicht
Vor länger als einem Jahrhundert;
Auch heute noch werd' ich andachtsvoll
Ob meiner Werke bewundert.

Und dennoch liebte und lieb' ich noch
Meist Wege, die krumm und gewunden;
Doch haben schon Millionen in mir
Erquickung und Labsal gefunden.

Auch reden tausend Orte laut
Von meinen Arbeitskräften;
Und ob ich gleich krumme Wege geh',
So dien' ich doch redlich Geschäften.

Das Ganze.

Ich bin ein bescheidenes Westricher Kind;
Was läßt sich von mir viel melden?
Ich war von jeher eben zu klein,
Um viel in der Welt zu gelten.

Zweibrücken. *Reiselt.*

Auflösung des Räthsels in № 26:
Feier — Fenier.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 28. Mittwoch, 6. März 1872.

Fest im Sturme.

Erzählung von Dr. Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

„Ich habe nie einen Brief von Dir erhalten," betheuerte Jensen.

„Ich weiß es — ich habe es erfahren, als es zu spät war. Sieh, damals ahnte ich nicht, daß durch meinen Vater und meine Verwandten Anstalten getroffen waren, um die Briefe, welche ich im Geheimen fortsandte, aufzufangen und zu vernichten. Verzweiflung erfaßte mich, denn in meinem Schmerze wähnte ich mich auch von Dir verlassen. Wie oft habe ich mir damals den Tod gewünscht — und wie oft auch nachher! Um mein Herz von Dir zu entfernen, wurde mir erzählt, daß Du Dich mit einem andern Mädchen verlobt habest; ich glaubte ihnen nicht. Als ich indeß erfuhr, daß Du nach Amerika gegangen warst, da fühlte ich mich ganz hilflos und verlassen, und da brachen meine letzten Kräfte zusammen. Eine Krankheit warf mich nieder. Ich hoffte zu sterben, allein mein Körper war stärker, als sonst. Als ich langsam wieder genas, war ich körperlich wie innerlich gebrochen. Und diesen Zustand benutzte mein Vater, um mich zu überreden, Lindner zu heirathen. Ich habe es gethan und bin schwer, unsagbar schwer dafür bestraft!" Sie bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, und ihre Thränen stürzten gewaltsam hervor.

Schweigend stand Jensen neben ihr. Er hatte kein Wort des Trostes für sie, er dachte nur daran, wie schändlich sie ihm entrissen und um ihr Lebensglück betrogen war.

Langsam ließ Olga die Hände endlich niedersinken, ein tiefer Seufzer rang sich aus ihrer Brust. „Ich muß mein Geschick tragen, so schwer es auch ist," sprach sie. „Die Fesseln, welche ich trage, sind nicht zu lösen. Richard, nun ich Dich noch ein Mal gesehen, nun ich Dir sagen kann, daß mein Herz Dir auch nicht eine Stunde lang untreu geworden ist, nun will ich dulden, ohne zu klagen, ich habe ja die Gewißheit, daß unsere Herzen einander gehören. Aber eine Bitte richte ich an Dich; verlaß Burgthal, fliehe den Ort, wo ich weile!"

„Olga, Olga, Das kann ich nicht!" rief Jensen. „Sieh, es ist nach Jahren wieder der einzige Sonnenschein in meinem Leben, daß ich Dich in meiner Nähe weiß. Ich athme dieselbe Luft wie Du, ich weiß, daß uns nur ein geringer Raum trennt, ich sehe täglich das Haus, unter dessen Dache Du weilst, meine Gedanken können Dich zu jeder Minute finden!"

„Richard, glaubst Du, ich empfinde nicht Dasselbe? Wenn Du wüßtest, wie oft sich mein Blick nach dem Hüttenwerke wendet, seitdem ich Dich dort weiß! Aber ich bitte Dich dennoch, verlaß Burgthal, thue es meinetwegen! Mache mir den schweren Kampf nicht noch schwerer! Laß zwischen unsere Herzen keinen Schatten treten, welcher die Reinheit unserer Liebe trübt! Sieh, ich trage die Liebe zu Dir wie ein Heiligthum in meiner Brust, es ist noch von keinem unreinen Hauche berührt — erhalte es mir!"

„Ich werde Dich verlassen," sprach Jensen; es war ihm, als ob er sein eigenes Todesurtheil ausspräche.

„Und wann?"

„Morgen — morgen!"

„Richard, nun laß uns scheiden. Jede Minute, welche wir länger zusammen sind, wird uns die Trennung erschweren!"

„Nein, nein, noch nicht!" rief Jensen. „Olga, diese Minute habe ich seit Jahren als mein höchstes Glück geträumt, entreiße sie mir nicht!

Ich will nicht an Deiner Pflicht rütteln, nur wenige Augenblicke gönne mir noch Das, woran ich mein ganzes Leben zehren muß, es ist der letzte, letzte Stern, der ihm leuchtet!" Er stürzte vor ihr nieder, ergriff ihre Hand und preßte sie an seine heiße Stirne. Thränen strömten aus seinen Augen. Seit langen — langen Jahren hatte er nicht geweint, seine Brust war zu eng für seinen Schmerz.

Olga fühlte die Thränen des geliebten Mannes heiß über ihre Hand rinnen, sie durchzuckten ihren ganzen Körper. Die letzten Kräfte raffte sie zusammen. „Richard, Richard, lebe wohl! Mein Herz bleibt ewig bei Dir!" rief sie, beugte sich zu ihm nieder, umschlang den Geliebten noch ein Mal mit beiden Armen, küßte ihn auf Stirne und Mund und eilte dann rasch fort.

„Olga, Olga!" rief Jensen; er streckte die Arme nach ihr aus — sie blieben leer. Er blieb auf den Knieen liegen und preßte die heiße Stirne an den Felsen. „Lebe wohl! Mein Herz bleibt ewig bei Dir!" tönte es wie ein ferner Klang in seinem Ohre wieder, und Alles schien weit, weit hinter ihm zu liegen, und wenn er der Zukunft entgegenblickte, sah ihn Alles fremd und kalt an, ihm bangte vor dem Leben. — Es war spät in der Nacht, als er endlich, wie aus einem langen Traume erwachend, sich erhob und langsam zur Stadt zurückkehrte. —

Die Bewohner von Burgthal wurden am folgenden Morgen durch eine Nachricht in größten Schrecken versetzt. Wolffheim war im Walde auf dem Wege zum Schulzenhofe am frühen Morgen durch einen Waldarbeiter todt aufgefunden worden, und es verbreitete sich das Gerücht, daß derselbe erschlagen sei. Hart am Wege befand sich ein tiefer Steinbruch, und in dem Steinbruche hatte der Waldarbeiter den Todten mit zerschmettertem Kopfe gefunden. Noch hielten es Manche für möglich, daß Wolffheim in dem angetrunkenen und aufgeregten Zustande, in welchem er am Abende die Restauration verlassen hatte, aus Versehen über das niedrige Geländе, welches den Steinbruch umgab, hinabgestürzt sei und sich den Kopf zerschmettert habe; als sich indeß mehrere Gerichtspersonen, von dem Gerichtsarzte und einigen Gensdarmen begleitet, in den Wald zur näheren Untersuchung begaben, stellte es sich bald heraus, daß wirklich ein Mord vorlag. Auf dem Wege und an dem Geländе befanden sich unverkennbare Blutspuren, im nahen Gebüsch wurde ein mit Blut befleckter Hammer gefunden; es konnte also keinem Zweifel unterliegen, daß Wolffheim erschlagen und erst dann von dem Mörder in den Steinbruch hinabgestürzt war. Die nähere Untersuchung des Todten bestätigte Dies, denn die Verletzungen des Kopfes zeigten deutlich, daß sie durch ein viereckiges Instrument beigebracht waren. Nach den Aussagen des Arztes mußten sie sofort den Tod herbeigeführt haben. In den Taschen des Todten befanden sich noch eine werthvolle goldene Uhr und eine gefüllte Börse; an einen Raubmord war deßhalb kaum zu denken, da der Mörder die Uhr und Börse jedenfalls mit sich genommen haben würde. Der Mord mußte gegen zehn Uhr am Abend zuvor verübt worden sein, denn um diese Zeit hatte ein Waldhüter, der sich zufällig in jener Gegend befunden, einen lauten Schrei vernommen. Da er indeß über die Richtung, aus welcher derselbe gekommen, in Zweifel gewesen und Alles still geblieben war, hatte er nicht weiter nachgeforscht, und es war auch in ihm nicht der Verdacht aufgestiegen, daß ein Verbrechen geschehen sein könne. Der Hammer, mit welchem das Verbrechen ausgeführt war, gehörte einem Steinklopfer. Dieser hatte denselben auf der nahen Chaussee am Abend zuvor bei seiner Arbeit liegen lassen. Der erste Verdacht richtete sich natürlich gegen ihn, allein der bereits bejahrte Mann konnte den Beweis führen, daß er am Abend und während der Nacht seine Wohnung nicht verlassen hatte. Er meldete sich obenein als Besitzer des Hammers, um denselben wieder in Empfang zu nehmen. Natürlich behielt denselben vorläufig das Gericht in Verwahr.

Eine weitere Spur des Mörders war auf der Stätte des Verbrechens trotz der sorgfältigsten Nachforschung nicht aufgefunden worden. Auch ein Kampf mit dem Todten schien nicht stattgefunden zu haben. Offenbar war derselbe ganz unvorbereitet überfallen worden. Wolffheim's Leichnam wurde nach Burgthal gebracht. Die Gensdarmen waren bemüht, die Spur des Mörders aufzusuchen, ein bestimmter Verdacht, nachdem der alte Steinklopfer seine Unschuld bewiesen, hatte sich noch nicht herausgestellt.

Da lenkte der Wassermüller Merten den Verdacht eines der Gensdarmen zuerst auf Jensen. Er theilte ihm mit, daß Wolffheim mit Jensen am Abend zuvor Streit gehabt, er schilderte die Feindschaft zwischen Beiden und fügte hinzu, daß Jensen kurze Zeit nach Wolffheim in einem Zustande der höchsten Aufregung die Restauration verlassen habe. Einer von Merten's Gesellen

hatte gesehen, daß Jensen ungefähr um neun Uhr am Abend zuvor die Stadt verlassen und sich in den Wald begeben hatte. Ohne Zögern setzte der Gensdarm den Staatsanwalt davon in Kenntniß, und dieser konnte um so weniger an der Richtigkeit des Verdachtes zweifeln, da er wußte, daß Jensen ein heißes, leicht erregbares Blut hatte.

Ehe er indeß den Befehl zu Jensen's Verhaftung ertheilte, ließ er bei dessen Wirth nachforschen, wann Jensen am Abend zuvor zu Hause gekommen sei. Der Wirth konnte die bestimmte Auskunft ertheilen, daß Dies erst spät in der Nacht geschehen sei. — Jensen befand sich auf seinem Zimmer und hatte keine Ahnung davon, welche Gefahr ihn bedrohte, selbst von dem Morde Wolffheim's hatte er noch Nichts gehört. Schlaflos hatte er den Rest der Nacht zugebracht, im schwersten Kampfe mit seinem Herzen. Seine Wangen waren bleich, seine Stirne glühte. Er hatte Olga versprochen, die Stadt zu verlassen, und noch an diesem Tage wollte er ihre Bitte erfüllen. Es wurde ihm schwer, und doch sah er ein, daß sie Recht hatte.

Mit zitternder Hand packte er seine Sachen. Wieder wollte er die Reise über das Meer antreten, um nie nach Europa zurückzukehren. Alle Hoffnung lag hinter ihm, was ihm die Zukunft brachte, war ihm gleichgiltig. Das Leben hatte nicht mehr Werth für ihn, daß er es ohne Bangen und Zögern hingegeben haben würde. Der Tod erschien ihm als eine Wohlthat, denn er mußte endlich seinem Herzen Ruhe bringen.

Nicht ohne Schmerz dachte er daran, daß er den Wirkungskreis, den er hier gefunden, verlassen sollte; es mußte indeß geschehen, da das Olga gegebene Versprechen ihm heilig war.

Aus dem Fenster seiner Wohnung konnte er ihr Haus sehen und in schmerzlichem Sinnen blickte er zu ihm hinüber.

In diesen Gedanken störte ihn das Eintreten des Polizeikommissärs und mehrerer Gensdarmen. Betroffen blickte er sich um, noch hatte er keine Ahnung, was sie zu ihm führte. Ohne ihn über den Zweck seines Eintretens aufzuklären, richtete der Polizeikommissär mehrere Fragen an ihn. „Sie waren gestern Abend in der Restauration von Höppner?“ fragte er.

„Ja,“ gab Jensen ruhig zur Antwort.

„Sie hatten dort einen Streit mit Ihrem Schwager Wolffheim?“ fuhr der Kommissär fragend fort.

„Ich habe keinen Streit mit ihm gehabt. Ruhig trat ich in die Restauration und ließ mich allein an einem Tische nieder. Ohne daß ich ihm die geringste Veranlassung gegeben habe, trat er an mich heran und beschimpfte mich. Ich sah, daß er Streit suchte, und bot Alles auf, um denselben zu vermeiden.“

„Sie haben ihm erwiedert, daß Sie ihn wegen dieser Beleidigung an einem andern Orte wieder sprechen würden!“

„Das habe ich gesagt.“

„Was haben Sie damit gemeint?“

„Ich wollte eine Erklärung von ihm verlangen wegen der Beleidigung, die er offenbar aus der Luft gegriffen hatte; es lag mir daran, den Streit in dem Wirthshause abzuwenden — auch ich befand mich in einer aufgeregten Stimmung.“

„Sie haben schon seit längerer Zeit mit Ihrem Schwager in Feindschaft gelebt?“

Jensen gab Dies zu.

„Weßhalb?“ forschte der Kommissär weiter.

Jensen zögerte mit der Antwort. „Weßhalb forschen Sie darnach?“ entgegnete er. „Ich bin nicht verpflichtet, Ihnen über Angelegenheiten Aufklärung zu geben, die mich allein betreffen!“

„Sie sind dazu verpflichtet,“ erwiederte der Kommissär streng. „Als Polizeibeamter habe ich das Recht, Sie darnach zu fragen.“

„Ich habe einst meine Schwester gewarnt, Wolffheim zu heirathen,“ erwiederte er. „Ich erkannte seinen Charakter richtig und wußte, daß sie nie mit ihm glücklich werden würde. Das hat er mir nie vergeben!“

„Sie folgten Wolffheim, als er gestern Abend nach dem Streite mit Ihnen die Restauration verließ?“

„Ich bin ihm nicht gefolgt,“ gab Jensen ruhig zur Antwort.

„Sie verließen die Restauration kurze Zeit nach ihm?“

„Ich hatte dort Nichts mehr zu suchen, es war mir auch peinlich, daß sich nach dem Streite Aller Augen auf mich richteten.“

„Wohin begaben Sie Sich, als Sie die Restauration verlassen hatten?“

Wieder zögerte Jensen mit der Antwort. „Ich glaube darüber Niemand Rechenschaft schuldig zu sein,“ entgegnete er endlich.

„Ich verlange Sie von Ihnen.“

„Ich werde Ihnen nicht eher Antwort geben, ehe ich nicht weiß, weßhalb Sie darnach fragen.“

„Sie kennen den Grund!“

„Ich kenne ihn nicht!“

„Dann will ich ihn Ihnen nennen!“ rief der Kommissär, indem er dicht vor ihn hintrat.

„Sie haben Ihren Schwager Wolffheim erschlagen — Sie haben ihn ermordet!"

Entsetzt fuhr Jensen zurück. Starr richteten sich seine Augen auf den Kommissär. „Wolffheim ist ermordet!" rief er, kaum im Stande, die Worte hervorzubringen.

„Ja, durch Ihre Hand! Gestehen Sie es ein, denn das Leugnen wird Sie nicht retten!"

„Nein, nein, ich habe es nicht gethan!" rief Jensen. „Ich habe ihn nicht wieder gesehen, erst aus Ihrem Munde erfahre ich das Entsetzliche!"

„Sie haben ihn im Walde ermordet!" wiederholte der Kommissär.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Schismata.

ρ Aus den Vogesen. Die Hierarchie sähe vielleicht gerne die eigentlich der ganzen Christenheit gehörende Peterskirche, dieses enorme Werk in Rom, vernichtet, wenn sie das unselige Schisma, das der Protestantismus zuwege gebracht, wieder heben könnte. Dieses Schisma dehnte sich über ihren Bau in der ganzen christlichen Welt aus. Gesundere Moral und mehr Mäßigung hätte damals die Päpste mit Hilfe des abergläubischen Enthusiasmus zu Herren der christl. Welt gemacht. Diese Gelegenheit kommt aber nie wieder. Ob indeß die Menschheit dadurch gewonnen oder verloren hätte, ist eine schwere Frage.

Die Peterskirche wird einst mit ihrer Kolonnade die größte Ruine von Rom, sowie Rom vielleicht die größte Ruine der Welt ist.

Das durch das Konzil vom 18. Juli 1870 noch unseliger gewordene Schisma muß die Ruine Rom's doch vergrößern; und wie leicht wäre der Riß ausgebessert worden, wenn der Papst noch gesundere Moral mit Menschendemuth und noch mehr Mäßigung, als jener im 16. Jahrhundert, bewiesen hätte! Ja ich glaube, die Altkatholiken könnten allenfalls noch zufrieden gestellt werden, wenn Pius IX. von seiner ephemeren Unfehlbarkeit Gebrauch machte und von seiner Cathedra auf ein Mal beschlösse: „Ich sehe ein, daß du, Konzilsversammlung, ein halsstarrig Volk bist, wie Gott der Herr schon zu Moses gegen die Juden gesprochen hat; was willst du, Speichellecker, mich armen, alten, kranken Menschen nur auf einen Augenblick zu einem Unfehlbaren machen und schmeicheln? Ich ermanne mich, will ehrlich sein, den Vernünftigen Recht angedeihen lassen und beschließe, daß ich ein armer, alter, kranker und, wie alle Sterbliche, fehlbarer Mann bin!"

Ob übrigens die Menschheit durch diesen Widerruf, der von solch' konsequenten Dogmatikern natürlich nicht zu erwarten ist, gewinnen würde, ist kaum eine Frage. Die ewige Vorsehung, sagt Lessing („Erziehung des Menschengeschlechts"), möge ihren unmerklichen Schritt gehen; sie wolle ihn nur, dieser Unmerklichkeit wegen, an ihr nicht verzweifeln lassen; sie lasse ihn an ihr nicht verzweifeln, wenn selbst ihre Schritte zurückzugehen scheinen sollten!"

Mannigfaltiges.

Die von dem ehemaligen Pariser Astronomen Liais in Rio de Janeiro herausgegebene Schmähschrift gegen die Deutschen sagt u. A.: „In den geographischen Kenntnissen ist die Ueberlegenheit der lateinischen Race so bedeutend, daß nicht einmal ein Vergleich möglich ist."

Das ist ganz richtig. Als z. B. die Deutschen nach Paris gingen, hatten sie vorher den Franzosen — in die Karten geguckt.

Peschke: Wat versteht man denn unter Theilung der Arbeit? — Jeschke: Det will ick Dir klar machen: z. B. Du bezahlst den Schnaps, und ick trinke ihn.

* Räthsel.

Mit o ist es (ein klein einsilbig Wort)
Der Menschheit von ganz unschätzbarem Werthe;
Doch ging schon Mancher grollend von ihm fort,
Weil dort mit ihm man nicht sehr zart verkehrte.

Nun setz' ein e statt o — läuft es dir nicht
Beim bloßen Wort kalt über deinen Rücken?
Wenn es mit o als kostbar Band die Welt umflicht,
Wonach viel tausend Augen oft erwartend blicken,
So zeigt's mit e ein gräßliches Gesicht,
Und unbesiegbar fast reißt's schmerzensvolle Lücken.

Zweibrücken. *Reiselt.*

Auflösung des Silbenräthsels in № 27:
Mittelbach (Bach, Komponist im vorigen Jahrhundert und der Bach).

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 29. Freitag, 8. März 1872.

Fest im Sturme.

Erzählung von Dr. Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Noch ein Mal betheuerte Jensen seine Unschuld.

„Sie waren gestern Abend im Walde!" fuhr der Kommissär fort. „Sie begaben Sich unmittelbar, nachdem Sie die Restauration verlassen hatten, dorthin."

„Ja," lautete Jensen's Antwort.

„Was hatten Sie dort zu suchen?"

Jensen strich mit der Hand über die Stirne. Eine bange, bange Ahnung legte sich auf seine Brust, mit einem Worte hätte er seine Unschuld beweisen können und doch durfte er dieses Wort nicht sprechen.

„Was hatten Sie dort zu suchen?" wiederholte der Kommissär.

„Ich ging in dem Walde spaziren."

„So spät am Abend? Und wann sind Sie zurückgekehrt?"

„Ich weiß es nicht — es war in der Nacht."

„Weßhalb haben Sie Ihre Sachen gepackt?"

„Ich wollte die Stadt verlassen."

„Weßhalb? Sie haben hier eine gute Stellung!"

Jensen's Verlegenheit steigerte sich, da er die Wahrheit nicht gestehen durfte. „Es gefiel mir hier nicht mehr," entgegnete er endlich.

„Ihre Wirthin hat ausgesagt, daß Ihr Bett heute Morgen noch unberührt dastand. Weßhalb haben Sie Sich nicht zur Ruhe gelegt?"

„Ich trug kein Verlangen darnach — ich war zu aufgeregt!"

„Worüber?"

Jensen antwortete nicht mehr. Immer enger und enger zog sich das Netz um ihn zusammen. Der Gedanke, daß er für den Mörder seines Schwagers gehalten werde, drückte ihn fast zu Boden, und doch durfte er Olga, die seine Unschuld hätte beweisen können, nicht verrathen. Widerstandslos ließ er sich verhaften. Seine Sachen wurden untersucht und dann versiegelt. Er wurde zum Gefängniß geführt, die Leute riefen ihm nach, daß er ein Mörder sei, und er griff mit der Hand nach der brennenden Stirne, um sich zu überzeugen, daß er nicht träume.

Nach kurzer Zeit wurde er an den Leichnam seines Schwagers geführt — er war nicht im Stande, das mit Blut bedeckte Gesicht desselben anzusehen. Das Bild seiner unglücklichen Schwester trat vor ihn hin. O, wenn auch sie ihn für den Mörder hielt! Wenn auch sie an seiner Unschuld zweifelte! Noch an demselben Tage stellte der Untersuchungsrichter ein langes Verhör mit ihm an. Er wiederholte die Aussagen, welche er dem Kommissär gemacht hatte, er hielt seine Behauptung, daß er nur in den Wald gegangen sei, um spaziren zu gehen, aufrecht, obschon er wußte, daß er dadurch den auf ihm lastenden Verdacht noch bestärkte. Auch für die beabsichtigte Abreise vermochte er keinen Grund anzugeben.

Jensen's Verhaftung hatte in Burgthal das größte Aufsehen hervorgerufen. Keiner von Denen, die ihn näher kannten, traute ihm eine solche That zu, und doch sprachen alle Beweise gegen ihn. Unter den Arbeitern des Hüttenwerks entstand eine Aufregung, welche sogar bedenklich erscheinen mußte. Es hätte nur eines verwegenen Kopfes unter ihnen bedurft, und sie wären vor das Gefängnißgebäude gezogen und hätten ihren verhafteten Werkführer mit Gewalt befreit.

Unsagbar schwer litt Olga. Als sie die Verhaftung des Geliebten erfuhr, faßte sie sofort den Entschluß, zum Gerichte zu eilen und für seine Unschuld zu zeugen, und doch schreckte sie

davor zurück. Konnte sie gestehen, daß sie mit Jensen im Walde zusammen gekommen war? Sie wußte, daß sie ihren Ruf dadurch für immer vernichten würde. Mochte ihr Herz sich auch frei von jeder Schuld fühlen, die Menschen würden sie dennoch verurtheilt haben. Und selbst dies Urtheil würde sie nicht gefürchtet haben, wenn sie nicht an ihre Kinder gedacht hätte. Sollten die unschuldigen Wesen mit dem Bewußtsein aufwachsen, daß ihre Mutter eine Schuldige sei?

In verzweiflungsvollem Schmerze rang sie die Hände, vergebens sann sie auf einen Ausweg, um den geliebten Mann zu retten. „Verzeihe mir!" rief sie, indem ihre Gedanken bei ihm weilten und sie flehend die Hände erhob. „Du wirst mich verstehen, wirst meinen Kampf und Schmerz begreifen, Du weißt, wie unendlich ich dulde!" Dann wieder suchte sie sich durch den Gedanken zu beruhigen, daß die Unschuld Jensen's an den Tag kommen müsse; es war ja unmöglich, daß er verurtheilt wurde.

Sie war allein auf ihrem Zimmer, selbst die Kinder hatte sie fortgeschickt, um sich ungestört ihrem Schmerze hingeben zu können. Sie warf sich erschöpft auf das Sopha und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, und dann sprang sie wieder empor und schritt im Zimmer auf und ab, obschon ihr die Füße fast versagten.

Lindner trat ein. Es glitt wie ein spöttischer Zug über sein Gesicht hin, als er die Aufregung und den unverkennbaren Schmerz in Olga's Zügen bemerkte. „Was fehlt Dir?" fragte er, indem er an sie herantrat. „Dein Gesicht ist bleich, Deine Augen verrathen, daß Du geweint hast."

Olga mußte alle ihre Kräfte zusammen nehmen, um ihre Fassung zu bewahren. „Ich fühle mich unwohl," entgegnete sie. „Mein Kopf schmerzt heftig."

„Dann werde ich zum Arzt schicken."

„Nein, nein," fiel Olga ein; „es wird vorübergehen — nur Ruhe bedarf ich."

Lindner ließ sich nieder. Er war nur gekommen, um zu beobachten, welchen Eindruck Jensen's Verhaftung auf Olga gemacht hatte. Ihre verweinten Augen und bleichen Wangen zeigten es ihm. Sie liebte ihn also noch immer. „Hast Du gehört, daß Wolffheim in der vergangenen Nacht ermordet worden ist?" fragte er in gleichgiltigem Tone, als sei es nicht mehr als eine gewöhnliche Neuigkeit.

„Ich weiß es," entgegnete Olga. Sie vermied es, Lindner anzublicken.

„Der Mörder ist bereits entdeckt und verhaftet," fuhr Lindner fort. „Sein eigener Schwager, Jensen, hat ihn erschlagen. Er leugnet die That freilich. Dies wird ihm indeß Nichts nützen. Es sind so viele Beweise vorhanden, daß nicht einmal ein Zweifel aufkommen kann. Die Zeiten sind gottlob vorüber, in denen ein Verbrecher nicht eher verurtheilt werden konnte, als bis er gestanden hatte."

Olga stützte sich mit der Linken auf einen Tisch, da sie umzusinken drohte. Das Wort „verurtheilt" klang ihr entsetzlich im Ohre wieder; es war ihr, als ob sie Jensen's Mörderin wäre, denn in ihrer Hand lag die Möglichkeit, seine Unschuld zu beweisen. „Er ist unschuldig!" rief sie, sich selbst vergessend; „nicht er hat die That begangen!"

Lindner's Augen hatten sich halb geschlossen, sein Blick war durchdringend. „Kannst Du seine Unschuld beweisen?" warf er ein.

Olga antwortete nicht. Hätte sie Vertrauen zu dem Manne gehabt, dem sie angetraut war, so würde sie sich ihm zu Füßen geworfen und ihm Alles gestanden haben. Sie hätte ihn gebeten, einen Unschuldigen zu retten. Lindner's spöttischer Blick schreckte sie zurück.

„Es scheint, daß Du von Jensen doch noch immer eine zu gute Meinung hast," fuhr Lindner fort. „Hoffentlich wird Dir diese bald genommen werden. Ich sprach vorhin den Staatsanwalt, und derselbe erklärte mir unverhohlen, daß Jensen unrettbar verloren sei. Lege deßhalb nicht zu viel Sympathie für einen Verbrecher an den Tag!" Er erhob sich langsam und verließ das Zimmer.

Wie vernichtet stand Olga da. „Unrettbar verloren!" hallte es in ihr wieder. Sie raffte sich auf, sie wollte zum Richter eilen und für Jensen's Unschuld zeugen; ehe sie indeß die Thüre erreichte, brach sie erschöpft auf einem Stuhle zusammen und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

* In der am 4. Nov. 1871 zu Edenkoben stattgehabten Kreisversammlung des landwirthschaftlichen Vereins der Pfalz stand als erste Frage auf der Tagesordnung: Ankauf von Zuchtstieren in der Schweiz aus Vereinsmitteln und Wiederversteigerung an pfälzische Landwirthe. Es dürfte nun einen großen Theil unserer Leser, namentlich auf

dem Lande, interessiren, zu erfahren, in welcher Weise sich kompetente Stimmen aus der Zweibrücker Gegend über die bezeichnete Frage in jener Versammlung vernehmen ließen. Herr Kirchenschaffner Arnold von Zweibrücken äußerte:

„Ich bin mit dem Antrage des Hrn. Referenten bezüglich des Ankaufs und der Versteigerung von Zuchtbullen durch das Kreiskomite vollkommen einverstanden und möchte nur hinsichtlich einiger bei den heutigen Verhandlungen über diesen Gegenstand berührten Punkte einige kurze Bemerkungen beifügen.

„Es wurde nämlich erstlich von einem der geehrten Herren Vorredner angeführt, besonders in der Vorderpfalz sei eine Hebung der Rindviehzucht durch Racenveredlung nothwendig, weil daselbst nur einzelne größere Gutsbesitzer einen besseren Schlag von Rindvieh besäßen, in den kleineren Ställen aber durchschnittlich nur geringeres, keiner ausgeprägten Race angehöriges, sondern ausgeartetes und wenig lohnendes Rindvieh gefunden werde und die betreffenden Viehhalter auch nicht in der Lage seien, aus eigenen Mitteln ihren Rindviehschlag wesentlich zu verbessern. Derselbe Mißstand, ich möchte sagen Nothstand, herrscht aber auch im Westrich. Außer dem Glanthal und der Donnersberg-Gegend, wo besseres Rindvieh getroffen wird, findet man edlere Racen nur bei einzelnen großen Gutsbesitzern. Im Allgemeinen aber, davon haben wir uns, was speziell den Bezirk Zweibrücken betrifft, bei unsern landwirthschaftlichen Ortsbesichtigungen vielfach und auf's Genaueste überzeugt, gilt Das, was von der Vorderpfalz gesagt wurde, auch vom Westrich, nämlich: bei mittleren und kleinen Bauern wird durchschnittlich nur geringes, ausgeartetes, weniger Milch- und Fleischertrag lieferndes Rindvieh angetroffen.

„Ferner wurde von dem Herrn Referenten und noch einem geehrten Herrn Vorredner betont, daß die durch das Kreis-Komite anzukaufenden Zuchtbullen besonders in der Vorderpfalz zur Hebung der dortigen Rindviehzucht zur Versteigerung gebracht werden sollten. Aus dem von mir eben Erörterten geht hervor, daß die Rindviehzucht im Westrich eben so sehr der Hebung bedarf, wie in der Vorderpfalz. Im Gegentheil, sie bedarf im Westrich derselben noch mehr wegen der dortigen Ackerbauverhältnisse. In der Vorderpfalz ist der Boden ungleich ergiebiger, wie im Westrich, bedarf ungleich weniger Düngung und ist bedeutend leichter und billiger zu bebauen.

„In den Bezirken Zweibrücken, Homburg und Pirmasens besonders muß alle 2 oder 3 Jahre gedüngt werden, wenn einigermaßen günstige Ernten erzielt werden sollen. Bei den vielen Ausgaben für künstlichen Dünger neben den hohen Arbeitslöhnen kann dort der Landwirth ohne vermehrten und verbesserten Rindviehstand für die Folge gar nicht mehr bestehen. Es sollten deßhalb die durch den Kreisverein zur Hebung der Rindviehzucht beschafft werdenden Zuchtbullen in allen Theilen der Pfalz mindestens gleichheitlich vertheilt werden.

„Was schließlich insbesondere das Gedeihen der Schweizerrace in der Zweibrücker Gegend betrifft, darüber könnte wohl der hier anwesende Oekonom Stalter vom Monbijou-Hofe, der vor einigen Jahren eine Parthie Rindvieh in der Schweiz ankaufte, genügenden Aufschluß ertheilen."

Vom Vorsitzenden aufgefordert, berichtete sodann Herr Stalter von Monbijou bei Dietrichingen:

„Ich bin schon im Jahre 1868 in das Simmenthal gereist und habe dort 9 Stücke angekauft, 8 Rinder und 1 Fassel, und war ich mit denselben sehr zufrieden; sie geben bei guter Fütterung reichlich Milch und sind sehr schön. Die Jungen sind sogar schöner und schwerer, als selbst die dort geholten. Dies gilt auch von den Kälbern der Jungen. Wenn sich das Vieh so gut hält, so glaube ich keine Ursache zu haben, eine andere Race denselben vorzuziehen, und kann nur die Simmenthaler Race empfehlen."

Schließlich erklärte sich die Mehrheit der Versammlung mit dem Antrage des Kreiskomite's, daß Zuchtstiere aus Vereinsmitteln angekauft und wieder verkauft werden, einverstanden.

Literarisches.

Es bedarf gewiß keiner geringen Sachkenntniß und Umsicht, eine lediglich der Toilette und weiblichen Handarbeiten gewidmete Zeitschrift in einigen Jahren zum neuen unentbehrlichen Rathgeber und Liebling der Familie zu machen, wie es die Modenwelt schon längst geworden. Mit einem Leserkreise von weit über Hunderttausend Abonnentinnen hat sie im Oktober v. J. ihren siebenten Jahrgang begonnen, und von Tag zu Tage steigend hat die Auflage jetzt auf 120,000 erhöht werden müssen, eine bisher von derartigen Blättern nie erreichte Zahl. Wie geschickt, wie aufmerksam und liebenswürdig weiß

aber auch die Redaktion allen Wünschen ihrer Leserinnen entgegen- und zuvorzukommen! — Das prächtige, künstlerisch schöne Ball- und Maskenbild in Nr. 9 vom 1. Febr. schien alle Toilettenbedürfnisse der Saison erschöpfend behandelt zu haben; gleichwohl bringt Nr. 10 eine neue Auswahl der reizendsten Anzüge, welche der Uebergangsperiode im Salon wie auf der Promenade gewidmet sind. Nr. 11 vom 1. März wendet sich der Wäsche zu und entwickelt eine wahrhaft überraschende Fülle schöner Vorlagen für Form und Ausstattung dieses so wichtigen Zweiges der Garderobe. Daneben finden beide Nummern Raum, auch der Einsegnungen zu gedenken und Kleider, Jacken und Mäntelchen für diesen Zweck, Taschentücher, Gebetbuch- und Lesezeichen zu bringen, kurz für Alles Sorge zu tragen. Die Vorzüglichkeit der Schnittmuster der Modenwelt ist ebenso anerkannt, als ihr feiner Geschmack in der Auswahl der Toiletten und der stets praktisch verwendbaren Handarbeiten, denen jede Nummer in reichem Maße Berücksichtigung angedeihen läßt.

Abonnements (zum Preise von 45 Kr. rh. pro Quartal, resp. 1 Fl. 30 Kr. rh.) mit vierteljährig neun großen kolorirten Modenkupfern, werden jederzeit bei allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen.

Mannigfaltiges.

Tübingen, 3. März. Gestern Abend erhielten die von hier nach Straßburg abgehenden Professoren Hoppe-Seyler und Jul. Weizsäcker einen Fackelzug, an welchen sich der übliche Festkommers schloß. Ein Studirender trug folgende neue Fassung des bekannten Liedes: „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt" u. s. w. vor:

O Straßburg, o Straßburg,
Jetzt eine deutsche Stadt,
Die drum auch Professoren
Aus Deutschland nöthig hat!

In Deutschland, in Deutschland,
In Tübingen zumal,
Da hieltest du wacker Umschau
Und trafest deine Wahl.

Du wähltest, du wähltest
Für dich zwar fein und recht,
Uns aber will der Wechsel
Gefallen herzlich schlecht.

Gefallen, Gefallen
Thut uns das Eine blos:
Was hier die Zwei begannen,
Das ziehen dort sie groß.

Drum wachsen, ja wachsen
Mög' ihre Saat dort schnell!
So schließen wir mit Straßburg
Das geistige Kartell.

Halle, 1. März. Gustav Schwetschke schreibt in der „Magdeburger Ztg.": Soeben ist bereits die zweite Auflage erschienen von „Gaudeamus igitur. Eine Studie von Hoffmann v. Fallersleben. Nebst einem Sendschreiben und Carmen an denselben von Gustav Schwetschke." Hier ist das Carmen:

PATRI PATRIAE.

In modum: Landesvater, Schutz und Rather!

Gaudeamus et agamus
Laudes Patri patriæ,
Franco-Gallos profliganti,
Regnum nobis restrauranti
Almæ nunc Germaniæ.

Gaudeamus et plaudamus
Germanorum Præsuli,
Saxonum et Borussorum
Bavarorum et Suevorum
Et Badensis socii.

Gaudeamus et bibamus
Pro salute Cæsaris,
Poculum fundamus plenum
Redigenti nobis Rhenum
Utriusque litoris.

Gaudeamus et nectamus
Lauream paciferam
Principi, placato Marte,
Bonis litteris et arte
Adornanti patriam.

Gaudeamus et teramus
Salamandras maximas
Dissipanti incultorum
Et virorum obscurorum
Cultum et nequitias.

* Räthsel.

Mit L bin ich für's Feld bestimmt;
Ich riß wohl viele Wunden
Und konnt' auch wieder in neuerer Zeit
Als wirksam mich bekunden.

Mit W dagegen hat mich zu Haus
Manch Einer als Feindin empfunden.

R.

Auflösung des Räthsels in № 28:
Post — Pest.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 30. Montag, 11. März 1872.

Fest im Sturme.

Erzählung von Dr. Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Der Förster Brunner hatte kaum von der entsetzlichen That und Jensen's Verhaftung gehört, als er zum Schulzenhofe eilte, um Marie zu trösten. Er fand sie tief niedergebeugt. Hatte sie Wolffheim auch nicht mehr geliebt, so erinnerte sie sich doch der Zeit, in der ihr ganzes Herz ihm gehört hatte. Und durch ihren Bruder war er erschlagen worden — dieser Gedanke erschütterte sie am heftigsten.

Vergebens versuchte Brunner, sie zu beruhigen. „Ich kann nicht glauben, daß Richard die That begangen hat," sprach er. „Ich kenne ihn zu genau, er ist eines solchen Verbrechens nicht fähig."

Die junge Frau blickte starr vor sich hin. „Er ist heftig," entgegnete sie. „Wolffheim haßte ihn und hat ihn gereizt, in Gegenwart Anderer hat er ihn beleidigt."

„Hätte ihn sein heißes Blut hingerissen, so würde er ihn auf der Stelle erschlagen haben," warf Brunner ein. „Er ist nicht im Stande, einem Feinde aufzulauern mit dem Entschlusse, ihn zu tödten."

„Alle Beweise sprechen gegen ihn," fuhr die junge Frau fort, „und doch trifft ihn weniger Schuld, als Wolffheim. Ich weiß, wie dieser ihn haßte. Die langen Jahre, die Richard in der Fremde weilte, hatten ihn nicht versöhnlicher gestimmt; bei dem ersten Zusammentreffen mit ihm brach sein Haß in voller Heftigkeit wieder aus. Seinetwegen ist Richard einst fortgegangen, er hat ihn von hier vertrieben und ihm viel Unrecht zugefügt. Brunner, er hat meinen Mann erschlagen, allein er ist mein Bruder, aus Liebe zu mir hat er sich zuerst mit ihm verfeindet — ich darf ihn nicht verlassen und ich will Alles für ihn thun, um ihn zu retten."

Auch Brunner würde für den Freund gern Alles aufgeboten haben; was sollte er indeß thun? Er begab sich nach Burgthal und versuchte Jensen zu sprechen; alle seine Bemühungen blieben indeß erfolglos, es wurde Niemand zu dem Verhafteten gelassen. Er hörte alle Beweise, welche gegen Jensen vorlagen, bestätigen, und auch sein Glaube an die Unschuld des Freundes schwand mehr und mehr. Erschüttert kehrte er heim.

Um dieselbe Zeit begab sich Lindner zu dem Untersuchungsrichter Hartmann; sein Gesicht war so heiter und unbefangen, als ginge er in eine Gesellschaft. Der Gerichtsdiener wollte ihn zurückweisen, weil der Richter ihm befohlen hatte, Niemand zu ihm zu lassen, da der Mord seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahm. „Melden Sie mich dem Herrn Richter und fügen Sie hinzu, daß ich ihn in einer sehr wichtigen Angelegenheit zu sprechen wünsche," erwiederte Lindner. Wenige Minuten später trat er in Hartmann's Zimmer. Dieser kam ihm entgegen.

„Sie entschuldigen, daß der Diener Sie zurückgewiesen hat," sprach er. „Das entsetzliche Verbrechen, welches in der vergangenen Nacht verübt worden ist, macht mir sehr viel Arbeit."

„Ich denke, der Mörder ist bereits entdeckt und verhaftet?" warf Lindner ein.

„Allerdings; es müssen indeß die Beweise seiner Schuld gegen ihn erbracht werden, und die lassen sich heute vielleicht noch leichter auffinden, als später. Jeder Tag Verzögerung erschwert die Untersuchung."

„Ich würde Sie auch nicht gestört haben," fuhr Lindner fort, „was mich indeß zu Ihnen geführt hat, scheint mir mit dem Verbrechen in engster Beziehung zu stehen; ich halte es deßhalb für meine Pflicht, es Ihnen mitzutheilen."

Hartmann bat ihn, sich niederzulassen.

„Gestatten Sie mir zuerst eine Frage, Herr Richter," sprach Lindner. „Ich möchte durch meine Aussage Niemand einen Nachtheil bereiten — ist die Schuld Jensen's bereits erwiesen?"

„Es ist kaum noch daran zu zweifeln," gab Hartmann zur Antwort. „Er versichert seine Unschuld, darauf ist indeß wenig zu geben, und über zwei sehr wichtige Punkte, über seinen Gang in den Wald und über seine so rasche Abreise, welche er beabsichtigte, vermag er keine Aufklärung zu geben. Was er darüber anführt, trägt offenbar den Stempel der Erfindung an der Stirne. Dem Faktor des Hüttenwerks hatte er über seine beabsichtigte Abreise noch kein Wort gesagt und dennoch packte er bereits seine Sachen. Schon diese beiden Punkte allein würden ihn außerordentlich verdächtigen, selbst wenn nicht die anderen Beweise gegen ihn hinzukämen."

„Würde er auf Grund dieser Beweise verurtheilt werden?" warf Lindner ein.

„Das hängt allein davon ab, welche Ueberzeugung die Geschworenen dadurch gewinnen!"

„Herr Richter, gestern Nachmittag — gegen Abend war Wolffheim bei mir, in einer Geschäftsangelegenheit, da ich nie mit ihm in anderer Verbindung gestanden habe, denn Sie werden wissen, welchem Kreise die Männer angehörten, mit denen er zu verkehren pflegte — Wolffheim sprach über seinen Schwager, und zwar in der erbittertsten Weise."

„Darf ich Sie bitten, mir genauer anzugeben, wie er sich aussprach," unterbrach ihn Hartmann.

„Er behauptete zuerst, daß Jensen nur zurückgekehrt sei, um ihn zu ärgern. Ich kenne Jensen zwar nicht, allein dieser Grund schien mir doch nicht recht wahrscheinlich, und ich sprach Dies gegen Wolffheim aus. Darauf theilte er mir mit, Jensen habe wiederholt die heftigsten Drohungen gegen ihn ausgestoßen, er fürchte ihn zwar nicht, obschon er dem heftigen Charakter desselben das Schlimmste zutraue. Er sei fest überzeugt, daß er mit seinem Schwager einmal sehr hart zusammentreffen werde."

„Es ist sehr wenig darauf zu geben," bemerkte Hartmann; „Wolffheim war ein sehr heftiger und dem Trunke ergebener Mann; so viel ich bis jetzt erforscht habe, traf ihn in Bezug auf die Feindschaft mit seinem Schwager die meiste Schuld, und daß er gestern Abend absichtlich einen Streit mit ihm herbeizuführen suchte, ist durch mehrere Zeugen erwiesen. Jensen hatte ihm keine Veranlassung dazu gegeben."

„Herr Richter, ich glaube, Sie mißverstehen mich," fiel Lindner ein. „Es ist durchaus nicht meine Absicht, irgend eine Anschuldigung gegen Jensen vorzubringen, ja, ich habe sogar Gründe, den Schein zu vermeiden; ich führe Wolffheim's Worte nur an, weil er sie gestern zu mir sprach, ohne daß ich irgend eine Bürgschaft übernehmen kann, ob die Worte wahr waren. Ich würde sie auch gar nicht erwähnt haben, wenn mich nicht ein anderer Punkt getrieben hätte, zu Ihnen zu kommen. Ich habe gehört, daß bei Wolffheim die goldene Uhr und die Börse vorgefunden worden sind, daß also der Verdacht einer Beraubung ausgeschlossen sei. Verhält sich Dies so?"

„Allerdings."

„Es ist Nichts weiter bei ihm gefunden worden?"

„Nichts außer diesen beiden Gegenständen und einem Schlüssel."

„Nicht eine Brieftasche?"

„Nein. Wie kommen Sie zu der Vermuthung?"

„Weil Wolffheim, als er bei mir war, eine Brieftasche bei sich trug."

„Haben Sie dieselbe gesehen?"

„Gewiß; sie war von braunem Leder und ziemlich groß — genauer kann ich sie freilich nicht beschreiben."

„Trug er vielleicht Sachen von Werth in derselben?" fragte Hartmann gespannt.

„Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen mittheile, was ich darüber weiß," erwiederte Lindner. „Ich hatte einen Wechsel ausgestellt über viertausend und fünfhundert Thaler — gestern war der Verfalltag des Wechsels. Ich wußte nicht, in wessen Händen sich derselbe befand, als Wolffheim zu mir kam und mir den Wechsel präsentirte. Ich löste ihn ein. Wolffheim nahm das Geld in Empfang und legte es in seine Brieftasche. Ob er noch andere Werthpapiere bei sich trug, weiß ich nicht."

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

* In der in der vorigen Nummer erwähnten Kreisversammlung des landwirthschaftlichen Vereins der Pfalz wurde auch der Stand des Wiesenbaues in der Pfalz debattirt. An dieser Debatte betheiligte sich Herr Kirchenschaffner Arnold nach dem Vortrage des Kreiswiesenbaumeisters Hrn. Joz mit folgenden, für die Betheiligten wohl interessanten Erörterungen: „Der Herr Kreiswiesenbaumeister hat bei seinem

Referate mehrfach den Bezirk Zweibrücken erwähnt und dabei auch meinen Namen genannt, was mich veranlaßt, auch in der Wiesenbaufrage, die gerade für den Bezirk Zweibrücken eine brennende ist, einige Worte an die geehrte Versammlung zu richten.

„Wir beklagen mit dem Herrn Kreiswiesenbaumeister das Nichtzustandekommen der Dellfelder Wässerungs-Genossenschaft. Bei der Vorversammlung waren alle Anwesenden für den Plan gewonnen. Aber die Altklugen, die nicht hinter dem Ofen herauszubringen sind und die auch hier bei der Versammlung fehlten, vereitelten das Gelingen, indem sie hinterher geltend machten, der Natur könne man nicht vorgreifen, dem Wasser müsse man seinen Lauf lassen, die Kosten seien vergeblich ꝛc. ꝛc. Aber wir haben die Hoffnung auf das endliche Gelingen noch nicht aufgegeben; denn das Dellfelder Wiesenthal ist wie geschaffen zu einer künstlichen Bewässerung, und die hierauf zu verwendenden Kosten dürften nicht zu groß werden.

„Anders verhält es sich mit der Bewässerung des Bliesthales, das heißt vorerst eines Theils desselben, worüber von dem Herrn Kreiswiesenbaumeister auf Veranlassung unseres Bezirks-Komite's in neuester Zeit Plan und Kostenanschlag angefertigt wurden. Bei der hierwegen in diesem Frühjahre stattgehabten Versammlung der betheiligten Wiesenbesitzer erklärten sich dieselben bereit, auf den Zweibrücker Morgen = 75 Dezimalen, bis zu 30 fl. Anlagekosten zu verwenden, was auf das Tagwerk 40 fl. entziffert. Nach dem nunmehr vorliegenden Kostenanschlage treffen aber auf das Tagewerk 80 fl., und es ist sehr in Frage gestellt, ob unter diesen Umständen das Bewässerungsprojekt jetzt schon zur Ausführung gelangt. Aber Alles berechtigt zu der Hoffnung, daß auch eine Genossenschaft zur Bewässerung des Bliesthals in gar nicht ferner Zeit zu Stande kommen wird. Diese Hoffnung gründet sich auf die besonderen Verhältnisse unserer Gegend und unserer Wiesenthäler, die in ganz kurzen Umrissen zu schildern die geehrte Versammlung mir noch gestatten wolle.

„Der Zweibrücker Bezirk ist wegen des großen Düngerbedarfs auf ausgedehnte Viehzucht und darum auf eine große Futterproduktion unbedingt angewiesen. Zum Kleebau ist der Boden wenig geeignet. Zur Anlage von Luzernefeldern bedarf es der Anwendung eines unverhältnißmäßig großen Düngerquantums, und dennoch dauert die Luzerne nur 3 bis 4, höchstens 5 bis 6 Jahre bei uns aus. Rother Klee geräth auch nur selten; Esparsette kommt nur in einzelnen Lagen mit Kalkboden fort. Fast alles Futter muß deßhalb durch Wiesenbau gewonnen werden. Unsere bedeutendsten Wiesenländereien befinden sich im Blies-, Hornbach- und Schwarzbach-Thale. Bis zu Anfang der fünfziger Jahre waren diese Wiesenthäler noch in ihrem Natur-, ich möchte sagen Urzustande. Sie sind es zwar jetzt noch; damals aber war dieser Naturzustand ein äußerst günstiger; jetzt ist er ebenso ungünstig. Die genannten Flüßchen schlängelten sich nämlich früher in außerordentlich vielen, oft höchst wunderlichen Krümmungen durch die Thäler, was zur Folge hatte, daß das Wasser auch bei trockener Sommerzeit höchstens 1 Fuß unter dem Niveau der Wiesenfläche stand und den angeschwemmten Thalboden fortwährend feucht erhielt. Außerdem standen diese Thäler bei Schneeabgang oder bei heftigem Regenwetter jährlich mehrmals unter Wasser und wurden dadurch gedüngt. Der unter den damaligen Verhältnissen sich bildende Graswuchs erinnerte an die Prairieen Amerika's. Freilich hatten diese günstigen Zustände auch das Nachtheilige, daß manchmal die Heu- oder Ohmeternte durch eine Ueberschwemmung ganz oder theilweise verloren ging und daß namentlich die Stadt Zweibrücken jährlich mehrmals unter Wasser stand.

„Zur Beseitigung dieser Nachtheile wurden zu Ende der vierziger und zu Anfang der fünfziger Jahre auf Kosten der Wiesenbesitzer umfassende und sehr kostspielige Bachrektifikationen ausgeführt. Gegen die Geradelegung der Bachbette und die Entwässerung zu feuchter Lagen wäre Nichts einzuwenden, wenn man damals nicht versäumt hätte, zugleich auch für Bewässerungs-Anlagen zu sorgen. In Folge der Bachdurchstiche und des dadurch bedingten schnelleren Abflusses des Wassers haben sich die Bachsohlen in dem weichen Boden so vertieft, daß bei gewöhnlichem Wasserstande die Wasserfläche jetzt 2—2½ Meter unter der Wiesenfläche liegt. — Unsere Wiesen leiden nunmehr an zu großer Trockenheit und liefern einen fortschreitend geringeren Ertrag. Dieselben sind zum großen Theile im Besitze von Stiftungen oder von einzelnen Kapitalisten, darunter auch verschiedene auswärtige, und werden gewöhnlich an Landwirthe verpachtet. Sie bildeten vor den Bachgeradelegungen eine ebenso sichere als rentable Kapital-Anlage und wurden mit 1200—1400 fl. pr. Zweibrücker Morgen bezahlt; jetzt kostet der

Morgen noch 500—600 fl. Unser Bezirks-Komite hat ermittelt, daß die Wiesen in den genannten Bach-Korrektionsgebieten mindestens eine Million Gulden an Kapitalwerth verloren haben. In demselben, vielmehr in noch höherem Maaße hat der jährliche Ertrag an Futter abgenommen, was für unsere Landwirthschaft und unsern Viehstand ein schwerer Nachtheil ist.

Zur gründlichen Beseitigung dieser Mißstände durch ausreichende Bewässerungs-Anlagen werden wir unsere kleineren Wiesenbesitzer so von kurzer Hand nicht bestimmen können. Unsere Wiesen sind eben noch im Naturzustande, und es muß mit kleineren Verbesserungen begonnen werden, wonach man sich auch zu den größeren verstehen wird. Unsere kleineren Wiesenbesitzer fangen jetzt mit solchen kleinen Verbesserungen an; die größeren Besitzer müssen nur mit gutem Beispiele vorangehen. Das hat sich im letzten Frühjahr so recht deutlich beim Ausziehen der Herbstzeitlosen gezeigt, welche früher in unsern Wiesen nur einzeln vorkamen, jetzt aber ganze Thäler überwuchern.

Mehr Anregung und Belehrung ist hier dringend nothwendig. Die größeren Wiesenbesitzer ziehen wohl öfter den Kreiswiesenbaumeister zu Rathe. Aber gerade die kleineren Eigenthümer, denen sein Rath am nothwendigsten wäre, scheuen die Reisekosten. Unser Bezirk glaubt daher Angesichts dieser seiner hier in kurzen Umrissen gezeichneten Wiesenbauverhältnisse dem verehrl. Kreiskomite den bei uns allgemein laut werdenden Wunsch dringend an's Herz legen zu sollen, dasselbe möge doch, wenn thunlich, dem Kreiswiesenbaumeister Gelegenheit geben, sich öfter und länger als bisher im Zweibrücker Bezirke aufzuhalten."

Nach einer kurzen Erwiederung des Hrn. Jox, worin derselbe erklärte, nicht zu gleicher Zeit überall sein zu können, und das Nichtzustandekommen der für Zweibrücken projektirt gewesenen Wiesenbauschule beklagte, äußerte der Vorsitzende, Hr. Regierungspräsident v. Braun: „Es scheint keiner der Herren sich an der Debatte über diesen Gegenstand mehr betheiligen zu wollen, und ich glaube dem Antrage des Herrn Arnold zu entsprechen, wenn wir dem Wiesenbau in der Gegend von Zweibrücken fortgesetzte Aufmerksamkeit zuwenden und Alles dazu beitragen, in dieser Gegend die Volkswohlfahrt möglichst zu fördern." Herr Arnold: „Wir werden dafür sehr dankbar sein."

Mannigfaltiges.

(Amerikanische Kinder.) Der „New-York Standard" erzählt Folgendes: „Eine der reichsten Familien in Brooklyn gab kürzlich ein Kinder-Fest. Etwa 100 Gäste waren zugegen, die von ihrer jungen Festgeberin, ein zehnjähriges Fräulein, mit einem Anstande und Selbstbewußtsein, das einer Matrone zur Ehre gereicht hätte, empfangen wurden. Die Kleider bestanden aus reich garnirter und mit Flitter besetzter weißer, gelber, blauer und rosa Seide. Die kleinen Fräuleins trugen ihre Haare in neuestem Style frisirt, gepufft, gepudert und mit Blumen geschmückt. Nur Etwas mangelte der Miniatur-Darstellung einer Gesellschaft von Erwachsenen, nämlich emaillirte Gesichter. Schminke war indeß reichlich angewendet worden. Ein kleines Mädchen (wenn es als solches betrachtet werden könnte) fesselte hauptsächlich die allgemeine Aufmerksamkeit. Es zählte anscheinend 10 Jahre. Außer gepudertem Haare und einem blendenden Kostüm trug es ein paar Diamanten-Ohrgehänge, eine schwere goldene Kette und ein mit Diamanten besetztes Medaillon zur Schau. An jedem Arme glänzte ein Armband von gediegener Arbeit. Die kleine Mode-Dame ließ ihre Brillanten im Lichte funkeln mit dem Ausrufe: „Alles echte Steine, keine Imitationen!" Ein anderes kleines Mädchen von sieben Sommern erschien in einem Kleide aus rosafarbener Seide, von der die Elle sieben Dollars kostete, mit Blumen im Haare, einem Diamanten-Schmuck und anderen kostbaren Juwelen, einem goldenen Gürtel, dessen Schnalle mit Diamanten besetzt war; seinen Kopf zierte ein goldenes Band und an einem Stirnbande funkelte ein Solitär von großem Werthe. Man hörte dessen Mutter sagen, daß die Abend-Toilette ihres Kindes 5000 Dollars gekostet habe. Musik, Tanz und Charaden bildeten die Unterhaltung des Abends. Das Souper hätte sich der größte Epikuräer nicht besser wünschen können, und die Adieu's wurden mit einer Grazie und Zeremonie gesprochen, die den eifrigsten Verehrer der modernen Etiquette befriedigt hätte."

Auflösung des Räthsels in № 29:

Lanze — Wanze.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 31. Mittwoch, 13. März 1872.

Fest im Sturme.

Erzählung von Dr. Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

„Ah, durch diese Nachricht bekommt das Verbrechen noch eine andere Wendung!“ rief der Richter überrascht. „Wie groß war die Summe, welche Sie ihm zahlten?“

„Viertausend und fünfhundert Thaler — hier ist der Wechsel.“

Prüfend betrachtete Hartmann das Papier, welches Lindner ihm darreichte.

„Und in welchem Gelde bezahlten Sie diese Summe?“

„In Banknoten und Kassenscheinen.“

„Können Sie mir nicht genauer angeben, in was für Banknoten und Kassenscheinen?“

Lindner zuckte lächelnd mit der Achsel. „Ich kann nur mit Bestimmtheit angeben, daß der bei Weitem größte Theil aus preußischen Banknoten zu je hundert Thalern bestand. Die Kassenscheine waren auch meist preußische — mehr vermag ich nicht anzugeben.“

„Sie haben Sich die Nummern der Banknoten nicht gemerkt?“

„Nein. Ich hatte keine Veranlassung dazu, denn ich konnte nicht ahnen, daß Dies vielleicht von Bedeutung sein würde.“

„Und Sie erinnern Sich auch keines zufälligen Merkmals?“

Lindner sann nach. „Nein; es wäre vielleicht möglich, daß ich, wenn die Banknoten mir vorgelegt würden, mich an ein solches erinnerte und dasselbe wieder erkennen würde.“

„Jensen's sämmtliche Sachen sind durchforscht, es hat sich unter denselben das Geld nicht gefunden, ebensowenig wie die Brieftasche.“

„Erlauben Sie mir eine Bemerkung, Herr Richter,“ warf Lindner ein. „Ich weiß nur, daß Wolffheim die Brieftasche mit dem Gelde bei sich trug, als er mein Haus verließ. Es wäre ja möglich, daß er das Geld hier gelassen hätte!“

„Wann hat er Sie verlassen?“ fragte Hartmann.

„Es mochte ungefähr acht Uhr sein. Er erwähnte, daß er sich heimbegeben werde; wie ich indeß gehört habe, ist er zuvor noch in einer Restauration eingekehrt.“

„Wußte Jemand darum, daß er das Geld bei Ihnen in Empfang nehmen würde?“

„Das weiß ich nicht. Ich habe zu Niemand darüber gesprochen, da es mir überhaupt peinlich war, den Wechsel ausgestellt zu haben, und ich will offen gestehen, daß Dies mich beinahe bewogen hätte, ganz zu schweigen. Nur der Gedanke, daß ich zur Erforschung der Wahrheit vielleicht dadurch beitragen würde, hat mich veranlaßt, zu Ihnen zu kommen.“

„Ich bin Ihnen außerordentlich dankbar dafür,“ sprach Hartmann. „Ihre Eröffnung ist von der größten Bedeutung. Ich werde sofort in dieser Beziehung die genauesten Nachforschungen anstellen lassen. Namentlich werde ich Jensen's Sachen noch ein Mal genau durchsuchen lassen.“

„Es wäre wohl zu dreist, wenn er die Brieftasche und selbst eine solche Summe in Händen behalten hätte,“ bemerkte Lindner.

„Wo sollte er sie gelassen haben?“

Wieder zuckte Lindner mit der Achsel. „Ich kann am wenigsten Aufklärung darüber geben. Jedenfalls würde Beides sich an einem andern Orte sehr leicht verbergen lassen, um es später zu holen. Doch, es ist ja noch nicht erwiesen, daß Wolffheim die Brieftasche noch bei sich trug, als er erschlagen wurde.“

„Dies werde ich leicht erforschen, denn er könnte sie nur hier in Burgthal gelassen haben, und er scheint sich unmittelbar von Ihnen nach der Restauration begeben zu haben.“

„Herr Richter, ich habe Ihnen dies Alles mitgetheilt; ich sah es als eine vertrauliche Mittheilung an — kann es nicht eine solche bleiben?"

„Unmöglich, Herr Lindner!" rief Hartmann. „Ihre Aussage ist von der größten Wichtigkeit, ich kann nicht umhin, dieselbe zu Protokoll zu nehmen."

„Damit bin ich gern einverstanden," erwiederte Lindner; „es ist mir nur peinlich, in öffentlicher Sitzung als Zeuge aufzutreten, da ich noch nie in solcher Eigenschaft vor dem Gerichte gestanden."

„Ich werde Ihnen auch Dies nicht ersparen können. Sie überschätzen die Unannehmlichkeit eines solchen Schrittes."

„Wenn es nöthig ist, werde ich es natürlich thun," fuhr Lindner fort. „Es kommt indeß noch ein besonderer Umstand hinzu, der es mir peinlich macht, in dieser Angelegenheit als Zeuge aufzutreten."

Der Richter blickte ihn fragend an.

„Darf ich wenigstens in dieser einen Beziehung auf Ihre Diskretion rechnen?" fragte Lindner.

„Ich weiß nicht, ob ich Ihnen ein Versprechen geben kann, ehe ich weiß, worum es sich handelt."

Lindner zögerte einen Augenblick mit der Antwort. „Ich will es Ihnen offen sagen," sprach er dann. „Ehe Jensen nach Amerika ging, hatte er ein flüchtiges Liebesverhältniß mit meiner Frau, sie war damals fast noch ein Kind. Ich glaube sogar, daß dies Verhältniß, gegen welches der Vater meiner Frau sehr entschieden auftrat, ein Grund mit gewesen ist, weßhalb Jensen nach Amerika gegangen. Diese Jugendthorheit ist längst in Vergessenheit gerathen, sie steht mit Jensen's That in keiner Beziehung, allein es würde doch für meine Frau höchst peinigend sein, wenn dies Verhältniß bei der Verhandlung irgendwie erwähnt würde. Darf ich in dieser Beziehung auf Ihre Schonung rechnen? Sie werden mir nachfühlen."

„Ich glaube Ihnen fest versprechen zu können, daß dies Verhältniß nicht berührt werden soll," entgegnete der Richter.

„Wollen Sie auch dem Staatsanwalt diese Bitte an's Herz legen?"

„Auch Dies werde ich gern thun."

„Sie werden nun auch begreifen, weßhalb es mir so peinlich ist, in einem Prozesse gegen Jensen als Zeuge aufzutreten. Doch werde ich mich nicht weigern, wenn Sie nur die Bitte in Betreff meiner Frau erfüllen."

„Kennen Sie Jensen persönlich?" fragte Hartmann.

„Ich bin nie mit ihm zusammengetroffen, obschon ich nicht leugnen will, daß es mich interessirt haben würde, ihn kennen zu lernen, denn er soll ein sehr tüchtiger Mann sein, der in unglaublich kurzer Zeit auf dem Hüttenwerke ein neues Leben hervorgerufen."

„Der Faktor gibt ihm das größte Lob," bemerkte der Richter. „Seine Tüchtigkeit ist nicht in Zweifel zu ziehen, am meisten fällt mir indeß auf, daß der Faktor auch seinen Charakter als einen durchaus rechtschaffenen darstellt. Er traut ihm eine solche Handlung in keiner Weise zu, auch mir wird es schwer, zu glauben, daß er einen Raubmord begangen hat."

„Ich stimme Ihnen vollkommen bei," warf Lindner ein. „Es ist wohl nicht anzunehmen, daß er seinen Schwager erschlagen habe, um ihn zu berauben. Er konnte auch wohl kaum wissen, daß derselbe das Geld bei mir in Empfang genommen; höchstens könnte er, nachdem er die That begangen, ihm die Brieftasche genommen haben, um den Verdacht von sich abzulenken. Freilich muß erst erwiesen werden, daß Wolffheim die Brieftasche noch bei sich führte — Dies werden Sie jedenfalls erforschen."

Der Polizeikommissär trat ein. Er hatte Jensen's Sachen noch ein Mal untersucht und brachte eine Anzahl Briefe und das Geld, welches er in dem Besitze des Verhafteten gefunden hatte, um diese Gegenstände in Hartmann's Hände niederzulegen.

„Haben Sie noch Näheres erforscht?" fragte dieser.

„Ich habe noch einen zweiten Zeugen erforscht, der gesehen, daß Jensen sich gestern Abend dem Walde zu begeben hat; Dies ist indeß von wenig Bedeutung, da Jensen nicht leugnet, in dem Walde gewesen zu sein."

„In welcher Gegend hat ihn derselbe gesehen?" fragte der Richter.

„In derselben, in welcher der Bursch des Wassermüllers ihn beobachtet. Er ist sehr rasch gegangen und hat es offenbar sehr eilig gehabt, um Wolffheim einzuholen oder auch um ihm zuvorzukommen."

„Herr Kommissär," fügte der Richter hinzu, „Wolffheim hat eine Brieftasche von braunem Leder bei sich geführt, in welcher er eine ziemlich bedeutende Summe geborgen; lassen Sie doch den Wald sofort auf das Genaueste durchforschen, vielleicht findet sich die Brieftasche in demselben."

(Fortsetzung folgt.)

Gerichtsverhandlung.

Aus den Münchener „Neuesten Nachrichten."

(Ein geistlicher Gaukler.) Aus unserem lieben am Fuße des Domberges liegenden Freising berichte ich Ihnen folgende nicht uninteressante Gerichts-Verhandlung: Mathias Ertle, Priester an der eine Viertelstunde entfernten Wallfahrtskirche „Wieskirche", welcher neben seinem Priesteramte auch schon seit vielen Jahren das Gewerbe eines Oekonomen und Bierwirthes, hauptsächlich aber das eines medizinischen Pfuschers und Teufelbeschwörers betreibt, war wegen käuflicher Verabreichung von Oel und Weihrauch an kranke Personen, meistens jedoch für krankes Vieh (welche Krankheiten Ertle stets „mit dem Teufel besessen" nannte), und gegen welches Leiden obige Kaufmannsgegenstände helfen sollten, vor die Schranken des Bezirksgerichts Freising gestellt, da Ertle's gewerbsmäßig betriebener Verkauf solcher nutzlosen Mittel als Betrug angenommen wurde. Zur Verhandlung, welche auf Donnerstag den 28. Februar lfd. Js., Vormittags 9 Uhr, angesetzt war, erschienen circa 25 theils Belastungs-, theils Entlastungszeugen, und waren auch zwei Sachverständige geladen. Die Anklage wurde durch den Staatsanwalt Herrn Trogg erhoben und in energischer, jedoch leidenschaftsloser Weise das Treiben des Wallfahrtspriesters Ertle beleuchtet, welcher Religion und religiöse Zeremonien zu seinen gewerbsmäßigen Teufelaustreibungen planmäßig mißbrauchte. Nachdem eine Rechtfertigungsschrift des Ertle aus der Voruntersuchung verlesen, wurden die beiden sachverständigen Herren Prof. Lindner und Apotheker Baumgartner über die beim Beschuldigten mit Beschlag belegten sogenannten Arzneimittel einvernommen, welche beide Herren einstimmig dahin deponirten, daß das in einem Dutzend vorhandener Gläschen aufbewahrte Oel — Baumöl der schlechtesten Sorte, gemischt mit etwas Spicköl, sei und zur Qualität des sogenannten Spinnradöls gerechnet werden müsse, der Weihrauch aber ebenfalls zur schlechtesten Sorte zähle. Die sodann vernommenen Entlastungszeugen konstatiren gleichlautend, daß Ertle ohne Ausnahme und für jede Krankheit, sei es bei Menschen oder Vieh, das mehrerwähnte Spinnradöl und den Weihrauch um einen den reellen Werth fast um's Zehnfache übersteigenden Preis verkaufte, manchmal jedoch auch umsonst hergab, den Käufern überdies Gebrauchsanweisungen mit auf den Weg gab, die wirklich ein schallendes Gelächter im Zuhörerraume hervorriefen, wie sich z. B. Ertle nicht scheute, einer bei ihm hilfesuchenden — nach eigener Angabe derselben — Geisteskranken anzurathen, das Spinnradöl unter die Speise zu mischen, und so die arme Patientin zwang, ihre Speise mit einer Substanz zu mischen, von der der hochwürdige Herr Wunderdoktor ganz genau überzeugt war, daß sie nur ranziges Lampenöl sei. Die Verhandlung ergab weiter, daß der geistliche Herr Wunderdoktor es überhaupt nie genau mit der Anwendung seiner Heilmittel nahm, da er zu gleicher Zeit für ein mit dem Teufel besessenes Kind und kranke Schweine sein geweihtes Oel und Weihrauch verkaufte, und es erregte allgemeine Heiterkeit, als der Herr Vorsitzende an einen der Entlastungszeugen die Frage stellte, ob denn die kranken Schweine auch von Ertle gesegnet wurden, da alle Zeugen deponirten, daß Ertle die kranken Menschen und Thiere durch seinen Segen kurire. Ein Belastungszeuge deponirte (jedoch nur vom Hörensagen), daß Ertle sich einmal sogar herbeilassen wollte, eine kranke Person vom Krankenbette aus direkt in den Himmel hineinzuspediren, jedoch selbstverständlich nur um die Fahrtaxe von 150 fl. Am originellsten war die Aussage einer jungen Frau, welche von ihrem eigenen Vater — um eine dem letzteren mißliebige Heirath seiner Tochter zu vereiteln — zu Ertle gebracht wurde, der ihr ebenfalls eine Portion Lampenöl mitgab mit der Weisung, hievon einige Tropfen in den linken Brautschuh zu schütten, dann könne sie nicht mehr anders und müsse noch am Altare „Nein" sagen. Daß das Wunderöl Nichts half, bewies ganz deutlich die bald darauf erfolgte Trauung der Zeugin. Das Urtheil lautete, daß Ertle wegen 9 verjährter Reate freigesprochen, wegen der zwei neuesten Reate aber, worunter auch die Brautschuhgeschichte — also wegen Gaukelei — zu 20 fl. Strafe und zur Tragung der Kosten verurtheilt wurde.

Mannigfaltiges.

Zur Flucht Kinkel's erhält die Berliner „Volks-Ztg." folgende Mittheilung aus Mecklenburg: „Ihre der „Schlesischen Zeitung" entnommene Mittheilung, daß der kürzlich in Strehlen bei Dresden verstorbene Gutsbesitzer Adolph Hensel derselbe gewesen ist, welcher die Flucht Kinkel's aus Spandau nach Mecklenburg ermög-

lichte, kann auch von hier aus bestätigt werden. Am späten Abend des 8. November 1850 hielt der Gutsbesitzer Hensel, als Kutscher verkleidet, in der Nähe des Zuchthauses zu Spandau, in Gesellschaft von Karl Schurz und Dr. Friedenthal, mit seinem Fuhrwerke, auf dem Bock sitzend und die Zügel in der Hand haltend, um in jedem Augenblicke davon jagen zu können. Er sah es mit an, wie Kinkel sich von der schwindelnden Höhe der Dachluke des Zuchthauses an einem Tau auf die Straße herunterließ. Bald nach Mitternacht fuhr er mit Kinkel und Schurz in sausendem Galopp davon. Er hatte seine stärksten und schnellfüßigsten Pferde ausgewählt. Ohne Rast und Aufenthalt ging es vorwärts über Oranienburg nach dem acht Meilen von Spandau entfernten Städtchen Gransee. Hier mußte man den armen ausgehungerten und abgejagten Pferden, denen der Schaum vor dem Munde stand und der Schweiß stromweise herunterschoß, eine kurze Erholung gönnen. Am Morgen des 9. November, 8 Uhr Morgens, erreichten die Flüchtlinge die strelitz'sche Grenze bei Dannenwalde und am Mittag 1 Uhr Altstrelitz. Fast in Einer Tour hatten die Pferde einen Weg von dreizehn Meilen zurückgelegt. Von Altstrelitz fuhr Hensel mit seinem Fuhrwerke wieder nach seinem Gute zurück, die Flüchtlinge aber begaben sich nach Rostock, von wo sie bekanntlich zu Schiffe nach England entkommen sind. Die Ungewißheit über den Erfolg des Unternehmens ließ aber Hensel keine Ruhe; er kam am 15. November Abends selbst nach Rostock, um über das Schicksal der Flüchtlinge Näheres zu erfahren. Da er sich dort aber über seine Person nicht hinlänglich legitimiren konnte, so durfte ihm Nichts anvertraut werden. Erst am 18. November theilte Moriz Wiggers ihm mit, daß Kinkel und Schurz am Tage vorher zu Schiffe fortgekommen wären. Die Polizei konnte trotz aller angewandten Mühe die Person des Kutschers, ohne welchen die Flucht Kinkel's schwerlich gelungen wäre, nicht entdecken. Hensel blieb ohne alle Anfechtung Seitens der Gerichte, und erst jetzt nach seinem Tode wird der Schleier des Geheimnisses freiwillig gelüftet."

Max Schlesinger erzählt folgende Anekdote von Sidney Smith, dem gottlos witzigen Dechanten von St. Paul's: Zwei Missionäre, die sich anschickten, nach den Fidji-Inseln zu reisen, kamen, um sich bei ihm zu verabschieden und seinen Segen, wie sie sagten, — eine fette Reisebeisteuer, wie sie dachten, von ihm zu erbitten. Sie sprachen lange und sprachen warm und sprachen mit großer Salbung von den großen Gefahren, denen sie um Christi willen entgegengingen. Der Dechant aber blieb unbewegt, und erst als sie der Thüre zuschritten, raffte er sich zu folgenden, mit Demuth vorgetragenen Abschiedsworten auf: „Der Himmel geleite Sie, meine Brüder, auf Ihrem schweren Wege und bewahre Sie in seiner huldreichen Güte. Wofern Sie aber trotzdem aufgefressen werden sollten von gottlosen Kannibalen, will ich inbrünstig beten, daß Sie diesen Sündern lange und schwer und unverdaulich im Magen liegen bleiben mögen. Gott mit Ihnen!"

Von des Fürsten Bismarck Haaren.

Laßt euch, die ihr jetzt nicht glaubt,
Von seinen Jugendfreunden sagen,
Wie voll das Haar von seinem Haupt
Ihm wallte in den Jugendtagen.

Wie jeder lebenslust'ge Fant
War auch der Bismarck etwas eitel,
Und wenn er vor dem Spiegel stand,
Vermißte gern er seinen Scheitel.

Und heut' ist Alles fortgemäht,
Kein Eau de Lob kann je verdoppeln
Die wen'gen Haare, die ihr seht
Auf glattem Haupte steh'n wie Stoppeln.

Wo blieb bis auf die letzte Spur
Die allerschönste aller Mähnen?
Er hat — fragt Windthorst-Meppen nur! —
Die Haare sämmtlich — auf den Zähnen!

(Ein humoristischer Lebensmüder.) In Liverpool stand unlängst ein Lebensmüder vor dem Polizeigericht, um sich ob dieser gesetzwidrigen Neigung zu verantworten. Ein Polizeidiener hatte ihn in dem Augenblicke erfaßt, als er sich aufknüpfen wollte. Was auch immer die Motive für den beabsichtigten Selbstmord gewesen sein mögen, Mangel an Humor war es nicht, denn der Angeklagte wußte sich durch einen guten Witz die Freisprechung zu verdienen. Trocknen Tones erklärte er nämlich, er sei naß geworden und habe sich „blos zum Trocknen aufhängen wollen."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 32. Freitag, 15. März 1872.

Fest im Sturme.

Erzählung von Dr. Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Der Kommissär entfernte sich. Auch Lindner wollte gehen, der Richter hielt ihn noch zurück.

„Nur wenige Minuten bitte ich Sie noch zu bleiben," sprach er. „Wollen Sie diese Banknoten, welche in Jensen's Besitz gefunden worden sind, ansehen? Es wäre ja möglich, daß Sie eine derselben wiedererkennen."

„Es wird schwer sein," bemerkte Lindner, kam indeß der Aufforderung des Richters nach.

Aufmerksam betrachtete er die ihm vorgelegten Banknoten, eine nach der andern.

„Es ist mir unmöglich, sie wiederzuerkennen," sprach er. „Die eine Banknote sieht wie die andere aus, und die Nummern habe ich mir nicht gemerkt. „Doch halt," unterbrach er sich plötzlich, indem er eine der Banknoten prüfend besah. „Diese Banknote war, wenn nicht ein Zufall ein wunderbares Spiel treibt, unter denen, welche ich Wolffheim gegeben habe."

Hartmann trat gespannt an ihn heran. „Woran erkennen Sie dieselbe wieder?"

„An einer Kleinigkeit, ja, wenn Sie wollen, an einer Lächerlichkeit — hier an diesem Tintenflecke. Fällt Ihnen an demselben Nichts auf?"

Hartmann betrachtete den Fleck, ohne Etwas zu finden.

„Als ich das Geld für Wolffheim abzählte," fuhr Lindner fort, „fiel mir eine preußische Banknote von zehn Thalern, wie diese, auf, welche einen Tintenfleck, ganz wie diese, hatte. Ich würde nicht darauf geachtet haben, allein mir sprang die Aehnlichkeit dieses Fleckes mit einem Pferdekopfe in's Auge, und unwillkürlich betrachtete ich ihn genauer. Ich weiß nicht, ob Sie diese Aehnlichkeit herausfinden, die Augen sind ja verschieden und es muß ein Jeder etwas Phantasie mitbringen. Bitte, sehen Sie den Fleck von dieser Seite an. Hier die Nase, die Ohren, der Hals!"

„Die Aehnlichkeit ist in der That vorhanden!" rief Hartmann. „Und diesen Schein haben Sie an Wolffheim gezahlt?"

„Ich kann nur behaupten, daß ich ihm eine preußische Banknote über zehn Thaler, welche einen durchaus ähnlichen Tintenfleck hatte, gegeben habe. Es kann ja ein Spiel des Zufalls sein, daß hier auf einer gleichen Banknote ein ähnlicher Fleck sich befindet, ich möchte wenigstens diesen unscheinbaren Fleck, der durch eine ungeschickte Hand entstanden, nicht als Beweis für ein so schweres Verbrechen ansehen!"

„Es ist ein sehr wichtiger Beweis," warf Hartmann ein. „Sie gehen zu weit, wenn Sie annehmen, daß der Zufall in solcher Weise sein Spiel treiben könne, Sie vergessen auch, daß Dies nur ein Beweis mehr für Jensen's Schuld ist!"

„Und vielleicht trage ich durch meine Aussage zu seiner Verurtheilung bei!" bemerkte Lindner. „Dieser Gedanke wird mich peinigen."

„Er würde nach meiner Ueberzeugung auch ohne Sie verurtheilt werden," entgegnete der Richter. „Lassen Sie es Sich nicht gereuen, das Recht und die Gerechtigkeit unterstützt zu haben. Nach diesem Beweise verdient Jensen kein Mitleid mehr. Man kann einen Mann bedauern, der durch die Leidenschaft eines Augenblicks sich zum Verbrechen verleiten läßt, ein Raubmörder verdient ein solches theilnehmendes Gefühl nicht."

Lindner entfernte sich, nachdem Hartmann ihm noch ein Mal seinen Dank für seine Mittheilungen ausgesprochen hatte. —

Ein neuer und für die Untersuchung wichtiger Punkt war hinzugekommen, und die ganze Thätig-

keit des Untersuchungsrichters, sowie des Polizeikommissärs richtete sich zunächst auf denselben. Am folgenden Morgen wurde durch die Polizei eine Brieftasche im Walde gefunden. Dieselbe enthielt mehrere Papiere, welche bewiesen, daß sie Wolffheim's Eigenthum gewesen. Fast zum Ueberfluß wurde Dies noch durch Mariens und Lindner's Zeugniß bestätigt. In einem dichten Gebüsche abseits des Weges war sie aufgefunden worden.

Hartmann hatte die Brieftasche auf seinem Tische durch ein Blatt Papier verdeckt liegen, als er Jensen zu einem neuen Verhöre hereinführen ließ.

Jensen's Wangen waren noch bleicher, als am Tage zuvor; die kurze Zeit seiner Haft konnte Dies nicht bewirkt haben.

Prüfend ließ der Richter den Blick auf ihm ruhen. Diese ruhigen, still schmerzlichen Züge sprachen nicht für ein Verbrechen, und doch war Jensen's That nach den vorliegenden Beweisen nicht mehr zu bezweifeln.

„Jensen," sprach Hartmann, „Sie haben in dem gestrigen Verhöre das Verbrechen geleugnet, obschon Sie alle Beweise, die gegen Sie sprechen, zugeben mußten; vielleicht haben die Stunden, welche Sie allein in Ihrer Zelle zugebracht, die Ueberzeugung in Ihnen hervorgerufen, daß Sie Sich durch das Leugnen mehr schaden als nützen. Wollen Sie heute ein offenes Geständniß ablegen?"

„Ich kann nur wiederholen, was ich gestern gesagt habe," gab Jensen ruhig zur Antwort.

„Sie beharren bei Ihrem Leugnen?"

„Ich beharre bei der Wahrheit!"

„Jensen, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ein offenes Geständniß das einzige Mittel ist, um sich ein milderes Urtheil des Richters zu erringen. Glauben Sie wirklich, daß bei der Menge der Beweise, die gegen Sie sprechen, Ihr Leugnen Sie retten kann? Ich halte Sie für zu verständig, um sich solcher Täuschung hinzugeben."

„Ich verkenne die Bedeutung der Beweise nicht," entgegnete Jensen, „ich werde auf Grund derselben vielleicht verurtheilt werden, dennoch kann ich nur wiederholen, daß ich unschuldig bin und an dem Verbrechen nicht den geringsten Antheil habe."

Hartmann's Brauen zogen sich zusammen. Seine Geduld und Milde wurden durch so hartnäckiges Leugnen erschöpft. „Ich habe Sie auf den einzigen Weg, auf dem Sie Sich eine mildere Beurtheilung erringen konnten, aufmerksam gemacht," sprach er. „Sie weisen denselben zurück, beklagen Sie Sich nun nicht, wenn Sie die ganze Strenge des Gesetzes kennen lernen! Kennen Sie diese Brieftasche?" Er entfernte das Papier von der Brieftasche und reichte sie Jensen.

Ruhig blickte dieser dieselbe an. „Nein," entgegnete er; „so viel ich mich entsinnen kann, habe ich diese Brieftasche nie gesehen."

„Gut. Ich werde Ihnen beweisen, daß Sie dieselbe dennoch in Händen gehabt haben. Dieses Geld hier — diese Banknoten sind in Ihrem Koffer gefunden worden, erkennen Sie dieselben als Ihr Eigenthum an?"

„Ja, wenn es die sind, welche in meinem Koffer lagen."

„Auch diese preußische Zehnthalerbanknote mit dem Tintenflecke?"

„Ich kann mich nicht genau entsinnen, ob sie mir gehörte."

„Auch sie ist in Ihrem Koffer gefunden worden."

„Dann ist sie mein Eigenthum."

„Woher haben Sie dieselbe?"

„Sie, sowie das übrige Geld ist der Rest des geringen Ersparnisses, welches ich mit von Amerika gebracht habe."

„Diese preußische Banknote?"

„Ich habe sie in Bremen bei einem Bankier eingewechselt."

„Sie sprechen die Unwahrheit!"

„Ich habe die Wahrheit gesagt."

„So!" rief Hartmann; „und doch war diese Banknote hier in dem Besitze Wolffheim's, als er erschlagen wurde."

„Das ist unmöglich, denn ich habe sie bereits seit Wochen in meinem Koffer aufbewahrt."

„Haben Sie auch diesen Tintenfleck auf ihr bemerkt?"

„Nein. Ich habe nicht darauf geachtet."

„Sie finden auch diesmal mit Ihren unwahren Angaben keinen Glauben. Diese Banknote befand sich nebst vielen anderen in dieser Brieftasche, Wolffheim trug sie bei sich, Sie haben ihm dieselbe geraubt, als Sie ihn erschlagen, haben das Geld herausgenommen und die Brieftasche von Sich geworfen. Wo haben Sie das andere Geld, welches Sie Wolffheim geraubt?"

„Ich habe ihn nicht beraubt."

„Also auch jetzt wagen Sie noch zu leugnen, nachdem diese Banknote in Ihrem Koffer gefunden worden ist? Wenige Stunden zuvor, ehe Wolffheim ermordet wurde, hat Lindner ihm diese Banknote gegeben, derselbe hat sie genau wieder

erkannt an diesem Tintenfleck, der mit einem Pferdekopfe Aehnlichkeit hat; sie ist bei Ihnen wiedergefunden, und doch wollen Sie die That leugnen?"

(Fortsetzung folgt.)

* Ein Stammbuch vom Jahre 1757—59.

Von einer befreundeten Familie in Zweibrücken wurde mir ein sehr interessantes Buch zur Einsicht mitgetheilt, welches in rothen Saffian eingebunden und mit Goldverzierung und Goldschnitt versehen ist, nach der Aufschrift der Decke dem C. F. Patrick von Zweibrücken gehörig, nach der Dedikation dem Karl Friedrich Patrick aus Rappoltsweiler im Elsaß, einem damals Zweibrückischen Amte, wo heute noch das Schlößchen des Prinzen Max (nachherigen Königs Max Joseph, in welchem Gebäude das Institut der Fräulein Meinhold sich befindet) zu sehen ist. Patrick, der später Assessor und Rath bei der Regierung in Zweibrücken war, befand sich damals in Marburg auf der Universität, als er im Jahre 1757 dieses sogenannte Stammbuch anlegte. Eine Menge seiner Kommilitonen, aber auch Professoren schrieben ihm in schlechtem Deutsch und Französisch, aber in gutem Lateinisch Stammbuchblätter. Die vordersten sind von den Grafen Wilhelm Christian von Ysenburg und Büdingen (nach einer beigefügten Notiz im Jahre 1758 an der Auszehrung gestorben) und Friedrich Ludwig Karl Albert von Ysenburg und Büdingen (nach beigefügter Notiz als „Offizier unter'm Regiment Deux-Ponts vor der Affaire bei Sangershausen von einem Jäger erschossen"). — Der Rektor Justin Gerhard Duising schreibt: „Ora et labora candide et constanter! (Bet' und arbeit' aufrichtig und beharrlich!)" — Der Vizekanzler Estor schreibt einen Vers des Dichters Uz ab. — Ein Theologie-Professor Wyttenbach schreibt aus Grotius eine Stelle über die Quelle des Rechts. Dann kommt ein Kraft, Duysing (Theologen), Hombergh, Sorber, Hofmann (Juristen), Borell (Mediziner), Spangenberg (Mathematiker), Funk und Coing (Philosophen) 2c. — Der Studenten Zahl ist groß, hauptsächlich aber aus Hessen, einige aus der Schweiz, Waldeck, Frankfurt, Bayreuth.

Von Cleeburg schreibt ein Theologie-Kandidat F. C. Gelan, von Kaiserslautern ein Joh. Friedr. Christ. Gervinus, von Kusel ein J. A. Wittich (Juristen), von Otterberg ein Klingenschmidt (Theologe), ein J. J. L. Weiß von Mannheim (Jurist), J. J. Erb von Wießloch, Joh. Karl Bonnet von Meisenheim (Theologen) 2c.

Von Zweibrückern kommen vor:

1. J. B. Trautmann (ohne nähere Bezeichnung),
2. Joh. Adolph Römer, (Theologe),
3. P. Schimper (ohne nähere Bezeichnung),
4. J. D. Gros (Theologe),
5. J. Abr. Müller (Theologe),
6. C. P. Kröber (Jurist),
7. F. L. G. Lehmann (Jurist),
8. J. D. Theyson (ohne nähere Bezeichnung).

Eine große Zahl von Namen angesehener Familien erscheint bei den Studenten: 2 Grafen Solms, 2 v. Dallwigk, 1 v. Brumbach, v. Wechmar, v. Schirnding, von der Malsburg, von der Lahr, v. Ron, v. Hagen, v. Moltke 2c.

Der Stammbuchsbesitzer C. F. Patrick war mit einer Fräulein Dominique von hier verheirathet, und der am 15. Dez. 1831 dahier verstorbene Kaufmann Ludwig Patrick war dessen einziger Sohn, welcher seinerseits nur eine einzige Tochter, Malchen, hatte, die auch schon längst unverheirathet gestorben ist. C. F. Patrick starb in Schweinfurt.

Von den genannten 8 Zweibrückern konnte ich das spätere Schicksal nicht ausfindig machen. C. P. Kröber möchte der Großvater des im September 1863 verlebten Forstrathes Ludwig Kröber gewesen sein, demnach der Vater des gewesenen Geometers und späteren Gestütsrendanten Ludwig Kröber.

Aus dem Stammbuch läßt sich entnehmen, daß in Marburg damals ein recht freundliches Verhältniß zwischen den Studenten unter sich und mit den Professoren bestand. Wer Gelegenheit hat, das interessante Buch einzusehen, wird es nicht unbefriedigt aus der Hand legen.

Mannigfaltiges.

(Amerikanisches.) Die „New-Yorker Abendztg." schreibt: „Der Räuberhauptmann der hiesigen Auswandererbeschwindler ist ein gewisser Charles Moore. Schon seit langen Jahren treibt dieser Bursche unter den Augen der hiesigen Behörde ungestraft sein Wesen und hat sich bereits ein Vermögen von ca. 100,000 D.

zusammengegaunert, welches er zumeist aus den Taschen armer Einwanderer nahm. Vor Kurzem nun beschwindelte Moore einen Deutschen Namens Anton Kornach um eine ziemlich ansehnliche Summe; der Betrug war so klar, die Thatsachen alle unwiderruflich festgestellt, daß es gar keinem Zweifel unterlag, diesmal muß Moore dem strafenden Arme des Gesetzes verfallen. Die Emigrationskommission ließ Kornach, der sich bereits nach Illinois begeben hatte, tausend Meilen nach New-York zurückkommen, und das Zeugengewahrsam nahm ihn hier auf, während Moore bereits Bürgschaft gestellt hatte und sich auf freiem Fuße befand. Als der Prozeß aber losgehen sollte, hatte sich der neun Mal ehrenwerthe Richter Bedford, der allerwertheste aller Rechtsgelehrten, auf den Antrag des Vertheidigers Moore's besonnen, daß der Fall vor die Court of Oyer und Terminer gehöre. Moore's Bürgschaft erlosch somit; er ist vorläufig wieder ein freier Mann und kann sich durch eine Reise nach Europa oder sonst wohin aller weiteren Verfolgung entziehen. Der arme Kornach aber wird, wenn er den ganzen Prozeß nicht lieber fallen läßt, wohl im Zeugengewahrsam bleiben müssen. So weit von Richter Bedford, den wir für alle vorkommenden Fälle angelegentlichst unseren deutschen Mitbürgern empfehlen und sie bitten, sich seiner zu erinnern, wenn sie seinem Namen einmal zufällig auf einem Wahlzettel begegnen sollten. Jetzt vom zweiten Ehrenmanne. Dies ist der Distrikts-Anwalt, welcher sich, indem er sich um die ganze Sache nicht kümmerte, einer empörenden Pflichtverletzung schuldig gemacht hat, wofür er in einem zivilisirteren Lande, als Amerika ist, infam kassirt und auf die Festung geschickt worden wäre. Dieser brave Jünger der Themis entschuldigt sich ganz gemüthlich, er habe Anderes zu thun gehabt und deßhalb sei ihm keine Zeit geblieben, sich auch noch mit diesem Falle zu beschäftigen. Natürlich, er hätte es ja im Interesse eines Deutschen und noch dazu eines wenig bemittelten Mannes thun müssen! Sein Gehalt holt sich der Distrikts-Anwalt pünktlich; wenn er aber seine Pflicht thun soll, hat er keine Zeit. Wird das Untersuchungskomite in Albany diesen Fall in Betracht ziehen? Hier wäre Gelegenheit zu reformiren! Auf's Neue aber lehrt uns diese empörende Geschichte, daß in Amerika immer Der Recht hat und behält, der das meiste Geld hat."

(Geheimerath und Tänzerin.) Der Geheimerath G. in Berlin, der eine Wohnung suchte, fand eine solche von fünf Zimmern in der Hohenzollernstraße geeignet, schreckte aber vor dem nicht ganz unbedeutenden Miethspreise von 1000 Thlr. jährlich zurück. Da sein Jahresgehalt nur 3000 Thaler beträgt, er also nicht gern ein volles Drittel seines Einkommens allein auf die Wohnungsmiethe verwenden mochte, so bat er sich eine kurze Bedenkzeit aus. Da er jedoch nichts Anderes fand, das seinen Wünschen entsprach, so entschloß er sich mit schwerem Herzen, die theure Wohnung zu miethen, und kehrte wenige Stunden nach seinem Weggange von dort zurück, um mit dem Wirth abzuschließen. Aber er kam zu spät: eine Stunde nach seinem Weggange war die Wohnung vermiethet worden. Eine Equipage war vorgefahren, eine zierliche Frauengestalt war herausgehüpft, hatte die Wohnung angesehen und sofort gemiethet; als der Wirth aber einige schüchterne Bemerkungen wagte, daß ihm die Verhältnisse der Dame nicht bekannt seien, hatte sie ein Taschenbuch herausgenommen und lachend die Miethe auf ein Jahr vorausbezahlt. Das Fräulein ist — Corpstänzerin beim königlichen Corps de Ballet mit einer Gage von — 300 Thlr. jährlich.

Karlsruhe. An den Großherzog richtete Münzrath Kachel bei Uebersendung der ersten in hiesiger Münzstätte geprägten Reichs-Goldmünze folgende Verse:

Sei mir gegrüßt, bedeutungsvolles Zeichen,
Des neu erstand'nen Reiches gold'ne Mark.
Sei mir gegrüßt im heil'gen Hain der Eichen,
Im Innern eins, nach Außen groß und stark!
Du goldnes Blatt, du sollst den Völkern zeigen
Des Stammes Kraft in allen seinen Zweigen!

(Ergebenstes Bittgesuch.) In einem der ersten Gasthäuser zu Pesth liest man die an den Wänden angebrachte großgedruckte Bitte: „Die männlichen Gäste werden höflichst ersucht, dem weiblichen dienenden Personale auf der Treppe nicht zu schmeicheln, weil viele Geschirre dadurch zerbrochen werden."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 33. Montag, 18. März 1872.

Fest im Sturme.

Erzählung von Dr. Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Unwillkürlich war Jensen bei dem Namen Lindner zusammengezuckt, seine Augen ruhten starr auf dem Untersuchungsrichter, seine Brust rang nach Athem.

„Lindner will diese Banknote wiedererkannt haben?" rief er.

„Er hat sie wiedererkannt an dem zufälligen Zeichen, diesmal hat der Zufall indeß eine schwere Bedeutung."

Jensen schwieg und blickte sinnend vor sich hin. Immer enger zog sich das Netz um ihn zusammen, das ihn vernichten mußte, immer mehr häuften sich die Beweise gegen ihn. Schon sah er keinen Ausweg mehr, da er fest entschlossen war, den einzigen Weg, der ihn retten konnte, nicht zu betreten. Nimmermehr wollte er Olga verrathen. Jetzt war auch ihr Mann als Zeuge gegen ihn aufgetreten. Wußte Olga darum? Konnte sie es dulden, daß selbst er gegen ihn zeugte?

„Sie schweigen," fuhr Hartmann fort, „Sie scheinen endlich zu der Erkenntniß zu kommen, daß Ihr Leugnen unnütz ist?"

„Nein, nein," unterbrach ihn Jensen; „ich bin unschuldig und werde bei dieser Behauptung bleiben, selbst wenn ich verurtheilt werden sollte!"

„Sie kennen Lindner?" forschte der Richter weiter.

„Nur dem Namen und dem Ansehen nach."

„Sind Sie nie mit ihm zusammengetroffen?"

„Nie!"

„Weßhalb zuckten Sie zusammen, als ich seinen Namen nannte?"

„Ich hatte nicht erwartet, daß er als Zeuge gegen mich auftreten würde."

„Weßhalb nicht?"

„Weil er nicht eine Sache bezeugen kann, die unwahr ist oder höchstens auf einer Täuschung beruht."

„Sie vergessen, daß Dies nicht der einzige Beweis ist, der gegen Sie spricht. Sie kennen Lindner's Frau?"

In Jensen's bleiche Wangen drängte sich das Blut, seine Augen gewannen neues Leben, aufgeregt zuckten seine Lippen. Er schien noch zweifelhaft zu sein, was er antworten sollte — die Brust wurde ihm zu eng. „Ja," erwiederte er endlich.

„Wann haben Sie dieselbe kennen gelernt?"

„Bereits vor Jahren — ehe ich Europa verließ."

„Sie liebten dieselbe?"

Jensen's Aufregung steigerte sich. „Herr Richter," rief er endlich, „verurtheilen Sie mich, wenn Sie mich für schuldig halten, allein lassen Sie das längst Vergangene ruhen, es hat mit Dem, weßhalb ich angeklagt bin, Nichts gemein."

„Haben Sie die frühere Geliebte je wieder gesprochen?" fuhr Hartmann unerbittlich fort.

„Nein — nein, — sie ist die Gattin eines Andern!"

Jensen war kaum im Stande, diese Worte hervorzubringen — er mußte sich mit der Rechten auf den Tisch stützen.

„Glauben Sie, daß Lindner eine feindliche Gesinnung gegen Sie hegt?"

„Nein," gab Jensen kurz zur Antwort.

„Haben Sie gewußt, daß Wolffheim mit Lindner in geschäftlicher Beziehung stand?"

„Nein — ich habe mich um Beide nicht gekümmert. Ich weiß nicht einmal, daß sie einander kannten."

Der Richter war mit dem Verhör zu Ende. Schon wollte er dem Gerichtsdiener klingeln, um Jensen wieder abführen zu lassen, als er noch

eine Frage an ihn richtete. „Haben Sie Sich vielleicht auf einen andern Grund wegen Ihrer beabsichtigten raschen Abreise besonnen?"

„Ich hatte keinen andern Grund als den, welchen ich Ihnen bereits genannt habe."

„Sie hatten Ihre hiesige Stellung auf dem Hüttenwerke noch nicht einmal gekündigt!"

„Ich würde es gestern gethan haben."

„Gestattete Ihnen Ihr Verhältniß eine so plötzliche Abreise?"

„Nein. Ich hoffte indeß, daß mir der Faktor, der stets sehr wohlwollend gegen mich gewesen ist, dieselbe gestattet haben würde."

„Und wenn er es nicht gethan hätte?"

„Dann würde ich wahrscheinlich doch abgereist sein, weil ich einmal den festen Entschluß gefaßt hatte."

„Wodurch waren Sie zu diesem Entschlusse gekommen? Hierüber haben Sie Sich noch nicht ausgesprochen!"

„Es gefiel mir hier nicht mehr; Dies war der einzige Grund."

„Aus solchem Grunde verläßt man nicht plötzlich eine Stellung, mit der man bis dahin zufrieden gewesen ist!"

„Und dennoch hatte ich keinen andern Grund. Ich war auch Niemand außer mir selbst für mein Thun verantwortlich."

„Sie haben gestern angegeben, Sie seien nur in den Wald gegangen, um spaziren zu gehen."

„Ganz recht."

„Und doch sind Sie sehr rasch gegangen, mit unverkennbarer Aufregung."

„Ich gestehe, daß mein Blut nach dem Auftritte mit meinem Schwager noch nicht wieder beruhigt war."

„Sie wollten Ihren Schwager einholen oder auch ihm zuvorkommen?"

„Dazu hatte ich keine Veranlassung. Ich würde ihm sogar ausgewichen sein, wenn ich ihm begegnet wäre."

„Ich bin dieser thörichten Verstellung und Komödie müde!" rief Hartmann endlich ungeduldig, schellte dem Diener und befahl, Jensen abzuführen.

Jensen folgte dem Diener, der ihn zu seiner Zelle zurückführte. —

Er war in einer düsteren Stimmung, als er den engen Raum wieder betrat. Die schwere Thüre fiel hinter ihm in's Schloß, der Riegel wurde außen vorgeschoben. Er fuhr mit der Hand über die Stirne hin, als wäre Alles nur ein schwerer Traum, der beängstigend auf ihm lag. Ein unglückseliger Zufall hatte alle Beweise gegen ihn gerichtet. Allein war Das auch nur ein Zufall, daß Lindner in der Banknote diejenige wieder erkannt haben wollte, welche er Wolffheim gegeben? War es nur ein Zufall, daß dieser Mann als Zeuge gegen ihn auftrat? Wußte Olga darum? Kannte sie die Gefahr, welche ihm drohte?

Er hatte den festen Entschluß gefaßt, sie nicht zu verrathen, sie allein konnte ihn befreien. Weßhalb zögerte sie? Aus den grauen Wänden der engen Zelle stiegen düstere Gedanken und Bilder vor ihm auf. Wenn sie ihn verließ, wenn ihre Liebe nicht Kraft genug besaß, den Kampf auszuhalten! War ihr Herz nicht schon vor Jahren, als sie Lindner ihre Hand reichte, schwach geworden? Weßhalb hielt er an dieser für ihn hoffnungslosen Liebe fest?

(Fortsetzung folgt.)

---

* Ueber die Altkatholiken-Versammlung zu Kaiserslautern

vom 10. März entnehmen wir der „Pfälz. Post" nachstehenden ausführlichen Bericht: Die Versammlung der pfälzischen Altkatholiken war aus allen Theilen der Pfalz zahlreich besucht. Gegen 3½ Uhr mochten etwa 1800—2000 Männer und Frauen, vorzugsweise der gebildeten Klasse angehörig, im schön geschmückten Fruchthallsaale vereinigt sein. Um diese Zeit eröffnete der Vorstand des Aktionskomite's, quiesz. Bezirksrichter **Reuthner**, die Sitzung, indem er der Versammlung die zwei Vorkämpfer der altkatholischen Sache, **Reinkens** aus Breslau und **Huber** aus München, vorstellte und dem Letzteren das Wort ertheilte. Dr. **Huber**, ein kleiner untersetzter junger Mann mit Brille und schwarzem Vollbart, im Aeußern etwa einem Gymnasialprofessor (!) ähnelnd, besteigt die Tribüne. Mit klarer, sonorer Stimme und ruhigem Vortrag begrüßt er die Pfalz, als ein Land, welches allzeit offenen Sinn für jede gute Sache gehabt habe. Hierauf beginnt er vor Allem die Entstehung des Kampfes zu schildern, der jetzt in der kath. Kirche entbrannt ist. Er geht auf den Hirtenbrief der deutschen Bischöfe vom 6. Sept. 1869 zurück, worin sie das deutsche Volk zu beruhigen suchten; er führt aus, wie sie in Rom noch im Anfang die schlimmen Folgen des Dogma's vorstellen, wie sie indignirt gegen die veränderte Geschäftsordnung protestiren, wie 88 Bischöfe mit non placet stimmen und wie sie

heimgekehrt plötzlich als fanatische Vertheidiger des Dogma's auftreten und alles Volk zur Annahme desselben zwingen wollen. Aus Furcht vor Pius IX. haben sie die Wahrheit verleugnet. — Doch die Sache sollte nicht so glatt abgehen, wie sie vielleicht hofften. Die deutsche Wissenschaft erhob sich empört gegen diesen Frevel. In München trat ein Kongreß deutscher Gelehrten und einflußreicher Männer zusammen, von welchen die jetzige Bewegung ausgeht. — Redner beginnt nach dieser geschichtlichen Einleitung sodann eine Prüfung des neuen Dogma's an der Hand der Schrift, der Kirchengeschichte und der Kirchenväter. Er weist nach, wie die Stelle im Evangelium Matth.: Du bist Petrus ꝛc. in den ersten 7 Jahrhunderten nie auf das Primat des Papstes bezogen worden sei, und wie die zweite Stelle: Wenn du dich dermaleinst bekehrest, stärke deine Brüder, eher von der Fehlbarkeit des Petrus zeuge, als von dem Gegentheil. Hierauf beweist er aus der Geschichte, daß gegen die altchristlichen Lehren von der Trinität, der Gottheit Christi, der Erbsünde, den zwei Naturen und den zwei Willen Christi 5 Päpste, und zwar Marcellus, Liberius, Vigilius, Zosimus und Honorius, häretische Ansichten geäußert haben, und daß namentlich Letzterer deßwegen verdammt wurde, welches Urtheil die nachfolgenden Päpste bestätigten. Bis zum 17. Jahrhundert stand es selbst im Brevier, bis die Jesuiten es ausmerzten. Auch die Konzilien von Konstanz und Basel wissen Nichts von der Allgewalt der Päpste. Dort stehen die Konzilien über dem Papste, den sie frischweg absetzen, ein Urtheil, das von dem nachfolgenden Martin V. bestätigt wurde. Selbst Bellarmin, der größte jesuitische Schriftsteller, gibt noch zu, daß die Päpste irren könnten, allein die Fürsorge und Ausdauer der Jesuiten hat es fertig gebracht, durch Fälschungen aller Art die neue Lehre einzuführen. — Zugegeben, sagen nun Viele, daß diese Ansicht bisher kein Dogma war, jetzt ist es aber ein solches durch den Ausspruch des allgemeinen Konzils geworden. War denn das Vatikanum ein ökumenisches Konzil? Es fehlte ihm vor Allem die Freiheit.

Zeugen deß sind die Aeußerungen und Berichte des Pariser Erzbischofs Darboy und des Rottenburger Bischofs Hefele, welche sich bitter über den Despotismus beklagten, der in Rom herrsche. — Doch wenn auch das Konzil frei war, kann es Etwas gegen die Wahrheit des Evangeliums, gegen die Aussprüche der alten Kirche? Daß auch Konzilien irren können, haben Gerson und d'Ailly im 13. Jahrhundert kühn ausgesprochen. Erst dem Jesuitismus gelang es, allmälig den großen lebendigen Organismus der Kirche, in welchem Jeder lebendig mithelfen muß, zu einem Mechanismus zu verwandeln, in welchem der Papst allein das treibende Motiv sein soll. — Was ist überhaupt Unfehlbarkeit der Kirche? Das heißt: Es sind ewige Wahrheiten in ihr niedergelegt, die nicht sterben, und wenn sie der Klerus verleugnet, dann bewahrt sie der Einzelne und pflanzt sie weiter fort. Damit Das aber möglich wird, muß auch jeder Einzelne leben, muß er seine Ueberzeugung haben, muß er diese Ueberzeugung besitzen auf Grund einer tiefen Prüfung und Forschung. Dem gegenüber fordert der Jesuitismus das Opfer des Verstandes, des Willens, er sagt: Gebt euer Gewissen her, der Papst ist euer Verstand, euer Wille euer Gewissen; ihr mögt innerlich todt sein, euer Leben ist der Pontifex in Rom.

Nachdem Dr. Huber die Gefahren geschildert, welchen die Kirche durch die zentralisirenden und absolutistischen Bestrebungen der Jesuiten entgegentreibt, erklärte er, daß die altkatholische Bewegung nicht nur den Zweck habe, dieses Uebel abzuwenden, sondern es auch mit Hilfe der Wissenschaft an seiner Wurzel anzugreifen. Man muß zurückgehen in die ersten Jahrhunderte des Christenthums, die Forschung muß herausstellen, was dieses Christenthum ursprünglich war. Die Wissenschaft hat die schöne Aufgabe, alle Verunstaltungen von dieser Religion abzuthun und dieselbe in ihrer idealen Gestalt herzustellen. Auf diesem Werke beruht die Hoffnung auf eine Vereinigung mit den getrennten Brüdern, auf eine Versöhnung mit der Kultur, auf eine Vertiefung des religiösen Geistes überhaupt, auf eine Unterstützung alles Dessen, was im Leben gut, wahr und schön ist. Ja die Aufgabe des so erneuten Christenthums ist eine größere, es ist die Rettung der Gesellschaft. Alles Kulturleben geht der Fäulniß entgegen ohne religiöses Leben. Beweis dafür sind die großen Kulturstaaten des Heidenthums. Die Religion ist die ideale Macht, welche das Zeitliche mit dem Ewigen, den Theil mit dem Ganzen verknüpft, welche das Menschenherz über das Niedere, das Gemeine, das Materialistische hinaushebt. Ein Staat ohne Religion ist wie ein Mensch, dem das Herz verloren ging; ohne Religion ist unsere ganze Rechtsordnung nur ein leeres Schema.

Redner bespricht hierauf noch einzelne besonders wichtige Punkte des Münchener Programmes,

namentlich jenen Theil, der sich für das Episkopalsystem gegenüber dem Papalsystem ausspricht. Sodann erläutert er, wie die altkatholische Bewegung sich für den Anschluß an die nationale Bewegung und die moderne Staatsform ausgesprochen habe. Dagegen trete der Papst im Syllabus gegen die Toleranz, die Gewissensfreiheit auf, er spreche laut aus, daß die Päpste noch nie ihre Befugnisse überschritten hätten und die Kirche sich nicht mit der modernen Kultur versöhnen könne. Er definirt nun das Wesen der modernen Kultur als das der Selbstbestimmung des freien Mannes und zeigt, wie das infallibile Papstthum sich damit allerdings absolut nicht vertragen könne. Er bringt dafür geschichtliche Beispiele bei, die Opposition der Päpste gegen die magna charta, gegen die französische Verfassung unter Louis XVIII., gegen die bayerische Konstitution, gegen die neuen österreichischen Gesetze. — Besonders scharf betont das Münchener Programm den Kampf gegen den Jesuitismus, der die Einheit des Reichs untergrabe und die Entwickelung alles religiösen Lebens zerstöre.

Manche Bischöfe haben gesagt: Wir unterwerfen uns, um die Einheit der Kirche nicht zu zerstören. Was heißt Dies anders, als: Wir glauben zwar nicht, was wir nun lehren, aber wir halten in der Lüge zusammen, um euch zu unterdrücken? Ist Das der Glaube, den die katholische Kirche verlangt? Kann eine solche Einheit dauern? Eine solche Kirche stirbt von innen heraus und wird von außen her vernichtet. Nein, eine solche Disziplin ist kein von Gott gewolltes Opfer. — Redner schließt mit folgender Mahnung: Haltet aus! Wir sind wenige, wir haben geringe Mittel, unsere Gegner haben die Kirchen, die Volksmassen, die Garde der 8000 Jesuiten, aber auch uns fehlt es nicht an Helfern, auf unserer Seite steht die Vernunft, das Gewissen, Recht und Wahrheit! Das sind lichte Zeichen, und von ihnen gilt das Wort, das einst Constantin in den Wolken sah: In hoc signo vinces, in diesem Zeichen sollst du siegen! — Unter rauschendem, lang anhaltendem Beifall verläßt Dr. Huber die Rednerbühne.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

München, 8. März. In der militärischen Gesellschaft in München werden gelegentlich der regelmäßigen Zusammenkünfte höchst lehrreiche Vorträge über Thatsachen, Erfahrungen und Beobachtungen während des letzten Krieges gehalten. Unter Anderem schilderte der Major Otto v. Parseval des Generalstabes das für das I. Armeekorps zwar ungünstige, aber sehr glorreiche Gefecht von Coulmiers; Hauptmann Graf Thürheim sprach über die mit den gezogenen 6- und 4-Pfünder Feldgeschützen gemachten Erfahrungen, wobei sich Redner für eine Vermehrung der Sechs- und gleichmäßige Verminderung der Vierpfünder erklärte; Major Münch verbreitete sich über die während des Feldzuges zu Tage getretenen Eigenthümlichkeiten der gegen einander kämpfenden Armeen; auch wurde ein Vortrag über den Munitionsverbrauch während des Krieges gehalten. Diesem Vortrage entnehmen wir, daß die Artillerie des II. bayerischen Armeekorps in Summa 10,761 Schuß abgefeuert hat, und daß die Infanterie 2,050,260 Patronen verbrauchte. Die verschiedenen Arten der Projektile anlangend, wurden 9821 Granaten, 54 Granatkartätschen, 883 Brandgranaten und 3 Büchsenkartätschen abgeschossen; die Gesammtschußzahl vertheilt sich auf die einzelnen Schlachten, Gefechte und sonstigen Zusammenstöße in folgender Weise: Weißenburg 514 Schuß, Wörth 199, Bitsch am 8. August 98, Marsal 21, Toul am 16. August 291, am 21. August 20, am 23. August 947, Remilly am 31 August 34, Sedan 4584, Rubelles am 16. September 9, Petit-Bicêtre und Plessis-Piquet am 19. September 2182, Pariser Ausfall am 13. Oktober 145, Ausfall am 29. November 215 und Beschießung von Paris vom 5. mit 12. Januar 1502 Schuß, Summa 10,761; es treffen sohin, da das Armeekorps 17 Batterieen hatte, im Durchschnitt per Batterie 633 und per Geschütz etwas über 105 Schuß; die höchste Schußzahl — 1313 — verfeuerte die Batterie Lößl, später Schmauß, die geringste — 221 — die Batterie Hausmann. Schließlich muß noch bemerkt werden, daß vorstehend nur die Feldbatterieen aufgeführt sind.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 34. Mittwoch, 20. März 1872.

Fest im Sturme.

Erzählung von Dr. Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Es war spät in der Nacht. Olga hatte sich noch nicht zur Ruhe begeben, sie saß allein in ihrem Zimmer, den Kopf auf die Hand gestützt. Ihr Auge blickte starr auf den Boden, dann sprang sie wieder aufgeregt empor und durchschritt das Zimmer. Unsagbare Schmerzen folterten sie, und sie fühlte, daß sie nicht lange mehr die Kraft besitzen werde, sie zu ertragen. Sie eilte in das Nebengemach, wo ihre Kinder schliefen, allein die unschuldigen Gesichter schreckten sie zurück; es war ihr, als ob eine schwere Schuld auf ihr laste, und vergebens suchte sie dieselbe von sich zu wälzen. Erst jetzt empfand sie den ganzen Schmerz, einem Manne anzugehören, dem sie sich nie mit vollem Vertrauen genaht hatte.

Die Luft in dem Zimmer wurde ihr schwül und erdrückend, sie riß das Fenster auf und blickte hinaus in die Nacht. Von dem Kirchthurme der Stadt hallten die Glockenschläge der Uhr in langsamen Tönen. Unwillkürlich zuckte sie zusammen. Nahe dem Thurme stand das Gefängnißgebäude, in welchem Jensen saß. Vielleicht hörte auch er, während er schlaflos auf seinem Lager lag, die Glockenschläge, vielleicht fragte er, weßhalb sie ihn im Stiche lasse, weßhalb sie nicht hintrete und Zeugniß ablege für seine Unschuld. War es nicht Muthlosigkeit von ihr, daß sie ihn unschuldig dulden ließ, weil sie ihrem Rufe zu schaden fürchtete?

Sie preßte beide Hände auf die Brust und Thränen stürzten aus ihren Augen. Länger vermochte sie den verzehrenden Schmerz nicht zu ertragen. Sie raffte die letzten Kräfte zusammen und eilte zum Schlafgemach ihres Mannes, um sich ihm zu Füßen zu werfen, ihm Alles zu gestehen und zu ihm zu flehen, Jensen zu retten. Mit ihren Thränen wollte sie sein Herz erweichen; ihre Schuld war ja nicht so groß, daß er ihr nicht verzeihen konnte. Und wenn er sie erbarmungslos von sich stieß, so wurde doch wenigstens der Schmerz von ihr genommen, daß der Geliebte unschuldig litt.

Mit zitternder Hand öffnete sie leise die Thüre; Lindner schlief und hörte sie nicht eintreten. Eine Ampel erhellte das Schlafgemach mit mattem Lichte. Langsam näherte sie sich dem Bette, ihr Blick fiel auf Lindner's Gesicht, und fast erschreckt fuhr sie zurück. Das waren nicht die ruhigen Züge eines Schlafenden, sondern der verzerrte Ausdruck eines durch Angst Gefolterten. Seine Brust athmete schwer und unruhig.

„Nein, es weiß Niemand — es kann Niemand wissen!" rief er im Schlafe. „Mich hat Niemand gesehen, und er schrie auch nur ein Mal auf, als ich ihn mit dem Hammer traf — nur ein Mal! Haha! Und der Andere sitzt im Gefängniß, er wird verurtheilt, und dann ist Alles vorbei!"

Entsetzt stand Olga da, unfähig, sich zu rühren.

Lindner richtete sich langsam im Bette empor, er erblickte die regungslose Gestalt Olga's und halb noch im Traume streckte er ihr abwehrend die Hand entgegen und rief: „Nein, ich habe es nicht gethan — er — er hat ihn erschlagen!"

„Du, Du hast ihn ermordet!" rief Olga.

Lindner fuhr bei dem Tone ihrer Stimme zurück, sein Auge erkannte, daß nicht ein Traumbild vor ihm stand, und bestürzt fragte er: „Was willst Du? Woher kommst Du?"

„Du bist der Mörder Wolffheim's!" rief sie, und ihr Auge ruhte fest auf ihm. Wäre sie noch über die Worte, die er im Schlafe gesprochen, in Zweifel gewesen, der bestürzte Ausdruck seines

Gesichts, das Erbleichen seiner Wangen, der scheue, bange Blick seiner Augen hätten ihr die volle Gewißheit geben müssen, daß sie die Wahrheit gehört.

„Nein, nein!" rief Lindner verwirrt und suchte ihrem Blicke auszuweichen. „Ich habe es nicht gethan!"

„Sieh mir in's Auge!" fuhr Olga fort. „Sieh mich an, wenn Du es wagst! Im Schlafe ist Dein Mund zum Verräther geworden. Hebe Deine Hand empor, wenn sie unschuldig ist; siehst Du nicht, daß Blut an ihr ist?"

Betroffen blickte Lindner seine Hand an, er wagte nicht, das Auge zu Olga zu erheben und zitterte heftig. Seine Lippen bewegten sich, allein sie waren nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen.

„Ich wußte, daß Jensen unschuldig ist!" fuhr Olga fort. „Auch Du weißt es, und doch duldest Du, daß er verhaftet ist — Du hast Wolffheim erschlagen!"

Immer noch saß Lindner regungslos da, das Bewußtsein seiner Schuld drückte ihn nieder. Sein Blick glitt scheu durch das Zimmer hin. Niemand außer Olga war da, außer ihr konnte Niemand seine Worte gehört haben, und dreister richtete er sich empor. Besaß er nicht hinreichend Macht über seine Frau, um ihren Mund zu schließen? Konnte sie ihn verrathen? Schon hatte er sich wieder gefaßt, mit stechendem Blicke glitt sein Auge über sie hin.

„Und wenn ich es gethan hätte, willst Du vielleicht hingehen zum Richter und mich anzeigen?" entgegnete er. „Ich weiß, daß Du mich nicht liebst, daß Dein Herz noch dem Menschen gehört, der wiedergekehrt ist, um mein Glück zu vernichten! Gehe hin, errette ihn, sage, daß ich Wolffheim erschlagen habe, laß den Vater Deiner Kinder in das Gefängniß werfen, vor die Geschworenen stellen, laß ihn wegen Mords verurtheilen! Häufe diese Schmach auf die Häupter der unschuldigen Kinder, thue es, was zauderst Du, mein Leben ist doch ein verlorenes, und auf Glück hoffe ich nicht mehr! Haha! Die Menschen werden sich vielleicht wundern, daß eine Frau ihren Mann verräth, Du kannst ihnen ja sagen, daß Du mich nie geliebt, daß Du erfreut seist, endlich von mir befreit zu werden!"

Olga stand regungslos da. Die entsetzlichen Worte, die sie vernommen, raubten ihr fast die Besinnung. Jensen im Gefängniß und ihr Mann der Mörder! Sie konnte es nicht fassen, und doch war es Wahrheit; sie wollte sich dagegen sträuben, Lindner selbst hatte es bestätigt. Schaudernd brach sie auf einem Stuhle zusammen und blickte starr vor sich hin; keine Thräne kam in ihr Auge, um die Qual in ihrem Innern zu mildern.

Lindner hatte sie aufmerksam beobachtet; er errieth, was in ihr vorging. Rasch sprang er aus dem Bette und kleidete sich hastig an, dann trat er vor Olga hin.

„Ich habe Wolffheim erschlagen," sprach er, „verdamme mich nicht, höre mich an — o, ich würde mein Leben hingeben, wenn es nicht geschehen wäre! Ich traf mit Wolffheim im Walde zufällig zusammen, er war aufgeregt, angetrunken — ich weiß nicht mehr, worüber wir in Streit geriethen, ich bin ihm ja immer ausgewichen, weil ich seinen rohen Charakter kannte; er erfaßte mich, um mich in den Steinbruch hinabzuschleudern, in meiner Verzweiflung entriß ich ihm den Hammer, den er in der Hand trug, und schlug ihn nieder. Es war Nothwehr — ich wußte kaum, was ich that, ich selbst wäre verloren gewesen — es war ja nicht meine Absicht, ihn zu tödten! Der Schlag hatte ihn tödtlich getroffen. Als ich Dies wahrnahm, stürzte ich fort. Ich wollte mir selbst das Leben nehmen, allein ich dachte an Dich und die Kinder. Um auf Euer Haupt keine Schmach zu laden, erhielt ich mein Leben! Es wäre besser gewesen, wenn ich mich in jener Stunde in den Fluß gestürzt hätte! Dann wäre Alles vorbei gewesen und es hätte vielleicht Niemand erfahren, daß Wolffheim durch meine Hand gestorben!"

Noch immer saß Olga regungslos da. Durch kein Zeichen hatte sie verrathen, daß sie ihn gehört.

„Olga, Du kannst mich nicht verdammen," fuhr er fort und seine Stimme klang weich. „Verzeihe mir! Sollte ich mein Leben hingeben ohne Widerstand? Konnte ich in der Aufregung die Wirkung des Schlages ermessen?"

Er trat an sie heran und versuchte ihre Hand zu erfassen.

Erschreckt zog sie dieselbe zurück. „Rühre mich nicht an!" rief sie und stand auf. „Glaubst Du, ich werde die Hand ergreifen, welche ein Menschenleben vernichtet, welche mit Blut befleckt ist! Hast Du mir nicht selbst mit triumphirender Freude berichtet, daß Jensen verhaftet sei, daß auf ihm der Verdacht des Verbrechens ruhe? Hast Du nicht gesagt, daß er schuldig sei, und doch wußtest Du am besten, daß er die That nicht begangen?"

„Olga, ich that es aus Verzweiflung, ich that es, weil mir kein anderer Weg der Rettung übrig blieb, ich fühlte mich erleichtert, als sich der Verdacht auf einen Andern gelenkt hatte," entgegnete Lindner mit fast flehender Stimme. „Ich würde ja gern Alles für Jensen's Rettung thun, wenn es in meiner Macht stände!"

„Glaubst Du, ich schenke Deinen Worten Glauben?" unterbrach ihn Olga. „Kann ich Dir glauben, daß Du Wolffheim erschlagen, um Dein Leben zu retten? Mich täuschest Du nicht!"

„So gehe hin und zeige mich dem Gerichte an!" rief Lindner. „Sage, daß ich die That begangen habe, daß ich der Schuldige bin, laß mich in das Gefängniß führen, dann wird man Jensen in Freiheit setzen, dem Dein Herz noch immer gehört! Verrathe Deinen eigenen Mann, Du kannst Jensen nicht besser rächen!"

Olga richtete sich empor, mit Verachtung ruhte ihr Auge auf ihm. „Du weißt, daß ich Dies nicht thun werde!" sprach sie. Sie wandte sich ab, um das Zimmer zu verlassen, allein der Rest ihrer Kräfte war dahin, ohnmächtig brach sie auf der Schwelle zusammen. Sie hatte in der letzten Zeit zu viel erduldet, um auch Dies noch tragen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Bericht über die Altkatholiken-Versammlung zu Kaiserslautern vom 10. März.

(Schluß.)

Die Tribüne betrat hierauf der Posessor der Kirchengeschichte, Dr. Reinkens aus Breslau, ein Mann von etwa 48 Jahren, imponirender Gestalt und scharf geschnittenen Zügen, die den Stempel eines schneidigen Wesens an sich tragen. Er begrüßt den pfälzischen Volksstamm als einen kräftigen und edlen, denn er habe manche religiöse Verfolgung und vieles Elend siegreich überstanden. Diese Provinz komme ihm vor wie ein gesegneter Acker, der immer wieder niedergetreten und verwüstet worden sei, aber dennoch das Bild eines blühenden Gartens biete. Redner wirft nun einen Blick auf den häufigen Religionswechsel und den Glaubenszwang, der in der Pfalz in Folge des Satzes: Cujus regio, ejus religio (Wem das Land gehört, der hat über die Religion zu bestimmen) stattfand. Er bemerkt, jene Zeiten seien vorüber, die Völker hätten gelernt, daß die Freiheit der Religion am günstigsten sei. Nur in Rom habe man Nichts gelernt. Dort würde man heute noch Scheiterhaufen errichten, wenn man könnte. Und gerade dieser Zwang, dieser Despotismus und diese Zentralisirungssucht hat die Einheit der Kirche zerstört. Als der Papst Universal-Bischof werden wollte, trennte sich im 11. Jahrhundert der ganze Orient ab. Als man die berechtigten Forderungen der Nationen im 16. Jahrhundert nicht hörte, kam ein neuer Riß in die Kirche. Und nun ist die letzte Konsequenz des Absolutismus gezogen; sollen wir wieder eine Trennung vornehmen? Nein, wir bleiben in der Kirche, wir thun ihnen den Gefallen nicht, wir wollen innerhalb der Kirche wirken, daß sich alle getrennten Brüder wieder vereinigen. Was der Papst vorhabe, sei klar; er wolle mittelst der Religion die Welt beherrschen und unterjochen. Aber die Religion vertrage keinen Zwang. Schon Lectantius habe gesagt: Die Religion wurzelt in der Freiheit, und Tertulian rufe dem Kaiser zu: Wenn ihr der Religion die Freiheit nehmt, so führt ihr die Irreligiösität (Religionslosigkeit) ein! Augustin aber sei vor Allem gegen den Glaubenszwang aufgetreten. Aber der Glaube selbst sei ein Kind der Freiheit! Er komme nur durch freiwillige Unterwerfung, durch die Einstimmung der menschlichen Vernunft zu Stande. Nur Licht könne Licht aufnehmen. Wenn sie in Rom blind sind, wollen wir unsere Augen behalten. Und so können wir uns nicht unterwerfen, wenn wir in unserem Innern nicht von der Wahrheit einer Sache überzeugt sind. Zum Glauben gehört Gottes Gnade, die Einstimmung unseres Verstandes, die Zustimmung unseres Willens. Gehorsam ist der Sohn der Freiheit, eine That der Liebe! — Wohl ruft man den Katholiken zu: Ihr müßt Gott mehr gehorchen, als den Menschen! Aber der Gott, den sie meinen, dem man gehorchen müsse, sei oft ein Bischof oder ein Papst. Der Kirchengesetze gebe es so viele Tausende, daß kein Gläubiger ihrer nicht viele in seinem Leben unbewußt übertreten habe. Gottes Gesetze seien die, mit welchen unser Gewissen übereinstimmt, deren Erfüllung uns eine innere Harmonie, die wahre Selbstachtung verleiht. Die neuen Gesetze, welche uns Rom auflasten will, können keine Gottesgesetze sein, denn sie rauben uns den Gewissensfrieden, die Selbstachtung; denn nur der Glaube an die Wahrheit ist des Menschen würdig. — Redner erwähnt des großen Fisches, der in den Räumen der Fruchthalle zu Kaiserslautern hängt. Der sei

gewachsen, aber der Ring, den ihm Kaiser Barbarossa machen ließ, um ihn wieder zu erkennen, auch, denn er war dehnbar. So sei auch der Leib der Kirche gewachsen, aber der Herr habe auch einen Ring um ihn gelegt, um ihn wieder zu erkennen. Dieser dehnbare Ring sei: Licht und Liebe! Im Zwang hätte die Kirche ersticken müssen, die doch alle Völker umfassen und vereinigen sollte. — Nach dieser mit großem Beifall gegebenen Erörterung über das Wesen wahrer Freiheit kennzeichnet Redner das Wesen und die Absichten der Jesuiten und die Kurie durch eigene in Rom gehabte Erlebnisse. Er fragte bei seiner letzten Anwesenheit in Rom Männer von der Inquisition: Was wollen Sie mit diesen neuen Dogmen? Die Völker werden sich empören! Oh, sagten sie, Das sind Illusionen! Die Fürsten werden vielmehr von den Völkern gezwungen, dem Papste wieder zu seinem Lande zu verhelfen. Nein, sagte ich, er wird auch Das noch verlieren, was er hat. — Ein Anderer entgegnete: Die neue Lehre wird dem Papste so viel Ehrfurcht verschaffen, daß die Gläubigen mehr Geld hierher schicken! Nein, erwiederte ich, um so weniger. — Ein Dritter meinte: Wir werden durch das Dogma die Völker hinführen, wohin sie nicht wollen. Ich sagte: Nein, sie lassen sich nicht hinführen, wo sie nicht hin wollen. Sie werden euch hinführen, wohin ihr nicht woll't. Man deutete mir bei diesem etwas lebhaften Gespräch nach der nahen Engelsburg, ich aber deutete hinüber nach dem Palazzo Caffarelli, dem Sitze der preußischen Gesandtschaft. — Sie haben sich in Rom verrechnet! Sie würden Alles zurücknehmen, wenn sie könnten! Sie haben nicht an die freie Presse, nicht an die Kommunikationsmittel unserer Zeit gedacht, sie haben sich in dem deutschen Volk verrechnet, das sich sein Gewissen nicht nehmen läßt. Es ist nicht ruhig, wenn man ihm sagt, daß der Papst das Gewissen für es habe. Es sagt: Unser Gewissen ist besser, als dein Wort. Eine schlechte Sache wird nicht besser, wenn sie der Papst erlaubt, sagt schon Bernhardt von Clairveaux. Wie man aber mit solcher Erlaubniß in Rom umspringt, davon ein Beispiel. In der Kirche Ara coeli befindet sich eine Puppe, das Christuskind vorstellend, mit welcher an einem besonderen Tage förmlicher Götzendienst getrieben wird. Der Priester segnet mit ihr, wie mit einer Monstranz, das Volk. Ein ungarischer Magnat fragte nun einen hochgestellten Jesuiten: Was würden Sie thun, wenn Sie Papst wären und ein Bischof ließe sich päpstliche Ehren erweisen? Ich würde ihn exkommunizíren, sagte er. Ja aber, wie kömmt es, daß man einer Puppe in Ara coeli göttliche Ehre erweist? Ja, entgegnete er, wenn ich dem Bischof **erlaubt** hätte, sich päpstliche Ehre erzeigen zu lassen, so würde ich ihn nicht exkommunizíren! — Wir Deutsche, schließt Redner unter donnerndem Beifalle, lassen uns die Gewissensfreiheit nicht mehr nehmen; wir haben genug Zwang erlebt, es sollen nun, wie Häusser von der Pfalz sagt, alle Bekenntnisse in zwangloser Freiheit neben einander wohnen. Gott hält seine Hand über dem deutschen Volke, und es wird dem „Statthalter Gottes" nicht gelingen, diese segnende Hand von uns zu entfernen!

Richter **Reuthner** dankt hierauf den Rednern für den Genuß, den sie der Versammlung gewährt, ermahnt zur Thatkraft und bringt dem Schirmherrn der Gewissensfreiheit, unserm **König Ludwig**, ein Hoch, in welches die Versammlung begeistert einstimmt.

Mannigfaltiges.

Berlin. Die Tochter jener Ernestine Gärtner, welche in ein Paar für Friedrich Wilhelm IV. bestimmte Epauletten einen beschriebenen Zettel mit dem Wunsche, der König von Preußen möge diese militärische Zier als **Deutscher Kaiser** tragen, gelegt hatte, ist, wie das „Tagbl." mittheilt, vom Grafen Perponcher in Kenntniß gesetzt worden, daß sie, die jetzt 17 Jahre alt, bis zum ihrem 25. Jahre allemal am Tage der Proklamirung des Kaiserreiches 25 Thlr. aus der kaiserlichen Privatchatouille ausgezahlt erhalten werde. Die erste dieser Auszahlungen, für das laufende Jahr giltig, war dem Schreiben des Hofmarschallamts beigefügt.

---

* Räthsel.

Folg' mir in die Prairie'n, wo Indianer hausen,
Dort siehst du schlank mich durch die Lüfte sausen
Dem Opfer zu, das sich mein Herr erwählt.
Nun änd're meinen Kopf — zur alten Welt dann leiten
Die Zeichen dich zurück und auch in ält're Zeiten,
Wo in gepries'nem Land zu den Gepries'nen ich gezählt.

Zweibrücken. *Reiselt.*

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 35. Freitag, 22. März 1872.

Zum
Geburtsfeste des Deutschen Kaisers.
(Am 22. März 1872.)

Von Ernst und Freudigkeit gehoben,
Schlägt heute jedes deutsche Herz,
Millionen Dankgebete steigen
Von deutschen Lippen himmelwärts.
Denn was Jahrhunderte gehoffet,
Die größten Geister heiß ersehnt,
Verwirklicht ist's vom Fels zum Meere;
Es zu verkünden, Glocken tönt!
Und in den Jubel froher Jugend
Stimmt selbst der altersschwache Greis,
Mit thränenfeuchtem Blick nach oben
Spricht zitternd ein Gebet er leis.
Zu Deinem Wiegenfeste bringen,
Zum ersten Male treu vereint,
Die besten Wünsche Süd und Norden,
So weit die deutsche Sonne scheint.
Blick', edler Heldenkaiser, nieder
Auf uns, die heut' Dir dankend nah'n,
Sie fühlen tief im treuen Herzen,
Was Alles Du für sie gethan:
Wie, als des Korsen wilde Horden
Uns rauben wollten Haus und Land,
Du eiltest kühn mit Jünglingsmuthe,
Ein rüst'ger Greis, in's Feindesland,
Wo, zeugend von der Schlachten Toben,
Der blutgetränkte Boden sprach,
Und wo, des Krieg's erprobte Zeugen,
Nun Freund und Feind im Tode lag.
Den Tapfern gabst Du selbst den Orden,
Wie edel schontest Du den Feind!
Der Wunden hast Du nie vergessen,
Getröstet, wo der Kummer weint'.
Ein einig Deutschland ist erstanden,
Am Himmel strahlt der Freiheit Licht;
Und mit der innern Feinde Plänen
Gehst nun mit Recht Du in's Gericht!
Stolz schlägt der deutsche Aar die Flügel,
Kommt, schwarze Feinde, ihm nicht nah!
Er breitet schützend sein Gefieder
Weit über Dich, Germania!
Erleb', vom Volkesdank beglücket,
Der Wiegenfeste viele noch!
Laut schall' es heut' vom Fels zum Meere:
Heil, Kaiser Wilhelm — vivat hoch!

Zweibrücken. Elise Braun.

Fest im Sturme.
Erzählung von Dr. Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Lindner sprang hinzu, um ihr beizustehen. Mit Mühe hob er sie vom Boden empor. Als er die bleiche, ohnmächtige Gestalt in seinen Armen hielt, empfand er, daß er sie doch geliebt hatte, ohne daß er ihren Werth je gewürdigt. Es währte lange, ehe es ihm gelang, Olga wieder in das Bewußtsein zurückzubringen, denn er wagte nicht, Hilfe herbeizurufen. Als sie die Augen aufschlug und ihn erblickte, schloß sie dieselben wieder; bei der Berührung durch seine Hand zuckte sie zusammen. Sie wollte sich emporrichten, um das Zimmer zu verlassen, allein ihr fehlte die Kraft. Ihre Brust rang nach Athem. Das Blut pochte heftig in ihren Schläfen, zuckend faßten ihre Hände nach der brennenden Stirne, die Vorboten eines heftigen Fiebers stellten sich mehr und mehr ein.

Mit steigender Besorgniß nahm Lindner diesen Zustand wahr. Er mußte die Dienerin herbeirufen, um mit deren Hilfe Olga in ihr Zimmer und ihr Bett zu bringen. Diese empfand bereits nicht mehr, was mit ihr vorgenommen wurde, mit geöffneten Augen lag sie da, ohne daß sie

Lindner erkannte. Dieser ließ die Kinder aus dem Zimmer bringen und wich nicht von Olga's Seite. Ihre Fieberphantasieen beschäftigten sich nur mit den entsetzlichen Eindrücken, die sie empfangen. Lindner blieb allein bei ihr, Niemand durfte hören, was ihr Mund unbewußt sprach; die Furcht, daß sie ihn verrathen könne, ließ ihn selbst die Dienerin fern halten. Die Nacht schwand, ohne daß Olga's Zustand sich besserte. Mit finsterem Blicke saß er an ihrem Bette und zuckte erschreckt zusammen, wenn sie seinen oder Wolffsheim's Namen nannte; ängstlich blickte er sich um, ob kein unberufenes Ohr lauschte. „Laßt mich durch, laßt mich durch!" rief die Kranke laut. „Ich kann beweisen, daß er unschuldig ist, nicht er hat ihn erschlagen, er ist ja gut, nicht er . . . !" Sie redete noch weiter im Fieberwahn, allein ihre folgenden Worte blieben unverständlich. Schweißperlen der Angst standen auf Lindner's Stirne. Er wußte, daß Olga ihn nicht verrathen werde, allein das Geschick schien ihr die Besinnung geraubt zu haben, damit sie unbewußt seine Anklägerin werde.

Ohne sein Wissen hatte die Dienerin den Arzt geholt, und er erschrack, als derselbe in das Zimmer trat. Konnte Olga im Fieberwahn nicht durch ein einziges Wort Alles verrathen? Verwirrt trat er dem Arzte entgegen. „Es ist Nichts — Nichts," sprach er. „Meine Frau ist unwohl, sie fiebert, ich kenne indeß ihre Natur und weiß, wie leicht sie fiebert und wie rasch sie sich wieder erholt."

Der Arzt trat an das Bett und erfaßte die Hand der Kranken, um nach ihrem Pulse zu fühlen. Heftig entzog ihm Olga die Hand, während ihr Auge ihn starr anblickte.

„Berühre mich nicht, ich habe Nichts mehr mit Dir gemein!" rief sie laut. „Bringt mich fort — fort — weit weg!"

„Sie täuschen Sich," sprach der Arzt. „Der Zustand der Kranken ist bedenklicher, als Sie glauben. Wann hat derselbe sich eingestellt?"

„In dieser Nacht — ich weiß nicht, um welche Stunde," entgegnete Lindner; er wußte kaum, was er sprach, und fuhr mit der Hand über die Stirne hin.

Theilnehmend ruhte das Auge des Arztes auf ihm; derselbe hielt seine Aufregung nur für eine Folge der Besorgniß um seine Frau. „Es scheint eine heftige Aufregung bei Ihrer Frau vorausgegangen zu sein," bemerkte er.

„Nein, nein," erwiederte Lindner hastig. „Sie hat sich erkältet — ich weiß selbst nicht, wie es gekommen ist; sie kam plötzlich in mein Zimmer, da fieberte sie bereits — ich weiß nicht, was vorausgegangen ist!"

„Auch Sie sind aufgeregt," fuhr der Arzt fort; „beruhigen Sie Sich, noch ist ja keine Gefahr für Ihre Frau vorhanden. Ich werde ihr ein beruhigendes Mittel verschreiben, allein Sie bedürfen der Ruhe ebenso sehr, Ihre Wangen sind bleich, Ihr ganzes Gesicht erscheint mir verändert."

„Es ist Nichts — Nichts!" erwiederte Lindner und versuchte zu lächeln. „Ich fühle mich ganz wohl; es wird daher kommen, daß ich die Nacht durchwacht habe. Ich bin nicht daran gewöhnt — Das ist es!"

„Um so mehr müssen Sie für eine zuverlässige Wärterin für Ihre Frau sorgen."

„Nein, ich bleibe bei ihr," fuhr Lindner aufgeregt fort. „Ich kann meine Frau keiner fremden Hand anvertrauen. Ich werde mich schonen, aber verlangen Sie es nur jetzt nicht von mir. Meine Besorgniß würde wachsen, wenn ich von meiner Frau getrennt wäre — ich kann sie jetzt nicht verlassen."

Der Arzt schied, nachdem er für die Kranke ein beruhigendes Mittel verordnet hatte.

Lindner ließ sich wieder an ihrer Seite nieder; er athmete etwas erleichtert auf, nun er mit ihr allein war, denn durch ein einziges Wort hätte sie ihn verrathen können. Und doch drängte sich ihm eine neue Besorgniß auf. Was sollte werden, wenn der Zustand der Kranken sich nicht bald besserte, wenn ihre Fieberphantasieen nicht aufhörten! Er fühlte, daß seine Kraft nicht lange mehr aushielt, die Angst schien seine Glieder zu lähmen. Er stand auf und durchschritt langsam das Zimmer, allein schon nach wenigen Minuten mußte er sich erschöpft wieder niederlassen.

Olga's Geist beschäftigte sich fast fortwährend mit Jensen. „Ich werde Dich befreien, denn Du bist unschuldig!" rief sie.

Ihre Worte klangen ihm vernichtend in's Ohr. Er selbst hatte sich in dem Wahne, daß seine That nie entdeckt werden könne, hinreißen lassen, gegen Jensen als Zeuge aufzutreten; der Haß gegen Jensen hatte ihn dazu verleitet, er hatte Den, dem das Herz seiner Frau gehörte, für immer vernichten wollen, und jetzt schien sich sein Zeugniß gegen ihn selbst zu wenden. Immer drohender zog sich die Gefahr über seinem Haupte zusammen.

Die Dienerin brachte ihm einen Brief von Elze; unwillig durchlas er denselben und zerriß ihn dann. Der frühere Schreiber bat ihn um einen Besuch.

„Ich bin seit einigen Tagen unwohl, habe mir den Fuß vertreten und kann deßhalb mein Haus nicht verlassen. Ich wünsche Sie dringend zu sprechen und bitte Sie deßhalb, zu mir zu kommen. Ist es Ihnen heute nicht möglich, so senden Sie mir wenigstens etwas Geld. Ich bin von allen Mitteln entblößt und es ist nicht angenehm, still liegen zu müssen und obendrein zu hungern."

Was kümmerte ihn der Schreiber! Er bereute, diesen Menschen je benutzt zu haben. Derselbe verlangte Geld, und er selbst war von Geld entblößt. Auch diese Sorge gesellte sich zu seiner Angst. Alles schien über ihn hereinzubrechen. Er rang nach Athem und fand keine Erleichterung.

Stunden waren vergangen. Das von dem Arzte verordnete Mittel hatte der Kranken einige Beruhigung verschafft, ohne daß ihr Bewußtsein zurückgekehrt war. Sie lag still da. Nur zuweilen richtete sie sich hastig empor und blickte sich mit starrem Auge um, ohne daß sie Lindner erkannte.

„Ist er noch immer nicht frei?" fragte sie.

Lindner preßte die Lippen aufeinander und wagte nicht zu antworten, aus Furcht, daß sie seine Stimme erkennen könne. Die Dienerin meldete ihm, daß Elze ihn dringend zu sprechen wünsche, er stehe im Vorzimmer. „Heute nicht!" rief Lindner ungeduldig. „Was will der Mensch? Ich habe Nichts mit ihm zu schaffen!"

Die Dienerin ging. Schon nach wenigen Minuten kehrte sie zurück und meldete, daß Elze nicht fortgehen wolle. Er habe gesagt, daß er ihn sprechen müsse und sprechen wolle. Sie möge nur melden, daß sehr viel von seinem Besuche abhänge.

Erbittert sprang Lindner empor. Die Dreistigkeit des Menschen ging zu weit. Olga lag ruhig da, sie hatte die Augen geschlossen und schien zu schlafen. Er durfte wagen, sie für wenige Minuten allein zu lassen, und eilte aus dem Zimmer, um den Schreiber für immer aus dem Hause zu werfen. In dem Vorzimmer stand Elze, auf einen Stock gestützt. Ein spöttisches, überlegenes Lächeln zuckte um seinen Mund, als er Lindner hastig eintreten sah. „Was wollen Sie?" rief Lindner heftig. „Ich habe Ihnen gesagt, daß Sie mein Haus nie betreten sollen!"

Elze zuckte ruhig mit der Schulter. „Sie haben auf meinen Brief nicht geantwortet, haben meine Bitte nicht erfüllt," entgegnete er. „Da blieb mir Nichts weiter übrig, als Sie selbst aufzusuchen, obschon es besser gewesen wäre, wenn ich mein Bein noch einige Tage lang geschont hätte."

Diese Dreistigkeit erbitterte Lindner noch mehr. Er konnte ihm ohnehin nicht zeigen, daß er selbst kein Geld besaß. „Fort, fort von hier!" rief er. „Und nicht zum zweiten Male lassen Sie Sich hier sehen! Ich habe mit Ihnen Nichts zu sprechen!"

„Aber ich mit Ihnen, und ich glaube, Sie würden es bereuen, wenn Sie mich nicht gehört hätten."

„So sagen Sie rasch, was Sie wollen!" rief Lindner ungeduldig.

Elze trat dicht an ihn heran und neigte seinen Mund zu Lindner's Ohr. Aus seinen Augen leuchtete ein dämonischer Blick. „Ich weiß, daß Jensen unschuldig verhaftet ist," sprach er flüsternd. „Nicht er hat Wolffheim erschlagen!"

Lindner zuckte zusammen und dennoch faßte er sich rasch. „Was kümmert mich Das?" entgegnete er. „Uebrigens sprechen alle Beweise gegen ihn!"

„Und ich kann beweisen, daß er unschuldig ist," fuhr Elze flüsternd fort. „Wenn ich heute zu dem Richter hinginge und sagte, was ich weiß, so würde Jensen heute noch in Freiheit gesetzt."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(In Straßburg.) Kürzlich beklagte sich in Straßburg ein neu angekommener preußischer Beamter bei seinem Kollegen: „Dat is nu eene janz verfluchte Jeschichte in det Straßburg. Ick bin in eene neue Wohnung einjezogen und wär' soweit zufrieden, aber nanu versteht mir der Hauswirth nich een Wort, wenn ick mit ihm sprechen will, und ick ihn ooch nich eene Silbe, wenn er mich was zu sagen hat. Zum juten Glück spreche ick janz passablemang Französisch, da müssen wir eben Französisch sprechen, wenn er mir und ick ihm verstehen soll. Der betreffende Straßburger Hauswirth aber erzählte Abends seinem Nachbar: „Eh bien, hit isch a Brais bi mer ingezaue, denn kann i awer mit aller Lübb nix versteh! Impossible de comprendre un mot, un i kann D'r doch au Hochditsch redde, wenn's sin mueß. Eh bien, was duhn mer? Mer redde Franzöhsch mit enand. Wenn eim au d'Ohre weh duhn bi sim Franzöhsch, so verstehne mir enand doch, nous pouvons nous faire comprendre. Voilà tout ce qu'il faut."

(Ueber die Entstehung des Petroleums.) Einer längeren Notiz, welche das „Ausland“ bringt, entnehmen wir die interessante Thatsache, daß die Wiederlieferungsfähigkeit von Petroleum-Quellen, welche man längst erschöpft wähnt, in einzelnen Territorien Pennsylvaniens ganz zweifellos konstatirt ist. Es scheint, daß die Destillation, aus deren Ergebniß das Erdöl entsteht, zumeist im Kalk- und Sandstein, dagegen niemals in der Kohle kontinuirlich vor sich geht und zwei oder drei mineralische Bestandtheile enthält. In der Fabrikation von raffinirtem Oele findet man nämlich, daß das rohe Oel aus drei verschiedenen Produkten besteht: Naphta, Kerosin und einem Niederschlag; nur jenes Oel, welches aus bituminöser (Boghead) Kohle in England produzirt wird, enthält auch Kohle, unterscheidet sich aber in jeder Beziehung gewaltig vom amerikanischen Petroleum. Das letztere wird kontinuirlich in den Kalksteinschichten Pennsylvaniens reproduzirt, und nur jene Gegenden, in welchen man durch Maschinenbetrieb das Petroleum zu rasch aus den Brunnen hob, dürfen vorläufig als erschöpft gelten, von einer dauernden Erschöpfung aber kann nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung nicht die Rede sein.

(Muster eines blühenden Stiles.) Ein Wiener Bank-Institut hat am 31. März an seine Kommittenten in der Provinz einen Geschäftsbericht versendet, der mit folgenden poetischen Auslassungen beginnt: „Einem Zaubergarten glich in der abgelaufenen Woche unsere Börse. Die magischen Bäume waren mit Früchten schwer beladen und mit Leichtigkeit wurden die goldenen Aepfel gepflückt. Die üppige Phantasie himmelanstürmender Sanguiniker hatte die Ruder ergriffen und trieb das Schiff der Spekulation mit Ungestüm nach vorwärts. Die keusche Vernunft, das Antlitz scheu verhüllend, zog sich zurück, um das Szepter erst wieder zu ergreifen, wenn der Rausch verflogen. Dann erst wird es klar sich zeigen, daß nicht Alles Gold, was glänzt, und es gefährlich ist, sich überspannten Erwartungen hinzugeben.“ — Nun sage man noch, daß der Handel eine prosaische Beschäftigung ist!

Erfurt, 7. März. Heute Nachmittag 5¼ Uhr entstand Feuer im evangelischen Waisenhause, welches mit solcher Schnelligkeit um sich griff, daß selbst an eine Rettung der wichtigsten Dokumente nicht gedacht werden konnte. Nur noch die massiven Umfassungsmauern jenes etwa nach 1266 erbauten Augustiner Eremitenklosters stehen, durch dessen Pforten am 17. August 1505 der Magister (Dr.) phil. Martin Luther im Alter von 21¾ Jahren als Bettelmönch eintrat; aber die berühmte „Lutherzelle“ ist nicht mehr. Die Bibel mit Luthers Randbemerkungen, mehrere handschriftliche Aufzeichnungen reformatorischer Männer, das Fremdenbuch, in welches sich ein Schiller, Göthe, Alexander v. Humboldt u. A. eingezeichnet hatten, sind ein Raub der Flammen geworden. Der berühmte Todtentanz, das Museum des Waisenhauses, das Bellermann'sche Museum sind zu Grunde gegangen und mit ihnen viele werthvolle, unersetzliche Gegenstände, unter anderen die kostbare Bibel mit der goldenen Schrift.

Unter den Zustimmungs-Adressen, — so berichtet die „Nat.-Ztg.“ — welche dem Fürsten Bismarck noch immer in großer Zahl zukommen, befindet sich auch eine, welche im Auftrage des Uebersenders, Landmanns Ritscher in Liebenau an der Weser, von dem Abgeordneten Werstler dem Ministerpräsidenten überreicht worden ist, und welche um ihrer besonderen Form willen besondere Erwähnung verdient. Dieselbe besteht in einer von dem Widmenden auf seinem Acker ausgegrabenen großen alten Steinaxt aus der heidnischen Vorzeit, auf welche der Uebersender folgende Worte geschrieben hat: „Zustimmungs-Adresse an meinen lieben Fürsten Bismarck. — Mit düssen Biel ut de olle Steentiet — Da holl' Di von Halse die Papen wiet. — Ritscher.“ (Mit diesem Beil aus der alten Steinzeit halte Dir die Pfaffen vom Halse weit.)

Ein bekannter Weintrinker in Köln drückte seinen Wunsch in folgenden Versen aus:

Von dem Glase bis zum Mund
Schafft mir eine Eisenbahn,
Und in jeder Viertelstund'
Komm' ein Zug mit Rheinwein an!

(Gerechtfertigter Wunsch.) „Ich glaub' gar, Du hast Hühneraugen?“

„Freilich! Wenn ich nur die Hühner auch dazu hätt'!“

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

// Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 36. Montag, 25. März 1872.

Fest im Sturme.

Erzählung von Dr. Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Der letzte Tropfen Blut war aus Lindner's Wangen gewichen, sein Auge glitt scheu, flüchtig über den Schreiber hin. Wußte dieser noch mehr? Oder hatte er Dies nur gesagt, um Geld von ihm zu erlangen? Er konnte nicht mehr wissen — dieser Gedanke gab ihm einige Kraft. „Womit wollen Sie den Beweis liefern?“ fragte er.

„Weil ich weiß, daß ein Anderer Wolffheim ermordet hat,“ sprach Elze und hielt nach diesen Worten inne, um den Eindruck, den dieselben auf Lindner machten, zu beobachten.

Lindner hatte die Lehne eines Stuhles erfaßt und hielt sich krampfhaft an derselben. Seine Lippen waren fest aufeinander gepreßt.

„Ich war an jenem Abend im Walde,“ fuhr Elze fort; „ich saß in der Nähe jenes Ortes, an dem Wolffheim erschlagen worden ist, allein ich hatte keine Ahnung davon, daß in meiner Nähe eine so blutige That geschehen würde. Sie wissen, ich bin oft im Walde und ich freute mich über den stillen, schönen Abend. Plötzlich hörte ich einen lauten Schrei. Ich sprang auf und eilte nach der Richtung, aus welcher der Schrei erklungen war, und als ich das Gebüsch auseinander bog, sah ich Wolffheim an der Erde liegen, und über ihn gebeugt stand ein Mann, der ihm einen Gegenstand aus der Tasche zog — eine Brieftasche. Darauf zerrte der Mann den Erschlagenen dicht an das Geländе des Steinbruchs und stieß denselben hinab. Es klang dumpf und schauerlich, als Wolffheim unten niederfiel, er mußte indeß schon völlig todt sein, denn ich vernahm keinen Laut weiter von ihm. Der Mann, welcher Wolffheim erschlagen hatte, stand einen Augenblick still und horchte, dann eilte er fort, der Stadt zu. Ich folgte ihm, ohne daß er mich bemerkte. Als er an dem Waldbache angelangt war, wusch er sich vorsichtig die Hände, welche wahrscheinlich mit Blut befleckt waren, und dann erst öffnete er die Brieftasche und nahm einen Gegenstand, ein Papier aus derselben. Die Brieftasche warf er in's Gebüsch. Rasch begab er sich dann auf einem Umwege zur Stadt, allein ich folgte ihm auch jetzt nach und ich kann Ihnen sogar sagen, in welches Haus er eingetreten ist.“

Anfangs regungslos, dann heftig zitternd hatte Lindner ihm zugehört, bei den letzten Worten war er auf den Stuhl niedergesunken und blickte starr vor sich hin.

Des Schreibers Auge ruhte mit dem Ausdruck genugthuender Freude auf ihm. „Wenn ich dies Alles dem Richter mittheilte,“ fuhr er fort, „so würde Jensen wohl freigelassen werden, denn ich kann beschwören, daß er nicht der Mann war, welcher Wolffheim erschlagen hat. Ich weiß, daß auch Sie dies Alles interessiren muß, und es fragt sich nur, wie hoch Sie mein Schweigen anschlagen.“

Lindner schwieg. Seine Brust athmete schwer. „Was verlangen Sie für Ihr Schweigen?“ fragte er endlich, die Worte mit Mühe hervorbringend.

Der Schreiber zuckte mit der Achsel. „Wie hoch schätzen Sie dasselbe?“ warf er ein.

Lindner blickte sich im Zimmer um, als suche er nach einem Gegenstande, dann ergriff er hastig seine auf seinem Schreibtische liegende werthvolle goldene Uhr nebst goldener Kette und reichte sie Elze. „Hier — hier!“ sprach er hastig.

Ueberrascht blickte der Schreiber ihn an. Er zögerte, die Uhr anzunehmen, da sie ihm vielleicht Unannehmlichkeiten bereiten konnte. „Mir würde Geld lieber sein,“ warf er ein.

Lindner preßte die Lippen aufeinander. „Ich kann Ihnen heute kein Geld geben," entgegnete er.

In Elze's Auge zuckte es auf. Jetzt war ihm die That Lindner's, die er bis dahin nicht begriffen hatte, erklärt. Was Einige schon längst als dunkles Gerücht erzählt hatten, daß Lindner sein Vermögen verschwendet habe, schien sich zu bestätigen. „Sie sind ja reich!" bemerkte Elze, während ein spöttisches Lächeln um seinen Mund zuckte. „Ich kann die Uhr hier nicht verkaufen, ohne Aufsehen zu erregen, man würde nachforschen, auf welche Weise ich in den Besitz der Uhr gekommen, und es könnte Verdacht erregen, wenn ich angeben müßte, daß ich sie von Ihnen erhalten. Ich bin vorsichtig, weil ich meinen ehrlichen Namen nicht beflecken möchte!"

„Ihren ehrlichen Namen?" wiederholte Lindner, spöttisch auflachend. „Als ob Jemand an denselben glaubte!"

Elze zuckte wegwerfend mit der Achsel. „Was die Menschen glauben, ist mir gleichgiltig; es hat wenigstens Niemand ein Recht, mich unehrlich zu nennen! Wie Mancher gilt für ehrlich und ist es nicht. Bitte, geben Sie mir Geld!"

„Ich kann es nicht — heute nicht!" rief Lindner ungeduldig.

„Wann sind Sie im Stande, es mir zu geben?"

„Ich werde es Ihnen in den nächsten Tagen bringen."

Der Schreiber schien immer noch nicht zufrieden gestellt zu sein. „Dann werde ich die Uhr wenigstens als ein Pfand nehmen," sprach er und steckte dieselbe ein.

Lindner bemerkte es kaum; erst als Elze das Zimmer verlassen wollte, trat er vor ihn hin und hielt ihn zurück. „Bleiben Sie!" rief er; „wer bürgt mir dafür, daß Sie schweigen werden?"

Ueber das Gesicht des Schreibers glitt ein schlaues, verschmitztes Lächeln. „Vorläufig mein eigener Vortheil," entgegnete er. „Ich würde keinen Gewinn davon haben, wenn ich Sie anzeigte."

„Und Sie haben noch gegen Niemand ein Wort darüber gesprochen?" fragte Lindner weiter.

„Sie werden mich nicht für so thöricht halten. Das Geheimniß hat für mich nur so lange Werth, als ich allein darum weiß. Solche Dinge plaudert man nicht aus wie eine Neuigkeit, die man im Wirthshause erfahren. Sie haben es in Ihrer Hand, meine Lippen zu schließen!"

„Gut, ich werde Sie reichlich bezahlen," fuhr Lindner fort. „Schweigen Sie und Sie werden Sich dadurch ein sorgenfreies Leben erkaufen!"

Elze ging. Lindner blieb noch wenige Augenblicke in seinem Zimmer, um zu überlegen, was er thun solle. Er eilte zurück zu Olga, damit ihr Mund nicht zum Verräther werde.

Langsam schwand der Tag dahin. Die Arznei, welche der Arzt der Kranken verschrieben, wirkte, denn diese wurde ruhiger darnach und ihre Fieberphantasieen hörten auf. Als Olga endlich auf kurze Zeit zum Bewußtsein zurückkehrte und Lindner erkannte, fuhr sie erschreckt zurück. Seine Nähe ängstigte sie und sie wandte das Gesicht ab, um ihn nicht zu sehen.

„Verlaß mich!" sprach sie.

Mit weicher Stimme bat er, bei ihr bleiben zu dürfen. Als sie indeß ihr Verlangen wiederholte, als er sah, daß seine Nähe sie noch mehr aufregte, verließ er das Zimmer, blieb indeß in dem Nebengemach, um sofort zu ihr zurückzueilen, wenn ihre Phantasieen zurückkehren sollten. Sie blieb ruhig. Völlig theilnahmlos lag sie da, und als der Arzt noch ein Mal kam, um nach ihrem Zustande zu sehen, schüttelte er bedenklich den Kopf.

„Sagen Sie mir die volle Wahrheit," sprach Lindner, der ihn im Vorzimmer erwartete. „Ich werde sie eher ertragen, als die zweifelhafte Ungewißheit."

„Ihre Frau ist sehr bedenklich erkrankt und bedarf der größten Ruhe und Sorgfalt," entgegnete der Arzt. „Halten Sie Alles von ihr fern, was sie irgendwie beunruhigen und aufregen könnte, selbst die Kinder. Sie wird ohnehin nach denselben nicht verlangen."

„Glauben Sie, daß Ihre Fieberphantasieen zurückkehren werden?" fragte Lindner weiter.

„Ich bezweifle es, allein ihr jetziger Zustand kann vielleicht Tage lang anhalten, sie wird theilnahmlos gegen Alles und fast bewußtlos daliegen. Jetzt gönnen aber auch Sie Sich Ruhe, Sie bedürfen derselben fast ebenso sehr."

Lindner versprach, den Rath des Arztes zu befolgen.

Der Abend war längst hereingebrochen. Mit dem Beginnen der Dunkelheit hatte sich Elze in Lindner's Garten in dem Gebüsche versteckt und beobachtete das Haus. Er traute Lindner nicht. Da nach seiner Vermuthung Lindner im Besitze von Geld war und ihm trotzdem die Uhr gegeben hatte, so schloß er, daß Lindner zu fliehen beabsichtige und deßhalb das Geld zusammenhielt. Der schlaue Schreiber glaubte nicht zu irren und war entschlossen, Lindner sich nicht so

wohlfeilen Kaufs entschlüpfen zu lassen. Er hatte gehofft, daß durch das Geheimniß ihm eine dauernde Quelle eröffnet werde, diese Hoffnung wollte er sich durch Lindner nicht vernichten lassen, und er hatte beschlossen, ihn sorgfältig zu beobachten. Was kümmerte es ihn, daß er bereits Stunden lang in dem Gebüsche gesessen, ohne daß er Lindner gesehen, er wußte wenigstens, daß sich derselbe noch in dem Hause befand.

Stunden waren verflossen. Es war ganz still in dem Hause geworden, nur in dem Zimmer der Kranken braunte noch das Licht. Schon wollte Elze sich erheben, um heimzukehren, weil er kaum erwarten konnte, daß Lindner seinen Fluchtplan noch ausführen werde, als er eine dunkle Gestalt aus dem Hause treten sah. Vorsichtig, leise richtete er sich halb empor, um den Nahenden um so deutlicher zu sehen. An dem leichten, raschen Gange erkannte er sofort Lindner. Man hörte dessen Schritte kaum, er schritt freilich auf dem Rasen, offenbar um nicht gehört zu werden. Ziemlich nahe schritt er an Elze vorüber, so daß dieser erkennen konnte, wie er den Rockkragen emporgeschlagen hatte, um nicht erkannt zu werden.

Hastig raffte sich der Schreiber auf, um ihm zu folgen.

Lindner eilte durch den Garten und schlug den Weg nach dem Walde zu ein. Nur mit Mühe vermochte Elze ihm zu folgen, denn Lindner ging sehr rasch und er mußte alle Kräfte aufbieten, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren.

Beide hatten den Wald erreicht. An dem Saume desselben eilte Lindner hin, dieser Weg führte zu Elze's Wohnung. Konnte derselbe nicht hoffen, daß Lindner ihn aufsuchen werde, um sein Versprechen zu erfüllen? Langsam schritt Lindner auf des Schreibers kleines Haus, vorsichtig horchend und dasselbe rings umgehend, ehe er sich der Thüre näherte. Elze war ihm nachgeschlichen und stand kaum fünf Schritte von ihm entfernt hinter einem Baume versteckt. Jede Bewegung Lindner's konnte er deutlich erkennen. Weßhalb trat derselbe nicht in das Haus ein, weßhalb blieb er lauernd neben der Thüre stehen?

(Fortsetzung folgt.)

Die Dotirten.

Die „Ostdeutsche Ztg." schreibt: „Im Zusammenhalt mit der offiziellen Veröffentlichung der **Dotationsliste** dürfte es vielleicht nicht ohne Interesse erscheinen, die Thaten, auf welche diese Zuwendung sich begründet, den Namen der so Dotirten hinzuzufügen. In erster Reihe knüpfen sich an den Namen des Prinzen Friedrich Karl die Schlacht- und Siegestage von Mars la Tour, Gravelotte, dabei auf dem von ihm geführten linken deutschen Flügel der eigentliche Entscheidungspunkt dieses blutigen Tages, St. Privat, die Schlachten und Gefechte während der Belagerung von Metz, die Kapitulation dieser Festung und der gesammten französischen Rhein-Armee, die dritte Schlacht von Orleans und die Schlacht von Le Mans. Die Verdienste des Feldmarschalls Grafen von Moltke bedürfen keiner besonderen Hervorhebung. Die Dotation des Kriegs-Ministers Grafen Roon bezieht sich auf die von ihm geleitete Armee-Organisation, wie bei der diesmaligen Verleihung wahrscheinlich noch auf die in so überraschend kurzer Zeit bewirkte Mobilmachung, der zweifelsohne mit ein Haupttheil der erzielten Erfolge beigemessen werden muß, und der General v. Manteuffel ist durch die Schlachten bei Borny am 14. August 1870, bei Noisseville am 30. August und 1. September, bei Amiens an der l'Hallue, bei Bapaume, und zuletzt noch durch die scharfe Verfolgung der französischen Süd-Armee hervorgetreten, welche mit deren Uebertritt auf das Schweizergebiet geendet hat. In zweiter Reihe ist General v. Göben angeführt, der Sieger von St. Quentin, wie auch die Schlacht von Spicheren großentheils von ihm geleitet worden ist. General Werder hingegen würde für die Bewältigung von Straßburg und die Kämpfe von Dijon, Nuits, Villersexel und vor Allem den Helden- und Entscheidungskampf von Belfort unbedingt mit in die erste Reihe der Dotirten gehören, wenn hierbei nicht die Rücksicht auf die Stellung als kommandirender General mit maßgebend gewesen sein möchte. Das Verdienst des Ministers Delbrück endlich ist ein staatsmännisches und entzieht sich als ein solches der unmittelbaren Beurtheilung. In dritter Reihe traten dazu die Korps-Befehlshaber General von Voigts-Rhetz, der vorzugsweise in den Vorgefechten der dritten Schlacht bei Orleans und bei Le Mans mit die Hauptkämpfe zu bestehen gehabt hat; General von Fransecky für sein Eingreifen bei Gravelotte, Villiers und Champigny vor Paris und bei Verfolgung der Bourbaki'schen Armee; General von Alvensleben II. für den blutigsten und zugleich ehrenvollsten Schlachttag des letzten Krieges, Mars la Tour, und für Le Mans, und

General von Blumenthal für seine Leistungen als Stabschef der dritten deutschen Armee bei Leitung der Schlachten von Weißenburg, Wörth, Sedan und der Belagerung von Paris. In vierter Reihe folgen dann General Prinz August von Württemberg für St. Privat und Sedan, General von Alvensleben I. für Beaumont und Sedan, General v. Zastrow für Spicheren und Gravelotte, General v. Manstein für diese letzte Schlacht und Le Mans, die Generale von Kirchbach und v. Böse für Weißenburg und Wörth, wie der erstere auch noch für Sedan und für die Ausfallkämpfe im Süden und Westen von Paris. Endlich findet sich diesen Korpsführern auch noch der Kommandeur der 5. Division und jetzige Kommandeur des württembergischen Armeekorps, General v. Stülpnagel, hinzugefügt, der bei Spicheren die Entscheidungen und auch bei Mars la Tour mit den Hauptkampf bestanden hat. Es schließen sich daran der General-Quartiermeister der gesammten deutschen Armee, General v. Podbielski, General v. Kameke, der bei Spicheren den Kampf eröffnet, eine Reihe von französischen Festungen bezwungen und zuletzt die Belagerung von Paris geleitet hat, General v. Stosch, der jetzige Marine-Minister, und General v. Obernitz, der Kommandeur der württembergischen Division, die sowohl bei Wörth wie in dem Ausfallkampfe bei Villiers vor Paris hervorragend sich ausgezeichnet hat. Noch zählen zu dieser letzten Reihe der Dotirten die drei Kriegsminister v. Pranckh (bayerischerseits dotirt), v. Fabrice und v. Suckow, wie durch Dotirung von Seiten ihres Souverains die beiden kommandirenden bayerischen Korpsbefehlshaber v. Hartmann und v. d. Tann, der Sieger in der ersten Schlacht bei Orleans. Die Dotation nicht angenommen haben dem Vernehmen nach der Kronprinz von Sachsen, Kommandeur der Maas-Armee und als solcher Sieger von Beaumont, ein Hauptkämpfer von St. Privat und Sedan, und der Großherzog von Mecklenburg, Kommandeur der deutschen West-Armee, und der kommandirende General des sächsischen Armeekorps, Prinz Georg von Sachsen."

Mannigfaltiges.

(**Elf Jahre getrennt.**) Im Jahre 1861 war ein in Hamburg wohnhafter Schlosser nach Philadelphia ausgewandert und hatte seine damals 33jährige Gattin hier zurückgelassen. Nachdem er lange Zeit Nichts von sich hatte hören lassen und seiner Frau auch niemals Alimente geschickt hatte, wurde ein gerichtliches Proklam erlassen und nach dem anberaumten Termin die Ehescheidung ausgesprochen, da eine böswillige Verlassung angenommen wurde. Vor ungefähr drei Monaten traf plötzlich Kunde von dem Schlosser aus San Franzisko ein. Er wandte sich brieflich nach Hamburg, um zu ermitteln, ob die Frau sich noch nicht wieder verheirathet habe, und forderte sie für diesen Fall auf, ihm dorthin zu folgen, indem er gleichzeitig einen Kaufmann anwies, ihr 500 Dollars zur Reise auszuhändigen. Sein früheres Verfahren rechtfertigte er damit, daß er, vom Schicksal verfolgt, von einem Platz zum andern gewandert sei und unter diesen Umständen weder Muth noch Neigung gefunden habe, an seine Angehörigen zu schreiben. Jetzt, nach langer Irrfahrt, sei es ihm endlich geglückt, in den Hafen der Ruhe einzulaufen; er habe die Mittel gefunden, in San Franzisko eine große Schmiedwerkstatt zu errichten, und sei im Stande, sich und seine Familie anständig zu ernähren und das so lange Versäumte reichlich wieder gut zu machen. Da eine Wiederverheirathung der Frau nicht stattgefunden und sie keinen Anlaß hatte, an dem ihr entworfenen Bilde zu zweifeln, so entschloß sie sich, dem erneuten Rufe ihres Mannes trotz Gericht und Scheidung Folge zu leisten, und ist nach Franzisko abgereist. Hoffentlich wird die zweite Verbindung eine dauernde sein.

* Räthsel.

Brennt heiß der Sonne Strahl — dann eil' zu mir,
Ich spende dir, wonach dein Herz begehrt;
Und naht des Winters Herrschaft quälend dir,
Nimm mich, und Hilfe ist dir sicherlich beschreert.

Nun setz' an meines zweiten Zeichens Ort
Ein a; dann sucht zwar mit Begehr
Der Mensch mich auch, doch oft mit dem Gewehr,
Weil ich gespielt vielleicht ihm schlimmen Tort.

Zweibrücken. *Reiselt.*

Auflösung des Räthsels in № 34:

Lasso — Tasso.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 37. Mittwoch, 27. März 1872.

Fest im Sturme.

Erzählung von Dr. Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Ein Verdacht tauchte in dem Schreiber auf. Sollte es Lindner's Absicht sein, den Zeugen seines Verbrechens für immer zum Schweigen zu bringen? Ihm war ein solcher Entschluß zuzutrauen. Und in der That gewann dieser Verdacht Elze's immer mehr Bestätigung. Er sah, daß Lindner einen Gegenstand in der Hand hielt, daß derselbe sich neben der Thüre aufstellte und an dieselbe pochte, nachdem er sich überzeugt hatte, daß in dem Zimmer kein Licht war. „Er würde mich niederschlagen, wie er Wolffheim erschlagen hat, wenn ich zu Hause wäre und auf sein Pochen aus der Thüre träte!" rief es in dem Schreiber. „Er will das Verbrechen durch ein Verbrechen auslöschen!" Erbitterung erfüllte Elze's Brust. Noch immer stand Lindner neben der Thüre und pochte wiederholt daran; auch dann noch blieb er stehen, als warte er auf die Heimkehr des Bewohners.

Elze mußte alle Kraft aufbieten, um nicht vorzuspringen und vor ihn hinzutreten. Nur die Besorgniß vor Lindner's überlegener Kraft hielt ihn zurück, aber in diesem Augenblicke faßte er den Entschluß, den Verbrecher nicht länger zu schonen; seine eigene Sicherheit erforderte es.

Länger als eine Stunde stand Lindner wartend neben der Thüre, dann schritt er auf demselben Wege zurück. Elze folgte ihm wieder, bis er ihn in seinen Garten eintreten sah. Er hatte nie Furcht gekannt, dennoch wagte er nicht, in sein Haus zurückzukehren; konnte Lindner den Versuch, ihn dort zu überfallen, nicht wiederholen? Er blieb im Walde, in dem er schon so manche Nacht zugebracht hatte.

„Er denkt noch nicht daran, zu fliehen, sonst würde er nicht versucht haben, dich für immer zum Schweigen zu bringen!" rief er. „Er kann sich vielleicht von dem Leben, welches er hier geführt hat, nicht trennen — morgen soll dasselbe ein Ende nehmen! In dem Gefängniß soll er büßen und kennen lernen, wie es sich ohne Gesellschaften, Diener, ohne Wagen und Pferde lebt!" —

Der Morgen war bereits hereingebrochen, als Elze im Walde erwachte. Der Entschluß, den er gefaßt hatte, stand noch in ihm fest. Noch ein Mal überlegte er seine Absicht, dem Richter Alles mitzutheilen, dann schüttelte er das Moos von seinen Kleidern und begab sich nach seiner Wohnung, denn noch war es zu früh, um den Richter aufzusuchen.

Nach einigen Stunden schritt er in die Stadt, um seinen Entschluß auszuführen. Um sich zuvor zu stärken, kehrte er in einer Restauration ein. Nachsinnend saß er am Fenster. Ob der Richter ihm Glauben schenkte? Er hatte keinen weiteren Beweis als sein Zeugniß, er konnte dasselbe beschwören, allein er verhehlte sich auch nicht, daß sein Ruf nicht der beste war. Und Lindner war schlau, auf sein Geständniß war nimmermehr zu rechnen, obenein war er sowohl mit dem Untersuchungsrichter wie mit dem Staatsanwalte befreundet, sie hatten an den glänzenden Gesellschaften in seinem Hause Theil genommen und waren günstig für ihn gestimmt.

Lindner schritt in diesem Augenblicke vor dem Hause vorüber. Sein Gang war leicht, sein Anzug untadelhaft und fein wie immer, er lächelte zwar nicht, weil Dies wenig mit der Krankheit seiner Frau übereingestimmt haben würde, allein kein Zug seines Gesichts verrieth die dunkle That, welche auf seinem Gewissen lastete.

Hastig bog sich Elze zurück, um von ihm nicht bemerkt zu werden.

Lindner begab sich in das Haus eines ihm befreundeten Kaufmannes Alt. Er trat nicht in den Laden ein, sondern schritt durch den kleinen neben dem Hause befindlichen Garten zu Alt's Wohnung.

Der Schreiber verließ die Restauration. Ohne daß es auffallen konnte, schritt er langsam denselben Weg, welchen Lindner eingeschlagen. Dicht neben der Thüre von Alt's Garten stand ein mächtiger alter Lindenbaum und breitete seine schattenden Zweige über einen Theil des Gartens wie über die Straße hin. Eine einfache Holzbank umgab den Stamm des Baumes, dieselbe gehörte Alt, allein schon seit Jahren wurde sie von den Kindern der Nachbarschaft und einigen älteren Leuten, welche diesen schattigen Platz zum Ausruhen benutzten, als alleiniges Eigenthum betrachtet. Auf dieser Bank ließ Elze sich nieder, mit dem Rücken an die hölzerne Umzäunung des Gartens gelehnt, durch den Stamm des Baumes fast versteckt. Wer aus dem Garten trat, konnte ihn kaum bemerken. Er kreuzte die Arme über die Brust und schloß die Augen, als ob er schliefe, um von keinem Bekannten angeredet zu werden; mit der gespanntesten Aufmerksamkeit horchte er indeß, ob er innerhalb des Gartens nicht Stimmen vernehme. Es war still — Lindner hatte sich offenbar in das Haus begeben. Nach geraumer Zeit vernahm er endlich Schritte, sie näherten sich, und er erkannte Lindner's und Alt's Stimme. Sie schienen dem Ausgange zuzuschreiten. Elze hielt den Athem an, um sich kein Wort entgehen zu lassen.

„Ich hoffe, daß Ihre Frau bald wieder genesen wird," hörte er Alt sprechen.

„Das gebe Gott!" entgegnete Lindner, und seine Stimme klang bewegt.

„Der gute Geist eines Hauses scheint entflohen zu sein, wenn die Frau erkrankt ist, es ist Alles wie ausgestorben und öde, es fehlt ihre leitende und ordnende Hand, und eine Menge kleiner Aufmerksamkeiten, auf welche man wenig Werth gelegt, weil man daran gewöhnt war, entbehrt man schmerzlich. Es ist das erste Mal, daß meine Frau seit unserer Verheirathung erkrankt ist, ich bin deßhalb doppelt aufgeregt und wage nicht, sie in den nächsten Tagen zu verlassen. Ich kann doch fest auf Ihr Versprechen rechnen?"

„Natürlich, Sie haben ja mein Wort!" gab Alt zur Antwort. „In spätestens zwei Stunden schicke ich Ihnen das Geld."

„Und es bleibt dabei, daß ich Ihnen einen Wechsel darüber ausstelle," warf Lindner ein.

„Nun, wie Sie wollen," entgegnete Alt.

Sie schüttelten sich die Hände und Lindner verließ den Garten; er schritt über die Straße hin, ohne Elze zu bemerken.

Regungslos blieb dieser noch einige Zeit lang sitzen; er überlegte, in welcher Weise er diesen Schritt Lindner's benützen sollte. War derselbe wirklich ohne Mittel, weil er sich an den Kaufmann um Geld gewandt hatte, oder suchte er sich zur Flucht möglichst viel Mittel zu verschaffen? Das Letztere erschien ihm als das Wahrscheinlichere. Binnen zwei Stunden wollte Alt Lindner das Geld senden, vielleicht führte dieser dann sofort seine Flucht aus; er durfte deßhalb nicht länger zögern, wenn er dieselbe verhindern wollte.

Rasch erhob er sich und trat in denselben Garten ein, welchen Lindner soeben verlassen. Der Besitzer desselben schritt noch zwischen den Blumenbeeten langsam auf und ab. Elze näherte sich ihm. Alt blickte erstaunt auf, als er den Schreiber bemerkte; er kannte ihn sehr wohl, obschon er nie mit ihm in Berührung gestanden hatte.

„Was wünschen Sie?" fragte er kurz. Es schien ihm nicht angenehm zu sein, solchen Besuch zu empfangen.

Elze's Brauen zogen sich zusammen. Dieser kurze Ton verletzte ihn, er kämpfte indeß den in ihm aufsteigenden Unwillen nieder. „Sie zu sprechen, aber allein," entgegnete er.

Alt maß ihn schweigend mit den Augen. „So kommen Sie," erwiederte er kurz und wollte auf das Haus zuschreiten.

„Lassen Sie uns hier bleiben," warf Elze ein; „hier kann uns Niemand hören, wenn wir nicht lauter sprechen, als nöthig ist. Herr Lindner war soeben bei Ihnen, um Geld von Ihnen zu borgen ...! Darf ich fragen, wie viel er von Ihnen borgen will?"

„Nein," unterbrach ihn Alt; „nicht eher, bis Sie mir gesagt haben, woher Sie Dies wissen und was Sie Dies angeht!"

„Beides werde ich vorläufig nicht sagen. „Wollen Sie meine Frage nicht beantworten, so kann ich Sie nicht zwingen, ich sage Ihnen indeß, daß es sich um Ihr Interesse handelt. Sie wünschen mir keine Antwort zu geben — gut!" Elze grüßte und wollte sich entfernen.

„Bleiben Sie!" rief Alt beunruhigt; „Sie müssen begreifen, daß ich Ihre Frage nicht beantworten kann, ehe ich weiß, weßhalb Sie dieselbe an mich richten."

„Und ich kann Ihnen vorläufig keine weitere Aufklärung geben. Wollen Sie mir kein Vertrauen schenken, so ist Dies Ihre Sache; ich weiß nur, daß Sie es bereuen werden, ebenso gut wie Sie Sich mir später dankbar erweisen werden, daß ich zu Ihnen gekommen bin."

(Fortsetzung folgt.)

Aus Seume's „Spazirgang nach Syrakus."

σ **Aus den Vogesen.** Bei dem vatikan. Konzile vom 18. Juli 1870 vertraten die Bischöfe Norddeutschlands eine Bevölkerung von je 800,000 Seelen, die des gewesenen Kirchenstaats nur eine solche von je 12,000; auf je einen Anhänger der Unfehlbarkeit kamen nur 140,000 — und auf je einen Gegner derselben 500,000 Seelen. Muß man da nicht fragen: „Ist Das eine gerechte Zusammensetzung des Konzils?" Eine solche Gerechtigkeit, wie die Gerechtigkeit jener Majorität, kann nur aus einem Lande kommen, worin noch im Laufe des gegenwärtigen 19. Jahrhunderts die Kultur und die innere Religiösität auf der niedersten Stufe stehen. Man höre, was unser ehrlicher Landsmann Seume in seinem „Spazirgang nach Syrakus" erzählt:

1) „Zwischen Gensano und Aricia (uralte Stadt Latiums, bei Rom) ist eine schöne Waldesgegend, durch welche die Straße geht. Oben am Berge bat der Postillon, wir möchten aussteigen, weil er vermuthlich den Hemmschuh einlegen wollte und am Wagen etwas zu hämmern hatte. Der Offizier blieb bei seinen Depeschen am Wagen, und ich schlenderte leicht und unbefangen den Berg hinunter in den Wald hinein und dachte, wie ich Freund Reinhart in Aricia überraschen würde. Ungefähr 7 Minuten mochte ich so fortgewandelt sein, da stürzten links aus dem Gebüsche 4 Kerle auf mich zu. Ihre Botschaft erklärte sich sogleich. Einer faßte mich bei der Krause und setzte mir den Dolch an die Kehle; der andere am Arm und setzte mir den Dolch auf die Brust; die beiden übrigen blieben dispositionsmäßig in einer kleinen Entfernung mit aufgezogenen Karabinern. In der Bestürzung sagte ich halb unwillkürlich auf Deutsch zu ihnen: „Ei, so nehmt denn in Teufels Namen Alles, was ich habe!" Da machte Einer eine doppelt gräßliche Pantomime mit Gesicht und Dolch, um mir verstehen zu geben, man würde stoßen und schießen, sobald ich noch eine Silbe spräche. Ich schwieg also. In Eile nahmen sie mir nun die Börse und etwas kleines Geld aus der Westentasche, welch beides zusammen sich vielleicht auf 7 Piaster belief. Nun zogen sie mich mit der vehementesten Gewalt nach dem Gebüsche, und die Karabiner suchten mir durch richtige Schwenkung Willigkeit einzuflößen. Ich machte mich blos so schwer als möglich, da weiter thätigen Widerstand zu thun der gewisse Tod gewesen wäre: man zerriß mir in der Anstrengung Weste und Hemd. Vermuthlich wollte man mich dort im Busche gemächlich durchsuchen und ausziehen und dann mit mir thun, was man für gut finden würde. Sind die Herren sicher, so lassen sie das Opfer laufen; sind sie das nicht, so geben sie einen Schuß oder Stich, und die Todten sprechen nicht. In diesem kritischen Momente — denn das Ganze dauerte vielleicht kaum eine Minute — hörte man den Wagen von oben herab rollen und auch Stimmen von unten: sie ließen mich also los und nahmen die Flucht in den Wald. Die Kerle sahen gräßlich aus, wie ihr Handwerk; keiner war unter 20 und über 30 Jahre. Sie hatten sich gemalt und trugen falsche Bärte; ein Beweis, daß sie aus der Gegend waren und Entdeckung fürchteten. — So hätte ich wohl noch leicht in der schönen klassischen Gegend bleiben können!" —

2) „Im Hintergrunde der Krypte stehen noch ein paar weibliche Heiligkeiten, deren Namen ich vergessen habe, deren Blut aber noch beständig fließt. Ich hörte es selbst rauschen und kann es also bezeugen; ich wagte gläubig keine Erklärung des Gaukelspiels. Unter den vielen Narren war auch ein Vernünftiger, der mir vorzüglich die Säulen aus Pästum alle und von allen Seiten in den schönsten Beleuchtungen zeigte: er drückte mir stillschweigend die Hand, als ich fortging. Nun brachte man mich noch mit Gewalt in eine andere Kirche, wo eine schöne Kreuzigung, weder gemalt, noch gehauen, noch gegossen, sondern in's Holz gewachsen war. Mit Hilfe einiger Phantasie konnte man wohl so Etwas heraus- oder vielmehr hineinbringen; und die Wunder überlasse ich den Gläubigen. Als ich wegging, bat sich mein Hauptführer, der sich einen Kastellan des Erzbischofs nannte, Etwas für die Armen aus; das gab ich; sodann Etwas zu einer Seelenmesse für mich; das gab ich auch. Schadet Niemanden und hilft wohl! — Dann bat er sich auch Etwas für seine Mühe aus. Dazu machte ich endlich ein grämliches Gesicht und zog noch

2 Karlin hervor. Als ich sie hinreichte, schnappte sie ein Profaner weg, der sich einen Korporal nannte. Darüber entstand Streit zwischen dem Klerus und dem Laien. Der geistliche Herr sagte mir in's rechte Ohr, daß der Korporal ein lüderlicher Säufer wäre. Dieser zischelte mir in's linke, das Mönchgesicht sei ein Gauner und lebe vom Betruge: ich antwortete Beiden ganz leise, daß ich das Nämliche glaube und es wohl gemerkt habe. Es ist ein heilloses Leben!" —

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine interessante Autographensammlung (Sammmlung von Eigenschriften) hat die Verwaltung des germanischen Museums in Nürnberg zur Erinnerung an die für die deutsche Nation so glorreichen Tage der Jahre 1870/71 anzulegen begonnen. Dieselbe enthält die Handschriften derjenigen gekrönten Häupter, Staatsmänner und Feldherren, welche zu dem Gelingen des großen Werkes wesentlich beitrugen. Wir finden bereits Autographieen von Bismarck mit dem Spruch: „Fert unda nec regitur" *), Graf Bray, des früheren bayer. Staatsministers, mit dem Motto: „Des Erhaltenden Freund, des Schlendrians Feind", Erbprinz Leopold von Hohenzollern, Fürsten Karl Anton von Hohenzollern, Großherzog von Baden, König Johann von Sachsen, König von Württemberg mit den Worten „Furchtlos und treu" u. A. Die bayerischen Prinzen haben nachstehende Blätter übersandt: „Omnia cum Deo" **), Prinz Otto. „Halt fest an dem gegebenen Wort", Prinz Arnulf. „Tandem bona causa triumphat" ***), Prinz Leopold. „Bayern und Pfalz, Gott erhalt's!" Prinz Luitpold. „Treue gegen Treue", Prinz Ludwig. Aus den Blättern der bayerischen Feldherren erwähnen wir: „Auf das Wissen soll sogleich folgen das Können", General v. d. Tann. „Treu in Pflicht, wahr in Rath, kühn in That", General v. Hartmann. „Fest die Gesinnung, dann die That, dann das Wort, dies pflanzt Gesinnung und Handlungen fort", Generallieutenant v. Walther. „Wenig gesprochen — gut gehandelt", Generalmajor v. Schleich. „Strebe das Gute nur an, doch mit Aufgebot all' Deiner Kräfte, dann fällt das Beste vielleicht unerwartet Dir zu", Generalmajor Diehl. „Das Werk ist angefangen, nicht vollendet, noch ist uns Muth und feste Eintracht noth", Generalmajor v. Bothmer.

*) Die Welle trägt und wird nicht gelenkt.
**) Alles mit Gott.
***) Endlich siegt die gute Sache.

Eine ebenso seltene als schwere Operation hat der Generalarzt Prof. Dr. von Nußbaum in München, wie dortige Blätter berichteten, unterm 15. Febr. ds. Js. zu Ende geführt. Der 23 Jahr alte Soldat Hailer, welcher bei Bazeilles mit einem Gewehrkolben einen Schlag auf den linken Ellenbogen und auf das Genick bekommen, litt in Folge dessen fortwährend an Krämpfen — durch Zusammenziehen der Muskeln — im höchsten Grade, und zwar so, daß er zeitweilig die Besinnung verlor. Sämmtliche Heilmittel, Gymnastik, Bäder aller Art 2c. zeigten sich vergeblich. Professor Nußbaum beschloß nun, alle betheiligten Nerven bloszulegen, zu dehnen und, da das Rückenmark mit im Spiele war, die vier unteren Halsnerven bis zu ihrem Austritt aus der Wirbelsäule zu verfolgen und an dieser Stelle möglichst zu dehnen, um vielleicht hierdurch auf das nachbarliche Rückenmark einzuwirken, etwaige Adhäsion an den Wirbellöchern zu lösen und so den Krampf zu heben. Hailer, dem Prof. Nußbaum die Unsicherheit seines Planes nicht verschwieg, gab zu Allem seine Einwilligung. Derselbe wurde am 15. Februar d. J. in Nußbaum's Klinik gebracht, bis in das Stadium vollkommener Toleranz narkotisirt und die gefahrvolle Operation an ihm glücklich vollzogen. Durch Bloslegung und Dehnung der vier untern Halsnerven am Rückenmarke wurde die Lähmung der Gefühlsnerven und Bewegungsnerven besiegt. Hiermit ist das Faktum konstatirt, daß man auf operativem Wege dem Rückenmarke nahe kommen und Lähmungen und Krämpfe dadurch beseitigen kann. Professor v. Nußbaum bemerkt in seinem Berichte: „Ich bin sehr froh, daß ich die Operation vor 100 Zuschauern gemacht habe, damit nicht ein Witzkopf in seiner Rezension schreibt, ich hätte geträumt!"

* Räthsel.

Komm' nach dem Süden, wo die Dattel winkt,
Und nach dem Osten, wo der Halbmond blinkt,
Dort findst du mich in Häusern und in Zelten.

Nun lösch' das dritte meiner Zeichen aus,
Dann bin in Bayerns Osten ich zu Haus,
Wo als der Höchsten Einer ich kann gelten.

Zweibrücken. Reiselt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 38. Freitag, 29. März 1872.

△ Charfreitag.

„Es ist vollbracht!“ so rief am Kreuz der Held,
Der sich geopfert hat für eine Welt
So leer an Liebe — reich an Trug und List —
Ja grade so, wie sie noch heute ist.

Kämst heute Du, o großer Gottessohn,
Du fändest meistens wieder Spott und Hohn;
Bereiten würde man Dir neue Qual,
Den Kreuzestod stürbst Du zum zweiten Mal.

Kämst heute Du, des Papstes Heiligkeit,
Sie müßtest Du bekämpfen jederzeit;
Doch ach! man stieß' gewiß Dich fluchend aus,
Den Heiligsten führt' man zum Tod hinaus.

Wie könntest wagen auch Du, Heil der Welt,
Zu glauben heute, daß ein „Heil'ger“ fehlt!
Was Du einst lehrtest, gilt ja nimmermehr,
Heut' ist der Knecht viel größer, als sein Herr.

Und nicht allein ist es der Mann in Rom,
Der niederreißen will den heil'gen Dom,
Den Du auf festen Felsen einst gebaut,
Auf den des Vaters Auge liebend schaut.

Gar Viele, die sich nennen Diener Dein,
Befehlen wollen sie und Herren sein.
Wann zeigt von Deiner Liebe, Deinem Wort
Ihr Herz beseelt sich am geweihten Ort?

Wann strahlt des Evangeliums mildes Licht
Versöhnungsvoll von ihrem Angesicht?
Nicht Liebe spricht ihr Mund, ein zeternd Nein:
Ihr Gott soll nicht ein Gott der Liebe sein!

Ein Gott der Rache, der mit Feuersgluth
Die Welt zerstöret, wie durch jene Fluth
Er strafend es gethan in früher Zeit; —
Das wär' ein Gott, der Dunklen Lust und Freud'!

Heil uns, daß unser Gott die Liebe ist,
Von der uns sagt der Heiland Jesus Christ:
Gott gab den eignen Sohn für seine Welt.
„Es ist vollbracht!“ sprach dort am Kreuz der Held.

Zweibrücken, im März 1872.

Fest im Sturme.

Erzählung von Dr. Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Alt wußte nicht, was er thun sollte. Des Schreibers Worte klangen so geheimnißvoll und verdächtig, daß Besorgniß in ihm aufstieg. „Werden Sie auch schweigen?“ erwiederte er endlich.

„Ja, wenn auch Sie mir versprechen, zu schweigen — nur kurze Zeit, vielleicht nur bis heute Abend, dann werden Sie die volle Aufklärung erhalten. Wie viel will Lindner von Ihnen borgen?“ fragte Elze.

„Dreitausend Thaler,“ gab Alt nach kurzem Zögern zur Antwort.

„Hat er Ihnen eine Sicherheit gegeben?“

Der Kaufmann blickte erstaunt auf. „Ich bedarf ihm gegenüber keiner Sicherheit.“

Ein spöttisches Lächeln glitt über Elze's Gesicht hin. „Das geht mich auch Nichts an,“ fuhr er fort. „Sie wollen ihm das Geld in zwei Stunden schicken?“

„Ja.“

„Nun, meine Forderung besteht darin, daß Sie Dies vor mindestens vier Stunden nicht thun.“

„Weßhalb nicht? Ich habe ihm mein Wort gegeben!“ warf Alt ein.

„Das bleibt vorläufig mein Geheimniß. Wollen Sie meinen Rath nicht befolgen, so kann ich es nicht hindern.“

Alt wußte nicht, was er thun sollte. „Ich begreife Ihr Verlangen nicht, ich habe nicht ein-

mal eine Ahnung, weßhalb Sie dasselbe stellen?" entgegnete er.

„Gut, wenn Sie mir nicht trauen, so erfüllen Sie Lindner's Verlangen. Wenn ich ein Unrecht begehe, so können Sie mich ja zur Verantwortung ziehen. Wollen Sie meinen Rath befolgen?"

Alt schwieg. Er schien noch keinen Entschluß fassen zu können.

„Ich habe nicht länger Zeit," fuhr Elze fort. „Entscheiden Sie Sich!"

„Ich werde es thun," gab der Kaufmann zur Antwort. „Sie bürgen mir indeß dafür, wenn mir unangenehme Folgen daraus erwachsen."

„Gewiß, ebenso sehr wie ich auf Ihre Dankbarkeit rechne, wenn die Folgen für Sie angenehm sind. Sie verschweigen also Lindner auf jeden Fall, daß ich bei Ihnen gewesen bin!"

„Auch Dies werde ich thun."

Elze wollte sich entfernen — noch ein Mal hielt Alt ihn zurück. „Wenn Sie nun von meinem Versprechen einen mir nachtheiligen Gebrauch machten!" sprach er.

Elze verlor die Geduld. „Nun so schicken Sie meinetwegen Lindner das Geld noch in dieser Stunde!" rief er. „Ich habe keinen Nachtheil davon, wenn Sie meinen Rath nicht befolgen!" Rasch verließ er den Garten. Er hatte des Kaufmannes Mißtrauen erregt und wußte sehr wohl, daß derselbe Lindner das Geld nicht schicken werde; die Flucht desselben wurde jedenfalls dadurch verzögert. Ohne Säumen begab er sich zu dem Untersuchungsrichter.

Hartmann empfing ihn gleich Alt mit unverkennbarem Mißtrauen und verbarg sein Erstaunen nicht, als er ihm mittheilte, daß Jensen unschuldig sei und Lindner das Verbrechen begangen habe. „Können Sie Das beweisen?" fragte er streng. „Sie werden wissen, daß auch Sie strafbar sind, wenn Sie Lindner fälschlich eines Verbrechens beschuldigen."

„Ich weiß Dies," gab Elze ruhig zur Antwort. „Ich habe früher lange genug Akten abgeschrieben, um das Gesetz einigermaßen zu kennen." Er erzählte nun, in welcher Weise er Zeuge von Lindner's That geworden war.

Auch jetzt schien ihm der Richter nicht zu glauben, obschon er sichtbar aufgeregt war. Es wurde ein Mann eines schweren Verbrechens beschuldigt, an dessen ehrenhaftem Charakter er nie gezweifelt hatte. „Es ist nicht möglich!" rief er unwillkürlich.

„Und weßhalb nicht?" warf Elze nicht ohne Bitterkeit ein. „Weil Lindner ein vornehmer Mann ist, weil er für reich gilt und große Gesellschaften gegeben hat? Kann nicht auch ein vornehmer Mann ein Verbrecher sein?"

Der Richter schien diesen Vorwurf zu überhören. „Sie sagten, Sie seien zufällig im Walde gewesen," warf er ein. „Was hatten Sie zu solcher Stunde dort zu suchen?"

Der Schreiber schloß die Augen halb, seine Lippen zuckten, er hatte nicht erwartet, daß mit ihm ein Verhör angestellt werde, als ob er das Verbrechen begangen habe. „Ich bin viel im Walde, weil ich ihn liebe," entgegnete er kurz.

„Sie stehen im Verdacht des Wildfrevels," warf Hartmann ein.

Elze zuckte mit der Achsel. „Gegen einen Verdacht kann sich Niemand schützen," bemerkte er. „Ich bin deßhalb nie unter Anklage gestellt und es liegt auch kein Beweis gegen mich vor."

„Weßhalb machen Sie von dem Verbrechen erst heute Anzeige?" forschte Hartmann weiter.

„Ich hatte mir den Fuß vertreten und habe mein Haus mehrere Tage lang nicht verlassen können. Ich weiß nicht, ob ich nach dem Gesetze verpflichtet war, mich als Zeuge zu melden."

„Es liegt gegen Lindner außer Ihrer Aussage nicht der geringste Beweis vor. Es ist nicht einmal erwiesen, ob er zu jener Zeit im Walde gewesen ist. Sie kennen Lindner?"

„Ja, ich habe ihm verschiedene Dienste erwiesen."

„Welche?"

Elze zögerte mit der Antwort. „Ich habe in seinem Auftrage Jensen beobachtet."

„Weßhalb?"

„Er hat mir den Grund nicht mitgetheilt, ich glaube indeß nicht zu irren, wenn ich vermuthe, daß er auf ihn eifersüchtig war, weil Jensen einst seine Frau geliebt hat."

„Er hat Sie dafür bezahlt?"

„Natürlich."

„Und weßhalb treten Sie jetzt als Zeuge gegen ihn auf?"

„Ich vermuthe, daß er sich durch die Flucht der Strafe entziehen will."

„Woraus schließen Sie Dies? Hat er eine Ahnung, daß Sie um seine angebliche That wissen?"

„Er weiß es sogar durch mich selbst."

„Sie haben es ihm gesagt? Wie kamen Sie dazu?"

„Ich wollte sehen, wie hoch er mein Schweigen schätzte," gab Elze dreist zur Antwort.

„Ah, Sie wollten Sich von ihm dafür bezahlen lassen! Hat er Ihnen Geld gegeben?"

„Nein; er behauptete, kein Geld zu haben."

„Hat er Ihnen gegenüber die That eingestanden?"

„Er konnte sie nicht leugnen."

„Wann war Das?"

„Gestern, in seinem Hause."

„Ihr Fuß gestattete Ihnen also bereits gestern zu gehen! Weßhalb haben Sie mir gestern nicht die Anzeige gemacht?"

Elze erzählte, wodurch er gegen Lindner aufgebracht war, wie er ihn am Abend zuvor beobachtet hatte und die feste Ueberzeugung hegte, daß Lindner auch ihn habe erschlagen wollen, um seinen Mund verstummen zu machen.

Der Richter schüttelte ungläubig mit dem Kopfe, sein Auge ruhte prüfend auf dem Schreiber, dieser hielt den Blick indeß ruhig aus.

„Wenn nun Lindner dies Alles leugnet?" warf er ein. „Wenn nun kein weiterer Beweis als Ihre Aussage gegen ihn zu erbringen ist, glauben Sie, daß er, der vollständig unbescholtene Mann, nur auf Ihre Aussage hin verurtheilt werden würde?"

„Ich habe die volle Wahrheit gesprochen und bin bereit, meine Aussage zu beschwören," entgegnete Elze.

„Ich bin verpflichtet, Lindner auf Ihre Aussage hin zu verhören," bemerkte der Richter.

„Sie wollen ihn nicht sofort verhaften lassen?" unterbrach ihn Elze.

„Ich trage noch Bedenken."

„Gut, dann will ich Ihnen sein Geständniß verschaffen," fuhr der Schreiber fort. „Sie selbst sollen hören, daß er die That nicht leugnet. Dann bedürfen Sie keines Beweises weiter, dann werden Sie auch sehen, daß ich die volle Wahrheit gesprochen habe."

„Wie wollen Sie Das möglich machen?" fragte Hartmann erstaunt.

„Ich werde ihn um eine Zusammenkunft im Walde bitten, Sie und mehrere Polizeibeamte mögen Sich in der Nähe verbergen, dann werden Sie hören, daß er mir gegenüber die That nicht zu leugnen wagt."

(Fortsetzung folgt.)

---

* Aus Seume's „Spazirgang nach Syrakus."

(Schluß.)

3) „Wir gingen an einem Gefängnisse vorbei, aus dessen Gittern ein Kerl sah und uns anredete. ‚Dieser Mensch hat Vierzig umgebracht,' sagte mein Begleiter. Ich sah ihn an. ‚Hoffentlich kann es ihm nicht bewiesen werden,' erwiederte ich. — ‚Doch, doch; für wenigstens die Hälfte könnte der Beweis völlig geführt werden.' Mich überlief ein kalter Schauer. ‚Und die Regierung?' fragte ich. ‚Ach Gott, die Regierung,' sagte er ganz leise, — ‚braucht ihn.' Hier faßte es mich wie die Hölle. Ich hatte dergleichen Dinge oft gehört; jetzt sollte ich es sogar sehen. Freund, wenn ich ein Italiener wäre, ich wäre in Versuchung, aus ergrimmter Ehrlichkeit ein Bandit zu werden und mit dem Minister anzufangen. Welche Regierung ist das, die so entsetzlich mit dem Leben ihrer Bürger umgeht? Kann man sich eine größere Summe von Abscheulichkeit und Niederträchtigkeit denken? —

4) „Die Hierarchie wird in Rom wieder in ihrer größten Ausdehnung eingeführt; und was das Volk eben jetzt darunter leiden müsse, kannst Du berechnen. Die Klöster nehmen alle ihre Güter mit Strenge wieder in Besitz, die Kirchen werden wieder geheiligt und alle Prälaten behaupten für's Allererste wieder ihren alten Glanz. Da mästen sich wieder die Mönche; und wer kümmert sich darum, daß das Volk hungert? Die Straßen sind nicht allein mit Bettlern bedeckt, sondern diese Bettler sterben wirklich daselbst vor Hunger und Elend. Ich weiß, daß bei meinem Hiersein an Einem Tage 5—6 Personen vor Hunger gestorben sind. Ich selbst habe Einige niederfallen und sterben sehen. Rührt Dieses das geistliche Mastheer? Der Ausdruck ist empörend, aber nicht mehr als die Wahrheit. Als die Leiche Pius des Sechsten prächtig eingebracht wurde, damit die Exequien noch prächtiger gehalten werden könnten, erhob sich aus dem gläubigen Gedränge ein Fünkchen Vernunft in dem dumpfen Gemurmel, daß man so viel Lärm und Kosten mit einem Todten mache und die Lebendigen im Elende verhungern lasse. Rom ist oft die Kloake der Menschheit gewesen, aber vielleicht nie mehr als jetzt. Es ist keine Ordnung, keine Justiz, keine Polizei; auf dem Lande noch weniger, als in der Stadt, und wenn die Menschheit noch nicht tiefer gesunken ist, als sie wirklich liegt, so

kommt es blos daher, weil man das Göttliche in der Natur durch die größte Unvernunft nicht ganz ausrotten kann. — Die Herren Kleriker sind immer klug wie die Schlangen; weiter gehen sie im Evangelium nicht. — Die Heerstraßen sind voll Räuber; die niederträchtigsten Bösewichter ziehen im Lande herum. Blos während meiner kurzen Anwesenheit in Rom sind 3 Kuriere geplündert und 5 Dragoner von der Begleitung erschossen worden. Niemand wagt es mehr, Etwas mit der Post zu geben. Die Kardinäle sind immer noch in dem schändlichsten Kredit als Beschützer der Verbrecher. Man erzählte jetzt noch Beispiele mit allen Namen und Umständen, daß sie Mörder in ihren Wagen aus der Stadt in Sicherheit bringen lassen. Die Noth ist schrecklich. In ganz **Marino** und **Albano** ist keine öffentliche Schule, also keine Sorge für Erziehung; in Rom ist sie schlecht. Der Kirchenstaat ist eine Oede rund um Rom herum. Die Möncherei kommt wieder in ihren kraffesten Flor, und man erzählte sich wieder ganz neue Bubenstücke der Kuttenträger, die der Schande der finstersten Zeiten gleichkommen. Man sagt wohl, Italien sei ein Paradies, von Teufeln bewohnt. Aber der Italiener ist ein edler, herrlicher Mensch; nur seine Regenten sind Mönche oder Mönchsknechte. Ueberdies ist hier der Sitz der Vergebung der Sünde."

Und aus diesem Lande soll die göttliche Christusreligion kommen? Hier soll der christliche Kultus gepflegt werden? War nicht der Allmächtige Richter, daß in Rom die weltliche Herrschaft abgesetzt wurde? Wer wünscht, daß diese wieder eingesetzt werde? —

Mannigfaltiges.

Der Riesenprozeß Tichborn in London, welcher neulich zu Ende gekommen, hat seines Gleichen nicht in der Rechtspflege irgend einer Nation. Sechs Jahre lang konnte dieser grobe, plumpe Betrug, welcher mit einem aus Australien herbeigezogenen Kerl den Besitz der Familie Tichborn zu gewinnen trachtete, sein verwegenes Spiel treiben. Die Schlußszene vor dem höchsten Gerichtshofe des Landes begann am 1. Mai 1871 und erreichte 102 Gerichtssitzungen. Alles in diesem Prozesse, der seine Thätigkeit auf drei Welttheile erstreckte, ist kolossal. Der Attorney-General Sir J. Coleridge, der den unmündigen Erben der Tichborn-Güter gegen die Ansprüche des als Strohmann vorgeschickten australischen Betrügers zu vertheidigen hatte, that Dies in einer 26tägigen Rede, der großartigsten und bewunderungswürdigsten Anstrengung, welche wohl je von der eloquentia forensis gemacht worden ist. Noch hatte er Hunderte von aus allen Ländern und Welttheilen herbeigebrachten Zeugen zu examiniren und dem Kreuzverhör seiner Gegner preiszugeben. Noch hatte der Advokat des Prätendenten, Sergeant Ballantine, der redegewandteste Barrister Englands, seine Schlußrede zu halten und wer weiß auf wie viele Sitzungen auszudehnen; auch stand das Resumé des Lord-Oberrichters Boville zurück — kurz, noch war gar nicht abzusehen, wann und wie die Sache enden würde. Da riß den armen Geschworenen die Geduld, und ihr Obmann erklärte: daß sie keiner weiteren Evidenz von beiden Seiten bedürften, sondern ganz vorbereitet seien, ihr Verdikt sofort zu fällen — natürlich zu Gunsten des angegriffenen Mündels und gegen die Ansprüche des gemeinen Kerls, der so lange die englische Justiz, den gesunden Menschenverstand der Nation, das Anstands- und Rechtsgefühl des unbetheiligten Publikums verhöhnen durfte. Die Kosten des Prozesses sind ungeheuer. Allerdings handelte es sich um ein 50,000 Pfd. St. übersteigendes Jahreseinkommen, für dessen Gewinn schon ein Einsatz der Mühe werth war. Daher waren es vorzugsweise Geldleiher, welche auf die Spekulation eingingen, und nun den Einsatz, mit welchem sie 200 und 300 Prozent zu gewinnen hofften, verlieren; sie verdienen natürlich keine Sympathie. Aber es erleidet keinen Zweifel, daß außer ihnen noch eine wohl organisirte Verschwörung reicher und angesehener Leute hinter dem Arthur Orton stand, die es sich Etwas kosten ließ, um die gegenwärtigen Besitzer des Tichborn-Erbes aus dem Besitze zu verdrängen. Die Advokaten, welche den „Claimant" vertraten und in seinen Ansprüchen unterstützten, stehen in keinem beneidenswerthen Lichte vor der Welt. Sie mußten besser als die Uneingeweihten wissen, daß dieser Mensch ein ebenso gewissenloser als roher und plumper Betrüger war.

Auflösung des Räthsels in No. 36:

Buche — Bache. (Bache wird bekanntlich das Weibchen des wilden Schweins genannt.)

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 39. Mittwoch, 3. April 1872.

Fest im Sturme.

Erzählung von Dr. Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Dem Richter schien dieser Plan einzuleuchten. „Wird er auch kommen?“ warf er fragend ein.

„Ich zweifle nicht daran. Er darf meine Forderung nicht ablehnen, denn er weiß, daß sein Geschick in meiner Hand ruht.“

„Und wann wollen Sie diesen Versuch anstellen?“

„Sobald als möglich, denn ich bin überzeugt, daß er beabsichtigt, noch heute zu fliehen.“

Elze bezeichnete genau den Ort, an welchem er mit Lindner zusammenzutreffen beabsichtigte. Das Tannendickicht gestattete leicht, daß sich Jemand in ihm verbarg. Er bestimmte, daß einige Polizeibeamte oder Gensdarmen sich in unmittelbarer Nähe aufhielten, um Lindner sofort verhaften zu können, und daß sie auf verschiedenen Umwegen sich nach jenem Orte begäben. Dann schrieb er in des Richters Gegenwart rasch einige Zeilen an Lindner, in denen er ihn aufforderte, sofort an jenen Ort zu kommen.

„Zögern Sie nicht,“ fügte er hinzu, „denn es hängt sehr viel — ja Alles für Sie davon ab. Ich hoffe, Sie werden mir dankbar sein für die Mittheilung, die ich Ihnen zu machen habe.“

Hartmann versprach, Elze's Forderungen genau zu erfüllen; die Sicherheit in dem Auftreten des Schreibers brachte ihn mehr und mehr zu der Ueberzeugung, daß die Aussagen desselben wahr seien, wenn schon er noch immer nicht fassen konnte, daß Lindner ein Verbrecher sein sollte.

Elze ließ durch einen Knaben den Brief zu Lndner tragen und begab sich dann nach der Stelle im Walde, an der er schon wiederholt mit Lindner zusammengetroffen war. Hartmann und einige Gensdarmen, sowie der Polizeikommissär hatten sich bereits vor ihm eingefunden, und er verbarg sie in geschickter Weise in dem Tannendickicht. Er streckte sich auf dem weichen Rasen nieder, um Lindner zu erwarten, und blies in scheinbar ganz gleichgiltiger Stimmung den Rauch seiner Cigarre in die Luft.

Es währte lange, ehe Lindner kam; endlich näherte er sich mit raschen, hastigen Schritten. Sein Auge blickte forschend umher, auf seinem Gesichte lag ein unwilliger Ausdruck. Es schien ihm nicht angenehm zu sein, daß er durch Elze's Brief gezwungen war, zu kommen. „Sind wir allein?“ fragte er, als er an Elze, der sich langsam erhob, herangetreten war.

„Natürlich,“ erwiederte der Schreiber, „denn was wir zu sprechen haben, verträgt keine fremden Ohren. Hier kann uns auch Niemand überraschen.“

„Was haben Sie mir mitzutheilen?“ fragte Lindner hastig weiter. Des Schreibers Worte schienen ihn wenig zu beruhigen, denn sein Blick glitt prüfend umher.

„Ich glaube, ich bin nicht der Einzige, der der um Ihre That weiß,“ gab Elze zur Antwort.

Lindner trat erschreckt zurück. „Sprechen Sie die Wahrheit?“ fragte er hastig.

„Aus welchem Grunde sollte ich die Unwahrheit sprechen?“

„Und wer — wer?“ unterbrach ihn Lindner; er wagte nicht, seine Frage zu beenden.

„Der Wassermüller ließ heute Morgen in einer Restauration eine Aeußerung fallen, die mir auffiel,“ fuhr Elze fort. „Er hat Sie an dem Abend im Walde gesehen und sagte, verdächtig sei Dies jedenfalls, denn Sie wären wahrlich nicht ohne Grund zu so später Stunde im Walde gewesen.“

„Wer war zugegen, als er Dies sagte?“ fragte Lindner.

„Niemand außer mir; allein ich weiß nicht, ob er nicht schon dieselbe Aeußerung gegen Andere gethan hat!"

„Und Sie haben seinen Verdacht noch bestärkt?" rief Lindner.

„Das wäre gegen mein eigenes Interesse gewesen."

„Forschen Sie den Wassermüller genauer aus, aber vorsichtig!"

„Ich werde es thun, allein was wollen Sie beginnen, wenn es trotzdem bekannt wird, daß Sie Wolffheim erschlagen haben?"

Lindner fuhr mit der Hand über die Stirne. „Ich weiß es nicht — es darf nicht bekannt werden!"

„Wollen Sie nicht fliehen?" fragte Elze.

Lindner blickte den Schreiber scharf an, als wolle er dessen geheimste Gedanken errathen.

„Nein, ich kann es nicht; ich kann meine Familie nicht schutzlos zurücklassen!"

„Sie wollten mich gestern Abend ziemlich spät noch besuchen?" fuhr Elze, ruhig fragend, fort.

Lindner blickte überrascht auf. „Ich? Nein."

„Sie waren vor meinem Hause und erwarteten mich dort ziemlich lange."

„Das muß ein Irrthum sein!" rief Lindner verlegen.

„Ich selbst habe Sie gesehen. Was wollten Sie von mir?"

Ein schwaches Geräusch drang in diesem Augenblicke aus dem Tannendickicht; Lindner's scharfes Ohr vernahm es. Er trat einen Schritt zurück, sein Auge fuhr rasch über den Schreiber und dann nach der Richtung, aus welcher das Geräusch klang. Ein Verdacht schien in ihm aufzutauchen. Die Gensdarmen und der Polizeikommissär brachen aus ihrem Verstecke hervor.

Bestürzt fuhr Lindner zurück. „Ha, schändlicher Verräther!" rief er, riß einen Revolver aus der Brusttasche hervor und feuerte ihn auf Elze ab.

Einer der Gensdarmen wollte ihm in den Arm fallen, er kam demselben indeß zuvor, richtete den Revolver gegen die eigene Brust und brachte sich drei Schüsse bei. Lautlos brach er zusammen.

Auch Hartmann trat jetzt aus dem Dickicht hervor. Er hatte aus Lindner's eigenem Munde die Bestätigung seiner Schuld gehört — ein Zweifel war nicht mehr möglich.

„Nun, haben Sie jetzt die Ueberzeugung gewonnen, daß ich die Wahrheit gesprochen habe?" fragte Elze, der durch die Kugel nur leicht gestreift war.

„Ja," entgegnete Hartmann kurz.

Er trat an Lindner heran. Das Leben war bereits aus demselben gewichen, zu sicher hatte seine Hand getroffen. Das Gesicht des Todten war verzerrt und entstellt, es hatte die Maske, welche es so lange getragen, verloren.

„Ein gefährlicher Mensch," sprach der Polizeikommissär, an den Todten herantretend; „wir haben uns Alle in ihm getäuscht."

Hartmann schwieg. Er dachte daran, in welcher Weise er durch Lindner getäuscht worden war, mit welch' ruhigem Gesichte derselbe den Beweis gegen Jensen, der so außerordentlich schwer in das Gewicht fiel, gebracht hatte. Noch immer begriff er nicht, wodurch Lindner zu dem Verbrechen getrieben war, und sprach Dies gegen den Kommissär aus.

„Er hat sein Vermögen durchgebracht," erwiederte Elze, „und zum Arbeiten scheint er wenig Lust gehabt zu haben. Ich glaube wohl, daß es ganz angenehm ist, ein solches Leben zu führen, wie er es Jahre lang genossen hat; es wird ihm schwer geworden sein, sich davon zu trennen, deßhalb hat er das Aeußerste versucht. Ich bedaure nur, daß er der Strafe, die er so reichlich verdient hat, zuvorgekommen ist; ich würde kein Mitleid mit ihm gefühlt haben, wenn er sein Leben im Gefängniß beschlossen hätte!"

Weder der Richter noch der Staatsanwalt antworteten ihm.

„Ist es wahr, daß der Wassermüller ihn an dem Abend im Walde gesehen?" fragte Hartmann nach einiger Zeit.

„Nein," entgegnete Elze; „ich sagte Dies nur, um ihn zu ängstigen und zum Geständniß seiner Schuld zu bewegen. Er war doch ein Thor, daß er so leicht in die Falle ging."

Der Todte wurde nach der Stadt gebracht. Man wagte nicht, ihn in seine Wohnung zu schaffen, da die Nachricht von seinem Ende seiner unglücklichen kranken Frau leicht das Leben hätte kosten können.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kirchenskandal.

Boppard, 23. März. Die „Bonner Ztg." berichtet über einen hier vorgekommenen Kirchenskandal: „Heute wohnte Universitätsprofessor Knoodt aus Bonn in der hiesigen Karmeliterkirche dem Gottesdienste bei, um der ersten hl. Kommunion eines ihm verwandten Gymnasiasten zu

assistiren. Der Religionslehrer Beinroth hatte schon eine Anrede an die Neukommunizirten gehalten und denselben das Glaubensbekenntniß abgenommen, als Professor Knoodt durch den Küster in die Sakristei gerufen wurde. Hier verlangte Beinroth von ihm, daß er die Kirche verlasse, weil er in seiner, des Exkommunizirten, Gegenwart das hl. Meßopfer nicht darbringen könne. Professor Knoodt erwiederte ihm, daß er diesem Verlangen nicht zu entsprechen vermöge, weil er sonst ja selber sich faktisch für einen aus der katholischen Kirche Ausgeschiedenen erkläre. Es möge Hr. Beinroth sich einen Augenblick auf den Standpunkt des Prof. Knoodt versetzen, dann werde er wohl begreifen, daß und warum derselbe sich als mitten im Schooße der Kirche befindlich betrachte, trotz erzbischöflicher Exkommunikation. Als dessen ungeachtet der Religionslehrer fortfuhr, den Prof. Knoodt dringendst zu ersuchen, die Kirche zu verlassen, bemerkte Letzterer ihm, daß er nach Empfang des erzbischöflichen Exkommunikationsschreibens wiederholt dem Gottesdienste im Münster zu Bonn beigewohnt habe und es Niemanden eingefallen sei, ihn aus der Kirche auszuweisen oder wegen seiner Anwesenheit den Gottesdienst einzustellen. Aber auch Das half Nichts. Da machte Prof. Knoodt ihn darauf aufmerksam, daß er bis jetzt nur durch ein Privatschreiben des Erzbischofs exkommunizirt sei und daß alle von der Kirche vorgeschriebenen Formen der Exkommunikation fehlten, welche ihn (Beinroth) formell berechtigen könnten, wegen der Anwesenheit desselben die hl. Funktionen zu stören. Umsonst! Dennoch machte ihn Prof. Knoodt auch noch auf das öffentliche Aergerniß, die persönliche Ehrenkränkung und die unvermeidlichen Folgen aufmerksam, falls er öffentlich vor der Gemeinde die Aufforderung an ihn ergehen lasse, sich aus der Kirche zu entfernen. Außerdem theilte Prof. Knoodt ihm mit, daß auch sein Freund, Professor Reinkens aus Breslau, in der Kirche anwesend sei. Nach allen diesen Erklärungen beharrte Herr Beinroth auf der Forderung, daß Prof. Knoodt die Kirche verlasse, Letzterer dagegen auf der Unmöglichkeit, der Forderung Folge zu leisten, worauf er sich auf seinen Platz in der Kirche zurückverfügte. Wenige Minuten darnach erschien Hr. Beinroth in schwarzem Talar an den Stufen des Altars und rief mit feierlicher Stimme den in der Kirche Anwesenden zu: „Es befinden sich zwei Männer in der Kirche, welche exkommunizirt sind; so lange dieselben anwesend sind, kann ich das hl. Meßopfer nicht darbringen. Ich fordere daher dieselben hiermit auf, die Kirche zu verlassen." Es entstand nun eine lange peinliche Pause. Dann erhob sich Hr. Beinroth wieder von den Stufen des Altars, an denen er niedergekniet war, und rief in die Kirche hinein: „Die Herren Professoren Knoodt und Reinkens, welche aus der Gemeinschaft der katholischen Kirche ausgeschlossen und hier anwesend sind, fordere ich hiermit nochmals auf, sich zu entfernen." Prof. Knoodt, der nur wenige Schritte von Beinroth entfernt kniete, richtete nun die Frage an denselben, ob er ihm erlaube, einige Worte an die versammelte Gemeinde zu richten. Es wollte Prof. Knoodt nämlich die schlichte Erklärung abgeben, daß er aus Rücksicht auf das Fest der Neukommunikanten, das er nicht stören wolle, aber auch nur aus dieser Rücksicht, die Kirche verlassen werde. Herr Beinroth aber rief dem Prof. Knoodt zu: „Ich verbiete Ihnen auch nur ein Wort zu reden," worauf Letzterer die Kirche verließ. In Folge dieses Vorfalls herrscht große Aufregung in Boppard."

Die protestantischen Eiferer erweisen sich übrigens als nicht minder unduldsam. Die Berliner Blätter erheben ihre Stimme gegen das Brandenburger Konsistorium, welches mehreren freisinnigen protestantischen Geistlichen, darunter der siebenzigjährige Sydow und der angesehene Dr. Lisco, Verweise wegen ihrer Meinungsäußerungen ertheilt hat. Ein solches Verfahren muß die evangelische Kirche entweder zur Heuchelei oder zu einem ungesunden Sektenwesen und zur Kirchenlosigkeit der großen Menge treiben.

Mannigfaltiges.

In London hat sich ein Komite zur Errichtung einer „Deutschen Herberge in London" gebildet, an dessen Spitze der kaiserl. deutsche General-Consul, Legationsrath H. C. Wilke, steht. Dasselbe sagt in einem Aufruf zur Förderung des Unternehmens u. A.: „Die große Anzahl von jungen Deutschen, welche jährlich nach London kommen, um Arbeit zu suchen, hat schon oft die Frage veranlaßt, was aus ihnen bei und nach der Ankunft in der fremden Stadt wird. Dieselben zerfallen in zwei Klassen: Handwerker und Kaufleute. Die meisten der ersteren sind weder mit der Sprache noch mit den hiesigen Verhältnissen bekannt und gerathen daher nur zu häufig in die Hände der vielen Schwindler, welche an Bahnhöfen und Dampfschiffs-Sta-

tionen den Ankommenden auflauern. In den schlechten Logirhäusern werden sie bald geplündert, kommen in Noth und böse Gesellschaft und vermehren dann die große Zahl der deutschen Bettler und Vagabunden, welche sich in den Straßen Londons herumtreiben. Was die andere Klasse betrifft, die jungen Kaufleute, so sind dieselben genöthigt, bei der Ankunft erst in theuern Hotels zu logiren, um sich von dort aus ein Unterkommen in einer Familie zu suchen, und wenn sich die gewünschte Beschäftigung nicht bald findet, so geht häufig das Geld rasch zur Neige, und sie sehen sich denselben Gefahren ausgesetzt wie die Handwerker. Ein Mittel, um diesem Uebel zu begegnen, liegt in der Errichtung einer Herberge oder Heimath, deren Agent die angemeldeten Fremden gleich bei der Ankunft in Empfang nimmt und in der dieselben ein respektables Unterkommen und freundlichen Bescheid erhalten. Deutschland und die Schweiz schicken ihre Söhne jährlich zu Tausenden nach England; — ist es daher zu viel verlangt, zu erwarten, daß das Vaterland mithelfen werde, seinen Kindern im fremden Lande eine Heimath zu bereiten? Wir wenden uns an Alle, die hier gewesen sind, an alle Kaufleute, welche mit England in Verbindung stehen; an alle Eltern, deren Söhne die Absicht haben, hierher zu kommen, und besonders an alle Jünglinge, deren Wunsch und Streben dahin geht, sich in diesem Lande Kenntnisse und Erfahrungen zu sammeln: Helft uns, eine Herberge in London zu errichten! Von dem Ergebniß der Sammlungen wird es abhangen, in welchem Maßstabe die Herberge eingerichtet werden kann, und im Uebrigen soll das Unternehmen so angelegt werden, daß es sich nach einiger Zeit selbst bezahlt, wie es bei den Herbergen in Deutschland der Fall ist."

(Neue Erfindung.) Man schreibt aus Göttingen unterm 15. März: Gestern Abend hatte Göttingen die Freude, zum ersten Male die (in der „Zweibr. Ztg." früher einmal erwähnte) neue Erfindung eines seiner Mitbürger, des Professors Dr. Klinkerfues, die „hydrostatischen Selbstzünder," in Wirksamkeit zu sehen. Auf der längsten Straße Göttingens, der Weender, wurden bis weit vor dem Thore alle Straßenlaternen (etwa 40) während des Tages mit den neuen Zündapparaten versehen, und in allen Kreisen der Gesellschaft, den zweifelnden wie den gläubigen, herrschte bis zum Abend keine geringe Aufregung, wie Das Abends die zahlreich versammelte und erregte Menschenmenge bewies. Wir hatten von authentischer Seite genau die Zeit erfahren, wann auf der hiesigen Gasanstalt der nöthige Druck gegeben werden sollte, und hatten eine Stellung gewählt, von der aus es uns möglich war, fast alle Laternen zu überblicken. Es war in der That ein überraschender Anblick, als Punkt 5 Minuten vor halb 7 Uhr sich alle in unserem Gesichtskreise befindlichen Laternen mit Einem Schlage entzündeten und fröhlich weiter brannten. Noch effektvoller war es, als in der Nacht zur festgesetzten Zeit in einem Augenblicke die „Abendlaternen" auslöschten, während die ebenfalls mit Apparaten versehenen Nachtlaternen lustig fortbrannten, — ein Beweis, daß die verschiedene Dauer der Brennzeit kein Hinderniß ist, sondern, wie uns auch von sachmännischer Seite versichert wird, durch eine ganz geringfügige Vorrichtung ausgeglichen wird. Wir glauben in der That, daß keine lange Zeit mehr vergehen wird, bis wenigstens die größeren Städte dem Beispiele des kleinen Göttingen folgen werden. Göttingen hat aber so zum zweiten Male die Ehre, eine in seinen Mauern gemachte Entdeckung auch zuerst innerhalb derselben angewandt zu sehen; das erste Mal war es, als Professor Gauß (der auch, wie der jetzige Erfinder, Professor Klinkerfues, auf der Sternwart wohnte) mit Professor Weber den elektrischen Telegraphen erfand und hier in Göttingen zuerst eine kleinere Leitung anlegte.

Zu den bemerkenswerthen Tunnelbauten der Gegenwart gehört der Tunnel, welcher unter der Stadt Genua hindurch unternommen wurde und nach dem „Monitore delle strade ferrate" vor Ende März 1872 vollendet sein und dem Verkehr übergeben werden soll. Er wurde zu Anfang des Jahres 1870 begonnen und hat den Zweck, die Bahnen des östlichen mit jenen des westlichen Uferlandes und den übrigen Linien Ober-Italiens zu verbinden. Seine Länge beträgt ungefähr 2300 Meter. Das Geleise dieses unterirdischen Schienenweges ist ein doppeltes. In seiner Mitte befindet sich eine bedeutende Erweiterung behufs eventueller Ausführung eines abzweigenden Tunnels zur Verbindung der gegenwärtigen Stationen mit den Hafenräumen.

Auflösung des Räthsels in № 37:
Araber — Arber (Berg im Böhmerwald).

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 40. Freitag, 5. April 1872.

Fest im Sturme.

Erzählung von Dr. Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Hartmann eilte sofort in Lindner's Haus, um die Diener zur größten Vorsicht und zum strengsten Schweigen zu veranlassen. In Burgthal wurde das Geschehene noch in derselben Stunde bekannt und das größte Erstaunen hervorgerufen. Daß Lindner ein Verbrecher sei, hatte Niemand vermuthet. Viele konnten es auch jetzt noch nicht fassen, daß der vornehme, feine Mann eine so blutige That begangen habe.

Elze begab sich zu dem Kaufmann Alt. Derselbe hatte die Nachricht von Lindner's Verbrechen und Tode bereits erhalten.

„Begreifen Sie nun das Verlangen, welches ich an Sie stellte?" fragte der Schreiber.

„Ja, ja!" rief Alt aufgeregt, da er die Bestürzung über das Geschehene noch nicht überwunden, denn auch er hatte Lindner für einen durchaus ehrenhaften Mann gehalten.

„Hätten Sie ihm das Geld geschickt, wie Sie ihm versprochen hatten," fuhr Elze fort, „so würden Sie nie einen Pfennig zurückerhalten haben. Lindner würde jetzt wahrscheinlich bereits damit entflohen sein!"

„Ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet," entgegnete Alt. „Weßhalb haben Sie mir dies Alles nicht schon heute Morgen anvertraut?"

„Wußte ich, ob Sie darüber geschwiegen haben würden?" warf Elze ein. „Ich mußte äußerst vorsichtig verfahren, um Lindner nicht entschlüpfen zu lassen. Vielleicht würden Sie mir nicht einmal geglaubt haben; zweifelte doch selbst der Richter an der Wahrheit meiner Worte, bis er das Geständniß aus Lindner's eigenem Munde vernahm."

Reich belohnt und völlig zufrieden gestellt, verließ Elze den Kaufmann. —

Hartmann befand sich in einer eigenthümlichen Stimmung. Er konnte an der Schuld Lindner's nicht mehr zweifeln, da er das Geständniß derselben aus Lindner's Munde gehört hatte, und gleichwohl wurde es ihm schwer, an Jensen's Unschuld zu glauben. Konnte es nur ein Spiel des Zufalls sein, daß alle Beweise gegen ihn sprachen? Weßhalb hatte er hartnäckig verschwiegen, was er zu so ungewohnter Stunde im Walde gethan und was ihn zu dem Entschlusse der plötzlichen Abreise getrieben? Daß er über diese beiden Punkte nicht die Wahrheit gesprochen, war aus seinen eigenen Worten zu erkennen gewesen.

Gleichwohl konnte Jensen nicht länger in Haft gehalten werden, der Staatsanwalt selbst beantragte dessen Freilassung. Hartmann ließ ihn noch ein Mal zu sich führen.

Jensen hatte von dem Geschehenen keine Ahnung. Wie immer trat er ruhig ein.

„Haben Sie Sich endlich zu einem offenen Geständniß entschlossen?" fragte Hartmann.

„Ich habe Nichts weiter zu gestehen, als was ich bereits wiederholt angegeben habe," lautete Jensen's ruhige Antwort.

Des Richters Blick ruhte prüfend auf ihm. Jetzt, wo er Jensen's Unschuld kannte, glaubte er dieselbe auch auf dessen Zügen zu lesen.

„Ihre Unschuld ist erwiesen," sprach er. „Der Mörder Wolfsheim's ist entdeckt — ich habe Sie zu mir führen lassen, um Ihnen Ihre Entlassung aus der Haft anzukündigen."

Jensen blickte überrascht auf. Er schien Hartmann's Worten nicht zu glauben — sollten dieselben nur eine ihm gestellte Falle sein?

„Ahnen Sie nicht, wer Ihren Schwager erschlagen?“

„Nein,“ erwiederte Jensen.

Hartmann theilte ihm nun Alles mit.

Jensen war tief erschüttert — er dachte an Olga. Noch wußte er nicht, daß sie erkrankt war. Ihr Mann ein Verbrecher und todt — welchen Schmerz mußte sie empfinden! Es erschien ihm wie ein wüster Traum, den er noch nicht fassen konnte. „Weßhalb hat er Wolffheim erschlagen?“ fragte er endlich.

„Er hat ihn beraubt. Seine Vermögensverhältnisse sind vollständig zerrüttet, er scheint Alles verschwendet zu haben, und sein Leichtsinn hat ihn zum Verbrecher gemacht. Wäre nicht zufällig der Schreiber Zeuge seiner That gewesen, so würde vielleicht nie ein Verdacht auf ihn gefallen sein und Sie würden verurtheilt worden sein, da überhaupt alle Beweise gegen Sie sprachen.“

„Ich wußte es,“ entgegnete Jensen. „Ich war darauf gefaßt, verurtheilt zu werden, obschon ich unschuldig war.“

„Herr Jensen,“ fuhr Hartmann fort, „jetzt, wo Ihre Unschuld erwiesen ist, lassen Sie mich noch einige Fragen an Sie richten. Was haben Sie an dem Abend in dem Walde gemacht? Und weßhalb wollten Sie so plötzlich von hier abreisen? Sie haben mir über diese beiden Punkte nicht die Wahrheit gesagt; geben Sie mir jetzt wenigstens Aufklärung. Es ist nicht Neugierde allein, die mich zu dieser Frage treibt, ich möchte, daß in mir auch nicht der geringste Schatten und Verdacht gegen Sie zurückbleibt, ich möchte begreifen, wie es möglich war, daß all' die Beweise mit solcher Uebereinstimmung sich gegen Sie richteten!“

„Ich habe Ihnen auf diese beiden Fragen die Wahrheit nicht gesagt,“ erwiederte Jensen — „und ich kann sie Ihnen auch jetzt noch nicht sagen. Glauben Sie mir indeß, was mich an jenem Abend in den Wald geführt und was mich zur Abreise trieb, es stand mit dem Verbrechen in keiner Beziehung. Hätte ich über diese beiden Punkte sprechen wollen, so würde es mir leicht geworden sein, meine Unschuld zu beweisen.“

„Und Sie würden Sich eher haben verurtheilen lassen?“

„Ja,“ gab Jensen fest zur Antwort.

Des Richters Auge ruhte prüfend auf ihm, eine Ahnung stieg plötzlich in ihm auf. „Herr Jensen,“ rief er, „Sie haben Lindner's Frau früher geliebt — Sie lieben sie noch — mit ihr sind Sie an dem Abend im Walde zusammengetroffen!“

Jensen zuckte zusammen, das Blut drängte sich in seine bleichen Wangen, sein Auge wich dem des Richters aus, als sei er sich eines Unrechtes bewußt. Er fühlte, daß sein Blut ihn verrathen hatte, was half ihm jetzt noch das Leugnen? „Ja,“ erwiederte er. „Ich war an dem Abend mit ihr zusammen. Sie hatte mich gebeten, sie im Walde zu erwarten, da sie mich zu sprechen wünsche; aber, Herr Richter, dieses Zusammentreffen war ein ernstes und reines. Sie wußte, daß ich sie noch liebte, und auch ich wußte, daß ihr Herz mir noch gehörte. Sie bat mich, Burgthal zu verlassen, sie beschwor mich, ihr den Kampf zu erleichtern, den ihr Herz und ihre Pflicht als die Gattin eines Andern ihr bereiteten. Sie hat diese Pflicht nicht verletzt, sie steht noch so rein da wie früher — und ich konnte ihre Bitte nicht abschlagen, so schwer es mir auch wurde. Deßhalb packte ich am folgenden Morgen meine Sachen, ich wollte noch an demselben Tage abreisen, wie ich es versprochen hatte.“

„Sie wollten deßhalb Ihre Stellung hier aufgeben?“ warf Hartmann ein.

„Ja; ich würde eine andere Stellung gefunden haben — mir war es gleichgiltig.“

„Sie waren zu derselben Zeit mit ihr im Walde zusammen, als Wolffheim erschlagen wurde, und doch beriefen Sie Sich nicht auf ihr Zeugniß?“

„Ich würde es nie gethan haben, und wenn ich verurtheilt worden wäre. Ihr Ruf war mir theurer, als mein Leben!“

Hartmann erfaßte Jensen's Hand. „Ich habe Sie schwer verkannt,“ sprach er, „ich hatte keine Ahnung, daß ein so edler Sinn in Ihnen wohnt!“

Jensen lächelte wehmüthig. „Sie haben nach Ihrer Pflicht gehandelt, die Beweise sprachen ja gegen mich,“ erwiederte er. „Aber eine Bitte richte ich an Sie: schweigen Sie über Das, was ich Ihnen mitgetheilt habe, schonen Sie eine unglückliche Frau, die ohnehin schon schwer geprüft worden ist. Jetzt habe ich Ihnen die volle Wahrheit gesagt, und Sie dürfen mir glauben, daß ich Ihnen Nichts verschwiegen habe.“

„Ich werde schweigen!“ rief Hartmann. „Ich stehe Ihnen nicht mehr als Richter gegenüber und werde es deßhalb auffassen, als ob Sie einem Freunde ein Geheimniß anvertraut. Gern möchte ich auch das Unrecht sühnen, was Ihnen widerfahren ist — kann ich irgend Etwas für Sie thun?“

„Ich danke Ihnen," erwiederte Jensen. „Die Sorge für das Leben drückt mich am wenigsten, und was der Mensch mit sich selbst durchzukämpfen hat, darin kann ihm Niemand helfen."

(Fortsetzung folgt.)

Im Coupé für Nichtraucher.

Novelle von Eva König.

„Bist Du mit dem Einpacken der Reisetasche fertig, Anna?"

„Ja, liebe Mutter, ich quäle mich schon lange vergeblich, sie zu schließen. Es ist nicht möglich, sie ist gar zu voll."

„Laß mich nur heran, Du bist noch zu ungeschickt zu dergleichen Dingen," sagte die Mutter hinzutretend. Sie drückte die vollgestopfte Tasche mit allen Kräften zusammen, aber umsonst, die eigensinnige Tasche sperrte immer wieder wie ein ungezogenes Kind den Mund auf.

„Siehst Du, Mama, es geht nicht, wir müssen Etwas herausnehmen. Diese beiden Shawl's und das rothe Tuch sind eigentlich auch ganz überflüssig. Ich habe ja noch viele andere Tücher mit."

„Warum nicht gar! Du kannst das Alles auf der Reise brauchen."

„Aber, Mama, die Tasche ist ja ganz unförmlich und ungeschickt, sie sieht aus wie —"

„Ach, mag sie aussehen wie sie will, wenn nur alles Nöthige darin ist."

Einem kräftigen Drucke gelang es endlich, die widerspenstige Tasche zu schließen, und die Mutter stellte sie, die fast die Gestalt einer Kugel hatte, neben das andere Reisegepäck in die Ecke des Wohnzimmers.

„Einen Koffer, eine Hutschachtel, den grauen Kasten, die Reisetasche, ein Shawltuch und einen Regenschirm, also sechs Gepäckstücke muß ich mit auf die Reise nehmen," zählte Anna seufzend her. „Ist Das nicht für eine Person zu viel und unbequem, Mama?"

„Mein Kind, das verstehst Du nicht. Du sprichst eben wie die grüne Unerfahrenheit. Danke Gott, daß ich immer für Dich sorge." Mit diesen Worten ging die Mutter aus dem Zimmer. Anna aber trat eilig an einen kleinen Schrank unter dem Spiegel, öffnete ihn und nahm ein zierliches, in rothen Maroquin gebundenes Taschenbuch heraus. Dies kleine Buch war dem Mädchen unbedingt das Liebste und Wichtigste von all den Sachen, die sie auf die Reise mitnehmen wollte, denn es war ihr Album, die Bewahranstalt für die zarten Sprößlinge ihrer Muße.

Anna Frommer, das schlanke, blonde Mädchen von siebzehn Jahren mit den sinnigen blauen Augen, war von der Natur mit lebhafter Phantasie und einem hübschen poetischen Talent ausgestattet, dessen Erzeugnisse sie mit jungfräulicher Schüchternheit hinter rothen Maroquindeckeln den profanen Augen der Welt verbarg. Ihr zum Schwärmen geneigter Geist, genährt durch die oft heimlich getriebene Lektüre von Gedichten und Romanen, erging sich gerne in einer selbstgeschaffenen, idealen Welt, welcher aus Mangel an wahrer Welt- und Menschenkenntniß noch Nichts von ihrem phantastischen Schmuck geraubt war. Von dieser ersten größeren Reise in die glänzende Residenz, wo sie Verwandte besuchen wollte, hoffte Anna eine reiche Fülle von neuen, anregenden Eindrücken und mithin eine große Ausbeute für ihre Poesie. Das noch leere Maroquinbüchelchen, das sie eigens für die Reise gekauft hatte, durfte darum nicht vergessen werden.

Anna kannte auf dieser ihrer ersten Eisenbahnreise weder von Vater noch Mutter begleitet werden. Ersteren fesselte sein Amt (er war Gerichtsrath in einer Provinzialstadt), letztere die Wirthschaft und Sorge für die jüngeren Kinder an die Heimath. So hatte man denn das Anerbieten einer bekannten Dame, der verwittweten Kaufmannsfrau Wild, welche ebenfalls in die Residenz zu Verwandten fuhr und Anna während der Reise in ihren Schutz nehmen wollte, dankbar angenommen. Nun war der Reisetag da, die Sachen gepackt und Anna harrte mit Sehnsucht der dritten Nachmittagsstunde, wo die Droschke sie auf den Bahnhof fahren sollte. Mit welchen blühenden Farben malte sich das phantasiereiche Mädchen ihre Reise aus! Sie dachte vorläufig weniger an den Aufenthalt in der Hauptstadt, als an die Hinfahrt. Sie erwartete bestimmt, interessante Reisegesellschaft zu haben, und malte sich im Geiste schon allerlei Abenteuer aus, von denen immer eins wunderbarer war, als das andere. Sie zweifelte indessen nicht im Geringsten, daß ihr auf der Reise etwas Dergleichen, was sie mit ihrer lebhaften Einbildungskraft sich vorgestellt hatte, begegnen müsse und werde.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ueber eine Theaterkuß-Affäre, die in den Kreisen des Wiener Hofopertheaters kürzlich große Heiterkeit erregte, wird aus Wien geschrieben: „In Lortzing's „Waffenschmied“ gibt es eine Szene, in der Graf Liebenau (Herr Neumann) die Irmentraut (Fräulein Gindele) zu küssen hat. Der Kuß kann nicht unterbleiben, da in zwei darauffolgenden Szenen fast immer von demselben gesprochen wird. Nachdem Irmentraut dem Grafen befohlen, ihr zuerst die rechte und dann die linke Hand zu küssen, sagt sie schließlich: „Nun küsse Er mir auch den Mund!“ Herr Neumann, der sich wahrscheinlich in seine Rolle vertieft hatte, gab auf diese Aufforderung hin bei der ersten Vorstellung dem Fräulein Gindele den vorgeschriebenen Kuß. Darüber war die Künstlerin so erbittert, daß sie bei der Direktion Klage führte. Alle Vorstellungen, daß es sich auf der Bühne um die Irmentraut, nicht um die Person der Künstlerin Fräulein Gindele handle, blieben fruchtlos; sie erklärte, daß sie sich in ihrer weiblichen Ehre gekränkt fühle und, falls ihr hier kein Recht würde, dies bei den Gerichten suchen zu wollen. Mehrere Tage verstrichen, die Sache machte viel von sich reden, da kam die zweite Vorstellung des „Waffenschmied“. Alle Eingeweihten waren auf die Kußszene gespannt, und in der That sollte sie eine Ueberraschung bringen. Als Graf Liebenau die rechte und linke Hand der Irmentraut geküßt hatte, sagte diese: „Nun, den Kuß auf den Mund schenke ich Euch.“ Der Graf (Herr Neumann) faßte sich rasch und erlaubte sich die Antwort: „Gott sei Dank, daß ich die alte Schachtel nicht zu küssen brauche!“ Fräulein Gindele gerieth hierüber in eine solche Aufregung, daß sie ohnmächtig in die Garderobe gebracht werden mußte. Die Sängerin führte abermals Klage bei der Direktion. Dem Urtheile sehen die Theaterfreunde mit Spannung entgegen, da hier zum ersten Male die Frage zur Entscheidung kommen muß, ob ein Kuß auf der Bühne eine Beleidigung einer Dame involvire.

Die peruanische Armee zählt gegenwärtig einen Offizier in ihren Reihen, der Ritter von drei deutschen Orden ist. Herr Arevalo aus Moyobamba, der auf deutschen Kriegsschulen seine militärische Ausbildung erhielt, kämpfte in dem Feldzuge von 1866 als Offizier in einem hessendarmstädtischen Reiter-Regimente gegen Preußen und erhielt zur Erinnerung daran die hessische Kriegs-Denkmünze. Im deutsch-französischen Kriege nahm er zuerst mit der 25. Division an den Kämpfen bei Metz, dann mit der 22. an den Loire-Schlachten Theil und errang sich, mehrfach verwundet, durch Muth und Tapferkeit das eiserne Kreuz und den Orden der wendischen Krone. Nach der Rückkehr in sein Vaterland trat er in die peruanische Armee ein und erhielt vom Präsidenten Balta die Ernennung zum Aide de camp (Flügeladjutant) mit Kapitänsrang. Als dienstthuender Offizier hatte Arevalo am Neujahrstage das diplomatische Korps in dem Vorzimmer des Präsidenten zu empfangen, allwo der Vertreter Frankreichs es nicht über sich gewinnen konnte, den Gruß des Aide de camp zu erwiedern, sondern ihn grimmig ignorirte, d. h. that, als bemerke er ihn nicht.

(Amerikanisch.) In einem Gerichtshofe im Westen der Vereinigten Staaten sagte ein Richter jüngst zu einem Zeugen: „Junger Mann, wenn Sie in diesem Tone weiter sprechen, so wird der Gerichtshof seine Würde vergessen und Ihnen Eins auf Ihr gottvergessenes Maul schlagen, daß Ihnen Ihre Zähne klappernd in Ihren Magen hinunterfahren.“ Diese würdevolle Ermahnung soll einigen Eindruck auf den Zeugen gemacht haben.

* Räthsel.

Wendst du den Blick auf die Vergangenheit,
Dann trifft dein Aug' auf mich wohl mit Bedauern;
Der Zweck, dem ich in finst'rer Zeit geweiht,
Füllt bei Erinn'rung schon dein Herz mit kalten Schauern.

Nun setz' ein a an meines zweiten Zeichens Statt:
Ein Kind der Sonne schwirrt vor deinen Augen,
Du siehst im Geist mich in die Lüfte tauchen,
Ein Wesen, das die Form verändert hat.

Welch' eine Wandlung aber kommt hervor,
Wenn nun ein M du willst als Anfang nehmen!
Lang im Gebrauch, muß ich mich jetzt bequemen
Mit bloser Namensexistenz in der Verwandten Corps.

Zweibrücken. *Reiselt.*

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 41. Montag, 8. April 1872.

Fest im Sturme.

Erzählung von Dr. Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

„Werden Sie hier bleiben?" fragte Hartmann weiter.

„Ich weiß es noch nicht — vielleicht kann ich ihr beistehen. Sie sagten, daß Lindner sein Vermögen verschwendet habe?"

„Es scheint; unglückliche Spekulationen sollen ihn schließlich ruinirt haben."

„Sie hat durch ihn kein Glück gefunden — es wäre ein hartes Geschick, wenn sie durch seine Schuld auch noch Noth leiden sollte," entgegnete Jensen. „Als ich einst, die jugendliche Brust voll Hoffnungen, bei ihrem Vater um Ihre Hand anhielt, wies er mich zurück und nannte mich einen Thor, weil, arm wie ich war, ich es wagte, auf die Hand seiner Tochter zu hoffen — er hat unsere Herzen damals zerrissen — Glück hat er seiner Tochter nicht bereitet."

Jensen verließ das Haus, in dem er so schwere Stunden verlebt, und eilte in seine Wohnung. Der Faktor war der Erste, der ihn begrüßte, und wollte ihn nach dem Hüttenwerke führen, wo die Arbeiter, welche von seiner Freilassung bereits gehört und an seine Schuld nie geglaubt hatten, ihn ungeduldig erwarteten, um ihm ihre Freude zu zeigen.

„Lassen Sie mir heute Ruhe," sprach Jensen, der Olga's Krankheit bereits erfahren hatte, bewegt. „Ich muß mich erst wiederfinden und die letzten Tage zu überwinden suchen. Die Arbeiter würden mich für undankbar halten, wenn ich ihnen kein freundliches Gesicht zeigte, und heute kann ich Dies nicht."

„Sie verlassen uns jetzt aber nicht, Sie bleiben hier?" fragte der Faktor.

„Auch darüber kann ich Ihnen heute noch keine Entscheidung geben. Jetzt werde ich auf jeden Fall noch hier bleiben."

„Ist es wirklich wahr, daß Sie uns ganz plötzlich verlassen wollten?"

„Ja; aber nicht ohne von Ihnen Abschied genommen zu haben."

„Was hat Sie fortgetrieben?"

„Nichts, was mit Ihnen oder dem Hüttenwerke in irgend einer Beziehung steht. Glauben Sie mir, daß mir der Gedanke, Sie verlassen zu müssen, am peinlichsten war. Ich kann Ihnen den Grund, der mich zu dem Entschlusse trieb, nicht mittheilen — es ist nicht Mangel an Vertrauen, — Sie haben mir Ihr volles Vertrauen geschenkt, Sie dürfen deßhalb auch versichert sein, daß ich jederzeit gegen Sie offen und ehrlich sein werde."

„Bleiben Sie hier," fuhr der Faktor fort, „ich werde Ihre Stellung zu verbessern suchen, so viel es in meinen Kräften steht, ich werde deßhalb mit dem Besitzer sprechen, auch er wird Alles thun, um Sie sich und uns zu erhalten."

Jensen erfaßte die Hand des Mannes. „Verkennen Sie mich nicht," entgegnete er; „ich bin ja mit der Stellung durchaus zufrieden, sie gewährt mir mehr, als ich für mich gebrauche. Sollte ich einst wünschen, mehr zu haben, dann werde ich es Ihnen offen sagen. Morgen komme ich wieder zu Ihnen."

Der Faktor verließ ihn.

Er trat an das Fenster, von welchem aus er Olga's Haus sehen konnte. Unter dem Dache des Hauses, welches so freundlich in dem Sonnenscheine erglänzte, weilte sie. Sie war krank. Vielleicht hatte die Besorgniß um sein Geschick sie auf das Krankenlager geworfen? Noch wußte sie das Ende ihres Mannes nicht. Welche Erschütterung stand ihr bevor! Wer konnte ermessen, wie trübe sich ihre Zukunft gestaltete?

Unendlich viel würde er dafür gegeben haben, wenn es ihm nur für wenige Minuten gestattet gewesen wäre, an ihr Lager zu treten und ihre Hand zu erfassen. Der Gedanke, daß sie dem schweren Geschicke, welches über sie hereingebrochen war, erliegen könne, trieb ihn fast zur Verzweiflung, denn mit ihr würde auch der letzte Stern seines Lebens ausgelöscht sein, der Stern, der ihm allein geleuchtet und in mehr als einer Stunde, wenn er verzweifelte, einen beruhigenden Strahl gesandt!

Er riß sich los von den trüben Gedanken und verließ das Haus, um zu seiner Schwester zu eilen. Auch sie war ja vom Geschicke schwer betroffen, und jetzt stand Niemand mehr zwischen ihnen, der sie trennte.

Der Weg zum Schulzenhofe führte ihn durch den Wald, und er kam an der Stelle vorüber, an der er mit Olga zusammengetroffen war. Jener Augenblick trat noch ein Mal mit voller Klarheit vor seinen Geist hin. Er ließ sich auf dem Steine nieder, auf dem er sie erwartet. Wie viel hatte sich seit jener Stunde ereignet! Es erschien ihm wie ein wüster Traum, von dem er sich nicht loszureißen vermochte. Endlich raffte er sich empor und schritt rasch dem Schulzenhofe zu. Seine Schwester befand sich wieder im Garten; sie eilte ihm entgegen und warf sich ihm weinend in die Arme.

Jensen suchte sie zu beruhigen; er wußte ja, daß sie Wolffheim nicht mehr geliebt hatte. „Marie," sprach er, „Du hast die Beruhigung, Wolffheim gegenüber stets Deine Pflicht gethan zu haben."

„Das ist es nicht," unterbrach ihn die junge Frau schluchzend; „Dir habe ich Unrecht gethan! Ich habe an Deine Schuld geglaubt, und der Gedanke hat mich zur Verzweiflung getrieben, daß mein Mann durch meinen eigenen Bruder erschlagen worden sei!"

„Auch Du hast mich nicht besser gekannt?" fragte Jensen, und ein schmerzlicher Zug glitt über sein Gesicht hin.

„Vergib mir!" flehte Marie; „es hielten Dich ja fast Alle für schuldig, die Beweise sprachen gegen Dich, ich wußte, daß Du es nicht mit Absicht gethan haben konntest, allein Dein heißes Blut konnte Dich hingerissen haben."

„Es fließt nicht mehr dasselbe Blut in meinen Adern," entgegnete Jensen. „Die Jahre haben es abgekühlt, und wenn es noch dann und wann aufwallte — dann habe ich es zu beherrschen gelernt. Doch ich zürne Dir nicht."

Sie sprachen über Marie's Verhältnisse. Durch Wolffheim's Tod war sie die alleinige Besitzerin des Schulzenhofes und des nicht unbedeutenden Vermögens ihres Mannes geworden. Die Sorge für dasselbe lag ihr nun allein ob, und sie bat Jensen, bei ihr zu bleiben und sie zu unterstützen.

Er lehnte es ab. „Es ist nicht Mangel an Theilnahme," sprach er, „Du weißt, wie gern ich Dir jeden Gefallen thun würde. Was uns einst getrennt hat, ist verschwunden, und in meiner Brust ist nicht der geringste Groll gegen Dich zurückgeblieben. Mir fehlen die Kenntnisse, um Dich in der Bewirthschaftung des Gutes zu unterstützen, und ich glaube, Wolffheim hat Manches vernachlässigt, was durch eine tüchtigere und erfahrenere Hand, als die meinige, wieder in Ordnung gebracht werden muß."

Er mochte nicht gestehen, daß er in Olga's Nähe zu bleiben wünschte, daß er sich nicht entschließen konnte, sie jetzt zu verlassen, wo sie vielleicht seiner Hilfe bedurfte, denn seit dem Augenblicke, in welchem er Lindner's Tod erfahren, hatte er den stillen Entschluß gefaßt, für sie zu sorgen. —

Die Zerrüttung von Lindner's Vermögen stellte sich bei Weitem größer heraus, als irgend Jemand vermuthet hatte, selbst seine Besitzung, das Haus und der Garten, waren mit Schulden überhäuft. Der leichtsinnige Mensch schien bei seinem verschwenderischen Leben an die Seinigen gar nicht gedacht zu haben. Als er sein und Olga's Vermögen fast durchgebracht, hatte er gehofft, durch glückliche Spekulation dasselbe zu ersetzen, und hatte dadurch den letzten Rest verloren. In der schonungslosesten Weise wurde sein Treiben von den Meisten verurtheilt, selbst von Denen, die nur zu gern an seinen Gesellschaften Theil genommen hatten. Sogar gegen Olga richtete sich der Groll Mancher, als ob auch auf sie ein Theil der Schuld Lindner's falle. Wäre sie nicht erkrankt gewesen, so würden die Gläubiger ihres Mannes sie kaum länger in dem Hause gelassen haben.

Mit Bangen dachte Jensen an ihre Zukunft. Wovon wollte sie leben, was beginnen? Er blieb in Burgthal in seiner Stellung in dem Hüttenwerke, dieselbe hatte sich für ihn durch die aufrichtige Freundschaft des Faktors und durch die offen hervorgetretene Liebe der Arbeiter noch angenehmer gestaltet, allein die Gedanken an Olga ließen ihm nur wenig Ruhe.

Olga genas nur äußerst langsam wieder. Das schwere Geschick, welches sie betroffen, hatte ihr

nicht länger geheim gehalten werden können, mit scheinbarer Fassung hatte sie dasselbe aufgenommen, ihre Genesung wurde indeß dadurch verzögert. Die Gläubiger Lindner's drängten, daß sie das Haus verlasse, der Arzt widersetzte sich diesem Drängen, weil ihre Gesundheit noch nicht genügend gekräftigt war. Die früheren Freunde ihres Mannes hatten sich sämmtlich zurückgezogen, keiner von Allen leistete ihr Beistand.

(Fortsetzung folgt.)

Im Coupé für Nichtraucher.

Novelle von Eva König.

(Fortsetzung.)

Die Stunde der Abfahrt kam. Anna war mit ihren Eltern und ihrem kleinen Bruder, der ihr galant Shawltuch und Regenschirm abgenommen, sammt allen Koffern und Kisten bereits auf dem Bahnhof. Mehrere ihrer Freundinnen hatten sich eingefunden, um Anna abfahren zu sehen, und soeben nahte ein hübscher, junger Referendarius, Anna's Haupttänzer vom vergangenen Winter, mit einem Strauße zarter, duftiger Blumen und einem Schwall noch zarterer Worte, worin er betheuerte, Fräulein Anna unmöglich abfahren lassen zu können, ohne ihr eine Erinnerung an die Heimath in Gestalt dieses bescheidnen Bouquets zu überreichen. Die Mädchen und der junge Herr plauderten und scherzten mit einander, komische Rathschläge wurden Anna ertheilt, da öffnete sich die Thür und herein trat Frau Wild, Anna's Reisemutter. Sie sah recht präsentabel aus, die starke, alte Dame in dem schwarzseidenen Reiseanzug mit dem vollen, freundlichen Gesicht, auf dessen hoher, glänzender Stirn sich schwarze Löckchen ringelten, bei denen man allerdings die Echtheit des Charakters anzweifeln konnte. Frau Wild trug ihren Namen sehr mit Unrecht, denn sie war die Sanftmuth selbst. Von Leuten, die sie oberflächlich kannten, wurde sie eine „gute Frau" genannt. Sie fügte in der That Niemandem etwas Böses, aber auch nichts Gutes zu. Wenn Jemand sie beleidigt hatte, so trug sie es nicht nach, es war eben nicht ihre Weise, über Etwas viel zu grübeln, jede Anstrengung war ihr verhaßt. Sie gerieth mit Niemanden in Streit, ließ eines Jeden Ansicht unangefochten und vertheidigte auch die eigene nicht. Es ließ sich leicht mit ihr umgehen, sie war immer freundlich und ließ die Anderen thun, was sie wollten. Unter die Obhut dieser würdigen Dame war Anna während der Reise gestellt.

Doch horch, schon tönt die Glocke vom Perron her. Frau Wild mochte nicht spät in den Zug einsteigen, weil die Coupé's dann schon besetzt waren und sie keinen guten Eckplatz mehr bekam; sie sagte daher mit dem süßesten Lächeln zu Anna:

„Ich denke, wir steigen ein, mein liebes Kind?"

„Wie Sie wünschen, Frau Wild."

Der Herr Referendarius ergriff sogleich Anna's kugelrunde Reisetasche, Papa Frommer trug das graue Kästchen, der kleine Bruder Tuch und Schirm, Anna nahm das Blumenbouquet, und so ging man hinaus auf den Perron. Frau Wild hatte kein Handgepäck, da ihr das viel zu unbequem war. Sie sagte im Hinausgehen zu Anna:

„Ich denke, mein liebes Kind, wir steigen in das Damencoupé?"

„Ach, Frau Wild, im Damencoupé sind gewöhnlich Mütter mit kleinen Kindern und Wärterinnen. Da würden Sie in der Nacht nicht ungestört schlafen können."

Dieser Grund leuchtete der Dame ein. „Nun dann wollen wir das Coupé für Nichtraucher wählen, da sind wir allein und unbelästigt vom Cigarrendampf. Kommen Sie, mein liebes Kind!" Frau Wild schritt auf das Coupé zu, Anna folgte, obgleich nicht ganz gern. Der Herr Referendarius placirte das Gepäck auf's Beste — da tönte auch schon die Glocke zum zweiten Male. Nun ging es an ein rasches Abschiednehmen. Frau Wild saß schon behäbig im Coupé, als Anna noch der letzten Freundin beim Abschiedskuß versprechen mußte, ja alle Reiseabenteuer im ersten Briefe zu berichten. Da stand der Schaffner schon und hielt die Thür des Coupé's in der Hand, um sie zu schließen. Der artige Referendarius half Anna bei dem Einsteigen, die Thüre wurde zugeschlagen, ein greller Pfiff ertönte, Anna grüßte noch einmal aus dem Wagen heraus, die Zurückbleibenden riefen Adieu, und fort glitt der Zug, die weißen Dampfwolken vor sich her treibend.

* * *

Die schnelle Abfahrt hatte Anna fast betäubt. Sie starrte eine Weile zum Waggonfenster hinaus, als könnte sie da draußen noch all' die lieben bekannten Gesichter sehen, welche ihr Lebewohl zugenickt. Endlich sah sie sich langsam im Coupé um, wie um sich zu überzeugen, wo sie sich eigentlich befände. Ihr erster Blick fiel auf Frau Wild, welche sich bequem in einer Ecke des Polstersitzes eingerichtet hatte und soeben eine

altmodische, perlengestickte Tasche öffnete, um ein paar kleine Kuchen heraus zu nehmen, mit welchen sie sich eifrig zu beschäftigen begann. Mit freundlichem Lächeln bot sie Anna davon an.

„Ich danke, Frau Wild, ich habe noch keinen Appetit," sagte Anna, indem sie sich seufzend und resignirt in ihre Ecke drückte. Anna fühlte sich in diesem Augenblicke traurig und allein, es kam ihr der Gedanke, daß sie an der Frau da gegenüber, der jetzt der Genuß ihrer Kuchen über Alles zu gehen schien, keine anregende Gesellschaft haben werde. Und sie war allein mit ihr, die Träume von interessanten Reisebekanntschaften und Abenteuern scheiterten an der Einsamkeit des Coupé's für Nichtraucher. Warum war sie der Frau Wild in dieses Coupé gefolgt? „Es wird eine langweilige Fahrt werden," dachte Anna und schaute zum Fenster hinaus. Die Gegend draußen war ebenfalls nichts weniger als romantisch, lauter Himmel und Runkelrüben, hie und da ein Bauernhof, in regelmäßiger Entfernung die Bahnwärterhäuschen mit den räthselhaften Buchstaben behängt — das war Alles, was Anna sah. Frau Wild, nachdem sie ihre Kuchen verzehrt hatte, gab sich nicht die Mühe, mit Anna eine Unterhaltung zu beginnen, weil das Geräusch des Fahrens ihr dieselbe erschwerte. Sie sah theilnahmlos vor sich hin, und es stand zu erwarten, daß sie ihre Augen bald zu einem sanften Schlummer schließen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Zum Geburtstage Bismarck's (1. April) veröffentlichte Emanuel Geibel in der „Gegenwart" das nachstehende Gedicht:

Herkules.

Der am Maine die Hyder bezwang und den rasenden Leuen
Ueber dem Rhein in den Staub rang mit gewaltigem Arm,
Kämpfst jetzt wider des römischen Sumpfs lichtscheues Geflügel;
Treffend, in Feuer getaucht, rauschen die Pfeile dahin.
Polnischer Trotz, jesuitische Wuth, altkirchliche Herrschsucht,
Aus drei Köpfen zugleich bellen sie, Starker, dich an.
Doch du fürchtest den Cerberus nicht, du ergreifst ihn am Halse
Und dem versammelten Volk zeigst du die Zwittergeburt.
Dir auch ward es verhängt, den Stall des Augias zu säubern;
Doch kein Besen genügt für den unendlichen Wust.
Mächtig leite die Wogen der Zeit in die starrenden Wände
Und der lebendige Strom schwemme den Moder hinweg.
Ruhig, sicher und fest, wie das Himmelsgewölbe der Atlas,
Auf der Schulter von Erz trägst du die Säulen des Reichs.
Möge der Tag fern sein, der einst von der Bürde dich abruft;
Denn kein Zweiter fürwahr lebt, der sie trüge, wie du!

Emanuel Geibel veröffentlicht in der „Gegenwart" unter dem Namen: „Tagebuchblätter", eine Reihe Distichen, welche gegen den Ultramontanismus und namentlich gegen die päpstliche Unfehlbarkeit gerichtet sind. Anbei eine Probe:

„Rom hat gesprochen, du hörst. So ergib dich mit Schweigen und glaube,
Was du noch eben als falsch, was als absurd du bekämpft,
Oder bekenn' es zum Wenigsten doch und verfluche gehorsam
Jeden als Ketzer, der heut' denkt, wie du gestern gedacht."

Frau: „Mann, gestern hast Du Dich aber wieder mit einem rechten Zopf in's Bett gelegt. Ich würde mich doch schämen!" Mann: „Ich mich schämen? Ueber einen rechten Zopf braucht man sich nicht zu schämen. Schämt Ihr Euch, Ihr Frauenzimmer, über Eure falschen Zöpfe, mit denen Ihr Euch allerdings aus Schonung für dieselben nicht zu Bette legen könnt!"

* Räthsel.

Wohl füg' ich Bitt'res zu dir jederzeit;
Doch kannst du meiner schwerlich je entrathen;
Denn vieler Hände sehr willkommne Thaten
Erzielen ohne mich nicht wohl Zufriedenheit.

Nun setz' an meines ersten Zeichens Statt
Ein M, dann trifft ein Blick auf eine Gabe,
Die mit ein Quell jetzt sehr beliebter Labe,
Die oft erquickt, oft auch geschadet hat.

Zweibrücken. *Reiselt.*

Auflösung des Räthsels in № 40:
Folter — Falter — Malter.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 42. Mittwoch, 10. April 1872.

Frühlings Ankunft.

Es jubeln die Lerchen auf ihrer Wacht:
Ihr Wesen der Erde, gebt Acht, gebt Acht,
Den nahenden Lenz zu begrüßen!
Schon schauen wir seines Auges Azur,
Schon sehen wir seiner Tritte Spur:
Die Halme und Blümelein sprießen!
Und es hören's die Gräser auf Flur und im Wald
Und kleiden und schmücken sich festlich alsbald
Und erzittern vor seliger Wonne.
Und es hören's die Blümlein im Knospenhaus;
Sie stecken neugierig die Köpfchen heraus
Und schlürfen die Strahlen der Sonne.
Und es singen's die Vög'lein von Zweig zu Zweig,
Und es jauchzen die Menschen, so arm wie reich:
Laßt jubelnd den Lenz uns empfangen! —
Das der Winter gefesselt in marterndem Schmerz,
Von Hoffnung nun pochet des Armen Herz,
Und es röthen sich sanft ihm die Wangen.
Das höret der Winter, der strenge, voll Neid.
Hohnlächelnd er spricht: Noch mein ist die Zeit;
Meine Macht sollt ihr seufzend erproben! —
In der Nacht auf die Fluren den Reif er schickt,
Sein Hauch manch' zartes Blümelein knickt,
Allüberall hört man ihn toben.
Doch als am Morgen der Nebel zerfließt,
Der Lenz seinen warmen Odem ergießt,
Und der Reif der Nacht muß zerrinnen.
Und Alles athmet selige Lust —
Da wird es dem Winter so schwül in der Brust,
Und er fährt mit Grollen von hinnen.
Laßt fahren, o Menschen, nun Hader und Streit,
Genießet des Frühlings Seligkeit
Und schafft, daß sie Alle genießen!
Eure Dankeshymne sei Liebesthat,
Daß auch auf der Elenden Dornenpfad
Die Rosen der Lenzeslust sprießen!

A. Weinholz.

Fest im Sturme.

Erzählung von Dr. Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Jensen hatte sie nicht wieder gesehen, so sehr er sich auch darnach sehnte. Durch den Arzt ließ er sie endlich fragen, ob sie im Stande sei, ihn zu empfangen. Die Antwort lautete bejahend.

„Sie werden sie sehr verändert finden," sprach der Arzt zu Jensen. „Sie ist sehr gefaßt und ruhig, allein ich traue dieser Ruhe nicht und befürchte, daß eine starke Gemüthsbewegung ihr sehr schaden wird. Vermeiden Sie Alles, was sie aufregt."

Jensen versprach es, obschon er nicht wußte, ob er selbst die Kraft besitzen werde, ruhig zu bleiben. Wie viel hatte sich in seiner Brust zusammengedrängt, was er ihr zu sagen wünschte.

Es war ein stiller Sonntagmorgen, als er zu ihr ging. Die Natur hatte ihr Feiertagskleid angelegt, der Himmel war blau und rein, und aus den Blumen, von den Bäumen schien ihm ein Hauch des Friedens entgegen zu wehen.

Sein Herz pochte laut und rasch, als er sich ihrem Hause näherte. Er wollte ruhig sein, und doch floß das Blut heiß und stürmisch durch seine Adern. Wieder war es ihm, als ob er einem Augenblicke, der für sein Leben entscheidend sei, entgegengehe. In seiner Brust tauchten Hoffnungen leise auf — er drängte sie zurück, denn er trat zu einer Unglücklichen und schwer Geprüften.

In ihrem Zimmer empfing ihn Olga. Sie saß an dem geöffneten Fenster, durch welches der warme Sonnenstrahl und die erfrischende Luft des nahen Waldes hineindrangen. Ihr Gesicht war bleich, ihre Augen schienen größer und tiefer geworden zu sein, ein verklärter Schmerz lag in ihren Zügen.

Sie erhob sich langsam, als Jensen in das Zimmer trat; sie wollte ihm entgegen gehen, rasch eilte er auf sie zu und erfaßte ihre Hand.

Schweigend ruhten ihre Augen in einander. Er hätte aufschreien mögen, als er ihr einst so blühendes Gesicht so bleich und kummervoll sah. Die Thränen, welche sich in ihre Augen drängten, verriethen, wie viel sie gelitten. Das Herz wollte ihm zerspringen, dennoch faßte er sich. „Sei ruhig, Olga," sprach er mit weicher, leise zitternder Stimme und führte sie zu dem Stuhle, auf dem sie gesessen. „Das Geschick prüft manchen Menschen schwer, die Hand desselben kennt kein Mitleid; wohl Dem indeß, der ohne Vorwurf zurückblicken kann!"

Olga hatte ihm ihre Hand gelassen. Sie wollte ruhig sein, die Thränen vermochte sie nicht zurückzuhalten.

„Ich bin nicht frei von Vorwurf," entgegnete sie; „meinetwegen bist Du verhaftet worden und ich habe gezögert, Dich zu befreien...!"

„Olga, Olga," unterbrach sie Jensen, „peinige Dich nicht selbst! Sieh, der Gedanke, daß ich für Dich mit litt, hielt mich aufrecht. Nicht einen Augenblick lang würde ich schwach geworden sein, selbst wenn ich verurtheilt worden wäre!" Er empfand den leisen Druck ihrer Hand.

„Ich habe namenlose Qualen erduldet," fuhr sie fort und erzählte ihm, wie sie endlich den Entschluß gefaßt, sich ihrem Manne anzuvertrauen, und wie sie das Verbrechen desselben erfahren. „Ich weiß nicht mehr, was mit mir geschehen ist," setzte sie hinzu. „Als ich wieder zur Besinnung kam, waren bereits Tage verflossen, und ich fühlte mich so schwach, daß selbst der Gedanke an Dich mich nicht mehr aufzuregen vermochte. Ich glaubte, daß ich sterben würde, und ich dachte mit Freude daran — es war mein einziger Wunsch — dann war Alles vorbei!"

Jensen bot Alles auf, um sie zu beruhigen. „Olga, Du wirst begreifen, weßhalb ich mein Versprechen nicht erfüllt habe, weßhalb ich hier geblieben bin," sprach er. „Ich erfuhr die Lage, in welcher Lindner Dich zurückgelassen hat, und mein Herz glaubt das erste Anrecht zu haben, für Dich zu sorgen. Es muß Dir schmerzlich sein, von Anderen Hilfe anzunehmen, allein die meinige kann Dich nicht kränken. Du weißt, wie glücklich mich schon der Gedanke macht, für Dich sorgen zu können. Du kennst die Lage, in welche Lindner Dich gebracht?"

Olga strich mit der Hand langsam über die Stirne hin. „Ich kenne sie," erwiederte sie; „und doch ist nicht sie der Grund, weßhalb ich ihm zürne. Es ist vielleicht eine Wohlthat für mich, daß ich gezwungen bin, für meine Kinder zu sorgen und zu arbeiten, denn ich werde dadurch weniger Zeit haben, an mein eigenes Geschick zu denken. Das Herz blutet mir zwar, wenn ich daran denke, daß die armen, kleinen verwöhnten Wesen in Zukunft vielleicht selbst die Noth kennen lernen werden, allein durch meine Liebe will ich ihnen ersetzen, was sie einbüßen!"

„Olga, vergißt Du ganz, daß Du einen Freund hast?" warf Jensen ein.

„Ich habe an Dich gedacht," fuhr die junge Frau fort; „und wenn ich nicht allein im Stande bin, für meine Kinder zu sorgen, dann würde ich Dich allein von allen Menschen um Hilfe gebeten haben."

„Laß uns ruhig Deine Zukunft in's Auge fassen," sprach Jensen; „was willst Du beginnen?"

Ein Seufzer rang sich aus Olga's Brust. „Ich weiß es noch nicht. Seit Tagen sinne ich darüber nach; es ist jedoch, als ob das Geschick, welches mich betroffen, meinen Geist geschwächt hätte. Nur das Eine steht in mir fest, ich muß dies Haus verlassen, in dem zu weilen ich kein Recht mehr habe. Nur der Arzt hat mich noch zurückgehalten, allein jeder Gegenstand wird mir hier zur Pein, denn er ruft Erinnerungen in mir wach. Ich mache ja keine Hoffnungen auf das Leben, mit dem bescheidensten Loose will ich zufrieden sein. Glaube nicht, daß mein Stolz sich verletzt fühlt, wenn ich wie die gewöhnlichste Frau eines Arbeiters arbeiten muß, ich hege nur die eine Besorgniß, daß meine Kräfte nicht ausharren werden."

„So denkst Du doch nicht an mich!" warf Jensen ein. „Olga, ich werde ja glücklich sein, wenn ich für Dich arbeiten kann!"

„Ich weiß es. Dein Herz spricht auch aus dem Briefe Deiner Schwester. Du hast sie dazu bewogen, allein, Richard — mein Mann hat den ihrigen erschlagen, ihr edler Sinn hat mich erschüttert, dennoch kann ich ihr Anerbieten nicht annehmen."

Ueberrascht blickte Jensen auf. „Ich weiß von keinem Briefe meiner Schwester."

Fragend blickte Olga ihn an. „Und Du kennst auch den Inhalt desselben nicht?"

„Nein," entgegnete Jensen und schaute ihr offen in's Auge.

„Sie bietet mir und meinen Kindern eine Zufluchtsstätte auf ihrem Gute an."

Jensen las den Brief, seine Hand, die ihn hielt, zitterte leise vor Erregung. Den Wunsch, den er gegen seine Schwester nicht auszusprechen gewagt, hatte sie aus freiem Antriebe erfüllt. „Ich selbst habe das Unglück kennen und würdigen gelernt," schrieb Marie. „Das, was ich Ihnen biete, ist — ich kann es dreist schreiben — für mich kein Opfer, ich kann Ihnen einen ruhigen, stillen Ort versprechen und ein Herz, welches mit Ihrem Geschicke das innigste Mitleid empfindet."

(Schluß folgt.)

Im Coupé für Nichtraucher.

Novelle von Eva König.

(Fortsetzung.)

„Warum habe ich mir doch kein Buch mitgenommen!" sagte Anna zu sich selbst. „Damit könnte ich mir doch die tödtliche Langeweile vertreiben. Ich konnte eigentlich voraus wissen, daß Frau Wild mir keine Unterhaltung gewähren würde. Ich habe allerdings auf andere Gesellschaft gerechnet. Aber in dieses Coupé wird sich schwerlich Jemand verirren! — Wenn ich nur nicht so viel Handgepäck hätte, ich stiege auf der nächsten Station in einen andern Waggon. Aber meine schlechte Reisetasche schleppe ich gar nicht fort!" — So machte Anna weitere Betrachtungen über den hindernden Einfluß einer zu schwer gefüllten Reisetasche, bis die Lokomotive pfiff und der Zug gleich darauf an der ersten Station hielt. Wird es hier einige Abwechslung geben?

Der Perron ist fast leer, nur die Eisenbahnbeamten gehen eilig auf und nieder. Ein müßiger Kellner steht am Eingange der Restauration und gafft die paar armen Leute an, die eben aus der vierten Klasse gestiegen und, ihr Bündelchen unter dem Arm, dem Marktflecken zueilen, der unweit der Station liegt. Dann geht's wieder fort, von einer Station zur andern, ohne Abwechslung, wohl ein paar Stunden lang. Frau Wild ist längst sanft entschlummert und Anna allein mit ihren Gedanken. Sie hat die Hoffnung auf interessante Reisegesellschaft schon aufgegeben. Doch halt! auf der fünften Station öffnet der Schaffner ihr Coupé und hinein steigen zwei Damen, beide elegant gekleidet, beide tief verschleiert. Anna's Interesse wird wach. Sobald der Zug sich bewegt, schlagen die Damen ihre Schleier zurück und fangen miteinander in einer Sprache zu reden an, von der Anna vermuthet, daß es Russisch oder Polnisch sei. Die Gesichter der Frauen sind alt und das scharfsichtigste Auge vermag darin nicht die Spur eines Reizes zu entdecken. Anna's Interesse ist ermattet, nachdem sie eine Weile dem Kauderwälsch der Beiden zugehört, und sie ist froh, als diese auf der nächsten Station wieder aussteigen.

Doch endlich soll Anna's Sehnsucht nach interessanter Reisegesellschaft befriedigt werden. Den Rücken ihr zugewendet, steht eine schlanke Männergestalt auf dem Perron und ruft dem Schaffner zu: „Coupé für Nichtraucher!" Der Schaffner öffnet, der Schlanke steigt ein. Aber er grüßt Anna nicht einmal und nimmt in der gegenüber liegenden Ecke Platz, nachdem er seine ebenfalls sehr schlanke Reisetasche untergebracht. Anna betrachtet ihn. Er ist sehr jung, vielleicht ein Gymnasiast der höheren Klassen, der, da gerade Ferien sind, einen Ausflug macht. Nun, was thut's, er wird sich doch wenigstens unterhalten können! — Aber er fängt nicht an, er scheint gar nicht zu ahnen, daß ihm gegenüber eine junge Dame sitzt, die auf Abenteuer brennt, sondern zieht mit empörender Ungenirtheit ein altes abgegriffenes Buch aus der Rocktasche und fängt an zu lesen. Treibt der gewissenhafte Schüler seinen Fleiß so weit, auf der Erholungsreise in den Ferien den Cicero oder Homer zu studiren? Oder ist es ein Schmöker aus der Leihbibliothek? Anna glaubt das Letztere aus dem Eifer schließen zu müssen, womit der junge Herr sich in seine Lektüre vertieft. Anna ist innerlich empört, sie möchte fast weinen aus Aerger über den rücksichtslosen Gymnasiasten, über die schlafende Frau Wild, über sich, ihre dicke Reisetasche, über Alles, was ihr in den Sinn und vor die Augen kommt. Doch horch! ein tiefer Athemzug — Frau Wild ist erwacht. Sie sieht Anna, dann den lesenden Jüngling mit Augen an, aus denen der Schlaf noch nicht recht gewichen, dann schaut sie nach der Uhr und meint:

„Es ist schon spät, mein liebes Kind, ich denke, auf der nächsten Station wollen wir zu Abend essen."

„Wie Sie wünschen, Frau Wild," versetzte Anna lakonisch.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

* **Wer sich für die Mode interessirt, muß auch** mit großem Interesse jede neue Nummer der

Modenwelt bewundern und staunen über ihren Reichthum an hübschen Illustrationen, ihre klaren, einfachen Beschreibungen, über ihre vorzüglichen Schnittmuster und über die zu jeder Nummer erscheinenden schönen kolorirten Modenkupfer, welche letzteren besonders an gediegenem Geschmack und vortrefflicher Darstellung die bisher gekannten weit überragen. Neben allen diesen Vorzügen ist die Zeitung elegant ausgestattet und wird unbedingt für die beste ihrer Art erklärt.

Wir halten es für unsere Pflicht, die geehrten Leserinnen ganz besonders wieder auf die Reichhaltigkeit der beiden letzten Nummern 12 und 13 — erschienen am 16. März und 1. April — aufmerksam zu machen. Die letztere Nummer bringt unter vielem Anderen auch die neuen Frühjahrsmoden.

Abonnements (zum Preise von 45 Kr. rh. pro Quartal, resp. 1 Fl. 30 Kr. rh. mit vierteljährlich neun großen kolorirten Modenkupfern) werden jederzeit bei allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen.

* Preisräthsel.

Es haben einmal — ich weiß nicht mehr, wann —
Auf luftigen Schweizer Höhen
Ein Fräulein und ein junger Mann
Sich als Touristen gesehen.
Erst wurde die Schönheit der Natur
Bewundert aus voller Seele;
Dann schnitt das Herrchen dem Mädchen die Cour
Wie einem Herzensjuwele.
Zwar war ihr der feurige junge Mann
Gleichgiltig nicht geblieben,
Doch als ein Schalk sprach sie: „Wohlan,
Ich bin bereit, Sie zu lieben;
Doch müssen Sie einer Bedingung Zwang
Sich willig unterziehen,
Sonst muß ich Sie mein Leben lang,
So leid mir's wäre, fliehen.
Sie sollen mir sagen, wo ich zu Haus
Und meinen Namen mir künden;
Sie werden Beides leicht heraus
Mit folgendem Schlüssel finden:
Mein Heimathort — in Deutschlands Gau'n —
Zeigt genau meinen vollen Namen;
Auch können meinen Zunamen Sie schau'n
Da, wo zusammen wir kamen.
Die Arbeiten, die unlängst Ihr Wort
Bewundert an meinen Kleidern,
Die werden in meinem Heimathort
Fabrizirt, doch nicht von Schneidern. —
Nun rathen Sie; Sie sind ja viel
Gereist in Deutschlands Grenzen;
Die Lösung führt Sie an das Ziel:
Sie dürfen als Braut mich bekränzen!"
Darauf der Herr mit fremdem Accent
Zu der von dem Herzen Erkiesten:
„In meiner südlichen Brust zwar brennt
Die Lieb' wie die Sonn' in der Wüsten
Für Sie, meine Göttin; doch werd' Ihnen kund,
Daß auch ich mich weiß zu taxiren;
Drum soll Ihr allerliebster Mund
Ein Räthsel auch mir eruiren.
Ich bin in des Südens wonnigem Land
In reizendem Ort geboren.
Der Name ist Ihnen wohlbekannt,
Er kam Ihnen oft zu Ohren.
Noch mehr: nach einem Reisebericht,
Den Sie mir mitgetheilet,
Hab' ich auch den leisesten Zweifel nicht,
Daß gern Sie dort geweilet,
Wo eine gleichnamige Celebrität
Entzückt bereits seit Jahren.
Wenn mein Herzenswunsch in Erfüllung geht,
Dann werden wir dorthin fahren.
Mein Stand? In Ihrer Sprache klingt
Das Wort von vorn wie von hinten:
Wer es im Leben dazu bringt,
Mag sich dabei wohlbefinden.
Und mein Vorname? Mein Vaterland
Zählt in dem Kranz seiner Städte
Eine herrliche, oft als Muster genannt,
Die führt Sie darauf, ich wette;
Nur müssen das erste Zeichen Sie
Lassen zunächst verschwinden.
Das werden Sie, ma chère amie,
Wohl ohne Mühe finden,
Zumal wenn ich noch füge bei,
Daß, wie Sie selbst mir erzählten,
Die zweite Silb' im verflossenen Mai
Sie oft zum Vergnügen wählten." — —
Nun riethen Beide und haben sogleich
Die richtige Lösung gefunden
Und haben sich dann in der Gletscher Bereich
Durch das Band der Verlobung verbunden.

Zweibrücken. *Reiselt.*

Preise: Dichtergrüße von Elise Polko, in Prachteinband;
Ein kleines Oelgemälde.

Konkurrenzberechtigt sind nur die Abonnenten der „Zweibr. Zeitg." und deren Familienangehörige. Einsendungstermin: Mittwoch, den 17. April inklus.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 43. Freitag, 12. April 1872.

Der Deutschen Schatz.

Es ward ein Kind geboren in deutschen Volk's Gemüth,
Das heut', im Mannesalter, in hehrer Schöne blüht;
Es hat viel Lust erfahren, doch auch viel Leid erlitten,
Es hat gekos't, getändelt, geduldet und gestritten.
Nie folgt' es böser Lockung, fromm war und rein sein Sinn,
Sich selber stets genügend, nie hascht' es nach Gewinn;
Die Freude hold verschönend, ein Tröster wunder Herzen,
Ist's uns ein Freund, ein lieber, in Wonne und in Schmerzen.

Jetzt mild wie Westes Säuseln durch blüh'nder Rosen Strauch,
Wie in des Lebens Lenze des ersten Kusses Hauch;
Dann scharf wie Rosses Hufschlag, wie der Drommeten Schmettern,
Gleichwie des Sturmes Brausen, gleichwie des Donners Wettern.

Ihr kennt das Kind, geboren in deutschen Volk's Gemüth,
Das jetzt, im Mannesalter, in hehrer Schöne blüht:
Es ist das deutsche Lied, es ist das Lied der Lieder,
Das aus des Himmels Höhen hold schwebte zu uns nieder!

Wohl Denen, die es weihte, die ihm in Lust und Leid
Mit Mund und Herzen dienen, voll rechter Freudigkeit!
Es ist in rauhen Tagen für sie des Lenzes Sonne,
Ihr herbstes Leid verklärt es zu reinster Maienwonne!
Von seinem Leid genesen macht es das kranke Herz,
Es sprengt des Kerkers Thore, ob sie vom stärksten Erz,
Es trägt, die das Geschick verdammt im Staub zu ringen,
Zur Aetherwelt empor auf seinen Zauberschwingen!
Es hat in bösen Tagen geweckt und uns gemahnt,
Es hat zum deutschen Reiche die Wege uns gebahnt!
Drum schwört aus Herzensgrunde, ihr Sänger, heut' auf's Neue
Dem theuren deutschen Lied die alte deutsche Treue!

A. Weinholz.

Fest im Sturme.

Erzählung von Dr. Friedrich Friedrich.

(Schluß.)

„Olga, nimm das Anerbieten meiner Schwester an!" rief Jensen; „sie hat mir kein Wort darüber gesagt, allein ich weiß, daß sie Dir mit vollem Herzen geschrieben, ich lese es aus ihren Zeilen und ich weiß auch, daß Du ihr selbst mit Deinem Schmerze Trost und Beruhigung bringen würdest! Thue es Deiner Kinder wegen. Sie werden dort wieder finden, was sie hier verlieren. Das Herz meiner Schwester ist gut und edel!"

„Wie soll ich ihr entgegentreten?" gab Olga zur Antwort. „Wird mein Anblick sie nicht täglich daran erinnern, was Lindner gethan? Und wenn ich ihr Anerbieten annähme, wird mein Geschick dadurch geändert? Ich schiebe den schweren Schritt, den ich doch thun muß, nur hinaus. Du erinnerst mich an meine Kinder — auch dadurch kann ich das Geschick, welches ihr Vater über sie gebracht hat, nicht abwenden."

Jensen ließ nicht nach, in sie zu bringen, und sie gab seinen Bitten endlich nach. Er konnte seine Freude, ihre Zukunft gesichert zu sehen, nicht verbergen.

„Du hast auch meine Brust durch Deinen Entschluß erleichtert," sprach er. „Die Sorge um Dein Geschick wird mich weniger ängstigen, es ist mir, als ob durch den Schleier, der meine Zukunft verhüllt, ein freundlicher Sonnenblick hindurch schimmere!" Er erfaßte ihre Hand, er sah ihr einen Augenblick lang in das Auge, dann riß er sich von ihr los und eilte fort, denn er fühlte, daß er nicht Kraft genug besitzen werde, sein Herz zu beherrschen.

Er eilte zu seiner Schwester zum Schulzenhofe. Die Brust war ihm weit, die Sonnen-

strahlen, welche sich so freundlich auf den Fluren und Feldern lagerten, schienen auch in sein Herz hinein, und es war ihm, als ob er nach einer langen stürmischen Nacht in den sonnigen Morgen hinaustrete.

„Marie, Marie, sie kommt! Sie nimmt Dein Anerbieten an!" rief er, als er der Schwester entgegentrat.

Ueber das Gesicht der jungen Frau glitt ein Lächeln hin.

„Richard, ich wollte sühnen, was ich an Dir verschuldet habe," erwiederte sie.

Schweigend schloß er die Schwester in die Arme — sie verstanden sich. —

Olga war mit ihren Kindern nach dem Schulzenhofe übergesiedelt und von Marie mit dem herzlichsten Entgegenkommen aufgenommen. Zwischen den beiden jungen Frauen hatte sich rasch die innigste Freundschaft gebildet. Beide hatten gleich trübe Erfahrungen gemacht, Beide waren um ihr Lebensglück betrogen.

Jensen ging jeden Sonntag zum Schulzenhofe hinaus, und das Glück, welches er dort fand, übte den wohlthätigsten Einfluß auf ihn aus. Er wurde wieder heiterer und sah der Zukunft mit neuen Hoffnungen entgegen. Selbst für Olga's Geschick brauchte er nicht mehr besorgt zu sein, da er Marie's edlen Sinn kannte; sie sprach es offen aus, daß sie die ihr so lieb gewordene Freundin nie wieder von sich lassen werde.

Lindner's Besitzung war verkauft, allein der Kaufpreis hatte nicht einmal die darauf haftenden Schulden zu decken vermocht. Olga war Nichts geblieben. Ein reicher Bankier hatte die Besitzung gekauft, um im Sommer einige Wochen auf ihr zuzubringen.

Jensen war in seiner Stellung auf dem Hüttenwerke geblieben und hatte sich durch seine Befähigung und außerordentlich energische Thätigkeit viele Freunde erworben.

So schwand der Sommer dahin. Es war ein milder, ruhiger Tag, wie sie der Spätherbst so oft noch bringt. Die meisten Bäume waren ihrer Blätter bereits entkleidet, um so wärmer schien die Sonne durch die schattenlosen Zweige und lagerte sich auf der Erde, gleichsam als wollte sie dieselbe noch ein Mal erwärmen, ehe der Winter kalt und unfreundlich über sie hinzog.

In dem Garten des Schulzenhofes gingen Jensen und Olga in einem Baumgange langsam dahin. Olga's Kinder begleiteten sie, blieben indeß schon nach kurzer Zeit zurück, um mit den farbigen Blättern, welche den Weg bedeckten, zu spielen, sie auf einen Haufen zu tragen und dann wieder auseinander zu streuen.

Jensen und Olga schritten weiter und bemerkten das Zurückbleiben der Kinder kaum; dieselben waren ja in dem Garten vor jedem Unfalle gesichert.

Auf Olga's Wangen war ein frischer Hauch zurückgekehrt, auch Jensen war erregter, als gewöhnlich. Beide wußten, daß ihre Herzen einander gehörten, und doch besaßen sie nicht den Muth, darüber zu sprechen. Das Leben mit seinen Erfahrungen hatte manchen Zweig ihrer Hoffnungen gebrochen, der unschuldige Hauch ihrer Liebe war indeß geblieben.

Sie sprachen von Marie. Olga hob die Herzensgüte ihrer Freundin hervor und erzählte, daß Marie den Gedanken einer Trennung nicht aufkommen lassen wolle.

„Denkst Du wirklich daran, sie zu verlassen?" fragte Jensen.

„Ist es nicht natürlich, wenn ich Dies thue?" warf Olga ein. „Ich habe in Deiner Schwester eine wirkliche Freundin gewonnen; oft quält mich indeß der Gedanke, daß ich ihre Güte mißbrauche. Ich muß daran denken, mir eine Stellung zu schaffen, denn immer kann ich doch nicht hier bleiben," fuhr Olga fort. „Es würde leichtsinnig sein, wenn ich an meine Zukunft nicht dächte!"

„Olga, ich habe noch mehr daran gedacht," unterbrach sie Jensen erregt, indem er stehen blieb und ihre Hand erfaßte. „Ist es nicht möglich, daß wir eine Reihe trüber, schwerer Jahre überspringen und in unserer Erinnerung auslöschen? Ist es nicht möglich, daß wir da wieder anknüpfen, wo wir einst getrennt wurden?"

Sein Auge suchte das ihrige. Sie wagte nicht, ihm die leise zitternde Hand zu entziehen, sie verstand seine Worte und dunkle Röthe zog über ihr Gesicht hin.

„Du schweigst?" fuhr Jensen mit bewegter Stimme fort. „Olga, wohl füllten unsere Herzen damals höhere und kühnere Hoffnungen, das Leben hat unseren Träumen die Flügel entrissen, ich war damals, als ich um Deine Hand warb, arm, allein ich trug die feste Gewißheit in mir, daß ich für Dich Reichthum erwerben würde, ich wollte Dich mit Allem umgeben, was die Erde Schönes darbietet — heute bin ich wie damals, Schätze, mit denen ich Dir das Leben angenehm machen könnte, sind mir verschlossen. Mehr als ein Mal hat es mich getrieben, Deine Hand zu

erfassen und an mein Herz zu pressen, das Dir so treu geblieben ist; mich hat der Gedanke zurückgeschreckt, daß ich Dir einst nicht mehr bieten kann, als ein einfaches Leben."

Immer noch schwieg Olga; er würde indeß das rasche Pochen ihres Herzens gehört haben, wenn er ruhiger gewesen wäre.

Ein schmerzlicher Zug glitt über sein Gesicht hin. „Ich begreife Dein Schwanken," sprach er; „Du hast die Zukunft Dir einst freundlicher geträumt . . . ."

„Nein, nein," unterbrach ihn Olga, die sich nicht länger zu beherrschen vermochte ud sich ihm an die Brust warf. „Ich habe ja nie aufgehört, Dir zu gehören, Du lieber Mann! Wenn ich schwankte, so trieb mich der Gedanke dazu, ob Du ganz vergessen kannst, daß ich nicht mehr das frische Mädchen bin wie einst. Ich bin ja glücklich, Dein Leben und Deine Sorgen mit Dir theilen zu können!"

Jensen umschloß sie mit beiden Armen. „Mein, endlich mein, mein!" rief er aufjubelnd. „Nun soll Dich mir Niemand wieder entreißen und von dieser Stunde an soll mein ganzes Leben Dir gehören!"

Zum zweiten Male hatten ihre Herzen sich gefunden und höher hatten sie nicht geschlagen, als sie vor Jahren sich gestanden, daß sie sich liebten.

Und als Jensen Olga glückselig in die Augen blickte, erschien sie ihm kaum gealtert, es war ihm, als ob dieselbe Gestalt, wie einst, vor ihm stehe — es war dieselbe Liebe und dasselbe Glück, welches wieder aus ihren Augen sprach, dasselbe rasche, freudige Pochen ihres Herzens.

Sie eilten zu Marie, um ihr das gefundene Glück mitzutheilen, und als Olga die Freundin erblickte, warf sie sich ihr schluchzend an die Brust. Sie brauchte ihr nicht zu gestehen, was geschehen war, Marie las es aus den glücklichen Augen ihres Bruders und vernahm es selbst aus Olga's Schluchzen.

„Ihr habt einen meiner sehnlichsten Wünsche erfüllt," sprach sie, die Hände Beider erfassend. „Wenige Herzen harren so treu in Liebe aus, als die Eurigen, Euch kann die Hoffnung auf Glück nicht täuschen."

„Ich werde festhalten, was ich errungen habe!" rief Jensen.

„Eine Bitte habe ich an Dich, Richard," fuhr Marie fort. „Uebernimm den Schulzenhof, bleibt für immer bei mir. Ich werde mich nie wieder verheirathen, das Gut wird also doch einst Dein Eigenthum werden. Ich will Euch um Euer Glück nicht beneiden und Euch nicht darin stören, bleibt bei mir!"

Jensen richtete den Blick fragend auf Olga; aus ihrem Auge las er, daß sie jedem seiner Entschlüsse beistimmte. „Nein, nein, Marie," rief er, „laß mir die Freude, allein für Olga zu sorgen, es wird mich doppelt glücklich machen, wenn ich ihr durch eigene Kraft ein sorgenloses Leben bereiten kann! Schon stehe ich mit einem reichen Kaufmann in Burgthal in Unterhandlung, der mich aufforderte, mit ihm gemeinsam eine Fabrik zu begründen. Ich habe geschwankt, denn ich wußte nicht, wie mein Geschick sich gestalten werde; jetzt werde ich ihm sagen, daß ich auf seinen Plan eingehe. Er muß mir gelingen, denn jetzt glaube ich wieder an das Glück und das Leben und die Hoffnung. Wir bleiben ja für immer vereint und werden dem Schulzenhofe nie wieder fremd werden; aber die Sorge für das Leben soll Olga mir allein verdanken!"

Olga reichte ihm dankend die Hand — sie verstand ihn. —

Im Coupé für Nichtraucher.

Novelle von Eva König.

(Fortsetzung.)

Die Station kommt heran. „15 Minuten Aufenthalt!" ertönte es. Der lesende Jüngling klappt sein Buch zu und springt zuerst aus dem Coupé, dann steigt Anna aus, und zuletzt folgt, etwas schwerfälliger, Frau Wild. Man tritt in den Empfangssaal. Welcher Lichterglanz, welch reges Leben! Ueberall Durcheinanderrufen der Reisenden, Durcheinanderlaufen der Kellner. Mit einer glücklich eroberten Tasse Thee setzt sich Anna neben Frau Wild in eine Fensternische. Es ist Dies eine größere Station, und Anna hegt die stille Hoffnung, von hier aus einige Reisegesellschaft zu bekommen. Sie mustert die vorübergehenden Fremden. Da fällt ihr besonders ein stattlicher junger Mann mit schwarzem Auge und Bart und interessanten Gesichtszügen auf. Seine Kleidung, sein ganzer Typus verräth den Südländer.

„Wenn der in unser Coupé stiege," denkt Anna, „und von den Wundern Italiens, von der Lagunenstadt oder vom alten Rom erzählte! Vielleicht ist er auch in Neapel gewesen und weiß von der Herrlichkeit von Capri und Sorrent zu berichten, oder wohl gar —"

Die Träume des jungen Mädchens werden hier grausam zerstört, denn der Fremde zieht soeben aus einem eleganten Etui eine feine Cigarrette und zündet sie mit Seelenruhe an, nicht ahnend, welche angenehme Mädchenbekanntschaft ihm seine Eigenschaft als Raucher unmöglich macht.

Die Glocke auf dem Perron gibt das Zeichen zum Einsteigen. Den Rest ihres Butterbrodes noch im Munde, begibt sich Frau Wild hinaus. Im Coupé angekommen, stellt sich Anna an das Fenster und sieht den Reisenden nach, die eilig ihre alten Plätze oder neue aufsuchen. Den schwarzbärtigen Italiener sieht Anna seufzend in einen Waggon nebenan steigen. Ein paar Herren bleiben vor Anna's Coupé stehen, vielleicht angezogen durch die jugendliche Mädchengestalt darinnen. Doch sobald ihr Auge auf die kleine Tafel mit der Aufschrift: „Coupé für Nichtraucher," fällt, eilen sie vorbei. Anna bleibt allein, sie sinkt traurig auf den Polstersitz.

„Ich denke, mein liebes Kind," so weckte die sanfte Stimme der Frau Wild Anna aus ihren Träumen, „ich denke, wir richten uns für die Nacht ein. Wir sind, Gott sei Dank, allein und können ruhig schlafen. Ich strecke mich hier auf dem Polstersitz aus, und wenn Sie die Güte haben wollen, mir mein Shawltuch über die Füße zu legen, so bin ich Ihnen sehr dankbar."

Anna that schweigend, was Frau Wild begehrte, dann setzte sie sich ihr gegenüber und starrte in die kleine runde Lampe, die oberhalb des Sitzes nahe der Decke angebracht war und ihr melancholisches Licht über das noch melancholischere Gesicht Anna's ergoß.

„Das Licht blendet meine Augen," klagte Frau Wild. „Haben Sie die Güte, mein liebes Kind die kleine Gardine um die Lampe zu ziehen."

Anna that auch Dies. Es herrschte nun eine Dämmerung im Coupé, in welcher man die Gegenstände nicht mehr deutlich unterscheiden konnte. Anna fand nach kurzer Ueberlegung, daß es am gerathensten sei, sich ebenfalls zum Schlaf zurecht zu legen. Sie that Dies, hüllte sich fest in ihr Tuch und lehnte den Kopf an ein Seitenpolster. Das eintönige Geräusch des Fahrens, die Dunkelheit ringsum betäubten bald den Sinn des Mädchens. „Was werden meine Freundinnen zu Hause sagen", ging es ihr durch den halb traumumfangenen Kopf, „wenn ich ihnen keines von den gehofften Abenteuern berichten kann, wenn ich nur schreiben werde, daß ich, —" die Gedanken Anna's schwanden, — es rauschte und schwirrte vor ihrem Ohr — mit leisem Flügelschlage nahte der Schlummer und umhüllte die müde, junge Seele.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein neues Ehescheidungs-Gesetz wurde vom Senator Wood der Legislatur des Staates New-York vorgelegt, welches die Anhänger der „freien Liebe" vollkommen befriedigen dürfte. Als genügende Scheidungsgründe werden angegeben: „wenn der Mann die Frau der Gesellschaft ihrer Anverwandten (auch alle Arten Cousins) oder Freunde entzieht, wenn er dieselbe vom Kirchengehen abhält oder wenn er ihr das Leben „uncomfortable" (d. h. hinsichtlich des äußeren Aufwands nicht behaglich) macht. Dem letztgenannten Grunde kann keine Ehe widerstehen. Ob die Legislatur dem Herrn Senator auf der abschüssigen Bahn folgen wird?

(Versöhnung.) Ein bekannter Gastrosoph (wörtlich: ein Bauchweiser, d. h. ein Gutschmecker), welcher während seiner Lebenszeit den Freuden der Tafel, besonders aber dem Bacchus gehuldigt hatte und ein leidenschaftlicher Weintrinker war, bat auf dem Sterbebette seine umstehenden Freunde um ein Glas Wasser mit den Worten: „Auf dem Todbette sollen wir, so schwer es uns auch wird, uns selbst mit unsern schlimmsten Feinden aussöhnen."

* Räthsel.

Gar manche kleine und große Stadt
Mich heutzutag aufzuweisen hat.
Ich sorge für einen Gegenstand,
Den Manche schon manchmal Luxus genannt;
Gar viele aber sagen, sie bedürfen
Seiner absolut zum Schlürfen.
Nun streich' das zweite Zeichen aus,
Dann bin ich auf dem Land zu Haus.
Was ich da produzire mit fleißiger Hand,
Ist wohl überall als nothwendig bekannt.
Mein Fleiß aber will sich nicht so rentiren,
Als bei dem Erstern das Schaffen und manchmal das
— Schmieren.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 44. Montag, 15. April 1872.

Die neueste Gründung.

(Aus dem „Kladderadatsch.")

Zusammen treten, auch Etwas zu gründen,
Mit der Erlaubniß oberster Behörde
Drei alte Firmen, die sich fest verbinden —

Drei Elemente: Wasser, Luft und Erde.
Dem Licht verleih'n die Leitung sie des Ganzen —
Das spricht, da Alles ist bereit, sein: Werde!

Vorhaben ist: Daß Berg und Thal mit Pflanzen
Sich schön bekleiden, sich der Wald belaube,
Der Acker starre von der Halme Lanzen —

Ein hübsches Zelt zu bau'n der wilden Taube,
Dem Wurm ein Hüttchen, und den Menschkindern
Das Brod zu gründen und die gold'ne Traube.

Es ist kein Unternehmen, um zu plündern
Das Publikum — o nein doch, es will Allen
Den Reichthum mehren, Keinem ihn vermindern.

Das Unternehmen kann euch doch gefallen?
Es ist kein Spiel mit Aktien, wie so viele
Den Thoren ködern in der Börse Hallen.

Es hat solide, lobenswerthe Ziele,
Und was es einbringt, läßt sich gar nicht zählen,
Und Scherz und Fröhlichkeit sind mit im Spiele.

Auch an Empfehlung wird es ihm nicht fehlen;
Bald wird's verkündet von Milliarden Blättern
Und außerdem durch wundervolle Kehlen.

Die werden es von allen Zweigen schmettern,
Und steh'n wird's auf den Wiesen, schön sich hebend
Vom feuchten Grün, in buntgestickten Lettern.

Hört, wie schon über uns im Blauen schwebend
Die Lerchen singen früh am heitern Morgen,
Die lieblichen, in reinen Lüften lebend:

Ihr Menschen unten, uns'rem Blick verborgen
Im ekeln Dunst, höchst ärmliches Gesindel,
Mit Geld euch plackend und mit andern Sorgen —
Der Frühling kommt! Erwacht von eurem Schwindel!

Im Coupé für Nichtraucher.

Novelle von Eva König.

(Fortsetzung.)

„Steigen Sie hier gefälligst ein, mein Herr!" Diese vom Schaffner gesprochenen Worte und der Schimmer, der durch die offene Thür des Coupé's aus seiner hochgehaltenen Laterne in den dämmerigen Raum fiel, weckten Anna aus ihrem kurzen Schlummer. Eine hohe, in einen Mantel gehüllte Männergestalt trat ein, und die Thür wurde wieder geschlossen. Der Fremde, dessen Züge Anna in dem Halbdunkel nicht im Geringsten unterscheiden konnte, machte es sich ihr gegenüber neben Frau Wild so bequem als möglich. Wahrscheinlich glaubte er seine gesammte Reisegesellschaft sanft in den Armen des Schlafes ruhend und machte Anstalt, auch sich demselben zu übergeben. Er zog eine Reisedecke hervor, in die er sich wohl zu hüllen gedachte, vorher aber vertauschte er noch seinen Hut mit einer bequemeren Mütze und placirte ersteren auf dem über den Sitzen an der Wand befindlichen Brett. In der Dunkelheit bemerkte er nicht, daß dort der große Blumenstrauß, den Anna von dem jungen Referendarius mit auf die Reise bekommen hatte, seinen Platz gefunden, und so kam es, daß das Bouquet, vom Hute zur Seite gestoßen, über das Brett gerade auf Anna's Schulter und von da auf den Boden fiel. Der Fremde bückte sich danach, aber schon hatte Anna die Blumen aufgenommen und hielt sie auf ihrem Schooß.

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung," ertönte die volle, angenehme Stimme des Fremden,

„daß meine Unvorsichtigkeit Sie aus dem Schlummer geweckt."

„Ich schlief nicht, mein Herr," versetzte Anna. „Uebrigens haben Sie mir auf diese Weise meine Blumen vor die Augen gebracht, was mir ganz lieb ist, ich hatte sie schon vergessen."

„Sie lieben die Blumen, meine Gnädigste? Doch die Frage ist wohl überflüssig. Alle Damen lieben die Blumen, weil sie das treueste Sinnbild ihrer selbst vorstellen."

„Nach dieser Ansicht, mein Herr, müßten die Frauen alle eitel sein, weil sie sich selbst im Bilde lieben. Nein, ich liebe die Blumen, weil sie zart und duftig, weil sie poetisch sind."

„Sie haben jedenfalls Gelegenheit, Ihre Lieblinge im Garten zu pflegen und zu beobachten?"

„Allerdings," entgegnete Anna. Doch fiel ihr ein, daß der Fremde nun vermuthen würde, sie sei vom Lande, und da in ihrem Sinne der Ausdruck „vom Lande" identisch war mit einfach, ungebildet, so setzte sie hinzu: „Ich bin zwar ein Stadtkind und verfüge über keinen Garten, doch reise ich in jedem Sommer mit meinen Eltern für einige Zeit auf das Land und finde hier Gelegenheit genug, mich der schönen Natur, der lieben Blumen zu freuen."

„Ich vermuthe, daß Ihre Heimath ein bevorzugtes Stückchen Erde ist," meinte der Fremde, „auf dem die Natur ihre besten Reize entfaltet."

„Das eben nicht. Meine Vaterstadt ist fast die nördlichste des Landes und die Naturschönheiten genügen bescheidenen Ansprüchen. Sie rufen eben nur die Sehnsucht nach einer größeren Herrlichkeit wach."

„Und diese zu befriedigen, begaben Sie Sich wohl auf die Reise, mein Fräulein?" fragte der Fremde.

Anna ließ sich die immer direkteren Fragen gerne gefallen. „Nein," sagte sie kurz, „ich reise nach der Residenz."

„Dann werde ich leider nicht das Glück haben, Sie bis zum Ziel Ihrer Reise zu begleiten. Mein Weg führt mich von der Station F. . ., wo die Bahnen sich kreuzen, südlich fort nach P. . ."

„Die Stadt P. . .," fragte Anna, „soll ja, wie ich gehört habe, eine wahrhaft reizende Umgebung haben? Besonders sollen, unweit der Stadt, Villen und Besitzungen recht romantisch liegen?"

„Das ist wahr, mein gnädiges Fräulein. Da ich selbst einen solchen anmuthig gelegenen Landbesitz dort innehabe, dürfen Sie meinen Worten trauen. Sie können Sich nichts Reizenderes denken, als die auf einer Anhöhe aus einem Kranz hoher Pappeln hervorschauende freundliche Villa mit der grünen Veranda, dem terrassenförmig sich ausbreitenden Garten und dem sich daran schließenden Park mit den herrlichsten Partieen. An kleinen Seen mit Gondeln tief im Schilf versteckt, die zu einer wilden Insel führen, an dunklen, grünen Grotten, an Glashäusern mit Palmen und berauschend duftenden, exotischen Blumen, an lichten Grasplätzen, von zahmem Wild bevölkert, sowie an breiten Alleen hundertjähriger Bäume fehlt es nicht."

Anna's Phantasie war durch die Schilderung des herrlichen Besitzthums auf das Lebhafteste angeregt.

„Das muß ja ein wahres Eldorado sein!" rief sie. „Da fehlt, um das Bild vollkommen zu machen, noch ein von Statuen umgebenes Bassin im Garten und vor der Thüre ein gezäumter weißer Zelter, welcher die Reiterin erwartet."

„Der Springbrunnen ist allerdings vorhanden," lachte der Fremde, „das Pferd ist ebenfalls da, allein die Reiterin fehlt, denn meiner guten alten Mutter, die, da ich unverheirathet bin, meine Wirthschaft führt, kann ich doch unmöglich das Reiten zumuthen."

Nach einer kleinen Weile sagte Anna lächelnd: „Da Sie mich nun schon im Garten herumgeführt haben, wäre ich fast neugierig, mir auch die Villa im Innern ein wenig anzusehen."

„Das Innere ist dem Aeußern entsprechend, freundlich, elegant und bequem eingerichtet. Hohe, luftige Zimmer mit schöner Aussicht, ein Gartensaal mit daran stoßender Terrasse."

„Vielleicht auch," fiel Anna ein, „ein stilles, kühles Bibliothekzimmer mit grünen Vorhängen und einem Blick in den grünen Park, mit tiefen Fensternischen, in die man sich mit einem Buche zurückziehen kann?"

„Ich bewundere Ihre Phantasie, mein gnädiges Fräulein, die das Alles so malt, wie es in der That vorhanden ist. Die Bibliothek ist vollständig geordnet vom Nibelungenliede bis auf Fritz Reuter und —"

„Und," warf Anna ein, „die ausländische Literatur ist nicht vertreten? Ich möchte doch wohl glauben, daß Sie Sich dafür interessiren, da ich annehmen darf, daß Sie Reisen gemacht haben?"

„Gewiß, gnädiges Fräulein, ich war in Frankreich, in Belgien und England, und habe mit den besten Geistesprodukten dieser Länder mein heimathliches Bibliothekzimmer geschmückt."

„In Italien waren Sie vielleicht auch?" fragte Anna lebhaft.

„Nur in Tyrol," erwiederte der Fremde zögernd, „Italien habe ich mir für die Zukunft aufgespart."

„Ja," sagte Anna schwärmerisch, „man muß erst die Erde kennen lernen, ehe man sich dem Himmel naht."

„Ist der nur im Süden zu finden?" fragte lächelnd der Fremde. „Ich glaube, es fehlt mir nur ein Etwas; dann könnte mir selbst in meiner nordischen Heimath, fern von Italien, der Himmel erblühen." Er hatte dies Letzte mit leiserer Stimme, wie träumend vor sich hingesprochen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Opfer des Krieges.

Novelle von A. Bitter.

Es war im Hochsommer des Jahres 1866. Ueber die sonst so sonnigen Ufer der Loire begannen sich schon die Schatten der Nacht zu lagern.

Aber es war eine jener lieblichen, zauberhellen Nächte, wie sie im schönen, heitern Frankreich so oft vorkommen. Hinter dem östlich gelegenen Höhenzuge, der das schmucke, reinliche Dorf F. überschaut, stieg eben die gelbe Scheibe des Mondes in runder, voller Größe hinauf und beleuchtete mit fast tageshellem Glanze die freundliche Landschaft und die weißen, von Rebgeländen umgebenen Häuser der friedlichen und fröhlichen Bewohner.

Am äußersten Ende des Dorfes, da wo die Straße eine plötzliche Wendung macht, um dem launenhaften Flusse aus dem Wege zu gehen, steht ein kleines Häuschen, das durch seine besonders reinlich gehaltenen weißen Kalkwände sich von vielen seiner größern Nachbarn auf die vortheilhafteste Weise hervorhebt. Der Umstand, daß der gerade neben dem Ziehbrunnen stehende, mächtige Lindenbaum mit seiner weitästigen Krone nicht nur das kleine Brunnenhäuschen, sondern auch die ganze zierliche Behausung in seinen Schatten hüllte, trug nicht wenig dazu bei, dem Ganzen jenen träumerischen Anstrich zu verleihen, der in jugendlichen Herzen unwillkürlich allerhand Gedanken an Liebe und Liebesglück zu erwecken pflegt.

Bis jetzt waren die Fenster der kleinen Behausung dunkel geblieben, da nämlich, wo nicht etwa ein Mondesstrahl, verstohlen zwischen dem Blattwerk des Lindenbaumes durchschlüpfend, einige der Scheiben zu erreichen vermochte und diese dann mit silbern schimmerndem Glanze erhellte. Die Einsassen des Hauses hatten sich wohl bisher mit diesem Dämmerlichte begnügt, das auch viel freundlicher und lieblicher war, als der matte, trübselige Schein des Oellämpchens, der nach einer Weile drinnen in einem Stübchen des einstöckigen Häuschens plötzlich sichtbar wurde und seine röthlichen Streiflichter selbst bis an den Stamm des Lindenbaumes hinauswarf.

Ein aufmerksamer Belauscher der Szene — vielleicht war auch ein solcher anwesend — würde aber gleichwohl mit dem Erscheinen des Oellämpchens keineswegs unzufrieden gewesen sein; ermöglichte dessen röthlicher Schimmer doch einen bequemen Einblick in das zwar sehr einfach möblirte, aber sauber gehaltene und heimliche Stübchen, und auf noch etwas Anderes, das sich noch viel traulicher und freundlicher anschaute. Dieses Andere war ein ländlich, aber sauber gekleidetes Mädchen von etwa achtzehn Jahren, schlanker, über die Mittelgröße hinausreichender und doch fast üppig zu nennender Gestalt, mit einem mattblassen Gesichte, aus dem zwei kohlschwarze Augensterne wie Granaten hervorblitzten.

Das Mädchen hatte soeben das Oellämpchen auf den Tisch gestellt und nestelte jetzt mit seinen zierlich geformten Fingern die Bänder der nichts weniger als zierlichen, wenn auch sehr sauberen weißen Haube los und entledigte sich so des höchst überflüssigen Kleidungsstücks, das bisher die Fluth von bläulich schwarzen Haaren in Banden gehalten, die jetzt in üppigen Ringeln sich auf die runden, nackten Schultern des schönen Kindes herab ergoß. Ein stilles, glückseliges Lächeln spielte um den Mund der jungen Dirne und ließ die weiße, wohlgeformte Zahnreihe zwischen den dunkelrothen, etwas schmalen Lippen hervor erglänzen, über denen der einem großen Theile der Französinnen eigene flaumartige Anflug eines dunklen Schnurrbärtchens nicht fehlte.

Plötzlich aber schien die anscheinend einsame Hüttenbewohnerin sich auf etwas Vergessenes zu besinnen. Mit einer heftigen Bewegung knüpfte sie die unförmliche weiße Haube wieder um den Kopf und verschwand aus dem Stübchen. Gleich darauf wurde die Hausthüre von Innen geöffnet und die Dirne trat, mit einem mächtig großen irdenen Henkelkruge bewaffnet, mit elastischen Schritten vor das Haus, um an dem Ziehbrunnen das Gefäß zu füllen.

„Guten Abend, Margot," ertönte in diesem Momente eine wohlklingende Männerstimme hinter dem Stamm des Lindenbaumes hervor.

Das Mädchen fuhr ob dieser unerwarteten Anrede ordentlich erschrocken zusammen, und wenig fehlte, dem steinernen Kruge wäre das tragische Schicksal zu Theil geworden, welches das bekannte deutsche Sprichwort allen Krügen auf der Welt prophezeit. Die Stimme hatte indeß keineswegs so gar schrecklich geklungen, als daß die Ueberraschung der Angeredeten gar zu lange hätte andauern können, denn als der Eigner dieser Stimme, ein schlanker junger Mann, jetzt hinter dem Stamme des Baumes hervor und an die fränkische Rebekka herantrat, hielt diese gleich der alttestamentlichen Schönen wacker Stand, schickte sich aber sofort an, dem herantretenden Uebelthäter mit ächt französischer Zungenfertigkeit den Text zu lesen.

„Pfui, Claude!“ fuhr die Schöne den lächelnd vor ihr Stehenden an, „ist Das auch eine Art, ein armes Mädchen bei finsterer Nacht auf eine so plumpe Weise zu erschrecken? Um ein Haar, und ich hätte den Krug fallen lassen und dann statt des Wassers die Scherben in die Küche tragen können.“

„Ei, über das Unglück!“ entgegnete, von der Entrüstung des Mädchens offenbar nur sehr wenig gerührt, der nächtliche Störer. „Es gibt noch viele irdene Krüge im Departement der Loire, und ich hätte Dir mit größtem Vergnügen einen neuen und schöneren gekauft, wenn der da in die Brüche gegangen wäre.“

„Drückt Dich Dein vieles Geld in der Tasche so sehr, Claude Jullion?“ entgegnete die Dirne spitzig. „Mich däucht, Du könntest dasselbe immerhin für bessere Dinge verwenden, als für neue Krüge, deren Vorgänger durch Deine täppischen Unartigkeiten in Stücke gegangen.“

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(**Englische Waschmethode und ein Stärkerezept.**) Die sortirte Wäsche wird in nicht zu großen Quantitäten, etwa sechs bis acht Pfund auf ein Mal, in lauem Regen- oder Flußwasser geweicht, in welchem zuvor ein Theelöffel voll Soda aufgelöst wurde. Nachdem die Wäsche darin eine Stunde lang gestanden hat, wird dieses Wasser durch Zugießen von heißem Wasser bis auf 24 oder 28 Grad R. erwärmt und mit Seife Alles rein gewaschen, ausgerungen, gleich wieder eingeseift und fünfzehn bis zwanzig Minuten im Wasser, in welchem ebenfalls etwas Soda aufgelöst wurde, gekocht. Für sehr schmutzige Wäsche ist mehr Soda und längeres Kochen nöthig. Nach diesem Kochen kommt die Wäsche durch zwei reine kalte Wasser und zuletzt durch Blauwasser. Es ist besonders hervorzuheben, daß bei dieser Methode ein großer Vorzug darin liegt, daß stets nur kleine Quantitäten gewaschen werden, und es ist dem Personal durch die Einfachheit des Verfahrens ermöglicht, viel und reines Wasser zum Waschen und Kochen zu nehmen. Auf diese Art wird die Wäsche, wenn sie in freier Luft getrocknet wird, ein schönes, weißes Aussehen erhalten. — Eine gute Stärke wird erhalten, wenn man 1/4 Pfund Stärke mit wenig Wasser tüchtig verarbeitet und knetet, fünf bis sechs Schoppen Wasser siedend macht, den vierten Theil einer Messerspitze pulverisirten Borax, ein Stückchen Zucker und ein halbhaselnußgroßes Stückchen weißes Wachs darin auflöst, dieses Wasser möglichst schnell unter beständigem Rühren der Stärke an dieselbe schüttet und den so gebildeten Kleister nach Bedürfniß und Ansicht dick macht. Wer seine Wäsche recht steif machen will, der mag sie zwei bis drei Mal stärken. Die beiden obigen Vorschriften wurden von Frau Bertha Hans in Ulm im Gewerbeblatte für Württemberg veröffentlicht.

Mannigfaltiges.

(**Kant.**) Wiewohl Kant nach seinem Tode ein Vermögen von fast 20,000 Thaler hinterließ, erfuhr er doch in den ersten Jahren seines Professorlebens, was damals so viele deutsche Gelehrte auf Universitäten erlebten und wohl noch viele jetzt erleben, daß nämlich seine Einkünfte zu seinen Bedürfnissen nicht hinreichten. Ein Student, der schon gefürchtet hatte, das Kollegium, welches er bei Kant damals über Metaphysik gehört, nicht bezahlen zu können, kam gerade zum Schluß des Semesters in den Besitz von 2 Dukaten. Er eilte sofort zu Kant und entschuldigte sich mit seiner ärmlichen Lage, nicht mehr zahlen zu können. Kant ließ sich seine Verhältnisse erzählen, hörte aufmerksam zu und sagte dann: „Mir fehlt noch ein Thaler zur Miethe, den will ich von Ihrem Gelde nehmen; den Rest verwenden Sie nur ruhig für Ihre Bedürfnisse.“

Auflösung des Räthsels in № 43:
Brauer — Bauer.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 45. Mittwoch, 17. April 1872.

Im Coupé für Nichtraucher.

Novelle von Eva König.

(Fortsetzung.)

Anna schwieg. Nach einer kleinen Pause fragte sie: „Wie heißt denn Ihre prächtige Besitzung, mein Herr, wenn ich mir die Frage erlauben darf?"

„Marienhöh, mein gnädiges Fräulein. Sie gestatten, daß ich mich Ihnen als den Baron v. Wertheim vorstellen darf," sagte der junge Mann, sich von seinem Sitze erhebend, mit leichter Verneigung.

„Dann muß ich wohl auch meinen Namen nennen," versetzte Anna. „Ich bin die Tochter des Gerichtsraths Frommer aus W...."

Die Eigenthümlichkeit, das Ungewöhnliche der Vorstellung verfehlte wieder seinen Reiz auf Anna's lebhafte Einbildungskraft nicht. Auch der Baron empfand einen ähnlichen Eindruck, denn er bemerkte: „Die Situation, in welcher wir die gegenseitige Bekanntschaft machen, ist eigentlich recht seltsam. Wir kennen uns nun und kennen uns doch auch nicht, weil wir in halber Dunkelheit uns befinden. Befehlen Sie vielleicht, daß ich die blaue Gardine von der Lampe entferne?"

„Ach nein, thun Sie Das nicht!" bat Anna, „diese Dame, welche mit mir reist, würde durch das Licht aufgeweckt werden."

Anna hatte, wie gesagt, schon lange das Sonderbare der Lage empfunden, aber der Reiz einer Unterhaltung im Halbdunkel mit einem fremden Herrn, dessen Gesicht sie nicht sah, wirkte zu sehr auf ihren abenteuerdurstigen Sinn, als daß sie jetzt Beleuchtung gewünscht hätte.

„Es kann möglich sein," meinte der Baron, „daß, wenn wir beim Aussteigen auf der Station F..., wo Sie eine Stunde Aufenthalt haben und ich zwei Stunden auf den Zug nach P... warten muß, zufälliger Weise getrennt werden, daß wir dann im Empfangssaal fremd aneinander vorübergehen, trotzdem wir uns kennen."

„O nein," rief Anna lebhaft, „ich glaube doch, daß ich Sie wieder erkennen würde, trotzdem ich jetzt kaum Ihre Gestalt sehen kann. Wir wollen es einmal auf den Versuch ankommen lassen. In F... steigen Sie zuerst aus und gehen in den Wartesaal. Da dieser mit Reisenden gefüllt sein wird, weil in F... viele Bahnzüge zusammen eintreffen, so werde ich ganz unbemerkt in den Saal gelangen und will dann einmal sehen, ob Sie mich wieder erkennen. Natürlich müssen Sie versprechen, ehrlich zu sein."

„Ich verspreche, gleich aus dem Coupé in den Saal zu gehen und dort Ihr Eintreten abzuwarten," sagte der Baron. „Ich bin doch überzeugt, daß ich Sie wieder erkenne, gnädiges Fräulein. Ich muß aber gestehen, daß ich mich noch nie in einer so seltsamen Lage befunden, noch nie auf diese Weise Reisebekanntschaften gemacht habe. Ich preise mein Glück, das mich gerade heute das Coupé für Nichtraucher wählen ließ, das ich allerdings, ohne Ahnung von seinem interessanten Inhalt, nur aus dem prosaischen Grunde aufsuchte, um ungestört einige Stunden zu schlafen."

„Ach, dann thut es mir leid, daß mein Geplauder Sie daran verhindert," sagte Anna.

„O nein, gnädiges Fräulein, viele Nächte erquickenden Schlummers würde ich hingeben, um eine so angenehme Bekanntschaft dafür einzutauschen!" betheuerte der Baron. „Uebrigens wäre mir der Genuß Ihrer Unterhaltung dennoch kaum zu Theil geworden, wenn die Blumen nicht das erste zarte Glied in der Kette unseres Gesprächs gebildet hätten! Wie?" unterbrach er sich plötzlich, „sollte Das schon F.. sein? Mir ist die Zeit im Fluge entschwunden." Der Zug fuhr allmälig langsamer und hielt jetzt vor einem

großen Gebäude und einem hell erleuchteten Perron. Der Lichtschein fiel voll auf Anna's Gesicht, während der Baron im Schatten saß. Sie zog den Schleier vor; aber zu spät.

„Jetzt habe ich Sie bereits gesehen, gnädiges Fräulein, und unsere Verabredung gilt nun Nichts mehr, denn ich würde Sie sogleich an Ihrem blonden Haar erkennen. Sie werden jetzt wohl gestatten, daß ich Ihnen beim Aussteigen behilflich bin."

Frau Wild, welche von Anna geweckt wurde, wollte zwar anfangs nicht recht begreifen, warum sie auf der Station F... aussteigen solle und nicht während der Stunde Aufenthalt ungestört im Coupé schlafen könne, doch überzeugte sie Anna allmälig von der Nothwendigkeit, da sich hier die beste Gelegenheit bot, in Ruhe eine Tasse Kaffee zu trinken. So ließ sie sich denn aus dem Wagen helfen, und die Drei schritten dem Bahngebäude zu.

An der nächsten Laterne warf Anna einen neugierigen Blick auf ihren Begleiter. Er hatte eine hohe, wohlgebaute Gestalt und sein Gesicht war das eines hübschen jungen Mannes. Der dunkelblonde Schnurrbart harmonirte mit dem zierlich gekräuselten Haupthaar, und die glänzenden Augen schauten lustig in die Welt.

Im Saale angekommen, nahmen die Drei an einem Tische zusammen Platz.

„Bleiben Sie lange in der Residenz, gnädiges Fräulein?" fragte der Baron, während der Kellner den Kaffee servirte.

„Zwei Monate ungefähr, zum Herbst denke ich wieder in der Heimath zu sein."

„Dann hoffe ich im Herbst Sie wiederzusehen. Ich beabsichtige in dem Ihrer Vaterstadt nahe gelegenen Gestüt P.... Pferde zu kaufen und werde mir dann gewiß die Freiheit nehmen, mich persönlich nach dem Verlauf Ihrer Reise zu erkundigen, wenn Sie mir Das gütigst gestatten wollen!"

„Meine Eltern würden sich gewiß freuen, Sie begrüßen zu dürfen," sagte Anna erröthend.

„Vielleicht," fuhr Herr v. Wertheim mit einem vielsagenden Blick auf Anna fort, „vielleicht kaufe ich mir dann auch ein hübsches Damenreitpferd, damit es zur Stelle ist, wenn ich auf meinem Gute Damenbesuch erhalte, der zum Reiten Lust verspürt."

Anna erröthete noch tiefer.

Unter Scherz und Plauderei verging die Stunde.

Schon tönte wieder das Zeichen zum Einsteigen. Herr v. Wertheim begleitete die Damen bis an ihr Coupé und half ihnen hinein.

„Darf ich zum Abschied eine Bitte an Sie wagen, gnädiges Fräulein?" flüsterte der junge Mann, während Anna einstieg.

„Und die wäre?"

„Schenken Sie mir eine Blume aus dem Strauß, der unsere Bekanntschaft vermittelte, zum Andenken an diese genußreichen Stunden!"

„Gern," sagte Anna, nahm aus dem Strauß eine rothe Rose und reichte sie hin.

„Innigsten Dank!" Der Baron hielt Anna's Hand fest und berührte sie leicht mit den Lippen.

„Leben Sie wohl, Fräulein Anna, auf Wiedersehen!"

„Leben Sie wohl, Herr Baron!"

Der Zug ging ab, Anna lehnte wie träumend in der Ecke.

Die zwei Monate waren vergangen, die Anna zum Besuche in der Residenz bestimmt waren, und der Tag der Rückreise war da. Der Aufenthalt in der Hauptstadt hatte ihr viel des Schönen und Neuen geboten, aber am liebsten weilten doch die Gedanken des jungen Mädchens bei jenen Stunden auf der Herreise, die sie im matt erleuchteten Eisenbahncoupé in interessanter Gesellschaft zugebracht.

Natürlich hatte sie dieses Abenteuer als Geheimniß in ihrer Seele verschlossen und selbst in Briefen an ihre Eltern und an die vertrauteste Freundin keine Silbe davon erwähnt. Durch dies sorgsame Verschließen und träumerische Darandenken hatte das Ereigniß noch eine erhöhte Bedeutung für sie erhalten.

Leider konnte die gute Frau Wild Anna auf der Rückreise nicht wieder begleiten, weil sie noch den Winter über in der Residenz blieb. So stieg denn Anna allein an einem klaren Septembermorgen in das Coupé für Nichtraucher, das sie aus Dankbarkeit für das angenehme Abenteuer, welches es ihr auf der Herreise gewährt, wieder gewählt hatte. Sie fand darin bereits einen alten freundlich blickenden Herrn mit seiner ehrwürdigen Frau Gemahlin, und noch einen jüngeren Herrn, der schon im lebhaften Gespräche mit dem Ehepaare begriffen war. Anna entnahm aus den Worten des alten Herrn, daß er mit seiner Frau direkt aus der Schweiz komme, die er nach allen Richtungen hin bereist hatte. Der junge Mann, dem er Dies erzählte, schien ebenfalls in der Schweiz nicht fremd zu sein, und so tauschten die Beiden Reiseerinnerungen aus. Anna merkte bald, daß in den Erzählungen des alten Herrn die Klagen über theure Gasthausrechnungen, unbequeme Logis, schlechtes Wetter, mühevolles

Bergsteigen die Hauptrolle spielten, während der junge Mann mitunter recht anziehende Schilderungen der großartigen Natur gab.

Aus dem Verlauf des Gesprächs erfuhr Anna, daß der ältere Herr ein Gutsbesitzer in der Nähe der Residenz sei, der jüngere aber den Namen v. Wertheim und den Titel Assessor führe und die Gerichtsferien zum Besuche von Verwandten auf einem Gute unweit der Stadt P. . . benutze.

Das Ehepaar stieg auf der nächsten Station aus, und Anna blieb mit dem jungen Manne allein.

(Fortsetzung folgt.)

Die Opfer des Krieges.

Novelle von A. Bitter.

(Fortsetzung.)

Claude Jullion biß sich ein wenig auf die Lippen. Er wäre gewiß über die Anspielung auf seine keineswegs allzu glänzenden Vermögensverhältnisse mit ächt französischer Reizbarkeit ein wenig aufgebraust, wenn Diejenige, die ihn vielleicht absichtslos gekränkt, eben nicht Margot Millet, das schönste Mädchen des Dorfes und für ihn, so halb im Geheimen, noch etwas mehr gewesen wäre. So aber nahm er sich zusammen und sagte nach einer kleinen Pause mit freundlicher Vertraulichkeit: „Nur nicht immer gleich so anzüglich, liebe Margot! Ich weiß es gar wohl, daß ich leider kein Millionär bin. Doch ist es tröstlich für mich, daß die Zahl Derer, die an dem gleichen Mangel laboriren, eine weit größere Zahl ist, als die Derjenigen, welchen das Schicksal eine so schwere goldene Last aufgebürdet hat. Eine solche Last hindert mich denn auch nicht, einer gewissen schönen Margot trotz ihres spitzigen Züngelchens so recht von Herzen gut zu sein.“

„Ei, seh' mir doch Einer den galanten Anbeter an!“ rief das Mädchen mit spöttischem Kichern. „Nun wirklich, Das heiße ich doch aufrichtig sein!“

„Warum? Was meinst Du damit?“ fragte Claude ganz bestürzt und verblüfft.

„Ei, daß Du es mir so ganz ungenirt heraus sagst, daß Du der gewissen Margot, die eben auch keine Millionärin ist, nur gut sein könntest, weil Du keine so schwere goldene Bürde neben Deiner Liebe zu tragen hättest. Natürlich, Das würde sofort anders werden, wenn Dich das Schicksal mit einer Million unglücklich machen sollte.“

Margot hatte während dieser Worte den Henkelkrug vorsichtig auf das Brettchen unter der Röhre des Ziehbrunnens gestellt; bevor sie aber noch eine Bewegung machte, den Brunnen in Bewegung zu setzen, wandte sie sich nochmals gegen den ganz niedergedonnerten Claude herum, stützte die runden, weißen Arme auf die Hüften und sah dem jungen Manne mit ihren schwarzen, glänzenden Augen, mit einem fast unbeschreiblichen Ausdruck überlegenen Spottes in's Gesicht, so daß sich ihm Stirne und Wangen ordentlich ziegelroth färbten.

„Margot,“ sagte Claude nach einer Pause, während derer er sichtlich nach Fassung gerungen, in einem Tone, der zwischen Erbitterung und trauriger Innigkeit hin und her schwankte. „Margot, Du weißt, daß Das, was ich gesagt, nicht den Sinn haben sollte, den Du ihm andichtest!“

Auf einen Augenblick, aber auch auf einen Augenblick nur verschwand der Ausdruck leichtfertigen Spottes aus den glänzenden Augen der neckischen Dirne. Dann aber entgegnete sie mit silberhellem Lachen: „Also nur wieder eine kleine Dummheit gesagt, und zwar schon die zweite in einer einzigen Minute! Armer Claude, Du hast diesen Abend entschiedenes Mißgeschick!“

„Kann ich denn die begangenen Fehler nicht auf irgend eine Weise gut machen?“ fragte Claude, durch den freundlicher gewordenen Ton des Mädchens zwar ermuntert, aber doch ganz demüthig.

Margot schien sich einen kurzen Augenblick zu besinnen. „O doch,“ entgegnete sie endlich mit einem Anflug von Uebermuth. „Unser Brunnen zieht sich etwas schwer. Du darfst mir den Krug, der durch Dein ungehöriges Betragen in so große Gefahr gerathen, mit Wasser füllen.“

„Mit Vergnügen!“ entgegnete der junge Mann lebhaft. „Aber was dann weiter?“

„Dann würde ich dem gefälligen Herrn Claude Jullion recht sehr verbunden sein, wenn er die Gewogenheit haben wollte, mir den Krug auf den Kopf zu heben.“

„Weiter Nichts?“

„O doch. Ich möchte den Herrn Claude ziemlichst gebeten haben, sich bei der schwierigen Operation seiner Hände nicht in so ungeschickter Weise zu bedienen, wie Dies mit seinen Worten der Fall gewesen. Ich bin keiner Taufe benöthigt.“

Claude brach in ein fröhliches Gelächter aus und machte sich ohne Verzug daran, den Brunnenschwengel in Bewegung zu setzen. Bald war bei seiner raschen Weise denn auch der Krug gefüllt.

„Nun," sagte Margot lächelnd, „versuche es auch mit dem zweiten Theil der Aufgabe."

„Das werde ich hübsch bleiben lassen," meinte Claude, den Krug mit seinen tüchtigen Fäusten bei den Henkeln fassend. „Auf Dein schönes Köpfchen gehört eine Krone und nicht ein Wasserkrug. Geh nur hübsch voran, oder folge mir, wie Du es selber willst; den Krug werde ich Dir selber in die Küche tragen."

Margot wollte einen Augenblick Protest erheben, besann sich aber nach einer kurzen Pause des Ueberlegens eines Bessern. Leichten elastischen Trittes eilte sie den kurzen Weg gegen die Hausthüre hinüber. Claude vermochte ihr mit seiner ziemlich schweren Last kaum zu folgen.

Am Hause angekommen, öffnete das Mädchen rasch die Thüre, die zur Küche führte, und wandte sich dann eben so rasch nach dem keuchenden Claude um. „So," sagte sie lächelnd, jetzt hast Du Deine Schuldigkeit gethan. Gib mir nur den Krug!"

Mit diesen Worten wollte Margot das Gefäß ergreifen; aber Claude trat rasch einen Schritt zurück. „Darf ich Dir den Krug nicht gleich in die Küche tragen, Margot?" frägte er bittend.

„Ja," entgegnete sie neckisch, „wenn ich sicher wäre, Dich dann auch wieder so leicht aus der Küche herauszubringen, wie Du hereingekommen. Nein, nein, Das darf entschieden nicht sein," setzte sie dann in ernsterem und entschiedenerem Tone hinzu. „Das würde sich nun einmal nicht schicken!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(In der Kinderstube.) Mutter: Hübsch beten, Kinder, vor dem Schlafengehen!

Töchterchen (faltet die Hände):
Lieber Gott, laß mich auf Erden
Niemals doch ein Hauswirth werden,
Der nur früh und spät drauf denkt,
Wie er Nebenmenschen kränkt!

Mutter: „Bösewicht" heißt es, aber nicht „Hauswirth!"

Töchterchen: Aber, Mamachen, du sagtest doch neulich, alle Hauswirthe wären Bösewichte!

Mutter: Schlafe! — Sage dein Gebet, Karl!

Söhnchen (die Hände faltend):
O Herr, sieh deine Kinder
Vor deinem Throne steh'n,
Und laß uns nicht als Gründer
Zur Hölle niedergeh'n!

Mutter: „Sünder" nicht „Gründer" heißt es! Wenn ihr mir so quatsches Zeug betet, werde ich morgen eine Ruthe für euch kaufen!

Die Kinder (springen und tanzen freudig in den Betten). Mamachen kauft uns eine Ruthe! Mamachen kauft uns eine Ruthe!

Mutter: Und darüber jubelt ihr noch!

Das Söhnchen: Aber, Mamachen, Papachen meinte ja heut' beim Abendbrod, daß an jeder Ruthe noch 200 Thaler zu verdienen wären! (Aus Berlin, im März 1872. Kladderadatsch.)

Ein New-Yorker Blatt erzählt: „Zu einem hiesigen Advokaten kam ein in der Stadt wohlbekannter junger Mann und bat ihn um einen Rath, wie er wohl, ohne gegen das Gesetz zu verstoßen, eine reiche junge Erbin entführen könne? — „Dafür wüßte ich nur einen Ausweg," sagte der Advokat; „lassen Sie das Mädchen ein Reitpferd besteigen, während Sie die Zügel und die Peitsche halten; dann setzen Sie Sich rückwärts auf, geben dem Pferde die Sporen, und Sie können sagen, daß Sie nur einen Scherz machen wollten, daß aber das Pferd mit Euch Beiden durchging. In diesem Falle wären Sie straflos." Am nächsten Morgen erfuhr der Advokat, daß seine eigene Tochter mit dem jungen Manne in der bezeichneten Weise „durchgebrannt" war."

Ein Bürger von Wiskonsin war auf einer Reise gefährlich erkrankt. Er schickte nach seiner Frau, damit sie sofort zu ihm komme. Nun war aber auch die Mutter seiner Gattin krank geworden, und sie sendete daher ihrem sehnsüchtigen Gemahl folgende Depesche: „Theurer Mann, die Mutter ist krank; ich kann sie nicht verlassen. Du mußt Dich allein behelfen. Solltest Du sterben, so schick' mir Deine Leiche!"

„Jack," sagte ein Spaßvogel, „weßhalb läßt Du Dir nicht die Ohren beschneiden? — Sie sind für einen Menschen wirklich zu groß."

„Und die Deinigen," erwiederte Jack, „sind für einen Esel zu kurz."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 46. Freitag, 19. April 1872.

Im Coupé für Nichtraucher.

Novelle von Eva König.

(Fortsetzung.)

Sie hatte während des Gesprächs der Herren ihre eigenen Gedanken gehabt. Zuerst hatte der Name v. Wertheim sie aufmerksam gemacht, dann hörte sie, daß der Träger desselben auf ein der Stadt P... nahe gelegenes Gut zu Verwandten fahre. Sollte dies Gut, so vermuthete sie, nicht Marienhöh und der Verwandte mein einstiger Reisegefährte sein? Der junge, ihr gegenüber sitzende Mann hatte jetzt doppeltes Interesse für sie. Sie suchte in seiner Erscheinung unwillkürlich eine Aehnlichkeit mit dem Helden ihres Abenteuers. Aber sie konnte keine finden. Der Herr ihr gegenüber war nicht schön, nicht einmal hübsch, aber seine scharf ausgeprägten Züge waren geistig belebt. Der Blick der grauen Augen war klar und um seine vollen Lippen lagerte sich zuweilen eine kleine ironische Falte.

Eine Weile saßen die beiden Passagiere stumm einander gegenüber. Anna schaute eifrig durch das Fenster des Coupé's, als ob sie da draußen die größten Wunderdinge zu sehen bekomme. Sie hätte sich so gern mit ihrem Reisegefährten unterhalten, wollte aber doch das Gespräch nicht beginnen. Endlich wurde die Stille gebrochen.

„Nicht wahr, mein Fräulein, Sie finden diese Gegend auch recht anmuthig?“ begann der Assessor, indem er auf einen bewaldeten Höhenzug deutete.

„O ja, recht hübsch!“ antwortete Anna. „Doch wundert es mich, daß Ihnen, mein Herr, der Sie die Schweiz kennen, die einfachen Reize dieser Landschaft Interesse erregen können.“

„O mein Fräulein, der häufige Genuß des großartig und vollendet Schönen muß uns nicht verwöhnen, sondern bilden. Irgend welchen Reiz besitzt jeder Ort, und ein im Schauen des Schönen geübtes Auge vermag ihn am besten hervor zu suchen, zu erkennen.“

„Sie mögen Recht haben,“ gab Anna zu, „obwohl ich doch glaube, daß es den meisten Menschen in der einfachen Heimath nicht mehr gefällt, wenn sie auf Reisen so viel Herrliches gesehen. Ach, das Reisen in fernen Gegenden muß köstlich sein!“ setzte sie schwärmerisch hinzu; „wie mannigfache Genüsse bietet es! Großartige Natur, reiche Kunstschätze! Und wie viel interessante Menschen lernt man kennen!“

„Ich glaube, daß die Erinnerung an Menschen, denen wir auf Reisen begegnen, wohl in den meisten Fällen zuerst in uns erlischt,“ meinte der Assessor.

„Warum Das?“

„Weil die Bekanntschaften meist zu flüchtig waren, um langen Eindruck zu hinterlassen.“

„Haben Sie denn nicht auch bedeutende Menschen kennen gelernt, deren erste Begegnung mit Ihnen hinreichend war, lange oder für immer in der Seele zu haften, die, wie man zu sagen pflegt, etwas Hinreißendes hatten?“

„Mein Fräulein, ich habe meistens gefunden, daß das wahrhaft Bedeutende und Große nichts Blendendes an sich hat, was auf den ersten Anblick hinreißt. Es ist einfach, und erst nach längerem Vertrautsein gewinnt man vollen Einblick in seine Schönheiten. Es ist Das nicht nur der Fall in der Natur, mit den Werken der Kunst, sondern auch bei den Menschen.“

„Sie schenken also dem Wort: Der erste Eindruck ist der beste und entscheidende, keinen Glauben?“

„Nein, denn der erste Eindruck täuscht so oft. Eine Person, die gleich im Anfange eine glänzende Seite vorkehrt, ist meist eitel oder will uns ihren wahren Charakter verbergen. Die wirklich schöne Seele birgt ihre Schätze bescheiden.“

„Es gibt aber doch viele offene, liebenswürdige und geistreiche Menschen, die uns in der ersten Stunde fesseln, ohne darauf auszugehen. Glauben Sie Das nicht?"

„Gewiß, mein Fräulein, aber auch selbst diese müßte ich erst längere Zeit kennen, ehe ich mich ihnen mit ganzem Vertrauen hingäbe."

„So vorsichtig denken nicht Alle," meinte Anna mit einem leichten spöttischen Anflug.

„Ich weiß," erwiederte der Assessor, „daß es viele Menschen gibt, die auf einen augenblicklichen Eindruck, auf eine flüchtige schöne Stunde das ganze Glück ihres Lebens bauen. Ich halte Das für ein großes Wagniß, wenn nicht für eine Thorheit. Solche sogenannte interessante Bekanntschaften, oft unter ungewöhnlichen Verhältnissen, in eigenthümlicher Umgebung herbeigeführt, vermögen wohl Phantasie und Gefühl zu bestricken, verlieren aber unter der kälteren und schärferen Beleuchtung des Verstandes meist allen Werth."

„Und ihm räumen Sie gewiß die erste Stelle in unserer Seele ein?" fragte Anna wieder etwas ironisch.

„Ich möchte die Kräfte derselben nicht in Rangordnung bringen. Eine jede hat ihren eigenthümlichen und wiederum gleichen Werth und offenbart uns im harmonischen Verein mit den andern die wahrhaft gute und schöne Seele. Der Verstand, oder sagen wir, die Vernunft ist die letzte Instanz, um mich juristisch auszudrücken, an welche Gefühl und die Phantasie appelliren sollen, und sie muß stets die entscheidende Stimme selbst in Dingen haben, die scheinbar mehr unser Gemüth angehen, wie bei Freundschaften, Eheverbindungen &c. Das Ja und Amen, das die Vernunft dazu ertheilt, sichert ihnen die Dauer. — Allerdings," setzte der Assessor lächelnd hinzu, „glaube ich wohl, daß junge Damen anderer Meinung in diesem Punkte sind."

„Wohl möglich," sagte Anna kurz. — „Sind wir bald in F...?" fragte sie plötzlich, zum Fenster hinaussehend.

„In kurzer Zeit. Sie haben, wenn Sie weiter reisen, dort eine Viertelstunde Aufenthalt, während ich aussteigen muß, um mit einem andern Zuge nach P... zu gelangen."

„Sind Sie in P... bekannt, Herr Assessor?" fragte Anna.

„So ziemlich, mein Fräulein."

„Kennen Sie auch das nahe liegende Gut Marienhöh und den Besitzer desselben, Herrn Baron v. Wertheim?"

„Gewiß, er ist mein Verwandter und ich reise eben zu ihm. Sie sind ebenfalls in Marienhöh bekannt, wenn ich fragen darf?"

„Nein, aber Herrn v. Wertheim lernte ich vor einiger Zeit auf der Reise nach der Residenz kennen, und er hat mir sein Gut so ausführlich und anziehend beschrieben, daß es mir ist, als wäre ich dort gewesen. Es muß wunderschön sein in Marienhöh."

„O ja, das Gut liegt recht hübsch und mein Onkel thut viel zur Verschönerung."

„Herr v. Wertheim ist Ihr Onkel?" rief Anna erstaunt. „Dann haben Sie einen jungen Oheim."

„Jung?! Nun, wie man's nimmt, ja, mein Onkel konservirt sich gut, er sieht recht präsentabel aus, wie man zu sagen pflegt."

In diesem Augenblicke hielt der Zug.

„Station F..., 15 Minuten Aufenthalt!" rief der Schaffner und öffnete das Coupé.

„Steigen Sie aus, mein Fräulein?" fragte der Assessor. — „Nein, ich bleibe hier während der Viertelstunde." — „Dann komme ich noch ein Mal zurück, um mich zu verabschieden," sagte Herr v. Wertheim, aus dem Coupé steigend.

(Schluß folgt.)

---

* Das Preisräthsel

in № 42 hat uns eine Fluth theils vermeintlicher, theils richtiger Lösungen zugeführt. Die ersteren bilden eine ganz interessante Musterkarte, die, wenn auch in Beziehung auf das Preisräthsel ohne Werth, dem Räthselmacher doch insofern erwünscht kamen, als sie ihm mitunter neues und leicht verwerthbares Material brachten. Den Namen des Fräuleins und ihr Heimathort — Anna Berg aus Annaberg in Sachsen, dem Sitz der Spitzenklöppelei — haben die meisten Einsender und Einsenderinnen getroffen. Manche glaubten das Richtige in Charlottenburg, Louisenthal &c. und Einer sogar in Hirschberg gefunden zu haben, wobei derselbe übrigens so galant war, der Dame den Vornamen Rosa beizulegen. Der Geburtsort des glücklichen Bräutigams — Lucca in Italien (die gleichnamige Celebrität ist die Berliner Primadonna Pauline Lucca) — hat vielen Einsendern die meisten Schwierigkeiten bereitet, weil sie das Wörtchen „dort" in dem Räthsel augenscheinlich in falsche Beziehung gebracht haben. Es wurde gerathen auf Correggio, Orleans, Rochefort, Hagen, Havanna, Solferino &c.

Leichter scheint man im Allgemeinen den Stand desselben — „beneidenswerther" Rentner — aufgefunden zu haben. Doch riethen auch da Einige auf Aga, Andere gar auf Rheder. Eine Anzahl übersah diesen Theil der Aufgabe ganz. Der Lorenz aus Florenz und der Cirkus Renz lagen, wie es scheint, für die Meisten auf der Hand. Obwohl in der That leicht zu errathen, kamen doch Einsendungen mit Arthur (Tours !!), Hagenau, St. Jago, Armande (!) 2c.

Verschiedene Löser und Löserinnen haben für ihre Einsendungen die originelle Form von Verlobungskarten, resp. =Briefen gewählt. Auch mit einer Anzahl poetischer Auflösungen wurden wir erfreut, aus denen wir zur Unterhaltung der geehrten Leser und Leserinnen Einiges auswählen, wobei wir nicht unterlassen können, den liebenswürdigen Verfasserinnen ein aufrichtiges Kompliment zu machen. Freiin v. Sch. von hier kleidet die Lösung des 1. Theils in folgende Strophe:

Der Heimathort, nach dem dein Räthsel fragt,
Ist Annaberg im Königreiche Sachsen;
Warum sprichst du hier nur von Spitzenklöppelei,
Und nicht, daß dort die schönen Mädchen wachsen?

Der Grund, warum der Verfasser des Preisräthsels Das nicht gethan, dürfte vielleicht darin liegen, daß alsdann die Lösung gar zu nahe gelegt worden wäre, sowie vornehmlich in dem Umstand, daß derselbe das alte Wort: „In Sachsen, wo ‚die' schönen Mädchen wachsen!" für in seiner Ausschließlichkeit ganz und gar unberechtigt hält. In Sachsen wachsen wohl hübsche Mädchen, und Frl. Anna Berg war in der That eins davon, allein auch unsere Heimath dünkt uns in dieser Beziehung nicht gerade zu kurz gekommen. Das citirte Wort klingt, als ob nur in Sachsen schöne Mädchen wüchsen. Das mag eine unsrer Damen in ihrer Bescheidenheit aussprechen, einem Herrn möchten wir es nicht rathen. Eine reizende Lösung in gebundener Rede sandte Frl. F. d'A. aus Waldmohr ein; sie lautet:

Der Italiener schaut seine Gefährtin an
Und spricht nach kurzem Bedenken:
Wohl weit herum führte mich meine Bahn,
Am liebsten doch will ich einlenken

Zum sächsischen Städtchen Annaberg hin,
Wo ich hoffe nun bald zu besitzen
Die liebliche Rose mit minnigem Sinn,
Gehüllt in geklöppelte Spitzen.

Und sie, sie spricht in süßer Lust:
O Lorenz, dein Spiel ist verloren!
Wer kennt nicht Lucca — die Lerchenbrust,
Zu wonnigem Lenz erkoren?

O möge er selig auch uns bald erblüh'n!
Wir brauchen nicht Renz, nur Lieder!
Du Rentner und ich Frau Rentnerin. —
Wann fragen wir, Lieber, uns wieder?

Die liebenswürdige Verfasserin scheint hienach eine Musikenthusiastin zu sein. Uebrigens bietet der Cirkus Renz, zumal für einen Rentner und eine Frau Rentnerin, Gelegenheit zu recht angenehmem Amusement, und Abwechslung in dieser Beziehung pflegt sonst jener „beneidenswerthen" Klasse von Menschen nicht gerade unerwünscht zu sein.

Folgende gleichfalls gelungene Lösung in Versen kam uns von Frl. T. Sch. aus Fußgönheim zu:

I.

Daß das Bräutchen lieb und schön,
Glaub ich, denn es ist aus Sachsen,
Wo (man singt's den Kleinen schon)
Viele „schöne Mädchen wachsen".

„Aennchen Berg ist's, die mir gefällt" —
Also mag ihr Trauter singen;
Annaberg heißt die kleine Stadt,
Wo sie manches Fädchen schlingen.

II.

Wer schon Neapel sah und war in Lucca's Bädern,
Der findet andre Gegenden vielleicht ganz öd' und ledern.
Pauline Lucca in Berlin entzückt den großen Kaiser,
Doch ist sie feind dem Lohengrin und ditto dem Tannhäuser.

III.

Rentier sprechen oft „Rennthier"
Spasses halber die Studenten.
Rentner nennt man Den zu deutsch,
Welcher lebt von seinen Renten.

IV.

's ist schade, das schöne Räthsel hat
Nur eine einzige Scharte:
Der Zuname des Bräutigams
Fehlt für die Verlobungskarte:

Anna Berg. Lorenz * * *
Verlobte.
Annaberg. Lucca.

Da die poetisch begabte Verfasserin recht hat, so beeilt sich der Räthselmacher, die „Scharte" auszuwetzen und ihr zur Ausfüllung der Lücke in der Verlobungskarte sofort Gelegenheit zu geben. Sie denke sich nämlich in das Preisräthsel folgende Einschaltung:

Sie sehen in meinem Vornamen ganz
Meinen Familiennamen enthalten
Und in diesem eines Beherrschers Glanz
Und eines Weisen Berühmtheit walten.

Wie heißt nun der glückliche Eroberer der hübschen Sächsin mit dem Zunamen? Herr M. St. von hier drückt seine stark entwickelte Sehnsucht nach Italien in einer hübschen Strophe

aus, welche mit dem zwar praktischen, leider aber „frommen" Wunsch schließt, ein **Rentner** zu sein. Uebrigens scheint er sich doch nicht unglücklich zu fühlen und auch den Herrn Lorenz nicht zu beneiden, denn er ruft aus:

Und wäre die Anna von Annaberg
Noch zweimal so schön und so niedlich,
Im Räthsel-Ersinnen und Berge-Erklimmen
Noch einmal so unermüdlich,
Sie wär' mir nicht halb so lieb als die
Vom Karlsberg — bei allen Schneidern! —
Trotz Lucca, Lorenz, Florenz und trotz
Den Spitzen an ihren Kleidern!

Hr. Gr. hier bearbeitete die Lösung in einer größeren Anzahl von Strophen, von denen folgende hier Platz finden mögen:

Anna Berg, geschmückt mit Spitzen
Aus dem lieben Heimathland,
Sachsens Söhne können — sitzen,
Reichst dem Fremden ja die Hand.

Annaberg uns liefert Spitzen,
Lucca Seidenwaaren fein.
Anna Berg macht' Manchen schwitzen,
Lucca schmettert lerchenrein.

Glück zu Deinem Rentner, Holde;
Nahrungssorgen werden nie
Dich bedrohen; denn dem Golde
Steh'n die Läden offen hie.

Sei Dein Lorenz nicht alleine
Rentner, nein, auch lieber Mann;
Ist er dies nicht, Aennchen, weine!
Geld nicht Lieb' ersetzen kann.

Als im Mittelalter Florenz
Durch die Pest verwüstet ward,
Blühte dorten, lieber Lorenz,
Eine Blume selt'ner Art.

Diese Blume war Ginevra,
Treuer Liebe reinstes Bild.
Lorenz, ist wohl Deine Anna
Ebenso von Lieb' erfüllt?

Hoffentlich wird Das der Fall sein und das Pärchen, von dem wir vorläufig Abschied nehmen wollen, so glücklich werden, als wir wünschen, daß alle Verlobte und Eheleute und überhaupt alle Menschen auf Gottes schöner Erde es sein mögen.

Dem Herrn Tr. in Breitenbach besten Dank und dem Herrn M. in Habkirchen ein Kompliment für die anziehend geschriebene Lösung, die wir aber ihres zu großen Umfangs halber unmöglich zum Abdruck bringen können.

Richtige Lösungen sind eingegangen von: Freiin A. v. Schönhueb, Frau Rath Uebel, Frl. Anna Euler, Frl. El., Frl. El. Braun, Frl. K. Scholl, Frl. Marie Hauptmann, Frl. P. Jansohn; den HH. J. Dingler, Prof. Eisemann, O. Reichard, M. Stern, L. Wild stud. jur., G. Schmidt, P. Klein, R. Schell, M. Rudolph, F. Leiner, Buchh. Lehmann, A. Clemens, C. Tegeler, R. v. Hosenfels, A. Jansohn, Prof. Netzle, Ph. André, G. Lilier, Chr. Chormann, J. Schweitzer. C. König, Otto Trier, Th. Loew; sämmtlich von hier; ferner Frau Pfarrer Hollensteiner in Neuhäusel, Frl. d'A. in Waldmohr, Frl. Linchen Schäfer in Fußgönheim, Frau Marie Wertensohn in Blieskastel, Frl. Helene Grünewald und Jettchen Brill in Hornbach, Frl. Magdalena Fleckenstein in Rieschweiler, Frl. Jetta Hitzfeld in Freinsheim, Frl. Lisette Hartenstein in Herschberg; die HH. J. B. Maus in Habkirchen, H. Lützel in Pirmasens, L. Tretter in Breitenbach, J. Th. Schmidt in Germersheim, Ch. Hauter, Webweilerhof, Janton, kais. Friedensrichter in Neubreisach, K. Fegert in Wallhalben, J. Dreyer von Niederauerbach und der Gendarmerie-Station Wattenheim.

Das Loos entschied in folgender Weise: Gymnasiast Th. Loew dahier erhielt das kleine **Oelgemälde** (Jagdstück), Frau Marie Wertensohn von Blieskastel die „**Dichtergrüße**". Wir bitten, die Preise in der Exped. der „Zweibr. Zeitg." in Empfang nehmen zu wollen.

Mannigfaltiges.

(**Riesige Leistung einer Druckmaschine.**) „Times" gab vor längerer Zeit eine Beschreibung ihrer Dampfpresse. Die „Times" wird von der geschilderten Maschine zugleich auf beiden Seiten bedruckt und zwar auf Papierrollen, welche je eine deutsche Meile lang sind und in 35 Minuten, also mit der Fahrgeschwindigkeit einer Equipage, durch die Cylinder laufen. Es können demnach stündlich 17,000 „Times"-Exemplare abgeschnitten werden. Die mittelst Dampf betriebene Maschine besorgt übrigens nicht nur den Druck sondern auch das Zusammenfalten der „Times", so daß bei jeder Maschine nur drei Knaben beschäftigt zu werden brauchen, welche den Papierumlauf, den Schnitt und das Zusammenfalten beaufsichtigen. Den glänzendsten Beweis ihrer Leistungsfähigkeit gab dieselbe Nummer der „Times" selbst, in welcher die Eröffnung des Parlaments mitgetheilt wird; man las da nämlich die Reden, welche dort in ein und derselben Nacht gesprochen, stenographirt, geschrieben, gedruckt und vorbereitet worden waren.

„Haste denn Deine Jattin schon potografiren lassen?" fragte Peschke seinen Freund Jeschke. — „Nee, noch nich." — „Aber wodrum denn nich?" — „Nee, man muß den Deibel nich an de Wand malen!"

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 47. Montag, 22. April 1872.

Im Coupé für Nichtraucher.

Novelle von Eva König.

(Schluß.)

Anna setzte sich an die offene Thüre und schaute dem Gedränge auf dem Perron zu. Hinter diesem Zuge hielt noch ein anderer, der aus P... gekommen war, und die Passagiere mußten aus demselben aus- und in einen andern einsteigen, der nach ein paar Minuten nach der Residenz abfuhr. Gleichgiltig streifte Anna's Auge über die fremden Menschen, da plötzlich bleibt es wie gebannt an einer hohen Männergestalt haften, die, mit Taschen und Tüchern beladen, sich und der nachfolgenden alten, sehr korpulenten Dame einen Weg durch das Gedränge bahnt. Das ist ja Er, der Baron, und die Dame ist jedenfalls seine Mutter. Er kommt aus P... und fährt weiter in die Residenz, denn soeben hilft er der korpulenten Dame in den Zug einsteigen, der in die Hauptstadt führt, und reicht ihr geduldig alle Taschen und Tücher hinein. Sieh da, jetzt kommt auch der Assessor v. Wertheim und begrüßt seinen Onkel. Sie sprechen lebhaft mit einander, — wird denn kein Blick des Barons auf Anna fallen? Sagt ihm nicht eine innere Stimme, daß sie da ist, daß ihr Auge auf ihm ruht? Nein, er steigt in den Zug, ohne sie gesehen zu haben, er fährt ab!

Assessor v. Wertheim tritt jetzt wieder in Anna's Coupé, um seine Reiseeffekten zu holen und sich zu verabschieden.

„Nun,“ sagte Anna schnell, „Sie finden jetzt Ihren Herrn Onkel nicht zu Hause, er ist in die Residenz gefahren.“

Der Assessor sah sie verwundert an. „Meinen Onkel aus Marienhöh, meinen Sie. Haben Sie ihn in der Residenz gesehen?“

„Er fuhr ja soeben mit dem Zuge nach der Hauptstadt ab; Sie sprachen nur vor wenigen Augenblicken noch mit ihm.“

„Das ist ein Irrthum, mein Fräulein. Der Herr, mit dem ich sprach, ist ein Herr Wertheim aus P..., früher Reisender für das Haus Magnus und Comp., dessen Wittwe er vor einiger Zeit geheirathet. Er macht mit seiner Frau eine Vergnügungsreise. Ich kenne ihn oberflächlich.“

Mit leichtem Lächeln empfahl sich der Assessor schnell, das plötzliche Erröthen und Erbleichen Anna's scheinbar nicht bemerkend.

Seit Anna's Rückkunft war bereits ein halbes Jahr verflossen, als an einem Sonntag-Vormittag ein junger Kreisrichter, der aus der Residenz an das Gericht der Provinzialstadt gekommen, dem Rath Frommer seine Visite machte. Sein Name war v. Wertheim, und Anna erkannte in ihm den Gefährten ihrer Rückreise wieder. Der vielseitig gebildete, liebenswürdige junge Mann gefiel dem Vater Anna's sehr wohl, und so kam es, daß er bald ein oft und gern gesehener Gast in der Frommer'schen Familie wurde. Anna's Zurückhaltung vor ihm, dessen Persönlichkeit sie an ihr Reiseabenteuer erinnerte, wußte er durch sein zartes, Zutrauen erweckendes Wesen bald zu beseitigen. Ja, Anna wurde mit der Zeit mit ihm so bekannt, daß sie den bis dahin so ängstlich hinter Maroquin verwahrten poetischen Schatz seinem Auge enthüllte und es dankbar aufnahm, wenn er an ihren Versen hier eine Veränderung, dort einen kürzenden Strich anbrachte. Es schien dem Kreisrichter Freude zu machen, Anna's poetisches Talent anzuregen und zu bilden. Er brachte ihr Bücher, deren Lektüre geeignet war, ihre allzu rege Phantasie in Schranken zu bringen und ihrem idealistischen Sinne die Waage zu halten.

„Warum schreiben Sie nicht einmal eine kleine

Novelle?" fragte Herr v. Wertheim eines Tages Anna. „Ich denke, sie müßte Ihnen gelingen."

„Ich habe daran schon oft gedacht," meinte Anna. „Aber ich habe erstlich keinen passenden Stoff, und zweitens weiß ich noch nicht recht damit umzugehen."

„Ich will Sie gern mit meinem Rath unterstützen, Fräulein Anna. Verschonen Sie vor allen Dingen den Leser mit dem groben Geschütz von Mord, Todtschlag, Diebstahl und andern gräßlichen Verbrechen. Ueberfluthen Sie ihn nicht mit einem Sturzbach von wunderbaren, aufregenden Ereignissen, die erst die Phantasie zu sehr reizen, um dann Abspannung zu hinterlassen. Ihre Dichtung gleiche, um mich in Ihrer poetischen Weise auszudrücken, einer klaren Quelle, der man bis auf die silberhelle Tiefe schauen kann und deren lieblichem Gemurmel man gern lauscht. Führen Sie den Leser auch nicht durch die endlosen Windungen des langen, ermüdenden Pfades einer Einleitung an die ersehnte Quelle, sondern frisch in die Handlung hinein. Noch Eins, geben Sie der Novelle einen hübschen, pikanten Titel."

„Und was für einen Stoff soll ich wählen?" fragte Anna.

„Wählen Sie einen einfachen, der durch Ihre Darstellung anziehend wird. Am besten ist's, Sie erzählen ein selbst erlebtes Ereigniß. Sie werden Das am natürlichsten und lebendigsten darstellen."

Diese letzte Aeußerung brachte Anna auf den Gedanken, ihr im Eisenbahncoupé erlebtes Abenteuer mit seinem tragikomischen Ende niederzuschreiben. Anfänglich scheute sie sich zwar davor, ihre Sucht nach Abenteuern dem Auge eines Lesers preiszugeben, doch bedachte sie, daß Selbstironie und Humor zu den liebenswürdigsten Eigenschaften gehören, und spitzte flugs die Feder.

Die Folge war, daß sie ihre Novelle nach ungefähr acht Tagen dem Kreisrichter vorlas. Sie führte den Titel: „Im Coupé für Nichtraucher", und schloß mit der durch den Assessor v. Wertheim herbeigeführten Entdeckung der Täuschung, die der ehemalige Reisende Wertheim sich mit Anna erlaubt.

Der Kreisrichter lauschte überrascht der einfachen Erzählung, die er ja zum Theil selbst mit erlebt hatte und die ihm, besonders gegen das Ende zu, öfter ein Lächeln entlockte.

„Das ist so weit ganz hübsch," sagte er, als Anna geendet, „und für mich doppelt interessant, da Sie mir die Ehre angethan, mich in der Novelle eine Rolle spielen zu lassen; nur dünkt mich doch, als hätte das Ganze keinen rechten Schluß."

„Der Uebelthäter kommt ohne Strafe davon, nicht wahr, Das meinen Sie?" fragte Anna.

„O nein, Das nicht," lächelte der Kreisrichter. „Trägt er doch schwer genug an dem keineswegs sanften Ehejoch, das ihm die bejahrte Wittwe des Hauses Magnus und Comp., jetzt verehelichte Wertheim, auf die jugendlichen Schultern legt. Entschwindet er doch mit Taschen und Tüchern beladen, wie ein Packträger, dem bedauernden Blick des Lesers, dessen Phantasie sich das Bild der glücklichen Ehe noch vollständiger ausmalen mag."

„Ja, was soll ich aber sonst noch schreiben?" fragte Anna. „Die Geschichte hat ja ausgespielt."

„Doch wohl nicht," behauptete der Kreisrichter. „Folgen Sie der Wirklichkeit, berichten Sie, daß jenem Reiseabenteuer zwar nicht die Bekanntschaft des Barons v. Wertheim auf Marienhöh, so doch die seines Neffen mit ihrer Heldin folgte, und dann —"

„Und dann?" fragte Anna, da der junge Mann inne hielt.

„Nun dann," sagte er rasch, „schließen Sie Ihre Novelle, womit ja alle endigen, mit einer Verlobung."

Anna erröthete tief. „Das darf ich unmöglich hinzudichten," sagte sie verwirrt.

„Wer spricht von Erdichten?" rief er erregt aus. „Ich sagte: Folgen Sie der Wirklichkeit! Wollen Sie meine Worte nicht für Das nehmen, was sie in Wahrheit sind, für eine Bewerbung um Ihre Hand, Ihr Herz, das ich schon lange lieben gelernt?"

Eine Viertelstunde später war Anna Herrn v. Wertheim's glückliche Braut.

„Siehst Du, mein süßes Kind," sagte er später unter Anderem zu ihr, „jetzt findet Deine Novelle erst den befriedigenden Abschluß, da Du in dem Coupé für Nichtraucher Deinen Bräutigam gefunden hast. Auch die Hoffnung, das Gut Marienhöh und dessen Besitzer kennen zu lernen, soll keine vergebliche gewesen sein, denn in den ersten Ferien nach der Hochzeit besuchen wir meinen Onkel, und ich will mich bemühen, ein Pferd aus seinem Marstalle für Dich zuzureiten, damit Dein Traum von dem „gezäumten Zelter" sich ebenfalls verwirkliche."

„Jetzt sehe ich auch ein," sagte Anna, zärtlich zu ihrem Verlobten aufschauend, „wie sehr Recht Du damals hattest, die Erregungen der Einbil-

bungskraft, des Gefühls, wie sie z. B. interessante Bekanntschaften in uns hervorrufen, meist für Täuschungen zu erklären. Ich hab's erfahren. Nur was das Licht der Vernunft, des klaren Urtheils nicht zu scheuen braucht, hat Werth und Dauer für alle Zeit."

„Wir dürfen aber nicht vergessen, mein Liebchen, daß Phantasie und Gefühl dem Seelenleben seinen Reiz und seine Weihe geben und darum zu seiner Harmonie ebenso unentbehrlich sind, als die ruhige Vernunft. Nur wo diese drei in gleichem, einander ergänzendem Walten zu finden, erblüht das wahre Glück. Am schönsten entfaltet es sich in der Ehe, der Vereinigung von Mann und Weib, Kopf und Herz, Vernunft und Gefühl. Und so mag es auch bei uns erblühen, Geliebte! Gib Du dazu die Innigkeit, den Reichthum der Empfindung!"

„Und Du, mein Freund, den Ernst und die Klarheit des Gedankens!"

* Gerichtsverhandlung in Paris.

(Gaz. d. Trib. vom 8. April.)

Lassen wir den Muth nicht sinken! Wenn das Teufelchen Asmodi nach seiner Gewohnheit die Dächer der guten Stadt Paris aufdecken und zugleich die Geldkisten aufmachen wollte, dann würde man reichlich die Milliarden finden, um die Preußen in ihr Land zurückzuschicken. Man nehme Dies davon ab, was ein anderes Teufelchen in 3 Dachstübchen eines der armseligsten Häuser im Viertel des Jardin des Plantes zu finden gewußt hat.

Dieser kleine Teufel, welcher 13 Jahre alt ist und Gustav Canard heißt, ist ein Kaminkehrerjunge. Seit einigen Tagen wohnte er in einem Dachstübchen, als auf einmal ihn als Kaminkehrer die Lust ankam, einen Spazirgang über die Dächer zu machen. Zu seiner Ueberraschung gewahrte er, daß die Fenster dreier Dachstübchen in seiner Nachbarschaft offen standen, und nach späteren Erkundigungen wohnten in diesen Stübchen drei Dienstboten, die nur zum Schlafen dahin kamen.

Diese Wahrnehmung veranlaßte unser Teufelchen zum Nachdenken. Er hatte gerade viel Zeit übrig, war nämlich ohne Arbeit und wußte nicht, wo er das Geld hernehmen sollte, um seine kleinen Bedürfnisse zu befriedigen, als da sind: Frühstück, Mittagessen, Absinth, Doppelbier, Tabak und Abends Kaffeehaus mit Musik oder auch Theater. Das Ergebniß seiner Ueberlegung war folgendes: Ist Geld in den Stübchen, so haben die Miether zu viel und brauchen's nicht, folglich geschieht ihnen kein Unrecht, wenn ich's ihnen nehme; hat man Geld, so ist es zum Verbrauchen und dann steckt man's in die Tasche; bewahrt man's aber in Kasten auf, so ist Dies ein Beweis, daß man zu viel hat.

Durch diese logische Ueberlegung ermuthigt, unternahm Gustav seinen zweiten Spazirgang über die Dächer, und zwar nicht zum Vergnügen, sondern einen Geschäftsgang. Im ersten Stübchen, dem einer Köchin, fand er 135 Francs; im zweiten, dem eines Kindsmädchens, fand er unten im Koffer ein blankes 40-Francs-Stück; endlich im dritten, dem armseligen Unterschlupf eines alten Schustergesellen, ein Beutelchen mit 15 Francs; Alles in Allem trugen die drei Dachstübchen die runde Summe von 190 Francs ein. Zwei Tage später wurden die Entwendungen bemerkt, der Dieb entdeckt, welcher dann auch gestand, daß er 190 Francs geganft habe (wovon in früherer Zeit ein Schornsteinfeger 6 Monate hätte leben können), wovon aber nur noch 1 Franc 35 Centimes übrig seien.

Dies Geständniß wiederholte er vor Gericht und erhielt 6 Monate Gefängnißstrafe.

* Ein weibliches Untersuchungs-Genie.

Die Annalen der Strafrechtspflege geben Zeugniß von der Fertigkeit mancher Untersuchungsbeamten in Entdeckung der Wahrheit, wobei freilich zu bedenken ist, daß die resultatlosen Untersuchungsfälle nicht in die Annalen aufgenommen werden. Die Pariser „Gazette des Tribunaux" vom 8. April abhin erzählt aber einen Diebstahl und dessen Enthüllung durch die Bestohlene in folgender (nur abgekürzt gegebener) Art, welche von einem außerordentlichen Inquisitionstalent zeugt. Ein gewisser Binon hatte einer Frau Daricot eine silberne Zuckerdose gestohlen; das Diebstahlsobjekt fand sich auch bei ihm vor, hatte sich aber in ein Paar Stiefel umgewandelt; Dies erklärt sich also: Frau Daricot hatte Verdacht auf Binon wegen des Diebstahls, beobachtete denselben und bemerkte vor Allem, daß er ein Paar ganz neue Stiefel trug, während er einige Tage vorher solche anhatte, welche aussahen, als hätten sie drei Mal die Runde um

die Erde gemacht. Sie forschte nun zwei volle Monate nach und fand den Faden zwischen Zuckerdose und Stiefeln also: Am 12. Dez. wurde die Dose gestohlen; am 14. kaufte Binon eine goldene Uhr, die er am 16. wieder verkaufte; an diesem Tage kaufte er einen Papagei, verkaufte solchen aber am andern Tage wieder, weil sein Miethsherr das Thier nicht im Hause litt; am 18. kaufte er 2 Ueberzieher, wovon er am 19. wieder einen verkaufte und einen Stock und Augenzwicker kaufte; am 21. verkaufte er den andern Ueberzieher und kaufte 12 Bände vom illustrirten Magazin; am 25. verkaufte er den Stock, den Zwicker und die Bücher, kaufte sich ein Gemälde, welches er am 30. wieder hergab und in einer besseren Restauration ein Mittagsmahl einnahm; am 4. Jan. kaufte er ein Dutzend Messer, 6 Teller und 1 Senfkännchen, welches Alles er am 9. der Frau seines Portiers verkaufte und dagegen ein Paar baumwollene Betttücher kaufte. Zwei Tage später verkaufte er diese und mit dem Erlös kaufte er sich die Stiefel, welche Frau Daricot zum Ausgangspunkt ihrer Untersuchung nahm.

Hat die Frau nicht ein entschiedenes Talent zum Untersuchungsbeamten? — Obgleich Beschuldigter leugnete, wurde er doch zu 1 Jahr Gefängnißstrafe verurtheilt.

Mannigfaltiges.

Saarbrücken. Der erste Schuß deutscherseits, schreibt die „Saarb. Ztg.", in dem jüngsten deutsch-französischen Kriege ist bekanntlich in unserer nächsten Nähe gethan worden. Es war in der Nacht vom 18. auf den 19. Juli gegen 3 Uhr, als eine Rekognoszirungs-Patrouille unserer braven 7. Ulanen auf feindliche Chasseurs à cheval stieß und sich anfänglich zurückziehen mußte. In der Gegend der „Goldnen Bremm" hatte der Feind in größerer Zahl die deutsche Grenze überschritten und war bis auf die Zollstätte „Holsterhöhe" vorgerückt. Als jedoch die Ulanen Verstärkung erhielten, wurden die Franzosen gezwungen, sich eiligst zurückzuziehen, nicht ohne daß sie die Zollkasse geplündert und zwei Grenzbeamte fortgeführt hätten. Bei der Verfolgung des Feindes war es der wackere Wachtmeister Schranz von der 3. Eskadron, der den ersten Schuß in dem beginnenden so blutigen und für Deutschland so ruhmreichen Feldzug gethan und durch Unerschrockenheit seinen Kameraden voranging. Das musterhafte Verhalten des Wachtmeisters Schranz bei dieser Gelegenheit fand jetzt noch nachträglich eine Anerkennung, auf welche er sowohl wie das brave Regiment stolz sein kann, dem er bis vor wenigen Wochen noch angehörte. Se. Majestät der Kaiser und König hat Herrn Schranz ein kostbares Geschenk zustellen lassen, bestehend in einem Revolver von ausgezeichnetster Arbeit. Der Kolben dieser schönen Waffe ist aus Elfenbein und kunstvoll verziert und ausgelegt, die Kammer und der Lauf zeigen in feinster Ciselirung Szenen aus dem Kriege und das Bildniß des Kaisers und Königs. Das Ganze befindet sich in einem braunledernen, mit dem Eisernen Kreuz geschmückten und mit violettem Sammt gefütterten Etui, in welchem auch der Behälter mit den Patronen sich befindet. Wachtmeister Schranz ist Inhaber des Eisernen Kreuzes und des russischen St. Georgen Ordens. Neuerdings ist ihm noch die großherzoglich badische Militär-Verdienstmedaille verliehen worden.

(Wie Peter der Große über Preßfreiheit dachte.) Peter der Große hatte dem Mönch Gabriel die Uebersetzung von Pufendorfs „Staatengeschichte" aus dem Lateinischen in's Russische übertragen. Als ihm der Mönch die Arbeit brachte, merkte Peter sogleich, daß einige Stellen ausgelassen waren, die der Uebersetzer für beleidigend gehalten hatte. Er gab ihm daher die Arbeit mit den Worten zurück: „Heißt Das übersetzen? — Da hast Du Dein Werk wieder und nun geh' und übersetze genau, wie es geschrieben steht. Nicht zur Schmach meiner Unterthanen, nein, zu ihrer Besserung will ich Das gedruckt wissen. Sie müssen es erfahren, was man im Ausland über sie geurtheilt hat, damit sie erkennen, was sie waren — was sie durch meine Bemühungen wurden und wonach sie zu streben haben." (Sonnt.-Bl.)

(Stab und Stecken.) In einer alten Dogmatik findet sich folgende Stelle: „Die heilige Schrift ist ein Stab, auf welchen gestützt der Mensch das Land der Wahrheit erreicht, dessen sich aber die Theologen nur als eines Steckens bedient haben, womit sie einander durchprügelten." (Sonnt.-Bl.)

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 48. Mittwoch, 24. April 1872.

* Die Opfer des Krieges.

Novelle von A. Bitter.

(Fortsetzung.)

„Ach mit Deiner verwünschten Schicklichkeit!“ brummte Claude mißvergnügt mit halblauter Stimme. „Zuerst hast Du mich mit Deinen Spötteleien fast zur Verzweiflung getrieben und nun bringst Du mich mit Deinen Schicklichkeitsskrupeln vollends aus Rand und Band.“

„So laß Dich morgen früh wieder einbinden. Meister Jacques, der Küfer wohnt ja ganz in der Nähe!“ spottete die übermüthige Dirne.

„Wenn ich Dir nun aber schwöre, bei meiner Ehre schwöre, die Küche sofort wieder zu verlassen, sobald Du es befiehlst?“

„Hm, das ließe sich allfällig hören. Der schwere Krug reißt Dir endlich noch die Arme aus den Gelenken, wenn Du da so stehen bleiben mußt wie ein melancholischer Meilenzeiger. Komm also herein. Aber sein Wort gehalten, das will ich Dir gerathen haben!“

Mit diesen Worten ging das Mädchen voran in die Küche, in der jetzt das Oellichtchen auf einem kleinen Tische flackerte.

„Wo soll ich den Krug hinsetzen?“ fragte der nachfolgende Claude.

„Nun, wo denn anders, als auf die Bank dort, die ja dazu besonders angebracht ist!“

Claude gehorchte, blieb aber wie unschlüssig auf dem Platze stehen.

„Nun, was willst du noch, Claude?“

„Darf ich nicht nur ein wenig bei Dir sitzen bleiben und mit Dir plaudern, Margot?“

Claude sagte diese Worte mit so rührend schmeichelnder und bittender Simme, daß es einen Stein hätte erweichen mögen. Die schöne Margot war aber diesmal so hart wie Stahl.

„Ho, ho! Das wäre denn doch gar zu sehr wider die Abrede,“ sagte sie in sehr entschiedenem Tone. „Die Mutter kann jeden Augenblick nach Hause kommen, und die würde mir keine üble Lobrede halten, wenn sich mich da zu solcher Stunde in unnützem Geplauder mit Herrn Claude Jullion begriffen in der Küche antreffen würde.“

„Nun da könnten wir ja in die Stube gehen; für mich ist's überall schön, wo Du bist, Margot.“

Das Mädchen mußte hell auflachen. „Nun,“ sagte sie, noch immer kichernd, „das würde freilich für meine Mutter einen ganz gewaltigen Unterschied ausmachen. Wahrhaftig Du bist ein wahrer Schlaukopf, Claude! Einem solchen aber ist wenig zu trauen, drum bitte oder befehle ich allen Ernstes, man möchte sich seines gegebenen Ehrenwortes erinnern und sich fein säuberlich von hinnen trollen.“

Ueber das kühn geschnittene, schöne Gesicht des jungen Mannes glitt ein recht trübseliger Schatten. „Du befiehlst mir wirklich, zu gehen?“ fragte er noch immer zaudernd in recht kläglichem Tone.

„Gute Nacht, Claude!“ lautete die unerbittliche Antwort.

Und Claude ging schmerzbewegten, ja sogar ein wenig ingrimmigen Herzens, ohne sich unter der Thüre noch ein Mal umzusehen. Aber einmal draußen in den Schatten der Linde gelangt, da konnte er doch nicht umhin, noch ein wenig stille zu stehen und nach dem Hause hinüber zu spähen.

Bald bemerkte der nächtliche Lauscher denn auch, wie der matte Lichtschein aus der Küche verschwand, um gleich darauf im Wohnstübchen wieder aufzutauchen. Das Herz des so unbarmherzig Fortgeschickten fing ordentlich an zu pochen. Margot hatte das Lichtlein wieder auf den Tisch gestellt; wieder löste sie die häßliche Haube vom

Köpfchen, wieder flutheten die entfesselten schwarzen Haare über den weißen Nacken und die runden Schultern hernieder, und wieder spielte das süße, träumerische Lächeln um die schmalen Lippen mit dem kleinen zierlichen Schnurrbärtchen. Der Anblick war ein so reizender, daß der arme Claude davon ganz verzaubert wurde und auf seinem Lauscherposten so unbeweglich stehen blieb wie der Baum, dessen Schatten ihn verbarg.

Gerade in diesem süßen Momente aber legte sich eine schwere Hand auf die Schulter des jungen Mannes, eine feste Mannesgestalt, deren Umrisse im Dunkel jedoch nur unvollkommen zu erkennen waren, pflanzte sich vor den Aufschreckenden hin und eine etwas rauhe und höhnisch klingende Stimme sagte:

„Darf man Herrn Claude Jullion fragen, was es zu bedeuten habe, daß er zu so ungewohnter Stunde um ein fremdes Haus herumschleicht und herumspäht?"

Claude war offenbar ein wenig erschrocken ob dieser plötzlichen Ansprache; doch faßte er sich ziemlich schnell; denn er war nichts weniger denn ein Hasenfuß. „Ich dächte, das wäre nun so meine eigene Angelegenheit, Herr Polizeikommissär," entgegnete er nach kurzem Besinnen abweichend und trocken. Seine Stimme klang, wenn auch nicht sonderlich erregt, so doch merkbar feindselig.

„Ich aber dächte," sagte barsch und hochmüthig der Mann, den Claude mit dem Titel Polizeikommissär angeredet, „daß es dem ersten Polizeibeamten des Ortes wohl erlaubt sein dürfte, einen nächtlichen Herumstreicher nach den Motiven seiner Exkursionen zu befragen, und möchte Ihnen auch gerathen haben, etwas höflichere Saiten aufzuziehen."

„Wenn es mir nun aber nicht beliebt, Ihnen zu beichten, Herr Baché, wie dann?"

„Nun dann, Herr Jullion, so können Sie Das für diesen Abend auch bleiben lassen. Morgen ist auch noch ein Tag, an welchem sich solche kleine Geschäfte erledigen lassen," sagte der Polizeikommissär drohend. „Auf meinem Bureau werden Sie Sich dann ein weniger gefügiger erweisen. Vor der Hand aber rathe ich Ihnen, Herr Claude, Sich ruhig nach Hause zu begeben und nicht in so verdächtiger Weise um fremder Leute Häuser herumzuschleichen."

Claude Jullion hatte Mühe, die trotzige Antwort niederzuschlucken, die schon auf seinen Lippen schwebte. Aber er bezwang sich und ging mit aufeinander gepreßten Zähnen von dannen. Unter Napoleon's des dritten Säbel- und Polizeiregiment war eben ein Konflikt mit der Polizei immer eine sehr bedenkliche Sache und konnte dem harmlosen Bürger allerhand Verdruß und Widerwärtigkeiten zuziehen.

Den Lauscherposten unter der Linde nahm nun, da der Gegner das Feld vor der Staatsgewalt geräumt, mit vielem Behagen Herr Pierre Baché, der löbliche Polizeikommissär des Ortes, ein.

* * *

Claude Jullion war eigentlich eine arme Waise. Ein Oheim hatte sich aber des hübschen, intelligenten Knaben angenommen und denselben erzogen, als wäre er sein eigener Sohn gewesen. Da dieser Oheim ein kinderloser alter Knabe und nicht ohne Vermögen war, so galt Claude in der Meinung der Dorfbewohner so ziemlich allgemein für dessen einstigen Erben. Aber doch gab es auch Leute, die zu dieser Voraussetzung den Kopf schüttelten und dieselbe als voreilig bezeichneten. Der Oheim war nämlich selbst noch ein recht rüstiger Mann, in den Vierzigen und dabei so gesund und stattlich wie ein Baum. Die Franzosen sind in diesen Jahren meist nicht nur noch ganz lustige und fröhliche, sondern, was manchmal mit einander zusammenhängt, auch sehr leichtherzige und in ihren Entschlüssen sehr wandelbare Leute. Wer konnte denn also dafür bürgen, daß den zwar herzensguten, aber etwas wunderlichen alten Knaben, der nur so aus Laune ledig geblieben war, nicht aus angeborner nationaler Wetterwendigkeit die entgegengesetzte Laune anwandeln könnte, sich eines schönen Morgens in die Bande der Ehe schlagen zu lassen und so seines Neffen Erbeshoffnungen mit einem Male zu vernichten?

Diese etwas bedenkliche Ungewißheit hinderte aber keineswegs, daß die Bewohner des Dorfes, die jungen Mädchen nicht ausgenommen, oder vielleicht gerade diese besonders, dem flinken, fröhlichen Claude Jullion nicht mit wenigen Ausnahmen recht herzlich gut gewesen wären. War er doch an ihren zahlreichen ländlichen Festen seit geraumer Zeit immer der Schmuckste und Fröhlichste unter seinen Altersgenossen gewesen — und einem fröhlichen Menschen können Franzosen wie Französinnen nur dann gram sein, wenn sich etwa die Eifersucht in's Spiel mischt.

Margot Millet dagegen war die einzige Tochter einer noch recht grünen, lebhaften Wittwe, die selbst trotz ihrer Vierzig allenfalls auch für hübsch hätte gelten müssen, wenn sie es verlangt hätte,

und auf einen solchen Anspruch wird eine Französin selten verzichten, selbst wenn sie Nichts weniger denn hübsch wäre.

Frau Barbe Millet zählte zu den Wohlhabenden des Dorfes; sie besaß eine ganz respektable Anzahl mit den besten Reben bepflanzter Grundstücke, die sie durch fremde Hände bearbeiten ließ und die ihr dennoch einen ganz hübschen Ertrag abwarfen. Ihre Tochter Margot war als eine sogenannte gute Partie zu betrachten, was natürlich zur Folge hatte, daß gar viele Mütter heirathsfähiger junger Männer ihr bei jeder Gelegenheit die schönsten Dinge sagten und sich bei ihr in Gunst zu setzen versuchten. Daß die Söhne das gute Beispiel ihrer Mütter befolgten, war wohl selbstverständlich.

Margot war ein wackeres, braves Mädchen; daß aber all' diese Schmeicheleien, die man in solchem Uebermaß an sie verschwendete, ihr leichtes französisches Blut hin und wieder in Wallung gebracht, ihren Uebermuth herausgefordert, das wäre nun schwer in Abrede zu stellen gewesen. Merkwürdiger Weise war es gerade ihr Jugendgespiele und Freund Claude Jullion, der unter dem Uebermuth und von den unbarmherzigen Spötteleien des Mädchens von jeher am meisten zu leiden gehabt hatte. Vielleicht war es gerade deßwegen, weil er wirklich fast so weit, als seine Erinnerungen reichten, bis zum Sterben in seine schöne, unbarmherzige Peinigerin verliebt gewesen. Genug, wenn er an den Winzerfesten in höchster Glückseligkeit mit ihr im Tanze herumgewirbelt und eben voll unsäglich froher Hoffnung im Begriffe gestanden hatte, der bösen Margot seine Gefühle in den glühendsten Worten darzulegen, da hatte er immer sicher sein dürfen, daß sie seinen Armen plötzlich wie ein Aal entschlüpfen werde, um bald nachher mit einem andern, vielleicht eben so sehr berechtigten Nebenbuhler im Gewühle des Tanzes aufzutauchen.

Dazu kam auch, daß Frau Barbe Millet den guten Claude mit einer auffallenden Kälte behandelte, die fast einen heimlichen Groll errathen ließ. Ueber das „Warum“ hatte sich die Dame aber auch nie ausgesprochen, und es würde ihr wohl auch schwer angekommen sein, irgend einen Grund anzugeben, der den Leuten als ein plausibler hätte erscheinen mögen. Gleichwohl gab es aber im Dorfe weitsichtige Leute, die mit großer Bestimmtheit voraussagten, Claude Jullion und Margot Millet würden schließlich doch noch ein Paar werden, und die meisten Bewohner des Dorfes würden dem jungen Manne auch ein solches Glück von Herzen gegönnt haben, mit Ausnahme derjenigen jungen Männer freilich, die selbst noch nicht in den ruhigen Hafen der Ehe eingelaufen waren, und zu diesen Letzten gehörte vor Allen Herr Pierre Bachó, der Polizeikommissär.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Der Friedensgruß.

Ein Erinnerungsblatt von Amalie Marby.

Es war in den späteren Nachmittagsstunden des 15. Juni 1871. Ein ungewöhnlich reges Drängen und Treiben belebte die Straßen und Plätze der nordischen deutschen Kaiserstadt, die sich zum Empfange ihrer Heldensöhne in ein nie geschautes, der geschichtlich großen Bedeutung des kommenden Tages würdig glänzendes Festgewand hüllte.

Besonders wogte und wallte ein immer stärker anschwellender Menschenstrom in der unabsehbar langen, prächtig geschmückten Triumphstraße auf und ab. Hier hefteten bewundernde Blicke sich auf die farbenreichen, künstlerisch schön ausgeführten, goldbefransten Banner; dort musterten andere die mit kostbaren Teppichen, Fahnen und Guirlanden geschmückten Häuser und Paläste. Hier prüfte ein sinnend ernster Blick die blanken ehernen Geschosse, die an heißen Schlachttagen mit ihren furchtbaren, verderbenspeienden Schlünden mehr oder minder die Reihen unserer Braven gelichtet hatten und heute als bestrebende Zeugen der geschehenen Großthaten und doch gar ernsten Wächtern gleich die würdigste Einfassung der via triumphalis bildeten. Dort wieder ergötzten fröhlich blickende Augen sich an dem lustig flatternden bunten Wimpelschmuck und flogen dann wohl weit darüber hinaus zu dem tiefblauen Himmel empor, der ebenfalls sein köstlichstes Festgewand angelegt zu haben schien, denn solch glänzender Sonnenschein wie heute hatte noch selten in diesem Frühjahre die nach dem warmen Strahl heiß verlangende Erde geküßt.

„Wollen wir nur wünschen, daß der Himmel sich und uns treu bleibt und morgen eben so heiter hernieder lächelt!“ ließ sich eben eine Stimme vernehmen aus einem Haufen Neugieriger, der bewundernd eine kostbar verzierte und drapirte Tribüne umstand, an deren gänzlicher Vollendung noch viele fleißige Hände emsig arbeiteten. Auf jene Bemerkung hielt einer der Zimmerleute

einen Augenblick in seiner Beschäftigung inne; ein Ausdruck mitleidigen Staunens über die Unwissenheit des Sprechers überflog sein verwittertes Gesicht, und in halb gutmüthig zurechtweisendem, halb zuversichtlich stolzem Tone rief er laut: „Na nu! das ist mal gar kein Zweifel nicht! Sie sind wohl nicht von hier, lieber Mann, sonst würden Sie doch wissen, daß ‚Unser Wilhelm' Glück hat."

„Ja, Kaiser Wilhelm hat Glück!" wiederholte jauchzend und freudig einander zunickend die frohbewegte Menge das „geflügelte Wort" des einfachen Mannes! „Eine historische Thatsache ist's, die fast an's Wunderbare streift!" fügten Andere hinzu. „Ordnet unser Kaiser und König irgend eine bedeutsame öffentliche Feier an, so läßt sich Tausend gegen Eins wetten, daß dieselbe vom herrlichsten Wetter begünstigt wird, hat auch gleich der Himmel vorher Tage lang seinen dichtesten grauen Regenmantel umgehangen! Haben wir Dies nicht erst vor wenigen Tagen in Potsdam erlebt?" „Ja, ja! O, unsern Kaiser verläßt sein guter Stern nicht!" „Hoch, Kaiser Wilhelm! Hoch!" —

So schwirrte und brauste es wirr durcheinander in dem immer mehr sich verdichtenden Menschenknäuel, daß die wie auf endloser Corsofahrt sich folgenden Equipagen und Lohnwagen — diejenigen, welche sich heute im Besitze der einen oder des andern befanden, gehörten zweifelsohne zu den vorzugsweise begünstigten Sterblichen — sich unwillkürlich in ihrem ohnehin gehemmten Laufe aufgehalten sahen und die geputzten Insassen sich neugierig erhoben, um aus den fröhlich blickenden Mienen der Umstehenden, oder aus den einzelnen hingeworfenen Worten den Grund der Stockung zu errathen und zu erfragen.

Da fluthete der Menschenstrom wieder auseinander, und einen günstigen Augenblick benutzend, lenkte ein eleganter Einspänner, behutsam das lebhafte Gewoge durchschneidend, aus dem Wagenzuge quer über den Straßendamm und hielt im nächsten Augenblicke vor einem der palastähnlichen Gebäude, wie solche fast die ganze Königgrätzer-Straße zieren.

Ein schon ältlicher Herr von stattlicher, imponirender Haltung verließ den Wagen. „Sie stehen heute hier im Wege, Wendland!" sagte er, sich zu dem Kutscher wendend, mit überaus wohlklingender, tiefer Stimme. „Fahren Sie darum nur nach Hause und fordern dort die jungen Damen zu einer Rundfahrt auf durch die prächtig geschmückten Straßen. Wahrlich, ein unvergeßlich farbenreicher, wundervoller Anblick!" fügte er, während der Kutscher, ehrerbietig den Hut lüftend, der gegebenen Weisung bereits folgte, halblaut für sich hinzu, und unwillkürlich flogen seine klaren dunkelblauen Augen nochmals hinüber zu der grandiösen, prachtvollen Gruppe vor dem Potsdamer Thore, wo auf einem Kanonenhügel sich ein schlanker, reich und sinnig mit französischen Adlern, Fahnen und Laubgewinden dekorirter Sockel erhob, der auf seiner Höhe eine herrliche modellirte Viktoria trug. Von dem edlen, lieblichen Antlitz der Siegesgöttin flog sein Blick zu der Kolossalbüste des Kaisers und Königs, die aus der mittleren Höhe derselben Tribüne ragte, an deren Fuß vor wenigen Augenblicken seine Equipage in's Gedränge gerathen war. Die kleine, rührend heitere Szene, deren Zeuge er eben gewesen, lockte, in der Erinnerung daran, ein warmes Lächeln über seine feinen, geistreichen Gesichtszüge und fast unbewußt dem freundlich ernsten Kaiserantlitz zunickend, flüsterte er, an die letztgehörten Worte anknüpfend, leise vor sich hin: „Dein guter Stern! O, mein Herr und Kaiser! Möge er zum Glücksstern Deines gottgesegneten Hauses werden bis in ferne, ferne Jahrhunderte hinein!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Neger, welcher über eine Luckenkappe in einem Schiffe wegspringen wollte, fiel in die Lucke hinein und schlug mit seinem harten Schädel so stark auf ein großes Stück Steinkohle, daß dasselbe in mehrere Stücke zersprang. Als er in die Höhe blickte, sah er den Schiffskapitän, in dessen Diensten er stand, vor sich, und da er befürchtete, etwas Unrechtes gethan zu haben, rief er bekümmert aus:

„Massa, ich bin wirklich traurig, diese Kohle zerbrochen zu haben!"

* Räthsel.

Wenn du machst, was die beiden Ersten sagen,
Versäume nicht, die Dritte mitzutragen;
Denn wenn das Ganze den Ersten nicht entspricht,
Hält man für reich dich wahrlich nicht.

Br.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 49. Freitag, 26. April 1872.

• Die Opfer des Krieges.

Novelle von A. Bitter.

(Fortsetzung.)

Pierre Baché war eine jener Typen von niederen Beamten, wie man sie nur in Frankreich so eigenartig antreffen kann. Frühzeitig in den Militärdienst getreten, war er den Chasseurs d'Afrique zugetheilt worden, hatte den größten Theil seiner Dienstzeit in Algerien zugebracht und war zum Feldwebel avancirt. Nach achtjähriger Dienstzeit hatte er seinen Abschied verlangt und erhalten und war dann zum Polizeikommissär seines heimischen Bezirks ernannt worden.

Pierre Bachó vereinigte einen guten Theil der ordinären Eigenschaften seiner französischen Standesgenossen in sich. Er hatte sich im Felde wirklich tapfer bewiesen und sogar das Kreuz der Ehrenlegion erworben, mit dem die Napoleoniden von jeher so freigebig umzuspringen gewohnt waren; aber er war zugleich auch ein ruhmrediger Prahlhans, und wenn man ihn hörte, so hätte man glauben sollen, er würde es stets mit großem Vergnügen mit fünfzig Kabylen auf ein Mal aufgenommen haben; er konnte sehr geschliffen und höflich sein, aber auch im nächsten Augenblicke so flegelhaft grob wie ein Stallknecht werden. Was ihm aber im Gegensatze zu vielen seiner Landsleute fehlte, das war die Großherzigkeit und Gutmüthigkeit, die man diesen im gewöhnlichen Leben nicht mit Unrecht nachrühmt. Pierre Baché hatte es für gut befunden, diese Eigenschaften gewissermaßen als einen Luxusartikel zu betrachten, oder doch wenigstens dieselben durch eine tüchtige Dosis von Hochmuth und Heimtücke zu ersetzen. Seine Kameraden wußten zwar viel von seinem verwegenen Muthe, aber auch von manchem Zuge wilder Grausamkeit gegen den besiegten Feind und von roher Brutalität, an Frauen und Kindern verübt, zu erzählen. Doch davon hatten die Leute hier im Dorfe nur selten oder nie Gelegenheit gehabt, Etwas zu erfahren.

Obschon keineswegs mehr in der ersten Blüthe des Lebens stehend, hätte Pierre Bachó doch nach gewöhnlichen Begriffen für einen schönen Mann gelten können. Von regelmäßigem, stattlichem Wuchse, schritt er noch immer soldatisch stramm einher; sein Gesicht hatte einen kühnen Schnitt und würde noch recht blühend ausgesehen haben, hätten ihm nicht die hochmüthig blickenden schwarzen Augen und der über alle Gebühr hinausreichende gewaltige Schnurrbart jenen Ausdruck finsterer Brutalität gegeben, den man bei Leuten seiner Sorte, denen im Grunde selbst die Anfänge zu einer wirklichen Bildung fehlen, nur zu oft begegnet.

Daß Pierre Baché sich um die Gunst der schönen Margot Millet bewarb, war für die Leute des Dorfes kein Geheimniß, und es gab sogar Einige, die an einen günstigen Erfolg glaubten. Ein Beamtentitel und ein rothes Bändchen im Knopfloch üben bei den Franzosen immer eine Art von Zauber aus, wenn, im Grunde genommen, hinter dem ganzen Plunder auch noch so wenig steckt.

Daß unter so bewandten Umständen zwischen Claude Jullion und Pierre Baché keine sonderlich freundliche Gesinnung herrschte, lag eben in der Sache, und Margot, die kokette Margot, machte sich dieses Verhältniß zu Nutze, die beiden Rivalen dadurch gelegentlich zur Verzweiflung zu treiben, daß sie abwechselnd den Einen um den Andern bald mit großer Freundlichkeit, bald recht abstoßend behandelte und daß sie Das mit großer Vorliebe in Beider Gegenwart that. Es kam ihr eben ganz ungeheuer komisch vor, wenn die Feinde sich so recht grimmig anschauten und doch sich

nicht auf einander stürzen durften, der Eine aus Respekt vor der amtlichen Stellung seines Gegners und der Andere, weil er diese Stellung nicht durch eine gewöhnliche Rauferei gefährden mochte.

Der arme Claude! Seine Liebe zu Margot war eine wirkliche, dauerhafte, tiefsinnige, was im lustigen Frankreich eine sonst sehr seltene Erscheinung ist, die nur sporadisch aufzutreten pflegt. Der junge Mann fing am Ende an, ganz melancholisch und hinfällig zu werden, was selbst seinem jovialen Onkel, Jean Rolland, auffallen mußte.

„Guten Morgen, Claude!" sagte eines Morgens Jean Rolland, der sich eben vor Ungeduld allein zum Frühstück niedergesetzt hatte, zu seinem trübselig aus der Nebenkammer herbeischleichenden Neffen. „Was machst Du wieder ein Gesicht! Sollte man doch wirklich meinen, Du hättest das Unglück gehabt, von Nachbar Guillot's elendem Picotin einen ganzen Liter austrinken zu müssen!"

Claude war durchaus nicht in der Laune, auf den Scherz des Onkels einzugehen, und antwortete nur mit einem Seufzer. Onkel Rolland schüttelte halb verdrießlich, halb besorgt den Kopf und begann schweigend seinen Kaffee zu schlürfen. Claude that ein Gleiches und schaute nicht von seiner Tasse auf. Es war, als ob er sich vor der spaßhaften Laune seines gutherzigen Verwandten fürchtete. Dieser aber begnügte sich damit, seinem Neffen hin und wieder einen forschenden Blick zuzuwerfen, während er anscheinend ganz ruhig sein frugales Frühstück zu sich nahm.

Rolland war endlich mit seiner Arbeit fertig geworden. „Claude," sagte er, indem er die Tasse absetzte, „armer Claude, ich glaube fast, ich habe es errathen, wo Dich der Schuh drückt. Die Margot, die kleine Hexe, hat gewiß wieder einmal dem stattlichen Polizeikommissär freundlich zugelächelt und Du bist ein einfältiges Kind genug, Dir darob das Herz in Stücke fliegen zu lassen, wie eine platzende Bombe!"

Claude wurde feuerroth, aber er wagte weder aufzusehen noch zu antworten.

„Brauchst deßwegen nicht roth zu werden, mein Bursche," fuhr der Onkel gutmüthig fort. „Ich entsinne mich noch dunkel, einst auch jung und ein ebenso großer Esel gewesen zu sein, wie Du jetzt."

Claude schrack ordentlich zusammen und blickte dann forschend dem Onkel in's noch immer männlich schöne, nur zuweilen einen etwas sarkastischen Ausdruck annehmende Gesicht. Dieses Gesicht zeigte indeß einen so wohlwollenden Ausdruck, daß die in dem jungen Manne aufkeimende Besorgniß, der Onkel selbst sei mit seiner Neigung zu Margot nicht einverstanden, sofort wieder verschwinden mußte.

„Claude," nahm der Onkel nach einer kleinen Pause in demselben heitern Tone wieder das Wort, „liebst du denn wirklich diese neckische Margot so sehr, daß Du um keinen Preis eine Andere nehmen möchtest?"

Die Augen des jungen Mannes wurden feucht. „Onkel," rief er, in leidenschaftlicher Hast aufspringend und an den ruhig Sitzenbleibenden herantretend, „Onkel! ich liebe das Mädchen mehr als mein Leben und ich glaube, es wäre mein Tod, wenn ich ihr entsagen müßte!"

Um des Onkels Mund zuckte Etwas wie ein bitteres Lächeln. „Sei kein Phantast, Claude," sagte er; „es ist noch kein richtiger Franzose an Liebesgram gestorben. Glaube mir, ich weiß Das besser. Aber es würde Dich doch vorderhand recht unglücklich, recht elend machen, wenn Du die Margot nicht bekommen solltest, he?"

„Gott weiß es!" murmelte Claude tonlos.

Ueber das Gesicht des alternden Mannes glitt Etwas wie eine Erinnerung an längst vergangene Zeit und an verlorenes Jugendglück, aber er fuhr sich mit der Hand über die Augen und Stirne, und dieses Etwas schien plötzlich wie weggewischt. „Claude," fuhr er in ganz verändertem Tone fort, „hast Du denn keine ordentliche Vermuthung über das Hinderniß, das Dich bei der Margot nicht vorwärts kommen läßt. Pierre Baché kann dieses Hinderniß kaum sein. Meiner bescheidenen Meinung nach bist Du doch, Deiner kindlichen Einfalt zum Trotz, ein gutes Stück mehr werth, als der alte Prahlhans."

Claude besann sich ein Weilchen und sagte dann bedächtig: „Wenn das Hinderniß nicht in Margot selbst liegt, so muß es ihre Mutter sein, die mir entgegensteht, denn diese hegt offenbar einen geheimen Widerwillen gegen mich."

Um des Onkels Mund spielte ein eigenthümliches, fast lustiges, aber für den jungen Mann nicht zu deutendes Lächeln. „So, so!" sagte er nach einer kleinen Pause, — „die alte Fanchon Wuillemod — ach, wollte sagen Frau Millet, ist es, die Dich nicht mag, mein armer Junge? Das ist wirklich fatal für Dich, sehr fatal. So eine Mutter vermag viel, ganz erstaunlich viel über ein Kind, und Frau Millet hatte immer einen raschen und zugleich sehr zähen Willen."

Claude ließ betrübt den Kopf hängen.

Auch der Onkel schwieg eine gute Weile, aber der Ausdruck seines Gesichtes zeigte, daß aller-

hand Gedanken in ihm arbeiteten, rasch wechselnd und sich einander verdrängend. „Claude, mein Junge," sagte er, vom Tische aufstehend, in gutmüthig tröstendem Tone, „gehe jetzt an die Arbeit, es ist das beste Mittel, Dich zu zerstreuen und die trüben Nebel aus Deinem Kopfe zu scheuchen."

Claude, gewohnt, den Befehlen seines Onkels unbedingt Folge zu leisten, entfernte sich mit einem kurzen, vertraulich respektvollen Gruße. Der Onkel aber ging noch eine Weile nachdenkend in der Stube auf und nieder. Man sah es seiner strammen Haltung an, daß auch er einst gedient hatte in der Armee, deren einziger Gedanke die „Gloire!" ist und die sich trotz erlittener Niederlagen immer für die erste und unbezwinglichste der Welt halten wird. Ein stattliches und schönes Mannesbild war aber auch der alte Rolland, und gar mancher junge Mann, der sich viel auf sein Aeußeres einbildete, würde neben dem alten maréchal de logis sich keineswegs gar so überwiegend vortheilhaft ausgenommen haben.

Der handliche Vierziger mochte wohl schon ein gutes Viertelstündchen im Zimmer auf und nieder geschritten sein, zuweilen einen Moment stille stehend und überlegend, dann wieder, wie von einer inneren Unruhe gepackt, rasch einige Schritte machend. Endlich stand er plötzlich wieder stille; ein eigenthümlicher Strahl innerlicher Befriedigung zuckte aus seinen blaugrauen, gutmüthigen Augen; ein behagliches, fast mit ein wenig schalkhafter Schadenfreude gemischtes Schmunzeln spielte um die Winkel seines wohlgeformten Mundes. „Hm, hm," murmelte er, sich die Hände reibend, vor sich hin, „es ist zwar ein bedenkliches, ein ganz verzweifeltes Opfer, das Du dem Jungen zu bringen bereit bist, alter Rolland. S'ist aber auch Deiner einzigen Schwester einziges Kind, und Du hast seiner sterbenden Mutter in die Hand versprechen müssen, für das Glück des armen Burschen Sorge zu tragen und, milles tonnères! ein maréchal de logis von den Dragonern hält sein Wort, selbst wenn er drob seine Freiheit und mit ihr sein eigentliches Leben in die Schanze schlagen müßte."

(Fortsetzung folgt.)

* Der Friedensgruß.

Ein Erinnerungsblatt von Amalie Marby.

(Fortsetzung.)

Nun wandte er sich langsam um, und indem dabei sein feucht schimmernder Blick die Façade des Hauses, dessen Schwelle er jetzt betrat, streifte, wich plötzlich das freudig bewegte Lächeln einem kummervollen Ernst, ja, ein schwerer Seufzer hob seine Brust. Das stolze Gebäude machte heute allerdings einen seltsam beklemmenden Eindruck. Während die nebenan und gegenüber liegenden Häuser, so weit das Auge reichte, im bunten Festschmuck prangten, die Fenster von fröhlich Schauenden oder an der Ausschmückung noch munter Schaffenden besetzt, lag über diesem eine wahrhafte Todtenstille. Kein Laubgewinde, keine Fahne zierte die stolze Front; die sämmtlich festgeschlossenen, dicht verhüllten Fenster weckten die Vermuthung, daß das Haus augenblicklich ohne Bewohner sein müsse, und manch neidisch sehnsuchtsvoller Blick streifte die in tiefer Ruhe daliegenden Fenster und Balkone, von denen der prächtig stolze Siegeszug so wunderschön zu überschauen sein mußte! Wer doch die Zauberformel besessen hätte, hinein zu gelangen in den schweigenden, leeren Palast! Doch sieh! derselbe ist, trotz seiner düsteren, dafür zeugenden Außenseite, nicht unbewohnt; denn als jener stattliche Greis eben den hellblinkenden Knopf seitwärts der Thür berührt, springt die hohe, schön geschnitzte Flügelthür geräuschlos auf, freilich nur um sich hinter dem Eintretenden sogleich wieder zu schließen. Auch im Innern herrscht lautloses Schweigen, das selbst nicht durch den Schall von Fußtritten unterbrochen werden kann, da weiche Teppiche Flur und Treppen bedecken. Der Ankömmling, augenscheinlich hier sehr bekannt, durcheilt hastig die weiten, reich und geschmackvoll ausgestatteten Hallen und Korridore, bis er endlich an einer fast am Ende der Belle-Etage mündenden Thüre leise schellt. Augenblicklich wird dem Harrenden aufgethan, und mit freundlichem Gruße an der schon bejahrten Dienerin vorüberschreitend, theilt seine Hand jetzt leicht die schweren Falten einer grünen Sammt-Portière, und nun steht er am Ziele seiner Wanderung.

Ein schönes, hohes Gemach! Durch ein weit geöffnetes Bogenfenster dringt ein voller Strahl des goldenen Sonnenlichts ungehindert herein, um im neckischen Spiel über die leuchtende Farbenpracht des kostbaren Smyrnaer Teppichs hier und dahin zu huschen. Aus dem nahen Garten, der in glänzender Frühlingsschöne prangt, strömt ein Meer von Blüthenduft in den kühlen Raum; fröhliches Vogelgezwitscher tönt aus den dichtbelaubten Zweigen der duftenden Linden; von Zeit zu Zeit fliegt ein neugieriger Falter, eine fleißige Biene dem Sonnenstrahl und Blüthen-

duft nach, umkreisen spielend das Haupt der einsamen Bewohnerin und, wie von erkältendem Athem angeweht, flattern sie wieder eiligst zurück in das warme Frühlingsleben und Weben ihrer allgütigen, großen Mutter Natur!

An trüben Tagen mag das Gemach mit seiner dunklen Tapete, seinen dunklen Möbeln und Vorhängen einen etwas düsteren Eindruck machen, aber jedenfalls bildet es dann eine stimmungsreichere Staffage zu der bleichen, in tiefschwarze Trauerkleider gehüllten alten Dame, die dort regungslos, mit ihren festgeschlossenen Augen fast einer Todten gleichend, auf einer Chaise-Longue ruht. Das Gesicht zeigt regelmäßige, doch strenge, harte Züge, besonders um den Mund liegt ein so finsterer, bitterer Zug, daß man glauben könnte, denselben habe nie ein holbes, freundliches Lächeln umspielt. Auch die Augen, als sie diese jetzt, da ihr feines Gehör trotz des dicken Teppichs die näher kommenden Schritte vernommen, mit halbem Aufschlag auf den Eintretenden richtete, zeigten einen ungemein kalten, harten Blick.

„Ihr sehr ergebener Diener, meine Gnädige," sagte die sanfte, wohllautende Stimme des Greises, „kommt heut' zwar etwas spät, aber er kommt und hofft — —"

„Wozu die unnützen Worte?" fiel die Dame, ohne ihre halbliegende Stellung im Geringsten zu verändern, bitter ein. „Sie haben nicht nöthig, Herr Geheimrath, Ihr Ausbleiben zu entschuldigen! Es mag anderswo freilich unterhaltender sein, als in dem einsamen Hause einer alten, kranken Frau. O thun Sie Sich durchaus keinen Zwang an, ich halte Niemand gewaltsam bei mir fest!"

Trotz des unfreundlichen Willkommens zog der Geheimrath einen Sessel dicht an seine Patientin heran und behaglich sich niederlassend, entgegnete er lächelnd: „Das heißt eigentlich mit andern Worten: Du würdest mir einen Gefallen erweisen, Dich so schnell wie möglich wieder zu entfernen. Nun verspüre ich aber nicht die geringste Lust, dem mir äußerst schmeichelhaften Wunsche meiner verehrten Freundin nachzukommen in der Vorausahnung, daß dieselbe bald nach meinem Weggehen bittere Reue empfinden möchte über die harte Strafe für meine scheinbare Nachlässigkeit. Ich sage scheinbar, gnädige Frau, denn da Ihre Krankheit bis auf diese selbstpeinigende Nervenverstimmung glücklicher Weise gehoben ist, so darf der Arzt sich schon einmal erlauben, hinter den Freund zurückzutreten, und der Letztere hatte gerade heute beschlossen, wider seine sonstige Gewohnheit erst nach beendeter Runde bei sämmtlichen Patienten bei Ihnen vorzusprechen — zu gemüthlichem Plauderstündchen! Na, Das fängt nun schön an!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Gut abgefertigt.) Zwischen dem jungadeligen Berliner Banquier Bleichröder und seinem Rechtsanwalt, dem ebenso talentvollen wie allgemein geachteten Justizrath Wiener, hat sich, wie die „Ger.-Ztg." meldet, Folgendes ereignet. Wie Dies bei allen vielbeschäftigten Rechtsanwälten üblich, hatte der Justizrath Wiener ein Schreiben an seinen Mandanten mit dem Ersuchen gerichtet, ihn behufs einer Konferenz in einer Prozeßangelegenheit zu besuchen. Hierauf empfing der Absender eine Antwort folgenden Inhalts: „Der Justizrath Wiener kann wohl zum Geh. Kommerzienrath von Bleichröder, nicht aber dieser zu dem Justizrath Wiener kommen." Die Erwiederung des Justizrathes Wiener hierauf lautete: „Wenn der Geh. Kommerzienrath v. Bleichröder nicht zum Justizrath Wiener kommen kann, so kann auch der Justizrath Wiener nicht der Anwalt des Geh. Kommerzienrathes von Bleichröder sein und sendet ihm deßhalb die Akten seiner Prozesse zurück."

(Ein Phänomen.) Ein Newyorker Blatt schreibt: In einem Dorfe bemühte sich kürzlich ein Wanderlehrer in einer Vorlesung, seinen Zuhörern zu erklären, was ein Phänomen sei. „Ihr wißt wohl nicht, was ein Phänomen ist," sagte er; „ich will es Euch begreiflich machen. Ihr habt ohne Zweifel schon Alle eine Kuh gesehen. Eine Kuh ist kein Phänomen, ein Apfelbaum ist auch kein Phänomen. Wenn Ihr aber eine Kuh auf den Apfelbaum steigen sehen würdet, um dort mit dem Schwanze Aepfel zu pflücken — seht Ihr, Das wäre ein Phänomen!"

* Buchstabenräthsel.

Im fernen Osten schaut man mich als Stadt,
Doch in der Nähe hab' ich weitern Rahmen;
Nun streich' das erste Zeichen man, dann hat
Man einen wohlbekannten Männernamen.
Und wenn man diesem noch die beiden ersten nimmt,
Dann hat mich Jeder, der mich angestimmt.

R.

Auflösung des Räthsels in № 48:
Reisegeld.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 50. Montag, 29. April 1872.

* Die Opfer des Krieges.

Novelle von A. Bitter.

(Fortsetzung.)

Mit diesen von einem heroischen Entschlusse zeugenden Worten begann Onkel Rolland Toilette zu machen und stand in wenigen Minuten ganz fein und elegant aufgeputzt da. „Sacre bleu!“ sagte er ganz befriedigt zu sich selber, als er seine Gestalt im kleinen Spiegel musterte, „hätt's gar nicht geglaubt, daß du noch so gute Figur machen würdest, Alter! Ein wahres Wunder, daß dich seiner Zeit die schwarzäugigen Araberinnen nicht mit Haut und Haar aufgefressen haben, vor Liebe nämlich. Wärest im Stande, deinen eigenen Neveu bei der schönen Margot Millet auszustechen. Doch halt! Das wär' so ein bischen schlechter Streich, Meister Rolland. Nimm diesmal der Ehrlichkeit wegen mit der vielleicht etwas säuerlichen Pflaume vorlieb und überlaß die süße schwellende Traube dem Jungen!“

Dieses gesagt, griff Meister Rolland nach Hut und Stock und entfernte sich in strammer Haltung aus dem Hause.

Claude, der sich derweil in den nahen Reben zu schaffen gemacht, aber dabei mit einer gewissen Aengstlichkeit, deren Grund ihm selber nicht recht klar sein mochte, auf Alles, was um das Haus herum vorging, geachtet hatte, sah den Oheim in seinem Sonntagsstaate vorn aus der Hausthüre schreiten und seinen Weg nach der Landstraße hin nehmen. Was hatte Das zu bedeuten? Das Herz des jungen Mannes pochte so heftig, daß er sich einen tüchtigen Schnitt mit dem Rebmesser in den Finger machte, als er eben das Ende eines Weidenbandes abzuschneiden gedachte.

Rolland verschwand im Schatten der Lindenbäume neben dem einsamen Häuschen an der Landstraße, um auf der andern Seite nicht wieder aufzutauchen. Dem athemlos lauschenden und spähenden Claude war es dabei zu Muthe, wie einem auf Leben und Tod Angeklagten, dessen Richter sich eben in's Nebenzimmer begeben haben, um ihr Verdikt über Schuldig oder Nichtschuldig zu berathen.

Der schöne Vormittag ging für Claude mit unerträglicher Langsamkeit vorüber. Schon hatte die hellstrahlende Sonne den Zenith erreicht, und noch immer wollte Onkel Rolland sich nicht wieder blicken lassen. Schon begann Barbe, die alte, etwas tyrannische Haushälterin, das Mittagessen aufzutragen und dabei mit immer mehr gerunzelter Stirne nach dem Hausherrn auszuschauen — und noch immer zögerte dieser mit seinem Erscheinen. Die Alte begann ordentlich in eine gelinde Wuth hinein zu gerathen, denn in ihren Augen gab es kein größeres Verbrechen, als eine gut gekochte Suppe kalt werden zu lassen und durch solch' schnöde Vernachlässigung eine ehrliche und ordnungsliebende Haushälterin zur Verzweiflung zu treiben. Aber die gute Barbe, mochte sie auch noch so viele ungewitterliche Aeußerungen vor sich hinmurmeln, mochte sie noch so dröhnend die Thüren aufreißen und wieder zuwerfen — es schien Das die Gemüthsruhe des abwesenden Herrn Rolland nicht im Mindesten zu stören.

Erst als die moralische Entrüstung der Haushälterin den Siedepunkt erreicht hatte und sie ernstlich mit sich zu Rathe zu gehen begann, ob es nicht der Aufführung des Herrn Rolland angemessen wäre, die Suppenschüssel sammt Inhalt erbarmungslos auf den Boden zu schmeißen, ließ sich noch rechtzeitig zur Abwendung der Katastrophe die stattliche Figur des Säumigen draußen auf dem Fußboden erblicken. Herr Rolland mußte offenbar keine Ahnung von dem Sturme haben, der im Innern seiner Haushälterin tobte,

denn er schritt gar langsam und bedächtig einher und machte abwechselnd ein ernstes und lächelndes Gesicht; ja, er stand sogar zum unbeschreiblichen Aerger der Dame Barbe ein Weilchen still und schüttelte, wie von schweren Gedanken bewegt, den Kopf. Endlich erreichte er doch die Schwelle seines Hauses und trat in die Küche. „Schon fertig mit dem Essen?“ fragte er ganz harmlos und freundlich, das grimmige Gesicht der Dame Barbe gar nicht beachtend.

„O ja, fertig ist's längst!“ gab die Erzürnte giftig zur Antwort; „so sehr fertig, daß Alles seither gute Zeit hatte, so kalt wie ein Eiszapfen zu werden, Monsieur Rolland. Na, meinetwegen, Gott gebe Euch einen guten Appetit!“

„Ei, warum hat man die ganze Geschichte nicht wieder ein wenig über das Feuer gestellt?“ entgegnete Rolland, der eben kein besonderer Freund von kalter Suppe war, etwas verdrießlich. Weiter aber sagte er Nichts, sondern ging still in die Stube, wo er sich an seinem gewohnten Platze am Tische niederließ. Barbe schaute ihm mit sprachlosem Erstaunen nach. „Was hat Das zu bedeuten?“ sprudelte sie nach einer Pause halb ergrimmt, halb erschrocken vor sich hin.

„Nicht einmal eine Entschuldigung hat er für sein unverzeihliches Benehmen in Bereitschaft! Da muß heute etwas ganz Außerordentliches, Ungeheuerliches im Spiele sein. Aber ich werde es schon herauskriegen, darauf soll er zählen!“

Der Eintritt Claude's, der eben durch die Küche schritt, um sich zum Mittagstische zu begeben, machte dem Selbstgespräch der aufgeregten Haushälterin vorläufig ein Ende.

Das Mittagessen ging, trotz etwas kalter Suppe und arg zusammengeschmortem Braten, ziemlich geräuschlos vorüber. Onkel Rolland nahm die Sache hin, wie sie eben war, ja, er lächelte beim Anblick des zusammengeschrumpften Bratens ganz eigenthümlich vor sich hin, und seine Lippen bewegten sich dabei, als spräche er flüsternd mit sich selber — alles Das zum ungeheuren Verdrusse der Dame Barbe, die nur auf eine ihre Kochkunst tadelnde Bemerkung lauerte, um mit ihrem ganzen Vorrath von spitzigen Entgegnungen herausrücken zu können. Weder die schüchtern fragenden Blicke des Neffen, noch die inquisitorischen Mienen seiner Haustyrannin konnten jedoch den Alten bewegen, aus seinem unerschütterlichen Gleichmuthe herauszutreten. Barbe mußte sich endlich, wenn auch widerstrebend, dazu bequemen, mit dem Abräumen des Tisches zu beginnen. Sie ging denn auch an's Werk, gebrauchte aber dabei die Vorsicht, die zur Küche führende Thüre nie vollständig hinter sich zuzumachen, sondern immer nur so, daß man allfällig ein jegliches Wort draußen in der Küche hätte erlauschen können, das zwischen den beiden Männern drinnen in der Stube gewechselt worden wäre. Aber auch diese kluge Vorsicht half der Alten zu Nichts. Onkel Rolland schien für den Moment unter die Trappisten gegangen zu sein.

Frau Barbe mochte es anstellen, wie sie wollte, der Zeitpunkt kam eben, wo sie das letzte Stück Geschirr von dem Tische nehmen und in die Küche tragen mußte. Jetzt blieb nur noch das Tischtuch zu beseitigen übrig. Das schien nun ordentlich eine schwer zu bewältigende Arbeit zu sein. Das widerspenstige Tuch wollte sich volle zwei Minuten lang nicht in die richtigen und ordnungsgemäßen Falten legen lassen. Vielleicht kam Das auch daher, daß Barbe, statt auf ihre Hände zu sehen, ihre Luchsaugen fortwährend an die Lippen des still vor sich hinlächelnden Meister Rolland geheftet hielt. Endlich war aber auch da Nichts mehr zu machen, und mit einem Laut, der zwischen einem Schmerzenszeichen, Seufzen und einem zornigen Grunzen die Mitte hielt, mußte die arme Haushälterin sich bequemen, die Stube zu verlassen.

„Ach,“ sagte Rolland lächelnd, „was lange währt, Das kommt schließlich gut. Vorderhand wäre also das Feld sauber. Wir wollen aber doch dafür sorgen, daß Barbe nicht etwa rückfällig werden könne.“

Mit diesen Worten erhob Onkel Rolland sich von seinem Sitze, schritt nach der Thüre, welche Barbe soeben ziemlich geräuschvoll hinter sich zugeworfen, und schob bedächtig den inneren Riegel vor. Dieses gethan, setzte er sich ruhig wieder an seinen Platz und nickte dem mit fragendem Erstaunen zu ihm hinüber blickenden Neffen bedeutsam zu. „Habe Dir ein Geschichtchen zu erzählen, mein Junge,“ nahm er dann nach einer kurzen Pause das Wort, „ein Geschichtchen, das fremde Ohren Nichts angeht, also auch diejenigen der Demoiselle Barbe nicht, und darum habe ich so zur Vorsicht den Riegel vorgeschoben. Höre also: Ein alter Wachtmeister von den Dragonern geht kurzweg auf sein Ziel los und macht keine langen Einleitungen. Es mögen ganz gut und wohlgezählt fünfundzwanzig Jahre über die Welt hinspazirt sein, seit der Zeit, da ich noch ein flinker, fröhlicher, dummer Junge war und mir, Gott weiß warum, einbildete, daß eine gewisse Fanchon das lieblichste aller Mädchen auf der

Erbe, und ich, Jean Rolland, in dieses Wunder von Schönheit und Tugend bis zum Sterben verliebt sei. Du mußt Deinem Oheim eine solche Schwachköpfigkeit nicht zu hoch anrechnen, lieber Claude, denn Du mußt bedenken, daß er damals erst neunzehn Jahre alt, also noch fast ein Kind war, und daß ihm eine ähnliche Dummheit später gar nie mehr passirt ist. Die Fanchon aber, von der ich rede, dieses Wunder von allen liebenswürdigen Eigenschaften, diese Perle von Schönheit, wie ich sie im Geheimen nannte, hatte denn doch auch einen kleinen Fehler, und Das mußte wohl so sein, denn sonst würde sie ja ein purer Engel gewesen sein, wie etwa Deine Margot Millet, Claude."

(Fortsetzung folgt.)

---

* Der Friedensgruß.

Ein Erinnerungsblatt von Amalie Marby.

(Fortsetzung.)

„Seien Sie mir nicht böse, Geheimrath!" sagte die Dame nach kurzer Pause. „Ich weiß ja, Sie halten treu zu mir, wenn auch Alles mich verläßt! Alle, Alle, auch Johanna ist meiner überdrüssig! Ach, Doktor, Sie hätten mich sollen sterben lassen, Das wäre das Gescheidteste gewesen, was Sie als Freund thun konnten! Was soll ich noch auf der Welt? Alt, krank, von Niemand geliebt, ganz verlassen und einsam, — o, da kommen Einem denn dumme, böse Gedanken!"

Ein fast zorniger Schmerz sprach aus den Klagen der reichen, von allem möglichen Luxus umgebenen Frau. Der Geheimrath schaute aufmerksam in die steinernen, unbeweglichen Gesichtszüge und die kalte, wachsbleiche Hand ergreifend, versetzte er in bedeutsam eindringlichem Tone: „Die bösen Gedanken würden verschwinden, wie Spreu vor dem Winde, wenn Sie nur einmal aus Ihrer trüben Einsamkeit heraustreten wollten in das frohbewegte Gewühl der heiter belebten Straße und — —"

Mit einer heftigen Bewegung entriß sie ihm ihre Hand, und halb sich aufrichtend, rief sie bitter: „Ich? ich? Doktor, ist Das ihr Ernst? ich mit meinem zerrissenen Mutterherzen, meinen erstorbenen Hoffnungen sollte unter die lärmende Menge eilen, von ihr Trost erwarten? O, lieber in die tiefste Einsamkeit fliehen, wo kein Jubelton wie ein zweischneidig Schwert in meine Seele dringen kann. Glauben Sie denn, daß andere Mütter, deren Söhne nicht heimkehren, anders fühlen? Doch was frage ich! Sie können freilich nicht ermessen, wie — —"

„Weiß Gott!" unterbrach der Geheimrath die Aufgeregte ernst, „ich ehre Ihren Schmerz und empfinde ihn selbst kaum minder tief! Habe ich in Hugo nicht ebenfalls einen lieben Sohn verloren und mein Kind den Verlobten? Dürfen wir aber an einem Festtage, wie der morgende, an uns selbst denken? Die Trauer des Einzelnen um das kostbare, theure Blut, das Frankreichs Boden getränkt hat, muß dem erhebenden Bewußtsein weichen: daß aus der Blut- und Thränensaat unserer Helden, die ihr Leben freudig einsetzten für des Vaterlands Freiheit und Ehre, die süße Himmelsblume der deutschen Freiheit erstanden, die lichtgeborne Idee der deutschen Einigung zur That und Wahrheit geworden ist! In diesem Sinne erblicken wir in der Feier, welche wir dankerfüllt unsern glücklich heimkehrenden Heldensöhnen bereiten, nicht nur ein Siegesfest, wir begehen zugleich Deutschlands Wiedergeburt, versuchen Deutschlands Verherrlichung einen der großen weltgeschichtlichen Bedeutung würdigen Ausdruck zu geben! Und von diesem erhebenden, nationalen Bewußtsein getragen, darf Niemand sich der weihevollen Feier entziehen, selbst Diejenigen nicht, denen der Krieg unheilbare Herzenswunden geschlagen hat! Vor dem großen Ganzen muß der Schmerz des Einzelnen schweigen! Dürfte es anders sein, welch ein Empfang würde unseren Braven zu Theil? Wie viel Häuser gibt es wohl in der Kaiserstadt, welche nicht mindestens eine Familie bergen, die einen mehr oder minder nahen Verlust betrauert? Wollten nun alle die ihren innersten Gefühlen Ausdruck geben, so wehten statt des bunten Fahnenschmuckes nur Trauerflaggen, und statt der glänzenden Laub- und Blumengewinde schmückten nur düstere Cypressen die Häuser, oder sie blieben fest geschlossen. Hier heißt es: Ueberwinde dich selbst! Durchdrungen von dieser Erkenntniß vermag auch meine Johanna selbst Hand mit anzulegen bei unseres Hauses Ehrenschmuck und Gruß für Deutschlands Krieger, und auch Sie, meine verehrte Freundin, werden sich überwinden, und fehlt Ihrem Hause auch jeder Blumen- und Fahnenschmuck, so wird es doch, ich bitte herzlich darum, seine Läden und Fenster öffnen, um nicht gar so kalt und schweigsam, wie ein todestrauriges Geheimniß, inmitten seiner herrlich prangenden Schwestern auf die warm und freudig erregten Menschenkinder zu schauen. Nicht wahr, Sie erfüllen die Bitte ihres alten Freundes?" (Forts. folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus New-York wird dem Württemb. „Staats-Anzeiger“ geschrieben: „In neuerer Zeit werden von einigen amerikanischen Eisenbahn-Gesellschaften wieder die größten Anstrengungen gemacht, durch die Vermittlung von Agenten in Europa Einwanderer für ihre betreffenden Bahnen zu gewinnen und sich einen Billetverkauf an dieselben schon drüben zu sichern. Es ist begreiflich, daß die hohen Unkosten solcher Agenturen durch den vertheuerten Preis der Eisenbahnbillets auf den Emigranten zurückfallen, und daß die erwähnten Eisenbahn-Gesellschaften sich in der Berechnung der Billets in fremdem Gelde durch einen erheblichen Zuschlag gegen die Schwankungen des Kurses und des Goldagio's hier sicherstellen. Der bedauerlichste Umstand für den Einwanderer ist jedoch, daß er sich bei dem Billet-Ankauf in Europa zur Weiterbeförderung nach dem Westen oder Süden alle Gelegenheit benimmt, ein anderes Bestimmungsziel zu wählen, das ihm bei Ankunft hier nach genauerer und zuverlässigerer Auskunft wünschenswerth erscheint. Es ist daher von besonderer Wichtigkeit, daß Einwanderer vor dem Ankauf von Eisenbahnbillets in Europa zur Weiterbeförderung in den Vereinigten Staaten gewarnt werden. Der Einwanderer kann dabei, auch wenn Alles in Ordnung geht, Nichts gewinnen, wohl aber, wie die Erfahrung immer wieder zeigt, empfindliche Verluste erleiden. Es wäre sehr zu bedauern, wenn durch Lockerung der jetzt in Deutschland bestehenden Verbote gegen den Vertrieb amerikanischer Eisenbahnbillets diesem Treiben neuer Vorschub geleistet würde. Wir haben ferner unsere Warnung gegen die Einwechslung amerikanischen Geldes in Deutschland zu wiederholen; es ist erwiesen, daß letztes Jahr große Quantitäten gefälschten amerikanischen Papiergeldes in Deutschland in Umlauf gesetzt worden sind und selbst erfahrene und respektable Bankhäuser mit demselben getäuscht wurden. Der Einwanderer, der sich von diesem Gelde eingewechselt, findet dasselbe bei seiner Landung hier werthlos und bleiben seine Reklamationen an den Ausgeber fast durchgehends fruchtlos.“

(Vergiftung.) Aus Colmar wird berichtet: „Frl. Helene S..., die 17jährige Tochter eines erst kürzlich hierher versetzten Beamten, hatte verschiedene farbige, dicke, viereckige Oblaten aus Deutschland mitgebracht, welche sie zur Anfertigung künstlicher Blumen benutzte. Vor einiger Zeit machte sie ein Bouquet aus solchen Blumen, bald darauf fühlte sie sich unwohl und verfiel in einen hinfälligen Zustand, den man argem Heimweh zuschrieb; als sich diesem Befinden jedoch noch heftige Leibschmerzen hinzugesellten und sich später schreckliche Konvulsionen einstellten, wurde der Arzt zu Rathe gezogen, welcher erklärte, daß ein Fall mineralischer Vergiftung vorliege. Es stellte sich heraus, daß die junge Dame die Oblaten häufig an die Lippen gebracht und sogar eine gewisse Quantität davon verschluckt hatte. Die gelben Oblaten waren mit chromsaurem Blei gefärbt, eines der heftigsten Gifte der modernen Chemie. Die angewandten Gegenmittel erwiesen sich als unwirksam gegen das heftige Gift, und das arme junge Mädchen, die Tochter und einzige Hoffnung ihrer unglücklichen Eltern, hauchte bald darauf ihren letzten Seufzer aus.“

Eine Verwechslung ganz seltsamer Art meldet die Wiener „Vorstadt-Ztg.“: In Tyrol — so schreibt das genannte Blatt — ist es frommer Brauch, über den Hausthüren das Konterfei von Heiligen aufzuhängen. Die geistlichen Herren in Tyrol, die diese Thürmalerei in besondern Schutz genommen, sind dieser Tage ganz außer Rand und Band gerathen. Ein Kaplan war nämlich durch den kleinen Ort Girlau gekommen, wo ihn an einem Hause ein großes Bild anlockte. Näher tretend bemerkte er, daß der Heilige eine Uniform und außer mehreren Orden auf der Brust noch ein breites gelbes Ordensband trug und einen modernen weißen Schnurr- und Backenbart hatte. Der geistliche Herr steckt seine Brille auf die Nase und — wer beschreibt sein Entsetzen! — der Heilige ist Niemand anders als der deutsche Kaiser Wilhelm, der protestantische Hohenzoller. Unter Verwünschungen und Verfluchungen wird der Bauer aus der Stube herausgezetert. „Wastl, Du Haderlump, wo isch der Heilige her?“ fragte wuthentbrannt der geistliche Herr. Wastl kratzt sich hinter den Ohren und erwiedert: „Hochwürden, den Gott Voader hab' i gestern von einem reisenden Bilderhändler um 1 Gulden gekauft.“

Auflösung des Buchstabenräthsels in № 49:

Canton.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 51. Mittwoch, 1. Mai 1872.

Germania.

Germania steht auf Felsenhöh'
Im funkelnden Waffengeschmeide,
Es wogt ihr Haar wie ein goldener See
Um ihres Nackens blendenden Schnee
Und nieder zum Schwert in der Scheide.

Um's Haupt geschlungen den Lorbeerzweig,
Ruht sinnend am Schild sie von Golde
Und blicket hinab auf ihr weites Reich,
Das fest sie geschützt vor fränkischem Streich
Mit eigenem Leib, die Treuholde!

Im Osten glühet des Frühroths Schein,
Da unten beginnt sich's zu regen —
Da segeln Schiffe, mit Korn und Wein
Beladen, hinab den grünen Rhein,
Ein reicher, ein schwimmender Segen!

Ein freier Bauer pflüget das Feld
Und summt eine friedliche Weise;
Der Knappe fröhliche Einfahrt hält
In seines Bergschachts dunkle Welt, —
„Glück auf!“ zur gefährlichen Reise.

Dort wirft ein Fischer die Netze aus
Und hebt frohlockend sie wieder,
Mit reicher Beute kehrt er nach Haus
Und pflückt am Weg einen Blumenstrauß,
Der Liebsten zum Schmucke am Mieder.

Ein Mühlrad rauschet im Wiesenthal;
Die stäubenden Tropfen blinken
Wie Diamanten im Sonnenstrahl
Und stürzen hinab am Brückenpfahl —
Ein ewiges Steigen und Sinken!

Die Müllerin lehnt am Rosenstrauch,
Die lächelnden Lippen schweigen,
Es küssen die Lüfte nach keckem Brauch,
Wie stürmische Freier, ihr Stirn und Aug' —
Die Nachtigall singt in den Zweigen.

Rings Wohlstand nur und friedlich Gedeih'n,
Als drohten nie feindliche Mächte; —
Germania sieht es und lächelt darein,
Um's Antlitz strahlet der Freude Schein,
Und feierlich hebt sie die Rechte:

„Herr Gott im Himmel! beschirm' dies Land
Und wolle vor allen es segnen!
Doch ich hier oben auf steiler Wand
Will Wache halten — das Schwert zur Hand —
Und jeglicher Unbill begegnen.

„Der Himmel ist klar, soweit ich schau',
Doch kämen auch Wetter gezogen
Von Westen und Ost, — mein Volk vertrau'! —
Fest steht der Einheit heiliger Bau
Und fest seine Zinnen und Bogen!

„Wo ist die Hand, vermessen genug,
Die frevelnden Schläge zu wagen?
Und wagt sie's dennoch, so sei's ihr Fluch,
Denn wie einst Siegfried den Drachen erschlug,
So werd' ich zu Boden sie schlagen.

„Und nimmer wird es zum zweiten Mal
Nach meinem Schwert sie verlangen!
D'rum muthig, du Volk nach Gottes Wahl:
Der Freiheit goldener Morgenstrahl
Ist leuchtend dir aufgegangen!“

Eine deutsche Frau (im „Speir. A.“).

---

* Die Opfer des Krieges.

Novelle von A. Bitter.

(Fortsetzung.)

Ein fast unbeschreiblicher Zug gutmüthigen Spottes spielte bei diesen Worten um die Lippen des Erzählers und trieb seinem aufmerksamen Zuhörer die helle Röthe in's Gesicht. Meister Rolland schien indeß Das nicht zu beachten und fuhr in seiner Erzählung fort:

„Der einzige Fehler meiner unvergleichlichen Fanchon also bestand darin, daß sie so kokett wie ein junges Kätzchen und so launisch wie das Wetter im Monat April war. Dieser Umstand schaffte mir denn auch viele Noth und vielen Verdruß. War irgendwo ein fröhlicher Jux los mit Musik und Tanz und ich hatte mich in meiner jugendlichen Einfalt so recht auf den Spektakel gefreut, war's am Ende auch nur gewesen, um mit Fanchon zusammen kommen und mit ihr herumwirbeln zu können, so konnte es ihr einfallen, ohne allen vernünftigen Grund wegzubleiben und mir den ganzen Spaß zu verderben. Wurde ich dann so recht fuchswild über solch' unqualifizirbares Benehmen und lief in meinem Ingrimm nach Hause, ohne an der mir verdorbenen Kostbarkeit weiteren Theil zu nehmen; so hatte ich wohl des folgenden Morgens das Vergnügen, zu erfahren, daß Fanchon zwar etwas spät am Ort der Freude erschienen, sich aber ganz göttlich mit Jean Grillet oder Paul Jardinier amüsirt habe, und das Aergste an der Sache war, daß die beiden genannten Kerle meine Nebenbuhler um die Gunst der boshaften Dirne vorstellten. Ich sage Dir, Claude, Das war zuweilen schwer zu verdauen und ich würde es bei meinem heißen Blute auch kaum so lange geduldig hingenommen haben, wie ich's gethan, hätte ich nicht troß alledem und alledem mich für sicher gehalten, daß Fanchon meine Liebe erwiedere.

Aber auch dem sanftmüthigsten Saumthiere geht schließlich die Geduld aus, wenn es mißhandelt wird. Da sollte eines schönen Sonntags Tanz drüben im Wirthshause zu den drei Engeln sein. Fanchon hatte es mir schon mehrere Tage zum Voraus in die Hand versprochen, daß sie diesmal rechtzeitig erscheinen werde, und ich freute mich, wie ein Kind auf einen Bratapfel, auf dieses Versprechen. Der Sonntag kam heran, der unendlich lange Vormittag ging vorüber und endlich kam auch der ersehnte Moment, wo die Lustbarkeit ihren Anfang nehmen sollte. Trotzdem ich vor lauter Ungeduld einige Wände hätte einrennen mögen, hielt ich doch an mich. Ich wollte nicht, wie mir sonst schon oft geschehen, zu früh auf dem Tanzplatze erscheinen, lange Hälse nach der Erwarteten machen und mich dafür von meinen Kameraden auslachen lassen. Ich ging erst hin, als mir die Töne des Brummbasses und der Geigen von ferne her in die Ohren gellten und die Fröhlichkeit schon in hellen Fluß gebracht haben mußten. Endlich konnte ich mich doch nicht länger halten und schlich nach den drei Engeln hinüber. Richtig, da war die Herrlichkeit im besten Gange und, wie ich so recht hinschaute, viel besser im Gange, als mir nur lieb sein konnte, denn Fanchon war nicht nur vor mir gekommen, sondern sie wiegte sich auch ganz lustig im Takte der Musik in den Armen des mir so verhaßten Paul Jardinier, dessen viereckiges, plumpes Gesicht unter der weißen Zipfelmütze hervor wie ein hochgelber Kürbis erglänzte, vor Vergnügen und Triumph.

Na, das war ein Anblick, der mir die Eingeweide hätte zum Sieden bringen mögen. Aber es war damit noch nicht genug. Als die Musikanten eine Pause machten und der Bruminbaß wie verschnaufend sich gegen die Wand lehnte, stolzirte Paul Jardinier, der perfide Dachs, mit seiner glühenden Tänzerin am Arme gegen mich heran und rief mir schon von Weitem triumphirend zu:

„He, Jean Rolland, wie kommt's, daß Deine Beine heute zu langsam gewachsen sind? Warst doch sonst immer so flink zur Hand, wenn es galt, uns die Fanchon vor der Nase wegzufischen! Für heute aber ist die Sache einmal anders, wer zuerst da ist, der mahlt zuerst, und ich gedenke von meinem erworbenen Rechte Gebrauch zu machen für den ganzen Abend."

Mit diesen höhnischen Worten schritt Paul Jardinier mit seiner Tänzerin an mir vorüber, und es wollte mir vorkommen, als zucke dabei ein geringschätziges Lächeln um Fanchon's Lippen, obschon ich Das eigentlich mit Gewißheit nicht behaupten könnte. So viel aber war sicher, daß das Mädel auch beim nächsten Tanze mit dem breitspurigen Paul Jardinier wieder in die Reihen trat und mit ihm herumwirbelte, daß die Röcke flogen. Hast auch schon so Etwas erlebt, Claude, und kannst also so halb und halb ermessen, wie mir bei dem Anblick zu Muthe war. Ich sage halb und halb, denn Du bist ein sanftmüthiges Schaf gewesen allezeit; ich aber habe kein Fischblut in den Adern gehabt, sondern recht warmes, heißes Blut, das in gewissen Momenten in meinen Adern zischte und kochte. So war's auch in diesem schlimmen Momente, und ich ballte schon die Faust, um dem unverschämten Jardinier die Schale seines Kürbiskopfes in Stücke zu schlagen wie einen alten Topf, als ich mich leise beim Arme gepackt fühlte und eine neckische Mädchenstimme hinter mir sagen hörte:

„Ei, ei, Jean Rolland, warum denn so grimmige Gesichter schneiden, weil Dir die launische

Fanchon wieder einmal aus Deinem Rechte gewichen ist?"

Ueberrascht wandte ich mich um und schaute in das niedliche, rosige Gesicht der kleinen Amaranthe Letumier, einer allerliebsten Blondine, deren lebendiges Wesen und allezeit schlagfertiger Witz alle Gesellschaften belebte, in denen sie zugegen war.

Amaranthe blitzte mich mit ihren glänzenden, etwas maliziösen Augen halb spöttisch, halb herausfordernd an, und bevor ich nur zu Worte kommen konnte, sagte sie: „Du bist doch buchstäblich nur aus Butter gemacht, Rolland, Dich kann man ja in eine jede beliebige Form kneten. Lässest Dich von Deiner Fanchon und dem Dickkopf, dem Jardinier, verhöhnen, daß es zum Erbarmen ist, und wagst es nicht, die Leutchen mit gleicher Münze zu bezahlen. Warum wagst Du es nicht, flink und fröhlich nach einem andern Mädchen zu greifen? Es sind ihrer doch genug da, die ebenso hübsch sind, wie die hochnasige Fanchon."

Erst jetzt schaute ich dem quecksilbernen kleinen Ding aufmerksam in's Gesicht, und in der That, sie hatte ein paar wundervolle Augen, die kleine Amaranthe, und das kecke Stumpfnäschen über dem rothen Mündchen paßte ganz köstlich zu dem kleinen runden Gesichtchen. Es schossen mir allerhand Gedanken durch den Kopf, wie ich das Mädchen so betrachtete. Noch einen Blick warf ich hinüber nach der treulosen Fanchon, die mein Herz so unbarmherzig peinigte. Sie plauderte anscheinend ganz lustig und unbefangen mit Paul Jardinier und schien mich gar nicht zu beachten. Nun, jetzt waren die Würfel gefallen. „Willst Du mir die Ehre erweisen, für heute meine Tänzerin zu sein, Amaranthchen?" fragte ich mit schmeichelnder Freundlichkeit. — „Ei, warum denn nicht?" entgegnete Amaranthe lustig. „Es hat mich sonst noch Keiner engagirt, und ist an fröhlichen Burschen Mangel, so tanze ich gelegentlich wohl auch mit einem unglückseligen Murrkopfe, dem der Unverstand seiner Angebeteten das bischen Verstand aus den Fugen gebracht. Gib nur wohl Acht, daß Deine Beine nicht vor Liebesschmerz den Koller bekommen und mitten im Walzer mit uns durchgehen!"

„Sei ohne Sorge, Amaranthchen," gab ich ebenso lustig zurück. „Mein Herz ist im Begriff, mit Sack und Pack zum Feind hinüber zu desertiren, und die melancholischen Beine werden, wohl oder übel, nachkommen müssen."

Die neckische Fröhlichkeit des kleinen Dinges hatte mir's ordentlich angethan, und den ganzen Nachmittag hinüber, bis in die Nacht hinein, wurde ich nicht müde, den federleichten Kobold nur so in der Luft herumzuschwenken. Ich befand mich in einem ordentlichen Rausch, aus Zorn, Aerger, Wein und wirklicher toller Lustigkeit zusammengebraut. Die Amaranthe hing an meinem Arme wie die Klette am Schwarzdorn, war so munter, flink und graziös wie ein Wieselchen und ihre rothen Lippen sprubelten fortwährend von neckischen, mitunter recht boshaften Bemerkungen über alle Anwesenden. Ich kam gar nicht mehr dazu, nach Fanchon und ihrem dicken Paul hinüber zu schielen. Wie ich's aber einmal that, da war von ihr Nichts mehr zu erblicken und ihr Galan schien ebenfalls verschwunden. Ich machte mir Nichts daraus, oder ich redete es mir wenigstens selbst ein, daß mir die Sache eine ganz gleichgiltige sei, und begleitete nach beendigtem Tanze die kleine Amaranthe ganz fröhlich nach Hause.

Daß es mir dieselbige Nacht etwa ganz wohl und heiter zu Muthe gewesen wäre, Das möchte ich gerade nicht behaupten, Claude. Mich quälte so ein stilles Ahnen, daß es nun für immer aus sein dürfte zwischen Fanchon und mir, und ich machte mir die bittersten Vorwürfe wegen meines Benehmens, warf alle Schuld auf meine eigenen Schultern und griff nicht einmal nach der Entschuldigung, daß es denn doch eigentlich Fanchon gewesen, welche durch ihr bisheriges launenhaftes Benehmen meine Eigenliebe auf's blutigste verletzt und mich zu meinem heutigen Thun so recht herausgefordert habe. Ein richtiger Verliebter ist aber fast immer auch ein kläglicher Heulmeier, der die Ohrfeigen sich lieber selbst applizirt, statt sie an die rechte Adresse gelangen zu lassen.

Nun, wie ich's vorausgesehen, so kam es auch. Begegnete ich fortan Fanchon auf der Straße oder wo sie sein mochte, so wandte sie mit verächtlichem Zucken der Lippen das Köpfchen auf die andere Seite, um meinen Gruß nicht erwiedern zu müssen, und sprach sie irgendwo ihre Meinung über mich aus, so war es so, daß sie keinen guten Fetzen an mir ließ. Das Alles machte mir zuerst bittern Schmerz, und als mich der Schmerz zu langweilen begann, wurde ich wild und zornig wie ein Eber.

Zur selbigen Zeit nun war es gerade, daß die jungen Burschen von meinem Jahrgange zur Konskription herangezogen wurden und das Loos ziehen mußten, ob Soldat werden oder nicht. Den Hut mit dreifarbigen Bändern geschmückt, eine nicht eben wohltönende Musik an der Spitze,

begaben wir jungen Leute uns nach der nächsten Stadt zur Ziehung. Die Herren Offiziere schienen mir ganz absonderlich viel Aufmerksamkeit zu schenken, schon bevor nur die Ziehung begonnen hatte. — Pah, ich will's kurz machen. Ich zog ein Loos, das viele meiner Kameraden als ein böses bezeichnet haben würden. Ich mußte Soldat werden und ich machte mir in meiner desperaten Gemüthsstimmung nicht das Mindeste daraus. Mein Vater wäre wohlhabend genug gewesen, um für mich einen Stellvertreter zu kaufen, wenn ein solcher auch eine beachtenswerthe Summe gekostet haben würde. Der gute Alte deutete auch auf so was hin. Ich aber wollte ihn nicht verstehen und erklärte, mit dem größten Vergnügen selbst meinen Dienst thun zu wollen.

(Fortsetzung folgt.)

* Der Friedensgruß.

Ein Erinnerungsblatt von Amalie Marby.

(Fortsetzung.)

Weder durch einen Laut noch durch die geringste Bewegung in ihren steinernen Gesichtszügen hatte sie den Geheimrath unterbrochen; doch jetzt zuckte ein kalter Hohn in ihren Augen und um ihre Lippen, und in hart abweisendem Tone erwiederte sie: „Nein, Doktor, ich werde es nicht! Keine Jalousie, kein Fenster wird geöffnet! Will Jemand sich die Mühe geben, dem todestraurigen Geheimnisse nachzuspüren, so wird er vernehmen, daß dahinter eine alte, gebrochene Frau steckt, die statt Blumen und Fahnen ihr Herzblut, ihre Söhne dem Vaterlande geopfert hat; kann Jemand einen höheren Tribut zollen? Und nun kein weiteres Wort darüber! Sie sehen, ich besitze keine so große Seele wie Johanna, die in ihrer patriotischen Begeisterung lächelnd und scherzend Kränze windet für die heimkehrenden Sieger, unter denen ihr Bräutigam fehlt! Hätte sie ihn wahrhaft geliebt, vermöchte sie Jenes nicht, dann wüßte sie wohl, daß ihr eigentlicher Platz in diesen Tagen an der Seite seiner Mutter wäre!"

„Ihr Schmerz macht Sie ungerecht!" versetzte der Geheimrath ruhig. „Kaum Einer der gefallenen Helden kann zärtlicher geliebt, schmerzlicher beweint werden als Hugo! Dabei theilte Johanna vollständig seine hochherzige, patriotische Gesinnung und glaubt daher auch jetzt in seinem Geist und Sinn zu handeln, wenn sie sich vor Allem als Deutsche fühlt! Sie hat überdies schon gleichsam mit der Muttermilch die Liebe zum deutschen Vaterlande und zur Freiheit eingesogen, denn wie Sie ja wissen, ist mein liebes Weib die Tochter eines ächten deutschen Patrioten, der sein Leben lang durch Wort und That für sein geliebtes deutsches Vaterland stritt und litt! Die Wiegenlieder, die er seinem Kinde vorsang, handelten von den Heldenthaten großer Ahnen, von herrlichen Frauengestalten, die mit dem Schwerte in der Hand ihre Ehre und die Freiheit vertheidigten oder ihren Söhnen selbst des Vaters Schwert umgürteten und sie, brach ihnen auch das Herz darüber, hinaussandten in den Kampf und sie anfeuerten, lieber das Leben, denn die Freiheit zu verlieren. In die Seele des solchen Heldensagen athemlos lauschenden Kindes brannte die reine Flamme der Freiheits- und Vaterlandsliebe sich unauslöschlich ein, sie wuchs gleichsam mit ihm heran, um dereinst, als jenes Kind zur Jungfrau und Mutter gereift war, in strahlender Schönheit wieder in junge Kinderherzen überzuströmen. Es ist ein hehres, heiliges Thun, wenn von den süßen Lippen der Frauen und Mütter ihren heranwachsenden Söhnen und Töchtern der Sinn für des Vaterlands Größe und Freiheit in die Brust geträufelt und fort und fort gepflegt wird! Wahrlich, so lange edle deutsche Frauen solche Keime hegen und pflegen, darf uns nicht bange werden um die nachwachsenden Geschlechter!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Auf die Frage des Bischofs N. an einen Landgeistlichen, wie viel ihm seine Landpfarre einbringe, antwortete der würdige Prediger: „Ebenso viel als Ew. Eminenz Ihr Bisthum: entweder die ewige Seligkeit oder die Hölle, je nachdem wir unser Amt verwalten, das uns Gott anvertraut hat!"

Ein eben in Paris angekommener Landbewohner fragte, da er bei einem Palaste vorüberkam, den Thürsteher, was das für ein großes Haus sei. „Das ist eine Mühle," antwortete Jener. — „Dacht' ich's doch," sagte der Bauer, „da ich einen Esel am Thore stehen sah!"

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 52. Freitag, 3. Mai 1872.

Herr, bleib' bei uns!
Ein Abendlied.

Wohl sitzen wir, beschirmt von grünen Zweigen,
Ihr, meine Lieben, sommerlich vereint,
Doch trübe Stirnen nur, die still sich neigen,
Der Sonne rother Scheidestrahl bescheint.
Hin ist der heiße Tag und die Beschwerden,
Hin ist die Mühe, aber auch die Lust;
Und eine Stimme ruft aus jeder Brust:
Herr, bleib' bei uns — denn es will Abend werden!

Die Harfen haben wir so schön geschlagen! —
Was trauert ihr? Jedweder Ton verhallt;
Was wir gesungen in den Jugendtagen,
Ist mit der Jugend aus der Welt gewallt.
Die Frauenbilder, jene liebverklärten —
Sie sind verblüht — mit ihnen mancher Mai,
Die blaue Zeit der Liebe ist vorbei:
Herr, bleib' bei uns — denn es will Abend werden!

Hört ihr die Nachtigallen, wie sie singen,
Hinunter flatternd an des Himmels Rand,
Als trügen sie auf ihren freien Schwingen
All' unsre Lieder in ein fernes Land?
So tönet noch, ihr treuen Sangesgefährten,
Was wir gesungen, — in lebend'ger Pracht,
Wenn unser Auge deckt des Todes Nacht:
Herr, bleib' bei uns — schon will es Abend werden!

Seht dort im Thale unsre Gräber grünen,
Maigrüne Wiesen, bunte Blumen drauf, —
Bald liegen schön're Blumen unter ihnen,
Die rasch verwelkt in raschem Lebenslauf;
Dann weiden über uns die frohen Heerden
Und wir vergessen, wie man uns vergißt,
Drum ziere, Herr, noch unsrer Tage Frist
Und bleib' bei uns — denn es will Abend werden!

Dürkheim. A.

* Die Opfer des Krieges.
Novelle von A. Bitter.

(Fortsetzung.)

Schon nach wenigen Wochen wurde ich einberufen. Fanchon hatte ich kaum ein oder zwei Mal wieder gesehen derweil und war an ihr vorbeigegangen mit zusammengebissenen Lippen, ohne Gruß und Dank. Von meinen militärischen Abenteuern ein ander Mal, mein Junge. Zwar in manchen Beziehungen ein elend langweiliges, nutzloses Leben, besonders das auf den Depots in den kleinen Garnisonstädtchen, wo selbst die Hunde ob der Aufgabe, ihre Zeit irgendwie todtzuschlagen, hätten verzweifeln mögen. Etwas mehr Abwechslung bot freilich unser späterer Aufenthalt in Afrika, wo man sich doch wenigstens gelegentlich ein bischen mit den Beduinen und Kabylen herumhauen konnte. Es ist mir da Manches zu Gesicht gekommen, von dem ich zu Hause auch nie eine Ahnung gehabt haben würde, und Dieses ist es, was mich die Zeit, die ich in dem bunten Rocke zubringen mußte, nicht allzusehr gereuen läßt. Länger, als ich eben mußte, blieb ich gleichwohl nicht beim Militär. Meine Mutter war während meiner Dienstzeit gestorben, und der vereinsamte Vater, der nun auch längst heimgegangen ist, sehnte sich nach seinem einzigen Sohne. So kehrte ich denn in dieses, mein altes heimathliches Dorf und an den heimischen Herd zurück, um wieder ein schlichter Bauer zu werden.

An Fanchon hatte ich wohl selbst noch drüben in Afrika manchmal gedacht, besonders wenn ich etwa in mondhellen Nächten auf Vorposten stand und die endlose Stille der Sandwüste nur hie und da durch die fremdartigen Stimmen der Thiere des mir noch fremden Welttheils unterbrochen wurde. Es gibt eben wunderliche Er-

innerungen, die man selbst mit dem besten Willen nicht los zu werden vermag, selbst wenn man rings um die Erde herumliefe; so wie es auch Leute gibt, die, wenn man sie zur Thüre hinauswirft, immer fein hübsch zum Fenster wieder hereinsteigen. Zu den Erinnerungen dieser Sorte schienen denn auch die meinigen an Fanchon zu gehören.

Nutzloses Zeug, solches Träumen, das besonders für uns Franzosen gar Nichts taugt. Fanchon hatte, als ich zurückkehrte, längst das bessere Theil erwählt. Eine Zeit lang soll sie zwar über mein Weggehen so ziemlich ärgerlich gewesen sein, dann aber hatte sie nicht etwa den dickköpfigen Paul Jardinier, sondern einen sehr wohlhabenden Wittwer von gesetztem Alter geheirathet und mit diesem anscheinend in sehr glücklicher Ehe gelebt, bis der Tod dieses Band gelöst."

„Und bist Du seitdem nie mehr mit der Treulosen zusammengekommen, und wohnt sie noch hier?" fragte Claude den Oheim, wie von einem eigenen Gedanken ergriffen.

„Hm, ich will den letzten Theil Deiner Frage zuerst beantworten. Fanchon wohnt allerdings noch hier im Dorfe, das sie auch nie für längere Zeit verlassen hat. Daß ich sie da zuweilen sehen, ihr wohl sogar begegnen mußte, liegt auf der Hand; daß wir aber gar viele freundliche Worte gewechselt, Das möchte ich just nicht behaupten. Im Vertrauen gesagt, Claude, es freute mich heimlich, daß Fanchon nach so langen Jahren und nachdem sie das Weib eines Andern gewesen, mir noch so auffällig grollte. Bei reiferen Jahren und bei tieferem Nachdenken erhalten gewisse Dinge für uns eine ganz andere Bedeutung, als wir solche denselben als junge Gelbschnäbel beigemessen. Der so lange genährte Groll der hübschen Fanchon sagte mir, daß ich ihr dennoch einst lange nicht so gleichgiltig gewesen, als sie sich immer den Anschein zu geben beliebte, und Das war denn doch ein heilendes Pflaster auf die brennende Wunde meiner verletzten Eitelkeit. Damit war mir nun freilich wenig geholfen. Ich blieb aber oder vielmehr ich wurde ein alter Knabe, aber wie Du mir bezeugen kannst, mein Junge, kein mürrischer, und wenn ich hin und wieder einen meiner Jugendkameraden etwas tief gebückt unter der Last seines Eheglücks einherkeuchen sah, so kam wohl auch ein Gefühl wohliger Schadenfreude über mich. War ich doch mein eigener Herr und Meister und konnte thun oder lassen, was mir eben beliebte, ohne daß mir Jemand sauer darnach sehen durfte."

„Ja, wenn nur Mademoiselle Barbe nicht gewesen wäre," sagte Claude zu sich selber; aber er sagte es nicht etwa laut, er dachte es vielmehr nur, und so konnte der Onkel auch Nichts davon vernehmen.

Der Oheim schwieg ein Weilchen, während dessen er bald sinnend ernst vor sich hinschaute, bald mit eigenthümlichen Blicken seinen Neffen musterte, wobei dann ein fröhlich schalkhaftes Lächeln um seinen Mund spielte. Endlich nahm er wieder das Wort und sagte:

„Claude, heute habe ich Dir das größte Opfer gebracht, das eine wahrhaft natürliche Liebe nur je zu bringen im Stande ist."

Claude horchte hoch auf, ohne ein passendes Wort der Entgegnung zu finden.

„Ja, ja, Claude, mein Junge, ein großes Opfer habe ich Dir gebracht," fuhr der Onkel mit gedehnter Stimme fort, „ein Opfer, dessen ganze Größe vollständig zu würdigen Du hoffentlich nie in den Fall kommen wirst. Ahnst Du denn eigentlich Nichts?"

„Nicht das Mindeste, mein Onkel," entgegnete Claude, der zu der Frage eine recht einfältige Miene machte.

„Nun, so will ich Dich nicht länger im Ungewissen lassen. Claude, Dir zu Liebe habe ich mich heute, alle meine bisherigen vernünftigen Grundsätze bei Seite werfend, verlobt."

„Verlobt?!" schrie Claude, indem er vor Ueberraschung und wohl auch ein wenig vor Schreck von seinem Stuhle in die Höhe fuhr. „Verlobt!" sagte er dann nochmas gedehnt, und sein Gesicht begann dabei ganz merkwürdig lang zu werden.

Rolland schien sich an der Konsternation seines Neffen zu weiden. Seine klaren grauen Augen hafteten mit einem unbeschreiblichen Ausdruck gutmüthiger Schadenfreude auf dem Gesichte des aus allen seinen Geleisen gefahrenen jungen Mannes. „Du scheinst von meiner Mittheilung nicht eben sonderlich erbaut zu sein," sagte der Alte mit leisem Spotte, „sonst würdest Du doch nicht die Pflicht der Höflichkeit so sehr vergessen, den Oheim ohne Glückswunsch zu lassen zum frohen Ereignisse."

„O, mein Onkel," stammelte Claude, „ich — ich wußte mich nur nicht sogleich — —"

„Schon gut, schon gut," beschwichtigte der Onkel gutmüthig. „So wie Du die Sache ansehen mußt, kann ich es schon begreifen, daß Du mir nicht gleich vor lauter Jubel um den Hals gefallen bist. Kannst ja das Versehen immer später noch gut machen, wenn es Dir Freude

machen sollte. Aber Du hast mich gar noch nicht einmal gefragt, wer denn die Glückliche sei, die ich mir zur Braut erkoren."

„Hoffentlich nur ein Wesen, das Deiner würdig ist," entgegnete Claude mit sauersüßer Miene.

„Hm, ja würdig," brummte Rolland, „wer kann denn Das auch so genau zum Voraus wissen? — Eine Frau ist am Ende bei aller Fehlerlosigkeit und allen Engelstugenden immer dazu angethan, ihrem Manne gelegentlich den Kopf warm zu machen und ihm bei seinen unschuldigen kleinen Liebhabereien quer über den Weg zu kommen. Wenn man aber gar eine alte ehemalige Geliebte heirathet, mit der man schon vor mehr als zwanzig Jahren nicht ganz gut auseinander gekommen ist, so gehört dazu eine Entschlossenheit, die man ebenso gut als Heldenmuth wie als komplete Narrheit qualifiziren könnte."

Claude athmete bei diesen Worten ordentlich auf. Die Morgot konnte es also doch nicht sein, mit welcher der Onkel sich diesen Morgen verlobt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Der Friedensgruß.

Ein Erinnerungsblatt von Amalie Marby.

(Fortsetzung.)

„Doch verzeihen Sie," fügte der Geheimrath tiefaufathmend hinzu, „da habe ich mich einmal wieder von meiner Begeisterung für mein Lieblingsthema hinreißen lassen und wollte doch nur sagen, daß Johanna allerdings eine ‚große Seele', wie Sie meinen, besitzt, da sie stark genug ist, mit blutendem Herzen zu lächeln zu den heiteren Zukunftsbildern ihrer Schwester; um Margarethens Glück nicht zu trüben, hilft sie scheinbar freudig mit emsiger Geschäftigkeit bei den festlichen Empfangsfeierlichkeiten für den heimkehrenden Schwager; ich bin überzeugt, viel lieber säße sie an meinem Platze."

„Nein, nein! ich bedarf ihrer nicht, sie soll nicht kommen, sie versteht mich doch nicht, wie mich Niemand versteht, auch Sie nicht! Habe ich denn nur einen Sohn verloren? Ist das unbekannte Schicksal des Andern meinem Herzen nicht vieltausendmal qualreicher? Diese Ungewißheit ist's, die mich noch tödtet! So schmerzlich Hugo's Tod uns ist, wir wissen doch, er ist ohne Kampf in's Jenseits hinübergegangen; Sie selbst drückten ihm die Augen zu, waren Zeuge seiner ehrenvollen Bestattung, setzten ein Kreuz auf seine Grabstätte, daß wir stets die Stelle in dem Ehrenthale bei Saarbrücken finden, wo er inmitten seiner Kameraden ruht, aber so ein spurlos ausgelöschtes Dasein, von dem Niemand, Niemand zu sagen vermag, hier oder hier hat es ein Ende genommen, ist grauenvoll." Zum ersten Male flog eine Art innerer Bewegung bei den seltsam heftig hervorgestoßenen Worten über das bleiche, kalte Gesicht. Der Geheimrath blickte anfänglich sichtlich überrascht auf. Wie mußte es heute in dem Gemüthe dieser Frau gähren, daß sie einen Ton anschlug, den sie sonst sorgfältig vor Jedermann verbarg!

„Und doch," sagte er sanft, „liegt in dieser Ungewißheit unsere einzige Hoffnung! Gerade daß jeder bestimmte, nähere Ausweis über sein Verbleiben fehlt, läßt vermuthen, daß er noch lebt! Wer weiß, durch welche besonderen Umstände er verhindert wird, Nachricht über sein Ergehen, seinen Aufenthalt zu geben. Muthmaßlich befindet er sich unter den tief in's Land hinein transportirten Gefangenen; da nun in diesen Tagen die letzte Auswechslung stattgefunden hat und noch stattfindet, so kann stündlich die Kunde von seinem Leben an Sie gelangen. Nur die Geduld nicht verlieren, meine verehrte Freundin, so lange noch irgend eine schwache Hoffnung vorhanden ist."

„Ach, Doktor," erwiederte sie düster, „gehen Sie mir doch mit Ihren unhaltbaren Trostgründen von Geduld und Hoffnung! Leere Schemen, die von mir abprallen, wie der Trostspruch des weisen Dogen an Desdemonens Vater. Der seines Kindes Beraubte hat nur zu sehr Recht, wenn er bitter spricht: ‚Das Wort ist Wort, die Mühe bleibt verloren, ein wundes Herz zu heilen durch die Ohren'. — Georg ist todt, nein, nein! sprechen Sie mir nicht wider diese Ueberzeugung. Aber wo und wie ist er gestorben? Da sehe ich ihn in schlaflosen Nächten vor mir liegen, mit schweren Wunden bedeckt, mit verschmachtenden Lippen, den brechenden Blick dem erbarmungslos über ihn gebeugten Feinde zugewandt, der an seinen Qualen sich weidet, und o Gott, Gott! und dann das Schlimmste, Doktor, ist der Gedanke, daß er den Tod freiwillig gesucht hat." Sie schlug die zitternden Hände über ihr Angesicht.

„Arme Frau, arme Mutter!" sagte der Geheimrath leise und dabei doch jede Silbe scharf betonend, „mir däucht das Allerschlimmste, daß Sie von einander im Groll geschieden sind."

Mit einer wild energischen Bewegung richtete die gebeugte Gestalt der Frau sich zu ihrer vollen Höhe auf; ihre vom Antlitz niedergleitenden Hände

ballten sich unwillkürlich, und mit düsterblitzenden Augen rief sie in finster zürnendem Tone: „Warum mußte er auch sein Herz an jene Bettlerdirne hängen? Die undankbare Natter war schuld, daß — —"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* Das Liebig'sche Fleisch-Extrakt. Den vielen Freunden des Liebig'schen Fleisch-Extraktes dürfte folgende uns zugegangene Notiz nicht unerwünscht sein, da bei der Beurtheilung des Werthes eines solchen Extraktes Manches in Betracht zu ziehen ist, was bei andern industriellen Produkten, die nicht zum Kochen gebraucht werden oder als Arzneien dienen, kaum in Betracht kommt. Zum vollen Vertrauen gehört, daß man den Ursprung des Extraktes mit aller Sicherheit kennt und weiß, daß nur reines Fleisch von gesunden Thieren verwendet und überhaupt mit der größten Reinlichkeit und Gewissenhaftigkeit bei seiner Darstellung verfahren wird. Die Fray-Bentos-Gesellschaft hat keine Opfer gescheut, um in dieser Beziehung die vollste Bürgschaft zu bieten. An Stelle eines früheren Assistenten Liebig's, Seekamp, ist seit anderthalb Jahren die Fabrikation in Fray-Bentos dem chemischen Direktor Herrn Dr. Kemmerich (Schüler des Herrn Prof. Pflüger, und selbst durch mehrere physiologische Arbeiten rühmlichst bekannt), einem durchaus tüchtigen praktischen Arzte, übertragen, so zwar, daß die ganze Fabrikation des Fleisch-Extraktes in allen seinen Einzelheiten von einem vollkommen kompetenten Manne geleitet und überwacht wird.

Mit eben dieser Zeit ist auch ein wasser- und grasreiches Areal von acht englischen Quadratmeilen mit enormen Kosten erworben und mit einem Eisendrahtzaun umgeben worden, welches dazu bestimmt ist, den häufig durch eine lange Reise ermüdeten Thieren Raum und Futter zum Ausruhen und zur Erholung zu bieten. Die übrigen großartigen Anstalten des Etablissements, um das Schlachten der Thiere mit der größten Reinlichkeit zu umgeben und die Darstellung des Extraktes auf das Sorgfältigste auszuführen, sind durch frühere Mittheilungen bekannt.

Wismar. Ein hiesiger, auch als Dichter nicht ganz unbekannter Privatmann hat dem Fürsten Bismarck, den er vor fast vierzig Jahren als Student in Göttingen gekannt hat, zu seinem Geburtstage folgenden Vers zugesandt:

Bis Mark und Kraft die Deutschen ganz verlassen,
Wird Bismarck's heller Glücksstern nicht erblassen!

und darauf ein sehr freundliches Dankschreiben des großen Staatsmannes erhalten. Obiger Vers erinnert lebhaft an einen ähnlichen, der einst dem französischen Staatsmanne Richelieu, welcher mit Bismarck nach mancher Richtung hin so viele Aehnlichkeit besitzt, gewidmet wurde. Dieser Vers, für den Richelieu den Dichter übrigens mit 200 Kronen honorirte, lautet:

Navir, ne crains rien, ton pilote est un dieu,
Jamais ton ancre fut en si riche lieu!

Eine Mutter sagte zu ihrer kleinen Tochter, sie müsse um den verstorbenen Oheim Halbtrauer anlegen. — „Ist denn der Onkel nicht ganz gestorben?" fragte die Kleine.

Den neuen Eroberern!

(Zur Eröffnung der Straßburger Universität.)

Wohlan, ihr tapfern Kämpen voll junger Geisteskraft,
Wohlan, ihr Pionniere der deutschen Wissenschaft,
Ihr kommt in Deutschlands Namen, so haltet wacker Stand!
Ihr sollt zurückerobern das halb verwälschte Land.

Ein Heerruf ging im Lande: „Freiwill'ge," hieß es, „vor!"
Da stellt von Offizieren sich ein Elitekorps.
Wohlan, so laßt denn blitzen die deutsche Geisteswehr!
So ruft um eure Fahnen ein stets mobiles Heer!

Wohlan, nun gilt's zu zeigen die Kunst des Brückenbau's,
Nun schiebt die Parallelen in's weite Land hinaus!
Schon sind die Arsenale gefüllt mit Munition,
Schon sendet Liebesgaben euch dankbar die Nation.

Laßt eure Projektile nun leuchten allerwärts,
Werft eure Zündraketen den Brüdern in das Herz,
Kämpft, bis im Sturm erstritten den letzten Ringwall ihr,
Bis von den Zinnen flattert des deutschen Geist's Panier!

Bis deutsches Fühlen, Denken hier klingend zogen ein,
Bis deutsche Lieder wieder nur tönen längs dem Rhein,
Bis man in vielen Jahren einst preis't der Deutschen Sieg:
So führten die Barbaren im alten Elsaß Krieg!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 53. Montag, 6. Mai 1872.

* Die Opfer des Krieges.

Novelle von A. Bitter.

(Fortsetzung.)

„Ich will mich kurz fassen, Claude," fuhr der Onkel fort. „Jene Fanchon, die mich vor einem Vierteljahrhundert mit ihren Launen schier zu Tode gepeinigt und mich unter das Militär getrieben hat, ist keine andere, als die jetzige Frau Millet —"

„Margot's Mutter!" schrie Claude, zum zweiten Male aufspringend.

Der Onkel nickte bejahend. „Madame Millet, die demnächst ihren hübschen jetzigen Namen gegen den hoffentlich ebenso ehrenwerthen ‚Madame Rolland' vertauschen wird."

„Aber was soll's nun mit Margot und mit mir werden?" fragte Claude in zweifelnder Zaghaftigkeit.

„Ei Das, was Ihr selber aus Euch machen wollt," entgegnete lachend der Alte. „Das ist Eure und nicht meine Sache. Höre, Claude," fuhr er nach einer Pause, während welcher der junge Mann gar betrübt den Kopf hängen ließ, fort, „Du bist und bleibst doch eben immer nur ein Kindskopf. Sage mir doch einmal offen und ehrlich, hältst Du mich eigentlich für einen halben oder gar für einen ganzen Narren?"

„Aber, Onkel!" fiel Claude mit fast erschrockenem Proteste ein.

„Schon gut, also für einen Narren siehst Du mich gerade nicht an, aber doch für so ein Ding, das nahe daran streift, nämlich für einen Menschen, der im Stande wäre, bei ganz gesunden Sinnen seine Freiheit wegzuwerfen und eine alternde launische Frau zu heirathen, ohne dabei einen gewissen höheren Punkt im Auge zu haben. Habe ich das Rechte getroffen, he?"

Claude wußte nicht, was er sagen sollte.

„Nun, Du sollst Alles wissen, Claude. Du dauertest mich wegen der Quälereien, denen Du von Seite Deiner angebeteten Margot ausgesetzt warst. Am Ende konnte sich ja die Sache schief wickeln und Du auf den Einfall gerathen, es Deinem Onkel gleichzuthun und ein alter Junggeselle bleiben zu wollen, was ein für alle Male nun einmal nicht mit den Zukunftsplänen harmonirt hätte, die ich schon seit geraumer Zeit für Dich zu schmieden mir die Freiheit genommen habe. Heute Morgen nun resolvirte ich mich kurz, machte meine Toilette und marschirte im Paradeschritt gegen die feindliche Festung, gegen die Wohnung der Dame Millet, nämlich fest entschlossen, allen Widerstand zu brechen und das Fort mit List oder Gewalt zur Kapitulation zu bringen. Der erste Empfang von Seiten des Feindes, den ich statt mit Vollkugeln mit verständigen Redensarten attaquirte, war kein sonderlich entgegenkommender. Wer sollte es glauben, der alte Groll, den ich längst eingeschrumpft glaubte, war noch so frisch und grün vorhanden, wie vor fünfundzwanzig Jahren. Von einer Transaktion zu Deinen und Margot's Gunsten wollte gar nicht die Rede werden. Mir blieb nichts Anderes übrig, als zum letzten, verzweifeltsten Mittel, zum Sturme, zu greifen und mein eigenes Ich in die Schanze zu schlagen."

Claude hing mit klopfendem Herzen an den Lippen des Alten. Dieser aber fuhr nach einer kurzen Pause fort: „Ja, Claude, mein Junge, Das war ein saurer, ein verzweifelter Entschluß. Aber ich dachte dabei an Dich und an Deine selige Mutter, machte beide Augen zu und stürzte mich kopfsüber in den Abgrund. Zum Glück hatte ich vor meinem Ausgehen einen flüchtigen Blick in den Spiegel geworfen, und das Resultat dieser Prüfung hatte mich für den schlimmsten Fall mit

einigem Selbstvertrauen erfüllt. Ich begann also mit ganz butterweicher Stimme von vergangenen schöneren Tagen, von schmerzlich getäuschten, theuren Hoffnungen zu zwitschern wie ein melancholisches Rothkehlchen — wurde dann nach und nach positiver und deutlicher und verstieg mich endlich so weit, die ehemalige Geliebte anzuklagen, wie sie durch ihre launenhafte Grausamkeit mein treues, noch jetzt für sie schlagendes Herz so tief verwundet und nun auch noch in einer unbegreiflichen Anwandlung von übler Laune das Glück zweier liebenden Herzen zerstören wolle.

Hätte mir eine solche Beredtsamkeit gar nie zugetraut, Claude! Ich glaube gar, ich wußte es so einzurichten, daß meine alten Wimpern ein wenig feucht wurden, und dieses letzte Geschoß schlug denn auch schließlich durch. Daß ich's nur kurz mache — die fünfundvierzigjährige weiland Angebetete sank in meine Arme und wir gelobten uns mit den heiligsten Schwüren Das, was wir vor einem Vierteljahrhundert in kindischem Trotz und aus angeborener Einfältigkeit versäumt, nun noch nach Kräften nachzuholen, uns für immer anzugehören und uns für den Rest des Lebens auf äußerst verständige Weise zu lieben, wie Das Leuten von reifer Erfahrung zukomme. Was dann Dich und die Margot anbelangt, so wurde stipulirt, daß man Euren Wünschen fortan kein Hinderniß in den Weg legen und daß Ihr einst unser gemeinsames Vermögen erben sollet. Versteht sich jedoch von selbst, daß das letztere so gar sehr Eile nicht hat. Und nun, Junge, wie steht's denn mit Deiner Gratulation und mit der versäumten Umarmung?"

Claude hatte seit den letzten Worten dagesessen wie eine zusammengeknickte Salzsäule; plötzlich aber kam Leben und Bewegung in ihn und er flog dem gütigen Oheim wie ein Wurfgeschoß an den Hals.

„Na, na!" keuchte Rolland abwehrend, „ich habe jetzt keine Zeit, mich erwürgen zu lassen, denn ich muß ja mein gegebenes Wort halten, meine alte Flamme heirathen und zu der Rolle des gutmüthigen Oheims auch noch diejenige eines Schwiegervaters übernehmen. Solltest Du es aber je vergessen, Bursche, welch unmenschliches Opfer ich Dir gebracht, so soll Dich ein Donnerwetter regieren!"

Nach wenigen Wochen wurden Meister Rolland und Dame Millet, sowie Claude und Margot an einem und demselben Tage durch den Segen der Ehe verbunden. So recht gründlich ärgerten sich über dieses frohe Ereigniß nur zwei Personen, nämlich Baché, der Polizeikommissär, und Demoiselle Barbe, die Haushälterin des Herrn Rolland, welch' letztere seit langen Jahren die stille Hoffnung in sich getragen, einst doch noch das Regiment im Hause Rolland ganz in die Hand nehmen zu können, das jetzt einer glücklicheren Nebenbuhlerin zugefallen.

Onkel Rolland's Befürchten und Bedenken erwiesen sich in der Folge so ziemlich als unbegründet. Es erwies sich an ihm und seiner einst so launischen Geliebten die Richtigkeit des altbewährten Satzes: „Alte Liebe rostet nicht," auf's Glänzendste, und die Beiden genossen ihr etwas verspätetes Glück in ruhiger Behaglichkeit.

Etwas rascherer Natur war freilich die Glückseligkeit des jüngeren Ehepärchens, Claude und Margot. Die Alten hatten sich das Wohnhaus Rolland's zur Residenz erkoren und den Jungen das kleine, von der schönen Linde beschattete Häuschen an der Straße zum alleinigen Eigenthum überlassen. Da hausten die beiden Leutchen nun mit ächt französischem leichten Frohmuth und darum auch in voller Glückseligkeit beisammen. Gab's schwierigere und ernstere Sachen zu erörtern, so brauchten sie sich ja darüber nicht lange die Köpfe zu zerbrechen. Waren ja doch Onkel Rolland und die Mutter mit ihrem verständigen Rathe stets zur Hand. Daß im Verlaufe von drei Jährchen der klappernde Storch zwei Mal in's Haus flog, und das erste Mal einen derben, seinem Vater sprechend ähnlichen Buben, das zweite Mal aber ein schwarzäugiges Mädchen mit sich brachte, das, sobald es die Augen nur recht aufmachen konnte, fast noch kecker in die Welt hineinschaute, als seine Mutter, war eben auch ein Umstand, der nicht das Wenigste dazu beitrug, das Glück des jungen Paares zu einem vollkommenen zu machen.

* * *

Glück und Glas, wie bald bricht Das! Es kam der Hochsommer 1870. Die Reben im kleinen Dorfe an der Loire hatten eben verblüht und ihr Stand berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. Die niedliche kleine Fanchette, Claude's und Margot's Töchterlein und der verhätschelte Liebling der Großmama, hatte eben die ersten Wörtlein stammeln gelernt und zwar verhältnißmäßig so früh, daß es fast als ein Wunder zu betrachten war. Die Großmutter behauptete denn auch steif und fest, daß ihr ein solches Kind seit vielen Jahren gar nie vorgekommen sei, die Nachbarinnen stimmten Dem in ihrer Anwesenheit auch bei, Onkel Rolland lächelte in seiner eigenen

Weise dazu, widersprach aber nicht, und Claude wie sein junges Weibchen fühlten durchaus keinen Beruf in sich, bezüglich der wirklich lieblichen Kleinen eine von den Anschauungen der ganzen Welt abweichende Meinung zu hegen.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Der Friedensgruß.

Ein Erinnerungsblatt von Amalie Marby.

(Fortsetzung.)

„Nicht so, nicht so, Frau von Hartungen!" fiel der Geheimrath ernst ein. „Weiß es Gott! so bittere Schmähworte verdient das liebenswürdige, unschuldige Geschöpf sicher nicht. Clara ist weder eine Betteldirne, noch eine undankbare Natter! Ihr einziger Fehler, wenn es einer sein soll, besteht in ihrer tiefen, zärtlichen Liebe zu Georg, und daß dieser jenes, die jungen Herzen beseligende Gefühl ebenso erwiederte, wer will ihm ein Verbrechen daraus machen?! Ihm unbewußt hatte die Liebe zu Clärchen schon in seinem Knaben- und Jünglingsherzen geschlummert; da war es denn kein Wunder, daß dieselbe zur mächtigen Flamme emporschlug, als er, nach jahrelanger Abwesenheit in's elterliche Haus zurückkehrend, an der Mutter Seite in der in herrlicher Jugendschöne prangenden Jungfrau die Jugendgespielin begrüßte! Die süße Kinderknospe war zur lieblichsten Mädchenblume erblüht und wie jene den Knaben entzückte, so schlug diese des Mannes Herz in unauflösbare Fesseln."

Der Frau von Hartungen fest zusammengepreßte Lippen öffneten sich zu einem kurzen, höhnischen Lachen. „Sie hätten Kanzelredner werden sollen, Geheimrath," sagte sie kalt, mit fühlbarem Spott. „Als begeisterter Lobredner der Frauen und gefühlvoller Beschützer der geschmähten Unschuld hätten Sie sicher ein äußerst zahlreiches Auditorium empfindsamer, schöner Seelen zu Ihren Füßen gesehen! Schade, daß mein Herz nicht aus so weichem Thon besteht und darum Ihre rhetorische Meisterschaft mit dem ganzen schönklingenden, poetischen Beiwerk ohne die beabsichtigte Wirkung bleibt! — Kein Mann, eine feige Memme, ein Schwächling ist's, der sich nicht aus den Fesseln einer unwürdigen Leidenschaft zu befreien vermag, sondern widerstandslos den Buhlkünsten einer gefallsüchtigen Dirne unterliegt! — Wie tief," fügte sie mit bitterem Hohn hinzu, „mußte das ‚unschuldige' Geschöpf den armen Thoren umgarnt haben, daß er jede Rücksicht vergaß, die er seinem Stande, der eigenen Ehre und vor allem seiner Mutter schuldete! Die schnöde, freche Heuchlerin — —"

„Halt, gnädige Frau!" unterbrach diese der Geheimrath in tiefernstem Tone. „Sie erwiesen mir die Ehre, mich einen Beschützer der geschmähten Unschuld zu nennen. Als solcher fühle ich mich berufen, das arme, schwer beleidigte Clärchen gegen die verleumderischen Beschuldigungen zu vertheidigen, die Sie nicht anstehen, in kränkendster, demüthigendster Weise auf das Haupt des lieben Kindes zu häufen, dessen ganze Verführungskünste allein in der holden Anmuth bestanden, die all ihr Thun umgab. Das war der Zauber, der Georg gefangen nahm und noch bestärkt wurde durch die Wahrnehmung, wie selbst an seiner ernsten Mutter der wohlthätige Einfluß, den die sinnig ernste Heiterkeit des liebenswürdigen Mädchens auf ihre Umgebung übte, unverkennbar war. Da verfiel er dem Irrthum, der sich leider bitter rächen sollte, daß an dem Tage, wo er Clärchen der Mutter als Tochter zuführen würde, ein lang im Stillen gehegter Wunsch in Erfüllung ginge."

„Das lächerlichste Hirngespinnst, das je in einem verblendeten Männerkopfe aufstieg!" rief Frau von Hartungen schroff. „Das Kind meiner Dienstleute als meines Sohnes Weib? Welche wahnwitzige Idee! Und daran zu Grunde zu gehen!?"

„Sie verzeihen, gnädige Frau," entgegnete der Geheimrath warm, „die Absurdität ist nicht so groß, als man nach Ihren Worten glauben könnte. In Clärchens Herkunft lag kein unübersteigliches Hinderniß. Ihre Eltern, wenn auch arm und in untergeordneten, niederen Verhältnissen lebend, waren brave, rechtschaffene Leute, die ihrem einzigen Kinde als bestes Kapital auf seinen Lebensweg eine weit ihren Stand übersteigende gute Erziehung geben ließen. Das Uebrige that des Mädchens Pathe. Weder die Eltern noch der Sohn der vornehmen Gönnerin ahnten, daß diese in dem reizenden Kinde nur ein müßiges Spielzeug erblickte, daß ihre Hand in jeder Stunde zerbrechen zu können vermeinte und — —"

Die kalten Augen der Dame zuckten. „Herr Geheimrath!" unterbrach sie ihn stolz, „ich selbst bin Richter meiner Handlungen und dulde von Niemand auch nur den leisesten Schein irgend einer Art Bevormundung! Ich glaube, wohl genug begründet ist der Haß gegen ein Wesen,

welches, von mir mit Wohlthaten überhäuft, sich derartig undankbar bewies, daß es meine Lieblingspläne kreuzte, Haß und Groll zwischen Mutter und Kind säete und, verwiesen aus diesem Hause, auch dann, meinem strengen Befehl zum Trotz, neue Mittel und Wege fand, den Bethörten an sich zu locken. Die Entfremdung zwischen uns — doch genug davon! Ich danke es Ihnen nicht, dies unerquickliche Thema angeregt zu haben."

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(Wirksames Mittel gegen das Rosten des Eisens und Stahls.) Von Professor Böttger. Gegenwärtig kommt ein sehr wirksames Schutzmittel gegen das Rosten des Eisens und Stahls, z. B. der Maschinentheile, Schlösser, Säbelscheiben, Stahlmagnete und dergl. im Handel vor, daß unseren Untersuchungen zufolge aus einer Auflösung von weißem Wachs in Terpentin besteht und deßhalb weit unter dem Kostenpreise leicht von Jedermann selbst durch schwaches Erwärmen von gleichen Gewichtstheilen der genannten Stoffe hergestellt werden kann. Die Anwendung dieser salbenartigen Masse besteht einfach darin, daß man die gegen Rost zu schützenden Gegenstände damit in unendlich dünner Schicht einreibt und ihnen dann mittelst eines trockenen Leinwandläppchens durch Hin- und Herwischen eine Art Politur gibt. (D. Landes-Ztg.)

Mannigfaltiges.

„Wie verstehst Du die Stelle in der Bibel, mein Sohn: Adam soll im Schweiße seines Angesichts sein Brod essen?" fragte ein Lehrer seinen Schüler. — „Adam soll so lange essen, bis er schwitzt!" war die Antwort.

Herr Börsenmaier im Grünen.

(Frkf. Pr.)

Soll ich wirklich heut' spaziren?
Treibt es mich in's grüne Feld?
Freilich, das heißt Zeit verlieren,
Und die Zeit, ihr wißt, ist Geld!

Frische Blätter, Millionen,
Treibt die schwellende Natur.
Lauter neue Emissionen
Hier im Wald, dort auf der Flur.

Ueberall ja seh' ich's sprossen,
Dort im Feld und hier im Wald.
Aber nach den höchsten Haussen,
Glaubt's mir, kommt die Krisis bald.

Und maikäferlich' Gesindel
Summt schon manchmal durch die Höh'.
Lauter Schwindel, lauter Schwindel!
Morgen schon vielleicht fällt — Schnee!

Brauchst dich nicht so schön zu zeigen,
Neu verjüngte Frülingswelt!
Hilft's mir, daß die Lerchen steigen,
Wenn „Kredit" so schändlich fällt?

Blühet, blühet nur, ihr Bäume!
Sieht man's oft nicht in der Welt,
Daß die schönsten Frühligsträume
Plötzlich jäher Frost befällt?

Konnt' ich's denken, als ich neulich
Auf die Staatsbahn spekulirt,
Konnt' ich denken, daß ich gräulich,
Mich dabei verkalkulirt?

Geht sie heute nochmals nieder?
Ob sie in die Höhe geht? —
Laß die dummen Frühlingslieder,
Nach dem Saalbau treibt's mich wieder,
Zur Effekten-Sozietät!

* Räthsel.

(Dreisilbig.)

Ist der Himmel klar und rein,
Und weilest du auf Berges Höh'n;
Kannst schauen in die Erst' hinein,
Die oftmals herrlich ist und schön.

Sie ist sich doch nicht immer gleich,
Verhüllt zur Zeit ihr Angesicht;
Dann ist ihr Anseh'n geisterbleich;
Doch Das geschieht im Sommer nicht.

Nun schauest du ein Silbenpaar,
Das Mensch und Thier besitzt;
An einem Bande hängt's sogar,
Von Palissaden wohl geschützt.

Das Ganze zieht in's nasse Element
Sich oftmals weit hinaus;
In diesem Fall' man's anders nennt,
Nachdem es ist zu Haus.

Tr.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 54. Mittwoch, 8. Mai 1872.

Zur Eröffnung der Straßburger Universität.

Der elsässische Dichter Adolph Stöber ruft in der „Straßb. Ztg." der neuen Hochschule zu Straßburg sein „Glückauf!" mit folgendem Gedichte zu:

Im Wonnemond, wann sich verjüngt die Erde,
Wann sich mit Blüthen schmücken Berg und Thal,
Da, Straßburg's Hochschul', ruft ein frisches „Werde"
Auch dich an's Licht zum neuen Blüthestrahl.
Germania sammelt ihre Völkerheerde,
Auch Elsaß fehlt nicht an der Stämme Zahl,
Und daß es blüh' in frischem Lebenstriebe,
Hauch du ihm ein der Mutter Geist und Liebe!

Erstehe wie der Phönix in der Sage
Vom Aschengrab zu neuem schönerm Loos:
Der Vorzeit beste, segenreichste Tage —
O führe sie zurück in Straßburgs Schooß,
Die Zeit, da sich zum Geistesritterschlage
Die Jugend stählte unter Meistern groß,
Da Sturm von Sturmeck Fehde bot dem Wahne
Und Rektor Sturm erhob des Lichtes Fahne!

Ein Leuchtthurm warst du, in die Ferne lugend,
Die Nacht zerstreuend weit vom Rheinesstrand.
Aus ganz Europa zog der Kern der Jugend
Zu dir, und all' umschlang ein Bruderband;
Hier, wo kein Vorrang gilt, nur Geist und Tugend,
Ging Bürgerssohn und Jungherr Hand in Hand:
Zur Universitas warst du geworden,
Erleuchtend Ost und Westen, Süd und Norden.

So laß auch heut dein Licht für alle glänzen,
Sei hold dem Nachbar, bis er nimmer grollt;
Und schafft er — werth, daß Lorbeern ihn bekränzen —
Ein Meisterwerk, so sei ihm Ruhm gezollt.
Die Wissenschaft kennt ja nicht Landesgrenzen,
Ihr Sternpanier ist allwärts aufgerollt;
Und dient sie auch dem Vaterlande gerne,
Der ganzen Menschheit leuchten ihre Sterne.

Und alles Wissens Strahlen, eng im Bunde,
Nach welchem Brennpunkt ziehen alle hin?
Dem ew'gen Urgrund, aller Dinge Grunde,
War zugewandt der alten Schule Sinn:
Daß Gott verherrlicht ward von Lehrers Munde,
Das war dem edeln Rektor Hochgewinn;
Als reines Menschenthum galt ihm in Wahrheit,
Nur was verkläret ist von Christi Klarheit.

Das war der Geist, der fromme, frische, freie,
Der deutsche Geist, der hier gewaltet hat:
Er gab dem Wissen erst die rechte Weihe,
Im Schooß der altehrwürd'gen Münsterstadt.
O treuer Weisheitslehrer lange Reihe,
Gesegnet seid in eurer Ruhestatt!
Noch sah des alten Glanzes Abendröthe
Als junger Gast der Dichterkönig Göthe.

Da glänzte Schöpflin's hochgepries'ner Namen,
Als Stern von erster Größe weit geseh'n!
Er hieß der Ahnen Bilder aus den Rahmen,
Die Vorzeit aus der Urkund' auferstehn.
Und Oberlin ließ frisch den Liedersamen
Der Minnesinger süße Düfte weh'n;
Indeß der Dolmetsch Herodot's *) die Geister
Der alten Hellas rief, des Schönsinns Meister.

Bis auf die jüngste Zeit erlosch auch nimmer
Des Geistes Licht an Straßburgs Himmel ganz;
Nun aber brich hervor im Morgenschimmer,
Du Hochschulsonn', in vollem Strahlenkranz!
Glückauf! brich an und steige höher immer
Und breite fernhin deiner Weisheit Glanz —
Auf! in Paläste wie in schlichte Hütten
Die Ströme deines Lichtes auszuschütten!

Nicht auf die Höh'n allein, auch in die Thale
Versende deiner Strahlen Gluth und Schein:
Gleichwie beleuchtet heut' die Kathedrale,
So glänz' als Feuersäul' in's Land hinein.

---

*) Johannes Schweighäuser.

Was nicht gelang dem Mörser und dem Stahle,
Nimm uns're Volkes Geist und Herzen ein.
Sei wie der Dom ein Fingerzeig nach Oben,
Wo alle Völker Gott im Lichte loben!

Eine köstliche Gabe seiner Muse hat J. V. Scheffel der neuen Universität dargebracht in seinem Festlied der Straßburger Studenten, nach der Lorelei-Melodie zu singen. Die beiden letzten Strophen desselben lauten:

Was schaust du noch trauernd nach Westen,
Elsässischer Landsmann und Freund?
Du zählst ja schon heut' zu den Besten,
Die uns're Matrikel vereint.
Bedenk', was die Reben all' wollen
Von Wolxheim hinauf bis nach Thann:
Der Wein reift fürwahr nicht zum Schmollen,
Der reift zum Schmolliren heran!

Wir gründen ein kerngesund Wesen
Und scheiden erst, wenn uns als Trost
Das sämmtliche Moos der Vogesen
Die eigenen Häupter bemoost.
Stoßt an drum: Neu-Straßburg soll leben,
Soll wachsen und kraftvoll gedeih'n,
Als Straße für geistfrisches Streben,
Als Burg der Weisheit am Rhein!

Die Opfer des Krieges.

Novelle von A. Bitter.

(Fortsetzung.)

Mitten in dieses idyllische Glück hinein schlug wie ein zündender Blitzstrahl die Nachricht, daß ein gewaltiger Krieg bevorstehe. Mitten in den behaglichen Friedenstraum hinein, in dem sich die Völker Europa's seit einigen Jahren gewiegt, hatte der übelberathene, altersschwache Franzosenkaiser die Brandfackel des Krieges geschleudert und mit einer Uebereilung, die fast ohne Beispiel dasteht in der Geschichte, der größten Militärmacht der Jetztzeit, Preußen, den Krieg erklärt. Merkwürdiger Weise gab es in Frankreich nur wenige Menschen, die mit dieser Kriegserklärung nicht einverstanden gewesen wären, und Diejenigen, die es wagten, den Krieg als einen ungerechten zu bezeichnen und ihn als ein Unglück zu betrachten, waren in verschwindender Minderheit und dabei oft ihres Lebens schier nicht sicher. Für den richtigen Franzosen gibt es keinen ungerechten Angriff; wenn er angreift, sei es, aus welchem Motive es auch geschehen möge, so hat er immer Recht, denn es ist ja immer ruhmreich, andere Völker durch Tapferkeit und Intelligenz zu besiegen. Die Geschichte lehrt ja nichts Anderes. Für was wären denn die anderen Völker auch da, wenn nicht, um sich von der großen Nation und von den ersten Soldaten der Welt besiegen zu lassen? Daß aber auch diesmal Frankreich siegen müsse, das war trotz mancher gegentheiligen Erfahrung auch dem einfältigsten Bauer an der Loire eine durchaus klare Sache. Frankreich hatte ja schon einmal die halbe Welt erobert und würde wohl auch mit der andern Hälfte fertig geworden sein, wenn nicht zufällig Verrath im Spiele gewesen wäre.

Bei solcher Gesinnung war es denn auch ganz natürlich, daß der Krieg, für friedliche Völker ein Wort des Entsetzens, in Frankreich vielfach als ein ganz fröhliches Ereigniß begrüßt wurde, das doch wenigstens dazu angethan sei, die Langeweile des Alltagslebens ein wenig zu unterbrechen. Warum eigentlich Krieg geführt werden sollte, Das kümmerte das leichtherzige Volk blutwenig, die Deutschen mußten im Unrecht sein, Das war ja klar, denn sie wagten es ja, eine andere Meinung zu haben als Napoleon III. Da war es denn doch ganz in der Ordnung, daß man den viereckigen Köpfen die Rheingrenze nahm und eine kleine militärische Promenade nach Berlin darauf folgen ließ. Was dann weiter darauf folgen sollte, Das war freilich Niemanden so recht klar, aber wer mochte sich denn auch über solche Nebendinge den Kopf zerbrechen. Vorderhand war es die Hauptsache, der staunenden Welt wieder einmal den Beweis von der Ueberlegenheit der grande nation über alle Völker der Erde zu liefern. Nöthig, weil selbstverständlich, war freilich eine solche Beweisführung just gerade nicht, aber doch auch nicht ganz überflüssig, denn die Welt wird nachgerade alt, das Alter macht vergeßlich, und da mußte man denn doch das Gedächtniß der alten Dame Welt wieder ein Mal ein wenig auffrischen. Daß die Affäre einige Hunderttausende von Menschenleben kosten, unsägliches Elend über Unzählige bringen werde, Das konnte nicht in Betracht fallen. La gloire avant tout! Zudem waren es ja nur die Deutschen, die todt gemacht oder sonst ruinirt werden sollten, und um die war es ja so sehr nicht schade. Ueber die Möglichkeit, daß die Deutschen sich eine solche Behandlung nicht ganz gutmüthig gefallen lassen dürften, zuckte selbst Onkel Rolland mitleidig die Achseln. Man habe drüben in Afrika die Beduinen auch nicht lange gefragt,

was ihnen anständig oder nicht anständig sei, sondern ihnen mit den Gewehrkolben den Standpunkt klar gemacht — und die Beduinen, das seien denn doch noch ganz andere Bursche, als diese einfältigen, zahmen Deutschen mit ihren viereckigen Köpfen.

Und so wie Onkel Rolland dachte fast ganz Frankreich, der Zivilist wie der Soldat, der Bauer wie der in den Cafés und Restaurants herumlungernde Städter. Die Soldaten marschirten gegen den Rhein, als gälte es einem fröhlichen Spazirgang, und die Zurückbleibenden waren ordentlich neidisch, daß sie bei dem fröhlichen Spaß nicht auch mit dabei sein durften.

Da folgten sich mit fast unbegreiflicher Raschheit die furchtbaren Schläge bei Weißenburg und Wörth. Nur langsam und von Wenigen geglaubt, verbreitete sich die Schreckenskunde auch bis an die Dörfer an der Loire. Zuerst sah man sich mit zweifelndem Lächeln gegenseitig an. Onkel Rolland drehte sich mit heiterer Miene den Schnurrbart und seine muthig blitzenden Augen schienen zu sagen, daß es sich hier nur um die müßige Erfindung eines Spaßvogels handeln könne, dem es eingefallen, einen glänzenden Sieg der französischen Waffen zu einer Niederlage zu stempeln. Polizeikommissär Baché aber versicherte unter den schrecklichsten Flüchen, „daß die deutschen Armeen, auf's Haupt geschlagen, von den Siegern verfolgt, in der Richtung gegen Mainz die Flucht ergriffen hätten.“ Das dauerte Tage, ja Wochen lang. Zuerst der lächelnde Unglaube, dann die zweifelnde Aengstlichkeit und zuletzt nach allen auf einander folgenden Schlägen die schreckliche Gewißheit, daß die „unüberwindliche“ französische Armee, von den so gering geschätzten Deutschen in einer ganzen Reihe von Schlachten überwunden und auf's Haupt geschlagen, sich in der Gefangenschaft des Feindes befinde. Der Schlag war zu schrecklich. Doch war der Schmerz um die nutzlos geopferten Söhne des Vaterlandes, ja um das zu Grunde gerichtete Vaterland selbst noch lange kein so glühender, wie derjenige, den das demüthigende Gefühl, von diesen Deutschen besiegt worden zu sein, den eitlen Herzen der Franzosen schlug und diese zum brennendsten Rachedurst entflammte.

Auf Napoleon's schmähliche Kapitulation und Gefangennahme bei Sedan folgte die Republik und die Regierung der nationalen Vertheidigung. Noch ein Mal erhob sich unter dieser der todtwunde Löwe Frankreich mit dem Muth oder vielmehr mit der Wuth der Verzweiflung gegen den in's Herz des Landes vorgedrungenen Feind, freilich trotz einigen scheinbaren Erfolgen zu spät. Die Weltstadt an der Seine vermochte den eisernen Gürtel nicht zu durchbrechen, den der Feind um sie gezogen, und die in den westlichen und südlichen Provinzen in der Eile zusammengerafften Armeen vermochten nirgends durchzudringen, um der belagerten Hauptstadt Entsatz zu bringen. Freilich stampfte der an kühnen Entwürfen so reiche Diktator Gambetta so zu sagen Armeen aus der Erde, aber diese Armeen bestanden nur aus hungrigen, schlecht gekleideten Menschen, die man, von allem Nothwendigen entblößt, einem wohlgerüsteten, disziplinirten und tapfern Feinde entgegenschickte — in's sichere Verderben. So wurde denn auch die sogenannte Ostarmee unter dem General Bourbaki gebildet, deren Bestimmung war, von Lyon aus das von den Deutschen belagerte und sich mit äußerster Hartnäckigkeit vertheidigende Belfort zu entsetzen, von da gegen das Elsaß vorzurücken und im Rücken des Feindes zu operiren.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Der Friedensgruß.

Ein Erinnerungsblatt von Amalie Marby.

(Fortsetzung.)

„Sie sind im Irrthum, gnädige Frau!“ versetzte der Geheimrath ruhig. „Ihre eigenen Worte gaben die erste Veranlassung zu einem Gespräch, das, so widerwärtig Ihnen der Gegenstand ist, ich nicht fallen lassen kann, ohne noch einige falsche Annahmen Ihrerseits zu berichtigen. Nachdem Clara Ihr Haus hatte verlassen müssen, wußte Niemand, wo das arme Mädchen sich hingewendet. Doch Georg ruhete nicht, bis er die Geliebte fand, die, wie er sehr richtig ahnte, nur seinetwegen die Verborgenheit suchte. Nun beschwor er sie bei seiner und ihrer Liebe, als sein Weib sich ihm zu verbinden, auch ohne den Segen seiner Mutter. Doch Clara widerstand seinen leidenschaftlichen Bitten. ‚Niemals,‘ sagte sie fest, ‚ist eine Vereinigung zwischen uns möglich, es sei denn, Deine Mutter ruft mich selbst zurück und segnet freiwillig unsern Bund!‘ — ‚Und wenn Dies nie geschieht?‘ rief er außer sich. — ‚Dann,‘ erwiederte sie traurig, ‚helfe uns Gott die unvermeidliche Trennung ertragen!‘ — Da stürzte er fort, den letzten, äußersten Anlauf auf das Mutterherz zu nehmen, und nun — den weiteren

Verlauf kennen Sie! Glauben Sie etwa, daß ich Ihnen Dies nur erzähle, um mich durch Vorführung einer rührenden Liebesszene zu amüsiren?"

„Nicht also," fiel sie mit einem leisen, häßlichen Lachen ein. „In der That," fuhr sie mit schneidendem Hohne fort, „Sie sind sehr gut unterrichtet, als stünden Sie in ganz genauer Verbindung mit der ‚tugendhaften, edelmüthigen Person.' Vielleicht war dieselbe frech genug, Sie aufzusuchen, und ihren niederen Verstellungskünsten gelang es, Ihr gutes Herz zu erweichen, und darauf ihren Plan weiter bauend, schickt die ‚gekränkte Unschuld' Sie als Anwalt zu mir und hofft, sich wieder festzunisten in der Gunst der reichen Frau."

Eine leichte Röthe, das einzige sichtbare Zeichen seiner gewaltsam beherrschten inneren Erregung, flog während dieser Worte über die feinen, geistreichen Gesichtszüge des Geheimraths. „Armes Clärchen," sagte er mit tiefer Stimme, „nun sehe ich wohl, daß es leichter wäre, einen Stein zu erweichen, als in diesem harten Frauenherzen ein mildes, versöhnliches Gefühl gegen dich zu erregen."

„Ach, da bestätigen Sie ja meine Vermuthung!" rief Frau von Hartungen heftig. „Also wirklich abgeschickt von der kleinen Schlange? Nun, Gott sei Dank! Ich durchschaue den fein angelegten Plan und wundere mich nur, wie der scharfsichtige Mann so leicht in die Falle gehen und mit Jener gegen mich konspiriren konnte. Sie sehen sie ohne Zweifel häufig?"

„Allerdings, gnädige Frau, denn seit zwei Monden weilt Clara Reinick als lieber Gast in meiner Familie."

Die ruhig gesprochenen Worte äußerten eine unbeschreibliche Wirkung auf Frau von Hartungen. Eine heiße Röthe überlief ihr bleiches, zuckendes Antlitz, jeder Nerv an ihr bebte, und wie ein halb erstickter Schrei klangen die Worte, die sich mühsam über ihre Lippen drängten: „In Ihrem Hause? Und Sie, Sie nannten Sich meinen Freund? Das ist zu viel. O, welch' edler Freund!!"

„Wenigstens als Ihr wahrhafter Freund," erwiederte der Geheimrath ernst, „glaube ich mich stets bewiesen zu haben. Als Ihr Freund kam ich heute hierher, um, wie Sie wirklich recht vermutheten, als Clärchen's Anwalt aufzutreten. Doch Ihre übrigen Kombinationen, gnädige Frau, sind falsch; darum bitte ich, mir zu erlauben, meine scheinbar sich widersprechenden Worte näher zu erklären."

Frau von Hartungen lachte bitter auf. „Mich verlangt nach keiner Erklärung", versetzte sie kalt, „nur nach Ruhe! Als der Arzt werden Sie selbst einsehen, daß noch länger diese seltsame Konversation fortsetzen eine zu starke Forderung an meine geschwächten Nerven machen heißt."

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

* **Von großem Interesse, für die Frauenwelt besonders,** ist die am Schluß der neuesten Nummer der „Modenwelt" mitgetheilte Entscheidung der von dieser Zeitung ausgeschriebenen vierten Preiskonkurrenz für weibliche Handarbeiten. Die Namen der preisgekrönten Einsenderinnen aus Bradford in England, Siemanice bei Opatów, Baden bei Wien, wie derjenigen, welche eine ehrenvolle Erwähnung erhielten, beweisen zugleich, wie weit verbreitet diese überall beliebte Zeitung ist. — In der Nummer vom 1. Mai ist mit besonderer Liebe der „Kleinen" gedacht; die Schnittmuster-Beilage wird jeder Mutter, welche zur Herstellung der Garderobe ihrer Kinder selbst Hand anlegt, eine vielfache Ausbeute gewähren.

Abonnements (zum Preise von 45 Kr. rh. pro Quartal, resp. 1 Fl. 30 Kr. rh. mit vierteljährlich neun großen kolorirten Modenkupfern) werden jederzeit bei allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen.

Mannigfaltiges.

Wie viele Eier vermag ein Haushuhn zu legen? Eine Henne hat in ihrem Eierstocke in runder Zahl angenommen nur 600 Eierchen, die sie entwickeln und legen kann. Von den 600 Eiern legt sie, wenn es gut geht, im ersten Jahre nach dem Ausbrüten etwa 20 Stück, im zweiten 120, im dritten 135, im vierten 114, die folgenden vier Jahre nimmt die Zahl der Eier stetig um 20 ab und im neunten Jahre legt die Henne im besten Falle nur 10 Eier. Wer also eine richtige Uebereinstimmung zwischen Futter und Leistung haben will, hält sich keine Henne länger als vier Jahre, es wäre denn der seltenen oder werthvollen Race halber, der sie angehört.

Auflösung des dreisilbigen Räthsels in № 53:

Landzunge.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 55. Freitag, 10. Mai 1872.

* Die Opfer des Krieges.

Novelle von A. Bitter.

(Fortsetzung.)

Im Dorfe an der Loire war die Weinernte, sonst ein wochenlanges, ununterbrochenes Fest für Alt und Jung, gar traurig und still vorübergegangen. Onkel Rolland schlich einsilbig und mit finsterer Miene umher, und das kindliche Geplauder seiner kleinen Enkel, wie er Claude's Kinder nannte, war kaum auf Sekunden im Stande, dem Alten ein Lächeln abzulocken. Mit Frankreichs militärischem Ruhme schien auch all sein leichter, fröhlicher Muth dahingeschwunden zu sein. Dem armen Claude war auch nicht viel besser zu Muthe, und so saßen denn die Beiden eines Abends bei hereinbrechender Dämmerung beisammen, Jeder in seine Gedanken versunken und nur zuweilen ein abgebrochenes Wort an den Andern richtend. Ebenso still und einsilbig saßen Margot und ihre Mutter am untern Ende des Tisches einander gegenüber. Nur der kleine, kaum dreijährige Claude und sein Schwesterchen Fanchette schienen von der düstern Stimmung, die in dem kleinen Stübchen herrschte, nicht im Mindesten berührt.

Sie kugelten sich unter fröhlichem Gelächter auf dem Fußboden umher und neckten sich gegenseitig nach Herzenslust, indem sie sich mit den Federn einer armen Taube zu kitzeln versuchten, die ein Habicht jüngst in der Nähe des Hauses zerrissen hatte. An ihnen ging des Vaterlandes Weh noch ungefühlt vorüber.

„Armes Frankreich," seufzte Rolland, dem Spiele der Kinder mit finsterer Miene zusehend, „so wie die Taube bist auch du zerrissen und zerpflückt!"

In diesem Momente pochte es ziemlich laut an die Thüre. Ueberrascht aufschauend, stieß Claude ein zögerndes Herein zwischen den zusammengepreßten Lippen hervor und herein trat, mit grimmig aufgewirbeltem Schnurrbart, Monsieur Pierre Baché, der Polizeikommissär. Der Mann grüßte in murrendem Tone, rückte nur so ein wenig an seinem Hute und ließ sich dann ohne Umstände auf den ihm von Rolland dargebotenen Stuhl nieder. „Bin ein wenig müde, sonst möcht' ich Euch nicht länger als nöthig inkommodiren," sagte der Mann in grollendem Tone.

Was konnte der Mann wollen, der seit vier Jahren dieses Haus kaum mehr angesehen, geschweige denn betreten hatte, wenn Zufall oder Nothwendigkeit ihn an demselben vorbeigeführt? Die Antwort auf diese Frage ließ nicht lange auf sich warten. Pierre Baché öffnete eine kleine Tasche, die er an der Seite trug, nahm ein bedrucktes Papier heraus und überreichte es, ohne ein Wort zu sagen, dem nur widerstrebend dasselbe abnehmenden Claude. Die Miene des Polizeikommissärs hatte dabei etwas Unheilverkündendes, Schadenfrohes; es war, als weide er sich an dem Anblicke eines verhaßten Feindes, dem er langsam und sachte einen Dorn in's Fleisch zu treiben im Begriffe stehe.

Claude starrte eine Weile auf das Papier, ohne daß es ihm in seiner Aufregung gelang, den Inhalt desselben zu entziffern oder doch wenigstens zu begreifen. Das bohrend auf seinen Zügen haftende boshafte Auge des verhaßten Polizeikommissärs schien einen bannenden Zauber auf ihn auszuüben, der keinen klaren Gedanken in ihm aufkommen lassen wollte. Da dauerte aber dem von Natur nicht sehr geduldigen Onkel Rolland das Ding zu lange. Mit einem raschen Griffe nahm er dem Neffen das Papier aus der Hand und begann dasselbe zu lesen. Je länger aber der Alte las, desto auffälliger veränderte sich sein Gesicht. Doch sagte er kein Wort und

gab, nachdem er mit seiner Lektüre zu Ende gekommen, das Papier mit einem kurz hervorgestoßenen: „Merci, Kommissär!“ an Baché zurück. Dieser machte jedoch eine abwehrende Bewegung.

„Behaltet das Ding immer für Euch,“ sagte er, von seinem Sitze sich erhebend. „Den Claude geht's ja doch zunächst an. Bis morgen hat er noch Zeit, das Aktenstück gemächlich durchzustudiren. Ich möchte ihm indeß noch den guten Rath geben, der darin enthaltenen Aufforderung so eilig wie möglich nachzukommen, denn ein pflichtvergessenes Zaudern dürfte für ihn leicht sehr unangenehme Folgen nach sich ziehen.“

Der Kommissär entfernte sich mit kurzem Gruße, jedoch nicht ohne noch im Gehen einen hämischen Blick nach der jungen Frau hinüber zu werfen, die mit ängstlicher Miene den ganzen Vorgang beobachtet hatte.

„Gut, daß wenigstens der Schuft fort ist,“ sagte Rolland, tief aufathmend, zu seinem Neffen, als die Thüre sich hinter Baché geschlossen. „Ist mir's doch allemal, als müßt' ich Gift schlucken, wenn ich den Burschen zu Gesicht bekomme. Das war wieder einmal ein gefundenes Fressen für den Strick, der Ueberbringer dieses fatalen Papiers sein zu können.“

Claude sah ängstlich fragend den Oheim an. Die wenigen Zeilen, die er vorhin mit flimmernden Augen gelesen, hatten ihn denn doch Etwas von dem ungefähren Inhalt des fatalen Aktenstückes ahnen lassen. Der Oheim aber flüsterte dem jungen Manne zu, er solle hinausgehen und ihn vor dem Hause erwarten, er werde gleich nachkommen. Claude ging. Als Rolland folgen wollte, sah er, wie die Augen der beiden Frauen mit ängstlichem Befremden auf ihm hafteten.

„Seid ohne Sorgen,“ sagte Rolland, mit etwas Mühe sich zu einem unbefangenen Tone zwingend. „Claude und ich, wir müssen auf einen Augenblick hinüber in mein Haus, um etwas Vergessenes zu besorgen. In wenigen Minuten sind wir wieder da.“ Mit diesen Worten entfernte er sich, ohne eine Antwort abzuwarten. Zu dem vor der Thüre harrenden Claude aber sagte er: „Komm' mit mir hinüber in mein Haus, Claude. Was wir zu besprechen haben, taugt vorderhand wenigstens nicht für die Ohren unserer Weiber, hier außen aber ist es etwas kühl und meine Rheumatismen könnten einen längeren Aufenthalt im Freien übel vermerken.“

Wenige Augenblicke nachher saßen die beiden Männer in des Onkels Zimmer bei trübem Lampenlicht einander gegenüber. „Du möchtest ohne Zweifel wissen, mein armer Junge, was das Papier enthält, das der schuftige Baché uns vor wenigen Augenblicken gebracht,“ nahm Rolland das Wort, nachdem er sich vorher nachdenklich den Schnurrbart zurecht gestrichen. „Wirst's leider Gottes nur zu früh erfahren. Das Papier enthält einen Erlaß des Kriegsministers der Republik, in welchem alle nicht bei der Armee stehenden Männer von achtzehn bis vierzig Jahren bei Androhung der Strafe, die auf der Desertion steht, aufgefordert werden, sich ungesäumt nach den bezeichneten Sammelplätzen zu begeben, um sich unter die Mobilgarden einreihen zu lassen, die gegen den eingedrungenen Feind marschiren sollen. Die Leute hier herum werden ohne Zweifel der Ostarmee unter Bourbaki zugetheilt werden, und in diesem Falle wird es Dir kaum vergönnt sein, noch viele Stunden bei Deiner Familie zu verweilen.“

Claude starrte im ersten Augenblicke den Oheim tief erschrocken an. Der Gedanke, sich von seinem Weibe, von seinen Kindern, von seinem ganzen blühenden Glücke zu trennen, war überwältigend auf sein Herz eingestürmt. Doch faßte er sich leidlich schnell. „In Gottes Namen,“ sagte er, „ich bin Franzose und es ist nicht mehr als billig, daß ich meine Pflicht gegen das Vaterland erfülle, wie es Andere auch thun müssen oder auf Kosten ihres Lebens schon gethan haben. Aber Margot, mein Weib, was wird die Arme dazu sagen? Und meine Kleinen, mein Bube, mein Mädchen? O Gott, der Gedanke, sie vielleicht nie wieder zu sehen, ist denn doch ein fürchterlicher!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Rede des Generaladvokaten Bacano,

gehalten auf dem Ottilienberg bei Straßburg, lautet nach der „Straßb. Ztg.“:

„Hochgeehrte Festgenossen!

Der Tag einer ernsten akademischen Feier liegt hinter uns, und die Stunde ist gekommen, in der wir Doktorhut und Amtstracht abwerfen dürfen, um unter der heitern Jugend, die sich in unsere Reihen mischt, auch der eigenen Erinnerung ihr Recht zu geben. So manchem Freunde habe ich heute die Hand gedrückt, mit dem ich am Rhein und Neckar die fröhliche Burschenzeit durchlebt, und bis auf ein Jahr ist ein Vierteljahrhundert dahingegangen, seit in epochemachender Zeit mit hochfliegenden Hoffnungen ein deutsches Studentenfest auf der Wartburg

gefeiert wurde, dessen längst verblaßtes Bild unter den Eindrücken des Augenblicks in neuer Farbenfrische sich verklärt. Es war in den Tagen des Frankfurter Parlaments. Berufene und unberufene Werkmeister hämmerten und zimmerten am schwanken Gerüste staatlicher Einheit, maßen mit Zirkel und Richtscheit das Gebälke ab, oder schleppten Mauersteine zum Ausbau des jungen Reiches herbei. Wie hätte es da befremden dürfen, daß auch wir Studenten im romantischen Bauschutt der Jahrhunderte wühlten, um Kaiserwahl und Reichsverfassung stritten und die alten Grenzpfähle an der Eider und im Wasgau abzustecken uns vermaßen? Wieder sahen wir einen deutschen König an der Spitze seines Heeres die Lanze schleudern in den Ottasund, und fern im Westen hörten wir die Glocken des Straßburger Münsters den unvergessenen Sturmruf tönen über den Rhein. Es ist ein Vorrecht der Jugend, an die ewige Wahrheit Dessen zu glauben, was augenblicklich die Seele bewegt. Aber die Fackeln in unsern Händen erloschen, die Feuer auf den Bergen sanken in Dunkelheit, Festgesänge und Reden verstummten, und der hell leuchtenden Begeisterung folgte eine lange trostlose Nacht.

Und dennoch, wie wunderbar sehen wir heute erfüllt, was unserer scholastischen Staatsweisheit von damals nur geträumt hatte! Wie jenes Wartburgfestes, so werden wir auch, um auf klassischem Boden ein Wort Göthe's bildlich anzuwenden, „der mit hundert, ja tausend Gläubigen auf dem Ottilienberg begangenen Wallfahrt“ noch in fernen Tagen gedenken. Indeß von jener Feier bis zu dieser — welch ein Sprung!

Die Zeit ist nicht spurlos an uns vorübergegangen; unser Pulsschlag ist ruhiger geworden, und die Wände der stillen Philisterkneipe hallen nicht mehr vom Gaudeamus igitur wider; allein der Verwirklichung unserer Ideale stehen wir in unveränderter Jugendfrische gegenüber, und an der Hand der Ereignisse sind wir gewachsen mit unseren Zielen.

Wie anders Jemand, der, dem geistigen Ringen der Nation entfremdet, ein Menschenalter einsam verträumt hätte! Das Mährchen erzählt von einem Jüngling, der nach hundertjährigem Zauberschlaf mit gealtertem Herzen sich in eine neue, verjüngte Welt versetzt sieht. Da stehen noch immer die blauen Berge, der Strom zieht wie sonst durch das fruchtbare Gebreite und über den sonnigen Rebenhügeln ragt der alte Kirchthurm hervor, aber Menschen, Sitten und Trachten sind andere geworden, und selbst der traute Ton der Heimathsprache klingt in neuen Wendungen und Formen ihm wie verschnörkelt und verziert entgegen.

So mag es dem uralten deutschen Volksgeist des Wasgaues zu Muthe sein, wenn er, in seinen Bergen aufgestört vom Festjubel der Epigonen, heut' aus dunkelm Waldesauge schaut oder in den bewegten Wipfeln der Bäume rauscht. Zwei Jahrhunderte lang hat er, in zäher Kraft mit der Verwälschung ringend, fremden Spott und Uebermuth ertragen. Was Wunders, wenn der alte grämliche, unmodische Bursche nun scheu in das helle Morgenlicht einer neuen Zeit blinzelt? Was Wunders, wenn er, aus langem Winterschlaf erweckt, den ersten Frühlingszeichen mißtraut, die seine Auferstehung verheißen. Und in der That, an eisigen Gegenströmungen fehlt es nicht. Mit der Welt der Ideale, wie sie unsere Phantasie im Flug hier schaffen möchte, kontrastirt noch vielfach die nüchterne Wirklichkeit.

Es ist ein nothwendiges Gesetz im Leben der Völker, daß jedes in die Geschichte neu eintretende Prinzip, jede großartig sich vollziehende Wandelung dem Einzelnen Opfer auferlegt. Wer im engen Kreise sein Auge auf das Besondere und Oertliche richtet, der sieht zunächst im Einsturz des Bestehenden überall Verwirrung und Trümmer, und wenn er zu neuen Plänen sich aufrafft, so reichen sie nicht über die Pfahlgrenze des Kirchspiels hinaus. Nur hervorragenden Menschen ist es gegeben, mit sicherer Voraussicht auch das Allgemeine zu erfassen, eingedenk der Mahnung des Dichters:

„Immer strebe zum Ganzen! Und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an.“

Auf die Zerfahrenheit seiner Zeitgenossen hatte der deutsche Poet die Spitze dieses Epigramms gerichtet, aber als die Enkel das hundertjährige Wiegenfest des Dichter-Philosophen begingen, da konnten die Verse für gestern geschrieben gelten, und trostlos ergreifend drang unter dem Festgeläute der Glocken aus der jetzigen Hauptstadt des Reiches die Klage des greisen Jakob Grimm:

„Ach, könnte doch auch Alles fortgeläutet werden, was der Einheit unseres Volkes sich entgegenstemmt, deren es bedarf und die es begehrt!“

Heute stehen die germanischen Stämme fest im erprobten Bewußtsein, daß nur im Anschluß an's Ganze der Einzelne sich hebt, hohe Empfindung und männliche Kraft gewinnt, und in dieser,

wahrlich nicht leicht, nicht ohne Kampf und Opfer erworbenen Sicherheit mögen wir Alle Nachsicht und Geduld haben mit dem Sondergeiste eines lang Verbannten, der nur allmälig sich des gemeinsamen Ursprungs bewußt wird. Ueber so manche Aussaat seiner Kinder ist achtlos die fremde Pflugschaar hinweggezogen, und ihr Eisen hat die jungen Halme zerrissen, um exotischer Pflanzung Raum zu schaffen. Wohl ist dabei ächt Nationales und Altehrwürdiges zertreten worden, fränkische Kultur hat hier und da in leicht empfänglicher Scholle tiefere Wurzel getrieben und zumal das städtische Leben zersetzt, doch im eigentlichen, kernhaften Volksthum sind die alten Sandkörner unverloren, da wächst des deutschen Weizens noch genug, auch der geeignete Boden ist da, und da braucht es nur Licht und Wärme, um die herrlichste Ernte zu reifen.

Unter einem gerechten, wohlwollenden und freisinnigen Regimente sind diese Lebensbedingungen gegeben. Auf festen Grundlagen ersteht ein neues Staatswesen, der eigenen Kraft vertrauend, stark im Innern, selbstbewußt nach Außen; überall Emsigkeit und Baufleiß; überall Förderung des Ackerbaues, der Gewerbe und des Handels; nirgends Beamtenwillkür oder Steuerdruck; nirgends persönliche oder geistige Unfreiheit. Auf's Neue kehrt deutsche Art und Zucht in Schule und Haus ein; frei von der Unnatur eines fremden Zungenzwanges, ersteht, geistig wiedergeboren, die alte Landes-Universität in der Stadt Gottfried's und Erwin's, und jubelnd hält deutsches Studententhum seinen Einzug in die Mauern, in welchen dem Jüngling Göthe einst deutsches Leben und vaterländische Kunst aufgegangen ist. Ueberall regt sich heimisches Wesen, alte Beziehungen wachen auf, neue knüpfen sich an, und der Muttersprache geheimnißvolle Zaubermacht schlägt mehr Strombrücken von Ufer zu Ufer, als die Hand des Architekten vermag. Ja, diese Sprache, in der Ihr niemals aufgehört, zu Gott zu beten, tönt wieder voll und rein, wo Gottes Wort verkündigt, wo Recht gesprochen, wo Wissenschaft gelehrt wird. Daß sie aber aus meinem Munde heut' vertrauter zu Herzen bringe, frage ich mit den eigenen Worten des von Alters überlieferten, in gar mancher elsässischen Dorfschaft noch gang und geben Hochzeitsspruches:

„Ihr ehrsame und bescheidene gute Freunde!
Möchtet Ihr auch wissen, was das möchte bedeuten,
Daß ich und mein Vetter Hochzeiter Euch die Thür
und Schwelle überschreiten?"

Wohl, wir überschreiten Eure Schwelle, Ihr Stammgenossen, als Hochzeitsgäste; unser Festgruß gilt der unauflöslichen Verbindung deutscher Reichslande diesseit und jenseit des Rheines; unsere Morgengabe sei Recht und Freiheit; und wenn die spröde elsaß-lothringische Jungfrau — darin noch wälscher Sitte folgend — eine Verstandes-Ehe eingeht, ihre Achtung ist männlich errungen, ihrer endlichen Zuneigung Deutschland gewiß. So nehmt uns auf, Landsleute, offenen Sinns und ohne Vorurtheil! Wir aber, wie wir einst als Jünglinge bei fröhlichem Kommerse unter den weihevollen Klängen des Landesvaters das Gelöbniß der alten Burschentreue abgelegt haben, so wollen wir heute als Männer Angesichts dieser Bergriesen, der stummen Zeugen einer nimmer verjährten deutschen Vergangenheit des Landes, geloben, demselben treue Bürger zu sein, anzuhangen dem Reiche, deß Glied wir sind, festzustehen zu unserm Kaiser, dessen ruhmreicher Name für alle Zeiten mit der Geschichte dieser Marken verwachsen ist.

„Ja, wir schwören,
Ihr alle, die Ihr lebet, sollt es hören,
Und wenn Ihr wollt, so hört auch Ihr's, Ihr Todten:
Wir schwören, steh'n zu wollen den Geboten
Des Lands, deß Mark wir tragen in den Röhren."

Und weit hinaus, von Berg zu Berg, wie in das Thalgebiet zu unsern Füßen schalle der Jubelruf: „Das ganze Deutschland vom Fels zum Meere lebe hoch!" (Enthusiastischer, nicht enden wollender Beifall.)

Mannigfaltiges.

(Sonst und jetzt.) Ein Mann kann jetzt mehr Baumwollengarn in einer gewissen Zeit verspinnen, als vierhundert im Jahre 1769, wo Arkwright das erste Patent auf Baumwollenspinnerei nahm. Ein Mann fertigt jetzt mehr Mehl, als hundertfünfzig Mann vor hundert Jahren. Ein Frauenzimmer kann jetzt an einem Tage mehr Spitzen anfertigen, als hundert vor hundert Jahren. Um Zucker zu raffiniren, braucht man jetzt nur so viel Tage, als vor dreißig Jahren Monate. Früher brauchte man, um Quecksilber auf Glas zu fixiren, sechs Monate, jetzt nur 40 Minuten. Die Maschine einer eisengepanzerten Kriegsfregatte ersten Ranges leistet jetzt ebensoviel Kraft als 42,000 Pferde.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№. 56. Montag, 13. Mai 1872.

* Die Opfer des Krieges.

Novelle von A. Bitter.

(Fortsetzung.)

Der junge Mann drückte sich beide Hände vor die Augen und seine konvulsivischen Bewegungen verriethen, wie krampfhaft seine Brust arbeitete.

Onkel Rolland ließ den Unglücklichen ein Weilchen ruhig gewähren; dann aber zog er sanft dessen Hände von den Augen hinweg. „Claude," sagte er ernst, „sei Franzose, sei ein Mann! Das Vaterland befiehlt, daß Du den frechen Feind von seinem heiligen Boden vertreiben helfest, und da bleibt Dir keine andere Wahl, als dem Rufe Folge zu leisten; denn Dich dieser Pflicht entziehen zu wollen, wäre schmähliche Feigheit. Ein rechter Mann muß sich ohne Klage in's Unvermeidliche zu fügen wissen. Geh' jetzt nur wieder hinüber zu den Frauen, sage, ich werde gleich nachkommen, und laß Dir sonst noch Nichts anmerken. Ich werde derweil noch allerhand für Dich zurecht machen und mir's überlegen, wie die Sache den Weibern am besten beizubringen sei. Vor Allem aber Kopf hoch, mein Bursche, das Flennen taugt nicht für Männer!"

Und Claude ging; vielleicht nicht gerade mit leichtem Herzen, aber doch durch des Oheims männlichen Zuspruch so weit gefestigt, daß er in strammer Haltung vor die Seinigen hintreten und vor denselben eine heitere Miene zu zeigen vermochte.

Onkel Rolland aber begann emsig allerlei militärische Ausrüstungsgegenstände aus seinen Schränken und Truhen hervor zu kramen und solche in zwei besondere Pakete zusammen zu packen, wobei er allerlei unverständliche Worte vor sich hin murmelte. Auch mit einigen Papieren machte er sich vielfach zu schaffen; er schien dieselben aufmerksam durchzusehen, band sie in verschiedene Pakete mit Schnüren zusammen und legte sie dann sorgfältig in ein besonderes Schubfach. Endlich langte er auch einen kleinen glänzenden Gegenstand hervor, den er dann eine Weile sinnend betrachtete. Das Ding sah fast aus wie ein Spielzeug für Kinder, hatte aber doch für den Alten seine ernste Bedeutung, denn es war das Ritterkreuz der Ehrenlegion, das er sich im Kampfe gegen die rebellischen Araber geholt hatte. Er legte das Ding oben auf eines der gerüsteten Pakete, schloß den Schrank wieder zu und trat dann den Weg nach dem Hause seines Neffen an, um seine Frau heimzuholen.

Des andern Morgens hatte die Familie im kleinen Häuschen noch kaum gefrühstückt, als Onkel Rolland in vollständigem Reiseanzug, seine neueste blaue Blouse über die warmen Winterkleider gezogen, einen schwer gepackten Tornister auf dem Rücken, die wohlgeformten runden Beine in hohen, soliden Stiefeln steckend, in das Stübchen seines Neffen trat.

„Ah, wenigstens doch schon aufgestanden!" rief er, heiter lächelnd, dem Neffen die Hand reichend und die blühende Margot auf die Wange küssend, was er schon so lange nicht mehr gethan hatte, daß die junge Frau ganz befrembet zu ihm aufschaute.

Auch Claude schien reisefertig zu sein. Er beendigte rasch sein Frühstück, das ihm ohnehin diesen Morgen nicht ganz so wie sonst zu schmecken schien, und trat dann an das Bettchen, in dem seine beiden Kinder noch gemeinsam in süßen Träumen befangen dalagen. Wie zwei blühende große Rosen schauten die braunlockigen Engelsköpfchen unter der kleinen weißen Decke hervor. Claude fuhr sich mit der Hand über die Augen. Rolland zog ihn nach einer stummen Pause sanft von dem Bettchen hinweg.

„Komm', Claude," sagte er fast barsch und den rührenden Anblick der kleinen Schläfer vermeidend. „Wir haben ein tüchtig Stück Weg vor uns und müssen uns eilen, wenn wir rechtzeitig in L..... ankommen wollen. Nehmen wir darum einen kurzen Abschied, hoffentlich können wir ja schon morgen wohlbehalten wieder hier eintreffen."

Claude gehorchte dem Oheim willenlos. Hastig zog er seine Margot an sich, küßte sie heftig auf die Lippen, aber er wagte es nicht, dem geliebten Weibe dabei in die Augen zu sehen. Noch einen langen Blick warf er auf die kleinen ahnungslosen Schläfer in ihrem kleinen Bettchen, murmelte ein halb ersticktes „Adieu!" und folgte dann, ohne länger zu zaudern, dem voranschreitenden Oheim.

„Und ich sage Dir, mein Junge, es ist am besten so," nahm nach einer Weile, während der die Beiden schweigend durch die nebelbedeckte Landschaft dahingeschritten, Rolland das Wort. „Hätten die Weiber es geahnt, daß es sich vielleicht um einen Abschied auf Nimmerwiedersehen handle, so würde Das eine Szene abgesetzt haben, die selbst für mein etwas gestähltes Herz eine zu starke Probe hätte abgeben können. Sie werden das Unvermeidliche noch immer früh genug erfahren müssen, und ein paar schlaflose Nächte weniger sind immer ein Gewinnst."

„Mich tröstet's immerhin," sagte Claude mit weicher Stimme, „daß Margot und die Kinder doch wenigstens Dich und die Mutter zu Beschützern haben werden, während ich im Felde stehe, und daß, wenn mir auch etwas Menschliches begegnen sollte, sie doch nicht so ganz verlassen dastehen würden."

Der Oheim stand bei diesen Worten still und sah den Neffen mit einem eigenthümlichen Blicke an. „Was Das anbelangt, so kannst Du allerdings so ziemlich beruhigt sein, Claude," sagte er mit nur schwer verhehlter Bewegung. „Margot und Deine Kinder werden versorgt sein, so weit menschliche Vorsicht Das zum voraus zu bestimmen vermag, auch wenn wir Beide nicht mehr zurückkehren sollten. Ich habe meine Papiere gestern Abend für alle Fälle in gute Ordnung gebracht."

Claude starrte seinem Oheim zweifelnd und erschrocken in's Gesicht. „Wie soll ich mir diese Worte deuten?" fragte er.

Rolland ergriff die Hand des jungen Mannes. „Hast Du denn eigentlich gemeint, ich werde Dich allein ziehen lassen, mein Junge, wenn es gilt, das Vaterland zu retten?" sagte er, sich stolz in die Höhe richtend. „Nein, nein, so war's nicht gemeint! Dein freilich etwas steif gewordener und eingerosteter Onkel gedenkt auch noch seinen Mann zu stellen und wird darum getreulich mit Dir ziehen, sei's zum Siege oder zur letzten Retraite, und Du sollst sehen, daß der Anblick des Feindes ihn wieder um ein Bedeutendes gelenkiger machen wird."

„Aber die Mutter," wollte Claude fast jammernd einfallen. Doch der Onkel fuhr ihm fast rauh in die Rede.

„Kein Wort weiter, mein Junge!" sagte er befehlend. „Ich habe mir die Sache sattsam überlegt und was ich einmal fest bei mir beschlossen, Das werden kein Geflenne und keine sentimentalen Erwägungen mehr ändern. Vorwärts, marsch!"

Claude machte keine Einwendungen weiter; kannte er doch den Onkel zu gut, um nicht zu wissen, daß sie doch zu Nichts frommen würden. Schweigend schritten die Beiden von da an ihrem ungewissen Geschicke entgegen.

* * *

Es ist eine unerquickliche Aufgabe, den Jammer eines durch das unerbittliche Verhängniß zur Verzweiflung getriebenen Menschenherzens zu schildern, und auch nur wenige Menschen mag es geben, die aus einer solchen Schilderung ein Vergnügen oder auch nur ein Mittel gegen die Langeweile zu ziehen vermöchten. Daß in dem kleinen Häuschen an der Linde ein drei Tage nach der Abreise Claude's und seines Oheims eingetroffener Brief des letzteren, aus einer ziemlich entfernten Stadt datirt und die kurz gefaßte Erklärung enthaltend, daß die Beiden entschlossen seien, die Campagne gegen die Deutschen in der Ostarmee mitzumachen und daß man daher auf ihre baldige Rückkehr nicht zählen möge, bei der jungen Frau Claude's und bei deren Mutter erst fast wie ein betäubender Donnerschlag wirkte, bis diese Betäubung dann allmälig einem stillen, hoffnungslosen Schmerze Platz machte, lag wohl in der Natur der Sache. Aber auch hier thaten französische Leichtherzigkeit und angeborener froher Muth ihre guten Dienste. Zu unablässigem schmerzlichem Hinbrüten sind nun einmal weder Franzose noch Französin geschaffen. Das, was die Herzen der Frauen zumeist quälte und beunruhigte, war die Ungewißheit, denn Wochen um Wochen vergingen, ohne daß von den beiden Abwesenden auch nur die geringste Nachricht eingelaufen wäre. Es war Das auch keineswegs zum

Verwundern bei der grenzenlosen Verwirrung und Unordnung, welche in einem aus allen Elementen der Bevölkerung in fieberhafter Eile zusammengerafften Korps, wie die Ostarmee es war, unter allen Umständen herrschen mußte. Von einem auch nur einigermaßen geregelten Feldpostdienst konnte da natürlich keine Rede sein, und zudem, wo hätten die Soldaten, bei dem eingetretenen grimmig harten Winter fast ohne Ausnahme unter dem freien Himmel kampirend, auch die Gelegenheit gefunden, mit den halb erfrorenen Fingern Briefe zu schreiben? Die Ereignisse gingen inzwischen ihren für Frankreich so verhängnißvollen, verderblichen Gang. Jeder von den Sanguinikern ausposaunte Sieg schrumpfte schon nach wenigen Stunden zu einem für das Ganze bedeutungslosen Scharmützel zusammen, wenn er sich nicht nachgerade noch zu einer bedenklichen Niederlage gestaltete. So war auch der Sieg des Generals Aurelles de Paladine über die Bayern bei Orleans nur von kurzer Dauer. Weil nicht ausgenutzt, verwandelte er sich nach wenigen Tagen in eine Niederlage.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Der Friedensgruß.

Ein Erinnerungsblatt von Amalie Marby.

(Fortsetzung.)

„Ich muthe Ihnen sicher nicht mehr zu, als was ich als Ihr Arzt vor meinem Gewissen vertreten kann; die angedeutete Erklärung darf ich nicht unterlassen, ich habe meine eigene und die Ehre des jungen Mädchens darin zu vertheidigen. Ich werde mich kurz fassen, doch müssen Sie erfahren, wie dasselbe in mein Haus gekommen ist. In dem Lazareth," fuhr der Geheimrath mit leichter Bewegung fort, „wo Johanna und Margarethe thätig waren, trafen sie auch Clärchen Reinick. Sie war die unermüdlichste, opferfreudigste der freiwilligen Krankenpflegerinnen, und durch ihr bescheidenes, liebenswürdiges Wesen wurde sie bald der allgemeine Liebling ihrer Umgebung und auch der Verwundeten, die mit wahrhafter Verehrung zu ihrer reizenden Pflegerin aufblickten. Leider überstiegen ihre bewunderungswerthen Leistungen in der Krankenpflege ihre Kräfte; sie erkrankte selbst und auf die vereinten Bitten meiner Töchter, die sich dem längst gekannten, lieben Mädchen auf's Innigste angeschlossen hatten, nahm ich die Kranke und Verlassene in mein Haus auf, ohne zu befürchten, daß diese Handlungsweise der alten Freundschaft unserer Familien zu nahe treten könnte. Es war eine sehr gefährliche, lange Krankheit. In ihren Fieberphantasieen verrieth sie ihrer Umgebung die ganze Innigkeit ihres tiefen Gemüthes, ihre zärtliche, reine Liebe zu Georg, und vor Allem die rührende Anhänglichkeit an eine Frau, zu der sie seit ihrem frühesten Denken mit Verehrung aufgeblickt hatte; aus allen Reden leuchtete der Schmerz hervor, die Neigung der vornehmen geliebten Pathe verloren zu haben. Es war ein Freudentag in meiner Familie, als das arme Clärchen ihr Schmerzenslager zum ersten Male verlassen durfte, und je bessere Fortschritte von nun an ihre Genesung machte, je mehr wuchs auch die Zuneigung, die wir für das holde, anmuthige Wesen gefaßt hatten. Nun begriff ich erst recht den unersetzlichen Verlust, den Sie, gnädige Frau, sich selbst zugefügt durch Clärchens Entfernung aus ihrem Hause! Ich wollte Ihnen denselben zurückerstatten. Die süße Blume sollte Ihrem einsamen, freudeleeren Leben auf's Neue Duft und Glanz verleihen, denn Niemand, fühlte ich, verstand Ihr innerstes Leben so gut, als Clärchen; tragen Sie doch gemeinsames Leid! In mir stand der Plan lange fertig, nur trat ich damit noch nicht hervor, bevor ich Sie Beide stark genug glaubte, eine Gemüthserschütterung zu ertragen. Da, als ich heute durch die geschmückten Straßen fuhr, überall nur frohbewegten, heiteren Mienen begegnete und darauf Ihr ödes, todtenstilles Haus betrat, Sie über Ihre Einsamkeit, Ihr Verlassensein klagen hörte, glaubte ich die Stunde gekommen, wo ich Ihnen zurufen durfte: Sprich nur ein Wort, und Du bist nicht länger allein! Ich stelle einen Engel des Trostes an Deine Seite, der Deine Schmerzen versteht und Dich liebt und verehrt in kindlicher Demuth und Treue! Nur einen Schritt sollen Sie hinausthun auf Ihren Balkon; der wunderbar herrliche Anblick, meine ich, müßte Ihr im Grunde edles Herz weiden und rühren; und voll die Größe des Augenblicks ermessend, würde der nagende Schmerz über die im stolzen Siegeszuge fehlenden Söhne in stille Wehmuth übergehen und Sie dann dankbar die neugeschenkte Tochter an Sich ziehen. — So strömte der große Festtag seinen Segen auch über Sie aus!"

Der Geheimrath schwieg. Welchen Eindruck seine warmen Worte auf das stolze Herz seiner Zuhörerin hervorgebracht, wußte nur diese und Gott allein. Ihr Antlitz hatte seinen gewöhnlichen,

eisig kalten Ausdruck bewahrt und ihre Stimme klang rauh und hart, als sie nach kurzem Schweigen fragte: „Sind wir nun zu Ende, Herr Geheimrath?"

Er neigte leicht sein Haupt. „Ich fürchte, ja!" erwiederte er fast traurig; „wenn Sie meiner Rede kein weiteres Wort hinzuzufügen haben."

„Nur dieses," entgegnete sie im vorigen Tone, „Sie oder ich. Behalten Sie jene Person in Ihrem Hause, so hört jede Gemeinschaft zwischen uns auf; wir sehen uns dann zum letzten Male, mein Haus öffnet sich weder Ihnen noch irgend einem Gliede Ihrer Familie."

Der Geheimrath erhob sich. „Sie wollen es, scheiden wir denn!" sagte er bewegt. „Seien Sie versichert, daß mein Fuß diese altvertraute Schwelle nicht eher wieder überschreiten wird, bis Sie selbst mich rufen! O, zweifeln Sie nicht, dieser Augenblick kommt; denn Gott wird sich Ihrer erbarmen und seiner Zeit Ihren unbeugsamen Sinn erweichen, Sie harte, stolze Frau!"

Er verneigte sich tief und schritt ruhig dem Ausgange zu.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein vierfüßiger Schmuggler.) Ein deutscher Reisender erzählt aus Ober-Elsaß Folgendes: Auf der Fahrt von Pfirt nach Basel sah ich in der Entfernung von 200 Schritten einen großen Hund über den Weg in die Büsche laufen; der große Hund meines Reisegefährten, eines Elsässers, wollte ihm nachjagen, kehrte aber auf den Pfiff seines Herrn zurück. Der Elsässer lachte in sich hinein und rief seinem gehorsamen Thiere zu: „So recht, Musche, geht dich Nichts an, stehst nicht im Dienst, bei Leibe nicht stören im Geschäft!" Der vertraulich gewordene Elsässer löste mir bald das Räthsel. Der fremde Hund kam aus der Schweiz und brachte seinem Herrn im Elsaß eine kleine, aber kostbare Ladung von Kontrebande, als da sind: Spitzenwerk, Uhren und Goldsachen; die Ladung war vermittelst einer Art Sattel an seinem Körper befestigt. Diese Hunde sind klug, vermeiden die Grenzjäger, schwimmen durch Bäche und klettern über Felsen, bis sie ihre Waare heimgebracht haben, nur selten wird einmal einer weggepirscht. Diese Hundedressur ist einfach und schlau. Der Hund wird zu Hause gut gefüttert und dann über die Grenze nach dem Orte geführt, woselbst er später seine Ladung zu empfangen hat. Dort wird er eine Zeit lang eingesperrt und erhält nicht nur keine Nahrung, sondern auch Schläge von einem mit der Uniform eines Grenzjägers bekleideten Manne. Wird der Hund losgelassen, so eilt er spornstreichs nach Hause zurück. Unterwegs aber, besonders auf größeren Straßen, die er verfolgen könnte, stehen Leute mit Peitschen oder auch mit Flinten, die mit Erbsen geladen sind, und schlagen und schießen auf ihn. Der eingeschüchterte Hund stürzt sich seitwärts in die Büsche und vermeidet sehr bald alle fremden Menschen. Nach zwei- oder dreimaligem Laufen hat das kluge Thier ausgelernt und ist der beste Pascher. Sechs Hunde ernähren gut ihren Mann.

In dem Werke des Franzosen G. Monod: „Deutsche und Franzosen, Feldzugs-Erinnerungen", welches sich durch verhältnißmäßige Unparteilichkeit auszeichnet, heißt es: „Die Achtung der Deutschen vor den Frauen ist der merkwürdigste Zug dieses Krieges, denn sie ist eine Nationaltugend und eine der Quellen der Kraft des germanischen Stammes. Einzelne Verbrechen mögen vorgekommen sein, aber während voller sieben Monate meiner Kriegserfahrungen habe ich kein einziges erlebt und auch von keinem einzigen in glaubwürdiger Weise erzählen hören. Im Gegentheil, ich habe die Frauen immer mit einer wahren Achtung behandeln sehen, die das Staunen der französischen Soldaten erregte. „Wir hätten es nicht so gemacht," sagten sie mir sehr oft. Die Kinder waren vom ersten Tage an die Freunde der Deutschen. Wenn es im Hause Nichts zu essen gab und man sich darüber „wegen der Kinder" beklagte, so konnte die ganze Familie darauf rechnen, verproviantirt zu werden. Die Soldaten spielten mit den Kindern, gingen mit ihnen spaziren, ließen sich von ihnen französische Stunde geben, und mehr als ein Mal hat die Anwesenheit von Kindern in einem Hause die Feinde zu Freunden gemacht. Sie erzählten von ihren eigenen Kindern, zählten „un, deux, trois" an den Fingern ab und sagten groß „comme ça, comme ça et comme ça", wobei sie mit der Hand die Größe der Einzelnen bezeichneten.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 57. Mittwoch, 15. Mai 1872.

* Die Opfer des Krieges.

Novelle von A. Bitter.

(Fortsetzung.)

Es war um diese Zeit herum, daß eines nebeligen, unfreundlichen Spätherbstmorgens die junge Frau Claude's sich eben mit dem Ankleiden ihrer Kinder beschäftigte, während sie mit gepreßtem Herzen immer auf die Frage des Knaben: „Wo, Papa, wo?" die er jeden Morgen nach seinem Erwachen zu wiederholen pflegte, ausweichenden Bescheid geben mußte. Da, mit einem Male, erscholl ein schrecklicher Lärm durch das ganze Dorf: „Die Preußen! Die Preußen kommen!" ertönte es von allen Seiten. Alles rannte in tollem Wirrwarr durcheinander. Die Einen liefen in sinnloser Angst mit leeren Händen zum Dorfe hinaus, Andere, bemüht, ihr bischen Habe vor den schrecklichen Feinden in Sicherheit zu bringen, griffen dabei nach den verwunderlichsten und werthlosesten Gegenständen. Es war ein Gemälde des sinnlosesten Entsetzens, wie es eben nur gewaltige Naturereignisse oder die schrecklichste Geißel der Menschheit, der Krieg, zu schaffen vermögen und dem es dennoch nicht an einer komischen Seite fehlte.

So ganz unbegründet war die Angst der guten Dorfbewohner vor den schrecklichen „Prussiens" indessen keineswegs. Freilich bestand das berittene feindliche Streifkorps, das sich in raschem Trabe auf der Landstraße daherwälzte, nicht just gerade aus den so sehr gefürchteten Preußen; es war vielmehr eine nicht sehr zahlreiche Abtheilung bayerischer leichter Kavalerie, die dem Dorfe einen vorübergehenden Besuch zugedacht zu haben schien. Ihr Führer, ein noch sehr junger Offizier, ließ die Reiter am Eingange des Dorfes auf einen Augenblick Halt machen, wahrscheinlich um sich die Situation vorerst ein wenig anzusehen. In diesem Augenblicke krachte ein Schuß. Der junge Offizier schwankte einen Augenblick im Sattel und würde vom Pferde gestürzt sein, hätte nicht der neben ihm haltende Wachtmeister, ein stattlicher, schöner Reitersmann, den Verwundeten noch rechtzeitig in seinen Armen aufgefangen.

Ein wilder Schrei der Wuth und der Rache ertönte aus zwanzig, dreißig Kehlen zugleich. Der tückische, meuchlerische Schuß mußte aus dem kleinen Hause Claude's gefallen sein. In ihrem Zorne auf kein Kommando mehr achtend, drangen die wüthenden Reiter in das Innere des Hauses, in dem ihnen, durch den Schuß erschreckt, bleich, entsetzten Antlitzes, ihr kleines Mädchen auf dem Arme, die zitternde Margot entgegentrat.

„Wo ist der Schuft, der unsern Offizier ermordet hat?" donnerte ein etwas wild aussehender bärtiger Reiter das junge Weib an, indem er ihr die Spitze des Säbels auf die wogende Brust setzte. „Flink, zeig' uns die Canaille, oder ich stoße zu!"

Margot gab natürlich keine Antwort; sie verstand die fremde Sprache nicht und hatte auch wohl keine Ahnung Dessen, was man von ihr verlangte. Sie starrte blos schweigend mit weit aufgerissenen Augen, an allen Gliedern zitternd vor Entsetzen, auf die zornigen kriegerischen Gestalten hin und versuchte es nicht einmal, einen Laut von sich zu geben.

Auch der gerechteste Krieg verwildert die Menschen, wenn er lange andauert und besonders, wenn der Krieg von beiden Seiten mit solcher Erbitterung geführt wird, wie Dieses im zweiten Stadium dieses riesigen Völkerkampfes der Fall war, wo so vielfach der heimtückische, nutzlose Mord den Massenkampf ergänzte, den die Franzosen mit dem Muthe und mit der Wuth der Verzweiflung fortführten.

„Stoß' das französische Luder nieder, Rieger, wenn's nicht mit der Sprache herausrücken will!" schrie einer der Reiter aus der Masse, die sich in der Küche zu einem wirren Knäuel zusammengeballt hatte. — „Zugestoßen, ohne Gnade, die Weiber in diesem Lande taugen nicht mehr und nicht weniger als die Männer, die vor uns im Felde nicht Stand zu halten vermochten und uns nun aus meuchlerischem Hinterhalte wie die Spatzen von den Dächern wegpflücken möchten."

„Ja, ja, zugestoßen, nicht lange Federlesens gemacht!" ertönte es auch von anderer Seite, „und nachher den rothen Hahn auf das Dach der Meuchlerspelunke!"

Jetzt war es um die arme Margot geschehen. Der Zorn um den Verlust des ohne Zweifel beliebten Führers schien die Leute aller ruhigen Besinnung beraubt zu haben, und mit den grimmig hervorgeknirschten Worten: „So fahr' denn hin, wenn Du nicht reden willst," war Derjenige, dem seine Kameraden den Namen Rieger gegeben, eben im Begriff, seine Waffe in die Brust der vor Schreck regungslosen jungen Frau zu versenken, als er plötzlich mit einem heftigen Griffe sein Handgelenk so gewaltig gepackt fühlte, daß er vor Schmerz fast laut aufschrie und der Säbel seiner Hand entglitt und rasselnd auf die Steinplatten des Bodens fiel.

„Was stehst Du im Begriff, zu thun, Rieger?" fragte mit ernster, befehlender Stimme der Unteroffizier, der vorhin den verwundeten Offizier vor dem Sturz vom Pferde bewahrt hatte. „Führen wir Deutschen etwa Krieg mit wehrlosen Weibern oder mit Männern?"

Da wurden aber grollende, fast drohende Stimmen laut: „Man hat aus dieser Spelunke heraus unsern Offizier erschossen, Herr Wachtmeister!" sagte keck vortretend ein älterer Reiter mit einer tiefen Schmarre auf der linken Wange. „Sollen wir Das so ungestraft hingehen lassen? Es dürfte nicht schaden, einmal ein Exempel zu statuiren, damit nicht bei jeder Gelegenheit ein paar von unseren besten Kameraden aus feigem Hinterhalte weggeschossen werden wie die wilden Thiere."

„So," entgegnete der Unteroffizier, mit seinen hellen blauen Augen den Vorlauten gebieterisch anblitzend, „ein Exempel möchtest Du statuiren, und an wem? An einer jungen, wehrlosen Frau, die ein schuldloses Kind auf den Armen trägt und für deren Schuld nicht die entferntesten Beweise vorliegen?"

„Ja, wenn sie unschuldig ist, warum sagt sie es denn nicht?" entgegnete etwas eingeschüchtert der Benarbte.

„Dummkopf, kannst Du denn von einer Stockfranzösin verlangen, daß sie Deinen Freisinger Dialekt verstehen soll, den man nicht einmal in ganz Deutschland als gangbare Münze betrachten würde. Packt Euch nur hinaus, Jungens, haltet alle Ausgänge des Hauses besetzt und laßt Niemanden hinein und noch weniger hinaus. Ich selbst werde untersuchen, ob der oder die Schuldigen zu finden sind. Der Strafe sollen sie nicht entgehen, darauf könnt Ihr Euch verlassen!"

Murrend und zögernd schickten die Reiter sich an, dem Befehle ihres Unteroffiziers Folge zu leisten. „Geht nur," sagte dieser mehr beruhigend, als befehlend. „Mit dem Herrn Lieutenant steht's Gottlob so gefährlich nicht. 's ist nur ein Streifschuß am Hinterkopf, der keine bedenklichen Folgen haben wird. Ein gutes Pflaster — und die Sache wird in wenigen Tagen abgethan sein. Gut ist's freilich, daß die Kugel des Meuchlers nicht einige Linien mehr links gegangen, sonst hätten wir zu dieser Stunde einen wackern Offizier weniger."

Die Leute waren nach dieser Mittheilung wie umgewandelt und drückten sich still hinaus. Der Unteroffizier stand nun allein der noch immer vor Angst zitternden Margot gegenüber. — „Madame," redete er in nicht eben fließendem, aber doch verständlichem Französisch die junge Frau mit ernster Höflichkeit an, „es thut mir leid, auf eine solche Weise in Eure Häuslichkeit einbrechen zu müssen. Aber der Krieg ist eben der Krieg, und ich muß Sie bitten, mir einige Fragen offen und ohne Rückhalt beantworten zu wollen."

(Fortsetzung folgt.)

---

* Der Friedensgruß.

Ein Erinnerungsblatt von Amalie Marby.

(Fortsetzung.)

Hatte Frau von Hartungen eine solche Antwort, einen solchen Entscheid auf ihre, wie sie wähnte, berechtigte Forderung nicht erwartet? Ein schneller Farbenwechsel flog über ihr bleiches Gesicht, es zuckte in ihren Augen, ihre Lippen öffneten sich — fühlte sie schon jetzt, wie schwer sie ihren einzigen Freund beleidigt, wie viel sie an ihm verlor? Wollte sie ihn, der nicht wie ein Gedemüthigter, sondern mit dem hoch er-

hobenen Haupte eines stolzen Siegers von ihr ging, schon jetzt zurückrufen? Da rauschten die schweren Falten der Portière hinter ihm zusammen, sein Schritt verhallte; der halbe Laut erstarb auf Frau von Hartungen's Lippen, die sich fest und fester aufeinander preßten, und der alte, düster feindliche Ausdruck beherrschte mehr denn zuvor ihre kalten Züge. —

Die im Vorzimmer des leisesten Winkes ihrer Gebieterin harrende Dienerin hatte längst gemerkt, daß es da drinnen heute ganz besonders scharf herging. Einzelne laut gesprochene Worte belehrten sie, um was es sich handelte, ja, jetzt vernahm sie ganz deutlich, daß Frau von Hartungen den einzigen Freund des Hauses gehen hieß. Sie erschrack, und als sie in der nächsten Minute dem Geheimrath mit zitternder Hand die Thür öffnete, folgte sie ihm hastig nach auf den Korridor, und feuchten Auges zu dem Arzt aufschauend, fragte sie ängstlich: „Was ist denn eigentlich geschehen, Herr Geheimrath? Ach Gott! was soll denn nun daraus werden?"

Die alte treue Dienerin durfte sich schon eine vertrauliche Frage erlauben.

„Hoffentlich Gutes, Sophie!" erwiederte der Geimrath freundlich ernst. „Beunruhigen Sie Sich nicht, meine Liebe! Ich habe an die Seele Ihrer Herrin geschlagen, dafür schickt sie mich nun fort; allein ich bin überzeugt, ich kehre bald wieder."

„Gott gebe es! Gott gebe es!" flüsterte Sophie, bang aufseufzend, ihm nach.

Es war eine wunderbar milde, mondhelle Nacht vom 15. zum 16. Juni. Durch die festlich geschmückten Straßen der neuen deutschen Kaiserstadt ging ein geheimnißvolles Raunen und Flüstern, als könnten die Elfen, die, dem Mondlicht unterthänig, auf den silbernen Lichtwellen hier und dahin schweben, nicht genug erzählen von der geschauten Herrlichkeit, die hauptsächlich Deutschlands Wiedergeburt, seine neu erstandene, herrlicher denn je strahlende Macht und Größe feierte. Jetzt weben die nächtlichen geisterhaften Sendboten, die vielleicht noch eben die fernen stillen Heldengräber liebkosend umspielten, einen duftigen Schleier um die goldene Krone der stolzblickenden Berolina, huschen denn lautlos geschäftig weiter durch die lange Reihe der Flaggenmasten mit ihren Wappenschildern und leise wehenden Fahnen, berühren mit segnendem Kusse die mächtig aufgerichteten Schwingen, das lieblich edle Haupt den Siegerkranz und Palmenzweig der Viktoria; und weiter in ihrem Geisterfluge die Guirlanden und Kränze, die Triumphbögen und Banner, die leise flüsternden Lindenkronen und die prächtig geschmückten Paläste grüßend, einigen sich endlich um das erhabene Standbild der Germania zu lustigem Geisterreigen; und ein Singen und Klingen durchzieht die Luft, daß das eherne Reiterbild in Germaniens Nähe, wie aus tiefem Schlaf erwachend, sich im Sattel hebt und staunend dem märchenhaften Singen und Sagen des geschwätzigen Mondenstrahles, der eben durch die bretterne Hülle dringt, lauscht, und die segnend ausgestreckte Rechte scheint zu erzittern, der wehende Federbusch scheint sich zu neigen vor den gewaltigen Thaten, die da eben unter seinem ruhmreichen königlichen Heldensohn geschehen, Thaten, die mit ewig unauslöschlichen Lettern in das goldene Buch der Geschichte eingetragen sind. Endlich ist die lang ausgestreute Saat gereift, die Ernte da, gesegne dir Gott, o Deutschland, die unter Blut und Thränen gezeitigte Frucht deiner glanzvollen Auferstehung!

Ja, es war eine wunderbar liebliche Juninacht! Ihr gnadenvoller Zauber waltete auch über dem schattenreichen Garten, der Frau von Hartungen's Schlafgemach dicht begrenzte. Von dem Mondenlicht wach geküßt, öffneten sich die träumerischen Blumenaugen der Winden und Nachtviolen und lauschten wie sinnberückt den sehnsüchtigen Liebesklagen einer Nachtigall, die in einer der dichten Lindenkronen ihr Nest gebaut. Strich der leise säuselnde Nachtwind über Busch und Blüthen, so durchströmten tausend süß berauschende Düfte die würzige Luft, die, seltsam klar und still, ganz voll erschien von feierlichen Geheimnissen über Leben und Tod.

Auch nicht ein Hauch von jener tiefen, friedensvollen Ruhe, die über dem Regen und Weben der nächtlich schaffenden Natur lag, schien sich der müden Frauenseele mitgetheilt zu haben, die dort hinter den schweren, dicht geschlossenen Vorhängen, welche jedem neugierigen Mondenstrahl den Eintritt verwehren, auf weichem Lager gebettet, den Schlaf vergeblich erwartet.

Hatte der Geheimrath nicht umsonst an die verhärtete Seele geschlagen? War da innen noch ein Plätzchen offen für ein ernst mahnendes Freundeswort?

Als Frau von Hartungen sich allein befand, nahm ihre gereizte Stimmung eine immer düsterere, menschenfeindlichere Färbung an. Sie grollte zuletzt der ganzen Welt, machte die ganze Welt, ja Gott verantwortlich für ihre grenzenlose Vereinsamung; besonders wilde Verwünschungen aber

fließen ihre zitternden Lippen über das Haupt des jungen Mädchens aus, das ihr den Sohn und nun auch den letzten Freund geraubt hatte. Daß Alles, was geschehen, auf sie selbst zurückzuführen, durch ihren eigenen harten Sinn verschuldet sein könnte, lag ihrem stolzen, egoistischen Herzen noch ferne. Aber je weiter der Abend vorrückte, je mehr bemächtigte sich ihrer eine seltsame Unruhe. Um diese von sich abzuwälzen, suchte sie früher als gewöhnlich ihr Lager; ein erquickender Schlummer, wähnte sie, würde ihrer Seele das gewohnte Gleichgewicht wieder geben. Allein Stunde um Stunde verrann, der ersehnte Schlaf blieb aus. Statt seiner kam ein Heer von Erinnerungen, seltene Gäste bei Frau von Hartungen. Anfänglich suchte sie dieselben von sich abzuschütteln, gewaltsam fern zu halten, doch gleichwie der langsam näher rollenden Meeresfluth kein hemmender Damm sich entgegen setzen läßt, so gab die stolze Frau, des vergeblichen Kampfes müde, ihren Widerstand auf, ihr Geist beugte sich endlich den immer mächtiger andrängenden Erinnerungswogen. Ein langes freudloses Leben, eine kalte liebeleere Jugend, beides scheinbar durch glanzvollen äußeren Schimmer vergoldet, zog, Szene um Szene, an Frau von Hartungens Seele vorüber. Früh verwaist, war sie, ein durch überschwengliche Elternzärtlichkeit verwöhntes Kind, der Obhut ihres Vormundes, eines vornehmen, hochgestellten Mannes, übergeben worden. Der allgewaltige, gefürchtete Minister des kleinen deutschen Fürstenthums regierte auch als Despot in seinem eigenen, ohnehin durch strengste Etiquette geregelten Hausstande. Sein junges Mündel lernte hier zuerst das heiß überwallende Herz zügeln, doch selbst stolzen, herrschsüchtigen Charakters, ertrug es nur schwer den Zaum, der überall seinem Eigenwillen, seinen liebsten Neignngen angelegt wurde, und begrüßte darum die ernstlich gemeinte Werbung des reichen, unabhängigen Herrn von Hartungen mit dankbaren Freudenthränen, und da auch der Vormund an der in jeder Hinsicht „angemessenen Parthie" Nichts auszusetzen fand, so reichte das junge, kaum den Kinderjahren entwachsene Mädchen ihre Hand einem Manne, der ihrem Herzen gänzlich fremd geblieben war, dem sie sich kaum durch eine flüchtige Neigung verbunden fühlte durch den Dienst, den er ihrem mühsam gebeugten Ehrgeize, ihrer Selbständigkeit erwies, indem er sie aus unerträglich zwangvollen Verhältnissen befreite.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Berlin, 2. Mai. Gestern, so erzählt das „B. Frembenbl.," ereigete sich am Kanal, in der Nähe der Linkstraße, Folgendes: Der Feuerwerks-Lieutenant Röltgen passirte zwischen 5 und 6 Uhr Nachmittags die Kanalpromenade, um sich nach dem zoologischen Garten zu begeben. In der Nähe der Brücke angekommen, welche über den Kanal in die Linkstraße mündet, hört er Hilferufe und sieht, wie sich Menschen an einem Punkte des Kanals versammeln. Er eilt dahin und erblickt in der Mitte des Kanals über dem tief dunkeln schmutzigen Wasser einen Kinderkopf emportauchen und untersinken. Schnell entschlossen legt der Feuerwerks-Lieutenant seinen Degen ab, springt in den Kanal und schwimmt dem untersinkenden, jedenfalls verunglückten Kinde entgegen, um es zu retten. Er erreicht sein Ziel und beginnt das Rettungswerk. Es wird ihm aber außerordentlich dadurch erschwert, daß der zu rettende Gegenstand von einer daran hängenden schweren Last in die Tiefe gezogen wird; er fühlt auch, wie ein noch unbekanntes Etwas krampfhaft seine Waden faßt und ihn am Schwimmen hindert. Mit gewaltiger Anstrengung gelingt es ihm, das Kind an das Ufer zu zerren, resp. vor sich dem Lande entgegen zu stoßen. Und was zeigt sich jetzt? Drei Personen, Mutter, Sohn und Tochter, durch einen Strick zusammengeschnürt, werden den Fluthen entrissen. Eine entsetzliche That liegt vor; eine unglückliche obdachlose Mutter hatte sich mit ihren beiden Kindern ertränken wollen, und es hatte wenig gefehlt, so hätte der Retter mit umkommen müssen. Zwei von den an das Ufer Gezogenen sind dem Leben erhalten, nämlich die Mutter und die zu oberst schwimmende Tochter, ein etwa sechsjähriges Mädchen. Ein herbeigeeilter Polizeibeamter überhob den Lieutenant des Weiteren. Der Retter wirft sich mit seiner durch und durch vom übelriechenden Wasser steifen Uniform in eine Droschke, um sich zu Hause umzukleiden. Vorher jedoch gibt er seine Baarschaft, zehn Thlr., zur Fürsorge den Geretteten.

(**Standrede eines Stuttgarter Feldwebels.**) Und Das sag' ich Euch, das Gehust' in der Kirche muß aufhören! Wer mit G'walt g'hustet haben muß, kann vor oder nach der Kirche husten; aber während des Gottesdienstes kommt so Etwas bereits nicht mehr vor! Verstanden?

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 58. Freitag, 17. Mai 1872.

* Pfingsten.

Bindet im Freien
Kränzlein und Strauß,
Zieret mit Maien
Festlich das Haus;
Auch der geringsten
Hütte verleiht
Schmuck für der Pfingsten
Festliche Zeit!

Blühende Fluren,
Grünende Höh'n,
Wie sind die Spuren
Gottes so schön!
Gnädig erfüllt er,
Was er verheißt,
Herrlich enthüllt er
Uns sich im Geist.

Julius Sturm.

* Die Opfer des Krieges.

Novelle von A. Bitter.

(Fortsetzung.)

Der Sprecher schwieg eine Weile, während er das bildhübsche Weibchen aufmerksam betrachtete und auf eine Entgegnung zu warten schien.

Eine solche Entgegnung erfolgte nun freilich vorderhand noch nicht. Margot war noch immer zu erschrocken, die sichtliche Bedrohung ihres Lebens hatte eine zu gewaltige Erschütterung in ihr hervorgerufen, als daß sie ihre Gedanken so geschwind wieder zu ordnen vermocht hätte, und zudem war die Furcht vor den entsetzlichen „Prussiens“, von deren Thaten man ihr tagtäglich die schauderhaftesten Dinge erzählt hatte, noch allzu mächtig in ihr. Gleichwohl aber war sie zu sehr Französin, um nicht mitten im Schreck die Bemerkung zu machen, daß der Reiter, der vor ihr stand, ein sehr stattlicher, ja blühend schöner junger Mann sei. Ein solcher Mann muß aber eine sehr grimmige und zornige Miene annehmen, wenn er einer Französin ein nachhaltiges Entsetzen einflößen soll, selbst wenn er gar ein Preuße wäre.

„Fassen Sie Sich, Madame,“ fuhr der Unteroffizier fort. „Fürchten Sie Sich nicht gar zu sehr, denn ich glaube, Sie haben keine Ursache dazu. Wollen Sie meine Fragen jetzt beantworten?“

Margot nickte leise und murmelte ein kaum verständliches „Ja.“

„Gut denn,“ fuhr der Verhörende fort; „wem gehört dieses Haus?“

„Meinem Manne.“

„Wie ist sein Name?“

„Claude Jullion.“

„Ist er zu Hause?“

Margot zögerte mit der Antwort. Sollte sie es dem feindlichen Krieger sagen, daß Claude bei den Mobilen und gegen die Deutschen im Felde stehe? Konnte ein solches Geständniß nicht den Zorn und die Rachsucht der feindlichen Soldaten heraufbeschwören, die in diesem Augenblicke unbestrittene Herren des Dorfes zu sein schienen? Die junge geängstigte Frau fand es für gerathen, zu thun, als hätte sie die Frage des Deutschen nicht verstanden. Freilich half ihr diese List nur wenig. Der Unteroffizier war nicht der Mann, sich so leicht von der eingeschlagenen Fährte abbringen zu lassen. Margot's geflissentliches Schweigen weckte zudem seinen Verdacht und mit ernst gerunzelter Stirne sagte er:

„Ich muß Sie dringend bitten, Madame, mir ohne Rückhalt antworten zu wollen. Befindet sich Euer Mann gegenwärtig zu Hause?“

„Nein, er ist abwesend," entgegnete Margot etwas erleichtert.

„Dauert seine Abwesenheit schon lange?"

„Schon mehrere Wochen."

Das Gesicht des Unteroffiziers erhellte sich ein wenig. „Ich will Euch nicht fragen, wo Euer Mann sich befindet, denn ich sehe, daß diese Frage Euch in Verlegenheit setzen würde," sagte er mild. „Nur Eins möchte ich noch wissen. Wer wohnt außer Euch noch in diesem Hause?"

Der Fragende fixirte bei diesen Worten die junge Frau scharf. Doch diese hielt den Blick der blauen, klaren Augen ruhig, fast mit dem Ausdruck der Gleichgiltigkeit aus und entgegnete unbefangen:

„In diesem Hause wohnt leider gegenwärtig Niemand außer mir und meinen Kindern."

Der Deutsche schüttelte zweifelnd den Kopf. „Und doch ist soeben aus diesem Hause heraus auf uns geschossen und unser Offizier verwundet worden," sagte er mit scharfer Betonung. „Wie können Sie Sich Das erklären, Madame?"

Margot starrte halb erschrocken, halb verwundert den ernsten Frager an. „Aber um Himmelswillen, Das ist ja doch rein unmöglich, mein Herr!" rief sie erregt. „Ich wohne mit den Kindern allein im Hause, wie ich Ihnen schon zu sagen die Ehre hatte. Geschossen habe ich nicht und meine kleinen Kinder auch nicht, um so weniger, da sich im ganzen Hause kein Gewehr befindet, wie Sie Sich selbst überzeugen können."

„Ich möchte Ihnen gerne auf's Wort glauben, Madame," entgegnete lächelnd der Deutsche. „Aber meine Pflicht und die Rücksicht gegen meine Kameraden gebieten mir, der Sache ganz genau auf den Grund zu sehen. Wollen Sie die Güte haben, mich durch Ihre Zimmer zu geleiten."

„Das wird bald geschehen sein," entgegnete Margot, leise erröthend. „Es sind deren nur zwei. Hier das Wohnzimmer und dort das Kämmerchen nebenan."

Mit prüfenden Blicken musterte der Unteroffizier die beiden reinlichen Räume. Es entging ihm sogar nicht, wie der kleine Claude, der, am Boden sitzend, eben im Begriffe stand, eine Butterschnitte von beträchtlichem Gehalte zu verzehren, beim Erscheinen des stattlichen fremden Reiters seine angenehme Beschäftigung unterbrach und mit gewaltig großen Augen die unerwartete Erscheinung anstarrte. Aber noch viel weniger entging es den scharfen Blicken des Deutschen, daß in den beiden Wohnzimmern wirklich nicht die leiseste Spur vorhanden war, die auf die Anwesenheit einer Mannsperson im Hause hingedeutet hätte. An keiner Wand hing ein Kleidungsstück, das einem Manne angehören konnte, nicht einmal ein vergessener Stock war in irgend einem Winkel stehen geblieben.

„Sind Das alle Ihre Zimmer, Madame?" fragte der Unteroffizier, noch ein Mal prüfend seine Blicke über die Räume hingleiten lassend.

„Gewiß," entgegnete Margot unbefangen.

„Und oben?" Der Deutsche wies nach einer leiterartigen Treppe, die mit einer Oeffnung in der Decke des zweiten, kleineren Zimmerchens zu korrespondiren schien.

„Ah, dort befindet sich der Estrich, wo wir unsere Wintervorräthe aufbewahren," entgegnete Margot, die Gedanken des Soldaten errathend und immer mehr an Unbefangenheit und Sicherheit gewinnend. „Steigen Sie nur voran die Leiter hinauf; der Raum ist hell und ich will nachkommen, sobald ich meine Kleine hier in ihr Bettchen gelegt habe."

Der Unteroffizier warf einen prüfenden Blick auf die Frau. Konnte er ihr trauen und sich ohne Begleitung auf den Boden hinauf begeben in einem Hause, aus dem noch vor kaum zwei Minuten der Schuß eines fanatischen Meuchlers gefallen? Doch nur einen Augenblick dauerte dies Bedenken — ein Blick noch auf das offene, hübsche Gesichtchen der zierlichen jungen Frau — und ohne weiteres Zögern stieg der muthige junge Mann die leiterartige Treppe hinan. Mit leichter Mühe erreichte er die Bodenkammer, einen hellen, reinlichen Raum, der anscheinend von einem kleinen Dachfenster, das gegen die Straße sah, sein Licht empfing. Ein anderer Zugang zu diesem Raume, als derjenige durch das Wohnzimmerchen unten und mittelst der Treppe, schien nicht vorhanden.

Mit einem Male entfuhr dem jungen Deutschen ein Ruf unwilliger Ueberraschung. Im Begriffe, den Raum, den er betreten, nach allen Seiten hin zu mustern, hatte er den Fußboden außer Acht gelassen, auf dem er stand, und war im Vorwärtsschreiten über einen harten Gegenstand gestolpert. Dieser Gegenstand erwies sich bei näherer Betrachtung als ein einläufiges, altes Jagdgewehr, und wie der Unteroffizier dasselbe anfaßte, verspürte er, daß der Lauf noch warm sei. Auch sonst fanden sich hinreichende Anzeichen, daß aus der Waffe noch vor ganz kurzer Zeit ein Schuß abgefeuert worden sein mußte.

Die erste Regung des jungen Deutschen war die des aufflammenden Zorns. Diesem Gefühle folgte aber sofort ein schmerzliches Empfinden,

das mehr Wehmuth, als aufgeregte Leidenschaft war. War es denn möglich, daß das schöne junge Weib mit den hellen, ehrlichen Augen eine Mörderin sein konnte, oder daß sie doch im Einverständniß mit dem Mörder gestanden hatte? — Und doch, es konnte ja kaum anders sein. Sie hatte das Vorhandensein einer jeden Schußwaffe in ihrem Hause frech in Abrede gestellt, und nun befand sich eine solche Waffe in einem Raume, zu dem ohne ihr Vorwissen zu gelangen eine Unmöglichkeit schien. Mit einer Art von stupidem Erstaunen betrachtete der Unteroffizier die Waffe von allen Seiten, gleich als wäre sie es, die ihm den peinlichen Zweifel lösen könnte, der seine Gedanken beschäftigte.

(Fortsetzung folgt.)

* Der Friedensgruß.

Ein Erinnerungsblatt von Amalie Marby.

(Fortsetzung.)

Ob Herr von Hartungen seine junge, schöne, geistvolle Frau wahrhaft liebte? Vielleicht geblendet von jenen äußerlich hervorstechenden Eigenschaften, hatte er auch eine gemüthvolle Seele zu finden gehofft; statt Dessen erkannte er bald das kalte, egoistische, ehrgeizig anspruchsvolle Herz seiner Gattin, und bitter enttäuscht zog er sich zurück, ohne nur den freilich fraglichen Versuch zu machen, die schlummernden warmen Herzensblüthen in ihr zu wecken. So erstarben diese ganz, eine immer größere Entfremdung trat ein. Nur vor der Welt in scheinbarer Eintracht lebend, ging im Uebrigen Jedes seinen eigenen Weg. Doch einmal durch eine besondere Veranlassung aufgeschreckt, suchte Frau von Hartungen eine innigere Annäherung zwischen sich und ihrem Gemahl herbeizuführen. Es war zu spät. Hohnvoll lachend wies Jener sie zurück und gewiß wäre jener Stunde, wo die tief verletzte, auf's Empfindlichste gekränkte Frau sich für immer von ihrem Gatten lossagte, auch die gerichtliche Scheidung gefolgt, wäre ihre Ehe kinderlos geblieben. So bildeten die beiden Knaben das lose Band, welches vor der Welt die Gatten zusammenhielt, dem Vater Ersatz gewährend für sein verfehltes Leben, der Mutter nur vermehrte Qual bereitend, indem die heiter gearteten Kinder sich in inniger Liebe dem zärtlichen Vater anschlossen; die kalte, strenge Mutter besaß kein Verständniß für die warm quellenden Kinderherzen. Sie wurde gefürchtet, nicht geliebt. Sie fühlte Dies voll tiefer Bitterkeit nur zu gut, doch statt sich selbst anzuklagen, beschuldigte sie insgeheim ihren Gemahl, ihr die Knaben entfrembet zu haben, und wandte nun die ganze Wärme, die zu empfinden ihr Herz fähig war, dem süßen kleinen Wesen zu, das allein von Allen nicht zurückschreckte vor ihrer starren Unnahbarkeit, das Stunden lang still in ihrer Nähe spielte, ohne Langeweile zu spüren, das, ja sie konnte es nicht leugnen, den einzigen Lichtpunkt in ihrem trostlos kalten Dasein bildete. Clärchen Reinick war's, ihres Portiers Töchterlein, an dem sie in einer großmüthigen Anwandlung und herablassender Laune schon Pathenstelle (des Kindes Mutter hatte überdies viele Jahre als Kammerjungfer bei Frau von Hartungen fungirt) vertreten, das sich der Neigung der strengen Frau rühmen konnte und auf seine kindliche Weise erwiederte. Georg, ihr jüngster Knabe, hatte das kleine blonde Krausköpfchen, das mit den tiefblauen Schelmenaugen und den kirschrothen Lippen in der That einem frischen Rosenknöspchen glich, voll kindlichen Entzückens einst in das Boudoir der Mutter geführt, und von Stunde an verging kein Tag, wo Clärchen nicht zur bestimmt festgesetzten Zeit ihren Besuch wiederholte. Häufiger kamen nun auch die Knaben zur Mutter, um sich, gleich dieser, zu ergötzen an den munteren Plaudereien des reizenden Mädchens oder selbst Theil zu nehmen an dem kindlich unbefangenen Spiel der Kleinen.

Eines Tages, Clärchen befand sich allein bei ihrer Gönnerin, zerbrach die Kleine in kindlichem Uebermuth ein werthvolles Spielzeug. Frau von Hartungen war darüber sehr erzürnt und verbannte zuletzt unter harten Worten die kleine Uebermüthige in eine finstere Zimmerecke, den sogenannten Schmollwinkel. Der strenge Befehl wurde unter leisem Schluchzen befolgt, doch auch dieses verstummte endlich und nun durch keinen Laut in ihrem Sinnen gestört, hatte Frau von Hartungen nicht allein den kleinen Vorfall, sondern auch Clärchens Anwesenheit ganz und gar vergessen, als plötzlich zwei weiche, volle Aermchen sich um ihren Nacken legten, ein warmer Athem ihre Wange streifte und ein zartes Stimmchen halb bittend, halb trotzig flüsterte: „Böse Frau Pathe, ich hab' Dich doch lieb!"

Die einfachen kindlichen Worte berührten das kalte Herz der Dame auf ganz wundersame Weise. Ach! ihre Knaben hatten nie in solchem Tone zum Mutterherzen gesprochen. Fast erschüttert blickte sie einen Moment in das süße

Gesicht, aus dem die großen, unschuldsvollen Kinderaugen sie schüchtern anlächelten, und dann preßte sie das liebe Geschöpf mit leidenschaftlicher Heftigkeit an sich und — weinte. (Forts. folgt.)

Mannigfaltiges.

(Opfer des Fanatismus.) Karlsruhe, 10. Mai. In unserer evangelischen Stadtkirche wickelte sich gestern eine bedauerliche Szene ab. Fast unmittelbar vor Beginn des Gottesdienstes erschien eine barmherzige Schwester des hiesigen Vinzentiushauses in der Kirche, eilte auf die Kanzel und fing hier an, auf die protestantischen Ketzer loszuschimpfen. „Ihr Hunde, ihr Ketzer, ich will euch sagen! Ihr wollt den Religionskrieg! Die katholische Kirche ist die alleinseligmachende!" Solche und noch mehr ähnliche Liebenswürdigkeiten schallten aus dem Munde der frommen Schwester. Das Ganze wirkte so überraschend, daß die meisten Anwesenden zur Kirche hinaus eilten; nur ein tapferer Bürger hatte den Muth, der Rasenden Stillschweigen zu gebieten und ihr mit dem Regenschirm von unten zu drohen: „Gehst du 'runter, D....," was aber diese nur mit neuen Schimpfreden erwiederte. Endlich kam der in der kleinen Kirche beschäftigt gewesene Meßner und machte sich ohne Weiteres daran, die Tumultuantin zu entfernen. Doch es sollte dem Manne nicht so leicht gelingen. Sie streifte ihre Aermel hinauf und empfing ihn mit derben Kopfnüssen, packte ihn an den Haaren und Ohren und kämpfte mit ihm, bis es dem starken jungen Mann, der auf der schmalen Treppe stand und sich nur mit der einen Hand wehren konnte, während er sich mit der andern an das Geländer anklammern mußte, um nicht hinabzustürzen, gelang, das rasende Weib zu fassen und es herunter zu ziehen. Zwei Polizeidiener nahmen die Unsinnige (wie sich nachträglich herausgestellt hat, Irrsinnige) in Empfang und führten sie wieder in das Vinzentiushaus ab.

Die von der Verwaltung des Germanischen Museums in Nürnberg zur Erinnerung an die Ereignisse der Jahre 1870—71 angelegte Autographensammlung hat in der letzteren Zeit manche interessante Bereicherung erfahren. Der Kronprinz des Deutschen Reiches sandte ein Blatt mit der Devise:

„Furchtlos und beharrlich."

Die Kronprinzessin wählte die Strachwitz'schen Verse:

„Daß dich Gott in Gnaden hüte,
Herzblatt du, der Weltenblüthe,
Völkerwehre,
Stern der Ehre,
Daß du strahlst von Meer zu Meere!"

Generallieutenant v. Blumenthal schrieb:

„Mit Freunden einig, fest und treu,
Vor Feinden niemals bang und scheu,
Das macht Soldaten frisch und frei."

(Schreckliche Ungewißheit.) Graf: „Mein Lieber, ich habe mit Bedauern vernommen, daß Sie einen von Ihren Zwillingsknaben verloren haben. Trösten Sie Sich, es bleibt Ihnen ja doch noch ein Sohn!" — Portier: „Ach ja, Herr Graf, traurig ist es, aber das Allerentsetzlichste dabei ist, daß wir nicht wissen, der welche von Beiden gestorben ist!" (Fl. Bl.)

Eine alte geizige Frau, die auf dem Sterbebette lag, bediente sich ihres letzten Athemzuges, um eine nur noch einen Zoll lange Kerze auszublasen, indem sie sagte: „Ach, ich kann recht gut im Dunklen sterben!"

Glauben Sie an die Unfehlbarkeit? fragte ein Bischof einen seiner Pfarrer. — Der witzige Mann antwortete: Warum soll ich denn nicht an das neue Dogma glauben? Ich glaube sogar schon an das nächste!

* Räthsel.

Du findest mich vieltausendfach
Im herrlichen Deutschen Reich;
Hier steh' fürwahr ich Keinem nach
Und schätz' mich Allen gleich;
Denn hab' ich nicht in schwerer Noth
Bewährt mich kühn und treu?
Drum als dem Muth man Kränze bot,
War jüngst ich auch dabei.
Doch zehr' allein von der Gloire
Ich wahrlich nicht; streich' nur
Mein zweites Zeichen aus — fürwahr,
Nun zeigt sich, wo Bravour
Entwickle ich schon lange gern
Und was Celebrität
Mir in den Ländern aller Herr'n
Verschafft, wo Durstwind weht. R.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 59. Mittwoch, 22. Mai 1872.

Gambetta,

Frankreichs Commis voyageur.

(Aus dem „Ulk“.)

Von Stadt zu Stadt, von Orte zieht zu Orte
Ein Reisender mit eil'gem Fuße hin,
Sein Hauptartikel nennt sich „Worte, Worte“,
Und außer Cours gesetzt erscheint der „Sinn“.
Doch rings empfängt ihn wogendes Gedränge
Und überall da findet er Gehör,
Begeistert grüßt der Gallier laute Menge
Des edlen Frankreichs commis voyageur!

Er sagt es ihnen, was ihm einst gelungen
Und was er damals glänzend sich erdacht,
Wie weit er mit den Stoffen vorgedrungen,
Die seiner Zeit er auf den Markt gebracht! —
Ja, ja, die alte Kundschaft kennt sein Zeichen,
Nicht nöthig, daß von Neuem er's beschwör',
Es lieferte en gros gewürgte Leichen
Des edlen Frankreichs commis voyageur!

Jetzt hebt er aus dem schäb'gen Probekasten
Den abgegriff'nen Fetzengram empor,
Und ob die Finger auch nur Plunder faßten,
Den Kunden kommt's wie eitel Seide vor! —
Den morschen Flickentand zerriss'ner Waare,
Den rühmt erfolgreich ihnen — o bonheur —
Als neuen Purpurmantel der Gloire
Des edlen Frankreichs commis voyageur!

Ein zweiter Griff zu einem and'ren Fache,
Zum Fache in des Probekastens Grund,
Der bringt das Lieblingsspielzeug „Rache, Rache“
Hervor an's Licht als vielbegehrten Fund! —
Die Käufer stürmen der Baracke Wände,
Als ob der Kindheit Taumel sie bethör';
Voilà messieurs — und schmunzelnd reibt die Hände
Des edlen Frankreichs commis voyageur!

Er packt den Rest der fadenschein'gen Habe
Und schnürt sein Bündel triumphirend zu,
Dann zieht er an der Lüge Wanderstabe
Hausirend weiter ohne Rast und Ruh'!
So will er hin und gönnt sich keine Pause,
Weh', wenn er eine Stunde nur verlör',
Der Reisende vom bankerotten Hause,
Des edlen Frankreichs commis voyageur!

---

* Die Opfer des Krieges.

Novelle von A. Bitter.

(Fortsetzung.)

Ein leises Geräusch weckte den Grübelnden aus seinem Nachsinnen. Wie er sich umwandte, stand Margot Jullion vor ihm. Das Gesicht der jungen Frau war zum Entsetzen bleich; mit weit vorquellenden Augen starrte sie die Mordwaffe in den Händen des feindlichen Reiters an.

„Das wäre also der Beweis zu Ihrer ehrlichen Behauptung, daß in Ihrem Hause keine Schußwaffe sich befinde, Madame!“ sagte der Deutsche in bitterem, fast drohendem Tone zu der zitternd vor ihm Stehenden. „Einen kleinen Meuchelmord hätte man allenfalls dem fanatischen Patriotismus einer Feindin noch verzeihen können; nie aber diese heuchlerisch feige Lüge.“

Da aber stürzte Margot vor dem Erzürnten nieder und hob die Hände flehend empor: „So wahr mir Gott und die Jungfrau gnädig sein werden in meiner letzten Stunde, so wahr ist es, daß ich bis auf diesen Augenblick keine Ahnung davon gehabt habe, daß eine solche Waffe sich hier oder überhaupt in meinem Hause befinde!“ rief das unglückliche Weib.

Zweifelnd schaute der Deutsche in das liebliche, jetzt aber von der Angst um's Leben entstellte Gesicht Margot's. Sie hatte die Worte

nur so hervorgestoßen mit vor Entsetzen heiser gewordener Stimme. Aber sie wandte ihr Auge nicht von dem seinigen ab, das in ihrer Seele lesen zu wollen schien.

Der Blick des Deutschen wurde etwas freundlicher. „Aber wie war es möglich, daß die Waffe ohne Ihr Vorwissen hierher kommen konnte?" fragte er noch immer mißtrauisch. „Ich möchte gern an Ihre Unschuld glauben, Madame," fügte er weicher hinzu, „denn sollte sich das Gegentheil herausstellen, so würde ich Sie wohl kaum vor der Wuth meiner Leute zu schützen vermögen."

Margot starrte eine Weile stumm vor sich hin. Schreck und Angst schienen sie ihrer Besinnung beraubt zu haben. Plötzlich aber sprang sie, wie von einem lichten Gedanken ergriffen, auf, eilte nach dem Hintergrunde des Raumes und stieß da eine Art grob gezimmerten Fensterladens auf, den der Deutsche nicht bemerkt hatte. Heller Lichtschein drang nun auch von dorther herein und ließ alle Gegenstände in doppelter Deutlichkeit erkennen. Die Fensteröffnung sah auf ein schräg von ihrer Einfassung hinweg bis fast an den Boden hinunter reichendes Schindeldach hinaus, das einen schuppenartigen Anbau des Hauses bedeckte und fast über und über mit dichtem Moos und Flechten bedeckt war. Stumm wies Margot auf einige zerstampfte Stellen und auf zwei parallel neben einander laufende Streifen auf dieser Moosdecke hin.

Der Deutsche betrachtete einen Augenblick nachdenkend diese Spuren. „Ich glaube, da wäre allerdings die Lösung des Räthsels zu finden," sagte er, ordentlich erleichtert aufathmend. „Es ist beinahe augenscheinlich, daß der Mörder über dieses Dach geklettert und durch diese Oeffnung auf den Estrich gestiegen ist. Wenigstens kann die Möglichkeit eines solchen Verfahrens nicht in Abrede gestellt werden. Aber dabei bleibt es denn sonderbar, daß er gerade Ihr Haus zu der Verübung des Attentats gewählt hat. Haben Sie denn wirklich keinen nahen Verwandten oder Freund, der sich eine solche gefährliche Vertraulichkeit erlaubt haben dürfte," setzte er lauernd hinzu.

„Nein," entgegnete Margot bestimmt. Sie hatte jetzt ihre sichere Haltung völlig wieder gewonnen und sah ihren ungebetenen Gast mit den glänzenden schwarzen Augen unbefangen an.

Der Deutsche ging einen Augenblick nachdenklich in dem Raume auf und ab. Sein Blick fiel auf eine wackelige, längliche hölzerne Bank, von sehr primitiver Konstruktion, die gerade so hingestellt war, daß sie es einem Menschen, der auf ihr gestanden hätte, ermöglichte, bequem mit halbem Leibe sich in das Mansardenfenster gegen die Straße zu legen und auf diese hinabzuschauen. Eine weitere Wahrnehmung erregte hier die Aufmerksamkeit des bedächtigen Deutschen. Auf der Bank befanden sich mehrere grüne Flecken, welche bei näherer Untersuchung unzweifelhaft als Fragmente des grünen, feuchten Mooses sich erwiesen, mit dem das Dach des Anbaues auf der Nordseite des Hauses bekleidet war. Kein Zweifel, Derjenige, der den meuchlerischen Schuß gethan, hatte sich zur Ausführung seines verbrecherischen Vorhabens dieser Bank bedient, hatte auf derselben gestanden, als er das Gewehr auf den Offizier abgefeuert.

Dem deutschen Krieger wurde ordentlich leicht um's Herz bei dieser Wahrnehmung. Für ihn selbst war sie der vollgiltigste Beweis, daß die schöne junge Französin unschuldig sei an dem beabsichtigten Morde. Gleichwohl wollte er der Pflicht gegen seine Kameraden vollständig genügen. „Ich will gestehen," sagte er, zu Margot gewendet, „daß der Verdacht, den ich einen Augenblick gegen Sie gehegt, unbegründet zu sein scheint, Madame, und ich kann Ihnen versichern, daß ich darob eine herzliche Freude empfinde. Gleichwohl aber kann ich nicht umhin, die schon einmal an Sie gerichtete Frage zu wiederholen: Haben Sie wirklich keinen Verwandten oder Freund, dem Sie so viel Deutschenhaß zutrauen könnten, sich hier eingeschlichen zu haben, um sein patriotisches Rachegefühl an uns zu kühlen?"

„Gottlob, daß ich sagen kann, nein!" entgegnete Margot fest. „Ich zähle weder Verwandte noch Bekannte unter den im Dorfe anwesend gebliebenen Männern. Hätte ich aber einen einzigen solchen, so würde ich ihn seinen Feinden nie verrathen!"

Der Deutsche schaute bei diesen Worten rasch und fast wieder irre geworden die Sprecherin an. Ihre Augen flammten, sie sah in diesem Momente stolz wie eine Heldin des Alterthums aus.

Der junge Mann schüttelte den Kopf und besann sich einen Augenblick. „Wenn Sie keine so verwegenen Freunde haben, Madame, so haben Sie vielleicht Feinde, die Ihnen gerne ein Unglück gönnen möchten," sagte er nachdenklich. Können Sie mir einige oder auch nur einen derselben nennen?"

Margot besann sich einen kurzen Augenblick. Dann sagte sie rasch: „Mein Mann und ich haben meines Wissens im ganzen Dorfe nur einen einzigen Feind."

„Und der ist?"

„Pierre Baché."

„Wer ist dieser Pierre Baché?"

„Pierre Baché ist der Polizeikommissär dieses Ortes."

„Und warum ist dieser Pierre Baché Ihr Feind?"

Margot erröthete flüchtig. „Er hat mich einst heirathen wollen," flüsterte sie verschämt.

„Und Sie haben ihm einen Korb gegeben?"

„Ich konnte ja nicht anders, weil ich doch Claude Jullion heirathen wollte."

„Nun, dagegen läßt sich freilich Nichts einwenden," entgegnete der junge Deutsche lächelnd, indem ihn gleichwohl ein ihm selbst unerklärliches Gefühl der Bitterkeit gegen den ihm gänzlich unbekannten Claude Jullion beschleichen wollte, das er aber gewaltsam niederschluckte. „Auch Das ist mir nun ganz erklärlich, daß Pierre Baché noch immer einen tüchtigen Groll gegen Sie hegt," setzte er scherzend hinzu. „Für jetzt aber leben Sie wohl, Madame!" sagte er, Margot die Hand reichend, „meine Leute erwarten mich und wir werden uns noch Einiges im Dorfe zu schaffen machen. Einen guten Rath möchte ich Ihnen aber zum Abschied noch geben. Verschließen Sie zukünftig bei vorkommenden Anlässen Ihre Bodenkammer etwas sorgfältiger. Nicht alle deutschen Unteroffiziere dürften so nachsichtige und schwache Untersuchungsrichter sein, wie Ihr gehorsamer Diener."

Mit diesen Worten grüßte der schmucke Reitersmann mit militärischem Anstande, kletterte die Leiter hinunter und begab sich wieder zu seinen Kameraden. Ohne deren fragende Blicke zu beachten, suchte er seinen Offizier auf, der sich derweilen ganz ordentlich wieder erholt hatte.

„Nun, was ist's, Wachtmeister Amstein?" rief ihm der junge Führer entgegen. „Sie haben Sich ja über Gebühr lange verweilt."

(Fortsetzung folgt.)

---

* Der Friedensgruß.

Ein Erinnerungsblatt von Amalie Marby.

(Fortsetzung.)

Viele, viele Jahre waren seit jenem Tage vergangen bis zu dieser Nacht, in der Frau von Hartungen in stummer Selbstqual in dem Erinnerungsbuche ihres Lebens blätterte; allein die kleine Szene stand plötzlich so klar und deutlich vor ihr, als wäre sie gestern geschehen; der süße, neckisch schmollende Ton, in welchem Clärchen die Worte flüsterte, tönte in ihrer Seele wider. „Böse Frau Pathe, ich hab' Dich doch lieb!" Sie glaubte wieder den warmen Kinderathem auf ihrer Wange zu fühlen und wie damals zuckte sie, von einer unnennbaren Empfindung ergriffen, zusammen, schwere Seufzer hoben ihre Brust. Sie erinnerte sich nicht, seit jener Zeit je wieder geweint zu haben, denn als Herr von Hartungen starb, feuchtete keine Wehmuthsthräne ihr Auge, löste sein Tod doch eine Fessel, die mit jedem Tage drückender geworden war. Und dann der Verlust ihrer Söhne, ach! da klagte sie in biterem Groll das Schicksal an, da linderte keine Thräne ihre namenlose Qual. Auch Clärchen Reinick konnte nie vergessen, daß Frau von Hartungen einst mit heißen Thränen ihre Stirne genetzt, mit zärtlichen Küssen ihre Lippen berührt hatte. Sie wußte, mochten alle Andern immerhin behaupten, ihre Gönnerin sei eine so eisig kalte Natur, daß ihre Nähe Frösteln verursache, daß unter dem Stolz, dem strengen Ernst ein warmes, gefühlvolles Herz sich barg; hatte sie für ihre Annahme etwa nicht den vollgiltigsten Beweis erhalten? Freilich nur ein einzig Mal, aber gerade diese einzige, im Selbstvergessen ertheilte Liebkosung kettete das junge Mädchen nur um so fester an ihre Pathe; fühlte es doch schon als Kind, daß seine Gegenwart der einsamen, in sich unbefriedigten Frau zum Troste, zur Erheiterung gereichte. Die für sie vorhandene gütige Gesinnung bekundete Jene ja auch in der sorgfältigen Erziehung, die Clärchen zu Theil wurde. Von den vorzüglichsten Lehrern unterrichtet, gewann das reizende Kind eine Bildung, welche ihre Verhältnisse weit überragte. Sie und ihre geschmeichelten Eltern übersahen, daß Frau von Hartungen nur zu eigenem Nutz und Frommen Großmuth übte und Clara's Talente gleichsam als ihr Eigenthum betrachtete. Für jede Stunde mußte Jene des Rufes gewärtig sein, vor ihrer Gönnerin zu erscheinen, durch ihre erworbenen Kenntnisse und Kunstfertigkeiten diese zu zerstreuen und zu erheitern. Und Clara Reinick folgte dem Rufe stets gern und freudig, glücklich in dem Bewußtsein, der vornehmen Gönnerin ihre vermeintliche große Schuld in etwas abtragen zu können.

Da fielen, fast gleichzeitig, Clara's Eltern einer stark grassirenden Epidemie zum Opfer. Frau von Hartungen säumte nun nicht, ihren längst beabsichtigten Plan sogleich zur Aus-

führung zu bringen. Sie nahm die unglückliche junge Weise als Gesellschafterin bei sich auf, durch diesen „edelmüthigen“ Schritt auf Clärchen's lebenslängliche Dankbarkeit hoffend, und gewiß fand sie nie Ursache zur Unzufriedenheit. Das liebenwürdige Kind lebte sichtlich nur dem Wohlbehagen ihrer Beschützerin, unter ihren gesegneten Schritten erblühte unverhofft manch stilles Freudenblümchen dem einsamen Frauenleben. Ja, unter Clärchens anmuthig holdem Walten schien endlich der bitter finstere Zug in Frau von Hartungen's Antlitz einem milderen Ausdruck zu weichen.

Mit sich und den Menschen zerfallen, hatte Frau von Hartungen schon vor vielen Jahren jeglichem Verkehr mit der großen Welt entsagt. Zu den wenigen vertrauteren Bekannten, die hin und wieder durch einen kurzen Besuch ihre tiefe Zurückgezogenheit unterbrachen, gehörte die Familie ihres Arztes, des Geheimraths von Steinbrück; die trotzdem nur lose geknüpften gegenseitigen Beziehungen, Frau von Hartungen's abstoßend kaltes Wesen begünstigte kein freundschaftliches Gefühl, schienen aber ungleich inniger werden zu wollen, als Hugo von Hartungen, ein liebenswürdiger, feingebildeter Jüngling, er hatte die Militärkarrière ergriffen und stand nun als Offizier in einer benachbarten Garnison, sich mit des Geheimraths ältester Tochter verlobte. Frau von Hartungen erklärte sich mit der Wahl ihres Sohnes zufrieden, indem Johanna außer Jugend, Schönheit und Reichthum auch vorzügliche Geistes- und Herzenseigenschaften besaß. Nun galt es, ihrem jüngsten Sohne eine ähnliche „gute Parthie“ zu sichern. Ihre Wahl fiel auf ein junges Mädchen, das an Rang und Reichthum ihrem Sohne vollständig ebenbürtig war; außerdem verbanden sich mit dem Zustandekommen dieser Verbindung besonders hochfliegende, ehrgeizige Pläne für ihres Lieblings Zukunft, und so, ohne im Geringsten an dessen Zustimmung zu zweifeln, leitete sie mit gewohnter Energie die ersten Schritte zu jenem Heirathsprojekte ein, noch bevor Georg, der nach jahrelanger Abwesenheit eben um diese Zeit in die Heimath zurückkehrte, nur eine Ahnung davon hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Verluste der süddeutschen Armeen in 1870/71.) Das „Militärwochenblatt“ gibt eine genaue Zusammenstellung der Verluste der süddeutschen Kontingente 1870—71. Darnach verlor die bayerische Armee insgesammt 747 Offiziere und 15,641 Mann; davon fielen auf der Stelle 162 Offiziere und 1597 Mann, verwundet wurden 561 Offiziere und 10,598 Mann, von denen 118 Offiziere und 1169 Mann ihren Wunden erlegen sind, in Gefangenschaft fielen 22 Offiziere und 1083 Mann und figuriren unter der Liste der Vermißten 2 Offiziere und 2363 Mann, von denen 2 Offiziere und 777 Mann nicht mehr aufgefunden wurden, somit als todt betrachtet werden können. Die Gesammtzahl der Todten des bayerischen Kontingents beträgt daher 282 Offiziere und 3543 Mann. Von den Verlusten kommen auf das 1. Korps 554 Offiziere und 12,378 Mann, auf das 2. Korps 179 Off. und 2976 M., auf die nicht im Korpsverbande stehenden Truppen 14 Off. und 285 Mann. An Pferden verlor die bayerische Armee 113 Offiziers- und 1549 Dienstpferde. Das württembergische Kontingent verlor an Todten 39 Off., 651 Mann, an Verwundeten 82 Off. und 1661 Mann, an Vermißten 142 Mann und an Gefangenen 1 Off. und 91 Mann, insgesammt 122 Off. und 2545 Mann (incl. 47 Offiziers-Aspiranten). Die Verluste des badischen Kontingents betrugen: todt 31 Off., 413 Mann, verwundet 147 Off. 2584 Mann, von denen 13 Off. 310 Mann ihren Wunden erlegen sind, und gefangen 4 Off. und 259 Mann, zusammen 182 Offiziere und 3256 Mann. Die süddeutschen Kontingente verloren insgesammt 1051 Offiziere und 21,442 Mann.

Räthsel.

Du mußt die Sprache nur versteh'n
Und ihrem feinen Wortgebilde
Ein wenig auf die Finger seh'n,
Denn Manches führt solch' Wort im Schilde!
So nennt das erste dir die Gier,
Die nie genug hat, immer schlingt,
Das zweite setzt das Bild dafür,
Was auch stets schluckt, Nichts wiederbringt.
Und weil so passend dieses Paar,
So einte sie's auf immerdar
Und hat so eng' es kopulirt,
Daß ein Mann beide Namen führt.

Auflösung des Räthsels in № 58:
Baier — Bier.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 60. Freitag, 24. Mai 1872.

* Die Opfer des Krieges.

Novelle von A. Bitter.

(Fortsetzung.)

Amstein, dessen Namen wir nun kennen, rapportirte getreulich über das ziemlich negative Resultat seiner Untersuchung und verschwieg dabei Nichts als den Umstand, wie bildhübsch die Hausmeisterin gewesen sei, die er so scharf hatte in's Gebet nehmen müssen.

„Ho, ho!“ meinte der Offizier nach kurzem Besinnen. „Mit diesem würdigen Herrn Polizeikommissär hätte ich doch gern ein wenig persönliche Rücksprache genommen. Lassen Sie doch durch ein paar unserer Leute irgend einen oder zwei der Dorfbewohner abfassen, die Ihnen und Ihren Leuten die Wohnung des wackeren Mannes zu zeigen so gefällig sein werden. Ich habe so eine Ahnung, daß dieser vortreffliche Beamte Sr. Majestät Napoleon's III. mit der Kopfnuß, die mir von jenem Fenster aus geworden, in irgend einem Zusammenhang stehen möchte. Sie verstehen mich doch, Amstein?“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant.“

Amstein grüßte militärisch und ging. Nach einer kleinen Viertelstunde kehrte er jedoch ziemlich verdrießlich zurück. Polizeikommissär Bachó hatte für gut befunden, sich vorderhand ein wenig unsichtbar zu machen.

Die Bewohner des Dorfes mußten diesen Umstand freilich mit einigen verschärften Requisitionen büßen, waren aber dennoch später froh, der schrecklichen „Prussiens“ so wohlfeilen Kaufes los geworden zu sein.

Der Reitertrupp sprengte gegen Mittag wieder in der Richtung davon, von welcher er hergekommen. Margot stand am Fenster, als die stattlichen Reitergestalten, rasch um die Ecke der Straße biegend, hinter der nun schon beinahe entblätterten Linde ihren Blicken entschwanden. Jetzt hatte sie einmal diese schrecklichen „Prussiens“ von Angesicht zu Angesicht gesehen, und wenn Das auch nicht gerade unter den angenehmsten Umständen geschehen, so wollte es doch der jungen Frau vorkommen, als müßten die Schilderungen, die sie bisher über diese Barbaren gehört hatte, denn doch etwas übertrieben gewesen sein. Besonders schien ihr der schmucke Unteroffizier, der sie so ritterlich vor seinen wüthenden Kameraden beschützt, eine so beleidigende Bezeichnung durchaus nicht zu verdienen. Wäre Der nun so ein Barbar gewesen, so würde er gewiß nicht noch vor dem Wegreiten so freundlich lächelnd und höflich nach dem Fenster hin gegrüßt haben, hinter dem sie Posto gefaßt, um dem Rückzug der Feinde bequem zusehen zu können.

Das Neujahrsfest war dieses Mal in Frankreich in sehr trüber Weise vorübergegangen, denn auch nicht eine einzige Siegesnachricht von Belang hatte kommen gewollt, um den niedergebeugten Sinn der französischen Nation wieder zu heben und neues Leben in das stockende Blut zu gießen, das sonst in so raschen Pulsen dahinfloß. Die französische Ostarmee versuchte es umsonst, von Lyon aus den eisernen Wall zu durchbrechen, den ihr der deutsche General Werder entgegengesetzt hatte. Die Kugeln und Bomben der Bayern und Preußen zerbröckelten unaufhaltsam die Wälle der fast uneinnehmbaren Festung Belfort, nahe der schweizerischen Grenze, und die noch fast hunderttausend Mann starke Armee Bourbaki's war außer Stande, dem bedrängten Platze Entsatz zu bringen. Verzweifelnd am Gelingen seiner Aufgabe hatte der Oberbefehlshaber dieser Armee Hand an sein eigenes Leben gelegt; kein Wunder also, wenn dessen Nachfolger im Oberbefehl in seinen Operationen ebensowenig glücklich war, wie sein Vor-

gänger. Wie aber hätte diese Armee auch über die tapferen und wohlgepflegten Gegner siegen sollen? Aus allen möglichen Truppenkörpern zusammengerafft, jeder ordentlichen Organisation entbehrend, zum großen Theil aus blutjungen Leuten bestehend, die noch kaum je eine Waffe zu führen verstanden hatten, schlecht, bis zur Abgerissenheit bekleidet, ohne Obdach in einer bis zur gänzlichen Erschöpfung ausgeplünderten Gegend, den Unbilden eines außerordentlich harten Winters preisgegeben, durch General Manteuffel von ihrer Rückzugslinie abgeschnitten, wurde diese Armee, die mehr nur noch Zahlen statt Menschen zu bedeuten hatte, in einer fortlaufenden Reihe von unglücklichen Gefechten dem neutralen Boden der Schweiz zugedrängt.

Es war am Morgen des 30. Januar des Jahres 1871, als in dem Grenzdorfe La Cluse eine Abtheilung von französischen Mobilen sich vom gefrorenen Boden, auf dem sie übernachtet, erhob, um wahrscheinlich noch einen letzten, nutzlosen Verzweiflungskampf mitzukämpfen. Kaum waren die vor Frost steifen Glieder der hohläugigen Männer noch fähig, den wankenden Körper zu tragen. In starre Apathie versunken, fast mit dem Ausdruck des Blödsinns in den entzündeten Augen, starrten die verkommenen Kriegergestalten in die trübe, nebelige Luft hinaus. Kein wärmendes Beiwachtfeuer war vorhanden, die starren Glieder aufzuthauen, und noch viel weniger brodelte eine Suppe über einem Funken rother Gluth. Selbst das Material zu einer magern Brodsuppe war nicht mehr vorhanden. Seit mehr denn sechsunddreißig Stunden hatten die Meisten dieser Unglücklichen kaum eine trockene Brodrinde mehr zu genießen bekommen. Dasselbe Bild des Elends boten selbst die Reit- und Zugpferde dar. Zu Hunderten hatten sich die armen Geschöpfe vor wüthendem Hunger gegenseitig die Schwänze kahl gefressen. *)

Unter diesen Gruppen wandelnder Leichen lagen, gegen den Stamm eines von den hungrigen Thieren seiner Rinde entblößten Tannenbaumes gelehnt, sich der grimmigen Kälte wegen dicht umschlungen haltend, zwei Männergestalten, die sich von ihren Unglücksgenossen durch eine bessere Bekleidung und Ausrüstung auszeichneten. Ihre blauen Blousen waren noch ziemlich ganz, und im Gegensatze zu ihren Waffengenossen, die sich in Ermangelung von Schuhen die wunden Füße mit armseligen Fetzen und Uniformresten umwickelt hatten, um sie gegen die Rauhheit des gefrorenen Bodens zu schützen, trugen die Beiden noch hohe, bis über die Kniee reichende Lederstiefeln, denen man zwar auch die Spuren mühseliger Märsche und schwerer Witterungsunbilden deutlich ansah, die aber im Vergleich zu der armseligen Fußbekleidung der Andern noch als wahre Luxusartikel hätten gelten können und wohl auch vielfach den Neid der weniger Glücklichen erregen mochten.

Der eine der beiden Schläfer war, seinem regelmäßigen martialischen, aber einnehmenden Gesichte nach zu schließen, ein Mann in den Vierzigern; stark und breitschulterig, verrieth seine Erscheinung kaum die Erschöpfung, die sich auf den bleichen Gesichtern seiner Kameraden ausprägte. Sein Genosse war weit jünger und schmächtiger, sein sonst wohl sehr hübsches Antlitz, das er seinem älteren Kameraden zugewandt hatte, zeigte aber die tiefen Falten schwerer ausgestandener Strapazen und Leiden. Der Schlaf, der bleiern auf seinen Lidern zu liegen schien, war gleichwohl kein ruhiger, denn von Zeit zu Zeit zuckten die Muskeln seines Gesichtes wie in schmerzhaftem Krampfe, wie Das wohl bei Menschen der Fall zu sein pflegt, die, von einem schweren Traume gequält, sich demselben nicht zu entringen vermögen.

Der ältere der beiden Krieger schien zuerst zu erwachen; nur ein oder zwei Mal zuckten seine etwas finster zusammengezogenen Brauen, und mit einer raschen Bewegung seiner nervigen Hand fuhr er sich über die hohe, kahle Stirne; seine Augen öffneten sich gleichzeitig, und schier mit Verwunderung schien er wahrzunehmen, daß der Tag, wenn auch trübe genug, bereits angebrochen sei.

„Nun, Das heiße ich denn doch ein Mal recht sorglos dem Tod oder der schimpflichen Gefangenschaft entgegen geschlafen,“ sagte der Mann mit bitterem Humor zu sich selber. „Ich glaube, alter Rolland, mit dir geht's zu Ende, sonst würde dich die lumpige zehnstündige Hetze von gestern nicht für volle elf Stunden auf den Boden gelegt haben. Aber mit meinem Neffen, dem armen Jungen, scheint's trotz seiner jüngeren Glieder fast noch schlimmer zu stehen. Der gute Bursche ist freilich eines solchen Lebens noch zu wenig gewohnt.“

Mit diesen Worten erhob sich der Mann zur Hälfte von seinem kalten Lager, griff dann nach seinem Tornister, der ihm während der Nacht zum Pfühle gedient, und zog eine noch bis zur Hälfte

*) Keine Uebertreibung. Der Autor ist selbst Zeuge davon gewesen.

gefüllte Flasche daraus hervor. „So ein Schluck Rum ist doch nicht zu verachten, wenn sonst gar nichts Vernünftiges mehr zu haben ist,“ sagte er dann, nicht ohne ein gewisses Empfinden von Behaglichkeit in seinem Selbstgespräche fortfahrend. „Dürfte übrigens leicht das letzte Frühstück für den da —“ er blickte auf den jugendlichen Schläfer neben sich — „abgeben. Mir ahnt, daß General Werder uns heute arg auf den Fersen sitzen wird, denn da, wo es so aussieht wie bei uns, wird's nie viel nützen, dem übermächtigen Gegner noch die Stirne zeigen zu wollen.“

(Fortsetzung folgt.)

---

* Der Friedensgruß.

Ein Erinnerungsblatt von Amalie Marby.

(Fortsetzung.)

Frau von Hartungen fand das Wesen ihres jüngsten Sohnes sehr zu dessen Vortheil verändert. Der wilde, stürmische Knabe, der nur ungern dem strengen Gebot: eine Stunde in der ihm wenig anmuthenden Gesellschaft der ernsten, schweigsamen Mutter, außer wenn Clärchen bei ihr war, zu verbringen, sich fügte, hatte sich in einen ruhig ernsten Jüngling verwandelt, dem die lang entbehrte Nähe der Mutter die innigste Befriedigung zu gewähren schien.

Jede freie Stunde brachte Georg in dem Zimmer der Mutter zu, durch heitere Gespräche, gemeinsame Lektüre oder Musik — gewöhnlich begleitete er Clärchens seelenvollen Gesang — die sonst so bleiern langsam dahin schleichenden Stunden in Minuten verwandelnd. Von dem in jeder Hinsicht aufmerksamen, liebevoll theilnehmenden Sohne durfte Frau von Hartungen also auch ein widerstandsloses Eingehen auf ihre insgeheim vorbereiteten Pläne erwarten. Endlich glaubte sie den Augenblick gekommen, Georg mit ihren Wünschen bekannt zu machen. Zu ihrem unwilligen Staunen unterbrach er sie schon nach den ersten einleitenden Worten.

„Verzeih', liebe Mutter,“ sagte er ruhig, „wenn ich jeder weiteren Erörterung durch das Geständniß zuvorkomme: in Betreff einer Lebensgefährtin bereits meine Wahl getroffen zu haben. Ich hoffe,“ fuhr er nach kurzem Schweigen, während die Mutter ihn in namenloser Ueberraschung anstarrte, bewegter fort, „Du billigst dieselbe von ganzem Herzen, da das theure Mädchen sich ja Deiner Zuneigung erfreut.“

„Ich wüßte nicht,“ versetzte Frau von Hartungen kalt, „welche von den wenigen jungen Damen meiner Bekanntschaft sich meiner Zuneigung rühmen könnte. Wen meinst Du?“

„Liebe Mutter, erräthst Du wirklich nicht, daß ich von ganzer Seele unser holdes Clärchen liebe? Wie hätte ich allein gegen ihren hohen Liebreiz, der Alle bezaubert, unempfindlich bleiben können? Du wirst dieser Liebe deinen mütterlichen Segen nicht vorenthalten,“ zitterte es in tiefer Bewegung über des Jünglings Lippen.

Frau von Hartungen war einen Moment geradezu sprachlos, aber dann übermannte sie der heftigste Zorn. Clara Reinick, ihr Geschöpf, ein Nichts, wenn sie ihre Hand von dem Proletarierkinde zurückzog, wagte es, ihre Augen zu dem Sohne ihrer Herrin zu erheben? Und dieser, verführt von dem hübschen Lärvchen, war verblendet genug, sich, seiner ganzen Familie den Schimpf anthun zu wollen, seine Hand, — ach! es war zu lächerlich albern, darüber sich zu alteriren; war sie denn nicht seine Mutter, ihn von dieser Thorheit abzuhalten? Wie wäre ihr je auch nur die leiseste Ahnung, daß die Schönheit und Anmuth ihrer Gesellschafterin dem eigenen Sohne gefährlich werden könne, in den Sinn gekommen! Es gab eine böse, böse Szene.

Aufgestachelt von den empörend harten, schwer beleidigenden Worten der Mutter, erwachte der frühere knabenhafte Trotz in leidenschaftlicher Stärke in des Jünglings Brust. Doch der Gedanke an das theure Mädchen, dessen Gegenliebe — erst seit zwei Tagen besaß er darüber Gewißheit — ihn beseligte, gebot ihm Mäßigung. Um es nicht zum Aeußersten kommen zu lassen, stürmte er in schmerzlichster Aufregung aus dem Zimmer und dem Hause, in stundenlangem, ziellosem Umherschweifen einen festen Plan für Das, was nun zunächst geschehen müsse, zu fassen. Ein nutzloses Beginnen! Denn als er, zu festem Entschluß gelangt, nach Hause zurückkehrte und die Geliebte zu sprechen begehrte, theilte ihm die alte Sophie weinend mit, daß zwischen ihrer Herrin und Clärchen ein heftiger Wortwechsel stattgefunden und darauf das arme Mädchen ihre geringen Habseligkeiten zusammengepackt und das Haus, worinnen sie geboren und erzogen worden, unter heißen Thränen verlassen habe.

Von seiner Mutter aus dem Hause gestoßen! Georg war außer sich. „Um Gotteswillen, Sophie, sprechen Sie!“ flüsterte er angstvoll, „wohin hat Clara sich gewendet? Haben Sie mir keinen Gruß, keine Botschaft auszurichten?“

„Ach Gott, Herr Assessor," schluchzte Sophie, „das arme, liebe Kind wußte sicherlich selbst noch nicht, wo es sein Haupt hinlegen sollte für diese Nacht! Wer hätte Das je gedacht! So schimpflich fort — nun, ja! Das sollte ich Ihnen sagen: Sie sollen ihr den großen Schmerz vergeben und vor Allem die gnädige Frau zu versöhnen suchen, und nie auch nur den geringsten Versuch machen, ihren Aufenthalt zu erforschen. Sie möchten denken, sie wäre gestorben. Sie weinte dabei, als wollte ihr armes Herz wirklich brechen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine der originellsten Wetten, die jemals, und zwar schon vor 10 Jahren, geschlossen wurde, ist in diesen Tagen zum Austrag gebracht worden. Bei der am 6. Dez. 1861 stattgehabten Wahl des preußischen Abgeordnetenhauses, welches hinterher, und zwar am 11. März 1862, wieder aufgelöst wurde, wählte der 5. Arnsberger Wahlbezirk — Bochum-Dortmund — zum ersten Mal Hrn. Dr. Becker, der von seinen politischen Gegnern als „Rother" viel gefürchtet ist, zu seinem Vertreter. Einer seiner zahlreichen Verehrer bot bei dieser Gelegenheit den Bekämpfern der Becker'schen Wahl die Wette an, daß Becker's Verdienste nach etwa 10 Jahren selbst vom König anerkannt werden würden, und zwar durch dessen Berufung in das Herrenhaus. Man lachte und schloß um einen Anker rheinischer Trauben die Wette. Regelmäßig bei den darauffolgenden Wahlen, in den Jahren 1862, 63, 66, 67 und 1870, in denen Dr. Becker mit immer größer werdenden Majoritäten wiedergewählt wurde, erinnerten sich noch beide Parteien, die bezüglich der Wahl Becker's längst zusammengewachsen, — der originellen Wette. Das Dezennium war soeben geschlossen, da erfolgte die Wahl Dr. Becker's, der einstweilen auch Bürgermeister von Dortmund geworden war, in das Herrenhaus und die Bestätigung dieser Wahl durch den König. Die Wette war somit gewonnen und fand kürzlich die Auseinandersetzung der Parteien, unter zahlreicher Vorladung und Betheiligung von Urzeugen, in höchst gemüthlicher und heiterer Weise statt. Daß es dabei nicht an launigen Trinksprüchen auf den „Pair" von Preußen und den „Maire" von Dortmund fehlte, brauchen wir wohl nicht zu versichern.

„Wie hoch kommt das Holz?" fragte ein Vorübergehender einen Bürger, vor dessen Hause sehr gutes Holz lag. — „Drei Treppen hoch," war die Antwort.

Schwäbische Kunde.

Als Straßburg's Universität
Ward eingeweiht, saß Abends spät
In der Tavern' zur Kneiperei
Noch eine lust'ge Kumpanei.
Sie waren gar recht kreuzvergnügt,
Wie es im deutschen Blute liegt,
Wenn man im Kreis auf Du und Du
Sein Gläschen trinkt mit Herzensruh'.
Vom Vaterlande sprachen sie,
Das jetzt erblühte wie noch nie,
Und stießen darauf alle Mann
Gar herzlich mit den Gläsern an.
Drob ärgert sich der Franzen Schaar,
Die auch in der Taverne war.
Weil, wie bekannt, das wälsche Maul
Im Phrasendrechseln niemals faul,
So kam es bald zur Stichelei,
Zur Tavernakler Prügelei.
Die Deutschen hörten ruhig zu,
War's auch just nicht nach ihrem Gout.
Doch den Franzosen schwoll der Kamm,
Sie saßen ja am Tisch vom Stamm;
Sie übertrafen auch an Zahl
Die deutschen Trinker wohl zwei Mal.
Da endlich tönt's aus deutschen Reih'n:
"Da schlag' ein Donnerwetter d'rein!"
Ein Bierglas fährt schnell wie der Blitz
Hinein dort in den Prahlhanssitz.
Französlein flohen voller Graus
Direkt zum Fenster gleich hinaus.
Der Werfer lachte grimmig drein:
„Ich müßt' kein Württemberger sein!"
Und als man nun von ihm begehrt,
Wer solche Streich' ihn hätt' gelehrt,
Bedacht' der Held sich nicht zu lang:
„Die Streiche sind bei uns im Schwang,
Sie sind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt sie halt nur **Schwabenstreiche**!"

Auflösung des Räthsels in № 59:

Geizhals.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 61. Montag, 27. Mai 1872.

* Die Opfer des Krieges.

Novelle von A. Bitter.

(Fortsetzung.)

Der Sprecher that noch einen leichten Zug aus der Flasche und fuhr dann mit der rechten Hand leicht dem noch schlafenden Genossen über die frühzeitig gefurchte Stirne. „Wach' auf, Claude," sagte er mit väterlich mildem Tone. „Es ist heller Morgen, so hell nämlich, als es in dieser wilden Gegend und in dieser gräulichen Jahreszeit scheint werden zu können. Ermuntere Dich, mein Junge, gönne dem Feinde die Ehre nicht, Dir die Reveille zu schlagen!"

Claude fuhr in die Höhe und rieb sich, noch halb in seinem Träumen befangen, den Schlaf aus den Augen. Es dauerte ein Weilchen, bis er sich ganz zu ermuntern und seinen Ohm zu erkennen vermochte. Dieser hielt dem Neffen die Rumflasche hin. „Nimm einen guten Schluck, mein Junge, Das wird Dir die steifen Glieder wieder ein wenig aufthauen. 's ist freilich leider nur ein flüssiges Dejeuner, das Gabelfrühstück werden uns wahrscheinlich später die Herren Deutschen serviren, und ich glaube, wir werden darauf keineswegs gar zu lange zu warten haben."

Claude beschaute einen Moment mit großen Augen die ihm hingehaltene Flasche. „Aber, Onkel," sagte er ganz verwundert, „wie bist Du nur auch wieder zu dem Labsal gekommen? Als wir gestern Abend müde, halb zu Tode gehetzt hier ankamen, glaubte ich, es wäre bei unserer ganzen Truppe keine trockene Brodrinde, geschweige denn gar ein Schluck Branntwein mehr aufzutreiben, selbst wenn man das Zeug mit Gold hätte aufwiegen wollen."

Rolland lachte fast heiter. „Du bedenkst nicht, mein Junge, daß ich meine Lehrzeit bei den Beduinen und Kabylen gemacht habe. Da lernte man eben das Unmögliche möglich machen. Die Noth, die eiserne Noth lehrt eben nicht nur beten, sondern auch hin und wieder ein wenig stehlen, selbst da noch zu stehlen, wo anscheinend gar Nichts mehr zu holen ist. Ich habe aber keine Zeit, Dir zu erzählen, wie ich mir meine alten Erfahrungen bei Erwerbung dieser Flasche Rum zu Nutze gemacht. Sei froh, daß der Labetrunk da ist, und laß Dir über die Art und Weise, wie er in meinen Besitz gelangt, keine grauen Haare wachsen. Greif' zu und laß es Dir munden, ohne Gewissensbisse und Sparsamkeitsrücksichten. Wer weiß, ob nicht bald eine boshafte deutsche Kugel noch vor Abend in den Rest hineinschlägt, den wir übrig lassen, oder wer, wenn Das nicht geschieht, uns beerben wird!"

„Darüber, lieber Onkel, mach' ich mir wahrhaftig keine schweren Gedanken mehr," entgegnete Claude, die Flasche an den Mund setzend und einen langen, langen Zug thuend. „Zehn Mal lieber will ich mich baldmöglichst beerben lassen, als solch' ein Hundeleben auch nur für ein paar Tage lang länger fortleben."

„Nun, lange wird das Ding nicht mehr dauern können. Wir sind dicht bis an die schweizerische Grenze hingedrängt. Wieder vorgehen zu wollen, schiene mir, so wie die Sachen stehen, eine That des Wahnsinns zu sein. Uns bleibt keine Wahl, als uns von den Deutschen niedermetzeln oder, auf den Boden der neutralen Schweiz übertretend, uns entwaffnen zu lassen. Ich denke, General Clinchant wird das Letztere wählen, um die Armee zu erhalten. — Aber horch! Da brummen ja schon wieder die Kanonen; der Feind ist nicht säumig mit seinem Morgengruß. Flink, Claude, noch einen Schluck und dann vorwärts in Reih' und Glied, wenn nämlich bei uns von Reih' und Glied noch die Rede sein kann."

Die beiden Männer eilten auf ihren Posten, während wirklich von fernher das dumpfe Krachen des groben Geschützes den Angriff des unermüdlichen Feindes auf die Nachhut der Franzosen verkündigte.

Hinter dem Baumstamme, bei dem die Männer gelegen, trat jetzt eine hohläugige Männergestalt hervor, welche die Beiden während ihrer Unterredung belauscht zu haben schien. Der Mann war in die Uniform der Mobilen gekleidet; sein sonnengebräuntes Gesicht sah verwettert und runzelvoll aus, und der mächtige Schnurrbart hing ihm verwahrlost über Lippen und Kinn herunter.

„Die Schufte haben noch Branntwein!" knirschte der bei aller Verwitterung immer noch den strammen, ehemaligen gedienten Soldaten verrathende Mann. „Branntwein in Hülle und Fülle, während dir, Pierre Baché, seit zwei Mal vierundzwanzig Stunden Nichts über die Lippen gekommen ist, als etwas Schneewasser aus einer Pfütze. Ueberall geht's diesem verwünschten Gelbschnabel, dem Claude, besser als dir. Die Margot hat er dir vor dem Munde weggeschnappt, und was hat dir der Streich genützt, dem du ihm mit dem Schuß auf den deutschen Offizier zu spielen gedachtest? Hat man denn der Margot dafür etwa den rothen Hahn auf's Dach gesetzt? Warum nicht gar! Dazu waren diese deutschen Barbaren viel zu galant. Teufel, es war hohe Zeit, daß ich aus dem Dorfe weg und zur Armee kam, die Tölpel von Bauern hätten trotz ihrer Dummheit eben doch Lunte gerochen und würden dich zum Danke für die scharfe Requisition, die du ihnen aufgesalzen, vielleicht an den ersten besten Baum aufgehängt haben. Aber wartet nur, Meister Rolland und Claude Jullion, die Zeit der Abrechnung zwischen euch und mir kommt doch noch einmal, nur vielleicht früher, als ihr es denkt."

Pierre Baché griff nach seiner Büchse, die er während seines Monologs an den Baumstamm gelehnt hatte, und entfernte sich, um zu seiner Truppe zu gelangen.

Der neunundzwanzigste Januar entschied das Schicksal der sogenannten französischen Ostarmee. Von den nachrückenden Deutschen in die unwirthbaren Grenzschluchten hineingedrängt, von allen ihren Verbindungen mit dem Innern des Landes abgeschnitten, blieb ihr nichts Anderes übrig, als deutsche Gefangenschaft oder Uebertritt auf den neutralen Boden der Schweiz. Die Wahl, wenn auch für jeden ehrenhaften Franzosen eine schmerzliche, konnte demnach keine schwierige sein. Von einem Massenkampfe konnte heute schon keine Rede mehr sein. Nur die Brigaden der Nachhut stellten sich noch den siegenden Feinden entgegen, um den Rückzug des trümmerhaften gros de l'armée zu decken, die sich in wilder Verwirrung nach der Schweizergrenze hindrängte.

Es war am Nachmittag dieses denkwürdigen Tages, daß ein Trupp glänzender Reiter die Schweizergrenze überschritt. Der erste Blick verrieth den schweizerischen Scharfschützen, die da im fußtiefen Schnee auf Vorposten standen, daß es eine vornehme Reiterschaar sei, die sich ihnen nähere. Ueber die friedliche Absicht der Reiter konnte übrigens kein Zweifel obwalten, denn so wie sie der schweizerischen Vorposten ansichtig wurden, entfaltete einer der Vordersten eine kleine weiße Fahne. Auf den Anruf der Schweizer machte der Trupp augenblicklich Halt. Ein stattlicher, bejahrter Mann in kostbarem Pelzrock, unter dem die mit einer Unzahl blitzender Orden bedeckte blaue, reichgestickte Uniform hervorschaute, ritt allein vor und salutirte mit leichter Höflichkeit den jungen Offizier, der an ihn herantrat.

„Wir sind Franzosen, mein Herr," sagte der Besternte mit düsterer Miene und ohne eine Anrede abzuwarten. „Würden Sie wohl die Güte haben, dem Höchstkommandirenden unter den schweizerischen Offizieren, die sich hier befinden, die Meldung machen zu lassen, daß General Clinchant, Oberkommandant der französischen Ostarmee, ihn um eine Unterredung bitten lasse?"

„Ihrem Wunsche soll unverzüglich willfahrt werden, Herr General," erwiederte der junge Schweizeroffizier in geläufigem Französisch. „Bitte nur, sich einen Augenblick gedulden zu wollen."

Der französische Obergeneral verbeugte sich leicht und die Offiziere seiner Begleitung begannen mit besorgten, düsteren Mienen die tief verschneite, unwirthliche Gegend zu betrachten, deren Höhenzüge, nur mit finsteren Tannen bewachsen, der ganzen Landschaft einen fast trostlosen Anblick verliehen, während von den Schornsteinen des nicht weit entfernten Dorfes Verrières leichte Rauchwolken sich emporkräuselten.

Die Franzosen brauchten nicht lange zu warten. Nach wenigen Minuten schon kamen, in schlichte Reitersmäntel gehüllt, zwei schweizerische Stabsoffiziere daher geritten. Ihre Distinktionszeichen waren durch die Mäntel verhüllt, und so ließ sich der Rang der Nahenden nicht errathen. Derjenige, der sich dem Offizier des Vorpostens als General Clinchant zu erkennen gegeben, hatte übrigens nur einen kurzen Blick auf den einen

der Reiter, einen schönen, stattlichen Mann in den besten Jahren, und auf den kleinen weißen Federbusch geworfen, der dessen kleines Hütchen schmückte, als er sein Pferd den Druck der Schenkel fühlen ließ, ein paar Schritte weit in kurzem Trabe den Nahenden entgegenritt und, bei denselben ankommend, seinen Araber parirte und mit echt französischer Höflichkeit sich aus dem Sattel schwang.

Die Schweizeroffiziere thaten Dasselbe.

„Herr General en chef," sagte der Franzose, seine leichte goldbortirte Mütze lüftend und dem Manne mit dem weißen Federbusche die Hand zum Gruße reichend, „Sie erweisen dem geschlagenen Truppenführer, den das Mißgeschick zwingt, die gastliche Schweiz um ein Asyl zu bitten, die Ehre Ihres persönlichen Empfanges."

(Fortsetzung folgt.)

* Der Friedensgruß.

Ein Erinnerungsblatt von Amalie Marby.

(Fortsetzung.)

Georg lehnte einen Moment an der Wand, wie betäubt. Aber dann trat er mit zornblitzenden Augen bei der Mutter ein. Ihrem Hochmuth gegenüber, der sie zur grausamsten Härte trieb gegen das lieblichste, unschuldsvolle Wesen, dem sie das Glück des eigenen Sohnes mitleidslos opferte, schwand jede Schranke kindlicher Zurückhaltung und Ehrerbietung. Harte Worte fielen hüben und drüben; je kälter Frau von Hartungen wurde, in ihrem Sohn einen Wahnwitzigen sehend, desto höher brauste die in ihren heiligsten Gefühlen gekränkte, leidenschaftlich erregte Jünglingsseele über. Und Nichts geschah, weder durch Wort noch Miene, den in ihm entfesselten Sturm zu besänftigen. So war denn des schlimmen Auftritts Folge, daß noch vor Anbruch der Nacht Georg dem elterlichen Hause freiwillig den Rücken wandte; damit war der Bruch zwischen Mutter und Kind vollständig.

Vergebens suchten Hugo von Hartungen, empört über die hartherzige Handlungsweise der Mutter, und der Geheimrath zu beschwichtigen und zu vermitteln; alle ihre Bemühungen scheiterten an dem hartnäckigen Ingrimm der Einen und dem Schmerz des Andern. Georg litt unsagbar. Woche auf Woche war bereits vergangen und trotz unablässigen Forschens noch keine Spur von der Geliebten. Da, eines Mittags, als er, müde gehetzt von vergeblichem Suchen, in einem unscheinbaren Restaurant eine kleine Erquickung zu sich nahm und sein Blick zufällig das gegenüberliegende Gebäude streifte, zuckte er plötzlich zusammen. Schaute er ein Trugbild? Seine Hand glitt hastig über Stirn und Augen, das süße, bleiche Mädchengesicht dort am Fenster war nicht verschwunden, träumerisch blickte es auf die menschenleere Straße. Fast trunken vor Freude stürzte der junge Mann davon und stand nach wenigen Sekunden athemlos, keines Wortes mächtig, mit weit ausgebreiteten Armen, vor dem theuren Mädchen, das in dem Wahn, er komme in dem Namen der versöhnten Mutter, sich mit lautem Jubelschrei an seine Brust warf. Seine halben Worte, seine schmerzvollen Ausrufe und zärtlichen Vorwürfe rissen sie schnell aus ihrem Irrthum. Da wich der Ausdruck seligsten Glückes in ihrem schönen Gesicht einer bodenlosen Traurigkeit; sie entwand sich hastig seinen Armen und forderte seine Entfernung. Georg von Hartungen freilich war nicht geneigt, ihr zu willfahren. Er beschwor sie in den leidenschaftlichsten Worten und Tönen, ihm binnen Kurzem angehören zu wollen als sein geliebtes, treues Weib. War er nicht mündig, von dem Willen der Mutter gänzlich unabhängig? Nun er sie gefunden, stand Nichts ihrer Verbindung entgegen; kommt ihre Liebe nur annähernd der seinen gleich, dann kann sie nicht zögern, seine Wünsche zu erhören. Er wollte sie auf's Neue an sich ziehen, allein Clara wich zurück. Mit fester Entschiedenheit wies sie jede Zumuthung an eine Verbindung zurück, welche von dem Fluche der Mutter bedroht wurde.

„Wie könnte auf einer solchen Ehe Glück ruhen?" schloß sie bewegt. „Darum laß uns scheiden für immer! So Du mir und Dir Frieden geben willst, dürfen unsere Wege sich nicht wieder kreuzen. Lebe wohl, Georg!"

Sie reichte ihm die Hand, er ergriff sie nicht. „Ich lasse Dich nimmermehr," entgegnete er trotzig. „Soll ich Dich nur gefunden haben, um Dich im nächsten Augenblick ewig zu verlieren? Dieser eine selige Moment wiegt nicht die Schmerzen eines ganzen Lebens auf. Sei barmherzig, Clärchen! Verbanne mich nicht aus Deiner Nähe, gönne mir das Glück, Dich täglich zu sehen und zu sprechen, bis endlich das harte Mutterherz sich erweicht!"

„Georg, höre mich ruhig an!" bat Clara schmerzbewegt. „Ich habe Deiner Mutter geschworen, Dich nicht wieder zu sehen. Hätte sie nun nicht ein Recht, gering und verächtlich über mich zu denken, wenn ich Deinen Bitten Gehör

schenkte? Auf solchem Wege gewinnen wir nimmer ihre Einwilligung, nur wenn Du mir die einst bringst, steht Dir der Weg über diese Schwelle frei. Bis dahin laß uns scheiden, wäre es selbst für immer. Jede fernere Annäherung Deinerseits würde mich zwingen, dies ruhige Asyl zu verlassen. Und noch Eins, Georg! Um Deinetwillen darf ich nicht dulden, daß auch nur der leiseste böse Hauch meinen Ruf trübt. Möchtest Du ihn selbst untergraben, des eigenen Ausspruchs vergessend, daß der Ruf des Weibes, welches Du Deiner Liebe würdigst, rein und fleckenlos sein muß wie blank geschliffener Stahl?!"

Georgs Augen zuckten. „Blank geschliffener Stahl! Das Stichwort der Zeit!" wiederholte er düster. „Wohlan, so sei es denn! Die nächste Stunde soll schon über unser Schicksal entscheiden. Entweder willigt meine Mutter in unsere Vermählung, oder ich ergreife freiwillig das Schwert für Deutschlands Freiheit, hoffentlich findet sich dann wohl eine mitleidige fränkische Kugel für das arme wunde Herz. O du grausames, theures Mädchen, ermiß meine Liebe zu Dir, meine Verzweiflung über Deinen Verlust, daß ich darüber bisher taub blieb gegen den Ruf unseres theuren Vaterlandes! Du wirst mich nun nicht zurückweisen, wenn ich wiederkehre? Erst nach Hause und dann —"

„Wie es Gott will!" fiel Clara ernst ein.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Eine gefährliche Erzieherin.) Aus Colmar wird mitgetheilt: „Eine reiche Familie der Umgegend Colmars hatte vor vierzehn Tagen eine aus der Schweiz stammende Erzieherin engagirt, welche die spezielle Aufsicht über einen netten, lebhaften kleinen Jungen und ein munteres kleines Mädchen führen sollte. Vom Tage ihres Eintrittes an wurden die beiden Kinder, die sich bisher einer ausgezeichneten Gesundheit erfreut hatten, kränklich und verloren den Appetit. Man ließ den Arzt rufen, aber umsonst, das Uebel nahm mit jedem Tage zu. Man ließ von kompetenten Leuten das Haus untersuchen, um festzustellen, ob das Zimmer, wo die Kinder schliefen, der Gesundheit nicht nachtheilig sei. Dieselben erklärten, Nichts gefunden zu haben, riethen jedoch zu einer Luft- und Ortsveränderung. Man befolgte diesen Rath; die Eltern wechselten sogar ihren Metzger, Bäcker, kurz, alle Lieferanten. Doch das Uebel hob sich nicht. Endlich entschloß sich der Vater, das Zimmer der Wärterin zu durchsuchen; er entdeckte dort mehrere Schachteln, welche Farbstoffe enthielten, und nachdem er das kokette, übrigens brave Mädchen über deren Zweck befragt, erklärte sie, daß sie sich des Morgens und manchmal des Nachmittags schminke. Unser reicher Mitbürger begab sich sofort zu einem Apotheker und ließ die farbigen Pulver analysiren. Es stellte sich heraus, daß dieselben ein heftiges Gift enthielten, welches die Kinder, wenn sie des Morgens ihre Bonne küßten, einathmeten. Herr X. hat diese nette, etwas zu kokette Bonne sofort weggeschickt; doch hegt man immer noch ernstliche Besorgnisse in Betreff der Gesundheit der kleinen Opfer der übergroßen Zärtlichkeit für ihre neue, aber gefährliche Schweizer-Gouvernante."

Kraft des Lebens.

Verkehrt den Keim nach unten liegt im Beet
Ein Samenkorn, das sich beginnt zu regen.
Nach unten wächst der Keim, bald aber dreht
Er aufwärts sich und strebt dem Licht entgegen.
So läßt lebend'ge Kraft sich irren nicht,
Nicht sich durch finstre Mächte binden.
Was tief im Innern Sehnsucht trägt zum Licht,
Weiß auch den Weg zum Licht zu finden.

Charade.

Hab' ich weh' dir gethan,
Ganz wider Willen,
Biet' ich die zwei Ersten dir an:
Du woll'st sie erfüllen!

Schon lang ist mein Herze
Die Dritte nicht mehr;
Dir bring' ich's im Schmerze:
O gib ihm Gehör!

Nicht weis' es zurück
Durch der Vierten Gebot:
Ein Ja ist mein Glück,
Verneinung mein Tod.

Du reichst mir das Ganze
Mit schüchternem Blick.
O wonniges Ganze!
Wie fass' ich mein Glück! (Schw. B.)

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 62. Mittwoch, 29. Mai 1872.

* Die Opfer des Krieges.

Novelle von A. Bitter.

(Fortsetzung.)

General Hans Herzog erwiederte mit schlichtem Händedruck den Gruß des französischen Heerführers. „Die Schweiz grüßt durch meinen Mund das unverdiente Unglück, Herr Obergeneral," sagte er mit einfacher Herzlichkeit. „So sehr mich die Ehre freut, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, so sehr bedauere ich es, daß Dieses nicht bei einem andern, für Sie weniger schmerzlichen Anlaß hat geschehen können."

Ueber das Gesicht des Franken flog ein schmerzlicher Zug. Doch er beherrschte seine Gefühle schnell. „Ich danke Ihnen für dieses Wort, Herr General," sagte er nicht ohne Bewegung. „Ich habe Sie um eine Unterredung bitten lassen, wollen Sie mir dieselbe gewähren?"

„Ich darf nicht sagen, mit Vergnügen, General. Doch hier außen ist's etwas rauh und kalt. Wollen Sie mir die Ehre erweisen, mich mit Ihrer Suite nach meinem Hauptquartier dort im Dorfe zu begleiten und mit meiner Gastfreundschaft, so wie solche unter den obwaltenden Verhältnissen geboten werden kann, fürlieb zu nehmen."

General Clinchant verbeugte sich dankend; die Herren stiegen wieder zu Pferde. Die schweizerischen Offiziere nahmen den geschlagenen französischen Heerführer mit höflicher Artigkeit in die Mitte, die Suite des Letzteren folgte, und in raschem Trabe ging's dem nahen Dorfe zu.

Eine kurze Stunde nur dauerte im schweizerischen Hauptquartier die Unterredung der beiden Generale, in welcher die Bedingungen vereinbart wurden, unter denen des folgenden Tages die französische Ostarmee nach vorhergehender Entwaffnung auf das neutrale Gebiet der kleinen Schweiz übertreten und nach dem Innern derselben dirigirt werden sollte. Dann ritten, von einem Detachement schweizerischer reitender Jäger eskortirt, die französischen Gäste in scharfem Galopp wieder über die Grenze zurück, um des folgenden Tages in Begleitung von den noch vierundachtzigtausend Mann zählenden Trümmern der Ostarmee zurückzukehren.

Trübe, nebelig, widerwärtig, wie eine Menge seiner Vorgänger, dämmerte der Morgen des 1. Februar 1871 über den melancholischen Höhenzügen des Jura auf, und schon mit dieser fahlen Dämmerung begann wieder das grause Spiel des Mordens. In wildem, tollem Wirrwarr suchte das Gros der französischen Ostarmee den neutralen Boden der Schweiz zu erreichen, während die Brigaden der Nachhut im tapfern Kampfe gegen den nachdringenden, nicht weniger tapfern Feind auf Nichts weiter mehr Bedacht nehmen konnten, als den Rückzug der schon in wilder Auflösung begriffenen Armee zu decken und dieselbe gegen vollständige Vernichtung zu schützen.

Ein zerstreuter Trupp erschöpfter, bis zu einem Bilde des Jammers abgerissener französischer Mobilen schleppte sich mühsam, meist mit nackten, wunden Füßen, aus deren Sohlen das Blut träufelte, der Schweizergrenze zu. Unter diesem Trupp befanden sich Rolland und Claude. Der ehemalige afrikanische Soldat gab sich immer noch sichtliche Mühe, eine stramme, ungebeugte Haltung zu bewahren, während er seinen jüngeren Genossen, der jeden Augenblick einzusinken drohte, mit dem einen Arme stützte und die andere Hand noch fest und trotzig die Büchse festhielt.

Es war während der Nacht so halbes Thauwetter eingefallen; die tiefe Schneedecke, mit welcher der unebene Boden bedeckt war, war jetzt erweicht und ließ Roß und Mann fast bis an die Weichen in ihre schlüpfrige Masse einsinken. Ein Vor-

wärtskommen gehörte da zu einer fast unmöglichen Aufgabe für die zum Tode erschöpften, von Hunger gepeinigten Krieger, und dennoch vorwärts mußten sie, denn hinter ihnen drohte unerbittlich schmähliche Gefangenschaft oder Tod.

„Laß mich liegen, Onkel Rolland,“ stöhnte Claude Jullion, nach einer letzten, schier übermenschlichen Anstrengung, sich aufrecht zu erhalten, matt auf ein Knie niedersinkend. „Laß mich liegen, Onkel, und rette Dich selbst. Ich kann nicht mehr, und will lieber hier auf dem Flecke mich tödten lassen, als nur noch zehn Schritte mich weiter schleppen.“

Rolland wollte indeß von so Etwas Nichts hören. Wie zu einem letzten, bis auf's Aeußerste aufgesparten Mittel greifend, zog er die jetzt so ziemlich bis auf den letzten Viertheil geleerte Rumflasche aus dem Tornister und hielt sie dem verzweifelnden Neffen an den Mund. „Trink', mein Junge, trink',“ sagte er, mitleidig drängend. „Da ist noch Oel, um Dein Gehwerk für einen Moment wieder geschmeidig zu machen. Aushalten, heißt's heute, und nicht zusammenknicken wie ein schwaches, zaghaftes Weib! Muth, Junge, in einer Viertelstunde ist die Schweizergrenze erreicht, und haben wir die einmal überschritten, so können wir gemächlich von unseren Strapazen ausruhen!“

In diesem Augenblicke krachte in kleiner Entfernung hinter den beiden treuen Kampfgenossen ein vereinzelter Schuß.

„Mille tonnères!“ fluchte Rolland, „was soll Das heißen? Das kommt nicht von den Preußen!“ Wie er Dieses sagte, fing der alternde Mann an, wie ein Trunkener zu taumeln. Er fühlte sich in den Rücken getroffen; aber mit eiserner Willenskraft hielt er sich auf den Beinen und wandte sich herum, um nach dem meuchlerischen Schützen zu spähen. Mit einer gedankenschnellen Bewegung riß er sein Gewehr an die Backe — der Schuß knallte und ein geller Aufschrei antwortete ihm, als wär's sein Echo.

„Ho, ho, Pierre Baché!“ murmelte Rolland triumphirend, „Das heißt man schnell seine Rechnung wett machen, nicht wahr? Claude, mein Junge, jetzt kann ich Dir auch nicht mehr weiter helfen,“ setzte er, langsam sich auf die Kniee niederlassend, mit seltsam heiserer Stimme hinzu. „Mit mir ist's aus; der Schurke hat zu gut getroffen, obschon es wahrscheinlich eher Dir als mir gegolten. Mach', daß Du weiter kommst, mein armer Bursche, das Gebrumme der Kanonen hinter uns wird immer unheimlicher. Reich' mir die Hand, mein Knabe, es ist für's letzte Mal!“

Claude hatte in seiner Erschöpfung von dem ganzen blutigen Vorgang kaum Etwas bemerkt. Seine Kräfte hatten ihn so sehr verlassen, daß sein Zustand an Stumpfsinn grenzte. Erst jetzt schaute er aufmerksam in das allmälig erbleichende Antlitz seines väterlichen Beschützers und bemerkte den Blutstrom, der aus dessen Schulter rieselnd den Schnee färbte.

Mit einem wilden Aufschrei des Jammers wollte er sich über seinen Freund werfen. Rolland aber wies den Jammernden mit einer letzten, energischen Bewegung der Hand zurück. „Mach', daß Du fortkommst,“ sagte er mit brechender Stimme; „grüß' mir unsere Weiber und die Kleinen, wenn Du je mit ihnen wieder zusammenkommst. — Vor Allem aber vergiß nicht, meine Börse zu Dir zu nehmen; sie kann Dir und Deinen Kameraden drüben in der Schweiz von Nutzen sein.“ Die Züge des Sterbenden verdunkelten sich; ein Ausdruck des Schmerzes und des Zornes trat auf denselben hervor. „Das war noch das Härteste von Allem,“ stöhnte er mit schon brechenden Blicken, „nicht sterben zu können von der ehrlichen Kugel eines Feindes im ehrlichen Kampfe, sondern verenden zu müssen an dem meuchlerischen Schusse eines Schuftes, der den französischen Namen schändet!“

Das waren Rolland's letzte Worte. Lang streckte er sich aus und seine Augen brachen, ohne daß ein hörbarer Seufzer sich seinen erbleichenden Lippen entrungen hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Aufbewahren des Stalldüngers.

(Von Edmund List, Lehrer der Chemie an der Gewerbschule in Neustadt a. d. H.)

Bekanntlich nehmen die Pflanzen von dem Augenblicke an, in welchem die grünen Blätter entwickelt werden, die gelösten Nährstoffe aus dem Boden auf.

Die zum Theil äußerst spärlich in der Ackererde vorkommenden Körper, besonders das Kali und die Phosphorsäure, haben die wichtige Aufgabe, die eigenthümlichen Lebenserscheinungen der pflanzlichen und thierischen Zelle hervorzurufen und zu unterhalten.

Es ist nachgewiesen, daß das Kali auf die Produktion von Zucker und Stärkemehl, die Phosphorsäure auf die von Eiweiß von eminentem Einflusse ist. Wissen wir doch auch aus der Praxis, daß die Pflanzen, die Stärkemehl und

Zucker bilden, Holzasche und andere kalireiche Dünger lieben und daß beim Anbau von Kartoffeln, Zuckerrüben 2c. dieselben von entschiedenem Vortheile sind.

Unsern eiweißhaltigen Getreidekörnern, unserm Klee geben wir schon längst Knochenmehl oder dessen Produkte, die sich durch ihren Phosphorsäure-Reichthum auszeichnen.

Alle die hier erwähnten Pflanzen, durch Mithilfe von Kali und Phosphorsäure aufgebaut, fallen einem und demselben Loose anheim. Ihr Eiweiß, Stärkemehl, Zucker, ihre Salze bilden die Ernährer der gesammten Thierwelt und sind es wieder besonders die Kalisalze, die sich durch ihre ganz merkwürdige Wirkung auf die Thätigkeit der Muskeln auszeichnen.

Wenn die Salze ihre Rolle im thierischen Körper ausgespielt haben, werden sie entfernt und durch neue, wirksame in frischen Mengen von Nahrung ersetzt.

Diese aus dem thierischen Organismus mit den Zersetzungsprodukten von Eiweiß und Stärkmehl entfernten Salze wieder in den Kreislauf der Stoffe in der Natur zu neuer Thatäußerung zuzuführen, ist der Zweck der Düngung; sie bis zur Verwendung aufzubewahren, ist die Veranlassung zur Anlegung von Dungstätten, und die zweckmäßige Anlage zu fördern, Zweck dieser Zeilen. Jedes Jahr zwingt uns, größere Summen für den Einkauf von Dungmitteln aufzuwenden, als früher, und wenn wir nur ein klein wenig die Augen öffnen wollen, dann sehen wir, daß wir jedes Jahr einen Theil des eingekauften Düngers hätten sparen können, wenn mehr Sorgfalt auf die Anlage und den Unterhalt der Düngerstätten verwendet worden wäre.

Es thut Einem das Herz wehe, wenn man nach frisch gefallenem Regen die braunen Bächlein von den Düngerstätten in den Hof und auf die Straße rieseln sieht — gleichgiltig für Viele, die in den Stroh- und Laubrückständen des Düngers ihr Heil suchen und gerade deßhalb die so wirksamen und besonders löslichen Kalisalze fortführen lassen.

Dem muß entschieden vorgebeugt werden, und zwar geschieht Dies am einfachsten durch Anlegung von tiefen, ausgemauerten Behältern. Für kleineren Betrieb genügt es, eine fest mit Lehm ausgeschlagene Grube zu besitzen, die hinreichend groß sein muß, die flüssige Jauche zu beherbergen. Ist ein Ueberlaufen zu befürchten, so übergieße man nur den Düngerhaufen fleißig; dieser saugt so viel ein, daß es wieder genug Platz gibt.

Daß die Düngerstätten geschützt vor Regen und starken Sonnenstrahlen angelegt werden müssen, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Der Dünger selbst darf nie locker auf die Stätte gebracht werden. In diesem Falle entstehen nämlich Höhlungen, von denen aus ein Schimmeln der Masse ausgeht, wodurch ein großer Theil des Düngers werthlos wird. Festes Auftreten genügt, diesem Uebelstande vorzubeugen.

Die Gährung, die in dem Düngerhaufen statthat und die sich bald durch den Geruch zu erkennen gibt, muß so langsam als möglich verlaufen. Erhitzt sich der Mist zu sehr, was bei zu schneller Fäulniß in lockern Haufen stets der Fall ist, so ist ein massenhaftes Entweichen des kostbaren Ammoniaks die Folge.

Wir verhindern Dies am besten und verlangsamen die Fäulniß am wirksamsten, wenn wir die Düngerstätte regelmäßig mit Jauche übergießen.

Setzen wir derselben von Zeit zu Zeit ein klein wenig Vitriolöl zu, so binden wir zugleich das Ammoniak, indem es dadurch in einen nicht mehr flüchtigen Körper umgewandelt wird.

Das Vitriolöl kann zweckmäßig auch durch Gyps ersetzt werden, den man auf den Düngerhaufen streut und der gerade so wirkt, ohne die unangenehmen Eigenschaften des Vitriolöls zu theilen.

Thut man nämlich des Guten zu viel, so werden von dem Vitriolöl die Pumpen stark angegriffen, was beim Gyps niemals der Fall ist.

Es genügt, ein paar Eßlöffel voll Schwefelsäure alle 8—14 Tage in die Jauche zu geben.

Ein sehr gutes Mittel, die Jauche haltbarer zu machen, ist ferner das Kochsalz. Ein paar Hände voll wirken in derselben wie Gyps.

Selbstverständlich wird dadurch der Dünger nicht werthloser, er gewinnt im Gegentheile, weil die zugesetzten Stoffe auch noch Nährmittel der Pflanze sind.

Wenn wir alle diese Vorsichtsmaßregeln beobachten, erzielen wir mit gleichem Gelde einen viel wirksameren und werthvolleren Dünger.

Bekannte von mir, die meinem Rathe gefolgt, befinden sich ganz wohl dabei und versichern, die kleine Mühe des Uebergießens und des Einstreuens von Gyps oder Kochsalz in Zukunft nicht mehr scheuen zu wollen.

Noch ein anderer Grund ist es, der uns nächst unserem pekuniären Nachtheil ein Verschleppen der Düngstoffe in die Gassen und in den Untergrund geradezu verbietet, und dies sind Gesundheits-Rücksichten.

Die genialsten Forscher unserer Neuzeit haben gefunden, daß die Keime einer ganzen Reihe von gefährlichen und ansteckenden Krankheiten in dem im Untergrunde befindlichen und mit faulenden Stoffen gesättigten Wasser zu suchen sind.

Untersuchungen, die ich seit einem Jahre in den hiesigen Wassern vornehme, zeigen, daß die Menge der Fäulnißstoffe im Grundwasser um das 50fache vermehrt werden kann, wenn heftige Regen die schlecht verwahrten, durchlassenden Dungstätten auslaugen, und daß Dies gerade in den Straßen der Fall ist, die sich durch ungesunden Ruf bekannt gemacht.

Wir ersehen aus diesen Zeilen, welche Folgen scheinbar kleine Sünden haben können, und vielleicht läßt sich einer oder der andere der Leser bewegen, in seinen Kreisen für Aufbewahrung der Auswurfstoffe nach obiger Angabe zur Reinlichkeit in Haus und Hof zu wirken.

Mannigfaltiges.

(Ein Millionär durch einen Hut.) Aus Colmar wird der Tod eines Mannes konstatirt, der Millionär war und sein Vermögen seinem Hute verdankte. Das ging so zu. Im Jahre 1826 ungefähr kam ein armer Drehergeselle Namens Muhle barfuß und den Ranzen auf dem Rücken in das Dorf, in welchem sich die Maschinenfabrik der Herren Weil und Boutron befand, und suchte Arbeit. Sein zerlumptes Aeußeres nahm gerade nicht zu seinen Gunsten ein und Herr Weil, an den er sich gewandt, schickte ihn weiter. Der Arbeiter ergab sich in sein Schicksal und ging traurig seines Weges. Plötzlich aber rief ihn der Maschinenfabrikant wieder zurück: — Halt! Mann, was Teufels ist Das für ein Hut, den Ihr da tragt? — Es ist ein hölzerner Hut, mein Herr. — Ein Holzhut? Laßt mich das Ding doch etwas genauer ansehen! Wo habt Ihr ihn gekauft? — Ich habe ihn selbst gemacht, mein Herr. — Und wie habt Ihr ihn gemacht? — Auf der Drehbank? — Euer Hut ist ja aber oval und auf der Drehbank werden die Sachen rund. — Das ist wahr, antwortete der Arbeiter, aber trotzdem habe ich den Hut so gemacht; ich habe den Mittelpunkt verstellt und dann gedreht, wie's mir einfiel; ich habe weit zu marschiren und brauche einen Hut, der mir als Regenschirm dient, und da ich kein Geld habe, um einen zu kaufen, so habe ich ihn halt selbst gemacht. Der arme Arbeiter Muhle hatte instinktmäßig die exzentrische Drehmethode erfunden, welche in der modernen Mechanik von so außerordentlicher Wichtigkeit werden sollte. Herr Weil sah mit dem Scharfblick eines geschickten Fabrikanten die ungeheure Wichtigkeit dieser Erfindung ein. Er behielt den Mann mit dem hölzernen Hut bei sich und fand in demselben nicht nur einen geschickten Arbeiter, sondern ein Genie, das zu seiner Entwickelung nur der Gelegenheit und ein klein wenig Kultur bedurfte. Der Arbeiter Muhle nahm bald am Gewinne des Geschäfts Theil, wurde später unter dem Namen Moulin Eigenthümer desselben und erwarb so das große Vermögen, das er jetzt bei seinem Tode hinterläßt.

Während der Pfingsttage hat der Bayerische Sängerbund in der Stadt Weilheim ein vielbesuchtes und glänzend verlaufenes Sängerfest gefeiert, bei dessen Schluß die Münchener Liedertafel ein mit Jubel aufgenommenes Lied sang, dessen letzte drei Strophen (dem „Schw. Merk." zufolge) lauten:

Ein heil'ger Frühling ist erwacht
Ob unsern deutschen Landen,
Des alten Reiches Herrlichkeit
Ist wieder neu erstanden.

Bei'm Siegesruf rieb sich den Schlaf
Vom Aug' Held Barbarossa,
Nun gilt es eine Sühne noch:
Dem Kaiser in Canossa!

Ihr Sänger halft von Spott und Schmach
Das Vaterland erretten:
Erlös uns nun, du deutsches Lied,
Auch von des Geistes Ketten!

* Räthsel.

Die Geschichte nennt meinen Namen,
Doch nicht mit großem Respekt;
Man ändert das letzte Zeichen,
Sofort eine Stadt ihr entdeckt;
Und wieder geändert am Schlusse,
Steht noch eine Stadt vor Gesicht;
Nun ein anderes Zeichen am Anfang,
Dann schaut man's bei manchem Gericht.

R.

Auflösung der Charade in № 61:
Vergißmeinnicht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 63. Freitag, 31. Mai 1872.

* Die Opfer des Krieges.

Novelle von A. Bitter.

(Fortsetzung.)

Der wirre, wüste Strom der flüchtenden Franzosen wälzte sich weiter. Starr und unbeweglich, die Rumflasche in der Hand, stand Claude neben der Leiche seines Oheims. Ein auf magerem Gaule vorüberkeuchender Spahi riß dem Träumenden das Gefäß aus der Hand und leerte es mit einem einzigen gierigen Zuge. „Merci, Kamerad," sagte der braune Sohn Afrika's schmunzelnd, in wunderlichem Französisch. „Scheinst etwas müde zu sein, armer Moblot. Faß den Schweif meines Gaules und hilf Dir so weiter. Die Preußen sind dicht hinter uns."

Mittag war vorüber. In der Nähe des schweizerischen Grenzdorfes Verrières stand ein Theil der schweizerischen Grenzbewachungsarmee zum Empfange der übertretenden Franken bereit. Aus allen Schloten des Dorfes wirbelten die Rauchwolken empor, auf allen Feuerherden loderte das Feuer unter mächtigen Kesseln, darin die wohlriechende Suppe brodelte zur Erquickung der vor Hunger zusammensinkenden Flüchtlinge. Und jetzt endlich wälzte sich der unabsehbare Zug wandelnder Leichen die Höhen herab in den Thalkessel, darin das Gebirgsdorf Verrières liegt. Ein wirrer, ordnungsloser Knäuel, kamen sie daher, im schrecklichsten Durcheinander, Kavalerie, Artillerie und Fußvolk aller möglichen Waffengattungen, ein unübersehbarer Zug, der Schritt vor Schritt zusammengebrochene Menschen und sterbende Zugthiere wie mahnende Leichensteine auf seinem Wege liegen ließ.

Vor dem Dorfe Verrières steht ein einsames Haus an der öden Landstraße. Hier ging die Entwaffnung der Ankömmlinge vor sich. Gleichgiltig, zum Theil mit einer Art wilder Hast warfen die erschöpften Krieger den Schweizern ihre Waffen zu, und zu haushohen Schichten thürmten sich die klirrenden Gewehre bei dem einsamen Hause auf. Ein Jeder schien es eilig zu haben, seiner Wehr und Waffen los zu werden, um sich dann ungehindert hineinschleppen zu können in's Dorf, von woher der Duft dampfender Speisen den Hungertollen entgegen qualmte. Alle Bande der Kriegszucht waren gelockert, ja verschwunden. Gleichgiltig, hochmüthig schritten die französischen Offiziere an ihren sterbend niedersinkenden Soldaten vorüber; Keiner legte eine Hand an, um einen der Niedersinkenden wieder aufzuheben und ihn vor dem Ueberfahrenwerden durch die rücksichtslos durch den schrecklichen Menschenknäuel sich drängende Artillerie zu bewahren. Die Herren strebten in wilder Selbstsucht nach den Gasthäusern des stattlichen Dorfes hin, um dort, unbekümmert um das Loos der Waffengefährten, der eigenen Pflege sich hinzugeben, und wo sich ein Offizier blicken ließ, schallten ihm auch die wildesten Verwünschungen und Schimpfworte seiner ehemaligen Untergebenen nach.

Die ganze kolossale Abtheilung der Ostarmee, die sich hier zusammendrängte, bot das fremdartigste Bild dar, das je sich dem Auge eines Sterblichen in so engem Kreise dargeboten, ein Bild, dem selbst das Komische nicht gefehlt haben würde, hätte nicht der grinsende Tod in dem schrecklichen Gewühle eine Ernte gehalten, die dem Beschauer das Mark in den Knochen gefrieren machen konnte. Die Ostarmee mit ihrer phantastisch buntscheckigen Uniformirung glich weit mehr einer ungeheuren halb verhungerten Seiltänzerbande, denn einem wirklichen kriegerischen Korps. Da wimmelten der Zuave in den endlos weiten rothen Hosen, den kurzen Hanswurstenjacken und dem orientalischen Fez auf dem kurz geschorenen

Kopfe, der braune oder schwarze Turko mit dem weißen Turbane und der Dragoner mit dem blutrothen, zerfetzten, an den Nachrichter gemahnenden weiten Mantel durcheinander, wie die Traumbilder eines Nervenfieberkranken. Das Ganze glich einer ungeheuren Maskerade oder einer Faschingslustbarkeit, bei welcher der grinsende Sensenmann den Reigen führt und die Pest die Zither zum Tanze schlägt.

Nicht nur in den Häusern des Dorfes waltete indeß das menschliche Mitleid, nein, selbst draußen auf dem freien Felde im tiefen Schnee standen die Kessel mit der dampfenden Suppe. Frauen, bis an die Kniee im Schnee stehend, theilten den hohläugigen Kriegern den Inhalt mit unermüdeter Emsigkeit aus, und andere schleppten in mächtigen Körben Berge von Broden herbei, dem ersten Anprall des wüthenden Hungers zu begegnen. Freilich, schon Das war eine schwierige Aufgabe für ein einzelnes Dorf und die Beherbergung so vieler Tausende und Tausende eine noch schwierigere; denn waren die Einen in Häusern, Scheunen und Ställen untergebracht, das heißt ordentlich über einander geschichtet wie Haufen Holzscheite, so rückten ununterbrochenen Zuges weitere Tausende und Tausende an, die zuletzt sich mit einem Lager auf dem kalten Schnee begnügen mußten, froh, wenn sich irgendwo noch ein kärgliches Büschel Heu oder Stroh finden ließ, um als Decke und Unterbett zugleich zu dienen. Das Brod war wenigstens bald in Fülle vorhanden. In fast endlosen Wagenreihen langte das Labsal aus dem Innern der Schweiz an, die Hungrigen zu erquicken.

Schlechter freilich erging's den armen verwahrlosten Zugthieren der Armee. Zu Dutzenden fielen sie an der Straße nieder, um nie wieder aufzustehen. Und keine zwei Stunden vergingen, bis die Ueberlebenden die Stämme aller Bäume, die sich im Bereiche ihrer Zähne befanden, von ihrer Rinde entblößt hatten. Selbst das Holzwerk an den Rädern der Laffetten war vor ihrer wüthenden Gier nicht sicher.

Mitten durch dieses Gewühle des Elends schleppte sich durch die Hauptstraße des Dorfes mit letzter Anstrengung ein junger Mobilgardist. Sein sonst wohlgeformtes Gesicht war mit der Blässe des Todes bedeckt, seine Beine trugen ihn kaum mehr; er schwankte daher wie ein schwer Betrunkener und stürzte endlich besinnungslos zu Boden, bevor es ihm gelungen, gegen eines der gastlichen Häuser seine unsicheren Schritte zu lenken. Zwei elegant gekleidete junge Damen — denn in dem reichen Uhrmacherdorfe gab es deren — bemühten sich mitleidig, den erschöpften Krieger aufzuheben, was aber bei der starren Regungslosigkeit des Mannes für ihre Kräfte zu viel war.

Zwei junge französische Offiziere schritten in diesem Augenblicke des Weges daher und wollten, ohne einen Blick auf den sterbenden Waffengenossen zu werfen, vorübereilen.

„Meine Herren," redete eine der Damen die Offiziere an, „wollten Sie uns nicht ein wenig behilflich sein, Ihren kranken Waffengefährten aufzuheben und nach unserem Hause zu transportiren?"

„Lassen Sie die Canaille liegen, 's ist kein Schade, wenn sie drauf geht!" gaben die Offiziere zur Antwort und strebten dem nahen Gasthofe zu. *)

(Fortsetzung folgt.)

---

* Der Friedensgruß.

Ein Erinnerungsblatt von Amalie Marby.

(Fortsetzung.)

Beinahe acht Wochen waren vergangen, seit Georg voll bitterem Schmerz von seiner Mutter sich getrennt, der erste Blick auf ihr unbewegliches kaltes Antlitz überzeugte ihn, daß jene Zeit keine wohlthätige Wandlung in ihr hervorgebracht hatte. Trotzdem wollte er nicht unversucht lassen, ihren harten Sinn zu rühren. In beredten Worten schilderte er seine Seelenpein während der verflossenen Tage, — ach! ein höhnisches Zucken der Mundwinkel war ihre Erwiederung! — dann das namenlose Glück, als er vor wenigen Stunden die Geliebte zufällig entdeckte. Wort für Wort theilte er ihre Unterredung mit und bat schließlich mit bewegter Stimme, um Alles, was ihrem Herzen theuer sei, Clärchens Bedingung zu erfüllen. „Nur ein Wort, liebe Mutter, sprich und —"

„Dies eine Wort ist längst gesprochen!" fiel sie hart ein. „Was willst Du noch? Hast Du Dich nicht von mir losgesagt? Hast mir gesagt, Du wärest mündig und brauchtest meine Einwilligung nicht. Nun so gehe doch hin und heirathe die „tugendhafte" Betteldirne, oder heirathe sie meinetwegen auch nicht, und seht, wie Ihr fertig werdet. Nur mich verschont künftig-

*) Historisch; nur sind die gar zu häßlichen Ausdrücke, deren sich die Herren bedienten, des Anstandes halber in etwas milderer Form wiedergegeben.

hin mit Euren albernen Märchen von Zufälligkeiten und wähnt nicht, die Leichtgläubige hinterher verspotten und dereinst Euch ihres Erbes freuen zu können."

Georg war todtenblaß, aber noch hielt er an sich. „Gott ist mein Zeuge, Mutter, daß ich je weder Geld noch Gut von Dir begehre! Nur Deinen Segen, ein einziges liebreiches Wort enthalte mir nicht vor, nicht um meinet-, um Clärchens willen."

„Genug!" unterbrach sie ihn rauh. „Wir sind für immer fertig mit einander! Geh' zu Deiner Dirne!" Sie wandte sich stolz ab.

Eine dunkle Röthe überlief das bleiche Gesicht des jungen Mannes. „Hüte Dich, Mutter!" sagte er tonlos, „die Folgen dieser Stunde werden einst Deine Seele mit Zentnerlast zu Boden drücken. Clärchens engelhafte Reinheit aber vermögen Deine giftigen Lästerungen nicht zu trüben, in ihres Herzens Edelmuth küßt sie weinend noch die Hand, die sie schlägt; sie würde lieber sterben, als ihrem Gelöbniß untreu werden. Doch ich, ich denke nicht so hoch. Ich kann und mag nicht so hoffnungslos dahin leben, verstößt Du mich, so heißt Das mich tödten."

Frau von Hartungen antwortete nicht, sie verharrte regungslos in ihrer abgewandten Stellung, durch den hohen Spiegel gewahrte Georg ihre drohend zusammengezogenen Brauen, die in finsterm Trotz aufeinander gepreßten Lippen. Er wartete noch eine Weile, dann verließ er schwer aufseufzend mit zögernden Schritten das Zimmer. So schieden sie.

Am nächsten Tage kam auch Hugo von Hartungen, sich von der Mutter und Braut zu verabschieden. Das Regiment des jungen Offiziers gehörte zu den ersten, die nach der bedrohten Grenze beordert wurden. Mit feuchtglänzenden Augen, die Brust von freudigen Siegeshoffnungen geschwellt, ohne jede bange Vorahnung, daß er, einer der Ersten, die „treue Wacht am Rhein" mit seinem Herzblut bezahlen würde, so linderte seine gehobene Zuversicht die schwere Scheidestunde.

„Mit welchem gerechten Stolze," sprach er freudig, „erfüllt mich Georgs männlich edler Entschluß, die Feder mit dem Schwerte vertauschen zu wollen! Fast möchte ich jetzt die Schmerzen seiner Seele, seine trostlose Liebe segnen, die ihn in unsere Reihen führt und zum Helden stempelt. Dafür soll ihm aber auch der köstlichste Lohn werden, nicht, liebe Mutter? Ich meine," fuhr er hastiger fort, den kalt fragenden Blick herzlich bittend erwiedernd, „Du wirst dem aus schwerem Feldzuge glücklich heimkehrenden Sieger den bitter errungenen Kampfpreis, sein geliebtes Clärchen, selbst entgegen führen!"

„Niemals, niemals!" entgegnete sie streng. „Doch lassen wir Das. Er hat eigenmächtig sein Schicksal von dem meinen getrennt und ist mein Sohn nicht mehr."

„O Mutter, Mutter!" sagte Hugo von Hartungen, schmerzlich bewegt. „Du handelst grausam gegen Dich selbst. Möchte es nicht zu spät sein, Deine unbeugsame Härte gut zu machen, wenn die Stunde kommt, wo Du dieselbe bitter bereuest. Bis dahin werden meine theure Johanna und ich den armen Bruder mit doppelt reicher Liebe umfassen."

Leider war dem jungen Manne nicht lange vergönnt, seine brüderlich warme Theilnahme durch Wort und That zu bekräftigen. Im Sturme auf die Spicherer Höhen besiegelte der junge bewunderte und vielgenannte edle Held den Treuschwur gegen das theure Vaterland mit dem Tode.

Als die Trauerkunde Frau von Hartungen erreichte, fiel der erste harte Schlag auf ihr stolzes Herz. Ihr Aeußeres freilich verrieth keine Spur der krampfhaften Qualen, unter denen ihre Seele sich wand; nicht einmal eine Thräne trat lindernd in die brennenden Augen, die sich anklagend gen Himmel richteten: warum ihr, deren ganzes Leben eine fortlaufende Kette bitterer Täuschungen — ach, wie viele waren selbstverschuldet! — bildete, nun auch Dies geschehen mußte! Warum mußte die Kugel gerade Hugo, ihren stolzen Liebling, treffen? Düster grollend versenkte sie sich immer tiefer in ihre finsteren Grübeleien, die oftmals kaum durch die Gegenwart Johanna's, welche die Einzige, die außer der alten, treuen Sophie ihre Einsamkeit zuweilen theilte, unterbrochen wurden. Johanna wiederholte trotzdem aus pietätvoller Anhänglichkeit für die Mutter ihres todten Helden ihre Besuche. Trost für ihr blutendes Herz fand sie dabei nicht, wie auch ebensowenig ihre Nähe wie ihre Worte trostbringend wirkten. Frau von Hartungens egoistisches, selbstisches Gemüth blieb der patriotisch idealen Auffassung unzugänglich, welche der edlen deutschen Jungfrau allein Trost verlieh, den Verlust des Geliebten zu ertragen.

Frau von Hartungen hatte auf's Strengste verboten, in ihrer Gegenwart jemals ihres jüngsten Sohnes zu erwähnen. Georg war todt für seine Mutter — ob auch vergessen? Warum

sah Frau von Hartungen mit so erwartungsvoller Unruhe jedem neu ankommenden Zeitungsblatte entgegen? Warum folgte sie allen Bewegungen des dritten Armeekorps mit gespanntester Aufmerksamkeit? Ihren mit fieberhafter Hast suchenden Augen entging auch nicht die kleinste Notiz, ängstlich überflogen sie die ausführlicheren Kriegsberichte, die nach jedem Gefecht, jeder größeren Schlacht ihrem Herzen schauerlicher klangen, je mehr die Truppen in unbeschreiblichen Mühseligkeiten gegen die schlimme, feindliche Macht des strengen Winters zu kämpfen hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Briefe an Napoleon III.

Ueber das von Bordier herausgegebene Buch: „Deutschland in den Tuilerien", schreibt die „Gegenwart": Das ganze Werk enthält 1821 Nummern. Der bei weitem größte Theil derselben ist vollständig unschuldiger Natur. Wenn es albernen Leuten einfällt, dem Kaiser Wundermittel gegen den Stein, Cholera, Rheumatismus ꝛc. einzusenden, wie Dies nicht weniger als 143 Personen gethan haben, so zeugt Dies schlimmsten Falles von dummer, lächerlicher Gemüthlichkeit. Den 47 unglücklichen Inhabern französischer Assignaten, die bei Napoleon anfragen, ob er dieselben einlösen wolle, dürfen wir höchstens vorwerfen, leichtgläubig genug zu sein, um von einem Franzosen zu erwarten, daß er eine Schuld, zu deren Bezahlung er nicht gezwungen werden kann, bezahlen werde. 47 Menschenfreunde und Mörderfeinde haben das Bedürfniß gefühlt, Napoleon ihre Befriedigung darüber auszusprechen, daß Orsini ihn nicht in die Luft gesprengt habe. Auch diese Schmach kann Deutschland ertragen. 10 Personen bitten den Kaiser um einen Autographen. Wir beabsichtigen nicht, die schwarzen Verbrecher weiß zu brennen. Wir begreifen sogar, daß ein Autographensammler gern zehn Briefe schreibt, um die Schriftzüge des lebenden Kaisers oder des hingerichteten Troppmann in seine Sammlung aufnehmen zu können. 17 Personen gratuliren dem Kaiser zu seinem Geburtstage, 23 zu seiner Heirath, 93 zur Geburt des Prinzen. Höfliche Leute sind diese Deutschland entehrenden Bösewichter jedenfalls, und die Franzosen, die so viel auf Artigkeit geben, sollten wenigstens diesen 133 Gratulanten verziehen haben. Aber nein! Herr Bordier zählt sie alle mit, um sein Werk der Vernichtung Deutschlands zu vollenden. Die 33 Briefschreiber, die dem Autor des Lebens Cäsar's Komplimente machen, sind auch nicht so streng zu beurtheilen, wie man glauben sollte. Das Buch ist ja nicht schlechter, als viele andere französische Bücher der Neuzeit; Liebhaber historischer und französischer Literatur durften ihre Zufriedenheit über eine von den Franzosen in die Wolken gehobene Produktion ausdrücken, ohne deßhalb Deutschland zu entehren. Auch den 116 Dichtern und 40 Musikanten, die den Kaiser bitten, ihrer Poesie und Musik zu lauschen, können wir nicht allzu böse sein. Wer hätte sich nicht nach Lesern seiner dichterischen Erstlingsversuche gesehnt? Und, in dieser Beziehung dem Kaiser ähnlich, hat jeder Redakteur ebenfalls Hunderte von Manuskripten aufzuweisen, die ihm in der allerverbindlichsten Form zur gütigen Aufnahme übersandt werden. Wehe den Dichtern, wenn die Papiers secrets der Redaktionsbureaus jemals veröffentlicht würden! Die Poesie wäre dann ebenso entehrt, wie es nun Deutschland ist. Es kommen zu diesen argen Sündern noch 117 „Erfinder", von denen bekanntlich immer nur ein sehr bescheidener Prozentsatz auf völlige Zurechnungsfähigkeit Anspruch machen kann. Böse können wir nur mit den 42 Leuten sein, die um die Ehrenlegion bitten, und mit den 47 Personen, die sich vom Kaiser von Frankreich — (warum nicht vom König von Preußen? Es wäre gewiß ebenso erfolgreich gewesen) Geld borgen wollen. Diesen 97 taktlosen Leuten sind wir willig, noch einige der 56 Augsburger, 114 Berliner und 56 diversen Supplikanten hinzuzufügen. Wir können nicht mehr Sünder finden, und selbst Herrn H. Bordier würde Dies schwer fallen. Unter diesen 323 Personen befinden sich 97 Frauen; die anderen sind meist arme Schlucker. Dies Alles lassen wir jedoch unberücksichtigt, um zu Deutschlands Ehren zu konstatiren, daß unser erbittertster Feind in 21 Jahren nur 323 Deutsche finden konnte, die wir gern als Franzosen sehen würden. Das macht ungefähr 16 pro Jahr. Wir machen uns anheischig, in einer halben Stunde mehr Lumpen auf den Pariser Boulevärds beim Namen zu nennen."

Auflösung des Räthsels in № 62:

Gentz — Gent — Genf — Senf.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 64. Montag, 3. Juni 1872.

* Die Opfer des Krieges.

Novelle von A. Bitter.

(Fortsetzung.)

Die beiden jungen Samariterinnen dachten jedoch anders. Nicht ohne Mühe gelang es ihnen, einige der weniger erschöpften Waffengefährten des Unglücklichen zu vermögen, diesen nach ihrem Hause zu tragen, wo ihm die sorgfältigste Pflege zu Theil wurde, unter welcher er sich ziemlich bald wieder erholte.

Der vom Tode des Verschmachtens Errettete war Claude Jullion.

Die vierundachtzigtausend Franken, welche den Schutz und die Gastfreundschaft des kleinen Nachbarlandes in Anspruch genommen, mußten unter sich in eine Menge von Abtheilungen zersplittert und auf die verschiedenen Gegenden dieses Landes vertheilt werden. Fast jede Stadt, welche öffentliche Gebäude besaß, die zur Aufnahme einer mehr oder weniger zahlreichen Abtheilung der fremden Gäste sich eigneten, empfing ihren Antheil. Selbst größere Dörfer, wo die gleichen Bedingungen vorwalteten, gingen nicht leer aus. Von der Einquartierung in Privathäusern wurde zunächst aus sanitären, aber auch aus andern Gründen möglichst Umgang genommen. Die Franzosen, mit der Behandlung, die ihnen von Seite der Behörden wie der Privaten zu Theil wurde, höchlichst zufrieden, führten sich aber auch recht manierlich und bescheiden auf. Der mehrwöchentliche Aufenthalt in Eis und Schnee, in schlechter Kleidung und bei leerem Magen hatte sie wahrscheinlich weniger anspruchsvoll gemacht. Ihr freundliches und mit wenigen Ausnahmen taktvolles Auftreten gewann ihnen besonders draußen in den Dörfern die Herzen der gutmüthigen ländlichen Bevölkerung. Es dauerte bald die guten Leute, ihre rothhosigen Gäste in kalten, oder doch nur spärlich erwärmten Scheunen u. s. w. wohnen und schlafen zu sehen; sie nahmen sie auf in ihre Häuser und ließen sie mit der Familie zu Tische sitzen zum einfachen Mahle.

So war's auch dem armen Claude Jullion geworden. Eine gutmüthige Bauernfamilie in dem der schweizerischen Bundeshauptstadt zunächst gelegenen Dorfe C..... hatte den noch immer sehr erschöpft aussehenden fränkischen Krieger bei sich aufgenommen.

Die Familie bestand aus einem noch jungen Ehepaare und zwei Kindern, einem Knaben und einem Mädchen. Wie Das in dieser Gegend, die so recht eigentlich einen eingeschobenen Streifen zwischen der deutschen und wälschen Sprachgrenze bildet, so häufig der Fall ist, war dem jungen Bauer die französische Sprache keineswegs ganz fremd, und er konnte sich mit seinem stillen, melancholischen Gaste nothdürftig unterhalten.

Claude, von der herzlichen Aufnahme und der so uneigennützig gebotenen Pflege, die ihm bei diesen einfachen Leuten zu Theil wurde, sichtlich gerührt, vergalt dieses Entgegenkommen mit rückhaltlosem Vertrauen, erzählte dem aufmerksam und oft mit feuchten Augen seinen Worten lauschenden Gastfreunde, wie er daheim zu Hause ein liebes, junges Weib und zwei muntere Kinder, beinahe im gleichen Alter mit denjenigen seiner Quartiergeber, verlassen gemußt, um in den Kampf gegen die in Frankreich eingedrungenen Deutschen zu ziehen, wie er gelitten von Kälte, Hunger, Entbehrungen und Strapazen, und wie das Schlimmste von Alledem noch gewesen sei, daß er bis zur Stunde noch keine Nachricht von seinen Lieben erhalten und er also nicht wissen könne, wo dieselben sich befinden und ob sie überhaupt noch am Leben seien.

Der schlichte Schweizer und seine Frau suchten wohl nach Kräften ihren melancholischen Gast zu

trösten, dem mit jedem Tage der letzte Rest von Lebenslust und Lebenshoffnung dahin zu schwinden schien.

Nur einen Moment gab es an jedem Tage, wo die halb erloschenen Augen des unglücklichen Franzosen sich mit einem seltsamen, fieberhaften Glanze belebten; es war Das die Stunde, wo der Bote der für die französischen Internirten eingerichteten Post von der nahen Stadt her die an die fremden Gäste adressirten Briefe in's Dorf brachte. Mit beschleunigten Schritten begab sich Claude dann zu dem Mittagsappell; seine Augen hingen an den Lippen des Feldwebels, der die Adressen der Briefe ablas und die Betreffenden aufforderte, die für sie eingetroffenen Briefe in Empfang zu nehmen. Aber düster, mit gesenktem Kopfe kam er stets wieder zu seinen Gastfreunden zurückgeschlichen, weil sein schmerzliches Erwarten wieder getäuscht worden war.

So vergingen noch einige Tage. Claude wurde immer düsterer und einsilbiger. Das Einzige, was ihm noch einiges Vergnügen zu gewähren schien, waren die beiden Kinder seiner Gastfreunde, ein Knabe und ein Mädchen, wovon das jüngere erst seit wenigen Wochen das Gehen gelernt hatte und dem in dieser Kunst hin und wieder eine kleine Nachhilfe noch nöththat. Dieser kleinen Pflicht lag der betrübte Franzose mit unermüdlicher Liebe und Geduld ob. Zwar hatten die Kinder der schweizerischen Bauernfamilie nicht die schwarzen glänzenden Augensterne derjenigen aufzuweisen, nach denen das Herz des Gefangenen in glühender Sehnsucht sich verzehrte — nein, die beiden Kleinen, mit denen er jetzt Stunden lang spielte, als wäre er selbst wieder zum Kinde geworden, schauten den fremden Mann, dessen Sprache sie nicht verstanden, an mit großen klaren blauen und neugierigen Augen, die stets mitleidig zu fragen schienen: „Warum bist du denn immer so traurig, fremder Mann?"

Eines Tages, der kaum ein Tag zu nennen war, so trüb hatten vom Morgen bis in den Nachmittag hinein die grauen, feuchten Februarnebel über den benachbarten waldgekrönten Höhenzügen gehangen, jedem Strahl der Sonne den Zutritt in die niedrigen Stuben der Dorfbewohner unerbittlich verwehrend, hatte Claude mit fast unermüdlicher Ausdauer sich dem Spielen mit den beiden hübschen Schweizerkindern hingegeben, und als dann mit der früh hereinbrechenden, schnell in Nacht übergehenden Dämmerung das einfache Abendbrod aufgetragen wurde, da saß er stumm, ohne die Speisen zu berühren, neben seinem Gastfreunde am Tische. Seine Augen waren dabei unablässig den beiden Kindern zugewandt, die mit ihren kleinen Händchen munter und lustig, wenn auch noch ein wenig ungeschickt, das ihnen in besondern kleinen Schüsselchen vorgesetzte Milchsüppchen sich zum Munde zu führen beschäftigt waren. Auf das freundliche Zureden seiner Quartiergeber, doch ja an ihrem Mahle Theil zu nehmen, antwortete er nur mit einer dankend ablehnenden Bewegung der Hand, um dann wieder in sein düsteres Sinnen zurückzusinken.

Man ließ den traurigen Gast denn auch endlich gewähren, weil man seinen Schmerz ahnte und ehrte. Als die beiden Kinderchen aber in ihre Bettchen gelegt werden sollten, da wandte sich Claude mit vor Erregung bebender Stimme an seinen Gastfreund und bat, man möchte die Kleinen für eine einzige Nacht bei ihm in seinem Bette schlafen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Der Friedensgruß.

Ein Erinnerungsblatt von Amalie Marby.

(Fortsetzung.)

Die reiche Frau spendete immer von Neuem namhafte Beiträge zu warmen Bekleidungsstücken, sowie zu andern wohlthätigen Sammlungen für das deutsche Heer. Hoffte sie im Stillen, ein Scherflein davon werde ihrem einzigen Kinde zugehen?

Anfang März kehrte der Geheimrath von Steinbrück, der von Anbeginn des Feldzuges auf den Kriegsschauplatz beordert worden war, in die Heimath zurück. Sein erster Gang führte ihn zu Frau von Hartungen. Seinem aufmerksam forschenden Blicke entging eine gewisse unruhige Spannung in ihren kalten, steinernen Gesichtszügen nicht. Indem er sich zum Fortgehen anschickte, sagte er in einem Tone, als handle es sich um eine ganz selbstverständliche Annahme: „Was Georg's trauriges Schicksal anbetrifft, so haben Sie, verehrte Freundin, doch sicher die umfassendsten Recherchen nach seinem Verbleib anstellen lassen. Aber Sie erschrecken! Ich hoffe doch, die darauf bezüglichen Einzelheiten sind Ihnen bekannt?"

Frau von Hartungen's blasses Gesicht ward um noch eine Schattirung bleicher. „Nein!" stieß sie mühsam hervor. „Was ist mit ihm?"

„Gnädige Frau! Mein Gott! Ist Dies möglich?" rief der Geheimrath vorwurfsvoll. „Das

Schicksal Ihres einzigen Kindes ist Ihnen so gleichgiltig, daß Sie weder fragen noch forschen?"

„Lassen Sie Das, Geheimrath!" fiel sie finster ein. „Ich habe geforscht, so weit sich Dies mit meinem Schwur vertrug. Erzählen Sie mir, was Sie wissen!"

„Es ist wenig und dazu traurig genug. Sie werden Sich erinnern, daß Sie mich ermächtigt hatten, Georg von dem Tode unseres theuren Hugo in Kenntniß zu setzen. Georg's Antwort ermöglichte mir einen vollen Einblick in sein vortreffliches Herz, das keinen Ausdruck bezeichnend genug fand für den unermeßlichen Kummer, den ihm des geliebten Bruders unersetzlicher Verlust bereitete. In leidenschaftlichen Klagen beneidete er ihm das Glück, auf dem Felde der Ehre für's theure deutsche Vaterland den Heldentod gefunden zu haben, und wünschte sich ein gleiches Schicksal. Ich sandte Ihnen damals das Schreiben, fürchte aber, Sie haben den glühenden Erguß einer schmerzdurchzitterten Seele keines Blickes gewürdigt. Außerdem ersuchten Sie mich, mit ähnlichen lästigen Begleitschreiben Sie fernerhin zu verschonen. Natürlich respektirte ich diesen Befehl, der aber andererseits mich nicht zurückhalten konnte, mit dem verstoßenen Sohne auf das Eifrigste zu korrespondiren. Sein letzter Brief datirt aus Vendôme, dann hörte plötzlich jede Nachricht auf. Nach der Einnahme von Le Mans wandte ich mich, von banger Unruhe getrieben, an Georg's mir persönlich befreundeten Regimentskommandeur, diesen um Auskunft über meinen jungen Freund bittend. Was ich hörte, stillte meine Sorge nicht. Georg war nicht nur der liebenswürdigste Kamerad, er war auch der tapferste Soldat, der sich mit bewundernswerther Bravour schlug. Sollte irgend ein besonders gewagter Coup ausgeführt werden, so war er sicher einer der Ersten, die sich zu dem Unternehmen freiwillig meldeten. Sein Muth steigerte sich oft zur Tollkühnheit, das Leben galt ihm Nichts. Dieser Brief," hier sank des Geheimraths Stimme, „stimmte vollständig überein mit seinen Briefen, die alle die düsterste Entschlossenheit athmeten, sein Leben in die Schanze zu schlagen. Ich bin überzeugt, er suchte den Tod. Auf seinen Wunsch war Georg einer von Vendôme aus weit vorgeschobenen Rekognoszirungstruppe zugetheilt worden. Plötzlich stößt dieselbe auf bedeutende feindliche Streitkräfte, die noch verstärkt werden, als aus einem dichten Wäldchen Franctireurs, die dort im Hinterhalt lagen, hervorbrechen. Die Lage der Unsern, von allen Seiten umzingelt, ist äußerst gefährlich, ein schnell ausgeführter Rückzug scheint das Beste. Da, stets voran, wo Gefahr winkt, stürmt Georg vorwärts, durch Wort und That die Seinen anfeuernd, seinem Beispiele zu folgen. Diese säumen auch nicht; mit kräftigem Hurrah auf den Feind einstürmend, vermag der dem unerwarteten Anprall nicht zu stehen. Seine Linien weichen zurück, unsere tapferen Brandenburger ihnen nach, unbekümmert um die Opfer, die vor und neben ihnen fallen. Noch immer stürmt Georg heldenkühn, in unerschrockener Todesverachtung jauchzend den Seinen voran, die fränkischen Kugeln hageln über den Muthigen hinweg, da — hat endlich eine das oft dargebotene Ziel getroffen, Georg sinkt! Er reißt im Fallen seinen Nebenmann, der ihn stützen will, mit zu Boden. „Vorwärts, Kamerad, räche mich!" flüstert Georg, und der Brave muß den geliebten Kameraden seinem Schicksal überlassen, doch nicht ohne den Freund in ein seitwärts liegendes Gebüsch zu schleppen, dessen Lage er seinem Gedächtniß wohl einzuprägen sucht, dann stürmt er weiter. Nach zwei Stunden ist endlich das umliegende Terrain von den Feinden gesäubert, das Gefecht, Dank Georg's muthvoller Unerschrockenheit, glänzend beendet. Der junge Held aber ist nirgends zu finden. Die Stelle, wo sein Freund ihn verlassen, ist leer. Hat er selbst sich wieder aufgerafft, ferneren Antheil an dem Gefecht zu nehmen? Hat er sich tiefer in's Gehölz hinein geschleppt und ist dort bewußtlos zusammen gebrochen? Ein trauriges, erfolgloses Suchen beginnt; weder unter den Verwundeten noch Todten ist eine Spur seines Daseins zu entdecken. Undurchdringliches Dunkel umgibt sein weiteres Geschick. Auch meine eigenen emsigen Nachforschungen," schloß der Geheimrath bewegt, „brachten kein Licht über Georg's Verschwinden; muthmaßlich ist der Arme in Gefangenschaft gerathen, die bereits eingeleiteten Auswechslungen bringen uns, so Gott will, endlich erwünschte Aufklärung, indem sie den Vermißten in unsere Arme führen." (Forts. folgt.)

Hippolyt August Schaufert.

* Die Wiener „Neue Freie Presse" widmet dem in Winnweiler gebornen und unlängst in Speier leider so früh verstorbenen Dichter folgenden Nachruf:

„Unsere Leser erinnern sich noch des außerordentlichen Aufsehens, das Schaufert mit seinem Preislustspiele „Schach dem König" hervorgerufen. Nach der Verdrängung Heinrich Laube's

aus dem Burgtheater begann daselbst die Mißwirthschaft des aus Mannheim von Halm berufenen Direktors Wolff. Um dem Repertoire einige Auffrischung zu geben, versuchte es Halm mit einer Preisausschreibung. Unter den Hunderten eingegangener Komödien fesselte ein Lustspiel aus der Zeit König Jakob's I., dessen leidenschaftlicher Haß gegen das Tabakrauchen die Grundidee des Stückes bildete, die Aufmerksamkeit der Preisrichter, die Gottschall und andere bekannte Autoren als Einsender vermutheten, bis sie erfuhren, daß der Verfasser ein Polizeibeamter in der kleinen Stadt und Festung Germersheim in der bayerischen Rheinpfalz sei.*) Der Dichter, überglücklich, erbat sich bei König Ludwig II. einen Urlaub zum längeren Aufenthalte in Wien. Wie der junge Mann in Wien bei einem ihm zu Ehren in der „Stadt Frankfurt" abgehaltenen Bankette gefeiert wurde, ist noch in Aller Erinnerung. Sein Name ging durch ganz Deutschland. Um sich der Stadt, die seinen Dichterruf begründet, dankbar zu erweisen, wählte er die schönste Erinnerung aus Wiens Vergangenheit, die heldenmüthige Vertheidigung gegen die Türken, zum Stoffe eines Schauspiels, an dessen Aufführung er die größten Hoffnungen knüpfte. „1683" erlebte indeß einen furchtbaren Durchfall. Der Dichter hatte den Mißgriff, einen epischen Stoff zu einem Schauspiel zu wählen, theuer bezahlen müssen. Schaufert war nach dem zweiten Akte aus den Coulissen verschwunden und wurde durch einige Tage von seinen Freunden vergeblich gesucht, bis er, als er den Schmerz der Enttäuschung überwunden, wieder auftauchte mit neuen, groß angelegten Plänen. Im vorigen Winter erschien er wieder in Wien und verkehrte viel im Hause des Romanisten an der Wiener Universität, Professor Dr. Arndt, mit dessen Stieftochter, eine Enkelin von Joseph Görres, er sich verlobte und bald darauf verheirathete. Bei diesem Aufenthalte traf Schaufert das Unglück, in der Bognergasse überfahren zu werden, so daß er durch mehrere Wochen an das Krankenlager gefesselt blieb. Nach seiner Verheirathung neigte er mehr und mehr der ultramontanen Richtung zu, welcher die Familie seiner Frau bekanntlich ergeben ist. So brachte er seinen „Vater Brahm", ein Schauspiel, welchem die soziale Frage zu Grunde liegt, auf die Berliner Bühne. Die Sozialisten und nicht minder die Ultramontanen nahmen den Dichter, dessen Produkt die künstlerische Kritik nicht sehr befriedigte und dabei die Tendenz gegen das liberale Bürgerthum offen zur Schau trug, in ihren besonderen Schutz. Einen besseren Erfolg hatte seine einaktige Bluette „Verwechselte Annoncen". Man zählte fortan Schaufert zu den Ultramontanen. Wohl nicht mit Recht. In dieser weichen Seele war auch nicht die Spur eines leidenschaftlichen Partei-Eifers zu finden. Schaufert war ein treues Herz, ein tüchtiger Charakter und besaß ein selten naives Gemüth. Kurz nach seiner Verheirathung übersiedelte er, zum königlich bayerischen Landgerichts-Assessor ernannt, nach Speier kränkelnd. Dort starb er am 18. Mai an einer Lungenkrankheit, nach $1^1/_2$-jähriger Ehe, im Alter von etlichen dreißig Jahren."

*) Das ist nicht richtig. Schaufert war damals bereits Assessor.

Literarisches.

* **Die „Modenwelt"**, von der uns die am 16. Mai und 1. Juni erschienenen Nummern 16 und 17 vorliegen, überrascht auf's Neue durch ihren reichen und mannigfaltigen Inhalt. Wir machen in Nr. 16 nur auf die hübsche Auswahl der Hüte, Schirme und Sommer-Toiletten aufmerksam und heben in Nr. 17, neben der Fülle des Dargebotenen im Hauptblatt, die vortreffliche Beilage hervor, welche, an sich ein kleines Kunstwerk, auf der ersten Seite die geschmackvollsten Musterzeichnungen für irische Spitzen-Arbeit, für venetianische und andere Weißstickerei bringt, während die zweite Seite reich an vorzüglichen Schnitten zu den verschiedensten Toiletten-Gegenständen ist.

Abonnements (zum Preise von 45 Kr. rh. pro Quartal, resp. 1 Fl. 30 Kr. rh. mit vierteljährig neun großen kolorirten Modenkupfern) werden jederzeit bei allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen.

* Räthsel.

Im hohen Norden in einsamem Land
Da bin ich zu Haus mit unlöschbarem Brand;
Da treib' ich mein Wesen, höchst original,
Und sende zum Himmel den zischenden Strahl.
Geändert den Schluß, daß 'ne Mehrzahl entsteht,
Als alte Bekannte sofort ihr uns seht;
Wir stehen schon lange in euerem Dienst,
Doch bringen wir wahrlich nicht Gründergewinnst.
Nun setzt an des zweiten Vokales Ort
Einen andern, dann klingt ein historisches Wort
Euch zu, dessen Träger in schwerer Zeit
Zum Theil ihrem Lande sich muthvoll geweiht.

Reiselt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 65. Mittwoch, 5. Juni 1872.

* Die Opfer des Krieges.

Novelle von A. Bitter.

(Fortsetzung.)

Der Hausherr war über diese Bitte zuerst nicht wenig befremdet und stand schon im Begriffe, dieselbe dem Gaste rundweg abzuschlagen. Als er jedoch in die thränenfeuchten Augen des Franzosen schaute, wurde er wankend und theilte seiner Gattin mit, um was ihr Gast ihn angegangen. Das besorgte Mutterherz hegte nun freilich noch viel schwerere Bedenken. Die Frau hatte die theuren Kleinen kaum noch auf Augenblicke je aus ihren Händen gegeben und nun sollte sie dieselben für eine ganze Nacht einem Menschen anvertrauen, der, wenn aus Zufall ihr mehrtägiger Gast, doch für sie ein gänzlich Fremder, ein an ihren Herd verschlagener Soldat war, von dessen Vergangenheit sie sozusagen Nichts wußte — kein Wunder, daß ihr Herz sich dagegen sträubte und ein unbestimmtes Angstgefühl sich ihrer bemächtigte.

Aber Claude richtete seine Blicke mit so rührendem Ausdrucke auf die junge Frau, seine Augen sprachen eine so beredte Sprache, daß die Beängstigte zu ahnen glaubte, was in seinem Herzen vorging. Sie wurde dadurch erweicht und gab endlich, wenn auch noch immer mit innerlichem Widerstreben, nach. Sorglich entkleidete sie selbst die Kleinen und trug sie hinauf in die Kammer, die dem französischen Gaste zum Schlafgemach angewiesen war, und legte sie in das Bett desselben.

Claude blieb für den Rest des Abends einsilbiger und trauriger als je, obschon sich seine Augen hin und wieder mit einem eigenthümlichen Ausdrucke auf die junge Mutter hefteten, gleich als wollte er mit Blicken für das ihm bewiesene Vertrauen danken, was ihm in Worten auszudrücken nicht vergönnt war. Frühzeitiger als sonst sagte er seinen Gastfreunden mit dem gewohnten Händedruck gute Nacht und begab sich hinauf zu seinen kleinen Schützlingen.

Am andern Morgen war Frau Anna Moser, so hieß die Mutter der Kinder, ein wenig erstaunt, droben in der Kammer ihres sonst ziemlich zeitig aufwachenden Gastes nicht das mindeste Geräusch zu vernehmen. Ein leises Gefühl der Angst und Besorgniß hatte sie die Nacht über weniger ruhig als sonst schlafen lassen, doch hatte ihr aufmerksam lauschendes Ohr keinen Laut vernommen, der irgendwie zu einer Besorgniß hätte Veranlassung geben können. Eine Viertelstunde lang hielt die durch das ungewöhnliche Schweigen oben in der Kammer Beunruhigte noch an sich; dann aber rief sie den schon draußen vor dem Hause beschäftigten Gatten herbei und theilte ihm ihre Wahrnehmung mit. Der gleichmüthige Mann lachte sie indeß ob ihrer Besorgniß ein wenig aus und meinte: „Der Franzose verhalte sich wohl nur so still, weil er die Kleinen nicht in ihrem Morgenschlafe stören möge.“

Frau Anna, durch die Worte des Mannes wenigstens theilweise beruhigt, machte sich wieder mit Bereitung des Frühstücks zu schaffen. Damit zu Ende gekommen, trug sie den dampfenden Kaffee und die duftenden gerösteten Kartoffeln auf den Tisch, lauschte noch ein Mal zu der Kammer hinauf, schüttelte nachdenklich den Kopf, als dort noch immer Nichts sich regen wollte, und rief dann ihren Mann zum Essen in die Stube.

Moser trat nach einer Weile herein und nahm gelassen am Tische Platz. Doch glaubte seine Frau zu bemerken, daß er, nicht ohne ein leises Befremden zu verrathen, einen Blick nach dem Platze hinwarf, den sonst der Gast einzunehmen pflegte. Dieser Blick brachte bei der Frau plötz-

lich einen festen Entschluß zur Reise: „Am Ende will ich denn doch wissen, was diese Stille da oben zu bedeuten hat," sagte sie zu ihrem Manne. „Der Franzose kam sonst immer rechtzeitig zum Frühstück und war meist lange vor demselben aufgestanden. Ich gehe hinauf und poche an die Thüre. Die Kinder mögen jetzt auch aufstehen."

Mit diesen Worten stand die Frau rasch vom Tische auf, stieß die dampfende Kaffeetasse auf die Seite und eilte, ohne auf die allfälligen Einwendungen ihres Mannes weiter Bedacht zu nehmen, die Treppe hinauf. Einen Augenblick nur noch lauschte sie droben an der Kammerthüre, und als drinnen Alles grabesstille blieb, pochte sie erst leise, dann lauter mit zitterndem Finger an die Thüre.

Ueber den unten am Tische sitzenden Mann war nun doch derweile so Etwas wie eine innerliche Unruhe gekommen. Eben wollte er sich anschicken, seiner Frau zu folgen, als ein gellender, markdurchschneidender Schrei, dessen Schall von oben herab an seine Ohren drang, ihn wie einen Pfeil vom Bogen von seinem Sitze aufschnellen machte. Mit einem Gesichte, todtenbleich vor Entsetzen, rannte er in wilder Hast die Treppe hinauf zum oberen Boden.

Der Anblick, der sich hier den Augen des jungen Mannes darbot, war allerdings geeignet, auch die festesten Nerven zu erschüttern. Unter der weit geöffneten Kammerthüre stand sein Weib und schaute, an allen Gliedern bebend, mit vor Entsetzen verglasten Augen in den Kammerraum hinein.

Vom Bette her starrte den beiden Gatten das marmorweiße Gesicht des Franzosen in kalter Regungslosigkeit entgegen, während die von der Decke noch halb verhüllten Gesichter der beiden Kinder, an die Schultern ihres Schlafgenossen gedrückt, kaum deutlich wahrzunehmen waren.

Nicht lange dauerte indeß der Bann, der die entsetzte Mutter in seinen eisigen Banden gefangen hielt. Wie in einem Anfalle zorniger Raserei stürzte sie sich auf das Bett und riß die verhüllende Decke von den Gesichtern der Kinder weg. Die aber regten sich einen Augenblick noch schlaftrunken und fuhren sich, aus ihren Morgenträumen aufgeschreckt, mit den kleinen Fäusten über die Lider, die sich nur widerstrebend öffnen wollten, dem jungen Tag in's trübe Gesicht zu sehen. Die beiden kindlichen Gesichtchen aber sahen so roth und frisch aus, wie die ersten reifen Kirschen des Sommers.

Anders aber war es mit dem armen Claude. Der öffnete seine Augen nicht mehr dem Lichte des Tages *); er war hinüber geschlummert in das Land des ewigen Friedens. Wohl mochte es ihm gewesen sein, dem armen Gefangenen auf fremdem Boden, als halte er die eigenen Kinder, ein jedes zu einer Seite, an seine erkaltende Brust gedrückt, als er, wahrscheinlich still und schmerzlos, aus dem Leben geschieden, dessen Freuden er noch so wenig gekostet, um sein Grab zu finden in dem kleinen Schweizerdorfe, von dessen Existenz er noch vor wenigen Wochen keine Ahnung gehabt hatte.

Hätte der arme Internirte nur noch zwei Tage länger sein Leid zu tragen vermocht, der Briefbote würde endlich sein tödtliches Sehnen gestillt und ihm einen Brief von seiner Margot gebracht haben. Der Brief freilich kam an, aber die Augen, die ihn hätten lesen sollen, waren gebrochen.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Der Friedensgruß.

Ein Erinnerungsblatt von Amalie Marby.

(Fortsetzung.)

Eine minutenlange, tiefe Stille trat ein. Frau von Hartungen war dem Bericht mit tiefgesenktem Haupte gefolgt, so daß jede Bewegung in ihrem Antlitz dem forschenden Blicke des Arztes verborgen blieb. Doch das nervöse Zittern der über dem Knie gefalteten Hände verrieth ihm genugsam, wie wenig ruhig es in ihr war. „Doktor," sagte sie endlich leise, und ein seltsam weicher Klang durchbebte ihre harte Stimme, „ich weiß, Sie sind mein Freund! Als solchem mache ich Ihnen und nur Ihnen das Geständniß, daß ich hier, hier fühle: er ist doch mein Sohn! Sparen Sie weder Geld noch Mühe, lieber Herr Geheimrath — hören Sie, ich bitte darum, um Gewißheit über sein Schicksal zu erhalten. Können Sie aber Nichts erfahren, dann erwähnen Sie seiner nicht vor mir."

Trotz der weit umfassenden Maßregeln gelang es nicht, außer den bisher bekannten Mittheilungen Näheres über Georg von Hartungen's Verbleib zu erfahren. Auch von den ausgelösten gefangenen Deutschen, die allmälig wieder zu ihren Truppentheilen zurückkehrten, wußte Niemand über den Vermißten Auskunft zu geben. „Während der Gefangenschaft ist er jedenfalls seinen schweren Wunden erlegen," sagte der Geheimrath zu den

*) Streng historisch.

Seinen. „Ungekannt und ungenannt in fremde Erde gebettet, schläft der lange Todesschlaf sich dort gleich sanft, wie in der heimischen Scholle." Zu Frau von Hartungen sprach er niemals wieder über den Vermißten. Sein Schweigen sagte deutlich genug, daß alle Bemühungen bisher erfolglos geblieben waren. Wie aber ihre Gedanken sich fortwährend mit dem dunklen Loose ihres jüngsten Sohnes beschäftigten und zugleich ihr Gemüth von den grausigsten Vorstellungen gequält wurde, verrieth sich ihrem Freunde während der heftigen Krankheit, von der sie im Frühjahr heimgesucht wurde. Der Geheimrath erkannte sofort den Grund, er wußte, daß der Hauptsitz des Uebels nicht in ihren Nerven, sondern in ihrer angsterfüllten Seele lag. Da schlugen seine Beruhigungsmittel freilich nicht an; das einzige, welches ihr Trost gewähren konnte, ihr Weh in eine theilnehmende Brust zu ergießen, lehnte sie beharrlich ab. Der neue Schmerz machte sie nicht etwa sanfter und gefügiger gegen ihre Umgebung, im Gegentheil wurde sie täglich unduldsamer, bitterer und mürrischer. Sie machte alle Welt, nur nicht sich selbst verantwortlich für ihre Leiden, ihre gereizte Stimmung. Die Stunde war noch nicht gekommen, wo sie zusammenbrechen sollte unter der schweren Wucht bitterer Selbstanklagen.

Erst heute Nacht, wo der tröstliche Schlaf ihr Lager floh und eine unbezwingbar mächtige Stimme sie nöthigte zur Einkehr in sich selbst, wo sie Seite für Seite das Erinnerungsbuch ihres Lebens durchblätterte, da schlug es wie Donnerruf an ihr Gewissen: „Du, du allein bist schuld an deiner Vereinsamung! Deine grausame Härte, dein Stolz und Trotz erstickten die warme Zuneigung deiner Kinder; deinen eingefleischten Vorurtheilen, deinem grenzenlosen Hochmuth opfertest du erbarmungslos ihr ganzes Lebensglück! Hättest du anders als Mutter gehandelt, wie viel Weh hättest du verhindern, wie viel Glück verbreiten können!" Bei dem letzten Gedanken stieg ein bleiches, süßes Mädchengesicht vor ihren geistigen Blicken auf. Sie wollte es gewaltsam verwischen, indem sie andere Szenen, andere Bilder festzuhalten versuchte, vergebliche Mühe! Dazwischen tauchte immer und immer wieder ein schöner blonder Mädchenkopf auf, der sich tief und immer tiefer neigte vor ihren demüthigenden Schmähungen, bis die ganze krampfhaft bebende Gestalt zu ihren Füßen lag, mit zitternden Händen ihre Kniee umfaßte und dann das thränenüberströmte Antlitz zu dem unerbittlich harten ihrer Richterin erhebend, mit fast versagender Stimme flehentlich bat: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, schicken Sie mich nicht fort, ohne ein Wort der Verzeihung zu sprechen! Ist es so große Sünde, daß ich den Sohn meiner Wohlthäterin liebe, so büße ich ja unsagbar schwer durch das Gelöbniß der Entsagung! Ich werde ihn ja nie, nie wiedersehen! O, ich will um dieser Liebe willen ein ganzes Leben voll Bitterkeit ertragen, nur den Fluch der Undankbarkeit nehmen Sie von mir! Ich bin nicht undankbar, weiß Gott, ich bin es nicht! Schicken Sie mich nicht in die kalte, fremde Welt hinaus unter der niederdrückenden Wucht Ihrer Verachtung!" Ein zorniges, bitteres Schmähwort war die Erwiederung. Zusammenzuckend erhob sich das arme Kind und schwankte lautlos zur Thüre. Dort wandte es noch ein Mal die großen, tiefblauen, thränenschweren Augen mit so rührend bittendem Blicke auf ihre erbarmungslose Peinigerin, daß diese unwillkürlich erbebte und jetzt, in der Erinnerung daran, laut aufstöhnte. Was Alles sagte jener Blick? So schmerzlich klagend, so traurig ergebungsvoll schien er doch noch zu sprechen: „Böse Frau Pathe, ich hab' dich doch lieb!" Immer schwerer klangen die Seufzer, die Frau von Hartungen's schwer athmender Brust entstiegen. „Fort, fort mit euch nutzlosen Bildern und Träumen! Was wollt ihr von mir? Warum raubt ihr mir die nächtliche Ruhe? War ich nicht in Allem, was geschehen, in meinem Rechte? Würde ich, träte das Schicksal in derselben Weise noch ein Mal an mich heran, etwa anders handeln?" murmelte sie halblaut, und die zitternde Hand glitt mechanisch über Stirne und Augen, als wollte sie die seltsam beängstigenden Bilder gewaltsam vertreiben. Doch einmal erwacht, ließ die mahnende Gewissensstimme sich nicht wieder zum Schweigen bringen. Gleichwie ein zahlloses Eumenidenheer hefteten sich die bösen Erinnerungen an ihre Seele, daß dieselbe tausendfach durchschauert wurde von der Antwort: „Gib dir keine Mühe, die schwere Schuld zu beschönigen, die dein trotziges, hochmüthiges Herz dein ganzes Leben hindurch gegen deinen Gatten, deine Kinder, die ganze Welt und am meisten gegen dich selbst verübt hat! Ja, wiederholte dein Leben sich noch ein Mal und du überblicktest klar die Folgen deines unseligen Thuns, o du würdest anders, besser handeln! Doch das Geschehene läßt sich nicht ändern. — Ist Nichts, gar Nichts wieder gut zu machen, Clärchen?" Da tönt wieder das süße Kinderstimmchen an ihr Ohr: „Böse Frau Pathe, ich hab' dich doch lieb!" und dazu der Scheideblick des verstoßenen Mädchens und die

prophetisch mahnenden Worte des Geheimraths und ihrer Söhne: „Clärchen liebt und versteht Sie!" „Die Arme küßt die Hand, welche sie schlägt!" „Mutter, arme Mutter! Möchtest du nie empfinden, welche Grausamkeit du dir zufügst, indem du dich selbst beraubst!" Ach, hatte sie nicht genugsam gefühlt, wie arm, wie entsetzlich arm sie sich gemacht, nachdem sie Clärchen's treues Herz von sich gestoßen? War das liebliche Geschöpf nicht der Sonnenblick ihres Lebens gewesen? Hatte sie das holde Lächeln, das anmuthig heitere Geplauder nicht Tag für Tag auf's Neue vermißt? Und hatte gerade dies Bewußtsein sie nicht mit stärkerem Haß erfüllt gegen ein Wesen, das sich erkühnte, ihrem Leben als unentbehrlich zu gelten, dessen Nähe sie erfüllte wie reinerer Lebensodem? Denn sollte sie, die starke, stolze Frau, ihre Sehnsucht, ihre Schwäche eingestehen? Sollte sie zum ersten Male in ihrem Leben ein Wort zurücknehmen, die Verstoßene wieder zu sich rufen? Nimmermehr! Ihr Stolz und Hochmuth lehnten sich gewaltig gegen jede mildere Regung auf, bis sie endlich sich einredete, Nichts auf der Welt so tief zu hassen, als die unglückliche Veranlassung ihrer Vereinsamung: Clärchen Reinick. — Je mehr Schicksalsschläge sie trafen, je finsterer wurde es in ihrem Herzen. Heute hatte sie in bitterem Groll den letzten Freund aus ihrer Nähe verbannt; warum? weil er — o sie konnte länger sich nicht selbst belügen — weil er die Wahrheit gesprochen, weil er in Worte gekleidet, was wie ein Schreckgespenst in der tiefsten Tiefe ihrer Seele ruhte, dessen leiseste Berührung sie fürchtete. — Nun stand sie, inmitten von Pracht und Reichthum, ganz mutterseelenallein. O, ein unsagbares Grauen überfiel sie plötzlich bei dem Gedanken an ihre Einsamkeit! Allein mit diesen quälenden Erinnerungen, allein bis zum Tode!

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Interessante Erfindung.) Zwei österreichische Seeoffiziere und ein Schiffbau-Ingenieur haben in Gemeinschaft einen Modus gefunden, den Rauch von Schiffsdampfmaschinen — statt durch den Kamin — unter Wasser abzuleiten. Dazu benutzen sie doppelte Ventilatoren, welche den Rauch komprimiren und außer Bord pressen. Zum Betriebe dieser Ventilatoren benutzen sie je nach Umständen entweder Wasserkraft, das ist der Druck des Wassers zwischen der Oberfläche des Wassers und dem Installirungsorte dieses Apparats, oder für kleinere Schiffe, wie Flußschiffe, die Dampfkraft. Die Vortheile dieser Erfindung sind: die größere Schlagfähigkeit der Kriegsschiffe; — bei Panzerschiffen würde der einzige verwundbare Theil, der Kamin, ganz wegfallen. Eine bedeutende Raumersparniß des durch alle Decke gehenden Kamins würde erzielt werden, ebenso Sicherheit gegen Feuersgefahr, Kaminbrände, vollkommene Regulirbarkeit des Zuges und in Folge dessen Anwendung einer Vorrichtung, um den Rauch zu verbrennen, daher Kostenersparniß, und schließlich schnelleres Dampfklarwerden, sowie bessere Ventilation des Kesselraumes. Einen ganz speziellen Vortheil gewährt diese Erfindung für den praktischen Gebrauch submariner und Torpedo-Schiffe, sowie Monitors, welch' letztere dann vollkommen unverwundbar sein dürften. Die Erfindung wurde, wie Wiener Blätter melden, von Fachmännern in allen Theilen erprobt und fielen die damit gemachten Versuche bis in's kleinste Detail höchst günstig aus.

Ein Priester zu Padua, im Anfang des 16. Jahrhunderts, entgegnete auf eine Verordnung des Stadtraths: er werde thun, was ihm der heilige Geist eingebe. Allein der Rath erwiederte mit gleicher Berufung: „Der heilige Geist habe dem Rath der Zehn eingegeben, jeden Widersetzlichen aufhängen zu lassen." Da gehorchte ihm der Geistliche, ohne eine ihm besonders zugehende Eingebung abzuwarten.

Versailler Kriegsgerichts-Zeitung.

Tagtäglich mehrt der Feldherrn Schaar
In Frankreich sich vor'm Kriegsgerichte;
Mit jedem Tag sind's wieder 'n Paar, —
's ist 'ne verteufelte Geschichte!
Kaum weiß Thiers, wie der Kopf ihm steht,
Er weiß nicht, wen zuerst er wähle:
Verdonn're doch per Alphabet
Die ganzen **ABC-Gen'räle!**

Auflösung des Räthsels in № 64:
Geiser *) — Geisen — Geusen. **)

*) Die berühmte intermittirende heiße Quelle auf Island.
**) Name einer Verbindung niederländischer Edelleute und anderer mit der spanischen Herrschaft unter Philipp II. Mißvergnügten.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 68. Freitag, 7. Juni 1872.

Eine Mutter an ihre Tochter am Hochzeitstage.

Nun ist der Tag hereingebrochen,
Der dich, mein Kind, mir nehmen soll;
Die Jahre zähl' ich nur wie Wochen,
Sie waren freud- und kummervoll.

Daß auf des Lebens Fluth dein Nachen
Hingleite wie im See der Schwan,
Galt es, gar manche Nacht zu wachen,
Hab' ich manch' schweren Schritt gethan.

Als sich auf deinen Rosenwangen
Der Liebe Frühroth sanft gemalt,
Der Sehnsucht erste Lieder klangen,
Dein Auge heller aufgestrahlt,

Da hab' ich — daß dein Herz einst fände,
Was seiner werth — zu Gott gefleht,
Nun ich dich geb' in fremde Hände,
Mein Auge voller Thränen steht.

Nun kann nicht mehr die Mutter leiten,
Dich mahnen, schützen Schritt für Schritt,
Ihr Segen nur kann dich begleiten;
So nimm ihn denn in's Leben mit.

Verworren sind des Lebens Dinge;
Doch wenn du je in Zweifeln stehst,
Frag' dich, ob deine Mutter ginge
Denselben Weg, den du dann gehst!

An manchen Kreuzweg wirst du kommen,
Dann zaud're nicht und wähl' geschwind!
Kein and'rer Pfad wird je dir frommen,
Als den du wandelst wie ein Kind!

Carl Wilh. Bay.

* Die Opfer des Krieges.

Novelle von A. Bitter.

(Fortsetzung.)

Die Zeit rauscht dahin über das Wohl und das Wehe der Nationen wie der einzelnen Menschen; gleichmäßig fühllos tickt der Pendelschlag der Wanduhr, ob in ihrer Nähe ein Herz im Tode bricht oder ein junges Leben sich dem frohen Lichte des Tages entgegenwindet, ob jubelnd die Menschen die herannahende Stunde begrüßen oder sie mit Zittern und Beben erwarten. So war es auch in Frankreich in den Frühlingsmonaten des Jahres 1871. Welch' ungeheure Veränderungen waren da im Zeitraume von einigen Monden vor sich gegangen. Siegesgewiß hatte der abenteuernde Franzosenkaiser sich in den Kampf mit dem tapfern und mächtigen Nachbarvolke gestürzt, und siegesgewiß, kindisch in seiner Selbstüberschätzung hatte sich das Volk mit in den Schwindel hineinreißen lassen, unbekümmert, ob das gute Recht auf der Seite des muthwilligen Angreifers oder anderwärts sich befinde. Frankreich, das glorreiche Frankreich brauchte ja nur zu siegen, so bedeckte es sich mit neuem Ruhme, und wer sich mit Ruhm bedeckt, der muß ja schlechterdings auch das Recht auf seiner Seite haben, das ist zu allen Zeiten so gewesen, das lehrt uns ja die Weltgeschichte, lehren die Herren Professoren ja stündlich von den Kathedern herab. Und dann — was zum Kukuk sollte es denn auch nützen, die grande nation zu sein, an der Spitze der Zivilisation zu marschiren, wenn man sich dafür nicht das Recht herausnehmen dürfte, den ungelehrigen Schülern hin und wieder eine kleine Dachtel zu versetzen?! Par Dieu! man ist eben nicht umsonst eine kriegerische Nation. Was kann man dafür, wenn die andern Nationen aus lauter Schlafmützen bestehen, die sich Alles gefallen lassen.

Ja, so hatte vor wenigen Monden ganz Frankreich, vom Herzog bis zum letzten patriotischen Stiefelputzer herab, raisonnirt; und jetzt? Ganz Frankreich in den Händen des so sehr gering geschätzten Feindes, seine glorreiche, unüberwindliche Armee in schmählicher Gefangenschaft, und die Besiegten froh, mit fünftausend Millionen Franken Kriegsentschädigung, dem Verluste zweier schönen Provinzen und der unerbittlichen Zerstörung des Glaubens an die geträumte militärische Ueberlegenheit davon zu kommen. Die Lektion war eine harte, aber eben eine zu harte, zu kolossale, als daß sie vom Volke hätte begriffen werden sollen. Wo keine Volksschulen existiren, da wissen die Bauern glücklicher Weise auch nicht die ganze Bedeutung von neun Nullen mit einer gewichtigen fünf davor zu würdigen. Auch um den Verlust des Kaisers und seiner das Volk aussaugenden Kreaturen und Anhänger brauchte man sich nicht sonderlich zu grämen. An Königen und Kaisern oder Solchen, die gerne so Etwas werden möchten, hatte Frankreich noch nie Mangel gelitten.

Und dasselbe Bild, das die französische Nation jetzt in ihrer großen Gesammtheit darbot, das boten in unzähligen Exemplaren die Familien dar. Der häusliche Herd zerstört, die Felder verwüstet, die Familie in Trauer vielleicht um ihr Haupt, ihren Ernährer oder den Sohn, der sein blühendes Leben auf dem Schlachtfelde verhaucht.

So war es auch in dem Dorfe an der Loire, in dem kleinen, vom Lindenbaume beschatteten Häuschen. Wo vor Monden ein glückliches, junges Ehepärchen der schönsten Zeit seines Erdendaseins sich gefreut, da schlich jetzt eine schöne, aber bleiche, junge Frau, in schwarze Gewänder gehüllt, traurig umher oder lauschte mit stiller Wehmuth dem Geplauder ihrer zwei Kinder, die sich über ihre neuen schwarzen Kleider zu freuen und des gestorbenen Vaters schon halb vergessen zu haben schienen. Wohl kam auch die nun zum zweiten Male verwittwete Mutter fast jeden Abend auf Besuch zu ihrer Tochter, aber diese Abende wurden darum nicht heiterer. Wo zwei Herzen gleichzeitig bluten, kann die Unterhaltung die Wunden nur immer tiefer und tiefer aufreißen. Das Theuerste, was die beiden Frauen je besessen, hatte ihnen der unerbittliche Tod fast gleichzeitig entrissen.

Ein plötzliches Ereigniß, das unter andern Umständen nur Schrecken und Verwirrung in das Trauerhaus gebracht haben würde, war jetzt dazu bestimmt, wenigstens eine Unterbrechung der trüben Einförmigkeit dieses häuslichen Lebens hervorzurufen. — Eines hellen Aprilmorgens schmetterten nämlich fröhliche Trompetenklänge in das stille Dorf hinein und ein starker Reitertrupp folgte diesen lustigen Klängen nach. Noch ehe Margot Jullion sich von ihrer Ueberraschung zu erholen vermocht, ritt ein stattlicher Reitersmann bis dicht an die Thüre ihres Häuschens heran und pochte ganz leise und manierlich mit dem Säbelgriffe an. Margot stieß einen Laut der Ueberraschung hervor. Sie hatte beim ersten Blick durch's Fenster den schmucken bayerischen Unteroffizier erkannt, dessen humaner, freundlicher Gesinnung sie es vor wenigen Wochen zu verdanken gehabt, daß die durch den niederträchtigen Pierre Bachs über sie heraufbeschworene Gefahr spurlos an ihrem Haupte vorübergegangen. Warum zitterten die Kniee der jungen Wittwe so stark, als sie nur mit Mühe sich anschickte, die Hausthüre zu öffnen und den unerwarteten Gast zu empfangen, den sie wohl nie wieder zu sehen gedacht, als er mit seinen Kameraden von dannen geritten. Furcht konnte es nicht wohl sein, die dieses Zittern hervorrief, denn der Besuch sah nicht im Mindesten furchtbar oder bedrohlich aus.

Der hübsche Unteroffizier stand im Begriffe, lächelnd seine ehemalige Beschützte zu begrüßen. Das schon bereite Scherzwort erlosch jedoch auf seinen Lippen, als sein Blick auf das Trauergewand der jungen Frau fiel, und er sagte mit ernster Freundlichkeit:

„Ich konnte mir das Vergnügen nicht versagen, Madame, Sie im Vorüberreiten zu begrüßen und mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen. Werden Sie Demjenigen, den Sie, als gute Französin, als einen Feind betrachten müssen, die kleine, aber wohlgemeinte Störung verzeihen?"

Margot, so wenig sie sonst um Worte verlegen zu sein pflegte, fand jedoch für den Augenblick eine passende Antwort nicht. Der Reiter schien jedoch ihre Verlegenheit zu bemerken und sie derselben rasch entheben zu wollen. „Ich könnte Ihnen für den Augenblick nicht länger lästig fallen, wenn ich es auch wollte, Madame," sagte er. „Der Dienst ruft mich in's Dorf; da meine Kameraden und ich aber voraussichtlich für längere Zeit hier verweilen werden, so sage ich auch nicht Lebewohl, sondern auf Wiedersehen, wenn Sie's nämlich erlauben."

Mit diesen Worten legte der Reitersmann grüßend die Hand an den Helm, wandte sein wohlgenährtes Roß und war den Augen der noch immer überraschten Margot so schnell verschwunden, als er gekommen.

Das Dorf, in das die bayerischen Reiter soeben gekommen, fiel mit in den Rayon, der von den deutschen Armeen nach dem Wortlaut des Friedensvertrages bis zur Erfüllung der Bestimmungen dieses Vertrages besetzt zu haltenden fränkischen Gebietstheile, und das Reiterdetachement, zu dem der Unteroffizier Franz Amstein gehörte, war zur Besatzung dieses Dorfes bestimmt. Amstein konnte daher mit vollem Rechte einen Aufenthalt in der Nähe der jungen Wittwe in Aussicht nehmen.

(Schluß folgt.)

's Hambacher Fescht.

(Mannh. Familienblätter.)

Deß Hambacher Volksfescht, dem so Mancher en geheerige Blatschreege uff de Buckl gewinscht, scheint bei unserm Barometer besser ang'schriwe geweßt zu sein. Die Wolkebrich ware am Montag so freindlich, all iwer die Maxburg wegzugehn, ohne de geringschte Brotescht vun owerunner gege die versammelt „Frehlich Palz, Gott erhalts" zu erheewe. Zum große Vertruß vun e paar „Unzufriedene," die sich eewefalls uff d'r Burg eing'funne, hott's aach ke blutige Hambacher Kepp gewe! Mein Vorsicht mit'm wattirte Frack war doher sehr iwerflissig. Es war Alles een Herz, een Seel un een Schoppe! Der eene Schoppe iss natirlich nit wertlich zu nemme. — Die bekannte Hambacher Bajonette sinn dessemool in d'r Kassern gebliwe. Wann d'r Mannemer Leebche noch leewe dhät, breicht'r jetzt ke Angscht mehr zu hawe, wann widder Eener, wie seiner Zeit, an d'r Parrkerch, zu'm sage dhät: Leebche! Du krifft die Krenk! Du hoft de Hambacher Fahne uff die Maxburg gedrage! — Schwarz-rothgoldene Hoffeträger un Hoffeknepp sinn dessemool aach keeni auff'm Hambacher Fescht abg'schnitte worre. Bolizei haw ich iwerhaabt keeni g'sehe. Die Hambacher Schtaatsg'fährlichkeit scheint also nit mehr g'fährlich zu sein! In verzig Johr iss freilich viel Wasser de Rhein nunner geloffe. Vun 1832 biss 1872 iss ma eewe d'r Ansicht worre, daß ma besser vun unnenuff, als owerunner baut! Natirlich ke Regel ohne Ausnahm! Es gibt aach heit noch Leit, die 's ganz Johr im siwete Schtock wohne wolle, awer noch ke Drepp in de erschte in's Haus gebaut hawe. Es muß iwerigens aach so Reiz gewe, sunscht wär deß bollittische Leewe recht langweilig. — Daß es also aach Leit gibt, die mit dem Hambacher Fescht am Montag nit zufriede ware, kann mich nit Wunner nemme. Es leegt sich eewe e Jeder die Hambacher Feschtbedeitung noch seiner Fasson aus. Was mich am Montag norr Wunner genumme, war die Hambacher Entdeckung, daß nit eemol die Kinner der 1832er Märtyrer, deren Andenke unser „Unzufriedene" for sich alleen in B'schlag nemme, zu'n halte! Okonbroleer! Die Sehn vun de hervorragendschte 1832er Hambacher Freiheitsmänner hawe, wie vorgelese worre, ihre Symbathie zum 1872er Erinnerungsfescht uff d'r Maxburg durch Zuschrifte an's Feschtkomitee ausgedrickt, wie ma se nit deitlicher gewe kann. Sogar die Dochter vom Siewepeiffer hott der 1872er Hambacher Feschtversammlung per Telegramm ihr Kumblement gemacht! — No, was sage Se dann doderzu, sag ich uff d'r Burg zu Eem, den ich vun d'r unzufriedene Hambacher Feschtzeit kenne gelernt. — Was sag ich doderzu, segt'r. Kinner arte aus! Mir halte uns an die Dode! B'halt ihr die Lebendige! — Recht so, sage ich. Heebt eich an de Dode! Mir wolle's mit de Lewendige halte. Awer derndewege drinke mer doch en Schoppe mitnanner. — Gleich druff hawe mer dann gemiethlich imme kiehle Eck uff der alte Maxburg g'sotze un een Pälzer Schoppe um de annere mitnanner gepetzt! Daß awer nit alleen meiner zufriedene, sondern aach meim bollittische Gegefießler seiner unzufriedene Feschtschtimmung Rechnung gedrage war, hawe mer so mitnanner gedrunke: Erscht en Feschtschoppe, dann en Zornschoppe! Uff deß widder en Feschtschoppe, un noochher widder en Zornschoppe! Un so weiter, biss die Sunn langsam unnergange un mein guter Zornmaier eemool forme junge Dannebaum, den'r for e Hambacher Feschtbam ang'sehe, e dief Kumblement gemacht! — Soodele, sag ich, jetzt gehn mer, sunscht kriche Sie mer in Ihrem Feschtzorn, den Se dohowe beim Schoppe kultivire, noch rein die Krenk! — So bin ich dann mit meim Rheinpälzer, unbeschadet d'r bollittische Gegefießlerei, die mir Zwee am Leib g'hatt, Arm in Arm widder vun d'r Maxburg nunner in's Dhal g'schtigge. Unner Wegs hawe mer dann Gelegenheit g'hatt, so e paar pälzer Feschtdaame in de weiße Kleeder aus nächschter Näh zu betrachte. Alle Reschbeckt vor so'er pälzer Feschtdaam. Deß heeß ich en Schlag Meedle! Unser Mannemer kohlesaure Jungfer sinn zwar nit zu verachte, so e pälzer Weinjungfer herngege iss

eewefalls nitt bitter. — Mit eem Wort: Die „nationalliberale Travestie des Hambacher Festes," wie die G'schicht vun unsere „Unzufriedene" betittelt worre, hott mer recht gut g'falle! Die „Deutschthümelei", die sich do widder emool Luft gemacht, war anno 1872 ganz am Platz. Die „Vereinigten Staaten von Europa" sinn zwar am Montag uff d'r Maxburg nit gegrind worre, dagege hott ma sich um so mehr mit de vereinigte Schtaate vun Deitschland befaßt. Und deß war die Hauptsach! Der sogenannte „Völkerbund" iß zwaar e recht scheeni Sach uff'm Druckbabier, dirft awer vorderhand noch sehr schwer in d'r Braxis auszufiehre sein. Ich erinner per Exembl norr an unsern gute Nochber, de Mossie Franzoos. Anbinne hot'r zwar sein Lebdag mit uns wolle, awer mir bedanke uns for so'n Völkerfreindschaftsbund, for den mir Deitsche immer die Rechnung zahle solle! In denne deitsche Hosse emool nit mehr, Männer! Mit der so beliebte „Kosmopolitik" kumme mer nit uff de Schtrumb. Mir misse uns also vor d'r Hand noch mit der sehr eenfache Bolibik begniege, die erscht for sich unn dann for die Boole un Franzose sorgt, die uns dessemool nit, wie anno 1832, uff Hambach ihrn B'such gemacht! No, iß aach ohne die gute Freind gange! — Hambach 1832 — Humbug 1872 — sage unser bollittische Zornnickl! Wann d'r bollittische Humbug nergends größer wachst, als'r am Montag uff d'r Hambacher Maxburg gedriwe worre iß, schtirbt 's Deutsche Reich nit am Schwindl! Die frehlich Palz wenigschtens scheint biß dato noch gut deitsch un kerng'sund zu sein!

D'r frehlich Palz, d'r frehlich Palz
Geht Deitschland iwer Alles!
So lang die Wacht am Rhein schteht, halt's,
Un kricht noch nit de Dalles!

Mannigfaltiges.

(Hackländer und das Kreuz der Ehrenlegion.) In dem Bordier'schen Buche „L'Allemagne aux Tuileries" (Deutschland in den Tuilerien) ist auch Hackländer als Bittsucher um einen Orden der Ehrenlegion erwähnt. Hackländer gibt nun in der letzten Nummer der „Gegenwart" folgende Aufklärung: „Es war im Jahre 1868, als ein braver und gebildeter französischer Offizier höheren Grades meine „Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden" übersetzte, die unter dem Tittel: „La vie militaire en Prusse" bei C. Hachette u. Komp. mit solchem Erfolge erschienen, daß nicht nur in sechs Wochen eine neue Auflage nöthig war, sondern der Kaiser den Befehl gab, das Buch für Kasernen und Wachtposten anzuschaffen, was mir der Uebersetzer schrieb und beifügte, daß ihm der damalige Oberhofmeister, Herzog von Bassano, mitgetheilt, der Kaiser wollte mir eine Auszeichnung geben, wenn ich darüber zwei Worte an den Herzog von Bassano schreiben würde. Dieser Aufforderung bin ich allerdings nachgekommen und will Ihnen offen gestehen, daß ich auch heute noch kein Unrecht sehen würde, in gleichen Verhältnissen genau wieder so zu handeln, und daß ich damals für keine Schande gehalten hätte, den Orden der Ehrenlegion, den Tausende ausgezeichneter Männer trugen und heute noch tragen, anzunehmen."

Ein Pasquill, das auf den Kardinal Mazarin gedruckt wurde, brachte den Kardinal anscheinend sehr in Zorn. Allein er stellte sich nur so an, ließ eifrig allen Exemplaren nachspüren und that, als ob sie verbrannt werden sollten. Wie er sie aber sämmtlich hatte, ließ er sie heimlich, als wenn er Nichts davon wüßte, verkaufen und zog zehntausend Thaler daraus. „Basta," sagte er, „die Franzosen sind artige Leute: ich lasse sie singen und schreiben, so lassen sie mich machen, was ich will."

* Scherzräthsel.

Wie Manche wohl, die ich geschmückt,
Fühlt' sich durch mich sehr hart gedrückt,
Obgleich ich in der Regel nicht
Besonders schwer bin von Gewicht.
Oft stach und stech' ich aber auch
Den Damen ungemein in's Aug'
Und bin und bleibe unverwandt
Heißester Sehnsucht Gegenstand.
Nun streich' die Zeichen eins und drei,
Dann steht — 's ist keine Hexerei —
Genau Dasselbe vor dem Blick.
Du findst's mit einigem Geschick.

Beiselt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 67. Montag, 10. Juni 1872.

* Die Opfer des Krieges.

Novelle von A. Bitter.

(Schluß.)

Franz Amstein war ein fröhliches Kind des gesegneten Rheingaues. Bevor das Loos ihn unter die Soldaten geschickt, hatte er bei seinem eigenen wackern Vater das Böttcherhandwerk erlernt, hatte dann mit voller Zustimmung seines weitsichtigen Alten sein Wanderbuch in die Tasche gesteckt, das schwer bepackte Felleisen auf den Rücken genommen und war in die schöne Schweiz hineingewandert. Sich in dem Deutsch redenden Theile dieses Landes aufzuhalten, war nicht seine Absicht gewesen. Sein vorgestecktes Ziel war die sogenannte wälsche Schweiz gewesen, und er hatte dabei weniger eine Vervollkommnung in seinem Berufe, denn die Erlernung der französischen Sprache im Auge gehabt.

In einem der kleineren, reizend an den Ufern des prächtigen Lemanersees gelegenen Städtchen hatte er bei einem achtbaren Meister Arbeit gefunden. Die Waadtländer sind fröhliche, ja sogar trotz des burgundischen Blutes in ihren Adern gemüthliche Leute. Sie waren dem jungen Deutschen gewissermaßen wie seine Stammesverwandten vorgekommen. Es war Das eben kein Wunder gewesen, denn nirgends trinkt man so vielen und guten Wein, wie im schönen Waadtlande und in dem fern davon gelegenen Rheingau. Solch' gutes Tröpfchen erfreut eben des Menschen Herz, und fröhliche Menschen sind in der Regel auch gute Menschen. Franz Amstein hatte während seines Aufenthalts in der Waadt reichlich Gelegenheit gehabt, die Wahrheit dieses Satzes zu erproben.

Meister Louis Cérésole, ein jovialer Fünfziger mit einem behäbigen runden Bäuchlein und einer nur leicht über das billige Maß hinaus roth angehauchten Nase, sowie seine ebenso rundliche, unendlich gutmüthige Gattin, hatten den schmucken Gesellen, der gar fleißig gearbeitet und sich „pour un allemand" (für einen Deutschen), wie sie sich ausdrückten, so gar anständig und sittig betragen, gar bald wie einen Sohn lieb gewonnen und ihn auch als solchen behandelt. Neben dem guten, ehrlichen und aufgeweckten François hatte bald Niemand bei dem kinderlosen Ehepaare mehr Etwas gegolten. Was dem deutschen Gesellen besonders wohlthuend aufgefallen, war die Höflichkeit, mit der Meister Cérésole alle seine Arbeiter ohne Ausnahme zu behandeln pflegte. Da war kaum je ein bitteres, geschweige denn gar ein rohes Wort des Tadels vorgekommen. Auch seine äußeren Umgebungen hatten Franz lieb gewonnen. Sein ordentliches Betragen und sein anständiges Auftreten hatten ihm die Gewogenheit aller Leute eingetragen, mit denen sein Aufenthalt und sein Beruf ihn in nähere Beziehungen gebracht. Er hatte sich unter diesen frohmüthigen Menschen so gut gefallen, daß er trotz seiner angenehmen Verhältnisse zu Hause wohl kaum so bald an eine Heimkehr an den Rhein gedacht hätte.

Da war aber mitten in dieses angenehme Leben hinein eines schönen Morgens der Postfaktor geplatzt und hatte einen Brief von zu Hause gebracht, welcher die unerwünschte Nachricht enthalten, daß Franz sich unverzüglich nach Hause zu begeben habe, um seinen militärischen Verpflichtungen nachzukommen. Das war ein harter Schlag gewesen, mehr noch fast für das würdige Ehepaar Cérésole, als für den zunächst Betroffenen selber.

Am Morgen der Abreise hatte Meister Louis Cérésole den Gesellen mit sich in den Keller hinab genommen, hatte sich selber und dem Gesellen eine wahre Unzahl von Gläsern seines besten Yvorner eingeschenkt und, vor lauter Wehmuth schwere

Thränen in den perlenden Wein träufeln lassend, des edlen Nasses so viel getrunken, daß er nur mit einiger Anstrengung und mit Nachhilfe seines Gesellen den Weg zur Oberwelt wieder gefunden. Droben in seinem Zimmer angelangt, war er dann sofort über seinen Sekretär gegangen, hatte auf's Gerathewohl eine tüchtige Anzahl französischer Fünffrankenthaler aus einem Schubfache hervorgenommen, dieselben dem scheidenden Gesellen in die Hand gedrückt und ihn unter den theuersten Schwüren versichert, daß er der beste Kerl von der Welt sei und daß er, Meister Louis Cérésole, ihn Zeitlebens nicht vergessen und stets vermissen werde. Und als es dann zum letzten Scheidemomente gekommen, da hatte Franz noch die gütige mütterliche Frau Meisterin auf die beiden rundlichen Wangen küssen gemußt, denn Meister Cérésole würde eine Unterlassung dieser Höflichkeit sehr übel vermerkt haben. Die Matrone hatte sich Das auch ganz gerne gefallen lassen und Franz sich dieser Pflicht gegen die verehrte und beliebte Frau ebenso gerne unterzogen.

So war denn der junge Geselle mit recht ordentlich schwerem Herzen fortgezogen und um die Kenntniß der französischen Sprache und um eine Reihe lieber und schöner Erinnerungen reicher, dem heimischen Gaue entgegen gewandert.

Das Loos hatte Franz bei der Ziehung nicht begünstigt. Er hatte nicht eben zu seinem Vergnügen Soldat werden gemußt und war unter die Reiterei gesteckt worden. Sein schmuckes Aussehen, seine gute Schulbildung und sein Wohlverhalten hatten den jungen Reitersmann in verhältnißmäßig kurzer Frist zum Unteroffizier avanciren lassen, und der ausbrechende deutsch-französische Krieg hatte ihn bereits mit diesem Grade bekleidet angetroffen.

Franz Amstein war nicht gerade mit sonderlicher Begeisterung in diesen Krieg gezogen. Er hatte die Franzosen in den Waadtländern lieb gewonnen, denn waren diese auch Schweizer und ihrer politischen Gesinnung nach gute Schweizer, so waren sie doch gleichwohl Stammverwandte der Franzosen, sprachen deren Sprache, und ihre Sitten gehörten mehr der lateinischen, denn der germanischen Race an. Von dem in dieser Zeit so scharf hervorgetretenen Racenhasse hatte also bei dem jungen Unteroffizier nicht wohl die Rede sein können. Wohl war er, der Gerechtigkeit der deutschen Sache vollkommen gewiß, willig mit ausgezogen zum Kampfe für das Vaterland und den heimischen Herd; dabei aber wär's ihm viel lieber gewesen, wenn die hitzköpfigen Franzosen zu Hause geblieben, und nicht gerade mit einem Segenswunsche für den gewissenlosen korsischen Abenteurer war's gewesen, daß der junge Unteroffizier beim Abschiede von der heimischen Erde sein Rößlein bestiegen, um dem unbestimmten Geschicke entgegenzureiten. Er hatte den ganzen gewaltigen Feldzug mitgemacht gegen die in schwindelhafter Ruhmsucht durch ihren unwürdigen Herrscher dahingerissene, verblendete große Nation und hatte seine Pflicht mit unerschütterlichem Muthe gethan. Aber er verzichtete gerne darauf, seine Heldenthaten zu erzählen, und der Dichter auch. Wozu auch immer und immer wieder auffrischen das alte Geleier von Ruhm und Schuld und Fluch? Auch der gerechteste Krieg wird zum Gemetzel, vor dem das Bessere in der Menschenbrust sich mit Schaudern abwendet, wenn die wüthende Leidenschaft auf Augenblicke verstummt und der ruhigen Ueberlegung Raum läßt. Das Fazit dieser Betrachtungen aber wird schließlich immer sein: Hunderttausende von Menschen haben sich gegenseitig hingewürgt, die einander im Leben noch nie begegnet, und wenn ein solches Begegnen auf andern Wegen stattgefunden, sich vielleicht wie Brüder geliebt haben würden.

Franz Amstein machte noch am Abend desselben Tages, da er zum zweiten Male in das Dorf geritten, das Versprechen, das in seinem Abschiedsworte „auf Wiedersehen" gelegen, zur Wahrheit. Er kehrte, versehen mit einem Quartierbillet, das auf Frau Wittwe Margot Jullion lautete, zum Hause bei der großen Linde zurück. Nach gebührendem Vorweisen eines solchen Titels konnte ihm dann freilich auch der Eintritt in's Haus nicht wohl verwehrt werden. Ob es reiner Zufall gewesen, daß Amstein es gerade in dieses Quartier getroffen, muß dahin gestellt bleiben. So viel ist gewiß, daß Frau Margot trotz ihrer Wittwentrauer sich mit echt französischer Artigkeit in das Unvermeidliche fügte und den feindlichen Gast ohne nutzlose Protestationen bei sich aufnahm.

Bald erwies es sich denn auch an dem jungen Unteroffizier und der trauernden Wittwe, von welch' unschätzbarem Nutzen es sei, sich einander gegenseitig verstehen zu können. Hätte Franz Amstein nicht den guten Einfall gehabt, in's Waadtland zu gehen, dort die französische Sprache zu erlernen und nebenbei die Ueberzeugung sich zu holen, daß auch unter den Französisch redenden Menschen hin und wieder einige recht leidlich gute und vernünftige Exemplare zu finden seien, so würden sich sicherlich die Verhältnisse zwischen Gast und Quartiergeberin lange nicht so freund-

lich gestaltet haben, wie Dies in der Folge hier wirklich der Fall wurde.

Der junge Unteroffizier fand es bald so behaglich in seinem Quartier, daß er es als eine ganz überflüssige Sache zu betrachten begann, gleich seinen Kameraden in den Schänken des fränkischen Dorfes seine Zeit mühselig todtzuschlagen. Es gefiel ihm viel besser, die beiden Kleinen der hübschen Frau Margot auf seinen Knieen reiten, sich von den lieblichen, lebhaften Geschöpfen den blonden Vollbart zerzausen zu lassen und Stunden lang mit ihnen zu plaudern.

Frau Margot war freilich dabei immer traurig, sehr traurig, besonders des Abends, wenn ihre Mutter, die Wittwe Rolland, auf Besuch kam. Aber das deutsche Sprichwort: „Wer dem Kinde gute Worte gibt, der küßt der Mutter Wange," hat eben nicht nur für Deutsch redende Mütter, sondern auch für Französinen seine unbestrittene Geltung. Was Wunder also, wenn Frau Margot im Verlaufe der Zeit den deutschen Erbfeind unter ihrem Dache bald unbemerkt als einen lieben Hausfreund betrachtete, an dessen Weggehen sie nur mit Widerwillen denken mochte. Der Wittwenstand ist an sich kein kurzweiliges Ding, und eine ewige Trauer ist nicht kurzweiliger, besonders für eine lebhafte und von Natur lebenslustige Französin. Ein wenig Unterbrechung mittelst freundlicher Unterhaltung konnte da nicht schaden, noch weniger eine Sünde sein. Und Franz Amstein verstand sich auf die Unterhaltung, obschon er nur ein Deutscher war, Das mußte ihm selbst die Französin zugestehen.

Aber Alles auf der Erde und besonders das Glück muß ein Ende nehmen. Die Franzosen waren recht ungeduldig, ihre ungeladenen sechsmalhunderttausend Gäste so schnell wie möglich loszubekommen. Es war Das auch natürlich, denn die Unterhaltung und Bewirthung einer solchen Anzahl von Gästen war selbst für eine so gewaltig große Nation, wie die der Franzosen, eine etwas starke Aufgabe. Da man aber diese Gäste aus gewissen Gründen nicht mit Gewalt aus dem Hause werfen mochte, so griffen die Lenker der Nation zu dem zwar etwas unbequemeren, aber dafür auch verständigeren und besonders viel sichereren Mittel, die sich in etwas lästiger Weise breit machenden Erbfeinde zum Lande hinauszuzahlen. Eines schönen Morgens nun befand sich auch Franz Amstein sammt seinen Kameraden unter diesen Hinausgezahlten.

Wer sollte es glauben, aber wahr ist es, daß sowohl der junge Unteroffizier als die trauernde Margot sich über diese Schicksalswandlung nur sehr mittelmäßig zu freuen vermochte. Nationaler Haß und selbst Patriotismus schienen in den beiden jungen Gemüthern vollständig Schiffbruch gelitten zu haben.

Als Franz wenige Tage nach der angedeuteten, etwas bittersüß schmeckenden Nachricht sein Roß aus dem Stalle zog und Margot mit stillem Ernste die Hand zum Abschied bot, da murmelte er gleichwohl vor sich hin: „Auf Wiedersehen, Margot!" und kaum waren die drei Wörtchen über seine Lippen gekommen, so war es, als hätten sich vier Augen daran zu ganz außerordentlichem Glanze entzündet.

Der Reitertrupp trabte fröhlich davon, der lange vermißten Heimath entgegen, die meisten der Reiter von ganzem Herzen froh, aus dem fremden Lande fortzukommen, wo sie von Niemanden verstanden worden und selbst Niemanden verstanden hatten.

Franz Amstein aber schaute beim Abreiten noch ein paar Mal zurück nach dem Häuschen neben dem Lindenbaume, hinter dessen mächtigem Stamme hervor ein weißes Tüchlein grüßend hin und her geschwenkt wurde.

„Ah, wenn die Menschen nur einmal so weit kämen, sich gegenseitig verstehen zu lernen," sagte der jugendliche Reiter, halb zu sich selbst, halb zu seinem Nebenmanne sprechend, „dann würden sie kaum mehr dazu gelangen, sich gegenseitig bei den Köpfen zu nehmen und sich in tollem Hasse das Bischen Erdenglück zum Voraus zu zerstören, das der liebe Gott für einen Jeden von ihnen in Vorrath gehabt hätte."

Eine fröhliche schmetternde Reiterfanfare schloß das kleine Drama unserer Erzählung. Ob das Drama sich weiter fortspinnen wird? Bei einer Französin ist eben in Herzenssachen kein Ding unmöglich, eine allzu lange Trauer ausgenommen.

---

* Der Friedensgruß.

Ein Erinnerungsblatt von Amalie Marby.

(Fortsetzung.)

Eisige Schauer schüttelten Frau von Hartungen's ganze Gestalt. Sie wurde den Gedanken an ihre Sterbestunde nicht los. „Allein, ganz allein!" stöhnte sie wieder und wieder. Kein liebevoll tröstender Blick, der sich über sie neigte, keine befreundete, milde Hand, die ihre Kissen glättete, den Schweiß von ihrer Stirne trocknete. Und diese Seelenqual, diese tausendfachen Stimmen in

ihrer Brust, welche im gellenden Hohne vorwurfsvoll zischelten: Du hast es so gewollt! Es könnte anders sein, hättest du, statt dein Kind in den Tod zu jagen —" Sie unterbrach ihre sinnverwirrenden Gedanken durch einen lauten Angstschrei und blickte wild umher. Das milde Ampellicht verbreitete einen matten, geisterhaften Schimmer über die kostbaren Gegenstände ringsum; aber still, so lautlos still ist es in dem Gemach, daß Frau von Hartungen deutlich die lauten Schläge ihres Herzens hört. Mit immer erdrückenderer Schwere legt sich die tiefe Einsamkeit auf ihre Seele, sie muß dem beängstigenden Zustande entfliehen, soll sie nicht ersticken. Sie erhebt sich fröstelnd von ihrem Lager, kleidet sich flüchtig an, wirft noch einen warmen Shawl über und eilt dem Ausgange ihres Gemaches zu. Will Frau von Hartungen Sophie, die alte, treue Dienerin, wecken? Nein, an deren Bett vorüber eilt ihr schwankender Fuß. Sie folgt einem unwiderstehlichen, inneren Drange, der sie einem bestimmten Ziele zuführt. Drei bis vier prachtvolle Zimmer, in denen bereits das anbrechende Morgenlicht gegen die Schatten der Nacht erfolgreich kämpft, hat die einsame Frau hinter sich; jetzt durchschreitet sie einen weiten Saal, öffnet mühsam eine dicht verhängte, fest geschlossene Thüre und „Luft, Luft!" murmelnd, betritt sie mit einem tiefen Athemzuge den Balkon.

Der Festmorgen ist angebrochen. Verschwunden sind die geheimnißvoll geschäftigen Geister der Nacht; in voller, klarer Morgenfrische prangt die Siegesstraße. Noch schwebt tiefe, heilige Sabbathruhe ringsum, nur der Morgenwind fährt mit stärkerem Rauschen durch die hohen Baumwipfel, durch die Flaggenmasten, Fahnen und Laubgewinde, daß sie sich gegen einander neigen, wie zu freudigem Gruße, und dann wieder hoch und stolz emporflattern vor hehrem Siegesgefühl.

„Treten Sie doch nur einmal hinaus auf Ihren Balkon und Ihr Herz wird Sich erhoben fühlen von Dem, was Ihre Augen schauen!" hatte der Geheimrath gesagt. Empfand denn nun Frau von Hartungen die im überzeugenden Tone verheißene Kraft?

Ueberrascht von der vor ihr entfalteten majestätischen Pracht, schlossen sich ihre Augen einen Moment, dann schaute sie, sichtlich ergriffen, staunend umher; der müde, glanzlose Blick belebte sich, und als er jetzt, ihr fast unbewußt, emporflog zu dem rosig überhauchten, klaren Morgenhimmel, zuckte sie plötzlich zusammen; ihr Blick begegnete dem herrlichen Kunstgebilde der Viktoria, deren lieblich edles Haupt, von der Morgenröthe erstem Hauch geküßt, eben wie in himmlischer Verklärung erglühte. Jetzt flog der rosige Schimmer über die erhobenen, vorgestreckten Hände, deren rechte den Siegerkranz, die linke den Palmenzweig trug. Wie gebannt hingen Frau von Hartungen's Augen an dem weithin leuchtenden Friedenssymbol. Da — war es ein Trugbild ihrer erregten Sinne? — schien es ihr, als ob die hehre Göttin leise, leise die Friedenspalme neige, gerade ihr entgegen; jetzt berührte die zauberisch glühende Spitze mit leichtem Wehen ihr Antlitz, nun senkte sie sich tief und tiefer in ihre Brust.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ueber einen Unfall, der die Thierbändigerin Frau Fanny Casanova unlängst in Kufstein betroffen hat, berichtet der dortige „Grenzbote": Vergangenen Samstag (20. April) wurde das ganze Städtchen in Aufregung versetzt durch die Kunde, Frau Casanova sei von den Wölfen zerrissen worden, und wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Nachricht. Am vorhergehenden Freitage schon war der Besuch der Vorstellung sehr groß und Alles war sehr befriedigt. Kein Wunder, wenn also den nächsten Tag der Zudrang noch größer wurde. Doch sollte diesmal nicht Alles so schön ablaufen. Die erste und zweite Abtheilung waren vorüber und die Zuschauer hatten sich noch nicht ganz erholt von den waghalsigen Kunststücken der Frau Casanova mit ihren Löwen, Hyänen und Leoparden, als die dritte Abtheilung ihnen ein schauriges Bild vor die Augen führte. Die sieben dressirten Wölfe wurden vorgeführt und von einer dieser Bestien, besonders bösartig, wurde Frau Casanova gepackt und mit Blitzschnelle fielen auch die übrigen über sie her. Mit großer Geistesgegenwart riß sich Frau Casanova aus den Klauen ihrer Thiere los, öffnete ein Thürchen, durch welches die Wölfe, wie sie hereingekommen waren, wieder verschwanden, und das Schauspiel hatte ein Ende. Frau Casanova erhielt acht Bißwunden, die stärkste am Arm, und konnte in Folge dessen am Sonntag nicht auftreten. Der angreifende Wolf mußte an demselben Abende noch mit seinem Leben büßen.

Auflösung des Scherzräthsels in № 66:
Diadem — Idem (zu deutsch: Dasselbe.)

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 68. Mittwoch, 12. Juni 1872.

* Ehen werden im Himmel geschlossen.

Novellette von E. Rudorff.

Aus dem Städtchen Kleinlöbau war Friede und Freude gewichen. Die Whistpartie der Honoratioren des Ortes, welche seit zwanzig Jahren an jedem Mittwoch und Sonnabend im Gasthof „Zum goldenen Engel“ stattgefunden, hatte sich aufgelöst, und wie dieselbe wieder zusammen gebracht werden könne, Das beschäftigte in schlaflosen Nächten den Bürgermeister, den Kreisrichter und den Apotheker.

Ein liebenswürdiges Menschenkind — der junge Arzt des Städtchens — hatte nicht nur diese Kalamität verschuldet, sondern auch den tiefen, unversöhnlichen Groll der einflußreichsten Personen Kleinlöbau's sich zugezogen. Dr. Robert Frey war vor Jahresfrist nach glänzend bestandenem Examen hier angezogen, da er — voll Liebe für seinen Beruf — es vorgezogen hatte, seine Kenntnisse an einem kleinen Orte schnell verwerthen zu können, als Jahre lang in der Residenz auf eine nur einigermaßen umfangreiche Praxis zu warten. Daß der Arzt in Kleinlöbau bei dem Apotheker Logis nehmen müsse — selbst wenn nicht Beide, wie es bisher geschehen, Hand in Hand zu gehen wünschten — galt für ausgemacht. Denn es gab in dem Städtchen außer dieser Wohnung kein Quartier, welches für einen der Honoratioren des Ortes hätte passend erschienen. Herr Lebrecht — so hieß der Apotheker — empfing seinen Miether bei dessen Einzuge mit den höchsten Ehren. Tannenguirlanden schmückten das ganze Haus, Frau Lebrecht, an jeder Hand zwei kleine Lebrechte, bewillkommnete den Ankömmling in ihren Festtagskleidern, und ein reicher Imbiß war in dem nur zwei Mal des Jahres geöffneten Putzzimmer servirt. Merkte der Doktor Absicht und wurde verstimmt? Genug, er sprach während des leckeren Mahles mit einem Freimuth, der seinem Namen zur Ehre gereichte, es gegen den Apotheker aus, in welcher Art er seine künftigen Patienten zu behandeln, welche Rathschläge er ihnen zu geben gedenke. „Ein verständiger Mensch,“ äußerte er im Verlauf seiner Rede, „müsse nach dem dreißigsten Lebensjahre — eine bedeutende Krankheit ausgenommen — eigentlich keines Arztes mehr bedürfen. Denn er habe nun hinreichend Zeit gehabt, seinen Körper zu beobachten, wisse, was schädlich auf denselben einwirke und sollte billig Scham empfinden, wenn er aus Mangel an Vorsicht oder Selbstbeherrschung sich Beschwerden zugezogen hätte.“

Die Mienen des Apothekers und seiner Gattin zeigten sich merklich verdüstert und nur die vier jungen Lebrechte bewahrten — durch Pudding und Sauce erfreut — eine gehobene Feststimmung.

Der Apotheker ermannte sich zu einer Gegenrede. Er hob hervor, daß die Familienväter des Ortes lange schon die dreißig Jahre — welche sein verehrter Hausgenosse in's Auge gefaßt — überschritten hätten, daß sie daran gewöhnt seien, auch bei kleinen Leiden in dem Arzt einen freundlichen Tröster und Beistand zu finden. Daß in dem Städtchen Neuerungen nicht beliebt wären und er sich den Rath erlaube, erst nach reiflicher Prüfung der Verhältnisse und langjähriger Beobachtung den bisher von den Söhnen Aeskulap's hier eingeschlagenen Weg zu verlassen. „Zum Guten und Heilsamen muß man nöthigenfalls die Menschen zwingen,“ erwiederte der Doktor, „und finde ich bei den Alten kein Gehör, so wende ich mich an die Jungen und vornehmlich an die Mütter und belehre sie, wie ein kräftigeres und darum glücklicheres Geschlecht zu erziehen sei. Reine Luft, fleißiges Baden, naturgemäße Bewegung, vernünftige Bekleidung erhalten den Körper gesund und ersparen viel unnöthiges Kuriren!“

Dr. Frey hielt fest an Dem, was er angekündigt hatte. Zuerst — durch eigenes Uebelbefinden dazu veranlaßt — unterwarf er das Wasser in dem Brunnen am Markt einer chemischen Analyse und entdeckte dabei, daß dasselbe nur für die günstiger situirte Minderheit, welche sich in der Lage befindet, Wasser, mit Rothwein gemischt, trinken zu können, ohne Nachtheil genießbar sei, daß es jedoch auf alle anderen Bewohner Kleinlöbau's eine unbedingt schädliche Wirkung üben müsse. Er forschte weiter und fand, daß nur der Verunreinigung der Straßen und der mangelhaften Abfuhr der darin angehäuften Düngstoffe in Verbindung mit dem schlechten Trinkwasser die ungewöhnliche Sterblichkeit beizumessen sei, welche Kleinlöbau in höherem Maße als andere Städte bei jeder Epidemie betroffen hatte.

Der Brunnen wurde gereinigt, auch vertieft, und man gerieth dabei auf eine Erdschicht, aus welcher ein Quell krystallhelles, vortrefflich schmeckendes Wasser emporsprudelte. Nun er hier Abhilfe geschaffen, trat Frey mit seinen Vorschlägen über eine verbesserte Straßenordnung hervor, die er dem Bürgermeister, als dem Vorstande der kompetenten Behörde, unterbreitete. Der Bürgermeister — dessen zweite zwölfjährige Amtsperiode sich ihrem Ende näherte — fand, wenn er auch die Formen gesellschaftlicher Artigkeit gegen den Doktor wahrte, es doch in hohem Grade befremdend, daß unter seiner Verwaltung überhaupt eine Einrichtung existirt habe, die auch nur der geringsten Verbesserung bedürftig wäre. Er versprach — in herablassendem Tone — die Vorschläge seines j u n g e n Freundes in ernste Erwägung ziehen zu wollen und ihm seine Entschließungen gelegentlich kund zu thun.

Mit diesem Manne war Nichts zu machen, Das wurde dem Doktor sofort klar; ein desto bereitwilligeres Gehör fand er bei dem Dirigenten der Kleinlöbauer Knabenschule, dem Rektor Weide, einem tüchtigen, vielseitig gebildeten Manne.

Zu jedem Grundstück der Stadt gehört etwas Garten- oder Ackerland, und beide Männer wußten — der Arzt zu den Hausfrauen, der Lehrer zu den Schülern — so überzeugend für eine nutzbringende und gedeihliche Verwendung aller Abfälle und Auswurfsstoffe zu sprechen, daß bald die Straßen ein sauberes Ansehen erhielten und dafür Komposthaufen und Dünggruben auf den Ländereien entstanden.

Voll Entrüstung blickte der Bürgermeister auf die reinlichen Straßen und Plätze des Städtchens; der Doktor hatte ihn schmählich hintergangen, er war durch die Macht der vollendeten Thatsache den künftigen bürgermeisterlichen Entschließungen siegreich zuvorgekommen. Mit s t i l l e r Verachtung sah das erhabene Haupt der Stadt auf den unberufenen Neuerer; laut durfte freilich der oftmals gichtkranke Herr seinen Zorn nicht werden lassen, war doch sein gebrechlicher Leib auf die Hilfe dieses ihm täglich unangenehmer werdenden Mannes allein angewiesen! Und daß der Doktor in so innigem Verkehr mit dem Rektor stand, war in den Augen des alten Herrn ein zweiter Makel, der auf Jenem haftete. Der Bürgermeister hatte nämlich bei den letzten Landtagswahlen es durchzusetzen vermocht, daß eine Partei des Kleinlöbauer Wahlkreises ihn als Kandidaten aufstellte. Der Rektor wußte jedoch in einer Wahlversammlung mit so beredten Worten für die Wahl eines in der Residenz lebenden intelligenten Justizbeamten zu sprechen, daß dieser auch — mit Hilfe des liberal gesinnten Landkreises — gewählt wurde. In seiner Rede hatte der Rektor mit unerhörter Frechheit gesagt: wie er Niemanden außer dem Vorgeschlagenen kenne, welcher vielseitige Bildung, klaren praktischen Blick und erprobten Mannesmuth — Eigenschaften, die zur würdigen Durchführung eines solchen Mandats unbedingt gehörten — in wünschenswerthem Maße besitze.

Der Bürgermeister fühlte sich um so bitterer gekränkt über die erlittene Niederlage, als seine sonst höchst träge Phantasie dieses Mal einen ganz ungewöhnlichen Flug genommen hatte. Er sah sich bereits als viel umworbenes Mitglied einer der konservativen Parteien und es mußte ihm in solcher Stellung leicht werden, an die Spitze einer viel bedeutenderen Körperschaft zu treten, als diejenige war, welche er augenblicklich zu leiten hatte. Auch für seinen Schwiegersohn, den Kreisrichter in Kleinlöbau, würde ohne Mühe eine Versetzung nach der Residenz, ja vielleicht die lukrative Stelle eines Rechtsanwalts zu erlangen sein. Die Frau Bürgermeisterin, welche ebenfalls kühne Pläne entworfen, wollte natürlich den Gemahl begleiten und ihre noch unverheirathete Tochter Laura mitnehmen.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Der Friedensgruß.

Ein Erinnerungsblatt von Amalie Marby.

(Fortsetzung.)

Frau von Hartungen schloß die Augen; ein nie empfundener Schauer durchzitterte ihre Gestalt, daß sie schwankte und plötzlich, wie eine vom Blitz getroffene Eiche, in die Kniee brach. Das stolze, trotzige Haupt, das sich nie gebeugt, sank schwer vorn über die zitternd ineinander gefalteten Hände; wie tiefes Stöhnen rang es sich aus ihrer heftig wogenden Brust. Ein ungewöhntes Naß verdunkelte ihre Blicke, und jetzt strömte plötzlich Thräne auf Thräne brennend heiß und schwer über ihre Wangen. Frau von Hartungen weinte, weinte zum ersten Male seit jener fernen, fernen Stunde, wo der Einsamen ein purpurrother Kindermund so wunderbar tröstend zuflüsterte: „Böse Frau Pathe, ich hab' Dich doch lieb."

In seltener Pracht und Herrlichkeit ging die Sonne des 16. Juni auf. Eben zuckt ein goldener Strahl über Frau von Hartungen's noch immer knieende Gestalt. Sie richtet das Haupt empor: welche wundersame Wandlung ist in dem kalten, unerbittlich strengen Gesicht vorgegangen. Wie stiller Sonnenglanz liegt es auf den bleichen Zügen, in den feuchten Augen, die sich ernst emporhoben zu dem weiten, azurblauen Himmelsdome, während die zitternden Lippen unverständliche Worte flüstern. Ist es ein frommes Gebet, ein heiliger Schwur, in welchem sie die innere Wiedergeburt besiegelt? Bricht nicht allein ein neuer Morgen an für die herrliche Gottesschöpfung? Erwacht auch hier ein Menschenherz aus langem, todesähnlichem Schlummer zu neuem Leben? Frau von Hartungen erhebt sich langsam und athmet in tiefen Zügen die frische, reine Morgenluft, die mit neubelebendem Hauche ihre Brust durchdringt. Wie wunderbar still und friedensvoll es in ihr ist! So recht, als hätten die Thränen, dies köstliche Naß, alle Schmerzen, alle Bitterkeiten ihres Lebens aufgesogen und statt Zorn und Hochmuth, Stolz und Kälte süßen, seligen Gottesfrieden in ihre Seele gesenkt.

„Gnädige Frau, um Gotteswillen!" das weitere Wort auf den Lippen der treuen Dienerin, welche auf's Höchste erschrocken über das seltsame Verschwinden ihrer Herrin, angstvoll ihre Zimmer durchsucht hat und nun zuletzt den Balkon betritt, verstummt plötzlich vor dem fremden Ausdruck, der auf den bleichen, übernächtigen Zügen Jener ruht.

„Sophie," Frau von Hartungen blickte jedoch nicht diese, sondern die edelschöne Siegesgöttin unverwandt an, „gute Sophie, wir fangen heute ein neues Leben an! Wie Frieden in mir ist, will ich Frieden auch um mich schaffen. Du aber öffne alle Fenster und Thüren, daß Luft und Licht in diese Zimmer dringt, und dann eile Dich und geh' zum Geheimrath von Steinbrück, um ihn und seine Familie einzuladen, für heute meine Gäste zu sein. Sage ihm: der Balkon wäre geöffnet und erwarte sie Alle, Alle! auch ihren — ihren kranken Gast, Clärchen — unser Clärchen!"

Sophie's anfängliche Ueberraschung war erst in maßloses Staunen, dann aber, bei dem seltsam vibrirenden Klange der letzten, unwillkürlich leiser gesprochenen Worte, in heftige Erschütterung übergegangen. Sie ergriff die kalten Hände ihrer Gebieterin, um sie an ihre Lippen, ihre überströmenden Augen zu drücken. Sie wollte erwiedern und vermochte doch nur zu stammeln: „Gnädige Frau, o liebe, liebe gnädige Frau!"

Der feierliche Einzug der siegreichen Truppen war vorüber. Eben verkündete das erhebende Geläute aller Glocken, begleitet von dem die stille Luft eigenthümlich durchzitternden Tone der Kanonenschüsse, daß nun die Siegesfeier durch Enthüllung des Reiterstandbildes Friedrich Wilhelms III. seinen feierlich erhabenen, würdigen Abschluß gefunden hatte.

In Frau von Hartungen's Prachtsälen war es wieder still geworden, nur das unbestimmte Summen und Brausen von Tausenden der frohbewegten Menschen, die noch immer die prachtvoll geschmückte Siegesstraße durchziehen, dringt wie fernes Wellengemurmel durch die weit geöffneten Fenster. Auf dem so gut es sich in der Eile thun ließ, mit schönen Topfgewächsen verzierten Balkon deuten die bunt durcheinander geschobenen Sessel darauf hin, daß die Gäste in eiliger Hast aufgebrochen waren. Natürlich! Margarethe von Steinbrück, des Geheimraths jüngste Tochter, drängte, sowie nur die Passage frei geworden, nach Hause, wo bereits Alles zum feierlichen Empfange ihres siegreich heimkehrenden Bräutigams vorbereitet worden war. Mutter und Schwester fügten sich willig der wohl erklärlichen bräutlichen Ungeduld, doch der Vater? war er den Seinen bereits vorausgeeilt? Sophie allein hätte über des Geheimraths seltsames Verschwinden Auskunft geben können. Während die Damen den Balkon innehatten, betrachtete der Geheimrath aus einer der tiefen Saalfensterbrüstungen

den Einmarsch. Nach seiner gütig wohlwollenden Weise winkte er freundlich die treue Dienerin an seine Seite, ihr zuweilen mit halblauter Stimme über Dies und Das Aufklärung gebend, meist aber die Brust von den widerstreitendsten Gefühlen bewegt, schweigend ernst das großartige, militärische Schauspiel an sich vorüberziehen ließ.

Da schrie Sophie plötzlich erschrocken auf: „Herr, mein Gott!“ und zugleich fühlte der Geheimrath ihre Hand auf seinem Arm.

„Was gibt's? Was haben Sie?“ fragte er besorgt.

„Dort, dort, neben dem Johanniter!“ flüsterte Sophie tonlos. „Jetzt, ach Gott, jetzt blickt er herauf! Da, es gewahrt ihn Niemand!

„Wer denn?“ Seine scharfen Augen folgen ihrem starren, thränenfeuchten Blick und Fingerzeig, und plötzlich fliegt ein schneller Farbenwechsel über sein Gesicht und seine zitternden Lippen murmeln heftig: „Er ist es! Bei Gott, er ist's!“ Und weit sich hinauslehnend folgt sein Blick, so lange es ihm möglich ist, einem jungen bleichen Krieger, der mit tief gesenktem Haupte, als drückten die Lorbeerkränze, die Helm und Nacken schmücken, ihn darnieder, zur Seite eines Johanniters dahin schreitet.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Erzherzogin Sophie.) Nach der Niederwerfung der 1848er Revolution durch Windischgrätz im Oktober jenes denkwürdigen Jahres wurde unter Andern der etwa 22jährige Sohn des Rabbiners Jellinek von dem Militärgerichte zum Tod verurtheilt. Man rieth der verzweifelnden Mutter des Unglücklichen, bei der Erzherzogin Sophie (der unlängst gestorbenen Mutter des Kaisers Franz Joseph) einen Fußfall zu machen. Durch Verwendung des Chefs eines angesehenen Bankhauses erlangte Frau Jellinek auch wirklich eine Audienz; sie fiel vor der Erzherzogin nieder und flehte um Gnade für ihren Sohn. Aber die Erzherzogin, in deren Brust in diesem Augenblicke der ganze Haß gegen die Revolution von Neuem erwachte, wandte sich mit zorngeröthetem Gesicht ab von der Bittenden, und ohne ein Wort zu erwiedern, verließ sie mit raschen Schritten den Audienzsaal. Da steht die in ihrer letzten Hoffnung getäuschte Rabbinersfrau auf und ruft der Erzherzogin mit lauter Stimme nach: „Kaiserliche Hoheit, Sie haben auch Söhne!“ Natürlich wurde sie von der Dienerschaft sofort entfernt. Aber die Erzherzogin hatte diesen letzten Ausruf noch gehört, und als sie zwanzig Jahre später die Schreckensnachricht von der Hinrichtung ihres Sohnes Max, des unglücklichen Kaisers von Mexiko, erhielt, da fiel ihr jene Szene aus dem 1848er Jahre wieder ein. „Ja, ja, die Jüdin hat mir es damals vorausgesagt,“ rief sie aus.

(Gehaltsaufbesserung.) „So, Herr Assessor, jetzt ist Ihnen doch auch einmal der Gehalt aufgebessert worden, Noth war's grad' schon!“ — „Gottlob ja! Nun ist's aber auch an Ihnen, mit der Zeit zu gehen, Herr Bräumeister.“ — „Wie so an mir?“ — „Na, den Bierpreis haben Sie erhöht, aber von einer Gehaltsaufbesserung desselben merkt man noch Nichts, und Das wär' doch nicht minder nothwendig.“

(Klarer Beweis.) Assessor zur Kellnerin: „Johann Donath, der am vorigen Dienstag Schlägerei anfing, sagt, er sei total betrunken gewesen. Wie verhält sich dieses?“

Kellnerin: „Ja, das ist wahr, er hat 18 Halbe Bier getrunken.“

Assessor: „Können Sie behaupten, daß er nicht mehr wußte, was er that, und mithin unzurechnungsfähig war?“

Kellnerin: „Ja, Das ist wahr, denn nachdem er schon bezahlt hatte, wollte er noch zwei Mal zahlen, und sonst zahlt er oft in vier Wochen gar nicht.“

* Räthsel.

Dem Einen bin zur Wonne ich,
Dem Andern zum Leid gegeben;
Drum eh' du wählst auf immer mich,
Mußt du mich prüfen eben.
Von Glück einen ganzen Himmel voll
Vermag ich zu erschließen;
Doch macht' ich auch Manchen mit Drangsal toll
Und that schon viel Tausend verdrießen.
Nun setz' ein anderes Zeichen zum Schluß;
Dann läßt fast ein Gleiches sich sagen:
Hier bin ich ein wahrer Göttergenuß,
Dort kann mich der Teufel vertragen.

Reiselt.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 69. Freitag, 14. Juni 1872.

* Ehen werden im Himmel geschlossen.

Novellette von E. Rudorff.

(Fortsetzung.)

Laura, ein einfaches, anspruchsloses Mädchen — damals sechsundzwanzig Jahre alt — würde längst, wenn sie ihrer Neigung hätte folgen dürfen, durch Hymens Bande gefesselt sein; allein die hohe Stellung, welche ihr Vater einnahm, legte ihrem gefühlvollen Herzen grausame Gesetze auf. So hatte Laura es nicht verschmäht, obwohl sie das vornehmste Mädchen der Stadt war, selbst Briefe auf die Post zu tragen, Briefmarken und Couverts einzukaufen, und dabei mit dem hübschen, jungen Postexpedienten lange Unterredungen zu pflegen und vielsagende Blicke zu wechseln. Dieser, von so viel Huld bezaubert, wagte endlich eine Erklärung. Laura schwamm in einem Meer von Seligkeit und wies den kühnen Freier an ihren Vater.

Wie hätte jedoch der Bürgermeister — er führte den Satz: „noblesse oblige“ stets im Munde — es mit seiner Würde vereinen können, die Hand seiner Tochter einem so untergeordneten Beamten zu geben, zumal dessen Vater, und Dies blieb der empfindlichste Punkt, Schuhmacher im Orte war. Der Fußbekleidungskünstler und das dirigirende Haupt der Stadt sollten verschwägert werden?!

Laura's Gefühle wurden unbarmherzig auf dem Altar der Standesehre geopfert!

Als Doktor Schaaf, der vierzig Jahre Arzt in Kleinlöbau gewesen war, das Zeitliche gesegnet hatte, und es zur Gewißheit geworden, daß ein junger hübscher Mann aus guter Familie dessen Stelle einnehmen werde, flammten die Hoffnungen der Frau Bürgermeisterin für eine standesgemäße Heirath ihrer Tochter noch ein Mal wieder auf.

Laura — jetzt achtundzwanzig Jahre alt — im Besitz einer passabeln Stimme, der eine mittelmäßige Ausbildung zu Theil geworden war, erhielt nun von ihrer Mutter die Weisung, schnell einige vergessene Lieder einzuüben. Da einem Mädchen — wie schon Jean Paul höchst treffend bemerkt hat — gestattet ist, Alles durch Gesang auszudrücken, was weibliche Schüchternheit verbieten würde, in Worte zu fassen, so vernahm Dr. Frey an jedem Abend, den er in der bürgermeisterlichen Familie zubrachte:

> Ich schnitt' es gern in alle Rinden ein,
> Ich grüb' es gern in jeden Kieselstein,
> Ich möcht' es sä'n auf jedes frische Beet
> Mit Kressensamen, der es schnell verräth,
> Auf jeden weißen Zettel möcht' ich's schreiben:
> Dein ist mein Herz und soll es ewig bleiben u. s. w.

oder:

> Sei ruhig, armes Herze,
> Was klopfst du schwer und bang,
> Entringst dich nie dem Schmerze
> Und nie dem schweren Drang!
> Ach, dieses Sehnen stillt sich
> Nur in der Erde Schooß.
> Was ich geahnt, erfüllt sich:
> Ich liebe hoffnungslos!

Doch der Doktor blieb nicht nur völlig unempfindlich gegen diese feurig ausgedrückten Wünsche eines Frauenherzens, sondern zog sich schließlich, da er den Fußangeln, welche die Frau Bürgermeisterin ihm stellte, kaum zu entgehen vermochte, mit kühler Höflichkeit von dem Familienkreise des Oberhauptes der Stadt zurück.

Der doppelt gekränkte Bürgermeister fand mit seinen Klagen über den rücksichtslosen Neuerer bei dem Apotheker ein nur zu williges Gehör, denn der Absatz in der Offizin hatte sich um die Hälfte verringert. Frey verordnete nur in schweren Fällen und bei alten, schwachen Personen Arznei, die leichteren Uebel empfahl er durch Hausmittel zu beseitigen und ermahnte die Patienten, auch ein

wenig der Heilkraft der Natur zu vertrauen. Da war doch der dahingeschiedene Dr. Schaaf ein anderer Mann gewesen! Wo Frey z. B. für einen Groschen Senfspiritus mündlich verordnete, da war von Jenem — getreu dem Spruch: mundus vult decipi, ergo decipiatur — ein Rezept konzipirt worden, nach welchem genau dieselbe Quantität Senfspiritus gegeben wurde, während die Etiquette und der in Papier gehüllte Pfropfen ihn um das Dreifache vertheuert hatten. So war es in den meisten Fällen gegangen, kein Patient hatte geahnt, was Schaaf in seiner hohen Weisheit über ihn verhängt habe, und von dem Apotheker war niemals die rosigste Laune gewichen.

Der Gastwirth „Zum goldenen Engel", dessen Gewinn bei dem Absatz des schlechten Rothweines durch das treffliche Wasser in dem gereinigten Brunnen empfindlich gekürzt worden war, schlug sich ebenfalls zu den Feinden des jungen Arztes. Bald brachte das in der Residenz erscheinende und in Kleinlöbau verbreitete Tageblatt folgendes Inserat:

„In Kleinlöbau wird dringend die Niederlassung eines zweiten Arztes gewünscht, welchem bei dem Wohlstand der Umgebung eine sehr lohnende Praxis in Aussicht gestellt werden kann.

Mehrere Einwohner der Stadt Kleinlöbau."

Der Doktor brach dem perfiden Inserat die Spitze ab, indem er sofort in dieselbe Zeitung einrücken ließ:

„Der Unterzeichnete wird sich glücklich schätzen, wenn ihm vergönnt wäre, in Gemeinschaft mit einem geehrten Kollegen in Kleinlöbau wirken zu können. Er erbietet sich daher jungen Aerzten, welche eine Niederlassung an diesem Orte in's Auge fassen sollten, weitere und die zuverlässigste Auskunft zu geben.

Dr. Robert Frey."

Der Postexpedient — ein treuer Anhänger Frey's und voll Groll gegen den ihn schnöde behandelnden Bürgermeister — hatte dem Doktor anvertraut, daß er in dem an die Redaktion des Tageblattes eingelieferten Briefe die nicht genügend entstellte Handschrift des Apothekers sofort erkannt habe. Dr. Frey zeigte darauf in einem höflichen Schreiben an den oben genannten Herrn an, daß überhäufte Geschäfte — wie das Inserat wegen Niederlassung eines zweiten Arztes in Kleinlöbau ja auch genügend darthue — ihm leider nicht erlaubten, an der Whistpartie, welche wöchentlich in dem „goldenen Engel" stattfinde, fernerhin Theil zu nehmen. Sicherlich werde der bald eintreffende Zukunftsarzt ihn auf die würdigste Weise zu ersetzen wissen.

Bürgermeister, Kreisrichter und Apotheker schäumten vor Wuth, und was das Schlimmste war: sie mußten ihre feindselige Stimmung vor Frey zu verbergen streben. Der Schauplatz der Cholera war nur noch sechzig Meilen von Kleinlöbau entfernt; wie bald konnte der Würgengel wiederum hier eine reiche Ernte suchen! Wer mochte dann mit dem einzigen Arzte im Orte in ausgesprochener Fehde leben! Dafür wurde aber im Stillen gewühlt und allerlei Chikane gegen den Doktor geübt. Vor Allem: der Apotheker kündigte ihm die Wohnung, aus der einzigen Ursache, wie derselbe in süßen und ergebenen Redensarten anführte, weil die Einnahmen aus der Apotheke so spärlich flößen, daß er fortan genöthigt sein werde, die von dem Doktor benutzten Räume als Restaurations- und Fremdenzimmer zu verwerthen. Dann hielten jetzt die kleinen Lebrechte ihre kindlichen Spiele dicht vor des Doktors Studirstube ab. Die lieben Kinder waren so reichlich mit Trommeln und Pfeifen, Trompeten und Schnarren zum Jahrmarkt beschenkt worden, daß die gemeinsamen Versuche auf diesen melodischen Instrumenten auch den Geduldigsten zur Verzweiflung bringen mußten. Frey flüchtete vor dem infernalischen Lärm zu seinem Freunde, dem Rektor, welcher mit einer allerliebsten Frau in der glücklichsten Ehe lebte. Beide nahmen den innigsten Antheil an den Sorgen und Plagen ihres jungen Freundes und sannen darauf, wie ihm ein neues und gemüthliches Domizil zu schaffen wäre.

Frauen wissen immer Rath, und so konnte bald die Frau Rektorin melden, daß der Gärtner Sehring, welcher ein hübsch gelegenes Haus unmittelbar vor dem Thore der Stadt besaß, entschlossen sei, die zweite Etage — welche er bisher zu Vorrathsräumen benutzt — zu einer komfortabeln Wohngelegenheit umzugestalten, falls sich ein passender Miether fände, der auch bereit sei, einen mehrjährigen Kontrakt einzugehen.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Der Friedensgruß.

Ein Erinnerungsblatt von Amalie Marby.

(Fortsetzung.)

Jetzt schaut der Geheimrath forschend hinüber zu der mit Blumen, wehenden Tüchern, unter Lächeln und Thränen grüßenden und nickenden

Damengruppe auf dem Balkon — Frau von Hartungen war nur während des Vorbeimarsches des kaiserlichen Helden und seiner glänzenden Suite unter derselben — und erkennend, daß sein Thun von Niemand beobachtet wird, zieht er sich zurück, ergreift seinen Hut, nickt der alten Sophie unter dem Zeichen des Schweigens bedeutsam zu und verläßt so geräuschlos wie möglich das Gemach.

Seitdem sind mehr denn zwei Stunden verflossen. Es ist beinahe um dieselbe Zeit, in der wir am vorhergehenden Tage den Geheimrath zu Frau von Hartungen begleiteten. Wir finden die Letztere in demselben Boudoir, wo wir sie gestern verlassen; aber ganz verschwunden ist die düstere Färbung vor den ungehindert hereinströmenden goldenen Fluthen der Abendsonne; die Vögel scheinen ungleich lieblicher zu singen, die Blumen köstlicher zu duften, über Park und Zimmer schwebt tiefe, friedensvolle Ruhe, wie tröstender Gottesodem. Ein Hauch des letzteren liegt auch sichtlich auf Frau von Hartungen's bleicher Stirn, in ihren sanftbewegten Gesichtszügen. Die stets drohend und düster zusammengezogenen Brauen sind geglättet, die bösen Falten um Mund und Augen, unbeugsamen Trotz und starre Herzenskälte kündend, sind verwischt, nein ausgelöscht! Sie ist ja nicht mehr allein, hat ja kein Recht mehr, um ihr Verlassensein, ihre Einsamkeit sich im bittern Groll zu verzehren. Frau von Hartungen ist fortan nicht mehr einsam. Die zarte Mädchengestalt, die ihr zu Füßen sitzt, das schöne, blonde Haupt gegen ihr Knie gelehnt, hat gelobt, nimmer wieder von hinnen zu gehen, will ihr junges Leben dem Dienste ihrer mütterlichen Freundin und Beschützerin weihen. Alle bösen Schatten zwischen ihnen sind verflogen. Frau von Hartungen's Hand fährt liebkosend über das blonde, seidene Gelock. „Clara!" sagte sie bewegt, „warum bist Du so still? Blicke mich an, mein Kind, und sprich zu mir, damit ich auf's Neue am Ton Deiner Stimme erkenne, daß kein Groll in Deinem Herzen — —"

„O, gnädige Frau! ich — —"

Das junge Mädchen kann nicht weiter sprechen, denn Frau von Hartungen fällt ihr hastig in's Wort: „Siehst Du, Kind, daß noch nicht Alles in Ordnung ist? Hast Du vergessen, daß ich die häßliche Benennung von Dir nicht mehr hören will, oder fällt es Dir zu schwer, mir den Mutternamen zu geben?"

Da richtet Clärchen das blasse, rührend schöne Gesicht mit den tiefblauen, unschuldsvollen Kinderaugen zu der Fragerin empor, und in leisen, zärtlichen Tönen zittert es über ihre Lippen: „Meine Mutter, meine Mutter!"

Ein Lächeln, ach! seit vielen, vielen Jahren das erste, flog wie Sonnenglanz über Frau von Hartungens bewegte Züge. Sie neigte sich hastig und drückte einen heißen Kuß auf die reine, klare Mädchenstirne. „Das ist wie ein heiliger Schwur, mein Kind!" sagte sie ernst, fast feierlich, „den mit mir Gott hört! Er vernimmt auch, wie ich hier feierlich gelobe, an Dir, meinem neugeschenkten Kinde, gut machen zu wollen nach meinen Kräften, was ich in meines Herzens blindem Trotz gefehlt gegen Dich und meine eigenen Kinder. Ach! daß der erbarmungslose Tod seine Beute zurückgeben möchte. Keine Reue macht ungeschehen — —"

Sie verstummte, die Blicke starr auf die Thür gerichtet. Auch Clara hob lauschend den Kopf. Plötzlich flog ein konvulsivisches Zucken durch ihre zarte Gestalt, sie springt auf, taumelt einige Schritte vorwärts und sinkt, während ein Laut, halb wie ein banger Todesschrei, halb wie ein Jauchzen, sich ihrer Brust entringt, bewußtlos in die sich ihr entgegen breitenden Arme eines jungen todesbleichen Offiziers, der die feine, leblose Gestalt wonneschauernd an sich preßt, dabei stammelnd: „Clärchen? Träume ich denn? Clärchen hier bei meiner Mutter? Mein theures Mädchen! Großer Gott, sie stirbt!"

Der Geheimrath tritt schnell herzu. „Ueberlaß mir die Ohnmächtige!" flüsterte er mit halber Stimme. „Die gewaltige Ueberraschung war für das schwache, von schwerer Krankheit kaum erstandene Kind zu viel. Doch ängstige Dich nicht und nun geh' zu Deiner Mutter. Sagte ich Dir nicht, sie ist über Nacht eine Andere geworden?"

Der junge Mann übergab die Geliebte nur zögernd dem Geheimrath und der mit überströmenden Augen herzueilenden Sophie. Dann wandte er sich seiner Mutter zu, die ebenfalls wie leblos, keines Wortes mächtig, in ihrem Sessel lehnte. Doch Frau von Hartungen war eine starke Natur, die einer Gemüthsaufregung nicht so leicht erlag. Als Georg vor ihr niederkniete, seinen Kopf in ihren Schooß gedrückt, wie er Dies wohl als ganz kleiner Knabe gethan, da schlangen ihre Arme sich fest um seinen Hals und seine Stirn; seine Wangen und Lippen mit heißen Küssen und Thränen bedeckend, rief sie in gebrochenem Tone: „Ach, wie preise ich Gottes Gnade! Er hat mein Gelübde vernommen und sich meines Jammers erbarmt! Du bist wiedergegeben, lebend, gesund!

Willst Du nun mit Deiner Mutter ein neues Leben anfangen? Wirst Du mir je vergeben können, was ich an Dir gefrevelt habe? Sprich, Georg, oder muß erst ein Engel für mich bitten?"

„Mutter, verzeih'! Ich bin wie ein Träumender!" erwiederte Georg und sein Blick irrte fast ängstlich von der Mutter hinüber nach dem Divan, wo Clärchen, zum Bewußtsein erwacht, ihr Haupt an Sophie's Schulter lehnte, die eine Hand fest auf ihr stürmisch pochendes Herz gepreßt, die andere von des Geheimraths Händen umschlossen. Sie wagte nicht, dem Geliebten ihres Herzens in's Antlitz zu schauen, ihre Augen hingen bang fragend an Frau von Hartungen, in deren Zügen ihr Schicksal zu erforschen. Jetzt war die Entscheidung da: entweder trat sie im nächsten Augenblick auf's Neue einsam hinaus in die weite Gotteswelt, oder — da begegnete ihr Blick dem seiner — ihrer Mutter, sie fühlte Dies an dem Wonneschauer, der plötzlich ihre Seele überfluthete!

„Clärchen!" sprach Frau von Hartungen sanft, „richte Dich auf, mein Kind, und komm und hilf mir den Träumer hier wecken, damit er sich überzeugt, daß ihm diese Stunde eine Mutter und zugleich eine liebe Braut bescheert!"

Doch ehe Clärchen, auf deren blassem Antlitz jene Worte einen blühenden Flor köstlicher Purpurrosen hervorzauberten, sich zu erheben vermochte, fühlte sie sich von Georg's starken Armen schon emporgehoben. Im Triumph trug er die zarte Gestalt zur Mutter, und nun Beide fest umschlingend, rief er jauchzend, unter Lachen und Weinen: „Clärchen, meine süße Braut, empfange mit mir den Muttersegen! Ach, Mutter, und Sie, mein theurer, väterlicher Freund, und unsere treue gute Sophie, tretet doch Alle näher und nehmet Theil an dieser wonnereichen Stunde, deren seliges Glück tausendfach die Schmerzen des vergangenen Jahres aufwiegt!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein gefühlvoller Kardinal.) Mazarin's Geiz ist ebenso berühmt geworden, wie seine Verdienste um die Monarchie Ludwig's XIV. Trotz der immensen Reichthümer, welche er in den letzten Jahren seiner Herrschaft aufgestapelt hatte, spielte er mit Leidenschaft um hohe Summen, und selbst als er auf's Krankenlager sank, von welchem er sich nicht wieder erheben sollte, ließ er den Spieltisch an sein Bett rücken, übertrug reichen Höflingen an seiner Statt die Bank, verfolgte mit gierigen Augen den Gang des Spiels und war erzürnt, wenn einer jener Stellvertreter das Unglück hatte, seine Dukaten zu verlieren.

Einst erkrankte eine seiner Nichten heftig und starb. Der Kardinal, welcher dieselbe sehr liebte, sandte ihr zur Wartung seinen Kammerdiener Germain, einen äußerst zuverlässigen Menschen. Am letzten Tage ihres Lebens belobte die Sterbende den vortrefflichen Diener in des Onkels Gegenwart und empfahl ihn dringend dessen Wohlwollen. — „Er soll von mir eine königliche Belohnung erhalten!" rief der weichgewordene Kardinal mit Emphase aus.

Ein Monat war bereits seit dem Tod der Nichte verstrichen und Mazarin rückte noch immer nicht mit der königlichen Belohnung heraus. Germain wurde ungeduldig und wagte es, seinen Herrn an das gegebene Versprechen zu erinnern.

„Germain, ich beschwöre Dich, schweig' mir davon," rief der Kardinal mit flehender Geberde, „Du reißest die alten Wunden wieder auf."

(Sonnt.-Bl.)

(Vor Gericht.) Richter: Also Strauber, aus dieser Pillenschachtel habt Ihr dem Dienstmädchen Röschen Müller ihre sauer erworbenen Sparpfennige gestohlen?

Strauber: Ja, Herr Richter, es steht ja darauf geschrieben: „Täglich zwei Mal davon zu nehmen!"

(Unleserliche Unterschrift.) Herr: „Herr Expeditor, entschuldigen Sie, was haben Sie denn hier auf den Postschein geschrieben, das kann man ja gar nicht lesen!" — Postexpeditor: „Das braucht's auch gar nicht, das ist Postgeheimniß." (Fl. Bl.)

Gensdarme: „Das ist unser neues Arresthaus, Herr Landrath." — Landrath: „Na, ich muß gestehen, ein respektables Arresthaus! Das ist ja schöner, wie meine Dienstwohnung." — Gensdarme: „Ja eigentlich zu schön für das Lumpengesindel und Spitzbubenpack. Da gehörten eigentlich der Herr Landrath hinein." (Fl. Bl.)

Auflösung des Räthsels in № 68:
Weib — Wein.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 70. Montag, 17. Juni 1872.

* Ehen werden im Himmel geschlossen.

Novellette von E. Rudorff.

(Fortsetzung.)

Frey nahm das Gebäude in Augenschein und erklärte sich sogleich bereit, die Wohnung im zweiten Stocke zu miethen. Die Aussicht über Blumengärten hinweg auf Aecker und Wiesen, an welche sich im Hintergrunde schön bewaldete Spitzen des nahen Bergrückens schlossen, entzückte ihn, und die Entfernung von dem Hause bis zum Marktplatze — dem Mittelpunkte von Kleinlöbau — konnte für einen kräftigen, jungen Mann kaum in Betracht kommen. Ueber die Einrichtung im Zimmer jedoch vermochte Frey keinen Entschluß zu fassen. Auch hier bewährte sich wiederum der praktische Verstand der Frau Rektorin: sie behauptete, der Doktor müsse gleich auf das Walten einer künftigen jungen Frau Rücksicht nehmen, ohne welche selbst das reizende Domizil ein rechtes Daheim nie werden könne. Der Doktor hatte seit seiner Uebersiedlung nach Kleinlöbau schon oftmals Aehnliches gedacht, allein wo sollte er eine passende Frau finden? Der Damenkreis des Städtchens und der Umgebung besaß keine Blumen, die er mit rechter Herzensfreude hätte in seine Häuslichkeit verpflanzen mögen, und falls er auch für einige Wochen nach der Residenz auf Brautschau ginge, wer sagte ihm, daß er gerade dort ein Mädchen finden würde, welches seinem Ideale entspräche? Heiter und schalkhaft sollte sie sein, so meinte er, doch von jener sinnigen Munterkeit, welche der Ausfluß eines klaren, in sich befriedigten Gemüthes, eines reichen, gebildeten Geistes ist, und dabei müßte sie verstehen, in ernsten Stunden wie ein treuer, erprobter Freund tröstend und muthig neben ihm auszuharren.

Als Frey eines Abends sich gerade solchen Träumereien überließ und die trauliche Nähe eines geliebten Wesens so recht vermißte, klopfte es an seine Thüre und der Kreisthierarzt, welchen er vor sechs Monaten in einer lebensgefährlichen Krankheit mit Hingebung behandelt hatte, trat mit feierlicher Miene bei ihm ein. Kratz — so hieß derselbe — war ein Junggeselle in den Vierzigen, von untersetzter, korpulenter Gestalt und wettergebräuntem, durch eine ungeheure Nase verunziertem Gesicht. Mit diesem Aeußern kontrastirte auffallend eine süßliche, blumenreiche und affektirte Redeweise. Frey, obwohl an eine solche schon gewöhnt, war dennoch betroffen über den weit ausholenden Eingang des Vortrags, welchen Kratz mit dem — Paradiese begann. Nachdem er das glückselige Geschick Adam's gepriesen, der nur zuzugreifen brauchte, um die „Einzig-Eine", seine schönere Hälfte, zu finden, sprach er dann von den Qualen, die es einem zart empfindenden Ehrenmanne bereiten müsse, wenn er in einem jungfräulichen Busen Stürme erregen sollte, für die es kein beschwichtigendes Oel der Hoffnung gäbe.

Nachdem Kratz noch flüchtig des Tantalus gedacht und einer Sysiphus-Arbeit erwähnt, die ihm, dem Kreisthierarzt, zugefallen, kam Kratz mit einem Riesensprung plötzlich in die moderne Welt. „Ich liebe das Alterthum," sagte er mit Emphase, „allein ich verschließe auch meine Augen nicht vor den Errungenschaften unserer Zeit! Wie manchen Weg hat die Kultur für uns geebnet! Herr Doktor, ich will mich Ihnen offenbaren! Vielleicht haben Sie mich auch schon errathen? Natur und Sitte fordern gebieterisch von mir, einen Schritt zu thun, den ich nicht länger aufschieben mag; es ist möglich, daß wir bald die Krönung des Werkes erleben! Herr Doktor" — Kratz zog ein Papier aus seiner Brusttasche — „sagen Sie mir, welchen Eindruck dieses Schriftstück, das meine Gefühle schildert,

in Ihnen erregt!" Frey, der mit wachsendem Staunen den seltsamen Expektorationen seines Gastes zugehört hatte, warf schnell einen prüfenden Blick in das Blatt Papier — des Pudels Kern war: ein Heirathsgesuch!

„Wie," rief Frey lächelnd, „Sie wollen heirathen und suchen eine Frau auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege?"

„Finden Sie, verehrter Herr Doktor, daß ich mich geschildert habe, wie ich als Staatsbürger, gefühlvoller Mensch und körperlich beanlagter Mann Ihrem Auge erscheine?"

„Sie sind viel zu bescheiden gewesen, Sie haben Ihre Vorzüge durchaus zu gering angeschlagen. Wie dürften Sie z. B. sagen: ‚Ein gebildeter Beamter in den besten Jahren!' Seitdem wir von einem ‚gebildeten Hausknecht' gehört, könnte man glauben, die Anzeige rühre von einem Schuldiener, einem Laternenanzünder, einem Nachtwächter her! Nein, nein, lassen Sie mich die Annonce aufsetzen, ich würde etwa folgendermaßen schreiben: ‚Ein fein gebildeter Mann von distinguirtem Aeußern, dem höheren Beamtenstande angehörend, wünscht sich zu verheirathen. Er ist so günstig situirt, daß er bei seiner Auserwählten nur auf die Schätze des Geistes und Herzens, auf persönliche Anmuth und Liebenswürdigkeit zu achten braucht u. s. w., u. s. w.' Ich will Das schon hübsch herausputzen und keiner Ihrer Vorzüge soll unerwähnt bleiben."

(Fortsetzung folgt.)

* Der Friedensgruß.

Ein Erinnerungsblatt von Amalie Marby.

(Schluß.)

Es dauerte lange, ehe die hochgehenden Wogen der auf's Mannigfachste bewegten Gefühle Aller sich soweit beruhigten, daß Georg in kurzen Worten Aufschluß über sein Verbleiben geben konnte. In Folge heftigen Blutverlustes von tiefer Bewußtlosigkeit überfallen, mußten augenscheinlich viele Stunden zwischen seiner Verwundung und seinem endlichen Erwachen liegen. Das Gefecht hatte am frühen Morgen stattgefunden und nun blitzten die Sterne durch ein kleines Fenster in den Raum, wo er sich befand. Er hörte sprechen; da aber nur französische Laute an sein Ohr schlugen, errieth er sogleich, daß er gefangen war, nicht von einer regulären Truppe, sondern einer Bande Franctireurs, die eben berathschlagten, welches Loos man ihm bereiten wollte. Die meisten stimmten für seinen Tod, einige für kannibalische Mißhandlungen, andere für schweren Kerker. „Der Gefangene gehört mir, sagte schließlich eine harte, feste Stimme, „ich behalte ihn als Geisel für meine bei Metz gefangenen Söhne und schwöre Euch bei diesem Kruzifix: den Deutschen nicht eher in Freiheit zu setzen, als bis meine Söhne heil und gesund vor mir stehen." Nach heftigem Hin- und Widerreden ging der letzte Vorschlag durch und Georg von Hartungen kam in die Hände eines Menschen, der an Rohheit und fanatischem Haß den Berüchtigtsten seiner Landsleute gleichstand. In der Nacht wurde der Verwundete auf planlosen Schleichwegen nach dem einsamen Gehöft seines schlimmen Kerkermeisters, als solcher erwies er sich in der That, übergeführt und in einer abgelegenen Kammer, welche ihm die ganze lange Zeit über zum Aufenthalt diente, untergebracht. Wie ein Vergessener, ein lebendig Begrabener kam Georg sich vor, denn außer seinem düsteren Peiniger sah er nur dessen alte Mutter, die seinen schweren Wunden die nöthigste Pflege schenkte und, auch sonst gutmüthiger als ihr Sohn, den Gefangenen mit Lektüre, meistens alte, abgegriffene Gebetbücher, versah. Um was er am inständigsten bat, Schreibmaterial, verweigerte die Alte jedoch hartnäckig. Sie handelte hierbei jedenfalls nach genau vorgeschriebenen Instruktionen. Es war ein zum Verzweifeln elendes Dasein; wie oft wünschte sich Georg den Tod; je mehr seine Kräfte zunahmen, je mehr überfiel ihn düstere Schwermuth. An Flucht war nicht zu denken, da er unablässig gleich streng bewacht wurde. Dazu noch die grausame Marter, die ihm die Ungewißheit über den weiteren Stand der kriegerischen Operationen bereitete. Befragte er seinen Kerkermeister, so erhielt er kurze, finstere Antworten, die alle darauf hinausgingen, daß die Deutschen aus Frankreich verjagt wären und Franzosen den Rachekrieg in Deutschland fortsetzten. So wenig Georg diesen Nachrichten Glauben schenkte, sie peinigten ihn doch. So vergingen Monde. Georgs strenge Gefangenschaft wurde ihm immer unerträglicher, gewaltsam mußte er den häufiger werdenden finsteren Gedanken, selbst Hand an sich zu legen, von sich abwehren. Da theilte ihm die alte Frau, von Mitleid ergriffen über seinen Zustand, den Friedensabschluß mit. Nun glaubte er seine Erlösung nahe; jedoch sein Peiniger bedeutete ihm hohnvoll: „Nur wenn meine Söhne vor mir stehen, ohne daß ihnen ein Haar gekrümmt ist, geb' ich

Dich frei!" Georg verlangte Feder und Papier, um das nächste deutsche Kommando um beschleunigte Auswechselung der in Deutschland Internirten zu ersuchen. Aus Furcht vor Strafe wurde seine dringende Bitte abgelehnt. Er mußte geduldig ausharren, bis vor vierzehn Tagen die Söhne des Hauses wirklich frisch und gesund anlangten und, da es ihnen in ihrer Gefangenschaft wohl ergangen, nun selbst für Georgs Befreiung eintraten. Unter den weit umfassendsten Vorsichtsmaßregeln, um jede Recherche unwirksam zu machen, wurde jener eines Abends mit verbundenen Augen in einen gut verschlossenen Wagen gebracht, der, wie Georg zu erkennen glaubte, mit ihm Sunden lang kreuz und quer dahinfuhr. Endlich wurde Halt gemacht. „Steigen Sie aus! Sie sind frei!" tönte eine fremde Stimme an Georgs Ohr. Er fühlte sich umfaßt und stand im nächsten Augenblick auf weichem Erdboden. Die Binde abreißend, sah Georg den Wagen in rasender Eile davon sausen; zugleich erblickte er im Scheine der Morgendämmerung eine dichte Häusergruppe, die sich augenscheinlich an einen Höhenzug lehnte. Die Gegend ist ihm nicht unbekannt, besonders die auf hervorragendstem Punkte immer heller hervortretenden Umrisse jener stattlichen Ruine machen ihm die Ahnung zur Gewißheit: es ist Vendôme, das dort vor ihm liegt, mit den Ruinen eines alten Templerschlosses, Vendôme, in dessen Nähe er vor beinahe einem halben Jahre den blutigen Strauß gekämpft, der ihn todesmatt der Gefangenschaft überlieferte. In dem Bannkreise der nächsten Umkreise, vielleicht ringsum von deutschen Truppen umgeben, hat man ihn verborgen gehalten, in sorglichem Versteck jede Spur seines Daseins verheimlichend. Wer weiß, ob nicht in seiner nächsten Nähe deutsche Kameraden im Quartier gelegen haben. Doch nun hinein in die Stadt! O Glück! Deutsche Soldaten halten dieselbe besetzt. Georg von Hartungen eilt zu dem Kommandirenden und findet in diesem, zu gegenseitiger Freude, einen alten Bekannten. Nach wenigen, sein unvermuthetes Erscheinen erklärenden Worten, denen der Freund mit warmer Theilnahme folgt, gilt Georgs erste Frage seinem Regiment, und als er vernimmt, daß dasselbe auf der Heimkehr begriffen ist, beschließt er, demselben unverzüglich zu folgen.

„Kurz," so schloß Georg seine Mittheilung, „bevor meine braven, treuen Kameraden die heimathliche Erde betraten, erreichte ich dieselben. Herzergreifend war der Jubel, der mich, den Verlorenen, Todtgeglaubten empfing!" „Seit Monden, lieber Hartungen," rief der Oberst, „trage ich Ihr Lieutenantspatent mit mir herum; das eiserne Kreuz ist Ihnen auch gewiß. Nun, wahrlich ein Wunder ist's, daß die verdammten Schurken Sie heil und gesund entlassen haben. Stände ich noch da herum, ich fände keine Ruhe, bis wir das verwünschte Nest aufgehoben hätten. Ihren Angehörigen haben Sie doch bereits Ihre Auferstehung gemeldet? Gott! wie viele Anfragen sind aus unserer Residenz Ihretwegen an mich gelangt!" Ich fragte zögernd, wer solche besondere Theilnahme für mein Schicksal hege, und erhielt die Antwort, daß sämmtliche Erkundigungen Ihre Unterschrift, hochverehrter Freund, tragen, — „doch jedenfalls im Namen ihrer angsterfüllten Mutter!" setzte der Oberst hinzu. Bestätigte die letzte Voraussetzung sich? Oh Mutter! Wie mein Herz schneller, freudiger schlug und im nächsten Moment doch wieder peinigende Unruhe mich verzehrte! Und Clärchen? Wußte sie um mein Schicksal? Beweinte das geliebte Mädchen mich als todt? Auf die tausend Fragen, die meine Seele marterten, konnte sicher nur unser Freund die beste Antwort geben, und da ich nun wußte, daß ich Sie daheim antraf, beschloß ich, ohne vorherige Kunde von meinem Leben zu geben, Sie durch mein Erscheinen zu überraschen. Wie mir vor der Frage nach meiner Mutter bangte, mit welchen Empfindungen ich gestern Abend auf Berlins Häusermeer hinabblickte, ach, wie vermöchte ich Dies in Worten auszudrücken! Und heute, als ich von ferne das elterliche Haus erblickte, da packte mich ein förmlicher Krampf; meine Mutter, Clärchen, unser verklärter Held, Johanna, Ihr Alle, Alle zoget an meinem geistigen Auge vorüber! Die Füße versagten mir fast den Dienst, ich hielt mich nur mit äußerster Mühe aufrecht. Nur einen Blick warf ich über Balkon und Fenster, er genügte, mich liebe Gestalten erkennen zu lassen, nur zwei, zwei theure Angesichter, nach deren Anblick ich mich sehnte, wie der verlechzte Wanderer nach einem frischen Quell suchte ich vergebens. Inmitten des Jubels, der mich umbrauste, wurde mir sterbenstraurig zu Muthe, das kam von einem Gefühl tödtlicher Vereinsamung. Von Niemand erwartet, von Niemand erkannt — —"

„Halt, mein Freund," fiel jetzt der Geheimrath tiefbewegt ein, „dem war doch nicht ganz so, den Falkenblicken unserer Sophie entging ihr junger Herr nicht. Ihr Ruf des Staunens und Schreckens, denn sicher glaubte sie im ersten Augenblick einen Geist zu erblicken, machte mich auf-

merksam. Ich erkannte Dich gleichfalls und stürmte Dir nun eiligst nach. Nun, es war wahrhaftig keine leichte Aufgabe, an Dich zu gelangen, doch endlich — —"

„Erfaßte Jemand meinen Arm," ergänzte Georg in freudebebendem Tone, „und eine liebe bekannte Stimme flüsterte Worte in mein Ohr, die wie Sphärenklang in meiner Seele wiedertönten, und von denen mir eigentlich keine Silbe deutlich erinnerlich ist, nur ein goldener Sinn: ‚Ich führe Dich zu Deiner Mutter, die über Nacht eine Andere geworden ist.' Endlich vermochte ich zu fragen: ‚Und Clärchen? Was wissen Sie von ihr?' ‚O, Clärchen!' sagten Sie leichthin; ‚denkst Du noch immer an das süße Kind? Nun, ich hoffe, es geht ihm wohl!' Mit diesem kurzen Bescheide mußt' ich mich begnügen, trotzdem ich ahnte: Sie wüßten mehr!"

„Ich hoffe," sagte der Geheimrath lächelnd, „Du bist mir nicht böse, daß ich Dir eine kleine Ueberraschung vorbehielt. Unser Wiedersehen, die frohe Botschaft, welche ich Dir verkündete, hatten Dich schon genugsam aufgeregt; ein gewisser Ausdruck in Deinen Augen ließ mich das Schlimmste befürchten, hätte ich sogleich mein ganzes Geheimniß preisgegeben. Ohne Zweifel wärest Du wie toll davongerannt, unbekümmert, ob ich nachfolge, oder in einem dichten Menschenknäuel dem Erstickungstode nahe käme, und, was die Hauptsache, ich wollte auch mein Theil haben an dem eben erlebten unvergeßlichen Moment."

Georg's und Clärchens Arme legten sich liebevoll um den vortrefflichen Mann. Frau von Hartungen aber sagte tiefbewegt: „Und mit vollem Recht, mein theurer, hochverehrter Freund! Ihnen allein gebührt das Verdienst, meine trotzige, verhärtete Seele auf den rechten Weg geführt zu haben. Sie haben meinen Kindern eine Mutter, mir meine Kinder, mit innigem Verständniß für solch' Glück, auf's Neue geschenkt! Mein ganzes Leben wird nicht ausreichen, den Dank für dies unverdiente Glück abzutragen, aber Georg und sein Clärchen werden auch nie vergessen, was sie dem Seelenarzte ihrer Mutter schulden und —"

„Um Gotteswillen, theure, werthe Freundin, hören Sie auf, ich komme sonst wahrhaftig in Gefahr, unter den Händen und Küssen dieses jungen, hochverehrten Brautpaares zu ersticken!" fiel der Geheimrath, seine Rührung unter gutmüthigem Spott verbergend, lachend ein. „Gebt mich nur endlich frei, Ihr Kletten, und erlaubt, daß ich jetzt nach Hause eile, wo mein Ausbleiben wohl schon Unruhe erweckt und mein Gretchen schmollt, daß ihrem Schatz des Papa's herzliches Willkommen fehlt. Nun, ich hoffe, mein Bericht — ich darf doch erzählen, daß der verloren geglaubte schmerzlich vermißte Sohn und Held sich wiedergefunden hat? — wird auch die kleinsten Unmuthswölkchen verjagen."

Bei den letzten Worten ergriff er Frau von Hartungens noch immer schöne Hand und führte sie an seine Lippen. Ach, wie ganz anders, denn gestern, wie warm und freudig erregt ruhten dabei seine klaren Augen auf ihren bewegten Zügen! Sie verstand diese wortlose Sprache, und ihm sanft zunickend, erwiederte sie mit leicht verschleiertem Ton und Blick: „Fügen Sie, lieber Freund, Ihrem Bericht noch hinzu: Das Heilungswerk, welches ich gestern an dem unglückseligen harten, stolzen Frauenherzen begonnen habe, hat die vergangene Nacht vollendet. Gesegnet seien die Qualen und Schmerzen, die mich hinaustrieben auf den Balkon! Doktor, dort — nun, Sie wußten es ja — wurde mir Frieden! Da verstand ich Ihre Worte von Deutschlands Wiedergeburt, der deutsche Genius selbst sprach zu mir, ich fühlte mich so unsagbar klein gegenüber seiner Herrlichkeit und — doch genug bis auf das Eine, lieber Geheimrath. Damit Sie sehen, daß ich die große nationale Feier des heutigen Tages in Ihrem Sinne verstehe, soll an diesem Abend mein Haus davon Zeugniß ablegen. Für einen würdigen Blumenschmuck ist leider die Zeit zu kurz, aber in einem Kerzenglanze soll es strahlen, daß das ringsum sich entzündende Flammenmeer sich meines Hauses nicht zu schämen haben soll."

„Werthe Freundin!" „Liebe, liebe, theure Mutter!" flüsterten der Geheimrath, Georg und Clärchen bewegt.

Frau von Hartungen zog die Letzteren innig an sich. „Ihr, meine lieben Kinder, möget darin den glühenden Dank eines beglückten Mutterherzens erkennen, das, ein langes Leben hindurch mit Blindheit geschlagen, plötzlich sehend geworden ist. Diesem gesegneten Tage, der mit der Heimkehr unserer Heldensöhne zugleich Deutschlands glanzvolle Auferstehung feiert, bewahret Euer Leben lang ein ehrenvolles, gesegnetes Andenken, in der Erinnerung an den Friedensgruß, der das erstarrte Herz Eurer Mutter zu neuem Leben erweckte."

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

// Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 71. Mittwoch, 19. Juni 1872.

* Ehen werden im Himmel geschlossen.

Novellette von E. Rudorff.

(Fortsetzung.)

„Herr Doktor," rief der entzückte Thierarzt, „ich gebe mich und mein Lebensglück in Ihre Hände! Ich fühle und erkenne es klar: dies ist ein entscheidender Augenblick in meiner Pilgerfahrt!"

Frey redigirte nun eine sehr elegant stylisirte Anzeige und Kratz versprach, dieselbe sofort an das Tageblatt der Residenz zu senden, auch die natürlich sehr zahlreich einlaufenden Adressen dem Doktor zur Begutachtung vorzulegen.

Frey, dessen Empfinden eine Heirath durch die Zeitung unwürdig erschien, hatte alle Anmuth des Styls auf diese Annonce verwandt, weil er meinte, die Feinheit des Ausdrucks würde Frauenzimmer, welche auf derartige Gesuche reflektiren, einschüchtern und abschrecken. Langten keine Adressen an, wie er zuversichtlich hoffte, so wollte er ein ernstes Wort mit dem enttäuschten Kratz sprechen und ihm heilsame Rathschläge geben, um in würdiger Weise zu einer Frau zu gelangen. — Inzwischen suchten der Bürgermeister, Kreisrichter und Apotheker vergebens den vierten Mann zur unterbrochenen Whistpartie. Was konnte, was sollte geschehen? Mit dem „Strohmann" spielen war eine Neuerung, von welcher der 66jährige streng konservative Bürgermeister durchaus Nichts hören mochte. Der Pfarrer in Kleinlöbau rührte grundsätzlich keine Karte an, und der Rektor und der Postexpedient waren ja ohnehin ausgeschlossen. Der Besitzer des Gasthofes „Zum goldenen Engel"? Er war früher Barbier am Orte gewesen, dann Kellner in einer größeren Stadt und hatte mit einer kleinen, dort erworbenen Summe sich hier angekauft. Wollte man auch darüber hinwegsehen, daß derselbe höchst vulgäre Manieren besaß, so schien es doch bedenklich, mit einem Manne zu spielen, der uns einmal barbiert hat. Und der Gewürzkrämer in Kleinlöbau? Er hielt einen offenen Laden, konnte also, wie man ja auch in England längst entschieden hat, kein Gentleman sein, allein man würde ihn zu sich heraufgezogen, ihn die Erhabenheit des „Herrenzimmers" — so hieß seit langen Jahren das Gemach, in dem die Whistspieler sich versammelten — haben kosten lassen, wäre der Bedauernswerthe nicht beweibt gewesen. Denn ein zugehörender Theil der Whistpartie war das Damenkränzchen, in welchem die schöneren Hälften der im „goldenen Engel" tagenden Herren sich zu derselben Zeit versammelten, und welches abwechselnd bei diesen Damen stattfand. Wie hätte die Gattin des Gewürzkrämers, früher Nähmädchen in Kleinlöbau, von den hohen Frauen als Ihresgleichen empfangen werden dürfen? Dann gab es noch zwei Händler mit Schnittwaaren, Porzellan, Glas und Eisenzeug im Orte, doch sie gehörten zu dem Stamme Israels, und es war deßhalb unmöglich, daß ähnliche Ehren auf sie herabfließen konnten. Die unterbrochene Whistpartie hatte die Leidenschaften der besser gestellten Einwohner von Kleinlöbau entfesselt und hoch flammende Erwartungen wachgerufen. Als Niemand, Niemand in dem Städtchen würdig befunden wurde, den Doktor zu ersetzen, kehrte sich der Grimm Derjenigen, welche sich verschmäht sahen, nicht allein gegen das Dreiblatt von Bürgermeister, Kreisrichter und Apotheker, sondern wendete sich auch — o Räthsel des Menschenherzens — gegen die unschuldige Ursache der ganzen Kalamität — Dr. Frey. Denn wäre er nicht aus der Whistpartie geschieden, so würden die Hintangesetzten nie erfahren haben, wie erbärmlich kleine Wesen sie eigentlich seien, sie hätten niemals dagestanden „in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle!"

Die Ackerbürger und Handwerker in dem Städtchen gewahrten hingegen mit Frohlocken die Kränkung, welche Denen geworden, die sich um eines Kopfes Höhe stets über sie erhoben hatten.

Der Doktor, welcher Dies zu Tage gefördert, wurde nun ihr Held, wie er früher schon ihr Beistand und Helfer gewesen war. Und da in unserer Zeit jede Bewegung gleich in die Politik hinüberstreift, so hießen bald alle Gegner Frey's: „Dunkelmänner, eingefleischte, unverbesserliche Aristokraten", während er selbst zum Titel „Volksmann" gelangte und alle Aussicht hatte, von einer nicht unbedeutenden Partei als Kandidat für den Landtag aufgestellt zu werden.

Als gerade der Grimm der Parteien auf seinem Höhenpunkt stand, überbrachte der freudestrahlende Thierarzt vier in Bezug auf das Heirathsgesuch eingelaufene Schreiben, welche ihm soeben das Zeitungsbureau in der Residenz übermittelt hatte.

„Dürfte ich Sie bitten, verehrtester Herr Doktor, diese Briefe zu lesen, ich fühle mich zu aufgeregt," sagte Kratz und ließ sich auf einen Sessel neben des Doktors Schreibtisch nieder.

„Also doch!" murmelte Frey enttäuscht, nahm die Briefe und betrachtete prüfend die äußere Form derselben.

Frey war geradezu frappirt, als er die Schriftzüge auf einer sehr zierlichen Enveloppe vom feinsten Papier in's Auge faßte. Welche schöne, charakteristische Handschrift! „Herrn J. K., Nr. 1500, Zeitung Nr. 148." Der junge Mann drehte das Briefchen um, und ein höchst sauber geschnittenes Siegel zeigte M. B. in gothischen Buchstaben.

Wie konnte M. B. mit der schönen Handschrift, dem feinen Papier, dem eleganten Siegel — was doch Alles auf Wohlstand und Bildung hinzuweisen schien — sich auf ein Heirathsgesuch melden? Frey legte, einen Seufzer unterdrückend, das Schreiben zur Seite und nahm ein zweites zur Hand.

Rosa Enveloppe, steife große Buchstaben, kein Siegel und das Couvert bis in die äußersten Ecken zugeklebt. Frey öffnete den Brief und las dem harrenden Thierarzt die folgenden Zeilen vor:

„Ich bin eine vater- und mutterlose Waise und habe viele Prüfungen bestanden, aber der Pulsschlag des Herzens blieb immer Liebe! Liebe, innige, treue Liebe werde ich meinem Erwählten zubringen! Möge Der, der in Nr. 148 unserer Zeitung einen so gefühlvollen Antrag veröffentlicht hat, sich mir weiter offenbaren; ich werde ihm dann auch gestehen, was sich in meinem Busen regt!

Briefe bitte zu senden: Fräulein Flora M. poste restante L.

„Eine edle Sprache, Herr Doktor, finden Sie es nicht auch?"

„Lassen Sie uns weiter hören, lieber Kratz!" Frey erbrach nun das dritte Schreiben, welches das Aussehen eines Geschäftsbriefes hatte und lautete:

„Mein Herr!

Mein Vater, ein armer Subaltern-Beamter, hat sechs Kinder, von welchem ich die älteste bin. Um die Sorgen meiner Eltern zu erleichtern, suchte ich, kaum sechzehn Jahre alt, eine Stelle als Gesellschafterin und habe jetzt seit zehn Jahren in steter, oft mühevoller Arbeit die Launen und Härten fremder Menschen ertragen müssen. Wenn ich einem verständigen wohlwollenden Manne mit demselben Fleiß und derselben Geduld zur Seite stände, so meine ich, er könnte wohl mit einer solchen Lebensgefährtin zufrieden sein. Wollen Sie nach diesen Eröffnungen in einen Briefwechsel mit mir treten, so bitte ich Ihr Schreiben zu adressiren: An Emilie W. poste restante B."

„Hören Sie, Kratz, Das ist ein ganz verständiges, praktisches Mädchen; wenn Sie einmal durch die Zeitung sich eine Frau suchen wollen, so wäre Emilie W. gewiß die Beste!"

Der Thierarzt wollte nicht gestehen, daß der Styl dieses Briefes ihm durchaus nicht zu Herzen gehe, und entgegnete: „Ach, Herr Doktor, wenn Sie den nächsten Brief noch lesen möchten!"

Frey öffnete ein Schreiben von fast viereckiger Form, mit einer Oblate verschlossen, bei welcher ein Groschenstück als Petschaft gedient hatte. Der Doktor las:

„Ew. Hochedelgeboren zeige ich ergebenst an, daß mein Vater, der Krugwirth in Kallen, vor sieben Wochen gestorben ist. Ich habe ihn allein beerbt, und die Pferde, das Vieh, die Schlitten und Wagen, auch die Kruggeräthschaften verkauft. Aber die guten Möbel, sechs Satz schöne Betten, ohne die Gesindebetten, Kisten und Kasten voll Wäsche, möchte ich doch nicht ausstoßen. Was soll nun ein lediges Frauenzimmer mit allen den Sachen, besonders wenn sie nur eine Stube vorläufig bewohnt? Darum habe ich beschlossen, wenn ich einen ordentlichen, rechtschaffenen Mann finde, der das Meinige zusammenhalten will (ich habe auch noch beinahe zweihundert Thaler baar liegen), mich zu verändern. Als ich nun heute in der Zeitung Ihre Anzeige las, dachte ich:

Schnell gefreit,
Hat Niemand gereut!

Mein Name ist Christine Amalie Feuersänger, und ich wohne bei meiner Tante, der Wittwe Dankert, Johannisstraße Nr. 4, 2 Treppen hoch links. Die Wittwe Dankert kennt Jeder in der Straße, denn sie geht schröpfen und Blutegel setzen."

„Ei, lieber Kratz," sagte Frey lachend, „Blutegel setzen und schröpfen, das fällt ja beinahe in unser Fach! Aber werden Sie auch Platz haben, um alle die Kostbarkeiten der unverehelichten Feuersänger bei sich aufzunehmen?"

„Wenn es Ihre Güte nicht mißbrauchen hieße, geehrtester Her Doktor, so möchte ich auch noch den letzten Brief hören!"

Frey nickte freundlich dem Thierarzt zu, nahm den zierlichen, bei Seite gelegten Brief und öffnete mit großer Sorgfalt die Enveloppe, um weder das Siegel noch das hübsche Couvert zu verletzen. Drei Seiten eines Bogens in Oktavformat waren beschrieben, und von der schönsten Damenhand, die dem jungen Manne jemals vor Augen gekommen. Eine ihm unerklärliche Bewegung ließ Frey zögern, den Inhalt des Schreibens, wie er es doch bisher gethan, dem Thierarzt vorzulesen. Er hätte nicht zu sagen gewußt, weßhalb ihm zu Muth sei, als wären diese Schriftzüge nur für ihn da, als beginge er eine Indiskretion, ja als versündige er sich an M. B., wenn er mit ihrem Briefe umginge wie mit den anderen Schreiben.

„Lieber Kratz," sagte Frey, „am Schreibtische hier vermag ich diesen Brief, bei der hereinbrechenden Dämmerung, nicht zu lesen, denn die Schriftzüge sind außerordenlich fein. Ich will an das Fenster treten, um ihn erst für mich allein zu entziffern. Nehmen Sie inzwischen die drei anderen Briefe und gehen Sie mit Sich zu Rathe, was Sie weiter unternehmen wollen."

(Fortsetzung folgt.)

---

* Die Moschee von Cordoba.

Novelle von Ernst Eckstein.

Die wehmüthig stillen Straßen der alten Khalifenstadt lagen vereinsamter als je. Die glühende Sonne eines andalusischen Apriltages flammte noch hoch über dem Spiegel des Guadalquivir und hielt die Bevölkerung in den Zimmern und Patio's der zierlichen, hell gestrichenen Häuser zurück. Nur in der mit großen Zelttüchern überspannten Hauptstraße herrschte eine gewisse Bewegung, die indeß nur dazu beitrug, die schlummernde Oede der labyrinthisch gewundenen Seitengassen um so fühlbarer zu machen.

Ein junger Mann von keckem, selbstbewußtem Aeußern schien indeß das Bedürfniß der Cordobaner nach Ruhe in keiner Weise zu theilen. Den gelben Strohhut auf dem Kopfe, den blau gefütterten Sonnenschirm in der Rechten, die Linke in der Tasche des leichten Touristenanzuges, so schlenderte er von Thor zu Thor, von Ecke zu Ecke, hier ein halb vermauertes Säulenkapitäl, dort einen reizvoll geschwungenen Hufeisenbogen und dort endlich die Reste einer arabischen Ornamentirung bewundernd.

Der junge Mann war ein Deutscher. Sein Name thut Nichts zur Sache. Nennen wir ihn Max.

Jetzt öffnete sich das Gewirre der Straßen nach dem rauschenden Strome zu. Max betrat die uralte, bogenreiche Brücke. In ihrer Mitte angelangt, machte er Halt.

„Ich dachte es wohl —" murmelte er vor sich hin, „dieses Cordoba ist und bleibt die Stadt der Vergangenheit, der Erinnerung. Das Heute ist hier unberechtigt. Zehn Mal habe ich die Mumie von einem Ende zum andern durchwandert, — aber das Leben schweigt mir. Ich glaube, man könnte diese Streifereien ein Jahr lang fortsetzen, ohne daß Einem das geringfügigste Abenteuer begegnete. O Granada! o Toledo! Auch ihr bergt die köstlichste Hinterlassenschaft des Einst, — aber ihr athmet noch... In Cordoba hört das Herz zu schlagen auf, die Pulse stocken, das Blut erstarrt in den Adern; diese versteinerte Niobe hat aus der Zeit ihres Glanzes nur die Thränen gerettet!"

Er blickte über den Rand der Brücke in die goldgelbe Fluth und seufzte. Aber es war kein Seufzer des Weltschmerzes, der sich aus dem gepreßten Jünglingsherzen losrang. Er gedachte nicht der alten Khalifenherrlichkeit, deren Trümmer ihn jetzt umringten, nicht des gesunkenen Halbmondes, nicht der verödeten andalusischen Hügel. Die Elegie dieser romantischen Reminiszenzen hatte er längst ausgekostet. Nein! Die bewegte Seele schweifte hinüber nach den gesegneten Fluren der Vega, nach dem Strande des Darro, nach der Hütte der kleinen dunkeläugigen Gitana, die er aus den tosenden Wassern des angeschwollenen Bergstromes gerettet. War dies Ereigniß nicht entzückend? Wie glühend sie ihrem Helfer dankte, wie leidenschaftlich sie die Arme um seinen Nacken

schlang und schluchzend den Segen des Himmels auf ihn herabflehte! Gab es je eine Gitana von schlankerem Wuchse, von holderen Geberden als Benita? Und wie süß, wie melodisch ihre Stimme klang! Freilich, ihr Röckchen war zerrissen und ihrem Mieder fehlte die Frische, — aber was schadete Das? Dafür loderte ein Brand in ihren Augen, der dem Beschauer gar nicht Zeit ließ, über ihre Toilettenverhältnisse nachzudenken. Schade, schade, daß schon am vierten Tage nach der glücklichen Rettung die Stunde des Abschieds schlug. Sie wußte so lieblich zu erzählen; sie war so ganz frei von den modernen Lastern, von Piano und Französisch, von Geographie und Literaturgeschichte. Ihre Rede floß wie ein krystallklarer Bach durch ein blühendes Lenzgefilde. Sie verstand so wenig von Grammatik wie ihr kleiner, schwarzer Esel, auf dem sie zur Stadt zu reiten pflegte; aber gerade deßhalb bestrickte und berückte sie. Ach, und wie geschickt sie das geschmeidige Spartgras handhabte! Sie flocht Körbe, wie ein geistvoller Dichter Stanzen und Terzinen flicht, — ohne zu zögern, ohne zu zagen, ohne zu stocken. Benita, Benita!

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Tragische Wette.) Ein Privatbrief aus St. Thomas enthält folgende Mittheilung: Ein Neger, Namens Billy-Boy, war eine Wette eingegangen, den Hafen in seiner ganzen Breite durchschwimmen zu wollen. Der Neger ging alsbald auf einem kleinen kräftigen Traber in's Wasser, und Mann und Roß steuerten mit Gewandtheit und Ausdauer nach dem Ziele. Die Schwimmer hatten ungefähr die Mitte des Bassins erreicht, als sich in ihrer unmittelbaren Nähe die Oberfläche des Wassers mit Blut färbte. Ein Haifisch hatte dem armen Pferde einen Schenkel abgerissen. Das brave Thier versuchte mit Anstrengung aller Kräfte mittels der drei unversehrten Schenkel weiter zu schwimmen; aber die Erschöpfung trat alsbald ein und das Roß versank. Billy-Boy, ein bewährter Schwimmer, vertraute sich jetzt seinen eigenen Kräften an und eilte in mächtigen Stößen dem Ufer zu; aber vier Haifische legten sich auf die Verfolgung des Unglücklichen. Dem Neger entging die Gefahr von Seiten der ihm nachsetzenden Raubthiere nicht, und er schlug zwanzig Minuten lang mit Händen und Füßen das Wasser, um seine Feinde daran zu hindern, sich auf den Rücken zu werfen, ein Manöver, das sie machen müssen, um nach ihrer Beute zu schnappen. Während Dessen gelangte ein Boot in die Nähe des kühnen Schwimmers. Schon hatten sich die Hände der Retter ausgestreckt, um Billy-Boy emporzuziehen — da verschwand der Unglückliche plötzlich unter dem Wasser. Mit Haken an langen Stangen versuchte man die Kleider des Untertauchenden zu erfassen; man schlägt die Hacken auch ein, man hebt den Körper empor — aber, o Schrecken, der Neger war ohne Kopf! Man bemerkte sodann nicht ohne Schaudern, wie sich die Haie um den abgerissenen Kopf stritten.

„Heit Er öppe Guggerwy?“ (Habt Ihr etwa Guggerwein?) Diese Frage ist in allen Weinkneipen Berns seit ein paar Tagen zum geflügelten Worte geworden. Gugger ist nämlich eine bekannte Weinhandlung in Bern, welcher zwei fatale Streiche passirt sind: 1) ist ihr bester Reisender mit unterschlagenen Geldern durchgegangen und 2) ist dieser Reisende auf dem Schiffe in Havre wieder erwischt und vor die Assisen in Bern gestellt worden. Da erklärte er denn vor den Geschworenen, daß er auf 14 Weinsorten hauptsächlich habe reisen müssen, von diesen Sorten aber habe Haus Gugger seit zehn Jahren keinen Tropfen bezogen, sondern Alles in seinen Kellern in der Christoffelgasse fabrizirt. Herr Gugger stellte Das entrüstet in Abrede, wollte aber seine Bücher nicht vorlegen, und seitdem fragt das spöttische Publikum: „Habt Ihr etwa Guggerwein?“

Köchin: „Guten Morgen, ich möcht' zwei Pfund Sauerkraut!“ — Krämer: „Kilo heißt es jetzt, mein Kind!“ — Köchin: „Kilo? Nicht mehr Sauerkraut?“ (Fl. Bl.)

Lebensphilosophie.

Seines Hauses Mißgeschick
Wehrt des Mannes Schweiß,
Eine Burg dem Erdenglück
Schafft der Frauen Fleiß;
Daß die Burg gefestet sei
Wie mit Thurm und Wall,
Soll die Liebe frisch und frei
Walten überall.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 72. Freitag, 21. Juni 1872.

* Ehen werden im Himmel geschlossen.

Novellette von E. Rudorff.

(Fortsetzung.)

Der Doktor ging zum Fenster und wählte seinen Platz so, daß Kratz ihn nicht beobachten konnte. Er las:

Daß ich empfinde, welch' ein Mann du bist,
Gerecht, gefühlvoll, thätig, zuverlässig,
Davon empfange den Beweis, den höchsten,
Den eine Frau besonnen geben kann!
Ich zaudre nicht, ich eile, dir zu folgen!
Hier meine Hand: wir gehen zum Altar.

Passen diese Worte unseres Meisters nicht prächtig als Antwort auf ein Heirathsgesuch durch die öffentlichen Blätter?

Doch ich will nicht spotten, sondern an den Herrn, welcher in Nr. 148 der Zeitung eine Frau sucht, einige ernste Worte richten.

Vor zwei Jahren starb meine verehrte Großmutter in einem Alter von fünfundsiebzig Jahren, nachdem ihr Gatte, den eine Lähmung zehn Jahre an den Krankenstuhl gefesselt hatte, wenige Tage zuvor hinübergegangen war. Die Ehe meiner Großeltern war stets eine überaus glückliche gewesen, doch wurde sie seit der Zeit, in welcher jener harte Schlag den alten Herrn traf, eine wahrhaft heilige. Mit einer Freundlichkeit, die geradezu ihr Antlitz verklärte, leistete meine Großmutter dem Kranken jeden Dienst; ja, sie sprach es oftmals gegen uns aus, daß sie sich glücklich preise, nun ihr Gelegenheit gegeben werde, dem theuren Manne ihre Dankbarkeit für alle die gesegneten Stunden zu bethätigen, die sie in einem beinahe fünfzigjährigen Ehebunde erfahren. Nur einen Wunsch äußerte sie: den Gatten zu überleben, damit er keinen Augenblick die Liebe und Sorge zu vermissen brauche, welche doch Niemand, gleich ihr, ihm zu widmen verstehe. Sei dann ihr irdisch Tagewerk würdig geschlossen, so hoffte die verehrte Frau bald mit dem Heimgegangenen wieder vereint zu werden. Diese frommen Wünsche wurden erfüllt. Zwei Tage, nachdem wir unsern Großvater bestattet, klagte die Greisin über eine große, nie gekannte Müdigkeit und legte sich, auf Bitten ihrer Kinder, frühzeitig nieder. Meiner Mutter Hand liebevoll drückend, sagte sie: ‚Beunruhige dich nicht, meine gute Tochter, mir ist ganz wohl, ach, so leicht und wohl!' Dann die Augen schließend, wandte unsere Großmutter sich zur Seite, um für immer einzuschlummern; den Kindern und Enkeln des edlen Paares ist daher der Ehebund stets als ein heiliger erschienen, und jede leichtfertige Auffassung desselben erfüllte uns mit einem bitteren, aus Trauer und Widerwillen gemischten Gefühle.

Niemals hat sich bei **mir** diese schmerzliche Empfindung stärker geregt, als bei dem Auffinden des Inserats in Nr. 148 der Zeitung.

Ein Mann, welchem — wie dem Verfasser jener Anzeige — alle Feinheiten der Sprache zu Gebote stehen, der nicht den leeren Geldbeutel darreicht, um schnell die reiche Mitgift in Sicherheit zu bringen, ein Mann, der nur Anmuth und Liebenswürdigkeit, alle Vorzüge des Geistes und Herzens begehrt, weiß sehr wohl, daß ein Frauenideal nicht durch die öffentlichen Blätter zu gewinnen ist. Wahrscheinlich hat der Einsender — unbeschäftigt und blasirt — sich diesen billigen Scherz erlaubt, um über die einlaufenden Briefe einiger thörichten Jungfrauen wieder einmal herzlich lachen zu können! Er überlegt dabei nicht, daß, wenn gebildete Männer — sei es auch nur scheinbar — eine Frau, gleich einem Jokey, Jäger oder Gärtner durch die Zeitung suchen, rohe Gesinnungen immer mehr Boden fassen und das Gefühl

edler Angehörigkeit zwischen Mann und Weib ersterben muß.

Mich dünkt: Wem Gott reiche Gaben verlieh, der hat die Pflicht, seinen ärmeren Brüdern an Geist zu Hilfe zu kommen, und wer es mit den Menschen wirklich gut meint, sollte ihnen die Bedeutung des Wortes klar machen: Ehen werden im Himmel geschlossen!"

„Ehen werden im Himmel geschlossen," wiederholte leise der Doktor, wandte den Brief um und würde diesen noch ein Mal gelesen haben, wäre er nicht durch ein immer stärker werdendes Hüsteln des harrenden Kratz an seinen Besuch erinnert worden.

„Nun, verehrtester Herr Doktor, was schreibt die vierte Dame?" fragte der Kreisthierarzt, als Frey sich ihm wieder näherte.

„Sie sendet eine Strafepistel; es erfüllt sie mit Trauer und Widerwillen, daß eine Frau durch die Zeitung gesucht wird," entgegnete Frey und legte, in anscheinender Zerstreutheit, den wieder zusammengefalteten Brief in eine äußerste Ecke des Schreibtisches, um ihn den Blicken und Händen des Kreisthierarztes zu entziehen.

„Höchst überspanntes Frauenzimmer! Nicht wahr, Herr Doktor, Die könnte schon niemals meine Wahl sein?!"

Nach diesen Worten erhob sich Kratz, bat um die Erlaubniß, in dieser Angelegenheit vielleicht später noch den Rath des Doktors einholen zu dürfen, und nahm dann mit blumenreichen, süßen Redensarten von dem jungen Manne Abschied.

Kaum hatte sich die Thüre geschlossen, als Frey die Studirlampe anzündete und mit stiller Genugthuung den Brief von M. B. von Anfang bis zu Ende nochmals las. Seine Phantasie entwarf die reizendsten Bilder von der Ungekannten; sie müßte geistvoll und liebenswürdig sein und — darüber konnte nach diesem Schreiben kein Zweifel herrschen — in den edelsten Verhältnissen leben. Wie mochte ihr Vorname lauten? Margarethe, Minna, Martha, Marie, Mathilde, Marianne? Daß sie eine wunderschöne Hand habe — ein großer Reiz bei einer Frau — schmale, biegsame Finger, war dem jungen Manne gewiß, wie hätte sie sonst solch' zierliche Buchstaben formen können, die gleich kleinen Kunstwerken vor ihm auf dem Papiere standen!

Doch wo sollte er die Holde suchen und finden? Frey dachte schon an eine, nur ihr verständliche Anzeige in der Zeitung, allein er hätte ja einige Bogen darüber schreiben müssen, wie eigentlich Alles zusammenhänge, um einer Antwort von ihr gewürdigt zu werden. Seufzend gab er diesen Plan auf. Doch jedes Mal, wenn Frey sich wieder in das Schreiben von M. B. vertiefte, empfand er eine immer fühlbarere Leere in seinem Leben, erschien ihm die Einsamkeit in seinen vier Wänden stets grausamer und unerträglicher.

Selbst die Anerkennung, welche sein ärztliches Wirken fand — er wurde zum Kreisphysikus ernannt und weit über den Kleinlöbauer Bezirk hinaus zu Schwerkranken gerufen — verschärfte in ihm nur noch das bittere Gefühl des Alleinstehens. Denn wer hatte die rechte Freude an diesen Erfolgen? Seine Eltern waren längst dahingeschieden und seine einzige Schwester lebte hundert Meilen von ihm entfernt, ganz der Sorge für eine zahlreiche Kinderschaar und einen braven Gatten hingegeben.

So war Frey auch wieder — etwa vierzehn Tage nachdem Kratz mit den Briefen bei ihm gewesen — durch den Telegraphen zu einem Gutsbesitzer gerufen worden, der sich lebensgefährlich bei einer Jagdpartie verletzt hatte, obwohl dessen Begüterung der Residenz näher als dem Städtchen Kleinlöbau lag. Der ebenso von großem Pflichtgefühl wie von Humanität erfüllte junge Arzt fuhr in den Tagen der höchsten Gefahr an jedem Morgen zu dem Kranken und kehrte mit dem nächsten Zuge wieder zurück. Auch als der Patient der Genesung entgegenging, fügte Frey sich den dringenden Bitten der Familie und kam noch zwei Mal wöchentlich zu dem glücklich Geretteten, welcher für seinen liebenswürdigen Arzt eine außerordentliche Zuneigung gefaßt hatte.

Kratz war seit einigen Wochen nicht bei dem Doktor gewesen, dieser durfte daher die Heirathsangelegenheit für beseitigt halten und gerieth nun in das höchste Erstaunen, als der Kreisthierarzt ihn eines Morgens um eine längere Unterredung bat, in welcher er Folgenschweres mit ihm zu besprechen wünschte.

„Nur heute nicht, lieber Kratz!" bat Frey in der ihm eigenen freundlichen Weise, sagte, daß er nach Dinglaken müsse — so hieß das Gut des verwundeten Herrn — und theilte dem Kreisthierarzt Näheres über jenen Fall und die kleinen Reisen mit, welche er dieserhalb zu unternehmen habe.

„Mittwoch fahre ich wieder dorthin, kommen Sie also Montag oder Dienstag, ganz wie es Ihnen paßt, zu mir!"

(Fortsetzung folgt.)

* Die Moschee von Cordoba.

Novelle von Ernst Eckstein.

(Fortsetzung.)

Max beugte sich tiefer über das Geländer vor und verfolgte eine goldene Orange, die langsam, von den Fluthen getragen, auf ihn zuschwamm.

„Hier am Strande dieses ruhigen, gemessenen Quadalquivir wäre ein solches Rencontre von vornherein nicht möglich," sagte er mit spöttischem Lächeln. „Eine Brücke von dem soliden Ernste dieses wuchtigen Bauwerkes würde selbst die übermüthigen Gelüste des Darro vereiteln!"

... „Seltsam," fuhr er nach einer Weile fort, „daß der Charakter einer Stadt sich so unzweideutig dem Wesen ihrer Bewohner ausprägt. Wie lärmen die Granadiner! In ganz Cordoba habe ich noch nicht schreien hören!... Ich wette, die jungen Mädchen weinen hier allabendlich ein Massenconcert zum Andenken an Abderrhaman und die begrabene Größe... Du bist freilich in beklagenswerther Weise heruntergekommen, du armes Cordoba. Von zwei Millionen auf vierzig Tausend, — Das ist ein schmerzlicher Abfall... Nein, du hast Recht, wenn du schweigst und der Erinnerung lebst. Ich fordere das Unmögliche. Einer Wittwe ziemt der dunkle Schleier der Wehmuth!"

Vom Thurme der Moschee schlug es jetzt Fünf. Max schritt wieder dem grauen Thore zu, durch das er heraus auf die Brücke getreten. Bald sah er sich, wie vorhin, von schläfrigen, weiß getünchten Mauern umgeben, die nur spärlich von kleinen, vergitterten Fenstern unterbrochen wurden. Nur die Hausthüren, durch die der Blick in die reizenden, blumengeschmückten Patio's fiel, brachten einige Abwechslung in die träumerische Monotonie dieser Einsamkeit.

Plötzlich machte der Wanderer Halt, um zu lauschen. Aus einem der benachbarten Binnenhöfe erklang eine Stimme, süßer, holder, bezaubernder, als die Benita's. Es lag ein unbeschreiblicher Hauch von Sehnsucht, von sanftem Weh in dieser Stimme, ein geheimnißvolles Etwas, das unsern jungen Freund wie mit magischen Netzen umgarnte.

Er schlich näher. Kein unberufener Laut störte die Sabbathstille der Umgebung. Nur droben über der Zinne jenes alterthümlichen Hauses wiegte sich eine Palme, leise rauschend, im Abendwinde. Die Stimme sang:

> Cordoba, du Heißgeliebte,
> Du mein Himmel, du mein Alles!
> Herrlich trugst du Stab und Krone
> Bis zur Stunde deines Falles.
>
> Wenn vom Blau die stillen Sterne
> In den Strom herniederscheinen,
> Regt sich neu der Schmerz der Liebe,
> Knie' ich nieder, um zu weinen.
>
> Weh, der Halbmond ist gesunken,
> Weh, die Säulen sind gefallen!
> Einsam weht der Geist der Klage
> Durch die ausgestorb'nen Hallen!
>
> Cordoba, du Heißgeliebte,
> Fromme, Stolze, Edle, Starke,
> Trotzig durch der Fluth Gebrande
> Lenktest du die gold'ne Barke!
>
> Doch des Kreuzes dunkle Klippe
> Traf den Kiel in dunkler Stunde,
> Und die Barke brach in Splitter,
> Und der Schiffer ging zu Grunde.

Max fühlte sich wunderbar ergriffen. War Das ein schönes Maurenmädchen, das dem Glauben der Väter nach so vielen Jahrhunderten christlicher Herrschaft treu geblieben war? Fast schien es unmöglich. Die Inquisition hatte zu gründlich unter den Morisko's aufgeräumt. Aber wie sollte er sich den Schmelz der Wehmuth, der in dieser Stimme zitterte, erklären? So konnte nur ein Weib singen, das jede Silbe, jeden Ton des Liedes im tiefsten Herzensgrunde mit empfand. Diese Elegie war aus dem Innersten der Seele herausgeblutet; es wäre Sünde gewesen, an eine blose Unterhaltung, an einen nichtigen Zeitvertreib zu denken.

Von einem unwiderstehlichen Verlangen fortgerissen, trat er in den Thorweg des nächsten Hauses. Er hatte sich nicht getäuscht. In dem reizenden, marmorgetäfelten Patio, dicht bei dem Bassin des leise plätschernden Brunnens, von blühenden Granaten- und Orangezweigen überdacht, saß die Zauberin, deren Klänge ihn so seltsam erschüttert hatten. Sie lehnte in einem elegant geschwungenen Sessel und blickte, die zierlichen Füßchen wider den Rand der Fontaine gestemmt, in das flimmernde Spiel des Wasserstrahls, der, aus einem Tulpenkelche emporgesandt, auf den alabasternen Zacken einer kunstvoll gearbeiteten Schale in tausend blitzende Tropfen zerschellte und das weiße Gewand der Träumerin mit kühlendem Staubregen besprengte.

Max stand wie gebannt an dem eisernen Arabeskengitter der Hofthüre und verschlang das liebliche Bild, das sich ihm darbot, mit gierigen Blicken. War sie schön, die holde Unbekannte? Max vermochte die Züge ihres Angesichts nur unvollständig zu erkennen. Ein blüthenschwerer

Zweig wiegte sich dicht vor ihrer linken Wange. Aber der junge Mann zweifelte keine Sekunde an ihrer Vollkommenheit. Eine so entzückende Stimme verbürgte den Liebreiz der Lippen, über die sie hinwegfluthete. Die Natur konnte unmöglich eine so goldene Klinge aus bleierner Scheide ziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Eine Tirade Viktor Hugo's in freier Uebersetzung.) Große, göttergleiche Nation, Inbegriff aller feuervergoldeten Tugend, gereinigtes, staubfreies Gehirn der Welt, drei Mal raffinirtes Frankreich, zu dir wage ich zu sprechen und dich mit dem hochgradigsten Spiritus meiner Muse zu beschenken. Denn die Hundstage sind nicht mehr fern und die Tollwuth eurer glühenden Phantasie würde die gefährlichsten Gase entwickeln, wenn ich euch später mit der Preßhefe meines Geistes versetzte. Seht, in dem zoologischen Garten unseres Landes hausen noch immer die Wölfe der Nachbarschaft und fressen ihn kahl wie meinen umnebelten Geisteskrater! Sie haben unsern monopolisirten Ruhm, unsere patentirte Ehre, unsere auswattirte Einbildung, unser frisch gebackenes Papiergeld verfrühstückt, ohne die geringsten Leibschmerzen zu bekommen. — Denn ihr Appetit ist fürchterlich. Sie mariniren sogar ihren Gurkensalat mit dem ranzigen Salböl der Reimser Krönungsflasche, ohne Uebelkeit zu empfinden.

Zukünftige, noch nicht an das Licht der Sonne geförderte französische Jünglinge, eiergroße Perlen der Welt, reicht euch über alle Hindernisse hinweg die Bruderhand zur Revanche an diesen Barbaren, die euch Nichts weiter schenkten als — das nackte Leben. Eingedenk ihrer Schandthaten, thut ihnen dereinst Dasselbe an, und wenn ihr Glück damit hättet, so zündet mit der Makulatur meiner Schriften Freudenfeuer an, deren Wohlgeruch bis zu mir in den siebenten Himmel dringen wird. Euch aber haltet dabei die Nase zu, da ich sonst nicht dafür stehe, daß ihr euch durch den scharfen Geruch meiner Zündspähne einen unheilbaren geistigen Schnupfen holt. Viktor Hugo, erster Stutzredner Frankreichs.

---

* Aus Herbesthal, 11. Juni, wird der „Köln. Ztg." geschrieben: „In einem hierselbst von Paris angekommenen, mit Mehl beladenen und für Deutschland bestimmten Coulissenwagen fand man bei der Revision drei an den Schwänzen zusammengebundene kolossale Ratten vor. Auf einem denselben beigeklebten Zettel war zu lesen: „Envoyé de Parisiens à Mss. les Prussiens." Man wird von hier, der preußischen Grenzstation aus, dieses leckere Hauswildpret, mit welchem unsere deutsche Kochkunst noch nicht umzugehen versteht, baldmöglichst auf demselben Wege wieder nach Paris zurücksenden und den Herrn Parisern empfehlen, die Thierchen für eine etwaige zweite Belagerung einzusalzen."

(Eine neue Tödtungsart.) Der bekannte Okulist Professor Casturani in Turin hat die Entdeckung gemacht, daß mittelst Eintreibung von Luft durch die Augen Thiere fast schmerzlos und in wenigen Sekunden (zwei—vier) getödtet werden können. Da diese Tödtung auch auf Menschen anwendbar ist und dieselbe nicht die mindeste Spur von Gewaltthat zurückläßt, so dürfte sie mit Recht Aufsehen erregen. Bei jüngst vorgenommenen Experimenten in der k. Thierarzneischule in Turin wurden in wenigen Minuten 4 Kaninchen, 3 Hunde und 1 Ziege getödtet. (Ausl.)

(Ein neues Wort.) Vor Jahren fingen die Schneider an, sich Kleidermacher zu nennen. Jetzt scheint auch dieses Wort veraltet zu sein; wenigstens bezeichnete sich bei der jüngsten Volkszählung ein Berliner Schneider auf der Zählkarte als „Stichologen".

---

* Räthsel.

Im hohen Norden auf schaurigem Plan,
Da streb' ich zerklüftet zum Himmel hinan,
Da spei' ich aus gähnend geöffnetem Mund
Verheerende Massen aus innerstem Grund.
Nun setz' noch ein Zeichen voran mir, fürwahr,
Dann stell' ein ganz anderes Bild ich dir dar;
Dann strahl' ich in altem Heiligenschein;
Doch mögen nicht Alle Heilige sein,
Die meines Namens zur Zeit sich erfreu'n.

Reiselt.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 73. Montag, 24. Juni 1872.

* Ehen werden im Himmel geschlossen.

Novellette von E. Rudorff.

(Fortsetzung.)

Am Dienstag Abend stellte sich Kratz mit der feierlichsten Miene, die ihm zu Gebote stand, bei unserem jungen Helden ein. „Herr Doktor, ich muß Ihnen mein Herz ausschütten; Sie, mein Ulysseus, werden helfen und rathen! Wie Herkules steh' ich am Scheidewege! Sie erinnern Sich gewiß noch des Briefes von Flora M., der vater- und mutterlosen Waise! Mich hat die hilflose Jugend stets gerührt und die Ausdrucksweise des Mädchens zeigte ein so reiches, gefühlvolles Herz, ich trat mit ihr in einen Briefwechsel — mein Sinn ist weich — auch sie schien die Annäherung an ein geliebtes Wesen inbrünstig zu wünschen! Briefe voll Feuer und Seele kamen von ihr zu mir, von mir zu ihr! Sie sprach endlich den Wunsch aus, mich von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, und ich, von gleichen Empfindungen beseelt, schlug vor, daß wir uns in Altmühl — gerade die Hälfte des Weges von hier bis zur Residenz — treffen sollten. So war ihre Würde und meine eigene gewahrt!"

„Wie heißt denn die vater- und mutterlose Waise und was ist sie eigentlich?" fragte Frey, als Kratz, von seinen Gefühlen übermannt, eine kleine Pause machte.

„Ihren Vatersnamen wollte sie mir selbst sagen; was ihren Stand anbetrifft, so hat ihr letzter Brief mir eine schlaflose Nacht bereitet."

„Nun, mein Gott, sie betreibt doch kein ehrenrühriges Gewerbe?"

„Wo denken Sie hin, verehrtester Herr Doktor! Wie vertrüge sich Das mit den himmlisch zarten Gesinnungen, welche sie äußert! Nein, meine Furcht entspringt aus einer höheren Quelle: nach den Andeutungen, welche Flora in dem erwähnten Schreiben macht, muß ich glauben, daß sie eine — Malerin oder Bildhauerin ist!" Kratz seufzte schwer bei diesen Worten.

„Wie, eine Künstlerin? Was schreibt sie denn über diesen Punkt, lieber Kratz?"

„Die Worte sind wie in meine Seele gebrannt: ‚Liebe, die innige Liebe vermag Alles! Nichts ist ihr zu schwer! So wird auch die Hand, welche jetzt bewunderte Kunstwerke herstellte, sich daran gewöhnen, ein Mahl für den theuren Gegenstand ihres Herzens zu bereiten!'"

„Das ist allerdings schlimm, lieber Kratz, eine Künstlerin würde in Ihre Häuslichkeit nicht hineinpassen. Haben Sie ihr mitgetheilt, was Sie sind?"

„Ich habe auch nur in Andeutungen gesprochen, gesagt, daß die Heilkunde mein Fach sei."

„Was soll aber mein Rath bei dieser Angelegenheit; Sie müssen nach Altmühl und sehen und hören, wie die Sachen stehen!"

„Herr Doktor, nach diesem unglücklichen Satz von den Kunstwerken kann ich unmöglich fahren. Sie kennen meine feurige Natur und daß ich gleich etwas in's Zeug gehe; es würde mir schwer fallen, wenn ich Flora sähe, zurückzutreten, und doch — sei es auch mit blutendem Herzen — müßte ich es, wenn Flora eine Malerin oder Bildhauerin ist. Ach, verehrter Herr Doktor, wenn Sie die Holde sehen und prüfen möchten — —"

„Ich! meine Augen sind doch nicht Ihre Augen, lieber Kratz, und ich meine, das Aeußere des Mädchens wird keinenfalls ganz ohne Bedeutung für Sie sein!"

„Herr Doktor, wenn Sie Flora für gut befinden, dann heirathe ich sie auf der Stelle!" rief der Kreisthierarzt mit Emphase.

„Lieber Kratz, Sie beschämen mich geradezu durch Ihr übergroßes Vertrauen; doch wie soll ich Ihre Dulcinea erkennen?"

„Ich will Ihnen offenbaren, was wir verabredet haben: Flora fährt mit dem Eilzuge aus der Residenz nach Altmühl, trifft um drei Uhr dort ein, setzt sich an einen Tisch im Bahnhofsgarten und steckt eine blaue Schleife als Erkennungszeichen an ihr Kleid. Ich trete an den Tisch und sage — ebenfalls zum Zeichen des Erkennens: ‚*Mein Fräulein, Sie haben keinen günstigen Platz gewählt, die Aussicht vom Belvedere dort ist viel romantischer!*‘ Wenn Sie mir helfen wollten, Herr Doktor, so müßten Sie mit demselben Eilzuge von Dinglaken reisen; Sie könnten dann vielleicht schon während der Fahrt bis Altmühl Flora erblicken, die sicherlich etwas höchst Distinguirtes in ihrem Wesen haben wird. Freilich würden Sie bis fünf Uhr in Altmühl auf den Lokalzug nach Kleinlöbau warten müssen und dadurch zwei Stunden verlieren, aber Sie gewinnen die lebenslängliche Dankbarkeit Ihres Sie verehrenden Kratz."

„Es sei!" sagte lächelnd der Doktor. „Doch in welcher Weise kann ich Ihr Ausbleiben vor der bekümmerten, enttäuschten Schönen rechtfertigen?"

„Herr Doktor, sagen Sie, ich sei erkrankt! — Die mit der Hoffnung — den Gegenstand meiner hochachtungsvollen Bewunderung und Verehrung sobald zu erblicken — verbundene Aufregung sei zu stark gewesen!"

„Nun, ich will sehen, was ich als Seelenarzt leisten kann!"

„Herr Doktor, ich sage Nichts mehr von meinen Gefühlen für Sie — — schweigen und denken! — Sie verstehen mich!"

„Das ist eine tolle Geschichte!" rief Frey lachend aus, als Kratz ihn verlassen hatte. „Was thue ich, wenn die Dame mit der blauen Schleife, welche doch wahrscheinlich ebenso überschwänglich empfindet als ihr Anbeter, nach den ersten Worten — und ehe mir Zeit gelassen wird, mich als Abgesandten auszuweisen — mich mit zärtlichen Ausrufen bewillkommt und im Bahnhofsgarten vielleicht eine ergreifende Szene zum Besten gibt? Nun, ich werde die Verhandlung mit der süßen Flora jedenfalls in sorgsam abgemessener Distanz beginnen!"

Goldig strahlte am nächsten Morgen die Sonne, der Himmel war hell und klar und die Berge hoben sich in den reinsten Formen von der sanften Bläue des Horizonts ab. Mit einem Wohlbehagen, wie er es kaum je in seinem Leben empfunden, athmete Frey in tiefen Zügen die erfrischende Herbstluft ein.

In der Vollkraft der Jugend, in dem heitern Muth, welcher aus pflichtgetreuem Handeln entspringt, schritt er elastisch durch den an Wiesen und Gärten vorüberführenden Weg zu dem Bahnhof hin. So unbewußt glücklich hatte er sich vielleicht noch nie gefühlt!

Die Fahrt nach Dinglaken gestaltete sich für Frey sehr angenehm. In heiterer Unterhaltung mit Bekannten aus der Umgegend von Kleinlöbau, die er im Waggon getroffen, hatte er bald sein Reiseziel erreicht. Den kranken Herrn fand er bereits auf einem Rollstuhl im Garten und verlebte unter gebildeten und dankbaren Menschen einige frohe Stunden. Man wollte ihn gar nicht fortlassen, und er kam so spät auf den Bahnhof, daß dem Schaffner nur gerade Zeit blieb, schnell eine Wagenthüre für ihn zu öffnen und zu schließen, denn schon setzte sich der Zug in Bewegung. Frey schaute nach seinen Reisegefährten sich um: es waren vier Herren und zwei Damen. Ihm gegenüber saß eine sehr hübsche Blondine von ungefähr zwanzig Jahren; sie war einfach, doch in würdige Stoffe gekleidet, und in ihrem Wesen, in ihrer Haltung und Toilette sprach sich eine wohlthuende Harmonie aus. Die Herren und die zweite, schon bejahrte Dame, waren augenscheinlich von der Residenz her mit einander bekannt und versuchten auch das junge Mädchen in ihre Unterhaltung zu ziehen. Diese, obwohl ihre Antworten durchaus höflich waren und der Ton ihrer Stimme weich und anmuthig klang, schien aus der reservirten Art ihres Benehmens nicht heraustreten zu wollen. Mit unverkennbarem Interesse blickte sie in die sonnig beschienene Landschaft, auf die blühenden Gelände, die stets wechselnden Gebirgsformationen.

Frey beschloß, die junge Dame, deren Haltung er höchst taktvoll fand, nicht anzureden, wohl aber das Thema der Unterhaltung so zu wählen, daß es auch ihr Interesse erregen müsse. Der junge Mann sprach stets sehr gut, heute jedoch floß die Rede in ganz besonderer Lebendigkeit von seinen Lippen. Das Gespräch wendete sich auf das Universitätsleben; Frey schilderte in warmen Worten jene glückliche, von idealen Bestrebungen erfüllte Zeit, und wußte dann wiederum manchen humoristischen Streich zu erzählen, so daß seine Zuhörer bald in Rührung, bald mit Lachen den Worten des liebenswürdigen Redners lauschten.

Sicherlich verlor auch das junge Mädchen kein Wort der Unterhaltung, denn ihr liebliches, der Landschaft zugewendetes Gesicht zeigte trotz aller Selbstbeherrschung einen stets wechselnden Ausdruck,

und sie erröthete tief, als ein etwas zu ausdrucksvoller Blick des jungen Arztes sie traf.

Die Stunde, welche die Fahrt von Dinglaken bis Altmühl gewährt hatte, war wie durch Zauberei verflossen, und Frey sah voll Mißstimmung den Bahnhof vor sich liegen. Warum konnte er nicht mit dem schönen Mädchen weiter reisen und mußte wegen des unseligen Kratz und seiner Dulcinea schon hier den Wagen verlassen! Er legte eben die kleine Tasche, welche sein Reisegepäck enthielt, bereit, als er mit Erstaunen bemerkte, daß sein reizendes vis-à-vis ebenfalls ihren Plaid und Sonnenschirm von dem Gestell über ihren Platz herunterlangte.

„Ist Altmühl das Ziel Ihrer Reise, mein Fräulein?“ fragte der junge Arzt.

„Jawohl, mein Herr!“

(Schluß folgt.)

---

* Die Moschee von Cordoba.

Novelle von Ernst Eckstein.

(Fortsetzung.)

Jetzt schien sie den Fremdling zu bemerken. Sie erhob sich, nicht ohne einen Anflug von Verwirrung, und eilte zu öffnen.

In der That, sie war hübsch, sehr hübsch. Vielleicht lag die Anmuth ihrer Erscheinung mehr in dem Ausdrucke, als in den Linien des rosigen Gesichts; vielleicht war es nicht Schönheit im strengsten Sinne, sondern die leuchtende Frische der Jugend und die vergeistigte Klarheit der edlen Stirne, was dem jungen Manne so tief in die Seele drang; vielleicht auch hatte seine Phantasie die Gestalt der holden Sängerin im Voraus mit so blendenden Reizen geschmückt, daß er die Fähigkeit einer kalten, unbefangenen Kritik verloren hatte: kurz, er glaubte ein Wesen höherer Art zu erblicken, und der Sturm der Empfindungen, der mit einem Male sein bewegliches Herz durchtobte, hatte zur Folge, daß er gegen alle Gewohnheit in Verlegenheit gerieth und am liebsten so rasch als möglich das Weite gesucht hätte. Allein die Gegenwart überirdischer Geschöpfe übt bekanntlich einen versteinernden Einfluß auf uns arme Menschenkinder aus; der Fuß haftet wie angewurzelt am Boden; das Auge starrt regungslos in das gefürchtete Antlitz, dem Schmetterlinge vergleichbar, der in die tödtliche Flamme flattert, und die Lippe müht sich vergebens, ein Wort der Ehrfurcht, des Gebets, der Andacht zu murmeln. So ging es im ersten Momente unserem Freunde Max, und als mit dem zweiten Momente die volle Besinnung zurückkehrte, da war es zu spät: der Zauberkreis war geschlossen.

„Darf ich fragen, was Ihnen zu Diensten steht, Caballero?“ klang es von dem thaufrischen Munde der schlanken Andalusierin.

„Ich ..., verzeihen Sie, Sennorita, ... ich ... o ich bitte Sie dringend um Vergebung, wenn ich Sie gestört habe ...“

„Die Bitte ist leicht gewährt, denn ich war in der That mit Nichtsthun beschäftigt ... Doch wollen Sie nicht Platz nehmen, Caballero? Ich eile, die Mutter zu rufen. Wen darf ich anmelden?“

„Ach, Sennorita, ... es waltet hier ein ... ein Mißverständniß ob. Ich habe durchaus nicht die Ehre, von Ihrer gnädigen Frau Mutter gekannt zu werden... Ich weile erst seit wenigen Tagen in Cordoba ...“

„Ah, Sie sind gewiß der Cousin des Sennor Capaz, dessen Besuch man uns für diese Woche ankündigte. Nicht wahr ...? Sennor Don Alano Pragues aus Jaën ...?“

„Ich bin trostlos, Sennorita, Sie enttäuschen zu müssen. Mein Name ist Max Rolf. Von Geburt ein Deutscher, habe ich die berühmten Zinnen der alten Maurenstadt Jaën nie auch nur von ferne zu Gesicht bekommen ...“

„Ein Deutscher, sagen Sie? Aber Sie sprechen das Spanische wie ein Castilianer ...“

„Ich bereise Spanien seit sieben Monaten ...“

„Sie besitzen ein außerordentliches Talent, Caballero. Unsere Sprache gehört nicht zu den leichtesten ...“

„Ich verstand sie bereits so ziemlich, ehe ich den spanischen Boden betrat ...“

„Man befaßt sich in Deutschland viel mit fremden Idiomen. Verstehen Sie auch ein wenig Arabisch?“

„Sehr wenig, Sennorita ...“

„Aber Sie können lesen? Sie können mir eine Inschrift übersetzen? O gewiß, ich sehe es Ihrer Miene an, daß es Ihnen ein Leichtes sein wird ...“

„Ich werde es versuchen ...“

„Herrlich, herrlich! O, so lange habe ich gewünscht, einem echten Gelehrten zu begegnen. Aber in ganz Cordoba athmet keine menschliche Seele, die im Stande wäre, mir die alte, ehrwürdige Sprache des Islam zu verdolmetschen. Warten Sie einen Augenblick, Sennor; ich bin gleich zurück ... Bitte, hier!“

Sie deutete bei diesen letzten Worten auf ein kleines Sopha, das zwischen zwei Säulen des Peristyls dem Sessel, auf dem sie vor wenigen Minuten geträumt hatte, gegenüberstand, und verschwand in einer Flügelthüre zur Linken.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(„Mir" und „Mich".) In einer preußischen Stadt wurde von einer wandernden Schauspielertruppe „Don Juan" gegeben, und Donna Elvira ließ sich im zweiten Akt aus ihrem Fenster schmelzend vernehmen:

„Mann ohne Wort und Glauben,
Willst du den Trost mich rauben —"

„Mir! Mir!" tönte es plötzlich im ganzen Hause, und die geängstigte Sängerin begann von Neuem:

„Mann ohne Wort und Glauben,
Willst du den Trost mir rauben,
Der mir noch aufrecht hält?"

„Mich! Mich!" erschallte es wieder, und bei jedem Verstoße dieser Art schritt das Publikum als donnernder Korrektor ein. Als aber der Lärm immer häufiger und toller wurde, rief endlich der Polizei-Kommissär des Ortes, auf eine Bank steigend und mit glühendem Angesichte: „Meine Herren, ich bitte mich Ruhe aus!" — „Mir! Mir!" dröhnte es jubelnd von allen Seiten, und der arme Polizei-Kommissär verließ ingrimmig seine Rednerbühne, befahl, den Vorhang fallen zu lassen, und schloß unter allgemeinem Gelächter die tragische Oper.

(Kronprinz und Tröbler.) Das „Tagebl." erzählt folgenden Vorfall. „Als der deutsche Kronprinz in Zivilkleidung vor einigen Wochen in der Wilhelmsstraße in Berlin lustwandelte, näherte sich ihm ein Kaufmann von der Spezies „Mühlendammer" mit der Frage: „Keine alten Sachen?" Dem hohen Herrn mußte der Sinn derselben wohl unverständlich geblieben sein, denn er erwiederte: „Was wünschen Sie?" „Haben Sie keine alten Sachen zu verkaufen?" wiederholte der Handelsherr seine vervollständigte Anrede. „Lieber Freund," versetzte der Kronprinz, „ich habe eine große Familie; was ich ablege, Das wird für meine Kinder verwendet." Der Vorfall soll dem Kronprinzen viel Vergnügen bereitet haben: der kleidersüchtige Handelsmann erfährt gewiß erst hierdurch, mit wem er in Geschäftsverbindung treten wollte."

(Wie der Gemeinderath zusammengesetzt sein soll.)

1. Aus einem Krämer, weil der auf Alles ein Gewicht legt und Alles abwiegt.
2. Aus einem Geigenmacher, weil uns der immer andere Saiten aufziehen kann.
3. Aus einem Schuhmacher, weil nur der es weiß, wo Einen der Schuh drückt und was oft für Stiefeln gemacht werden.
4. Aus einem Schlosser, weil der uns über jeden Punkt Aufschluß geben kann!
5. Aus einem Küfer, weil der Alles reiflich überlegt.
6. Aus einem Wundarzt, weil der für jede Wunde das richtige Pflaster gibt.
7. Aus einem Kapellmeister, weil er zu Allem den richtigen Takt zu geben weiß.
8. Aus einem Nagelschmied, weil er den Nagel auf den Kopf trifft, und
9. Aus einem Wirth, weil er uns reinen Wein einschenken kann.

Eine rührende Geschichte hat sich jüngst in Paris ereignet. Ein Fremder ließ sich bei einem Gärtner anmelden und fragte ihn, ob sein Haus nicht während der Kommune beraubt worden. „Ja wohl!" seufzte der Gärtner. „Mich treiben Gewissensbisse hierher," erwiederte der Fremde, „auch ich habe Ihnen Etwas genommen, hier dieses silberne Medaillon." Dem Gärtner traten die Thränen in die Augen: es war das Andenken seines einzigen Kindes. „Nehmen Sie es, guter Mann," sagte mit zitternder Stimme der Fremde, „und gestatten Sie mir, daß ich zur Beruhigung meines Gewissens 100 Fr. hinzufüge!" Er nahm einen Fünfhundertfrankschein aus seinem Notizbuch, der Gärtner gab ihm tiefbewegt 400 Fr. zurück, der Fremde ging, und — der Fünfhundertfrankschein war falsch!

Das „Würzburger Abendblatt" erzählt folgende Originalanekdote: Bei einer landgerichtlichen Vernehmung in einem Dorfe bei Aschaffenburg stellte der Assessor an den Schulzen die Frage: „Wie steht hier die Industrie und gibt es viel Luxus?" „Industrie wird hier keine gepflanzt, und Luxusse sind seit Menschengedenken keene geschosse worre," lautete die Antwort.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 74. Mittwoch, 26. Juni 1872.

* Ehen werden im Himmel geschlossen.

Novellette von E. Rudorff.

(Schluß.)

Der Zug hielt; Frey stieg schnell aus und half der jungen Dame aus dem Wagen, wobei er ein wunderschön geformtes, schmales Füßchen erblickte. Mit Eifer erbot er sich, den Plaid und eine kleine Tasche zu tragen, was denn auch — obschon mit einigem Zögern — angenommen wurde.

„Wünschen Sie in den Wartesaal zu gehen, mein Fräulein?"

„Nein, ich werde in dem Bahnhofsgarten mir einen Platz suchen."

Die junge Dame überblickte den kleinen Garten und wählte einen in der Mitte desselben stehenden Tisch mit zwei Stühlen. Frey überreichte den Plaid und die Tasche und fragte die Dame, ob sie nicht irgend einen Wunsch habe, ob sie ihn nicht durch einen Auftrag erfreuen wolle.

Die Schöne hatte prüfend ihren Blick über den ziemlich gefüllten Garten gleiten lassen und sagte etwas verlegen: „Sie sind sehr gütig, mein Herr, allein ich bedarf durchaus Nichts. Ich werde nur kurze Zeit hier verweilen, um Jemand zu sprechen, den ich erwarte." Während das junge Mädchen diese Worte sprach, öffnete sie ihre kleine Reisetasche und nahm — Frey starrte in sprachlosem Erstaunen auf sie hin — eine blaue Schleife hervor und befestigte diese mit einer Nadel an ihrem weißen Battistkragen.

„So will ich mich Ihnen empfehlen!" brachte Frey mühsam heraus, verbeugte sich und wandte dem Tische den Rücken.

„Wer hätte Das gedacht!" rief er bitter vor sich hin. Doch hier konnte ja noch ein Irrthum obwalten und auch eine zweite Dame mit blauer Schleife sich im Garten befinden. Frey schritt durch alle Gänge des Bahnhofsgartens und musterte mit immer stärker werdendem Ingrimm die an den Tischen sitzenden Gäste. Keine Dame mit blauer Schleife war zu erblicken außer seiner Reisegefährtin, welche noch immer ohne „den Erwarteten" auf ihrem Platze saß.

„Das ist also Flora, die Künstlerin! Kratz hatte in seiner Einfalt Recht, sie sieht distinguirt aus! O, die Welt ist ein großes Narrenhaus, und ich, der dümmste dieser Thoren, ärgere mich, daß ein hübsches Lärvchen nicht hält, was es verspricht. Aber die süße Flora soll die Wahrheit von mir hören, ich fühle mich in der rechten Laune, um selbst mit einem Satan fertig zu werden!"

Frey schritt noch einige Male in dem Garten vor dem Belvedere auf und ab, um seinen Zügen die Ruhe wiederzugeben, mit welcher er die Unterredung beginnen wollte. Dann schnell vor die Unbekannte tretend, sagte er:

„Mein Fräulein, Sie haben keinen günstigen Platz gewählt, die Aussicht vom Belvedere dort ist viel romantischer!"

Purpurgluth bedeckte die Wangen des jungen Mädchens und sie erwiederte in einem Tone, der deutlich zeigte, daß sie ihre Selbstbeherrschung verloren hatte: „Sie sind es? Das hätte ich niemals erwartet!"

„Mein Fräulein, Ihr Erstaunen kann unmöglich größer sein als das meinige!"

„Sie kamen hierher, um Flora zu sprechen?"

„Es ist so, wie Sie sagen, mein Fräulein; ich kam hierher, um Flora zu sprechen, und doch verletzt mich Ihr Hiersein in tiefster Seele. Wenn junge Damen gleich Ihnen sich auf Heirathsgesuche in den Zeitungen melden — —"

„Ihre Worte, mein Herr," unterbrach ihn die junge Dame mit einer Würde, welche Frey stutzig machte, „sind mir völlig unverständlich und ich

finde Ihre Ausdrucksweise so wenig passend, daß ich dies Gespräch augenblicklich beenden würde, wenn ich nicht versprochen hätte, Ihrer kranken Cousine Nachrichten von Ihnen zu bringen."

„Meiner kranken Cousine? Fräulein, ich habe gar keine Cousine!"

„Ist Flora Mintzker nicht Ihre Cousine?"

„Sie sind nicht Flora? Gott sei Dank!" rief der junge Mann in so wahrer, freudiger Aufwallung, daß die Züge der Unbekannten sofort milder wurden.

„Fräulein," bat Frey mit dem liebenswürdigsten Ausdruck, „Sie würden mich zu dem höchsten Danke verpflichten, wenn Sie die Güte hätten, das Mißverständniß aufzuklären, welches hier walten muß. Wer ist Flora Mintzker und weßhalb ist sie nicht hierhergekommen, wie es — jedoch nicht von mir — verabredet worden war?"

Die Augen des jungen Mannes schienen noch stärker zu seinen Gunsten zu sprechen, als die bittenden Worte, und die Dame sagte mit leichtem Erröthen: „Die Sache ist in wenigen Worten erzählt — — ich hatte bei Flora, unserer Putzmacherin, eine Morgenhaube zum Geschenk für meine Schwester bestellt, deren Gut eine Meile von Altmühl liegt und welche ihren Wagen hierhergesandt hat, um mich abholen zu lassen. Unser Kutscher, den mein Vater gestern zur Stadt sandte, um die Haube abzuholen, brachte mir die Nachricht, daß Flora sich durch einen Fall die Hand verrenkt habe, das Bett hüten müsse und die Haube nicht fertig sei. Flora hatte mich aber flehentlich bitten lassen, noch an demselben Tage zu ihr zu kommen. Ich erfüllte diesen Wunsch, denn wir Alle betrachten das alte Mädchen als eine Art von Inventarienstück unserer Familie, da seit dreißig Jahren jede Putzarbeit, welche meine Mutter für sich und uns gebrauchte, aus ihrer Hand hervorgegangen ist. Auch hat Flora, wenn man von ihren überschwänglichen Redensarten und sonstigen Verschrobenheiten absieht — sie reichte mir einmal ein Glas Limonade mit den Worten: ‚Fräulein, Ihre Mutter sendet Ihnen Gift aus Kabale und Liebe' — manche schätzenswerthe Eigenschaft. Als ich zu ihr kam, erfaßte sie mit Inbrunst meine Hände und bat, ich möge ihr einen Dienst erweisen, von dem ihr Lebensglück abhänge. ‚Ich habe,' sagte sie stockend, ‚einen — Verwandten, den ich nie gesehen, mit dem ich aber seit einiger Zeit im Briefwechsel stehe. Er hat ein herrliches Gemüth und dringt darauf, daß ich ihn heirathen soll. Morgen kommt er Mittags um drei Uhr nach Altmühl, dort wollten wir uns von Angesicht kennen lernen. Ach, nun liege ich hier und konnte mit der verletzten Hand ihm nicht einmal von meinem Unfall schreiben. Er wird mich nicht finden und glauben, daß ich falsch und wankelmüthig sei. Solche Briefe, Fräulein, wie er, schreibt kein Mensch sonst mehr!' Flora zog mit Mühe und unter Schmerzen einen zerknitterten Brief unter ihrem Kopfkissen hervor und las: ‚Flora, holde Blumengöttin, die du unverwelkliche Rosen auf meinen Pfad streuen wirst!'

Ich will offen bekennen, daß ich Mühe hatte, ernst zu bleiben, denn Flora ist 47 Jahre alt, von winziger Gestalt, pockennarbig und überhaupt sehr häßlich.

‚Weiß Ihr Verwandter, wie alt Sie sind, Florchen?' fragte ich.

‚Nicht ganz genau, ich schrieb ihm: die Blüthe des Lebens ist abgestreift!'

‚Und was ist der Herr?' fragte ich weiter.

‚Er ist ein vielbeschäftigter, bedeutender Arzt, Fräulein!'

Flora nannte mir nun das Erkennungszeichen und ersuchte mich, in Altmühl ihren Verwandten zu erwarten, demselben von ihrem Unfall zu erzählen und bei meiner Rückkehr ihr den Eindruck zu schildern, den er auf mich gemacht habe. Sie fügte noch hinzu — und Dies war mir ganz unverständlich — ich brauche gegen ihn der Verwandtschaft gar nicht zu gedenken, sondern nur zu sagen, daß ich von Flora Nachricht bringe. Aus Menschenliebe nahm ich den sonderbaren Auftrag an. Daß ein gebildeter Mann in angesehener Stellung sich allen Ernstes um das reizlose, überspannte alte Mädchen bewerben könne, mußte ich für unmöglich halten und konnte nur glauben, daß man mit der Armen sich einen grausamen Scherz erlaubt habe. Diesem wünschte ich ein Ende zu machen und das Aufhören des Briefwechsels in der schonendsten Weise für die getäuschte Flora herbeizuführen."

„Nehmen Sie meinen innigsten Dank, Fräulein! Allein konnten Sie auch nur einen Augenblick glauben, ich sei der Verfasser jener köstlichen Phrase: ‚Flora, holde Blumengöttin, die du unverwelkliche Rosen auf meinen Pfad streuen wirst'?"

„Und welches Motiv führte Sie hierher?" entgegnete die Schöne mit reizendem Lächeln, indem sie geschickt einer Antwort auszuweichen wußte.

Frey berichtete nun von Kratz, von dessen Heirathsgesuch und wie er auf den Wunsch des alten Junggesellen nach Altmühl gekommen sei, um Flora, die Künstlerin, in Augenschein zu nehmen.

„Und Sie konnten auch nur einen Augenblick glauben, ich hätte mich auf ein Heirathsgesuch gemeldet? Ehen werden im Himmel geschlossen!"

„Ehen werden im Himmel geschlossen!" rief Frey in tiefer Erregung. „O Fräulein, erfüllen Sie nur eine Bitte noch und nennen Sie mir Ihren Namen!"

„Mein Name gehört nicht hierher — —"

„Sie können nicht ahnen, welche Bedeutung diese Bitte für mich hat; Ihr Name — —"

Welch' unwiderstehliche Kraft liegt doch in dem menschlichen Auge! Die junge Dame fand nicht den Muth, diesem Blick, der mit so außerordentlicher Spannung an ihren Lippen hing, das Erbetene zu versagen. „Ich heiße Marie Bertram."

„Und diesen Brief, den ich seit Wochen nicht von mir gelassen, an dem ich mich täglich erquicke, den haben Sie geschrieben?" fragte eifrig der junge Mann, indem er dabei aus seiner Brieftasche das Schreiben von M. B. hervorzog und dem holden Mädchen reichte.

Tief erröthend mußte Marie Bertram sich als Verfasserin bekennen.

„O, es geschehen noch Zeichen, noch Wunder!" Und in feurigem Erguß strömte Frey Alles aus, was seine Seele erfüllte. Fast erschreckt über die leidenschaftliche Aufregung ihres Reisegefährten, erinnerte Marie sanft an die schon lange wartende Equipage ihres Schwagers, zu welcher der junge Mann sie ehrfurchtsvoll und mit strahlenden Blicken geleitete. — Wir dürfen bekennen, daß sowohl Robert Frey als auch die reizende Marie Bertram in der glücklichsten Stimmung ihre Reise fortsetzten. Erst in Kleinlöbau, wo Frey den Thierarzt auf dem Perron des Bahnhofes erblickte, wichen die süßen Träume, welchen der junge Mann sich hingegeben hatte. Er fürchtete eine ergreifende Szene, doch nahm Kratz die Meldung, daß Flora, die Künstlerin, eine grundhäßliche 47jährige Putzarbeiterin sei, mit mehr Unwillen als Schmerz auf und begnügte sich schließlich, gegen die Thorheit der Eltern zu eifern, welche ihren Töchtern einen viel versprechenden Namen geben, ehe sie wissen, ob dieselben ihn auch verdienen werden. Daß der Briefwechsel mit Flora, der holden Blumengöttin, sofort aufhörte, war nach dem eben Gehörten selbstverständlich.

Auch die „vater- und mutterlose Waise" ertrug die Fahnenflucht ihres Liebhabers — Dank den sanften und überzeugenden Vorstellungen der liebenswürdigen Marie Bertram — mit merkwürdiger Seelenruhe. „O die Männer, die Männer, es ist ein treuloses Geschlecht!" sagte sie mit nicht wiederzugebendem Ausdruck und fügte die Episode „von dem nie gesehenen Geliebten" zu den mancherlei Prüfungen, deren sie in ihrem frühesten Schreiben erwähnt hatte. —

In den ersten Oktobertagen bezog Dr. Frey sein neues Logis, und die Woche darauf wurden die Bewohner von Kleinlöbau in die größte Aufregung versetzt, denn der junge Mann hatte im Gasthof „Zum goldenen Engel" die beiden Zimmer der ersten Etage für eine Dame auf zwei Tage bestellt. Die Enthüllung ließ nicht lange auf sich warten: eine elegante Landequipage fuhr vor das Hotel und die Amtsräthin Bertram aus Georgenfelde, begleitet von einer reizenden Blondine, verließ den Wagen und wurde von dem sie bereits erwartenden jungen Arzt in die reservirten Zimmer geführt. Zu derselben Zeit, in welcher diese drei Personen — heiter plaudernd — am Frühstückstische verweilten, wurden Karten in der Stadt umhergesandt, welche die Verlobung des Doktors Frey mit Fräulein Marie Bertram zur Kenntniß brachten. —

Als die Damen — behufs künftiger Arrangements — die Wohnung des glücklichen Bräutigams in Augenschein genommen hatten, lehnte Marie, während die Amtsräthin mit ihrem Schwiegersohne noch ein Mal die Zimmer durchschritt, in der Fensterbrüstung und sah mit stiller Freude auf die reiche Landschaft, welche sich im Glanze eines sonnigen Herbsttages vor ihr ausbreitete.

„Wie schön ist es hier!" sagte Marie zu dem Geliebten, der leise hinter sie getreten war und ihr Köpfchen an seine Brust gezogen hatte.

„Daß ich künftig nicht in der engen Stadt zu leben brauche, sondern hier — wie ich es von Kindheit an gewöhnt bin — einen unbehinderten Blick auf Gottes herrliche Natur haben werde, Das, mein Robert, beglückt mich mehr, als Du denken magst."

„O Marie," erwiederte Frey, „Du ahnst nicht, welch' fromme Gedanken in mir sind und wie ein einzig Dankgebet meine Seele erfüllt! Sieh', Unverstand und kleinliche Chikane mußten mich aus der Stadt vertreiben, damit ich hier das rechte Daheim für das Weib meines Herzens finden könne. Je länger ich über alle die scheinbar zufälligen Ereignisse nachdenke, welche unserm ersten Begegnen vorangingen, je fester reiht sich Glied an Glied zu einem segensvollen Abschluß. Du sprachst das rechte Wort in Deinem Briefe aus: Ehen werden im Himmel geschlossen!"

Mannigfaltiges.

Schiller als Prophet.

* In der von Karl Gödeke (Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung 1871) herausgegebenen historisch-kritischen Ausgabe von Schiller's sämmtlichen Schriften finden sich einige bisher ungedruckte lose Blätter aus Schiller's Nachlaß veröffentlicht. Drei derselben beziehen sich auf die weltgeschichtliche Bestimmung des deutschen Volkes. Wir sehen hier, wie der Dichter bei dem jähen Falle Deutschlands die stolze Ueberzeugung sich bewahrt hat, daß Deutschland seine weltbeherrschende Macht wiedergewinnen, daß es, wenn die anderen, ihm vorangeschrittenen Völker, wie er sich ausdrückt, besonders die Franzosen und Engländer, als Blumen abgefallen sind, als goldene Frucht übrig bleiben wird, die sich bildet und der Aehre zuschwillt. Diese wenigen Blätter enthalten das Schönste und Herrlichste, was ein vorausschauender Dichtergeist von Deutschlands künftiger Größe geahnt. Wir begnügen uns, hier die beiden auf die von Deutschland ausgegangene Reformation bezüglichen Strophen anzuführen:

Schwere Ketten drückten alle
Völker auf dem Erdenballe,
Als der Deutsche sie zerbrach,
Fehde bot dem Vatikane,
Krieg ankündigte dem Wahne,
Der die ganze Welt bestach.

Höhern Sieg hat Der errungen,
Der der Wahrheit Blitz geschwungen,
Der die Völker selbst befreit.
Freiheit der Vernunft erfechten
Heißt für alle Völker rechten,
Gilt für alle ew'ge Zeit.

(Die Fliegen hinaus!) Prof. Kletzinsky in Wien hat Betrachtungen über die Blattern und über Personen, die mit dieser schrecklichen Krankheit behaftet sind, angestellt und gefunden, daß insbesondere die letztern Individuen stark von Fliegen heimgesucht werden. Durch die Oertlichkeit begünstigt (Wiedner Oberrealschule, gegenüber dem Blatternspitale), beschloß er, seine Beobachtungen weiter zu verfolgen. Er stellte ein Gefäß, mit Glyzerin gefüllt, an das offene Fenster und bald kamen die genäschigen Fliegen, um von der süßen Flüssigkeit zu kosten, und blieben hierbei an der klebrigen Masse hängen. Durch die Anstrengung, sich los zu machen, wurden sie blank gescheuert und von allen fremdartigen Stoffen ꝛc. gereinigt. Als nun Prof. Kletzinsky das frühere chemisch ganz reine Glyzerin unter dem Mikroskope genau betrachtete, fand er in demselben fremdartige Zellen, wie sie nie bei den Fliegen, wohl aber bei den blatternkranken Personen vorkommen. Eine solche Entdeckung verdient in den weitesten Kreisen bekannt zu werden, da sie für jede Klasse der Bevölkerung von hochwichtigem Interesse ist. Man weiß nun, daß man sein Augenmerk auch auf jene Stubengenossen zu lenken hat, die nicht blos lästig, sondern auch äußerst gefährlich als Verbreiter einer bösen Krankheit werden können.

Karl Braun hat einem Artikel in den Westermann'schen Monatsheften: „Etwas über deutsche Vornamen" folgenden Scherz einverleibt: Bekanntlich sagte eine biedere Lausitzerin: Ich zeichne die ganze Kinderwäsche nur mit S., denn die Namen aller meiner Kinder fangen mit einem Sch. an, sie heißen nämlich: Jean, Jenny, Charlotte und George." Eine Wienerin dagegen stellte ihre Kinder dem Norddeutschen vor mit den Worten: „Schaun's, dos is der Esel (Theresel), dos is der andr' Esel (Andresl) und dos is ach'n Esel (Agnesl)."

(Neueste Literatur.) Vor einiger Zeit schrieb mir mein Sohn, der in Heidelberg studirt oder vielmehr studiren sollte, er sei Mitglied einer literarischen Gesellschaft geworden. Ich freute mich wirklich über den wissenschaftlichen Eifer meines Sohnes. Nun aber vernehme ich nachträglich, daß diese literarische Gesellschaft nichts Anderes ist als eine solche, in welcher das neue Litermaß eingeführt ist.

* Räthsel.

Der Menschheit Geißel bin ich sonder Rast
Und Opfer fordr' ich stets in allen Ständen;
Wer ist, der niemals meinen bösen Händen
Verfallen war, den niemals sie erfaßt?
Doch wenn nun die Vokale anders ständen?
O welch ein Wechsel! Ein willkomm'ner Gast,
Bin ich, von Tausenden geliebt, weil Sorg' und Last
Zu mildern ich vermag und Trost und Lust zu spenden.

Reiselt.

Auflösung des Räthsels in № 72:
Hella — Thekla.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 75. Freitag, 28. Juni 1872.

* Die Moschee von Cordoba.

Novelle von Ernst Eckstein.

(Fortsetzung.)

Max wußte immer weniger, wie er seine eigenthümliche Situation begreifen sollte. Noch lag ihm der räthselhafte Klang des vernommenen Liedes im Ohre; noch war ihm zu Muthe, als müsse er ewig, ewig nach der verborgenen Stimme suchen, wie der Jüngling des Märchens nach der blauen Blume, — und schon schickte sich die Sängerin an, ihn wie einen guten Freund um seine wissenschaftliche Meinung zu fragen, sich an seine Seite zu setzen und, vielleicht Schulter an Schulter gelehnt, in ein vergilbtes Blatt zu schauen.

Wie seltsam, wie abenteuerlich und doch wie liebenswerth, einen fremden, ihr völlig unbekannten jungen Mann gleich in dem ersten Augenblicke der Begegnung mit arabischen Inschriften zu quälen ...! Sollte wirklich maurisches Blut in diesen Adern fließen?

Doch still! Sie kömmt! Wie rauscht ihr Gewand über die blinkenden Marmorplatten! Wie strahlt ihr dunkles Gazellenauge vor inniger, Alles erwärmender Freude. In der Rechten trägt sie eine Mappe aus braunem gepreßtem Leder; die Linke hebt graziös das weiße Kleid und zeigt den zierlichen rothseidenen Schuh mit den kleinen goldenen Trodbeln.

„Hier," sagte sie lebhaft, während die hold wallende Brust ein wenig nach Athem ringt, „es sind beinahe drei Quartseiten voll ... Nicht wahr, es ist recht unbescheiden, daß ich Sie so ohne Weiteres belästige ... Ich halte Sie gewiß von wichtigen Geschäften ab ..."

„Durchaus nicht, mein Fräulein," stammelt Max, indem er die Mappe in Empfang nimmt, „im Gegentheile ... ich ..."

„Und ich habe noch nicht einmal die Mutter benachrichtigt ..."

„Aber ich versichere Sie, Sennorita, ... Sie irren sich, wenn Sie ... wenn Sie meinen Besuch für ... wie soll ich sagen? ... für legitim halten. Es wird mir eine unschätzbare Ehre sein, Ihre Frau Mutter kennen zu lernen, allein ..."

„Sie haben Empfehlungsbriefe, nicht wahr?"

„Ich bin in Verzweiflung, Ihre Frage verneinen zu müssen. Wie Sie mich sehen, bin ich nur ein unberufener Eindringling, der es Ihrer Güte dankt, wenn sich die Pforte nicht längst wieder hinter ihm geschlossen hat ..."

„Aber ich verstehe Sie nicht ..."

„Zürnen Sie mir? Ich will niederknieen und um Gnade bitten ..."

Das Mädchen schüttelte den Kopf und blickte den jungen Mann mit ihren großen, dunklen Augen an, als wolle sie sich überzeugen, ob er Komödie spiele.

„Wen suchten Sie, mein Herr?" fragte sie freundlich, indem sie die rechte Hand auf die Lehne ihres Sessels legte.

„Sie, mein Fräulein," fuhr Max heraus.

„Mich? Und womit kann ich Ihnen dienen, Caballero?"

„Hören Sie mich an und richten Sie dann nicht zu strenge ... Ich wandelte einsam durch die stillen Straßen ... und fand den monotonen Apriltag mit seinem glühenden Sonnenschein und seinen menschenleeren Pflastersteinen recht langweilig ... Da vernahm ich ein Lied, so schön, so süß, so ergreifend, wie es nie zuvor im Leben an meine Seele geschlagen ...

„Cordoba, du Heißgeliebte,
Du mein Himmel, du mein Alles ..."

Ich folgte der geheimnißvollen Stimme und drang so in diesen Thorweg ein ... Wenn ich

ein Verbrechen begangen habe, so bin ich zu jeder Sühne bereit ..."

Das Mädchen erröthete.

„Sie haben ein gutes Gedächtniß," sagte sie verwirrt. „Wer konnte auch ahnen, daß gerade jetzt ein Lauscher vorüber kommen würde. Die Straße ist sonst eine der stillsten des ganzen Viertels."

„Ich danke der Vorsehung, die mich diesen Pfad leitete. Sie glauben nicht, mein Fräulein, wie wunderbar Ihre Melodie mir das Herz erschüttert hat!"

„Reden wir von etwas Anderm. Wollen Sie mir die Inschriften in's Spanische übersetzen?"

„Wenn ich dadurch Ihre Verzeihung erlange ...?"

„Die Sache ist erledigt, Caballero ..."

„Und noch Eins ..."

„Nun?"

„Darf ich wissen, wen ich zu belauschen das Glück hatte?"

„Ich heiße Florencia Gomez-y-Margall ..."

Max verbeugte sich. Florencia! Welch ein reizender Name! Wie paßte er zu der schlanken anmuthigen Gestalt, zu dem unergründlichen Ausdruck der dunklen Augen. Benita, die kleine Zigeunerin, war hübsch, — wie ein Mädchen hübsch sein kann, das Benita heißt ... Aber Florencia! Das floß doch ganz anders von den Lippen! Das war eine Symphonie von Vokalen und Konsonanten, wie sie nur ihr gebührte.

Der junge Mann öffnete nun die Mappe, während Florencia ihm wißbegierig zur Seite trat. Die Mappe enthielt außer einigen Bogen unbeschriebenen Briefpapiers nur drei große mit arabischen Schriftzeichen bemalte Zettel. Max nahm einen davon in die Hand und begann eifrig zu studiren.

„Die Schrift ist nicht ganz korrekt," sagte er nach einer Weile. „Ist die Frage erlaubt, wer dieses Manuskript gefertigt hat?"

„Ich selbst," erwiederte Florencia. „Es sind Inschriften aus unserer Moschee. Ich habe die Zeichen einfach nachgemalt, ohne ihre Bedeutung zu kennen."

„Welche Geduldsprobe, mein Fräulein! Sie scheinen Sich für die alte maurische Kultur in ungewöhnlichem Grade zu interessiren!"

Florencia nickte. Max begann von Neuem seine Leseversuche.

„Ich gestehe Ihnen," sagte er endlich, „daß ich das Arabische nicht vollkommen genug beherrsche, um die von der liebenswürdigen Urheberin dieser Kopie begangenen Fehler lediglich vermittelst der Kombination zu berichtigen. Ein Punkt, ein Strich an falscher Stelle ändert oft den Sinn einer ganzen Phrase. Ich entziffere hier wohl einzelne Wörter, aber der Zusammenhang entgeht mir."

„Das ist schade!" seufzte Florencia. „Ich muß es also recht ungeschickt angefangen haben."

„Oder Ihr Dolmetscher versteht zu wenig Arabisch," versetzte Max.

„Vielleicht ... wenn Sie die Zettel mit nach Hause nehmen ...? Doch nein, ich muthe Ihnen zu viel zu ..."

„Ich wäre glücklich, Ihnen zu dienen, Sennorita; allein, wie gesagt, ich fürchte, mit der Aufgabe nicht zu Stande zu kommen. Es würde weit einfacher sein, wenn wir uns nach der Moschee verfügten und die Originale in Augenschein nähmen."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Flügelthüre. Eine stattliche Dame in geschmackvoller Haustoilette trat in den Patio.

Max warf sich in Positur, um Florencia's Mutter — denn dafür mußte er die Matrone schon um der frappanten Familienähnlichkeit willen halten — mit möglichst viel Ritterlichkeit zu begrüßen.

„Sieh da, Mama!" rief das junge Mädchen lebhaft, indem sie der Herannahenden entgegeneilte, „Du triffst mich hier in gelehrter Gesellschaft! Der Herr ist ein Deutscher und hält sich erst seit einigen Tagen in unserer Stadt auf."

Max verneigte sich so tief, daß er beinahe selbst über seine Unterwürfigkeit lächeln mußte. Er wollte ein paar Worte der Entschuldigung stammeln, allein Florencia überhob ihn der Mühe. Mit wenigen scherzhaften Wendungen hatte sie die Mutter von dem Vorgefallenen in Kenntniß gesetzt, ehe noch Max über das „Vergebung, Sennora!" hinausgekommen war.

Donna Maria Gomez-y-Margall schien die Mittheilungen ihrer Tochter nicht ungnädig aufzunehmen, und als unser Freund nun persönlich einige Artigkeiten vom Stapel ließ, die in dem vollen kastilianischen Idiome noch gewichtiger klangen, als eine Uebertragung in schlichtes Deutsch Dies wiederzugeben vermöchte, — da war die strenge Matrone, die sich anfangs ein wenig gewundert hatte, versöhnt, und mit der ganzen Grazie andalusischer Höflichkeit lud sie den Fremden ein, ihr Haus als das seine zu betrachten.

Florencia packte für heute ihre Manuskripte zusammen und trug die Mappe in's Zimmer

zurück. Sennora Gomez-y-Margall setzte sich unter die duftenden Granatblüthen und handhabte den Fächer wie eine Ballschöne von zwanzig Jahren. Eine Dienerin brachte Sorbett, gleich darauf erschien auch Florencia und nahm neben der Mutter Platz, und Max erzählte nun den beiden Damen von den Wundern seiner deutschen Heimath, vom Rhein und seinen stolzen, poetischen Burgen, vom Strande der Ostsee, von der jungen Kaiserstadt an der Spree und von dem herrlichen Hochland im Süden.

Erst als die Nacht ihre Fittiche ausbreitete, erhob er sich, um Abschied zu nehmen.

Das Wort, das Sennora Gomez-y-Margall ihm mit auf den Weg gab, lautete: „Auf Wiedersehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Bedeutung des Waldes im Haushalte der Natur war der Gegenstand eines Vortrages, welchen Ed. Ney, früher kgl. Forstgehilfe zu Johanniskreuz, jetzt kais. Oberförster im Reichsland, bei der fünften Wanderversammlung der Pollichia in Neustadt a. d. H. hielt und bei welchem er am Schlusse zu folgendem Resumé gelangte: 1) Der Wald befreit die Luft von ihrer überflüssigen Kohlensäure und ersetzt dieselbe durch Ausathmung von Sauerstoff. 2) Die Gegenwart von Waldungen erhöht die mittlere Temperatur der Nächte und Winter, vermindert aber die mittlere Wärme der Tage und des Sommers, namentlich aber des Vorsommers und diejenige des ganzen Jahres. Das Waldklima ist, mit andern Worten, kühler, zugleich aber weit gleichmäßiger, als dasjenige waldloser Länder. 3) Die Waldungen vermehren während der Vegetationszeit die wässerigen Niederschläge und den Feuchtigkeitsgehalt der Luft und vertheilen dieselben gleichmäßiger in den übrigen Jahreszeiten. 4) Der Boden geschonter Waldungen nimmt die ganze Regenmenge vollständig in sich auf und vermindert deren oberflächliche Verdunstung; er begünstigt dadurch die Bildung von Quellen und erhöht den niedersten Wasserstand der Flüsse. 5) Dieselbe Eigenschaft geschonter Waldung verhindert außerdem die Ansammlung großer Wassermengen, die Stauung der Regenniederschläge auf der Bodenoberfläche und macht dadurch in der Ebene die Versumpfungen, im Gebirge die Gewitterschäden, in den Flußthälern die Ueberschwemmungen unmöglich. 6) Die Wurzeln der Bäume schützen die Krume für sich vor Abrutschungen und im Vereine mit der Streudecke im Gebirge vor Abschwemmung und in der Ebene vor der Entführung durch die Winde, und endlich 7) der geschlossene hochstämmige Wald bricht die Gewalt eben so abgehender Lawinen des Hochgebirges, wie der gewaltigen Stürme des Flachlandes.

Zur Aufbewahrung des Eises in kleineren Mengen für den Hausbedarf im Sommer bringt eine landwirthschaftliche Zeitung des östlichen Preußens folgende Mittheilung: „Man nehme ein Faß von 3- bis 400 Quart Inhalt und schlage einen Boden heraus, in den anderen bohre man ein Loch von der Größe eines gewöhnlichen Flaschenkorkes. Nun setze man in dieses Faß ein kleineres hinein, und zwar derart, daß die Zwischenräume zwischen beiden überall 6 Zoll betragen; zwischen beiden Böden genügt eine Entfernung von 3—4 Zoll, am Boden des inneren Fasses bringe man eine Klappe an. Hierauf fülle man den Zwischenraum zwischen den Fässern mit grob gestoßenem Kohlenpulver oder Torfmüll dicht aus und setze das Ganze in eine im Keller gegrabene Grube von etwa drei Viertel Tiefe des äußeren Fasses; doch ist es gut, wenn das Faß nicht direkt am Boden, sondern auf Unterlagen ruht. Das innere Faß wird alsdann mit Eis unter den gewöhnlichen Bedingungen gefüllt und einfach mit einem Deckel verschlossen, der wiederum mit einem durch Kohlenpulver oder Torfmüll gefüllten Sack bedeckt wird. Das Eis hält sich hierin außerordentlich gut und fließt das etwa durch Schmelzen desselben sich bildende Wasser durch die Klappe ab; in den Deckel kann man auch einige Haken einschlagen, um auf diese Weise abzukühlende Gegenstände aufzuhängen."

(Du oller Bullerballerich!) Auf der Rückkehr von einem der vielen Besuche, die Niebur, der Afrikareisende, den wilden Stämmen in der Gegend des Tschadsees abgestattet hatte, fand derselbe bei einem kleineren Fürsten des Reiches Tunis eine ungewöhnlich freundliche Aufnahme. Der Fürst, vollständig vertraut mit der türkischen Kultur, unterhielt nach der am Bosporus üblichen Sitte einen Harem mit ausgesuchten Schönheiten; doch war der tunesische Harembesitzer insofern verständiger, wie die eben so glücklichen türkischen Großen, als derselbe be-

reitwillig den ihn beehrenden Fremden eine Besichtigung seiner lebenden Schätze gestattete. Dadurch erhielt Niebur eines Tages Gelegenheit, einem in tunesischer Sprache geführten häuslichen Zwiste zwischen seinem fürstlichen Wirthe und einer der acht seiner Favoritinnen, einem stämmigen Wesen mit breiten Schultern, aber angenehmen Gesichtszügen, beizuwohnen, und wunderte sich nicht wenig, als das Eheachtel plötzlich dem Fürsten den Rücken kehrend die Unterhaltung mit den Worten: „Du oller Bullerballerich!" beendigte. Niebur, aus dem Dorfe Lüdingworth im Lande Hadeln gebürtig, war entzückt, als diese heimathlichen Laute an sein Ohr schlugen, und fragte in deutscher Sprache: „Mein Kind, wo bist du her?" „Ut Lüdingworth im Land Hadeln", erwiederte das deutsche Mädchen. Erstaunt über dieses seltsame Zusammentreffen machte Niebur hierauf ihr Vorschläge, sie aus ihrer Lage zu befreien und nach ihrem Heimathsdorfe zurückzuschaffen. Doch das glückliche tunesische Eheachtel entgegnete: „Ach, lot mi man hie, die Mannslüüt bi uns sin voch nich bäter (besser), als min oller Bullerballerich." Und mit diesem gnädigen Bescheide mußte Niebur sich begnügen.

In London ist kürzlich ein Dienstherr, welcher einem abgehenden Diener ein gutes Zeugniß gegeben, von dem nachfolgenden Dienstherrn, welcher den Charakter des Dieners dem Zeugniß nicht entsprechend gefunden hat, wegen falschen Zeugnisses auf Schadenersatz verklagt und auch wirklich gerichtlich zur Verantwortung gezogen worden. Der Verklagte ist vom Court of Comon Pleas vorgeladen worden, um sich über die Thatsache zu verantworten, inwiefern er den schlechten Charakter des Dieners gekannt habe, bevor er ihm das gute Zeugniß ausgestellt. — Bei uns könnten durch solche Klagen die Gerichte viel zu thun bekommen!

Linchen: „Mama! Nicht wahr, da jetzt Alles, was früher Fuß genannt wurde, Meter heißt, so sagt man nicht mehr „dieser Junge geht „barfuß", sondern „dieser Junge geht barometer?" — Mama: „Wie ungeschickt Du bist; Dies gilt ja nur für's Maaß, sonst müßte man ja auch statt „Barfüßer-Mönche" sagen „Barometer-Mönche."

(Für Raucher.) Putzsüchtige Frauen gleichen schlechten Cigarren: bei beiden ist das Deckblatt am werthvollsten. — Politische Witze und Cigarren machen beide häufig dieselbe Operation durch: beiden wird von oben die Spitze abgebrochen. — Die Cigarrenhändler sollten eigentlich von der Staatsregierung protegirt werden: sie sorgen dafür, daß so viele Menschen ein Blatt vor den Mund nehmen. — Zänkische Menschen und starke Raucher haben eine gewisse Aehnlichkeit: beide theilen viel Dampf aus. — Die Beliebtheit der Meerschaumpfeifen beweist den Schiller'schen Ausspruch: „Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen." — Die Cigarren sind ein Sinnbild unserer Hoffnungen: sie werden geflissentlich in Gluth gehalten, um endlich in Rauch aufzugehen und dem Aschenkrug anheim zu fallen. — Mädchen und Tabakspfeifen bieten mitunter einen Vergleichungspunkt: beide finden ihre Liebhaber der schönen Form wegen, wenn auch der Kopf bei beiden leer ist. — Seit Erfindung des Tabaks gibt es in Europa viel mehr geräucherte Ochsenzungen. — Sinnreich haben die Griechen angedeutet, daß die Liebe nur ein blauer Dunst ist: sie lassen Aphrodite dem Meerschaum entsteigen!

Wie damals.

Und als wir sind zum ersten Mal
Den Weg zu Thal gefahren,
Da spiegelte sich der Morgenstrahl
In deinen gold'nen Haaren.

Wie heiter warst du und wie laut!
Wohl hab' ich nicht vergessen
Den Tag, da Hand in Hand als Braut
Du neben mir gesessen.

Jahrein — jahraus ein and'res Bild
Hat uns die Zeit gewoben,
Ich wurde ernst — du bliebest mild:
Laß uns das Ende loben!

Bringt man uns doch zum dritten Mal
Schon Enkelchen entgegen,
Zur Taufe geht es heut' zu Thal
Auf altbekannten Wegen.

Von dreißig Jahren plaudern wir
Und wie so bunt sie waren,
Du sitz'st wie damals neben mir,
. . . . . nur Silber in den Haaren!

Carl Wilh. Patz.

Auflösung des Räthsels in № 74:

Leid — Lied.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 76. Montag, 1. Juli 1872.

* Die Moschee von Cordoba.

Novelle von Ernst Eckstein.

(Fortsetzung.)

Zehn, zwölf Tage verflossen. Max war in dem Hause, das er auf so eigenthümliche Weise betreten hatte, täglicher Gast. Stets kam er um dieselbe Stunde. Er traf dann Florencia allein im kühlen, duftigen Patio, — an der Stelle, wo er sie zuerst gesehen. Mit Leidenschaft vertiefte er sich in ein Zwiegespräch, das ihm auf's Ungezwungenste eine edle, großfühlende, reichbegabte Mädchenseele enthüllte. Hatte er an der kleinen Gitana in der Vega den Mangel jeder verfeinernden Bildung bewundert, hatte er sich den Reiz ihrer erfrischenden Naturwüchsigkeit just aus diesem Mangel erklärt und deduzirt, so mußte er jetzt bekennen, daß echte, gediegene Pflege des Geistes und Gemüthes den zarten Blüthenstaub der Ursprünglichkeit nicht nur nicht verwischt, sondern im Gegentheil in neuen, ungeahnten Farben erglänzen läßt. Er lernte die wahre Bildung von der verschrobenen Dressur unterscheiden, hinter der sich die innere Hohlheit wie hinter einem Theatermantel verbirgt; er erkannte, wie wunderbar der Zauber der Weiblichkeit durch das ernste Streben nach Wissen, nach Wahrheit gewinnt. Erst dadurch erhebt sich das reizende Spielzeug zur ebenbürtigen Gefährtin des Mannes zur Frau im großen Sinne des Wortes, zur Königin.

Florencia verdankte die erste Anregung zu ihrer in Spanien so überaus ungewöhnlichen Geistesrichtung einem unglücklichen Zufall. Als sie acht Jahre zählte, kam ein katalonischer Architekt nach Cordoba, um die altrömischen und maurischen Baureste zu studiren. Der junge Mann befreundete sich mit Don Antonio, dem Vater Florencia's, und verkehrte viel und eifrig in dessen Familie. Das anmuthige aufgeweckte Kind entzückte ihn. Bald entspann sich zwischen ihm und der Kleinen ein herzliches Verhältniß. Florencia fragte ihn nach Dem und Jenem, nach den seltsamen Bildern, die sie in seinen Büchern gesehen, nach seiner Heimath, nach den großen Städten, die er auf seinen Reisen kennen gelernt, und so fort, bis der Architekt sich die Erlaubniß erbat, das Kind systematisch unterrichten zu dürfen. Florencia machte reißende Fortschritte, und als der treffliche Lehrer nach zwei Jahren weiter wanderte, war der Trieb des Wissens bereits so voll entfaltet, daß sein Wachsthum nicht mehr zurückgedrängt werden konnte. So wenig Dies auch mit den andalusischen Gewohnheiten harmoniren mochte, — man gab ihr einen englischen Informator, der ihre Studien bis zum fünfzehnten Jahre leitete.

Florencia's Lieblingsbeschäftigung war von jeher Geschichte gewesen, — und zwar vornehmlich die Geschichte ihres engen Vaterlandes Andalusien. In diesem Punkte besaß sie Kenntnisse, vor denen Max eine Art ahnungsvoller Ehrfurcht empfand. Aber sie sprach von diesen Dingen, wie man von den Angelegenheiten seiner Familie spricht, — einfach, schlicht, ohne falsches Pathos. Wenn hin und wieder ihre melodische Stimme fast unmerklich zitterte, so war es die geheimnißvolle Sympathie für die Vergangenheit, die ihr Herz in Schwingungen versetzte, nicht der Gedanke, von einem geistreichen Hörer bewundert zu werden. Ueberhaupt lag ihr Nichts ferner, als eitle Prunksucht. Trotz aller geistigen Vorzüge war und blieb sie ein holdes, harmloses Kind, das keine Empfindung, keine Regung der Seele durch mimische Künste zu bemänteln, aber auch kein Gefühl zu erheucheln wußte, wo sie kalt blieb.

Nur ein Räthsel schien in der Tiefe dieser klaren, offenen Natur zu schlummern: ihr Ver-

hältniß zu dem Islam. Sennora Gomez-y-Margall — der Vater war seit mehreren Jahren gestorben — war eine gute Christin; Das konnte dem scharfen, beobachtenden Auge des jungen Mannes nicht verborgen bleiben. Aber Florencia? Florencia, die da gesungen hatte:

Corboba, du Heißgeliebte,
Fromme, Stolze, Edle, Starke,
Trotzig durch der Fluth Gebrande
Lenktest du die gold'ne Barke!

Doch des Kreuzes dunkle Klippe
Traf den Kiel in dunkler Stunde,
Und die Barke brach in Splitter,
Und der Schiffer ging zu Grunde.

Und wie hatte sie Das gesungen! Kein Maurenmädchen am Strande Tanger's oder Tetuan's konnte mehr Wehmuth, mehr Sehnsucht nach dem Einst, mehr Groll mit dem Schicksal in die Töne ihrer bebenden Stimme gießen, als diese Tochter der Christin im Patio der Khalifenstadt. Und wie kam es doch, daß Florencia in Gegenwart ihrer Mutter nie von Cordoba's vergangener Größe und Herrlichkeit, nie von Andalusien's verödeten Fluren, nie von dem verheerenden Zorne der Inquisition und den klagenden Romanzen der Besiegten sprach? Seltsam! Und mit welcher Andacht sie vor dem Allerheiligsten des muhamedanischen Tempels stand, als Max die goldenen, hundertfach verschlungenen Inschriften zu entziffern suchte! An dem Hochaltare, den der christliche Kultus in der Mitte der Moschee errichtet hat, ging sie gleichgiltig, nein, wehmüthig lächelnd vorüber, — und vor dem Mihrâb neigte sie ihr schönes Haupt in stiller Schwärmerei... War Das zu fassen?... Hatte sich ihr glühendes Mädchenherz in der That dem großen Propheten des Ostens zugewendet?

Max erwog alle diese Momente mit dem Eifer eines Liebenden... Wenige Tage hatten genügt, die Fesseln, mit denen Florencia ihn bei ihrem ersten Erscheinen umstrickt hatte, unauflöslich zu verschlingen... Ach, wenn sie aus dem duftigen Heiligenschein der Granatblüthen so zu ihm herüberblickte, — schön wie ein leuchtender Frühlingstag, — jetzt schalkhaft, jetzt nachdenklich, aber stets hold und jungfräulich wie eine halb erschlossene Rose, — dann mußte er die ganze Kraft seines Willens aufbieten, um ihr nicht im Sturm der Leidenschaft zu Füßen zu stürzen und ihre weißen Hände mit Küssen zu bedecken.

Es war am zwölften Tage nach jener ersten Begegnung... Florencia und Max hatten bereits vier Mal die große Moschee besucht und eine reiche Ernte gehalten. Es erübrigten nur noch die kostbar verzierten Sprüche, die um den glänzenden Bogen des Allerheiligsten herumliefen, — um jene Stätte, wo in den Tagen der Maurenherrschaft der prachtvolle Koran, von Otman's eigener Hand geschrieben, auf goldenem Altar lag.

Der Glockenthurm rief die fünfte Abendstunde in's Land... Die Straßen Cordoba's lagen still und einsam wie immer. Aus der arabeskengeschmückten Gitterthüre des wohlbekannten Patio trat das schöne junge Mädchen in's Freie, gefolgt von dem herzenskranken Freunde. Sie schlugen den gewohnten Pfad nach dem Gotteshause ein. In wenigen Minuten war die Pforte erreicht. Schweigend schritten sie in den Vorhof. Die himmelhohen Palmen wiegten das stolze Haupt träumerisch im Sonnenlicht. Ernst blickten die heiligen Cypressen in den wolkenlosen Aether. Der balsamische Duft der blühenden Orangenbäume fluthete wie ein unsichtbarer Ozean durch die verlassenen Kolonnaden.

Florencia eilte voran. Ihre zarte Hand faßte den metallenen Thürgriff; der gewaltige Flügel drehte sich geräuschlos in seinen Angeln.

Langsam durchwandelten sie die stillen, endlosen Hallen. Dumpf und träumerisch gab das Echo ihre Schritte zurück. Florencia's Augen leuchteten. Auch Max fühlte sich wunderbar bewegt. Der Anblick dieses labyrinthischen Säulenwaldes mit den fernen, ahnungsvollen Dämmerungen wirkte noch heute wie am ersten Tage. Es athmete in diesen Räumen ein unbeschreibliches Etwas, ein Hauch unsagbarer Wehmuth, dessen mächtigem Einflusse nicht zu widerstreben war.

Sie traten vor das Mihrâb. Florencia preßte die glühende Stirne wider das kalte Eisengitter. Der junge Mann glaubte eine Braut am Grabe des Geliebten zu erblicken. Unwillkürlich zuckte er zusammen. Dann nahm er eifrig den Stift zur Hand und schrieb.

Von Zeit zu Zeit mußte Max aufblicken nach dem schönen, räthselhaften, excentrischen Mädchen. Florencia schien es nicht zu bemerken. Sie träumte. Sie weilte in den Gefilden der Vergangenheit.

Eine halbe Stunde verstrich so in ernstem Schweigen. Dann wandte sich Max leise zu der schlanken Begleiterin und sagte:

„Meine Aufgabe ist vollendet. Der letzte Spruch des Heiligthums steht in wortgetreuer Uebertragung auf diesem Blatte."

„So lassen Sie mich lesen, — gleich hier an der heiligen Stätte selbst."

Sie setzte sich auf eine der marmornen Bänke, die an der Wand entlang laufen, und begann.

Max hörte ihr zu. Die goldenen Sprüche des Koran klangen von diesen heißgeliebten Lippen wie Evangelien der Engel.

„Sennorita," sagte der junge Mann, als sie geendet hatte, „Sie sind keine Christin."

Sie blickte ihm mit den großen dunklen Augen voll in's Gesicht und erwiederte mit fester Stimme: „Nein!"

Max sann einen Augenblick lang vor sich hin. Dann nahm er zögernd das Wort.

„Fräulein Florencia," fragte er, „sind Sie von der Aufrichtigkeit meiner Freundschaft überzeugt?"

„Ich bin es," antwortete das Mädchen erröthend.

„Ich danke Ihnen. Gott ist mein Zeuge, wie sehr ich an Allem, was Sie und die Ihren betrifft, Antheil nehme."

„Sie sind sehr gütig, Caballero."

„Werden Sie mir unter diesen Umständen eine Frage gestatten, die ... die von Seiten eines Fremden im höchsten Grad unbescheiden, zudringlich und verletzend wäre ...?"

„Fragen Sie, Caballero."

(Fortsetzung folgt.)

---

* Zwei Wilde.

Novelle von Eva Hartner.

Erstes Kapitel.

„Elli, Elli, wo steckst Du?" ertönte der Ruf einer klaren Mädchenstimme hell und durchdringend durch die Bäume und Gebüsche des Gartens, der im frischen Maienschmuck das Herrnhaus von Waldstett umgab.

„Hier, Hertha!" schallte die Antwort in lachendem Tone zurück; „Thörin, suchst Du immer noch?"

Die junge Dame, die so gerufen hatte, eilte rasch die glatten Kieswege des Gartens entlang. Ihr zartes, etwas bleiches Gesicht trug den Ausdruck der Unruhe und Ueberraschung. In wenigen Augenblicken hatte sie die Freundin erreicht, welche, lang und behaglich ausgestreckt, auf einer Rasenbank lag und dem Mädchen schelmisch entgegenlächelte.

„Mein Gott, edle Herrin Hertha!" begann die Liegende in neckischem Tone. „Was bringt Hochdieselbe wieder aus der Fassung? Mein Verschwinden etwa?"

Seufzend setzte sich Hertha neben die Freundin. „An Deine Extravaganzen ist man allgemach gewöhnt!" erwiederte sie kopfschüttelnd. „Das ist es nicht, es ist eine unangenehme Nachricht gekommen."

„Was ist geschehen?" fragte Elliba, ernsthaft werdend.

„Hans kommt!" versetzte Hertha im Ton aufrichtigster Verzweiflung.

„Und — ?"

„Weiter Nichts!" sprach Hertha niedergeschlagen. „Ich dächte, es wäre ganz genug!"

Elliba warf sich auf die Rasenbank zurück und lachte so, daß helle Thränen über ihre frischen Wangen rollten.

„Ist Das Alles? Die Ankunft Deines Vetters, eines unmündigen Knaben, versetzt Dich in solche Betrübniß? Das ist wirklich lustig!"

„Du lachst," sagte die Freundin, „weil Du noch nicht weißt, was es heißt, Hans im Hause haben! Nichts ist vor ihm und seinem Muthwillen sicher, lieber alle Poltergeister in und um Weinsberg, als diesen entsetzlichen, rücksichtslosen Menschen! Mit der Unmündigkeit ist es übrigens bald vorbei, in ein paar Wochen ist sein 24. Geburtstag, dann übernimmt er seine Güter. Das wird eine schöne Wirthschaft werden, wir nannten ihn schon als Kind den Wilden!"

Elliba war aufgestanden und sah die Freundin muthwillig an. „Laß ihn kommen, den Wilden," sagte sie trotzig. „Es macht mir Freude, einen ebenbürtigen Gegner zu finden. Du weißt, auch ich werde die Wilde genannt, laß uns sehen, wer dem Andern überlegen ist!"

Auch Hertha erhob sich. Lächelnd legte sie die Hand auf des Mädchens Schulter. „Du bist stark," sagte sie, „aber er ist stärker! Du bist ein Mädchen, er ein Mann, da liegt der Unterschied. Er wird Dich beugen, wie er Alles beugt; mir graut vor den Szenen, die Euer beiderseitiger Uebermuth herbeiführen wird."

„Das alte Lied!" sagte Elliba, sich unmuthig abwendend. „Ist denn ein Mensch in Euren Augen etwas so Wunderbares? Mir hat noch keiner imponirt und doch kenne ich einige Dutzende; wo ist der Held, vor dem sich zu beugen eine Lust wird, wie es in Büchern geschrieben steht? Ich habe noch keinen gesehen!"

Gedankenvoll sah Hertha in der Freundin leuchtende Augen. „Auch Deine Stunde wird kommen!" sagte sie leise. „Und Du, die Stolze, wirst am tiefsten getroffen werden! Sei ruhig, es gibt noch Männer!"

„Du scheinst ja in den Gefühlen recht bewandert zu sein!" bemerkte Elliba trocken. „Hat

Deine Stunde vielleicht auch schon geschlagen?" Ein glühendes Erröthen der Freundin zeigte, daß die Worte getroffen hatten.

„Rede keinen Unsinn!" sagte Hertha verwirrt, „da, lies lieber seine Anmeldung!"

„Auf daß Dir der Mund gestopft wird!" brummte Elida, nahm aber doch das wunderlich aussehende Schriftstück und sank sofort lachend auf die Rasenbank zurück. Der Brief lautete:

„Geehrter Oheim und Vormund!

Gewiß wird Dich und die theure, oft geärgerte Tante ein unglaublicher Schrecken beim Anblick dieser Epistel befallen. Und, o Ihr Lieben, Euer Schrecken rechtfertigt sich schauerlich, denn ich bin reisemüde und habe beschlossen, mein Nomadenzelt für einige Zeit in Eurem Hause aufzuschlagen! Grüßt Cousine Hertha und sagt ihr, ich beabsichtigte, sie todt zu ärgern. Bemüht Euch nicht, mir abzuschreiben, denn erstens sage ich Euch keine Adresse und dann käme ich doch, denn ich habe es mir nun einmal in den Kopf gesetzt, Eure stille Heimath zur Schaubühne meiner Greuelthaten zu machen.

Wie der Sturmwind wird kommen Euer wilder

Hans von Braunegg."

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

* Die „Modenwelt" bietet ihren Abonnentinnen in ihren Nummern vom 16. Juni und 1. Juli einen so reichhaltigen Inhalt, daß wir wiederum nicht unterlassen wollen, unsere Leserinnen auf diese in der Damenwelt täglich beliebter werdende Zeitschrift aufmerksam zu machen. Die gebotenen Tolletten zeugen wie gewohnt von einem feinen und gediegenen Geschmack und lassen sich auch mit geringeren Mitteln herstellen. — Nr. 19 bringt ferner auch das mit dem ersten Preise gekrönte Spitzen-Taschentuch (eingesandt aus Bradfort) aus der letzten Preis-Konkurrenz der „Modenwelt". Alle Details sind in Bild und Wort so vorzüglich dargestellt und erklärt, daß es selbst jeder nur einigermaßen geübten Hand möglich gemacht wird, diese schöne und werthvolle Arbeit selbst auszuführen.

Abonnements (zum Preise von 45 Kr. rh. pro Quartal, resp. 1 Fl. 30 Kr. rh. mit vierteljährig neun großen kolorirten Modenkupfern) werden jederzeit bei allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen.

Mannigfaltiges.

Im Cirkus des Champs-Elysees in Paris debütiren jetzt zwei kuriose Kunstkräfte: ein Fräulein Azella, ein Seitenstück zur Lulu aus dem Cirkus Renz, das gerade so aufregende und waghalsige Kletter- und Springstücke ausführt, wie diese, und — eine Ziege. Wenn bisher das Ziegengeschlecht in der Oper (siehe „Wallfahrt nach Ploërmel") eingeführt war, so steht ihm nunmehr auch Ballet und Cirkus offen. Die hier in Rede stehende Ziege ist ein schneeweißes artiges Thier und exkutirt, auf einem Pferde stehend, alle Kunststücke einer Kunstreiterin; springt, während das Pferd im Cirkus herumläuft, durch Papierscheiben und Reifen, tanzt graziös auf dem Sattel herum u. s. w. Zur Erhöhung des Effekts hat der Direktor Dejean der vierfüßigen Künstlerin die Hufe und die Hörner vergolden lassen. „Da vergoldete Hörner in der guten Stadt Paris etwas ganz Gewöhnliches sind," bemerkt ein Pariser Kritiker etwas boshaft, „so fanden die der dressirten Ziege nicht die gewünschte Beachtung."

* Dekoration.

Ha! welch' ein glänzender Triumph!
Die Brust bebändert mit Orden:
Blau, roth und pensée, Kreuze und Stern',
Medaillen von allen Sorten!

Das Wetter war günstig, das Wetter war schön,
Der Himmel hat reichlich gesegnet;
Von zehn bis elf und von elf bis zwölf
Hat's lauter Orden geregnet.

Orden die Fülle und doch nicht genug;
Die Herrchen fein und geschniegelt,
Viel fehlte nicht, so hätten sie sich
Noch um die Orden geprügelt.

Und als man's am anderen Morgen besah,
War's lauter elender Plunder
Von Tüll und Spitzen, von buntem Papier
Und viele erschlichen darunter.

Die schönen Kreuzlein, verziert mit Emaille,
Mit Gold und gänzenden Borten,
Die ganze buntscheckige Herrlichkeit
Ach! waren blos — Cottillon-Orden.

Stern.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 77. Mittwoch, 3. Juli 1872.

* Die Moschee von Cordoba.

Novelle von Ernst Eckstein.

(Fortsetzung.)

„Gut denn, Sennorita... Sie sind keine Christin, sagen Sie...? Aber Sie sind auf das christliche Bekenntniß getauft?"

„Ja."

„Sie reden also nicht von Verhältnissen, die nach außen hin bekannt sind, sondern von der Religion des Herzens... Sie gehören dem Islam durch freie Wahl an...?"

„Ja..."

„Und Niemand weiß darum?"

„Außer Ihnen Niemand..."

„Sie machen mich durch Ihr Vertrauen glücklicher, als ich zu sagen vermag. Lassen Sie mich noch Eins fragen, liebste Florencia."

„Fragen Sie."

„Was hat diesen seltenen Umschwung in Ihrer Seele herbeigeführt?"

In den Augen des jungen Mädchens loderte es jetzt empor, wie von dem Brande eines heiligen Feuers. Sie preßte die Hand auf's Herz und lächelte wie eine Verklärte.

„Blicken Sie um Sich," flüsterte sie mit einer Stimme, in welcher alle Melodieen des Himmels wiederzuklingen schienen... „Vermögen Sie in dieser Umgebung Christ zu sein?"

Sie hielt inne, wie um Athem zu schöpfen. Dann fuhr sie fort: „Sehen Sie dort die plumpen Quadern, die sich mitten in unser Heiligthum hineingedrängt haben, wie der Wolf in die Heerde. So drängte sich das Christenthum mit seiner blutbeträuften Inquisition in die andalusisch-arabische Kultur, — und die Blüthe unseres Vaterlandes sank in den Staub, als hätte ein giftiger Wind darüber hinweggetost. Kann eine Andalusierin einem Glauben anhängen, der ihre einst so reiche, mächtige Heimath in eine Wüste verwandelt hat? Lesen Sie unsere alten arabischen Chroniken! Lesen Sie die wunderbaren Berichte von Cordoba's Ruhm, Glanz und Größe. Achtzig Vorstädte streckten die leuchtenden Arme über die benachbarten Hügel aus. Fünfzigtausend Karawansereien boten den Kaufleuten und Pilgern, die aus allen Ländern der bewohnten Erde zusammenströmten, Nahrung und Obdach. Und jetzt? Bang und schläfrig, wie eine herabgebrannte Kerze, fristet die entthronte Königin ihr Dasein, als fürchte sie, von dem ersten Windstoß der Weltgeschichte völlig ausgelöscht zu werden. Traurig klingt die Glocke vom einsamen Thurm hernieder, die tausend Minarets von ehedem sind gefallen. Und wer hat dieses wahnsinnige Werk der Zerstörung vollbracht? Wer hat die Bildung, den Wohlstand eines großen Volkes mit Füßen getreten? Wer hat die Minarets gestürzt und die Freiheit des Geistes in Ketten geschlagen? Das haben Eure Priester gethan, die da vorgaben, die Religion der Liebe zu predigen; Das hat der dunkle Stamm des Kreuzes gethan, von dem die Versöhnung und Erlösung kommen sollte!.. Nein, mein Herz schaudert zurück vor dieser Religion des Hasses, der Verfolgung, der Vernichtung. Allah ist sanft, mild und gerecht; wie die Sonne erwärmt er, wie die Sonne belebt er. Aber Euer Gott ist ein Gott des Zornes und der Finsterniß. Wie Ihr Euch das höchste Wesen malt, so vermag meine Seele es nun und nimmer auszudenken! Der Schöpfer, der uns Regungen der Güte, des Mitleids, der Selbstverleugnung in's Herz gepflanzt, kann nicht in den Tempeln der Christen wohnen!"

Max hatte mit immer wachsender Bewegung die Worte, die ihr krystallklar vom Munde flossen, verfolgt. Jetzt erfaßte er unwillkürlich ihre Hand. Sie ließ es geschehen.

„Florencia," sagte er, „was soll ich Ihnen erwiedern? Auch ich empfinde den Zauber der Vergangenheit, der Ihre Seele zu so wunderbarer Gluth entflammt. Auch ich fühle, wie schwer sich die christlichen Eroberer an diesem gesegneten Lande versündigt. Aber wollen Sie die Religion für die Frevelthaten Derer verantwortlich machen, die sie mißbraucht haben? Ist der Diamant darum ein weniger kostbares Kleinod, weil der Dieb sich seiner bedient, um die Fensterscheibe zu zerschneiden? Das Feuer wärmt und leuchtet, — aber ganz dasselbe segensreiche Element wird von der Bosheit zu furchtbarster Verheerung entweiht. Lernen Sie das Wesentliche, das Unvergängliche von dem Zufälligen, dem Nichtigen trennen; vertiefen Sie Sich in die unverfälschte Lehre... und Sie werden gerechter urtheilen."

Das junge Mädchen schüttelte den Kopf.

„Nie, nie!" sagte sie im Tone einer unerschütterlichen Ueberzeugung... „Ich habe Alles geprüft, ich kann nicht anders. Wähnen Sie nicht, daß ich den Wahn der großen Masse theile, die den Propheten von Mekka für eine Art höheres Wesen hält. Ich erblicke in ihm nur den weisen Lehrer, den Propheten der Liebe, der Bildung, des Fortschritts: aber in diesem Sinne steht er mir höher als alle Menschen, die je auf Erden gewandelt..."

„Sie, Florencia, ein Weib, verehren die Lehre Mohameds, der die Frau zur Sklavin des Mannes herabwürdigte?"

„Der Koran weiß Nichts von dieser Unterdrückung. Wenn man im Orient von dem Geiste des Stifters abgewichen ist, so hat der Islam in Spanien nie die Ehre des Weibes auch nur von ferne gekränkt. Unsere Geschichte lehrt Dies auf jeder Seite."

Max blickte grübelnd vor sich hin. „Haben Sie jemals Ihre Vaterstadt verlassen?" fragte er nach einer Pause.

„Nie," lautete die Antwort.

Durch die Züge des jungen Mannes blitzte es wie vom Aufleuchten einer Idee.

„Fräulein Florencia," flüsterte er, „wollen Sie mir eine Bitte gewähren?"

„Gern, wenn es in meiner Macht steht..."

„Versprechen Sie mir im Voraus..."

„Wie kann ich Das! Reden Sie."

„Mein Verlangen ist so sonderbar, so unerhört, daß ich es kaum über die Lippen zu bringen wage..."

„Nun...?"

„Sie werden mich schelten... Sie werden Sich lachend von mir abwenden... Die Zumuthung ist auch in der That zu wunderlich..."

„Ich bin sehr gespannt."

„Und Sie werden Ja sagen?"

„Je nachdem..."

„Aber Eins können Sie mir doch schon jetzt versprechen."

„Und Das wäre?"

„Mich im Falle der Einwilligung nicht nach den Beweggründen meiner Bitte zu fragen."

„Gut, ich verspreche es Ihnen."

„Sie sind ein Engel!"

„Nun, also?"

„Reisen Sie mit mir auf drei Tage nach Sevilla."

Florencia blickte den jungen Mann verwundert an. Dann aber sagte sie in gleichgiltigem Tone: „Das kann geschehen. Ich habe Verwandte in Sevilla, die mich mehrmals dringend eingeladen haben. Wenn ich bis jetzt dieser Einladung nicht Folge leistete, so geschah es einmal, um Mama nicht allein zu lassen, und zweitens, um nicht allein reisen zu müssen..."

„Die gnädige Frau Mutter würde sich vielleicht gleichfalls entschließen...?"

„O nein, daran ist nicht zu denken. Mama liebt ihre Bequemlichkeit über Alles, und dann behauptet sie, keine andere Luft als die von Cordoba ertragen zu können. Sie hat unsere Stadt seit mehr als zwölf Jahren nicht verlassen und so wird sie jetzt keine Ausnahme machen."

„Aber glauben Sie, daß die gnädige Frau erlauben wird...?"

Florencia lächelte.

„Warum sollte sie nicht? Früher oder später müßte ich doch einmal hinüber; die Tante würde nicht nachlassen;... und dann... wenn ich mich nun z. B. verheirathete! Die gute Mutter muß sich daran gewöhnen, mir ein bischen Freiheit zu gönnen. Uebrigens ist gerade der gegenwärtige Zeitpunkt trefflich gewählt. Don Alano Pragues unterhält sich von früh bis spät mit wahrhaft hingebender Liebenswürdigkeit, und ich meinerseits..."

Sie stockte.

„Nun?" fragte Max.

„.. Bin herzlich froh, die Plaudereien des edlen Don nicht mit anhören zu müssen..."

„Wäre es möglich?" rief der junge Mann lebhaft, während ein Strahl der Freude aus seinen Augen brach. „Sie... Sie finden ihn nicht geistreich, interessant...? Sie... o sagen Sie's noch ein Mal!"

„Ich verstehe Sie nicht. Don Alano ist mir nicht gerade unangenehm, aber ich finde, seine überschwängliche Artigkeit hat etwas Ermüdendes ..."

„O so bin ich der glücklichste Mensch unter der Sonne! Ich danke Ihnen von ganzer Seele! Und wann reisen wir?"

„Uebermorgen. Ich werde der Mutter die nöthigen Mittheilungen machen. Aber nun sagen Sie mir auch, was in aller Welt kann Sie veranlassen ...?"

„Halt! Sie verletzen den eingegangenen Vertrag! In Sevilla sollen Sie Alles erfahren. Vertrauen Sie mir! Ich würde es nicht wagen, ohne gewichtige Motive ..."

„Schon gut, Caballero. Doch wir reden von profanen Dingen, während die Dämmerung diese Hallen mit tausend geheimnißvollen Gestalten belebt. Kommen Sie! Lassen Sie uns langsam durch eines der Querschiffe schreiten. Wie sich rechts und links die Marmoralleen im Dunkel verlieren! Es ist kühl geworden in der Moschee Abderrhamans. Es umweht mich wie von Abendnebeln ... So steigt es vom Spiegel des Quadalquivir auf, wenn die Sonne hinter die Berge gesunken ist. Es muß spät sein. Geben Sie mir den Arm, Caballero! Führen Sie mich nach Hause!"

(Fortsetzung folgt.)

---

* Zwei Wilde.

Novelle von Eva Hartner.

(Fortsetzung.)

Auch Hertha brach in ein halb unwilliges Lachen aus, während Ellida diese Anmeldung las. Plötzlich wurde die Heiterkeit der beiden Mädchen durch das Geräusch schwerer Fußtritte unterbrochen. Ein ältlicher Mann in grünem Jagdrock bog, respektvoll grüßend, um die Büsche. In der linken Hand hielt er einen Strick, an welchem ein kleines Reh angebunden war.

„Guten Morgen, Herr Walter!" sprach Hertha, den Ankömmling begrüßend. „Was bringen Sie uns da?"

„Ein junges Rehchen, gnädiges Fräulein!" erwiederte der Alte. „Ich fand die Mutter todt im Walde und das Kleine bei der Leiche, da nahm ich es mit und wollte fragen, ob es den jungen Damen vielleicht Vergnügen macht, das Thierchen aufzuziehen, es ist noch sehr jung und wird wohl zahm werden."

Ellida war bei dem kleinen, scheuen Thierchen niedergekniet und streichelte es voll Zärtlichkeit. „Armes, kleines Ding, komm' zu mir," sagte sie. „Wir beide haben keine Mutter, da müssen wir uns schon gegenseitig durch die Welt helfen. Ich nehme das Thierchen, ich werde es pflegen, Herr Walter."

„Bis übermorgen!" sagte Hertha lächelnd. Ellida erröthete und schwieg. Der Förster berührte grüßend die Mütze und begab sich nach dem Wohnhause, wo er Rechnungen vorzulegen hatte.

Zweites Kapitel.

„Nun sage, Herthchen," sprach Frau von Braunegg am Nachmittag dieses Tages zu ihrer Tochter, „was hat Deine Freundin wieder für eine neue Grille? Was in aller Welt fängt sie mit dem kleinen Thiere an, sie wird es todt pflegen!"

„Du kennst ja ihre heftige Art, liebe Mutter!" erwiederte das Mädchen begütigend. „Laß ihr ihren Willen, es geht vorüber, ihre Anfälle sind ja nie von langer Dauer!"

„Lange genug," sprach die alte Dame kopfschüttelnd, „um unvertilgbare Spuren zurückzulassen! Teppich und Parquet werden es beweisen! Es ist recht schade um sie, ein so schönes, so talentvolles Mädchen, und so verzogen und eigenwillig!"

„Du vergißt, liebe Mutter, daß sie mutterlos sich selbst überlassen aufgewachsen ist, Du darfst sie nicht mit andern vergleichen!"

„Da hast Du Recht, mein Kind!" sprach die gute Dame besänftigt. „Aber was Das werden soll, wenn sie und Hans zusammenstoßen, ist mir unklar."

„Ich muß bekennen, mir auch!" versetzte die Tochter bedenklich.

Unterdessen lag der Gegenstand dieses Gespräches in völliger Harmlosigkeit im tiefsten Schlaf. Draußen brannte die Maisonne heiß, in der Stube aber waren die dunklen Gardinen herabgelassen und eine angenehme Kühle und Dämmerung hervorgebracht. Auf den weichen Polstern der chaise-longue lag das Mädchen, die dunkelblauen Augen waren geschlossen, ein Buch der schlanken Hand entglitten. Neben ihr, auf schwellendem Teppich, lag das kleine Reh und blickte mit großen, klugen Augen in das schöne Antlitz der Pflegerin.

Während Ellida sich heiteren Träumen überläßt und die besorgten Freundinnen ängstliche Blicke in des schönen Wildfangs Zukunft werfen,

wollen wir dir, geliebter Leser, rasch ein Bild des bisherigen Lebens der jungen Dame entrollen, damit du ihr Vertrauter und hoffentlich auch ihr Freund wirst.

Als einziges Kind des reichen Justizraths von Buchau, dessen Mutter bei seiner Geburt gestorben war, war Elliba von frühester Jugend auf alleinige Herrscherin, nicht nur des Gesindes, sondern auch ihres Vaters und des ganzen Hausstandes gewesen. Es galt für gefährlich, ihren Willen zu durchkreuzen; so befolgte man einfach die kluge Taktik, ihn schnell zu erfüllen, und Jeder, der Gelegenheit gehabt, sich mit den Einfällen eines Kinderkopfes bekannt zu machen, wird wissen, zu welch' wunderlichen Folgen diese Behandlungsweise führen kann.

Der allen Kindern eigene Zerstörungstrieb, sowie auch die Begierde, jeden Gegenstand mit Zeichnungen zu bedecken, entwickelte sich zu wunderbarer Höhe. „Das Kind wird eine Naturforscherin!“ pflegte der Vater nachdenklich zu sagen, wenn Elliba's kleine Hände Tante Sara's sorgsam gepflegte Blumen zerzausten. „Ich fürchte, sie wird eine Künstlerin!“ seufzte die Tante, wenn sie die ungeheuerlichsten Figuren auf den Papieren des Vaters fand. Tante Sara war eine entfernte Verwandte von des Kindes Mutter und hatte treulich und redlich deren Stelle vertreten. Verwunderte Nachbarn sahen das Kind bei Regenwetter in weißen Kleidern spaziren gehen: „Sie hat doch so gern gewollt!“ bemerkte die Tante entschuldigend dem Arzt, wenn die Kleine in Folge solcher Extratouren krank lag.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein alter Witz als Heirathsstifter.) Zwei befreundete Offiziere wetteten neulich darauf, daß der eine von ihnen nicht im Stande wäre, eine unbekannte anständige junge Dame anzureden, ohne dabei „reinzufallen“. Eines Tages gingen beide Herren unter den Linden spaziren und sahen zwei elegant gekleidete junge Damen auf sich zukommen. Da die eine von ihnen auffallend schön war, so entschloß sich der eine Offizier schnell, trat an die Damen heran und sagte: „Ich bitte um Verzeihung, gnädiges Fräulein, daß ich Sie unbekannter Weise anzureden wage; allein ich muß einen Gruß bestellen, und Das entschuldigt mich hoffentlich.“ — „Von wem kommt denn der Gruß?“ — „Von Heinrich Heine; dieser sagt: Wenn du eine Rose schau'st, sag', ich lass' sie grüßen!“ — Die junge Dame lachte, gerieth in ein Gespräch mit dem Offizier und ist jetzt — seine glückliche Braut.

Ein Betrunkener war in voriger Woche ganz nahe am Chausseegraben bei Pankow (bei Berlin) eingeschlafen. Von vorübergetriebenen Schweinen kam eines in seine Nähe, und da gerade sein Lager weich und morastig war, schnüffelte es an dem Kopfe des Trunkenen herum und stieß ihm mit dem Rüssel in's Gesicht. Der Schläfer drehte sich mechanisch auf die andere Seite und murmelte im Halbschlaf: „Aber, Aujuste! Wenn det Eener sieht! Nee, nich küssen!“

Das Standbild Guttenbergs in Straßburg prangte am 24. Juni, am Johannistage, in festlichem Schmuck. Eine mit Blumen umwundene Tafel, zu seinen Füßen aufgestellt, trug folgende Inschrift:

GuttenberG
Umstrahlt von Glorie stehst DU
Tausendfach baut Dir die WelT
Tempel des Ruhms für Zeit und EwigkeiT
Es ist Dein Namenstag heut' und Dir zur EhrE
Nimm von den Jüngern der Kunst die Huldigung hiN
Bleib' ihr noch lange ein schützender CheruB
Ewig Dein Geist sie stärkend umschwebE
Ruhm und Ehre dem VateR
GuttenberG

An die Nacht.

Breitest wieder, o Nacht, freundliche Trösterin,
Deine friedliche Macht über die Erde hin!
Leichte Nebel entsteigen,
Und die Scheibe des Mondes lacht.

Was entschwunden mir war flüchtig im Tageslauf,
Komme ruhig und klar wieder mit dir herauf!
Nicht verdunkle den Morgen
Früh ausschwärmender Sorgen Schaar!

Deiner Fittige Zug wehe von Haus zu Haus,
Lösch' in schwebenden Flug leise die Lichter aus:
Manch ein trauerndes Auge
Ist verwacht und verweint genug!

Doch bevor du den Saum deines Gewandes hebst
Und im ewigen Raum über die Sterne schwebst,
Weile bei der Geliebten,
Bring' ihr Grüße von mir im Traum!

Max Kalbeck.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 78. Freitag, 5. Juli 1872.

Auch eine Beute vom Schlachtfelde.

Herr Ludwig Kalisch in Paris schickte der Redaktion einer amerikanischen Zeitung das nachfolgende Gedicht ein, welches ein französischer Offizier einem bei Bolbec in der Normandie gefallenen preußischen Dragoneroffizier auf dem Schlachtfelde abgenommen hat und das in Pariser Kreisen handschriftlich zirkulirte. Es lautet:

Es liegt wohl eine weite Welt
Jetzt zwischen dir und mir;
Doch drüber ist ein Himmelszelt,
Ein Gott wacht dort und hier.

Der hat dich bis zu dieser Stund'
Behütet und bewacht,
Und Dank aus tiefstem Herzensgrund
Hab' ich ihm dargebracht.

Oft hab' ich spät, bei dunkler Nacht,
Zum Himmel aufgeblickt;
Gern hätt' ich, wenn ich dein gedacht,
Dir trauten Gruß geschickt.

Wie oft drück' ich dein liebes Bild
So fest, so fest an's Herz
Und fleh' zu Gott, er sei dein Schild
Stets in Gefahr und Schmerz!

Und fleh' zu ihm, er sende dir
Den Engel, der dich schirmt;
Der schütze dich auch für und für,
Wenn dich der Feind bestürmt.

Und kehrtest du mir dann zurück
Nach langer Trennungszeit,
Wie groß, wie selig wär' mein Glück!
Vergessen alles Leid!

Vergessen wär' der Sehnsucht Schmerz,
Nur höchsten Glücks bewußt,
Ruht' ich an dir, du bestes Herz,
Ruht' ich an deiner Brust.

Die Hoffnung die macht frohen Muth,
Lehrt mich geduldig sein:
Mein Maxel bleibt mein höchstes Gut,
Er bleibt auf ewig mein!

Das ist's auch, was im Herzen tief
So tröstlich zu mir spricht —
Dir gern ich's in der Ferne rief';
Mein Max, vergiß mein nicht!

---

* Die Moschee von Cordoba.

Novelle von Ernst Eckstein.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Sonntag in der Frühe saß der überglückliche Max neben Florencia im Coupé. Der Gegenstand ihres vorgestrigen Zwiegespräches in der Moschee wurde nicht mehr berührt. Um so eifriger plauderten sie von Sevilla und seinen vielgepriesenen Wundern. Max erzählte von dem schlanken Bau der Giralda, dem architektonischen Lieblingskinde der Maler, — von dem prächtigen Alcazar, dem Nebenbuhler der Alhambra, — von dem Haus des Pilatus und von den herrlichen Schöpfungen Murillo's im Museo de la Merced. Florencia fragte ihn, wie lange er sich in Sevilla aufgehalten.

„Sechs Wochen," erwiederte er. „Ich kam von Madrid und lebte nur in dem Himmel des sevillanischen Malers. So nahm ich mir denn nicht einmal die Zeit, Cordoba zu besuchen. Ich versparte die ehrwürdige Khalifenstadt auf den Rückweg und eilte, wenn ich so sagen darf, direkt aus einem Museum in das andere..."

„Freilich," fuhr er nach einer Pause fort, „wenn ich gewußt hätte, was Cordoba vor allen Städten des Weltalls voraus hat ... Doch nein! Ich habe keine Ursache, mit der Schickung zu hadern. Wäre ich vor fünf Monaten in Cor-

doba abgestiegen, so hätte ich schwerlich das Glück gehabt, jenes geheimnißvolle Lied zu belauschen."

„Und von Sevilla gingen Sie nach Cadiz?" fragte Florencia.

„Zunächst nach Jerez de la Frontera, und dann über Cadiz nach Gibraltar."

„Und dann?"

„Nach Afrika."

„Sie haben eine schöne Reise gemacht, Caballero. Welche Städte besuchten Sie in dem fremden Erdtheile?"

„Ich kann mich nicht rühmen, weit in's Innere vorgedrungen zu sein. Ich lernte nur Tanger und Marokko kennen."

„Ich beneide Sie. Wie viel gäbe ich darum, einmal die Luft einer echt maurischen Stadt athmen zu dürfen!"

„Sie würden Sich ohne Zweifel sehr enttäuscht finden."

„So lassen Sie mir meine Illusionen. Waren Sie in einer marokkanischen Moschee?"

„Nein, mein Fräulein. Die Zeit war zu kurz gemessen. Mich interessirte vorzugsweise das Straßenleben, die Bauart der Häuser, die echt afrikanische Landschaft ..."

„Sie haben viel versäumt. Sie hätten einem mohamedanischen Gottesdienste anwohnen sollen ... Und von Marokko kehrten Sie nach Gibraltar zurück?"

Max bejahte.

„Und von da?"

„Nach Malaga und Granada."

„Das Schicksal Granada's hat viel Aehnlichkeit mit dem meiner Vaterstadt. Kennen Sie die schöne Romanze: ‚Weh um Alhama!' ... ?"

„Wie sollte ich nicht!" erwiederte Max lächelnd.

„Was sagen Sie dazu?"

„Ich finde sie überaus stimmungsvoll."

„Möchte man nicht mit dem unglücklichen König klagen und weinen?"

„Sein Schmerz ist ergreifend genug dargestellt. Indeß Boabdil erregt nicht sonderlich meine Sympathie."

„Sie halten es mit Ferdinand und Isabella?"

„Ich bin völlig unparteiisch. Sie kennen die Geschichte jener Kämpfe besser als ich. Gedenken Sie der Worte, die der Alfaqui der Romanze dem klagenden Fürsten zuruft:

Recht geschieht dir, edler König,
Völlig recht für deine Thaten;
Weh um mein Alhama!
Du erschlugst die Bencerragen.
Sie, die Blüthe von Granada,
Und vom stolzen Cordoba
Nahmst du auch die fremden Schaaren ...

„Erinnern Sie Sich, Florencia? Bei den Göttern, es war keine gesunde Zivilisation, die in den Ebenen der Vega zu Grunde ging! Das fühlte selbst Boabdils Mutter, als sie den Sohn weibisch und feige schalt."

In diesem Augenblicke ertönte der schrille Pfiff der Lokomotive. Der Zug hielt vor einem armseligen Gebäude im Style unserer deutschen Holzschuppen an, auf dessen Frontseite der Name der Station verzeichnet war. Die Wasserhändler boten den Reisenden ihren unverfälschten Trank dar, — die einzige Erfrischung, die auf spanischen Eisenbahnen für Geld und gute Worte zu erlangen ist. Als die Wagen sich nach fünf Minuten wieder in Bewegung setzten, war Boabdil sammt seiner Verwandtschaft in auf- und absteigender Linie vergessen.

Die Gegend war eintöniger und flacher. Von Zeit zu Zeit berührte die Bahn das Ufer des Guadalquivir, der leise rauschend durch die schlummernden Gefilde floß. Die blaugrünen Agaven, die rechts und links die Schienenstraße einsäumten, erhöhten den Eindruck der Mattigkeit, der für ganz Andalusien — mit Ausnahme des granadinischen Berglandes — so charakteristisch ist.

Die Aprilsonne stand lodernd im Azur und übergoß jeden Halm, jedes Sandkorn mit glühenden Lichtströmen. Allein Max und Florencia blieben gegen die Wirkungen dieser Monotonie unempfindlich. Unter anmuthigen Zwiegesprächen verrann ihnen Stunde um Stunde, und als der Schaffner sie schließlich bedeutete, sie seien am Ziele, da wunderten sich Beide über die rasche Erledigung einer Fahrt, die unter andern Umständen für eine Strapaze gelten konnte ...

Florencia wurde bereits am Bahnhofe von ihren Verwandten feierlich in Empfang genommen. Max stellte sich mit aller ihm zu Gebote stehenden Liebenswürdigkeit vor und erbat sich die Erlaubniß, demnächst seine Aufwartung machen zu dürfen. Dann verabschiedete er sich, um in's Hotel zu fahren, während seine schöne Reisegefährtin zu Oheim und Tante in die Equipage stieg.

(Schluß folgt.)

* Zwei Wilde.

Novelle von Eva Hartner.

(Fortsetzung.)

Unter Küssen, Zärtlichkeiten, Bonbons und Spielzeug waren die sechs ersten Lebensjahre des Kindes hingerollt, und Jeder, der es kannte, erklärte es für ein ausgezeichnet schönes und ausgezeichnet ungezogenes Geschöpf, bis auf den zärtlichen Vater und die äußerlich zürnende, innerlich doch stets bewundernde Tante Sara, die Beide das Kind für das achte Wunderwerk der Schöpfung hielten. Was Wunder, wenn die Kleine diese Ansicht von Herzen theilte! Als nun die Zeit des Lernens kam, meldete sie der Vater in einer ihm bekannten Schule an, und so sah sich die kleine Ellida eines Tages halb betäubt in einem großen Kreise fremder Kinder, und zum ersten Male in ihrem Leben verlangte man von ihr, zu thun, nicht was sie wollte, sondern was sie sollte! Mit edler und gerechter Entrüstung wies sie jegliche derartige Forderung zurück und sah sich zu ihrem größten Entsetzen gescholten, mit Strafen bedroht! In Thränen ausbrechend, verlangte sie zu ihrem Vater gebracht zu werden, und da sie sich durchaus nicht beruhigen ließ, erfüllte man gerne diesen Wunsch. Tante Sara hatte Mühe, die aufgeregten Lebensgeister des kleinen Pfleglings zu beruhigen, der Vater aber fand die ganze Sache so unendlich komisch, daß von einem weiteren Versuch keine Rede mehr war und die Kleine vorläufig mit keiner weiteren Ausbildung belästigt wurde.

„Eins macht mir aber doch viele Sorgen," sagte der Justizrath eines Morgens gedankenvoll, als er mit Tante Sara am Frühstückstische saß, „und Das ist, wie man wohl im Stande sein könnte, das Kind zu unterrichten, ohne seinen frischen Geist zu brechen. Wenn ich nicht so überhäuft wäre, wahrhaftig, ich thät' es selber!"

Tante Sara, die gerade bedächtig die letzten Maschen eines Strumpfes beendigte, legte diesen zusammen, nickte wiederholt mit großem Ernst und begann dann: „Ja, ja, lieber Konrad, wir müssen Ernst machen! Und da," fuhr die alte Dame, erröthend wie ein junges Mädchen, fort, „da bin ich auf eine Idee gekommen, Sie müssen mich aber nicht auslachen, Konrad —"

„Um Gotteswillen, Sie erlösen mich vom Uebel —"

„Nun also," fuhr sie verlegen fort, „ich habe gedacht, am Ende könnte ich es selber thun, wenn Sie nur —"

Ehe sie ein weiteres Wort sprechen konnte, hatte der Justizrath sie mit einem so stürmischen Kuß unterbrochen, wie sie ihn vielleicht in ihrem Leben noch nicht bekommen hatte. „Aber, lieber Konrad!" stammelte sie erschrocken.

„Kein Wort weiter, die Sache ist abgemacht!" und seelenvergnügt verließ er den Frühstückstisch, wobei ihm Tante Sara kopfschüttelnd nachblickte.

Die Jahre vergingen, das schöne Kind wuchs zum schönen Mädchen heran, frei, zügellos und ungebrochen in seinem stolzen Eigenwillen. Gelernt hatte sie wirklich allerlei, aber eben auch nur so viel und nur Dasjenige, was sie gerade lernen wollte. Tante Sara's altmodische Kenntnisse hatten ausgereicht, die feurige junge Seele auf allerlei Spuren zu bringen, auf denen ihre eigene Kraft sie dann weiter brachte, so weit es ihr flüchtiger Sinn gestattete. Jeden andern Unterricht verweigerte sie trotzig. Großmüthig von Natur, war ihr stürmisches Herz allem Großen und Edlen empfänglich geblieben, doch der stolze, unbeugsame Trotz ihres Charakters verdarb gewöhnlich wieder, was sie in guten Stunden angefangen hatte.

Nur ein Geschöpf gab es, das eine Art von Herrschaft über das wilde Kind besaß, und wunderbarer Weise war dieses ein junges Mädchen, dem die trotzige kleine Ellida in jeder Beziehung bei Weitem überlegen war und das diese Ueberlegenheit willig anerkannte.

Die um einige Jahre ältere Tochter eines Mitbewohners ihres Hauses war es, zu deren Füßen der kleine Wildfang Stunden lang liegen konnte. Wenn Hertha's blaues Auge erschrocken aufsah, stimmte sie den trotzigen Ton ihrer Sprache sofort in einen bittenden um, Niemand konnte begreifen, wie das stille, schüchterne Mädchen eigentlich zu dieser Herrschaft gekommen war, aber es war so, und oft, wenn weder Bitten noch Vorstellungen im Stande waren, das Kind zum Gehorsam zu bringen, genügte Hertha's bloses Erscheinen, den stolzen Trotz zu brechen.

Natürlich war es daher, daß sowohl der Vater als Tante Sara diesen Umgang auf's eifrigste protegirten, und als das Schicksal in Gestalt einer Erbschaft, die Hertha's Eltern zugefallen war und sie zwang, ihren Wohnsitz zu verändern, die Kinder trennte, waren Ellida's wilde Klagen und Thränen kaum aufrichtiger, als der Schmerz der beiden Alten, denen mit der lieblichen Freundin jede Macht über die kleine „Wilde" in weite Fernen schwand.

(Forts. folgt.)

Mannigfaltiges.

Das Stein-Denkmal wird in Berliner Blättern wie folgt beschrieben: Diese Riesenbildsäule, in Marmor gemeißelt, steht vollendet in der Werkstatt ihres Urhebers, des Bildhauers Pfuhl, Viktorienstraße 29a, aus. Die Gestalt hat eine Höhe von mehr als 9 Fuß. In ihren Verhältnissen und Formen ebensogut wie im Kopf ist, nach der Versicherung Aller, welche den großen Freiherrn noch im Leben gekannt haben, und im Vergleich zu den als die zuverlässigsten geltenden Porträts, eine möglichst vollkommene Aehnlichkeit erreicht. Diese ganze markige und wuchtvolle Gestalt ruht fest im rechten Bein, während das linke etwas vorgestreckt und der Kopf zur rechten Schulter hoch gewendet ist. Die rechte Hand hält, halb zusammengerollt, ein starkes Heft, bezeichnet: „Nassau, 11. Junius 1807.“ Es ist die berühmte Denkschrift über die Grundzüge einer Reorganisation des preußischen Staats. Der linke Arm ist ausgestreckt, und die Hand, eine kräftig gearbeitete, kraftvolle, energische Manneshand, weist gradaus zu Boden — eine sinnbildliche Hinweisung auf die neuen Bahnen, welche er dem Staate vorgezeichnet hat. Die Kleidung ist die Tracht des ersten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts: ein bis über die Kniee reichender, in der Taille zugeknöpfter Rock, welcher auf der Brust offen das zierliche volle Jabot des Hemdes zeigt, die festen gedrungenen Beine in Kniehosen und Strümpfen, Schnallenschuhe an den Füßen. Ueber einen zackigen Felsblock dahinter ist in reichen Falten ein Mantel geworfen und gibt der Statue nach unten hin die nöthige Masse und Fülle. Der Kopf ist von hoher Lebendigkeit des Ausdrucks, seine mächtigen Formen nirgends leer und unbeseelt. Mit der Tracht, diesem immer nur durch ein gewisses Zwangsanthun in der Plastik künstlerisch möglich zu machenden Ueberrock, ist gemacht worden, was gethan werden konnte. Die ganze Statue deckt sich vortrefflich mit der Vorstellung, in welcher die machtvolle Gestalt dieses großen deutschen Mannes in der Volksphantasie lebt. (Das Denkmal wurde dieser Tage in Nassau aufgestellt.)

(Gefreiter oder Graf?) Der „Magdeb. Ztg.“ wird aus Berlin geschrieben: „Jemand, der dieser Tage aus Hinterpommern zum Besuche hier war, erzählte eine drollige Geschichte, die auch in Varzin viel belacht worden ist. In Stolp, das etwa 2 Meilen von Varzin entfernt ist, lebt ein Bismarck, der als Gefreiter den Krieg gegen Frankreich mitgemacht hat. Im vorigen Jahre von der Armee entlassen, telegraphirt unser Gefreiter, seines Metiers ein Gastwirth, von Stettin aus nach Stolp an einen dortigen Hotelbesitzer: „Komme morgen früh mit dem ersten Zuge. Gefr. Bismarck.“ Die Stolper, an ihren eigenen Landsmann nicht denkend, sind der Ansicht, das Telegraphenbureau habe aus Versehen aus „Grf.“ „Gfr.“ gemacht und die Depesche solle besagen, daß morgen früh Graf Bismarck einzutreffen gedenke. Flugs rüstete sich die Stadt zum festlichen Empfange. Von früh 5 Uhr ab wehen von den Häusern deutsche und preußische Fahnen. Der Zug braust heran, aus einem Wagen dritter Klasse springt seelenvergnügt der Gefreite Bismarck und freut sich des herrlichen Empfanges. Einige wollten sich auf den Spaß gar nicht verstehen und fingen an zu schmollen; aber der Humor der Meisten brachte die Verdrießlichkeit Einzelner zum Schweigen und „Gfr.“ Bismarck nahm huldvoll das Frühstück an, das für „Grf.“ Bismarck bereit gehalten war.“

(„Glasschneider“.) Bis jetzt war das Schneiden des Glases nur mit dem Diamant möglich, und nur eine vorzüglich geübte Hand konnte einen richtigen und sichern Schnitt machen. Dem Glasermeister Legrady in Ottakring ist es nach einer fünfunddreißigjährigen Praxis im Diamantenfassen gelungen, ein Instrument zu erfinden, mit welchem jeder Laie, ja sogar jedes Kind ohne jedwede Uebung einen sichern und vollkommen gelungenen geraden oder runden Schnitt im Glase ausführen kann. Mit diesem „Glasschneider“ läßt sich das stärkste Glas, welches im Handel vorkommt, ohne besondere Kraftanwendung schneiden, und ist der Preis eines solchen Instrumentes im Verhältnisse zu jenem der Diamanten ein verschwindend kleiner. Der „Glasschneider“ wird auch bei der Wiener Weltausstellung figuriren.

Der Setzerhumor hat neulich in der „Crefelder Ztg.“ einen pikanten Druckfehler geliefert. Im Reichstagsberichte läßt der Setzer, der anstatt eines **w** ein **m** gegriffen, den Alterspräsidenten Worte des Dankes an den Präsidenten richten für die sichere Leitung der Geschäfte in dieser langen und überaus schmierigen (anstatt schwierigen) Session.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 79. Montag, 8. Juli 1872.

* Die Moschee von Cordoba.

Novelle von Ernst Eckstein.

(Schluß.)

Im Gasthause angelangt, versuchte er zu frühstücken; — aber kein Bissen wollte ihm munden. Seitdem Florencia ihn verlassen hatte, empfand er eine unbezwingliche Ungeduld. Er wäre am liebsten so schnell als möglich nach Don José Ramon's nahe gelegener Wohnung geeilt, um die Angebetete seines Herzens zum Spazirgang in die Delicias abzuholen. Mit aller Macht seiner inneren Ueberredungskunst mußte er sich auseinandersetzen, daß eine derartige Hast weder klug noch schicklich sein würde... Auch hatte er sich ja gelobt, sein erster Gang mit Florencia sollte dem Dome gelten! War doch dieses herrlichste Bauwerk der Christenheit Ziel und Zweck der ganzen Reise! Ach, beim Anblick der scheidenden Florencia hatte er fast vergessen, was er sich so glühend ausgemalt... die Wirkung der allgewaltigen, himmelumspannenden Gothik auf ein edles, reiches, irregeleitetes Gemüth!

Die Zeit schlich wie ein lebensmüder Mönch durch den Korridor eines altersgrauen Klosters.

Max machte ein wenig Toilette. Noch immer wollte der Hammer der Giralda nicht das ersehnte Signal ertheilen. Er öffnete seine Brieftasche. Ein beschriebenes Blatt fiel heraus. Es war ein feuriges Liebeslied, das er am Tage nach der ersten Begegnung mit Florencia gedichtet hatte...

Die Farben schienen Max jetzt fahl und verblaßt. Er zerriß den Zettel in hundert kleine Stückchen. Dann zog er wieder die Uhr. Noch eine Stunde! Florencia, Florencia, es ist schändlich, daß du mich um eines alten Oheims willen so allein läßt! Freilich, der Graukopf versteht galant zu sein. Wie zärtlich er sie auf die Wangen küßte! Ich weiß nicht, ich habe eine Art Haß gegen diesen Don José! Welches Recht hat er, in meiner Gegenwart...? Freilich, er ist der Onkel! Aber er benutzt diesen verwandtschaftlichen Vorzug in einer Weise... Horch, da schlägt die Glocke... Eins, zwei... halb! Es ist zum Wahnsinnigwerden! In Cordoba mußte ich doch auch warten, bis es dem Tag gefällig war, sich zu neigen; aber hier scheinen die Minuten Blei an den Füßen zu tragen. Florencia, du machst mich noch närrisch mit deinen süßen, dunklen Augen! Und ach, ich Elender, ich weiß nicht einmal, ob du mich liebst! Ich bilde mir ein, Gnade vor dir gefunden zu haben, weil meine Unterhaltung dir zusagt, weil du mich dem langweiligen Don Alano aus Jaën vorziehst! Eine herrliche Logik! Aber ich seh' es kommen! Ich soll dafür gestraft werden, daß ich die kleine Benita küßte! Ich begreife auch gar nicht, was ich an dem einfältigen Kinde finden mochte. Sie war ganz hübsch, aber sie hatte eine Stumpfnase! Ich mag Stumpfnasen nicht leiden... O Florencia, wollte doch diese überaus niederträchtige Thurmuhr halb Drei schlagen! Aber warum geh' ich nicht früher? Sie sitzen vielleicht noch zu Tische... was thut's? Ob sie wohl schon heute Nachmittag auf meinen Besuch rechnet? Ach, guter Gott, du machst es dem Sterblichen recht schwer, bis er zum Ziele gelangt!

Endlich hatte die Giralda Erbarmen. Max ergriff seinen Hut und stürmte die Treppe hinunter. Nach kurzer Wanderung stand er vor der Pforte Don José Ramon's.

Er traf die Gesellschaft im Patio. Florencia war reizender als je. Sie hatte das leichte Reisekleidchen mit einer blauseidenen Robe vertauscht, die wie ein wogender Himmel über die Marmorfließen dahinbrandete. In dem kastanienbraunen Haar trug sie eine frische Magnolie. Außer Don

José und Donna Casilda, seiner würdigen Gemahlin, waren noch zwei Damen aus der Nachbarschaft zugegen, gleichfalls nach andalusischer Sitte mit Blumen geschmückt, ein Umstand, der die ganze Gruppe wie mit einem festlichen Schimmer übergoß.

Florencia hatte bereits erzählt, wie Max ihre Bekanntschaft gemacht hatte. Don José, ein großer Musikfreund, fand den geheimnißvollen Herzensdrang, der den Jüngling an die Gitterthüre gebannt, im höchsten Grade berechtigt. Man sprach von der Macht der Töne im Allgemeinen und von Florencia's Stimme im Besonderen, und schließlich bat man das junge Mädchen, die süße Romanze zu wiederholen, was sie indeß unter allerlei Ausflüchten abzulehnen wußte. Zum Ersatz dafür trug Don José ein artiges Ständchen vor, das lebhaft beklatscht wurde.

Man überlegte nun, wie man die bevorstehenden Tage recht genußvoll verleben könne, und setzte verschiedene Vergnügungen und Ausflüge fest. Eine Fahrt nach den Delicias, eine andalusische Nacht im Patio, ein kleiner Ball und einige Besuche bei befreundeten Familien, — Das schien der guten Donna Casilda das Minimum der erforderlichen Leistungen. Während der Vormittage sollte es der Ritterpflicht des jungen Deutschen überlassen bleiben, die Sennorita nach den Sehenswürdigkeiten der Stadt zu führen und ihr mit den nöthigen Erläuterungen zur Hand zu gehen.

Wer war froher als Max! Mit fast komischer Feierlichkeit erklärte er sich bereit, das Fräulein bis auf die höchste Spitze des Giralda zu begleiten und ihr mit Lebensgefahr die Inschriften der Wetterfahne abzulesen; aber seine Stimme tremulirte so seltsam, seine Augen leuchteten in so eigenthümlichem Glanze, daß der Scharfblick Don José's ohne Zweifel das ganze Seelengeheimniß des sehnsuchtskranken Jünglings errathen haben würde, hätte nicht Anna, die Dienerin, in diesem Momente eine Schale mit Erfrischungen auf den Tisch gesetzt und so seiner Aufmerksamkeit eine andere Richtung gegeben.

... Am andern Morgen um acht Uhr zog Max bereits die Klingel. Florencia ließ ihn fast eine halbe Stunde warten. Um so berückender war ihre Erscheinung, als sie endlich über die Schwelle trat.

„Gott sei Dank!" sagte Max unwillkürlich, indem er sich erhob, der Geliebten entgegenzueilen.

„Bin ich unpünktlich?" fragte Florencia.

„Ja... Das heißt... Unsere Verabredung lautete auf halb Neun ... aber ..."

„Aber ... Sie sind eine halbe Stunde zu früh gekommen."

„Konnte ich anders? Ach, Fräulein Florencia .."

„Wo werden Sie mich hinführen?"

„Wohin Sie wollen ... Darf ich Ihnen den Arm reichen?"

„Ich danke Ihnen, Caballero. Und nun vorwärts!"

Sie traten in's Freie.

„Werde ich nun erfahren," fragte Florencia, „was Sie eigentlich mit mir vorhaben? Sie versprachen, mich nach erfolgter Ankunft über Ihre seltsame Idee aufzuklären."

„Auf dem Rückwege ..."

„Wie?"

„Wenn wir unsere erste Morgenwanderung beendigt haben ..."

„Also doch noch hier in Sevilla!?"

„In wenigen Stunden."

„Ich bin neugierig. Wir gehen zunächst nach dem Alcazar ...!"

„Wenn Sie befehlen ..."

„Wie kann ich hierüber entscheiden! Ich kenne die Stadt nicht. Sie müssen besser wissen, wie wir uns einrichten."

„So suchen wir zunächst den Dom auf. Sie haben nie eine gothische Kirche gesehen?"

„Doch, ich glaube ... Ist der Bau nicht gothisch, der sich in unsere Moschee gedrängt hat?"

„Nicht im vollen Sinne des Wortes. Der Styl dieser Wölbungen stottert nur, was die echte Gothik rein und ergreifend ausspricht. Auch ist die Kapelle überladen bis zur Geschmacklosigkeit ... Nein, mein Fräulein, dieses Stiefkind der Moschee kann Ihnen von dem wahren Wesen christlicher Baukunst keinen Begriff geben! ... Jetzt, hier in Sevilla sollen Sie schauen, was die Begeisterung eines sich vom Staube lösenden Gottverlangens zu schaffen vermag! Einen Tempel, wie diese Kathedrale, konnte nur die echte Gluth christlicher Andacht erbauen. Alles, was der Islam in Gold und Marmor gedichtet, versinkt vor der Majestät dieses Riesenwerkes wie eine ohnmächtige Spielerei ..."

„Auch die Moschee von Cordoba?" fragte Florencia mit einem Anflug von Bitterkeit.

„Auch die Moschee von Cordoba," erwiederte Max in mildem, aber entschiedenem Tone. „Wie der Baum, so die Frucht. Der Islam klebt trotz aller ihm innewohnenden Poesie einseitig am Irdischen. Selbst sein Jenseits ist nur eine vermehrte und verbesserte Auflage des Diesseits. Im Paradiese Mohameds wird gescherzt und ge-

kost, gelacht und gespielt, geküßt und geliebt, wie Dies die Gläubigen schon hienieden praktizirten. Goldene Früchte aus kostbaren Schalen zu naschen, im Schatten der himmlischen Myrthenhaine Siesta zu halten, dem Gesange der Nachtigallen zu lauschen und die Düfte unsterblicher Rosen zu schlürfen, — Das ist die ganze Höhe der Idee, zu der sich der Islam zu erheben vermag. So haften denn auch seine Bauwerke sklavisch an der Materie. In der prächtigen Moschee von Cordoba verlieren sich unsere Blicke wundersam nach rechts und links in die Weite und Breite; aber wenn wir die Augen nach oben richten, so glauben wir, von der niedrigen Decke erdrückt zu werden. Das Sehnen nach Erkenntniß, nach Heil und Gottesfrieden, das Heimweh nach der Ewigkeit, wie es in den gewaltigen Wölbungen christlicher Tempel athmet, ist der mohamedanischen Architektur fremd geblieben. Nur die Gothik hat es verstanden, den Himmel in ihre Hallen einzuschließen . . ."

Florencia schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Sie haben den Zauber des Islam nicht begriffen," sagte sie.

„Da sind wir zur Stelle," erwiederte Max mit hoch erglühenden Wangen. „Blicken Sie nicht auf, Florencia, ich bitte herzlich."

„Und warum?"

„Weil die Außenseite der Kathedrale Sie enttäuschen würde. Bitte, bitte, schlagen Sie die Augen nieder, bis wir eingetreten sind! Aber rasch, ehe wir um die Ecke biegen."

„Gut. Ich habe die Lider fest geschlossen. Führen Sie mich . . ."

Nach wenigen Sekunden langte das Paar bei der Domtreppe an. Max öffnete die Pforte. Eine Fluth melodischer Orgeltöne braußte ihnen entgegen. Durch die bunten Glasfenster der Wölbungen fiel das liebe Sonnenlicht und malte die altersgrauen Pfeiler in wunderbaren Tinten. In den endlosen Fernen und Höhen der drei gewaltigen Langschiffe herrschte eine ahnungsvolle Dämmerung. Hunderte von Andächtigen knieten vor den Altären, aber sie verschwanden schier in dem majestätischen Abgrund des Raumes. Wohin das Auge sich wenden mochte, es glaubte allein zu sein, allein mit den ewigen Räthseln der Gottheit! Wie die gläubige Sehnsucht in diesen himmelhohen Pilastern nach oben strebte! Wie das Getrennte sich in den harmonisch fließenden Bogen zum beseligenden Bunde vereinigte! Wie die erhabene Schrankenlosigkeit dieser weltumspannenden Hallen dem Geiste den göttlichen Flug in's Weite gestattete! So schwillt uns das Herz unter dem unermeßlichen Baldachin des gestirnten Nachthimmels!

Und Florencia? Die bebenden Hände vor der Brust gefaltet, von Schauern der Ehrfurcht überrieselt, so stand sie am Eingange und athmete kaum. Lange, lange starrte sie, wie versteinert, in die träumerische Ferne der Wölbungen. Dann zuckte es hold und heimlich um ihre blühenden Lippen und aus den dunklen, unergründlichen Augen brach ein Strom leuchtender Thränen.

Max lehnte schweigend am Pfeiler. Er wagte es nicht, die heilige Andacht der Geliebten zu stören. Er überließ das stürmisch bewegte Mädchenherz seinen Empfindungen. Fast eine Viertelstunde verging so in stummer Erwartung. Dann trat Florencia freundlich zu ihm heran und flüsterte: „Genug für heute. Ich bedarf jetzt der Ruhe. Kommen Sie."

„Florencia," stammelte Max, „Sie haben geweint . . . O wüßten Sie, wie ich Sie um dieser Thränen willen anbete . . !"

„Kommen Sie!" wiederholte das Mädchen verwirrt . . . „Führen Sie mich in's Grüne . . . und schonen Sie mich!"

Sie traten aus der Pforte . . . Max reichte ihr den Arm und schlug den Weg nach den Delicias ein. Auf einer schattigen Bank machten sie Rast. Beide hatten ein fast peinliches Schweigen beobachtet. Endlich begann Max mit unsicherer Stimme: „Fräulein Florencia . . ."

Sie schaute auf. In ihren Augen glänzte noch die Spur der wunderbaren Erregung . . . Ihre Wangen glühten wie frisch erschlossene Rosen. Sie war schön wie ein Frühlingstag.

„Hatte ich Recht, liebste Florencia?" stotterte der junge Mann, dem bei dem Anblick dieses gesteigerten Liebreizes fast schwindelte.

„Reden wir nicht davon," erwiederte Florencia mit einer Stimme, in deren seelenvollem Tone Alles nachklang, was ihre Brust durchbebt hatte — . . . „Sie haben mich sehr glücklich gemacht, lieber Max!"

„Ach, und ich selbst bin der unglücklichste Mensch von der Welt!"

Er seufzte Dies mit so schmerzlich-komischer Miene, daß Florencia lächeln mußte.

„Wer thut Ihnen Etwas zu Leide?" fragte sie in gütigem Tone.

„Sie, mein Fräulein . . ."

Florencia's Antlitz flammte höher auf. Sie war nicht Schauspielerin genug, um ihre Gelassenheit zu bewahren.

„Ich?" stammelte sie in sichtlicher Verwirrung.

„Ja, Sie, mein Engel! Sie haben mir Ruhe und Frieden geraubt! Sie haben mir Herz und Sinne gefangen genommen ... Ich bin krank, sehr krank, Florencia ... Ich liebe Sie zum Wahnsinnigwerden, und Sie verstehen mich nicht!"

Das schöne Mädchen zerpflückte einen Lorbeerzweig, den sie vom nahen Busche gebrochen.

„Florencia!" seufzte Max leidenschaftlich.

„Was soll's?" fragte Florencia, weiter spielend.

„Ich bete Dich an! Ich will, daß Du mich wieder liebst! ... Hast Du denn gar kein Herz für meinen Kummer?"

„Du kannst noch fragen?" erwiederte sie vorwurfsvoll ... „Glaube mir, eine Andalusierin stirbt lieber am Weh ungeweinter Thränen, ehe sie in Gegenwart eines Mannes weint, den sie nicht liebt!"

... Die Delicias waren menschenleer, die Lorbeerbäume verschwiegen. Max schloß sein rosiges Liebchen beseligt in die Arme und küßte ihr stürmisch die thaufrischen Lippen.

Mannigfaltiges.

(**Eine interessante Wittwe.**) Im Jahre 1852 — erzählt die Pittsburger „Morning Post" — lebte in Washington ein bildschönes junges Mädchen, Tochter eines reichen Vaters, und eben daselbst ein junger Kommis, Namens Robert Chapman, der sich um die Hand der jungen Dame bewarb. Das Fräulein hatte Nichts dagegen, wohl aber der Herr Papa, und nach kurzem Besinnen heirathete sie — einen Anderen, einen reichen Mann, den der Herr Papa sehr dringend empfohlen hatte. Drei Monate dauerte die glückliche Ehe, da fand der Ehemann durch einen Sturz vom Pferde seinen Tod. Robert, der erste Liebhaber, schöpfte neue Hoffnung und näherte sich der jungen Wittwe wieder, that aber die entscheidende Frage nicht rechtzeitig und erhielt eines Tages eine Einladung zur Hochzeit seiner Angebeteten mit Herrn Soundso. Zwei Jahre darauf zog das Ehepaar nach Syrakuse (im Staate New-York), wo der Mann an der Cholera starb. Robert war wieder auf dem Posten und eben im Begriff, die große Frage zu thun, als ihn die Dame in Kenntniß setzte, daß ihr Mann seine Geschäfte in solcher Unordnung hinterlassen habe, daß sie, um keinen Verlust zu erleiden, seinen Compagnon heirathen müsse. Mit dem dritten Gatten zog die Dame nach Detroit, Michigan, wo das Paar mehrere Jahre lebte. Eines Tages befanden sie sich auf einer Vergnügungsreise an Bord eines Dampfers. Ein Sturm kam, das Schiff strandete, und der Gatte fand unter den Trümmern desselben seinen Tod in den Wellen, während die Gattin durch den Heldenmuth eines Bekannten gerettet wurde und aus Dankbarkeit diesem ihre Hand reichte. Die Neuvermählten wandten sich nach Pittsburg, und Robert, der treue Robert, folgte ihnen dahin. Eines Tages, als er gerade an dem Laden des Ehemannes vorbeigeht, bietet sich ihm ein gräßlicher Anblick. Eine Tonne, die aus dem oberen Stockwerk herabgelassen werden sollte, ist heruntergestürzt und hat den Mann seiner Geliebten erschlagen. Schnell tritt er ein. „Weiß die unglückliche Wittwe schon — ?" „Der Buchhalter ist eben auf dem Wege zu ihr," wird ihm zur Antwort. Dies hören, sich umdrehen und pfeilgeschwind auf die Straße hinausschießen, war das Werk eines Augenblicks. Vor sich her sieht er den Buchhalter, der wie ein gehetztes Reh vor ihm herläuft. Schweißtriefend folgte er ihm. Beide Boten gelangten gleichzeitig an die Hauptstraßenbrücke; dort muß der Buchhalter Brückengeld bezahlen, Robert hatte einen Freipaß, er stürmt vorbei und kommt endlich athemlos vor dem Hause der Wittwe an. Er weiß, daß es hier schnell handeln heißt. „Dein Mann ist todt! Willst Du mich heirathen?" stößt er schnell hervor und sinkt erschöpft in einen Stuhl. Jetzt kommt der Buchhalter auch, sieht aber, daß er keine Aussicht mehr hat, und kondolirt nur. Die Dame nimmt Robert's Hand an, und nach Ablauf des Trauerjahres hat nun die Hochzeit stattgefunden. Durch die vielen Erbschaften hatte die vielbegehrte Wittwe ein beträchtliches Vermögen gesammelt und Robert ist jetzt „gut ab," wie man drüben sagt, — woraus sich ergibt, daß auch in unserm prosaischen Zeitalter treue Liebe noch ihren Lohn findet!!!

Ein Berliner Langfinger steht vor Gericht, weil er dabei ertappt worden ist, als er in der Michaeliskirche die goldenen Fransen von der Altardecke abtrennte. „Ich handelte ganz nach dem System Bismarcks," erklärte der Angeklagte; „dieser will die Kirche vom Staate trennen, ich den Staat von der Kirche."

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 80. Mittwoch, 10. Juli 1872.

* Rösi vom Oberland.

Eine Schweizer Geschichte

von George Baron Dyherrn.

I.

Es ist eine einfache, traurige Geschichte, die ich erzählen will, wie sie mir der alte Hirt in einer Sennhütte des Rigi berichtete. Da sitzt der fünfundsiebzigjährige Greis, eine hohe, baumstarke Gestalt, auf dem breiten Klotz am Herde, und das flackernde Feuer wirft seinen rothen Schein auf dieses braune, von tausend Runzeln durchfurchte Gesicht, und seine großen blauen Augen, die allen Glanz bewahrt haben, blicken in die lodernden Flammen hinein, als lese er aus ihnen seine Geschichte. —

Ein grausenerregendes und prachtvolles Gewitter hatte mich überfallen, da ich allein von Wäggis den Rigi hinanstieg. Noch stand die Spitze des Berges im Sonnenglanz und der blaue Himmel breitete sich leuchtend über mir — plötzlich verschwanden die Silberfirnen mir gegenüber, und aus den flimmernden Spiegeln der Wasser drunten stieg eine nachtschwarze Wolke, die mir mit furchtbarer Schnelligkeit näher rückte. Ich eilte die Alpe hinan und erreichte noch glücklich die Sennhütte des alten Niklas, als die ersten Tropfen fielen und das Unwetter losbrach. Blitze flammten und die Felsen leuchteten jäh auf und hallten von gewaltigen, betäubenden Donnerschlägen wider. Tannengestrüpp und Nagelflüstücke stürzten in die Tiefe; der Sturm rüttelte mit der Riesenfaust an der Hütte, und das Feuer prasselte, von seinem wilden Athem angefacht, in die Höhe. Zuweilen erhob der greise Senne seine Hand und bekreuzte sich, indem seine Lippen ein leises Gebet murmelten.

„Niklas,“ sagte ich, „ich sah ein einsames Grab in der Nähe der Sennhütte am Rande des Geklüftes; auf einem großen schwarzen Felsblock las ich die Worte: „Rösi vom Oberland.“

„Ich kannte sie,“ murmelte der Alte, mehr für sich, als mir zur Antwort, „ich kannte sie.“ Und er schwieg. Ich sah, daß seine Gedanken den Sturm vergaßen und die hallenden Schläge, die vom Echo der Berge vervielfältigt wurden. Er starrte in die Gluth hinein wie Einer, der in die vergangene Zeit sieht — eine Thräne rollte langsam über die braune Wange des alten Mannes, eine einzige. Dann nahm er einen langen Zug aus seiner Pfeife und hüllte sich in dichte Rauchwolken, als wolle er mir seine augenblickliche Bewegung verbergen.

Weiter zu fragen wagte ich nicht. Ein neuer Windstoß, der an die Thüre pochte, weckte den Sennen.

„Du bist noch jung,“ sagte er, und seine tiefe Stimme klang wie bewegt von einem schmerzlichen Gefühl; „vielleicht ist's eine Lehre für Dich, wenn ich Dir die Geschichte von der Rösi, die da draußen begraben liegt, erzähle.“

„Niklas,“ antwortete ich und legte ihm die Hand auf den Arm, der auf seinem Knie ruhte, „Niklas, wenn's Dir weh thut, so erzähl's lieber nicht. Es thäte mir leid, Dich traurig gemacht zu haben durch meine Frage!“

„Der Sturm und so ein Wetter rüttelt's doch allemal auf,“ entgegnete er, „da springt oft vor meinem Geiste die Thüre da weit auf und ich denk', die Rösi muß wiederkommen mit ihrem zerrissenen Kleid und dem nassen Haar um das blasse Gesicht und muß mich mit ihren großen, todttraurigen Augen ansehen und, die kleinen Hände ringend, bitten: „Niklas, nur einen kleinen Platz zum Sterben!“ Ach, junger Herr, die Augen vergess' ich nicht und sollt' mich Gott so lang auf der Welt lassen, wie die Berge hier. Ich hab' in meinen jungen Jahren die Gemse gejagt,

und es ging mir an's Herz, wenn sie, von meiner Kugel getroffen, sterbend mich noch ein Mal ansah. Aber der Blick ist Nichts im Vergleich zu den Augen eines armen, in den Tod gehetzten Weibes!"

Eine Pause trat ein, dann sagte Niklas: „Hörst Du vom Klösterli herüber das Glöcklein wimmern, das der Sturm schwingt? Morgens um vier Uhr läutet es zur heiligen Messe und ein Greis setzt es in Bewegung. Er sieht älter aus als ich; wer ihn nicht kennt, hält ihn für einen Achtzigjährigen. Seit zwanzig Jahren zieht er dort den Glockenstrang, und als er die Kutte der Kapuziner anzog, waren erst fünfundzwanzig Sommer über ihn hingegangen. Eine einzige Nacht hat ihn so verändert und sein Haar schneeweiß gemacht — den Pater Glöckner da drüben, der die gewöhnlichsten Dienste im Klösterli „Maria zum Schnee" verrichtet!

Hättest Du ihn gesehen, wie er keck vordem und frisch in die Welt schaute mit seinen übermüthigen schwarzen Augen; wie ihm kein Weg zu schmal, keine Kluft zu breit war, und wie er es mit den geübtesten Bergsteigern an Behendigkeit aufnahm, Du würdest ihn in dem gebeugten Mönch nicht wieder erkennen. Damals waren seine Sehnen von Stahl und seine Glieder von Eisen; es war eine Lust, diese kühne, schöne Jugend anzuschauen, die die Welt gerade groß genug für sich hielt und sich verwegen auf die Spitze der Bergriesen stellte, um einen herausfordernden, lustathmenden Jubelruf in die Welt da unten hinunter zu jauchzen. — Wer ihn kannte, der liebte ihn auch. Sein freies, zwangloses, offenes Wesen, seine Schönheit und sein Jugendmuth zogen Jedermann an. Rösi liebte ihn auch, Rösi, die Alpenrose, die Tochter des reichen Amstetten in Fluelen, von dem allein neunzig Stück Rindvieh auf dem Rigi weideten. Sie war ein wildes Kind, die Rösi, aber als sie heranwuchs, wurde sie sittig und gar bescheiden, ein echtes Schweizer Weib, eine Tocher dieser Berge.

Der alte Amstetten war auch nicht wenig stolz auf seine wunderschöne Tochter, die alle Mädchen der vier Kantone durch Anmuth und Lieblichkeit überstrahlte. Er wollte sie aber auch ganz apart gescheidt haben und gab sie auf zwei Jahre nach Luzern in Pension.

O, der reiche Bauer hatte hohe Gedanken mit seiner Rösi. Und sie hatte keine Mutter, das arme Kind.

Von Luzern kam sie blaß zurück, Das machte das viele Lernen. Das gesunde Roth der Jugend war wie aufgesogen von den Wangen, als habe sie viele Thränen geweint. Doch Das sollte erst kommen: denn damals hatte sie wohl die bleiche Farbe blos von dem vielen Sitzen über den Büchern. Der Bauer rühmte sich oft, seine Tochter verstehe viele Sprachen und könnte sich mit allen Menschen unterhalten wie eine Prinzessin. Und die Menschen gaben ihm Recht; denn Rösi war gut und lieb zu Allen. Sie wußte stets Rath, half, wo sie konnte, und wurde bald verehrt wie ein guter Engel. Wenn sie in eine Krankenstube trat, so war's, als ob der liebe Herrgott einen Sonnenstrahl sende, der gesund macht.

Meine alte Muhme, die damals in Fluelen lebte, hat mir's oft beschrieben, wenn ich 'mal hinunterkam. Und ich sah sie auch selber in ihrem kleinen Boot über den See rudern. „Grüß' Gott!" rief sie mir zu, und sie kannte mich doch nicht. Aber sie blieb bleich. Der Doktor rieth ihrem Vater, sie in die frische, reine Alpenluft heraufzuschicken, da würde sie schnell wieder wie eine Alpenrose blühen.

So kam Rösi eines Tages herauf und blieb den Sommer über in einer der Sennhütten ihres Vaters.

Es gefiel ihr auch hier oben; sie vergaß die Stadt und die Bücher und wurde zusehends frischer. Ein neues, frohes Leben begann damals für uns. Wie ein guter Geist waltete das Mädchen, überall Freude und Segen verbreitend. Wenn sie ihre heiteren Lieder sang, da ging Einem das Herz auf, und Antwort hallte ihr entgegen von den Sennhütten rings und vom Echo an den Felswänden. Rösi vom Oberland ward ein Name, der einen guten Klang hatte weit in's Schweizerland hinein. Nur manchmal ward sie still und nachdenklich, als beschleiche sie ein Schatten aus vergangener Zeit."

„Schau' mich an," sagte Niklas plötzlich zu mir. „Seh' ich anders aus wie and're Leut'? Und doch hab' ich noch nie meinen Fuß in eine Stadt gesetzt. Und ich bekenn's frei, ich glaub', alles Unheil kommt aus der Stadt. Wo so eine Masse Menschen zusammen sind, da muß die Luft dick sein, und da denkt blos Jeder d'ran, wie er den Andern übervortheile und ihm ein Bein stelle! Ich möcht' nicht todt sein in der Stadt, lebendig brächt' mich Keiner hinein. — Wär' die Rösi in Fluelen geblieben, hätte sie nicht nöthig gehabt, sich von der verpesteten Stadtluft hier zu erholen, und wär' sie nicht auf den Rigi gekommen, so läg' sie nicht draußen begraben!"

Seine Augen waren zornig, als er Das sagte.

„Ich liebe die Stadt auch nicht," bemerkte ich. „Ich bin immer froh, wenn die engen Straßen und die hohen Häuser hinter mir sind und ich den Himmel wieder sehe!"

„Das ist brav," meinte der Greis, „aber ich seh's ein, es muß auch Menschen geben, die in der Stadt leben. Sie müssen aber nicht zu uns kommen und unsere Berge überschwemmen. Sie gehören nicht hierher, und wenn sie den Hals brechen, geschieht's ihnen schon recht."

(Fortsetzung folgt.)

* Nekrolog.

Ein nicht blos die hiesige Stadt und Umgegend, sondern auch viele auswärtige Freunde und ehemalige Mitarbeiter interessirendes Ereigniß ist der heute Vormittag um 9 Uhr erfolgte Tod des Rentamtsgehilfen und Gutsbesitzers Friedrich Carl Noë. Derselbe war hier geboren am 15. Mai 1805, besuchte die deutsche Schule und einige höhere Klassen, trat aber schon frühzeitig bei einem Gerichtsvollzieher, dann bei einem Anwalt als Lehrling ein, arbeitete jedoch in den letzten 44 Jahren unausgesetzt auf dem hiesigen Rentamt als Gehilfe. Von Geburt aus war sein rechter Arm etwas verkürzt und die rechte Hand hatte nur verkrüppelte Finger; darum lernte er mit der linken Hand schreiben und überhaupt arbeiten, schrieb aber bis in seine letzten Lebenstage so exakt und fest wie in jungen Jahren; seine Register führte er so sauber und korrekt, daß man es musterhaft nennen kann; bei seinen Vereinnahmungen für Privat- und Gerichtsvollzieher-Akten, vom Stempelverkauf und den Strafausständen entwickelte er eine außerordentliche Genauigkeit und eine unantastbare Gewissenhaftigkeit. Er erwies sich überhaupt in seiner Geschäftsführung so brauchbar, daß er längst eine andere Stelle erhalten haben würde, wenn er sich hätte entschließen können, von hier wegzugehen; im Jahre 1840 bestand er auch die erste der damals neu angeordneten Gerichtsboten-Prüfungen. — Er war aber hier gebunden durch Haus- und Gutsbesitz, welchen letztern er außer seinen streng eingehaltenen Bureaustunden großentheils selbst besorgte und ganz überwachte; man konnte zu allen Zeiten schon früh Morgens den körperlich nicht starken Mann mit dem Schubkarren aus dem Felde oder in's Feld fahren sehen, worauf er von 8—12 Uhr unermüdet im Rentamt arbeitete, nach kurzer Mittagsruhe wieder Haus- und Feldgeschäfte besorgte, von 2—6 Uhr in seinem Hauptberufe thätig war und selbst Abends noch zeitweise sich im Felde beschäftigte. — Außerdem arbeitete er nicht selten in den Abendstunden und an Sonntagen für hiesige Geschäftsleute in Besorgung der Korrespondenz und ihrer Bücher, wie er auch ständig manche sonstigen Privatschreibereien besorgte. — Bei diesem rastlosen Arbeiten und immer äußerst sparsamer und nüchterner Lebensweise konnte es nicht fehlen, daß Noë sich ein schönes Vermögen erwarb, zumal da seine Frau Charlotte Marie geborne Bähr, mit welcher er am 11. April 1833 in die Ehe trat, ebenso thätig und sparsam war, wie er selbst. — Drei erwachsene Söhne (welche alle zum Gewerbstande ausgebildet sind) beweinen mit der Mutter den Heimgang eines guten und um ihr Wohl stets besorgten Vaters, welcher arbeitete, so lange noch ein Funke von Kraft Dies gestattete. Erst seit 10. Juni d. J. besuchte er sein Bureau nicht mehr; er starb an völliger Entkräftung, leider nach Erduldung vieler qualvollen Tage. — Achtung seinem Andenken!

Zweibrücken, 5. Juli 1872. T.

* Zwei Wilde.

Novelle von Eva Hartner.

(Fortsetzung.)

Noch wenige Jahre und der erste Ball brachte das schöne Mädchen zum ersten Mal in Berührung mit der großen Welt. Stolz und schön, wie sie war, war sie dennoch wenig beliebt, und die wenigen Freunde, die treu zu ihr hielten, verletzte sie in Augenblicken schlechter Laune durch abstoßendes Wesen. Der Beiname ihrer Kindheit, die wilde Buchau, blieb ihr eigen, und jede Mutter erschrack, ihr Kind mit ihr in Berührung kommen zu sehen. Streng genommen, konnte man ihr eigentlich Nichts nachsagen, allein sie hatte keine Freundin außer Hertha und wollte auch keine haben. Herren pflegten sie zu bewundern, ungeduldig ertrug sie Dieses, spielte mit ihnen, bis sie des Spielzeugs überdrüssig war, und ließ sie dann fallen. Natürlich erhob man den Vorwurf der Koketterie. Besser stand sie mit alten Herren, denen sie Etwas wie Achtung zeigte, aber um alte Damen kümmerte sie sich nicht, die sich durch ihre Ausschließung rächten, was die schöne Wilde nur erheiterte.

„Es ist entsetzlich, Konrad," sagte Tante Sara eines Abends bekümmert, „das Kind kommt in schlechten Ruf!"

„Was ist geschehen?" fragte der Justizrath.

„Sie verliert ihre gesellschaftliche Stellung!" jammerte die Tante. „Die Oberpräsidentin hat sie ausgelacht und ihrem Sohn, dem Kandidaten, gesagt, er sei ein Narr! Dem Baron Braunfels hat sie versichert, mit Gecken tanze sie nicht, und einem Kreis junger Damen zugerufen, da sie keine Gans sei, könne sie leider nicht mitschnattern! Am hellen Mittag ist sie auf dem Paradeplatz mit einem gemeinen Soldaten auf- und abgegangen und hat ihm beim Abschied die Hand gedrückt!"

Nachdenklich ging der Vater auf und ab. „Es ist zu spät, Sara," sagte er dann, „wir müssen sie gewähren lassen! Ellida!" rief er.

Die Tochter kam.

„Man ist nicht zufrieden mit Dir," sagte er ernst.

„Wer ist: man?" fragte die Tochter. „Bist Du es?"

„Eigentlich sollte ich es wohl sein," sagte er, wider Willen lächelnd.

„Du bist es aber nicht!" sagte sie trocken.

„Es ist zu spät!" sagte der Vater seufzend und legte die Hand auf der Tochter lockiges Haupt. „Dein Blick ist frei und rein," fuhr er seufzend fort, „erhalte ihn Dir so! Du bist anders erzogen als Andere, zeige, daß Dein Vater keinen Fehler begangen hat! Wer in Gesellschaften geht, muß sich den Formen fügen!"

„Ich will es aber nicht!" sagte sie mit finsterer Stirne.

„Was Du thust, thust Du auf Deine Gefahr!" sagte der Vater ernst. „Von meinem stolzen, freien Kinde erwarte ich aber ein tadelloses Betragen!"

Von dieser Stunde an besuchte Ellida keine Gesellschaft mehr. Wie lange sie auch hierin ihren Kopf durchgesetzt haben würde, müssen wir dahingestellt sein lassen, denn ein Ereigniß trat ein, das ihrem Leben für's Erste eine andere Richtung gab.

Ein böses Fieber begann bei Annäherung des Frühjahrs in der Stadt zu grassiren, und eine arme Näherin, die im Hause des Justizraths arbeitete, wurde davon ergriffen und lag krank und verdienstlos darnieder. Kaum hatte Ellida davon gehört, als auch ihr ganzes Herz in Aufregung gerieth. Der armen Frau mußte geholfen werden, durchaus und sofort! Nicht genug, daß Tante Sara den bewährten Hausarzt sandte, daß Alles, was sich irgend an Lebensmitteln und Erfrischungen ausdenken ließ, der Kranken geschickt wurde, Ellida, nicht gewöhnt, von ihrem Thun und Treiben Rechenschaft abzulegen, saß Tag für Tag am Bett der Leidenden und pflegte sie mit aller Kraft ihres der Aufopferung fähigen Herzens. Am dritten Tage aber kehrte sie mit einer seltsamen Mattigkeit in den Gliedern heim und fühlte sich am andern Morgen außer Stande, das Bett zu verlassen. Mit Entsetzen vernahm Tante Sara nun, wo ihr Liebling die letzten Tage gesteckt hatte, und ehe einige Stunden verflossen waren, brach ein Nervenfieber mit um so furchtbarerer Kraft aus, als des jungen Mädchens kräftiger Körper bisher noch niemals einer Krankheit erlegen war.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine neue Arbeitsordnung wird von einem Berliner humoristischen Blatte den Arbeitgebern zur ungesäumten Annahme vorgeschlagen:

§. 1. Die Arbeitszeit beginnt, wenn der Arbeiter auf dem Werkplatz erscheint und endet natürlich, wenn er fortgeht.

§. 2. Die Mittagspause dauert von 11 bis 3 Uhr, so daß sie zu kleinen Ausflügen rc. benützt werden kann.

§. 3. Jeder Zeit können Frühstückspausen von $^1/_2$—$^5/_4$ Stunden gemacht werden. Zum jedesmaligen Anzünden der Pfeife wird auf 25 Minuten die Arbeit eingestellt.

§. 4. Der Arbeitslohn, von jetzt ab Honorar genannt, wird im Voraus mit 20 Mark pro Tag (auch wenn der Tag erst Nachmittags anfängt) vom Arbeitgeber entrichtet.

§. 5. Wer durch Schnupfen, Verstimmung, schlechtes Wetter, Geburtstag oder andere wichtige Gründe vom Besuch des Arbeitsplatzes abgehalten wird, erhält das Honorar per Postanweisung in's Haus gesendet.

Bekanntlich werden im Sommer namentlich Pferde und Rinder, die zum Ziehen verwendet werden, von den Fliegen gequält. Es dürfte daher die Notiz nicht unwichtig sein, daß die Fliegen abgehalten werden, wenn man diejenigen Stellen, die dem Fliegenstich am meisten ausgesetzt sind, recht stark mit dem bekannten Schafgarbenkraute reibt.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 81. Freitag, 12. Juli 1872.

* Sängergruß.

Euch Sängern, die des Lied's Gebot
Zusammenrief, erst meine Grüße!
O, daß Euch nie in Lust und Schmerz
Die Liebe zum Gesang verließe!
Rührt doch manch sprödes Frauenherz,
Was Dichterphantasie ersonnen!
Hat doch schon oft ein stürmisch Lied
Dem Volke eine Schlacht gewonnen!

Manchmal sie wie ein tiefes Weh,
Wie Aeols-Harfen-Laute klingen;
Manchmal wie Nachtigallenschlag
Sie uns vom Liebchen Grüße bringen.
So sind die Lieder, die zur That,
Zur kühnsten, Feige selbst entflammen;
Sie streiten für das Vaterland
Und halten Volk und Reich zusammen.

Und ihre Dichter?! Ei, die sind
Geehrt von Armen und von Reichen;
Und wenn sie todt sind, dann bepflanzt
Das Volk ihr Grab mit deutschen Eichen.
Doch die lebend'gen beten oft,
Daß unser Gott die Kälte linder';
Denn wenn sie auch nicht hungern grad',
Fehlt vielen doch das Holz im Winter.

Stern.

* Rösi vom Oberland.

Eine Schweizer Geschichte

von George Baron Dyherrn.

(Fortsetzung.)

„Der Mönch, der drüben die Meßglocke läutet, war also ein Städter?“ fragte ich; denn ich konnte mir den Grimm des Sennhirten nicht anders deuten.

„Ja,“ antwortete er dumpf, „doch nicht recht eigentlich, aber ich sagte es schon, als er kam, liebten wir ihn, und die Rösi liebten wir auch. Es war ein schönes Paar, die Beiden, er ein rechter Mann, sie ein rechtes Weib!“

Er brach ab.

„Da liegt der Pilatus klar,“ sagte er dann und erhob sich. „Geh' jetzt hinauf, Du wirst noch vor Sonnenuntergang oben sein und ein schönes Schauspiel haben, wenn der Vollmond aufgeht. Das hast Du noch nicht gesehen, so oft Du auch droben warst. Morgen will ich Dir weiter erzählen, wenn Du herunterkommst. Da wird die Sonne scheinen und das Grab im Frieden liegen!“

„Leb' wohl, Niklas, leb' wohl!“ rief ich noch ein Mal, mich umwendend.

„Ich mag Dich gern,“ sagte er treuherzig.

Seine hohe, kräftige Gestalt stand vor der Thüre der Sennhütte. Die Sonne umglänzte seinen silbernen Scheitel und das gute, dunkle Gesicht. Aus seiner Pfeife stieg ein blaues Wölkchen empor. Ich winkte noch ein Mal mit dem Taschentuch, er hob die Hand zum Gruß. Der schwarze Stein an Rösi's Grab lag vergoldet und die großen Buchstaben blitzten herauf. — Ich klomm empor.

II.

Am nächsten Morgen stieg ich um sieben Uhr wieder hinab. Ich hatte, vom schönsten Wetter begünstigt, einen prächtigen Untergang und Aufgang der Sonne gesehen — für mein Herz eine unvertilgbare Erinnerung. Keine Feder beschreibt die wahrhaft blendenden Goldlichter, die von zehn Seen nah und fern emporblitzen, und jenes sanfte Rosenlicht der fernen Gletscher, wenn die Sonne, vom Jauchzen der Alpenhörner und der Glocke des Klösterli begrüßt, da drüben plötzlich mit unbeschreiblichem Glanze an einer Bergspitze hängt,

silberleuchtend wie der heilige Graal. Nach und nach scheinen sich zackige Felsen und düstere Schluchten zu erwärmen und beginnen in blasser und immer dunklerer Röthe sich zu entzünden, wie angestrahlt von einer ungeheuren Kohlengluth. Rothe, gelbe, blaue Farbenlichter weben in der Tiefe — wie Lilienblätter, rosagefärbt vom Widerschein, ruhen die Wasser drunten; brennender Schimmer des Gesteins lodert hervor, die Spitzen der schwarzen Felsblöcke begrüßen verklärt die Geburt des Morgens. Nur ganz tief in jenem Geklüft, an der braunen Felswand des Nagelflülagers, gleitet noch langsam die Schleppe der Nacht durch das Fichtengebüsch. Und ferne den blauen Horizont begrenzend, reiht sich vom Montblanc bis nach Tyrol die duftende Kette der Alpen mit den Tausenden schneeflimmernder, gletscherschimmernder Firsten, und am Saume des Himmels eine blaue, zackige Linie — der Jura.

Kann man sich eine Geschichte vom Rigi denken, ohne dies wunderreiche Schauspiel, ohne diese Sonnenaufgangsgluth, ohne einen Blick auf den bunten, köstlichen Teppich der herrlichen Schweizer Kantone?

Und jene Hand, die Abends, wenn die Sonne stirbt, und Morgens, wenn der Tag erwacht, die Glocke in Bewegung setzt, jene Hand hatte sich auch nicht hier oben auf das pochende, wunderstaunende Herz gedrückt, um nun Anderen, Glücklicheren das Zeichen zum Beginn dieses göttlichsten Schauspieles zu geben, das sie selbst in einsamer Zelle betend begrüßte. — Ich stieg langsam zur Hütte des alten Niklas hinunter. Er stand vor der Thüre — rings klangen die melodischen Glocken der weidenden Kühe. „Grüß' Gott!" rief er mir entgegen. „Ist Dein Herz weit geworden und Dein Blick frei dort oben, von wo die Dörfer wie Spreukörner aussehen?"

„Mir ist warm zu Muthe," sagte ich antwortend.

Bald darauf saßen wir auf einem moosbewachsenen Felsstück — im Kreis umher lagen Steintrümmer, überwuchert vom Gestrüpp; daneben dehnte sich der schmale Weg, wie eine Narbe, gehauen in die Wange des Gebirgs; das Stanzer und Buochser Horn sahen herüber; um's Haupt des Pilatus schwammen weiße Silberwolken, flockenartig anzuschauen, und zuweilen glänzte der Schnee aufleuchtend im Sonnenschein.

„Es ist hell zu einer dunklen Geschichte," sprach ich zum Sennen. „Auch die Schatten der Vergangenheit sind milder geworden in dem versöhnenden Lichte der Erinnerung!"

Er seufzte. Dann fuhr er in seiner Erzählung fort, bald leer in's Weite sehend, bald seine blauen, schönen Augen mit der breiten Hand bedeckend. „Ich hab' Dir gesagt, wie ich zuerst das schöne Kind des reichen Bauers Amstetten gesehen, als sie das weiße Ruder in die grüne Fluth des Vierwaldstätter See's tauchte. Nun muß ich Dir's erzählen, wo ich Den zum ersten Mal sah, dessen Leib jetzt die Kutte trägt. — Eines Abends, vor zwanzig Jahren, kam ich mit meiner Heerde aus der Gemeinde Vitznau hier oben an, um, wie gewöhnlich, die fünf Sommermonate hier zuzubringen. Dort auf jener Felswand sah ich eine hohe Gestalt, die sich in kühnen, scharfen Umrissen von dem rothglühenden Himmel abzeichnete. Unbewegt stand sie da, wie versteint.

Ich trat näher und sah im Glanz der prächtigen Abendfarben einen Mann, dessen Gesicht der Scharlach, Gold und Purpur der sinkenden Sonne blendend verklärte.

Ich weiß nicht, was in diesem Gesicht lag, aber es hat mich buchstäblich angezogen, daß ich nicht widerstehen konnte. Es war das Bild der Jugend, frisch aus der Hand der Natur, und in diesem lichtglänzenden Rahmen wirklich seltsam verführerisch in seiner Unbeweglichkeit. Ich fuhr zusammen, als er sich mir zuwandte. Solche Augen hab' ich nie wieder gesehen. — ‚Ich starre in die Sonne,' sagte er mit fremdem Accent und gebrochenem Deutsch, ‚ich liebe das Licht des Tages, Andere sind Günstlinge des Mondes!' Dabei war sein Antlitz, obwohl dem Abendschein abgekehrt, noch immer wie angehaucht von einer Gluth. Und soll ich Dir weiter sagen? Dieser junge Pole übte auf mich gerade denselben Zauber aus, dem sich Niemand entziehen konnte. Sein Mund lachte selbst in der Ruhe. Eine Sennerin meinte später, er sei schön wie ein Feiertag!

Und seine kraftvolle und doch feine, elastische Gestalt wurde durch die kleidsame Tracht seines Volkes recht hervorgehoben, die sich eng an die schönen Glieder schloß. — So ging er mit mir, dies Bild der vollkommenen Gesundheit und Jugendkraft.

‚Wie nenne ich Dich?' fragte ich ihn.

‚Nenn' mich Nasch,' entgegnete er. ‚Was bedarf es hier anderer Namen? Ich will Dich auch Niklas nennen!' Ich drückte seine Hand; sie war glatt und geschmeidig, aber sie hatte fest gedrungene Gelenke.

Er jauchzte auf: ‚O diese Luft, der Geruch der wilden Blumen! Warst Du jemals krank, Niklas?'

Ich verneinte.

‚Ich auch nicht,‘ meinte er, ‚wir passen zusammen. Der Schmerz ist das Schlimmste!‘

So blieb Nasch auf dem Gebirge und wohnte bei den freundlichen Kapuzinermönchen, die ihm ein kleines Zimmer mit schöner Aussicht eingeräumt hatten.

Er hatte eine sehr schöne Stimme. Wie die Weise eines wilden Vogels klang sein Lied, so schmetternd, so herzfroh und übermüthig. Bald war er bekannt auf dem Rigi und geliebt von Alt und Jung.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Zwei Wilde.

Novelle von Eva Hartner.

(Fortsetzung.)

Woche um Woche verstrich in banger Todesangst für den besorgten Vater und die treue Pflegerin. Doch endlich besiegte Ellida's frische Jugendkraft die Gewalt der Krankheit und langsam erholte sich die Leidende. Kaum war sie im Stande, die freie Luft zu genießen, als der Arzt darauf bestand, sie sofort auf das Land zu senden, und Dieses bot eine willkommene Gelegenheit, endlich ein Wiedersehen mit der geliebten einzigen Freundin zu bewirken.

So also wären wir endlich wieder bei unserer Heldin angelangt, deren frische Gesundheit sich schnell wieder hergestellt hatte und die als einzige Spuren des bösen Nervenfiebers nur noch die losen kurzen Locken trug, deren langsames Wachsen dem jungen Mädchen nicht besonders unangenehm zu sein schien, wenigstens fand man allgemein, daß sie ihr vortrefflich standen. Doch eine seltsame Entdeckung machte sie hier, nämlich trotz aller Liebe zu Hertha hatte diese doch ihre Macht über sie völlig verloren. So aufrichtig ihre Freundschaft war, so spielte sie doch gerade so übermüthig und unbändig mit der Freundin, als mit der ganzen übrigen Welt, so weit diese in den Bereich ihres trotzigen Willens kam.

Drittes Kapitel.

Es war am Nachmittage des nächsten Tages. Die Sonne brannte mit der ganzen Gluth heißer Maitage, eine tiefe, durch keinen Laut unterbrochene Ruhe lag über Waldstett. Heute hatte Ellida in unbegreiflicher Laune die kühle Stube für unerträglich heiß erklärt und sich mit ihrem Buch, in dem sie ausnahmsweise wirklich las, auf die Rasenbank geflüchtet. Das kleine Reh lag natürlich auch hier an ihrer Seite. Plötzlich wurde die tiefe Ruhe durch lautes Singen einer Männerstimme unterbrochen, Hufschlag näherte sich, und ehe sich noch Ellida aufgerichtet hatte, ertönte der Ruf: „Heda, Robert, Schlingel! führe mein Rößlein in den Stall!“ Im gleichen Augenblick wurde ein Pferdekopf hinter dem Zaun sichtbar und eine jugendliche Männergestalt schwang sich leicht über denselben.

Der sich also Einführende war ein schlanker, elastischer Jüngling in voller Jugendblüthe. Lustig warf er die wogenden, blonden Locken zurück, und laut rufend: „Onkel, Tante, Hertha! hier bin ich, angelangt wie weiland Baron von Münchhausen bei der schönen Emerentia!“ sah er sich rasch im Garten um. Halb erschrocken, halb belustigt hatte sich Ellida aufgerichtet und sah den sonderbaren Eindringling verwundert an. „Nun, Gott der Gerechte! wen haben wir denn da!“ fuhr der Jüngling in seinem lauten Selbstgespräch fort. „Eine Waldnymphe, Eva im Paradies, eine keusche Diana mit dem Reh? Schönes Wesen, von wannen kommt solch' poetische Erscheinung in diesen Wohnsitz der Prosa? Laß Dich verehren, hohe Göttin, von dem niedrigsten Deiner Sklaven!“ und mit komischer Grandezza kniete der Uebermüthige nieder und richtete sein lachendes blaues Auge fest auf das verblüffte Mädchen.

Auf's Tiefste gekränkt, glühend vor Zorn, erhob sich Ellida, und ohne den Dreisten eines weiteren Blickes zu würdigen, schlug sie stolz und trotzig den Weg zum Wohnhause ein.

„Richtig!“ rief der Jüngling, lachend aufspringend, „Götter reden nicht zu Sterblichen, sie handeln blos, ich folge Dir, o Königin!“ und ohne das trotzig abgewandte Wesen des Mädchens zu beachten, schritt er lustig neben ihr her.

„Barmherziger Gott!“ rief Hertha und deutete entsetzt den Weg hinab, auf dem das wunderliche Paar näher geschritten kam, „da sind die Wilden!“

„Was wird daraus werden!“ seufzte die Mutter. — „Was wird daraus werden!“ wiederholte Hertha, und: „Was wird daraus werden!“ dachte Ellida, als sie mit ihrem Begleiter die Schwelle des Hauses überschritt.

„Liebe Tante, hier bin ich!“ begann der Jüngling muthwillig, als er, sich leicht verbeugend, das Zimmer betrat. „Zugleich bitte ich Dich, mich mit diesem jungen Herzenskind bekannt zu machen, das meine Selbsteinführung durchaus nicht annehmen will.“

„Aber, lieber Hans!“ erscholl es a tempo von Frau von Braunegg's und von Hertha's Lippen; doch der junge Mann schloß die letztern rasch mit einem Kuß.

„Erlaube, Elli!“ begann Hertha seufzend.

„Mein Gott, wie kann man Elli heißen!“ unterbrach sie der Vetter.

„Wenn man so getauft ist!“ sprach Ellida ärgerlich, zum ersten Mal die Lippen öffnend.

„Sehr richtig bemerkt!“ spöttelte der junge Mann.

Hertha und ihre Mutter wechselten einen verzweifelten Blick.

„Laß Dich nicht stören, Hertha!“ fuhr er fort. „Also, erlaube, Elli, — wie sollte es weiter heißen?“

„Daß ich Dir meinen Vetter, Herrn von Braunegg, vorstelle. Lieber Hans, Fräulein von Buchau!“

„Ellida von Buchau! Nun geht mir ein Licht auf!“ rief Hans sichtlich belustigt. „Sie sind die berühmte — —“

„Hans, Hans!“ unterbrach ihn die Tante, jetzt wirklich ärgerlich, „unterhalte Dich vernünftig oder gar nicht!“

„Ganz zu Befehl, theure Tante! Wen halten Sie für größer, mein gnädiges Fräulein, Goethe oder Schiller? Ist's so recht, Tante?“

„Laß gut sein, mein Wilder!“ sagte diese lachend und küßte des jungen Mannes Stirne; „kommt, Kinder, trinkt Kaffee, und Du, Elli, habe Geduld mit dem wildesten der Menschen!“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Tanzende Flammen.) Ein unterhaltendes physikalisches Experiment, welches sich an jeder gewöhnlichen Gasflamme mit Stichbrenner ausführen läßt, ist folgendes: Etwa ein bis zwei Zoll über dem Brenner wird ein etwa sechs bis acht Quadratzoll großes Stück engmaschiger Drahtgaze befestigt. Dann dreht man die Flamme auf, so daß sie über die Gaze emporragt. Das Zimmer muß völlig zugfrei sein. Wenn Alles ruhig ist, wird die Flamme stetig brennen, aber beim geringsten Laute wird sie in Bewegung kommen. Bildet nun die Flamme eine schlanke Säule von drei bis 4 Zoll Höhe, so wird der obere Theil hellgelb leuchten, der untere Theil blau und fast lichtlos erscheinen. Beim mindesten Geräusch saust und braust die Flamme, sinkt bis zum Niveau der Gaze herab und wird fast unsichtbar. Sie antwortet präzis, namentlich ist sie empfindlich gegen A und I, weniger gegen U und E, ganz unempfindlich gegen O. Je sonorer die Laute, desto lebendiger ist sie. Schon zu den Klängen einer Spieldose tanzt sie höchst ergötzlich, zur Geige oder Trompete weit stärker.

Einem Bäuerlein wird Schulden halber seine Kuh, sein Schwein, sein Heu und seine Kartoffeln gepfändet. Als nun die Sache zur Versteigerung kommt, findet sich Nichts mehr vor. Der Bauer wird vor den Richter geladen. „Warum habt Ihr diese Gegenstände veräußert?“ donnert derselbe. „Veräußert?“ sagt der Bauer. „Ich hab Nix veräußert; die Kuh hat das Heu gefressen, das Schwein die Kartoffeln und meine Frau, ich und meine Kinder haben uns hinter die Kuh und 's Schwein gemacht. Daraus können Sie sehen, Herr Richter, daß wir Nix veräußert haben.“

(Ein Vorfahr Viktor Emanuels über die Jesuiten.) König Viktor Amadeus III. von Sardinien (1773—96) erzählte einst einem der in Turin beglaubigten Gesandten: „Mein Beichtvater, ein Jesuit, sagte zu mir, als er auf dem Todtenbette lag: „Sire, ich bin von Ihnen mit Wohlthaten überhäuft worden und will Ihnen meine Dankbarkeit beweisen. Wählen Sie nie einen Jesuiten zum Beichtvater! Fragen Sie nicht, warum — ich kann nicht antworten.“

* Akrostichon.

ru	te	el	herrn	stadt
u	hut	ne	land	i
stuhl	dol	be	kra	renz

Die obigen Silben enthalten die Namen dreier deutschen Städte, einer Provinz des russischen Reiches, eines deutschen Flusses und eines römischen Dichters.

Stellt man diese Namen richtig zusammen, so erhält man aus den Anfangsbuchstaben den Namen eines Reformators, aus den Endbuchstaben den eines Mannes, welchen er bekämpft hat. C. B.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 82. Montag, 15. Juli 1872.

* Rösi vom Oberland.

Eine Schweizer Geschichte

von George Baron Dyherrn.

(Fortsetzung.)

Es war Sommer und Rösi kam damals herauf. Eine der Sennhütten ihres Vaters wurde für sie hergerichtet. Sie brachte mir einen Gruß von meinen Verwandten in Fluelen und sagte mir, sie wolle manchmal kommen, mit mir plaudern. Sie war achtzehn, ich fünfundfünfzig Jahre alt. ‚Mein Vater ist jünger als Du,‘ sagte sie, ‚da mag ich Dich schon besuchen!‘ Und so kam sie öfter zu mir; sie wußte gar hübsche Geschichten aus der Pensionszeit und lachte dann vergnügt, daß die weißen Zähne glänzten.

Eines Tages saßen wir vor meiner Hütte, als Nasch plötzlich auf der Höhe dort gegenüber erschien und eines seiner Lieder begann. ‚Wer ist Das? Wer singt da?‘ fragte Rösi, und ihre Wange wurde blaß vor innerer Erregung; und zögernd erhob sie sich. ‚So singt blos ein Mensch auf der weiten Welt!‘ fügte sie hinzu leise, leise, wie im Traum verloren.

Weiter sang die wunderbare Stimme, bald lockend, als rufe sie, einer Antwort harrend, dann tieftrauriger Klagelaut, endlich wie in wonniger Hoffnung aufjauchzend in lauten schmetternden Tönen, als solle Berg und Thal der Zeuge sein des Jubels.

Ich schaute Rösi an. Sie hatte ihr Gesicht in ihre weiße Schürze verborgen und weinte bitterlich.

Er stand noch drüben, als lausche er dem Echo, das fern verhallend die Klänge weiter trug.

Leise legte ich meine Hand auf den Arm des Mädchens. ‚Rösi, was ist Dir?‘ fragte ich. ‚Hast Du's denn verstanden, was er singt?‘

‚Ich hab's einst gehört und nicht verstanden, und doch verstanden,‘ antwortete sie. ‚Bedarf's der Worte bei einem Liede? Die Töne gehen an's Herz, die Melodie und die Sprache versteh' ich!‘ — Sie stand auf: es schien, als wolle sie entfliehen; mit einem angsterfüllten, scheuen Blick sah sie nach dem Sänger hin, der flink und gewandt von Fels zu Fels sprang und sich näherte.

‚Noch hat er mich nicht erkannt!‘ flüsterte sie bebend, ‚Du wirst schweigen, Niklas!‘

Ich blickte sie betroffen an. ‚Kennst Du ihn denn?‘ fragte ich.

‚Ihn und sein Lied und seine Macht,‘ entgegnete sie. Mit diesen Worten war der Zauber über sie gekommen, ihr Fuß, zum Fliehen bereit, stockte im Lauf, ihre abgewandten Augen kehrten zurück zu Nasch, der schon nahe war, ihre Wange röthete sich.

Einen Augenblick stand der junge Pole still und hielt die Hand vor die Stirne, wie um deutlicher zu sehen. Dann stieß er einen Schrei aus, so voll Glück und Freude, daß die Berge widerhallten.

‚Nasch,‘ rief Rösi und stürzte ihm entgegen; und er riß sie an sich, er küßte sie auf Stirne, Mund und Wangen mit stürmischer Leidenschaft. ‚Rösi, Rösi, hab' ich Dich wieder! Ich wußt' es ja, es mußte so sein, ich mußte Dich finden!‘

Sie lag selig schluchzend an seiner Brust und sagte nur immer wieder: ‚Nasch! Nasch!‘

Ich stand wie im Traume.

Endlich kamen sie heran. ‚Ich hab' doch einmal studirt,‘ sagt' ich, ‚beim Pfarrer drunten in Vitznau; meine Mutter selig wollte immer, ich sollt' auch geistlich werden, aber so verwundert hab' ich meine ersten lateinischen Vokabeln nicht angestaunt wie Euch Beide!‘

Rösi erröthete und Nasch sagte wie entschuldigend: ‚Niklas, wir sind alte Bekannte, Rösi und ich, und wir lieben uns Beide und sie wird mein holdes Weib werden!‘

Nun erfuhr ich die ganze Geschichte. Sie hatten sich in Luzern, wo seine Eltern einen Sommer wohnten, kennen gelernt; beide Kinder der Natur, ohne Fehl und Falsch, verbargen sie sich's nicht, welche Gefühle sie für einander hegten. Und als sie getrennt waren, hatte doch Jedes die stille Hoffnung behalten auf ein Wiedersehen.

‚Er ist mit seinem Lied in mein Herz gekommen,' meinte Rösi.

‚Und Deine Eltern?' fragt' ich den jungen Mann, ‚was werden die dazu sagen? Kennen sie die Rösi auch schon?'

‚Nein,' bekannte er freimüthig, ‚aber sie werden noch in diesem Sommer herkommen, mich hier abholen, und sie werden Rösi auch lieben!'

Sie sah ihm selig, hoffnungsfroh in's Auge und er küßte sie."

III.

„Es ist etwas Berauschendes um die frohe, siegesbewußte Hoffnung der Jugend," fuhr der Alte fort. „Die beiden Glücklichen steckten mich auch an, daß ich am Ende mit ihnen glaubte, es könne gar nicht anders als gut werden!"

Er hielt inne — „und doch kam es schlimmer, o viel schlimmer, als ein Mensch gedacht hätte!"

„Acht Wochen gingen vorüber. Rösi blühte wie eine Alpenrose; Nasch holte ihr die brennenden Blumen, die blos hier oben gedeihen können, von den gefährlichsten Stellen. Die Gefahr gerade schien sein kühnes Herz zu reizen. Rösi sagte mir oft, wenn ich sie doch warnte, so sicher in die nahe Zukunft zu schauen: ‚Lieber, alter Niklas, laß mir die Gegenwart, sie ist so schön von der Sonne beschienen, daß ich drüber des Winters, der kommen mag, gerne nicht gedenken will!'

‚Rösi,' sagte einmal Nasch zu ihr, ‚Rösi, vor Einem bangt mir nur: wie wirst Du diese Berge missen können? Du wirst heimwehkrank werden in der Fremde!'

‚Nicht an Deinem Herzen,' antwortete sie einfach und gab ihm die Hand. In ihren Augen schimmerte es feucht. Das Kind der Berge glaubte, daß ihr die Liebe überall ein Paradies schaffen werde.

‚Aber wir wollen's uns noch wahrnehmen, so lange wir sie haben können, diese wunderschöne Gottesnatur,' rief Nasch, und Hand in Hand flog er mit ihr die Alpe hinan. Ich folgte ihnen. Rösi hatte mir gesagt: ‚Ich bin nicht umsonst in der Stadt gewesen, Niklas, ich weiß, daß sich's nicht schickt, wenn Zwei, die sich lieben, so allein durch die Berge laufen. Du mußt schon dabei sein, Niklas, als der willkommene Dritte. Auf meinen Nasch und seine Rösi darf kein Schatten fallen, und sei er auch so dünn wie ein Grashalm!'

Glückliche Kinder! Dann setzten wir uns auf ein Fleckchen Rasen und Rösi erzählte ihm von den ‚Schrätteli', den kleinen Bergmännchen, die den Menschen bald zur Hilfe, bald zur Plage sind, zwischen Gestrüppen und Felsspalten geräuschlos hinschlüpfend, mit Riesenstärke begabt sind und Gold und Diamanten im Ueberfluß besitzen.

‚Da ist eins,' rief Nasch und —

Sie wandte sich und er küßte ihr blondes Haar. ‚Du bist's,' sagte er lachend, ‚Du bist mein Bergmännchen!'

Ein ander Mal erzählte er uns von seinem Heimathlande, von düstern Föhrenwäldern auf endlos weiter Fläche, von den Jagden auf Bären und Wölfe und seinem alten Starostensitz mit dem grauen Schloß, in dessen Thürmen die Krähen nisteten, mit den Teichen, die Sommers voll Wasserrosen waren, und auf deren krystallener Ebene er Winters Schlitten fuhr.

‚O, es wird schön sein, wenn Du im dicken Bärenpelz neben mir sitzt, wenn das Schellengeläut lustig in die frostklare Luft hineinklingt und ‚Diamant', mein Neufundländer, bellend in weiten Sätzen um den Schlitten springt!'

‚Es ist überall schön, wo Du bist!' meinte sie und schmiegte sich, die blauen Augen schließend, an ihn."

Niklas schwieg. Dann sagte er: „Siehst Du, die Erinnerung an diese Glückszeit der beiden guten Menschen macht mich selbst beredt, und ich will Dir doch ihre Geschichte erzählen und nicht jedes süße Geplauder, dessen Zeuge ich war." —

(Schluß folgt.)

* Zwei Wilde.

Novelle von Eva Hartner.

(Fortsetzung.)

Für eine volle Viertelstunde blieb Hans auch richtig vernünftig und benahm sich so sehr wie andere Menschen, daß Ellida anfing, ihn langweilig zu finden. Doch ihr Interesse sollte bald wieder rege gemacht werden. Auf dem Klavier lag eine Mappe mit Zeichnungen von Ellida's Hand. Mit Schrecken beobachtete Hertha, wie Hans sich erhob und, wie von unsichtbarer Hand getrieben, dieselbe öffnete und die Blätter mit kritischem Blick zu betrachten begann. Ellida

war eine talentvolle Zeichnerin, doch hatte sie, wie alle ihre Gaben, so auch diese nicht auszubilden für gut befunden, auch war sie zu flüchtig und unruhig, eine Arbeit wirklich zu vollenden. In der Mappe befand sich eine Kopie der beiden Raphael'schen Engelsköpfchen von der Sixtina, die Krone der kleinen Sammlung. Im Gespräch mit der Tante begriffen, hatte Hans Blatt um Blatt ruhig weggelegt, doch als er diese Zeichnung in die Hand nahm, schwieg er erst eine Weile erstaunt und fing dann laut zu lachen an.

Mit steigendem Unwillen beobachtete ihn Ellida. Wie konnte dieser Knabe es wagen, ihre Zeichnungen mit so kaltem Kritikerblick zu betrachten? Und nun gar? Sie, die nie ein tadelndes Wort vernommen hatte, verlacht! Ihre Lieblingsarbeit verlacht! Thränen des Zorns und des verletzten Stolzes im Auge, sprang sie auf, und dicht vor ihn hintretend, fragte sie mit bebender Stimme: „Herr von Braunegg, was gibt Ihnen das Recht, über diese Zeichnung zu lachen?"

„Da Sie Sich so ereifern," sagte Hans nach einer Pause der Verwunderung, „so werden Sie wohl keine Lust haben, die Sache in Augenschein zu nehmen. Dieser Kupferstich wird sie von der Fehlerhaftigkeit der Arbeit besser überzeugen, als ich!" und ruhig nahm er einen Kupferstich von der Wand, legte ihn auf das Klavier, die Zeichnung daneben und verließ das Zimmer.

Da stand sie, gedemüthigt, zum ersten Mal in ihrem Leben! Roh und mitleidslos hatte eine kalte Hand in den Stolz eingegriffen, den sie für so unüberwindlich gehalten hatte! War's Zartgefühl, war's Mitleid oder Hohn, man hatte sie allein gelassen. In heiße Thränen ausbrechend, sank sie zusammen. O, Das war dreist! Wann konnte sie diesen Ort verlassen, an dem man sie so unerhört beleidigt hatte? Morgen! ja, sie wollte morgen reisen! Beruhigter stand sie auf, aber einen Blick mußte sie doch auf ihre Arbeit werfen, der Wilde hatte sie nur kränken wollen; gewiß, die Zeichnung war gut! Fast angstvoll verglich sie Linie um Linie, erst schüchtern, dann eifriger und eifriger, nein, er hatte doch Recht, die Zeichnung war schlecht! Es fehlte die Seele, die reine Kinderseele, die aus den ernsten Augen der Engelknaben leuchtet, und ihre Züge verklärt; ihre Köpfe, es waren leere Umrisse! Außer sich ergriff sie das Blatt, und ehe sie noch wußte, was sie thun wollte, war es in tausend Stücke zerrissen.

Viertes Kapitel.

Am Abendessen, wo Ellida den wilden Vetter wiedersah, ging es laut und lustig zu. Der alte Herr, dem die Freude über die Ankunft des geliebten Neffen aus den Augen leuchtete, konnte sich an dem frischen, kräftigen Aussehen des jungen Mannes nicht satt sehen.

„Es ist eine wahre Freude," rief der Onkel, „in unserer blasirten Zeit noch einen so lebensfrischen Menschen zu sehen! Aber sage mir, Du Wilder, wo kommst Du eigentlich her? Die letzte Geldanweisung habe ich, so viel mir erinnerlich ist, nach Neapel adressirt."

„Da war ich auch!" bestätigte Hans. „Aber als ich eines Tages so ziemlich, wie mich Gott geschaffen hat, — ich bitte um Verzeihung, gnädiges Fräulein!" wandte er sich verbindlich an die unwillig erröthende Ellida, „man macht da zu Lande wenig Toilette! Und wenn man es recht bedenkt, so sind wir doch alle nackt in unsern Kleidern! Ja also, um auf besagten Hammel zurückzukommen, als ich am Meeresstrande lag und die blaue Fluth rauschte, da wurde ich sentimental und deklamirte Shelley's Stanzen. Die Gedanken sind nicht schlecht, die Verse könnten besser sein! Und da durchzuckte mich eine plötzliche Sehnsucht nach dem geliebten, heimischen Sande, ich fühlte eine unwiderstehliche Lust, den Duft der Kiefernadel zu athmen, und nun, me voilà!"

„Sie hatten Sich wohl einen Zipfel von Doktor Faust's Zaubermantel reservirt, um so durch die Lüfte zu fliegen!" bemerkte Ellida, zum ersten Mal ihr Schweigen brechend.

„Nein, holdseligste Eva!" sagte er lachend. „In unserer Zeit thut die Dampfmaschine denselben Dienst. Glauben Sie nicht auch, daß der tiefsinnige Denker nur vorahnend Naturkräfte symbolisirte, als er seinen Mantel zum Omnibus machte?"

„Ich habe wirklich noch nicht darüber nachgedacht!" sagte Ellida verwirrt.

„Nachdenken ist nicht die Furie junger Damen, nicht wahr, Hertha!" bemerkte Hans achselzuckend.

„Hans, Hans!" ermahnte der Onkel lachend. „Schon wieder ausfallend? Mußt Du ewig daran erinnern, daß Du ein verwöhntes Kind warst, das alle Frevelthaten straflos verübte!"

„Na, Onkelchen!" lachte der junge Mann, „was Das betrifft, kannst Du zufrieden sein, von Dir habe ich doch einmal regelrechte Prügel bekommen!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Der griechische König.) Man schreibt einem belgischen Blatte aus Athen: König Georg I. scheint seit einem Jahre sehr gelangweilt und hat für seine Umgebung, selbst für seine Vertrautesten, nur harte Worte. Er duldet nicht, daß man mit ihm von Politik spricht, und um eine Unterschrift zu erlangen, muß oft ein Minister dem König bis an die Ställe nachgehen und kann sich glücklich schätzen, wenn Se. Majestät unterschreibt, ohne ihn mit wenig parlamentarischen Ausdrücken abzukanzeln. Er ist so sehr ökonomisch geworden, daß er selbst die Küchenausgaben kontrolirt, und er geht dabei auf eine fast lächerliche Weise in das Detail ein. Neulich ging er die Küchenräume ab und gerieth in maßlosen Zorn, weil er den Salzverbrauch übermäßig fand. „Ich bin nur von Dieben umgeben!" rief er. Das mag sich recht gut für einen Familienvater schicken, dessen Nachkommenschaft zahlreich zu werden droht; König Georg aber ist nicht in dieser peinlichen Lage und lebt, ohne gerade übermäßig reich zu sein, doch wahrlich nicht in Noth und Elend. Es ist bekannt, daß er von seiner Zivilliste Ersparnisse macht, und außerdem sind ihm, falls er aufhören würde, König zu sein, von den Mächten jährlich 300,000 Franken garantirt. Es begreift sich, daß er sich damit nicht die Sympathie der Griechen gewinnt, vielmehr nimmt die Abneigung gegen ihn tagtäglich zu.

(Quid Jesuita sit.) Im Göttingen'schen Taschen-Kalender für 1795 theilte Lichtenberg eine Inschrift auf Jesuiten mit, die einst Konrad v. Uffenbach, der Frankfurter Rathsherr, auf seinen Reisen angetroffen hatte:

Quid
Jesuita sit,
Nemo scit,
Nisi, qui Jesuita sit,
et
Diu permanebit.

Er fügte eine Verdeutschung, wahrscheinlich eine selbstgemachte und sehr freie, hinzu:

Was ein Jesuit sei,
Das weiß der Teu-
henker oder wer dabei
gewesen ist zwei
Dutzend Jahre oder drei.

Lichtenberg schließt seine Mittheilung mit folgenden bemerkenswerthen Worten: „Was damals blos der Teuhenker wissen mochte, wissen nun gottlob die besten Menschen beider Kirchen, und ich hoffe, die Welt kann vor dem Kampfe zwischen Licht und Finsterniß jetzt sicher sein, der noch vor einiger Zeit zu befürchten war."

(Deutsche Abfertigung französischer Revanchegelüste.) Mehrere deutsche Mitglieder des in diesen Tagen in London stattfindenden internationalen Kongresses für Gefängnißwesen wären gleich am ersten Tage ihrer Ankunft in London in der Nähe des vorzugsweise von Franzosen bewohnten Quartiers (Leicester Square) beinahe in einen ernsten Streit verwickelt worden. Einige Franzosen, welche die deutsche Sprache hörten, dachten daran, schon jetzt Rache zu nehmen. Sie ergingen sich, in der Hoffnung, unverstanden zu bleiben, in den beliebten Aeußerungen über den Uhrendiebstahl. Est-ce que ces Messieurs auraient vu nos pendules à Berlin? (Haben diese Herren vielleicht in Berlin unsere Pendules gesehen?) Non, Messieurs! Mais nous y avons vu tous vos canons! (Nein, meine Herren! Aber wir haben dort alle ihre Kanonen gesehen!) Alsbald rottete sich eine Anzahl Franzosen zusammen. Mit großer Geistesgegenwart erklärte Dr. B. dem Rädelsführer, er erkenne in ihm einen Dieb, er möge sich vor der Polizei in Acht nehmen. Dies wirkte sofort. Die Franzosen traten, durch die Haltung des inzwischen zahlreich gewordenen englischen Publikums eingeschüchtert, den Rückzug an.

(Kriegsfolge.) Nanni: „Aber Du kommst mit einer rußigen Uniform heim!" — Soldat: „Kann's denn anders sein, wenn man den vaterländischen „Herd" vertheidigt hat?!"

(Meteorologische Betrachtung.) „Wie schön die Sonne scheint! Ob ich's wohl riskiren darf, meiner Frau ihren Regenmantel in's Versatzamt zu tragen?!" (Fl. Bl.)

Auflösung des Akrostichons in № 81:

Landstuhl
Ukraine
Terenz
Herrnhut
Elbe
Rudolstadt
Luther — Tetzel (von unten gelesen).

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 83. Mittwoch, 17. Juli 1872.

* Rösi vom Oberland.

Eine Schweizer Geschichte

von George Baron Dyherrn.

(Schluß.)

Von ihrer Seligkeit könnt' ich Tage lang berichten, und zu ihrem Unglück braucht' ich nur eine kurze Minute Zeit, brauchte Dir blos zwei, drei Bilder vorzuführen!"

„Ich werde nicht müde, zu hören," entgegnete ich, „erzähle, erzähle!"

Und er fuhr fort:

„Von Einem hat ich Dir noch Nichts gesagt, Das war der Toni aus Unterwalden, der Jugendgespiele der Rösi. Ein böser, list'ger Bub' ist er gewesen, als er noch in die Schule ging, und kein Mensch konnt' ihn gut leiden, weil er Jedem auf Possen sann. Nur Rösi hatte Macht über ihn, und wenn sie von einem Bubenstück, das er ausüben wollte, erfuhr, so sagte sie blos: ‚Toni, laß Das sein!' — und er ließ es gewiß. In der Nähe des Mädchens wurde seine unbändige Natur sanft und gefügig. Dann, als er heranwuchs, wurden seine Wildheit und alle seine schlimmen Eigenschaften mit ihm groß. Einmal, es war Markt in Fluelen, soll ein Streit entbrannt sein zwischen ihm und dem Allmer-Nazi — meine Muhme erzählte mir's vor Jahren, als die Rösi lange todt und ich nichts Lieberes hören konnte, als von ihr — da zog der Toni sein Messer aus dem Gurt und stürzte sich blind durch die Menschen, die sich dazwischen drängten, auf den Nazi. ‚Das sollst Du mir bezahlen!' schrie er und schwang sein Messer. Niemand wagte seinen Arm aufzuhalten. Da legte sich ihm eine Hand leise auf die Schulter und Rösi's Stimme sagte: ‚Toni!' Weiter sagte sie Nichts, aber das eine Wort wirkte wunderbar auf seinen Jähzorn, das Messer sank nieder und beschämt senkte er seine Augen. Nazi höhnte ihn, aber sein Zorn war verflogen und er sagte blos: ‚Wenn das Muttergottesbild von Einsiedeln aus der schwarzen Marmorkapelle käme, so würd' ich mich gerade so vor ihm beugen, wie vor der Rösi. Schweig' also still, Nazi, und bedank' Dich bei ihr, wie ich's thue!' Er gab ihr die Hand, Nazi that's auch und Rösi legte die beiden vor allem Volk ineinander. — ‚Schweizer sollen Freunde sein,' meinte sie lächelnd und erröthend. Und auf dies Wort wurden sie Freunde.

Du siehst, wie groß die Macht Rösi's über den wilden Burschen gewesen ist. Aber noch größer war seine Liebe, und sie wuchs zur Raserei, als er durch einen der Sennhütten von Nasch erfuhr und von dem Verhältniß der Beiden, was nicht zu verbergen war.

Er eilte zum Vater des Mädchens, sprach in seiner kecken Weise von freien Schweizern und hergelaufenen Fremden, Mädchenverführern, und brachte den Alten gegen seine eigene Tochter auf und gegen mich, den er als den Kuppler hinstellte.

Ahnungslos waren wir der drohenden Gefahr gegenüber. Nasch's Eltern hatten ihm geschrieben, sie würden in nächster Zeit kommen, ihn abzuholen, er möge sich reisefertig halten. — ‚Sei getrost, Rösi,' sprach er, ‚ich gehe nicht ohne Dich fort, und sollten die Bergesriesen selber einen Kreis um uns drohend schließen, ich trag' Dich hinüber!"

Der Sonntag brach an, ein heller, wunderschöner Tag. Friede und Sonnenschein lag verklärend ausgegossen über der Welt der Alpen. Die letzten Alpenrosen blühten an der grünen Halde. Nasch stand auf dem Fels, wir saßen unten, und er sang eine seiner Weisen, schwermüthig und schön, doch seltsam bethörend für

Ohr und Herz. Es waren Worte des bekannten Mickiewicz aus einer polnischen Romanze."

Niklas holte ein Blatt Papier hervor. Ich las:

„Precz z moich oczu! — post'ucham od razu
Precz z mego serca! — i serce post'ucha
Precz z méj pamieci — nie — tego roz kazu
Moja i twoja pamiec — nie post'ucha!" —

Und darunter hatte dieselbe Hand die deutsche Uebersetzung geschrieben:

„Lang schon bist du den Blicken entschwunden,
Lang schon verbannt dein Bild aus dem Herzen;
Doch die Erinn'rung tödtlicher Wunden
Können wir Beide nimmer verschmerzen!" —

„Das hat Nasch für Rösi aufgeschrieben," sagte der Senne, „und sie hat sich oft lachend bemüht, die polnischen Worte nachzusprechen. Es gelang aber nicht, da sang er polnisch und sie sang deutsch dazu."

Er verbarg das alte, gelbe Papier wieder in seine Tasche.

„Noch saßen wir, als Nasch sein Lied beendet hatte; die Gedanken eines Jeden waren bei dem Andern.

Da kam der Toni, von dem ich Dir erzählt habe, und sagte mit zitternder Stimme: ‚Rösi, Dein Vater ist drüben, komm' mit mir, er will Dich sprechen!' — Sein Gesicht war fahl, sein böses Gewissen stand darauf geschrieben; er wagte es nicht, Rösi in's Auge zu sehen.

Wir ahnten Unheil. Rösi aber faßte sich schnell und sprach: ‚Wir thaten nicht recht, meinen Vater heraufsteigen zu lassen, wir hätten zu ihm hinabgehen sollen. Komm', Nasch!' sie schlang ihren Arm in den seinen — ‚und Du, geh' nur wieder voran, Toni!'

Er eilte, aus ihrer Nähe zu kommen, der Schuldbewußte.

‚Behüt' Dich Gott, Niklas!' sagte das Mädchen und gab mir die Hand.

‚Nein, Rösi,' entgegnete ich, ‚ich komme mit Euch Beiden, und gibt es ein Leid für Euch zu tragen, so will ich auch mein Theil haben, wie ich's von Eurem Glück hatte!'

Sie dankte mir wortlos mit einem Blick.

‚Es wird Alles gut sein,' rief Nasch, in dessen kühner Brust nie auf lange Zeit der Muth sank. ‚Ich will Deinem Vater gleich zuerst sagen, wie lieb ich Dich habe, Rösi, und er wird uns segnen!'

‚Gott gebe es!' meinte sie leise. ‚Mein Vater kann sehr gut sein und er war zu mir niemals hart.'

Wir näherten uns der großen Sennhütte, in der Rösi wohnte. Niemand schritt uns entgegen, nur eine große braune Kuh kam heran, schaute uns mit klugen Augen an und schüttelte die Glocke an ihrem Hals wie zur Begrüßung.

Als wir in das niedrige Zimmer traten, saß der Bauer auf der Bank am Fenster. Er starrte uns mit einem langen Blicke an, seine Ruhe war die Ruhe vor dem Gewitter und sein Schweigen unheildrohend.

Furchtlos trat Rösi zu ihm und sagte mit ihrer süßen Stimme: „Vater, verzeiht, daß wir nicht zu Euch kamen, verzeiht und segnet uns: denn hier ist mein Verlobter vor Gott!"

Da fuhr der Bauer auf: „Ein erbärmlicher Wicht ist er, ein hergelaufener Bursche; mir soll er Nichts weiß machen!"

Rösi erbleichte, in Nasch's Augen loderte die Gluth des Zornes auf und er trat einen Schritt vor.

‚Es ist mein Vater,' sagte Rösi bittend. — Der Bauer erhob sich zu seiner ganzen muskulösen Größe. Er lachte bitter auf und faßte Rösi beim Arm. ‚Daß ich's kurz mache, Mädchen, Du kommst mit mir hinunter. Ich will gegen mein eigen Blut, mein einzig Kind, nicht hart und lieblos sein, aber gehorche und komm'!'

‚Amstetten,' sagte ich, vortretend, ‚er meint es treu und ehrlich mit Deiner Tochter, er wird sie heirathen und Du kannst Nichts dagegen haben. Er ist ein Edelmann!'

‚Wo ist ein Edelmann,' schrie der Bauer, ‚der sich mit einem freien Schweizer messen könnte? Soll mich wohl gar noch für die Ehre bedanken, daß er mir mein Kind stiehlt? Nein und tausend Mal nein, sag' ich! Geh' hinaus, Mann, und Du auch, ich will mit meiner Tochter allein sprechen!'

Nasch stand unbeweglich.

‚Du bist ein harter Mann,' sprach er, ‚Deines Kindes Glück gilt Dir für Nichts. Deine Rösi wird die Meine sein, Gott und diese große Natur waren die Zeugen ihres Schwurs. — Du darfst uns nicht trennen!'

Rösi faltete die Hände. ‚Vater, Vater,' flehte sie, ‚sei gut; ich ertrag' es nicht, Dich erzürnt zu haben! Lern' ihn kennen, den ich liebe, und Du wirst ihn gern als Sohn annehmen!' Sie sank auf's Knie und hob die Augen weinend zu ihm auf. Nasch stand einen Augenblick unschlüssig, sein stolzes Herz empörte sich, die Flamme der Scham schlug ihm jäh in's Gesicht und ein heißes Wort war auf seiner Lippe. Doch dies rührende Bild vor ihm: der unerbittliche alte Mann mit den ehernen Zügen und seine Tochter vor ihm knieend in allem Reiz ihrer wunderbaren Schönheit, bewegte ihn tief und er beugte sein Knie vor

dem Vater seiner Geliebten und faßte Rösi's Hand.

‚Laß sie los!' rief der Alte zornig. ‚Steht auf, spielt keine Kinder vor mir, es steht bei mir fest wie dieses Gebirge, daß meine Tochter keinem Andern, als einem Schweizer gehören soll, und dabei bleibt's!'

Nasch sprang empor. ‚Komm', Rösi, komm', laß den Mann, der nicht Dein Vater sein kann; meine Eltern werden uns segnen!'

‚Du trägst die Schuld an Allem,' rief mir der Bauer grimmig zu. ‚Du wirst's verantworten!'

‚Ja, Das will ich, vor Gott und vor den Menschen!'

‚Geht hinaus,' bat Rösi; ‚ich will allein zu meinem Vater sprechen!'

Wir gingen und standen still draußen in einer kleinen Entfernung vom Hause. Fünf Minuten vergingen, dann hörten wir einen lauten Ausruf, einen Schrei und Rösi stürzte heraus, ein Bild der Verzweiflung, wie gejagt von dem Wort ihres Vaters.

‚Verstoßen, verstoßen!" sagte sie schluchzend, dann ging sie wortlos, thränenlos zu ihrem Verlobten und nahm seinen Arm.

In diesem Augenblicke kam Toni von der andern Seite des Hauses, wo er Alles mit angehört hatte. Wie wahnsinnig geberdete er sich. ‚Ich bin schuld, ich allein, an Allem, und ich hab' Dich doch am meisten geliebt.' Er stürzte nieder vor Rösi. Stumm sah sie ihn an, dann sagte sie: ‚Gott vergeb' es Dir, Toni, ich hab' es nicht verdient um Dich!'

‚Aber sagen will ich's ihm, daß ich log, daß meine Eifersucht mich trieb, Dich zu verleumden!' Und er floh zurück in die Sennhütte.

‚Ich bin gebrochen, Nasch,' flüsterte Rösi bebend, ‚es ist zu viel, ich glaube, ich ertrag' es nicht. Wo bin ich nun zu Hause, da mein Vater mich verstieß?'

Er schloß sie in die Arme, seine Augen schwammen in Thränen. ‚Einziggeliebte, bei mir! Du wirst Alles vergessen in meiner Liebe. Und Dein Vater wird noch verzeihen!'

Weiter schritten wir. ‚Ich hab' eine Freundin hier oben,' meinte Rösi nach einer Weile, ‚bei der will ich bleiben, so lange bis Deine Eltern kommen, Nasch. Laß mich dahin gehen. Dort unten liegt die Hütte, Vroni wird mich willkommen heißen. Bleibt Ihr hier; ich fühl's, ich muß mit mir allein diesen Gram durchkämpfen. Bald kommt die Nacht, schlaft wohl!'

Ihr süßes Gesicht war bleich, ihre Lippen zuckten im Fieber, ihre Augen hatten einen Glanz wie nie. Es war die Verzweiflung, die dort glühte.

Nasch wollte sie begleiten, doch sie hielt ihn zurück.

‚Rösi, Rösi,' — seine Stimme war leidenschaftlich und zitternd — ‚liebt Dich noch ein Mensch so wie ich? Sei stark, mich tödtet Dein Leid!'

‚Leid tödtet nicht,' entgegnete sie matt und ging."

IV.

Niklas schwieg. Eine einsame Thräne tropfte nieder in seinen grauweißen Bart. Mächtig kämpfte seine breite Brust beim Drang der alten Erinnerungen.

„Nun kommt die traurigste Nacht meines Lebens," fuhr er fort. „Laß mich kurz sein, junger Freund. Was Rösi mir im Fiebertraum gesagt, was Vroni dann erzählt und was ich selbst gesehen — Du sollst es hören.

Ich weiß nicht, ob Du jene wundersame Luftspiegelung kennst, die gleich einem Bild hier oben zuweilen erscheint. Wenn man auf einer schroffen Felswand steht und ein dichter, feuchter Nebel aus dem Abgrund steigt, während der volle Mond am Himmel glänzt, dann ist's möglich, daß auf diese wogende Fluth des Nebels der Schatten des Menschen fällt, der droben steht. Je näher der Nebel, um so schärfer die Umrisse des Bildes.

In jener Nacht konnt' ich nicht schlafen. Ich dacht' an die Augen, die ich wachend wußte, die Augen Rösi's, die wohl schlummerlos in tiefem Weh zum Himmel sahen, die Augen Nasch's, der gewiß ruhelos vom Lager sich erhob und den mitleidslosen Vater bei Gott verklagte. — Und der Bauer selbst — sollte nicht, wie ein drohendes Gespenst, die Reue vor seinen Blicken aufsteigen und dem süßen Schlaf der Nacht wehren?

In meinem Ohr klangen immer wieder die traurigen, schwermüthig sanften Töne jenes Polenliedes. Der Vollmond stand in der Höh' — weiße Nebelschleier wogten in der Tiefe. Ich trat an's Fenster und sah die Berge dicht gedrängt und dunkel stehen, einer den andern halb verdeckend. Breite, bleiche Schneefelder lagen drüben über'm See, Gletscher und Firnen schimmerten hoch droben. Alles schwebte rings halb im Licht des Mondes, halb im Schatten des Gebirgs und der Felsenmassen. Zuweilen klang eine Heerdenglocke, wenn ein Rind sich bewegte.

Da sprang die Thüre weit auf und meine entsetzten Augen sahen die Rösi todtenbleich mit

nassem Haar und zerrissenem Kleid, das Fieber in den Blicken glühend. Sie faltete die Hände über der Brust, blieb in der Thür stehen und sagte, wie geistesabwesend, mit tonloser, ach! und herzzerreißender Stimme: ‚Niklas, nur einen kleinen Platz zum Sterben!‘

Ich eilte zu ihr, sie wankte und fiel in meine Arme.

‚Rösi, Rösi,‘ rief ich, ‚was ist Dir, komm' zu mir, Niklas bittet Dich, Dein alter Freund, bei dem Du gut aufgehoben bist!‘

Groß sah sie mich an mit den Augen, zährenlos, und flüsterte, was ich nicht verstehen konnte. Wie ein Echo tönte es noch einmal von dem blassen Munde: ‚Zum Sterben!‘

Ich legte sie auf mein Lager nieder und blieb bei ihr die ganze Nacht, die sich zur Ewigkeit dehnte. Aus ihren wirren Reden erfuhr ich Alles. Sie hatte ruhelos an ihren Vater gedacht, alle Liebe zu dem alten Manne war aufgewacht und hatte mit der heißen Leidenschaft zu ihrem Geliebten gerungen. Sie hatte sich auf die Kniee geworfen und Gott gebeten, ihr den rechten Weg zu zeigen. Drüben lag das Klösterli, wo sie Nasch wußte, rechts droben die Sennhütte, aus der sie die Vaterhand verstieß. Da war sie vor die Hütte an den Abhang getreten und hatte die Hände erhoben zum blauen Nachthimmel, Liebe und Verzweiflung im Herzen; sie hatte gefühlt, sie könne den Fluch des Vaters nicht tragen und die Liebe zu Nasch nicht aufgeben, und eine grenzenlose Muthlosigkeit war über sie gekommen, überwältigend wie eine Lawine. Da sah sie, wie eine riesengroße Gestalt aus dem Abgrund und den fluthenden Nebelschleiern stieg, finster und drohend die Hand hob und verschwand. Sie ahnte nicht, daß es ihr eigenes Bild war, das auf die wogende Fläche fiel, vom Monde zurückgeworfen, und sie floh entsetzt vor dem Gespenst der Berge, bis sie bei mir war und ihre Sinne sie verließen.

Was soll ich noch hinzufügen? Nie kann Verzweiflung furchtbarer fassen, wie Nasch von ihr überwältigt wurde. Er klagte sich als ihren Mörder an, er warf sich über sie und küßte sie wild, dann spielte er mit ihrem langen blonden Haar und saß still wie ein Bild von Stein.

Rösi starb, sein Herz starb mit ihr. Sein Haar war weiß in einer Nacht geworden.

Ehe sie starb, öffnete sie noch ein Mal ihre Augen, die wie verklärt leuchtend uns anschauten und wie stummes Grüßen des sterbenden Engels auf Jedem eine kleine Weile haften blieben. Sie vermochte nicht zu sprechen, aber dieser Blick sagte uns mehr als alle Worte. Zum Vater, der gebrochen dastand und seine Hände segnend über sie breitete, sprachen sie Vergebung, ihrem Geliebten kündeten sie ewige Liebe und wie still dankend sahen sie mich an.

Toni's Leichnam fand man am andern Tage in einer Schlucht unkenntlich fast und zerschmettert.

Nasch's Eltern fanden ihren Sohn drüben im Klösterli, sie zogen heim ohne ihn."

Niklas hielt inne. Ich drückte ihm die Hand tiefbewegt.

„Komm' wieder!" rief er mir nach, als ich hinausschritt.

Eine Frauengestalt stand an Rösi's Grab, und die Hand des Pater Anastasius legte einen vollen Strauß blühender Alpenrosen darauf nieder. Ehrfurchtsvoll ging ich vorüber an diesem großen Schmerz, der dort seine Gebete zum Himmel schickte für seine Einziggeliebte, für Rösi vom Oberland.

Mannigfaltiges.

(Französische Lächerlichkeit.) In Neuilly bei Paris, wo gegenwärtig eine Art von Jahrmarkt drei Wochen lang abgehalten wird, ist auch eine Riesin zu sehen. Auf dem Aushängeschilde ist zu lesen: „Colosse femme à barbe, née à Strasbourg, a opté pour la nationalité française. De tes enfants sois fier, o mon pays!" (Bärtige Riesin, aus Straßburg gebürtig, hat sich aber für französische Nationalität erklärt. Auf deine Kinder sei stolz, o mein Vaterland!)

Lebensphilosophie.

Vier Priester stehen im weiten Dome der Natur und beten an Gottes Altären, den Bergen: — der eisgraue Winter mit schneeweißem Chorhemd, — der sammelnde Herbst mit Ernten unter dem Arm, die er Gott auf den Altar legt und die der Mensch nehmen darf, — der feurige Jüngling, der Sommer, der bis zur Nacht arbeitet, um zu opfern, — und endlich der kindliche Frühling mit seinem weißen Kirchenschmuck von Lilien und Blüthen, der, wie ein Kind, Blumen und Blüthenkelche um den erhabenen Geist herumlegt, und an dessen Gebeten Alles mitbetet, was ihn beten hört.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 81. Freitag, 19. Juli 1872.

* Glück auf!

Aus den Aufzeichnungen eines Bergarztes.

Von M. Morgenstern.

I.

Der Winter herrschte in seiner ganzen Strenge. Die Landschaft ruhte unter der dicken, weißen Decke. Die harten Nordostwinde, die mit heimischer Ungenirtheit über die kahlen Höhen pfiffen, störten ihren Schlaf nicht, denn sie sind alte Bekannte, die allwinterlich ihre großen Exerzitien auf den Harzbergen abhalten und auch in der Zwischenzeit gelegentliche Proben nicht versäumen. Der Kampf mit dem rauhen Klima hat für den daran gewöhnten Bewohner seinen eigenen belebenden Reiz. Durch Sturm und Kälte und Nacht muß der Bergmann auf ungebahnten Wegen hinaus nach seiner Grube, und während er mit den Unbilden des Wetters kämpft, hat er immer noch Lust und Muth zu einem freudigen „Glück auf!" für den begegnenden Kameraden.

Es war ein naßkalter Abend. Der Wind, der aus allen Himmelsgegenden zu kommen schien, führte einen Wirbeltanz auf. Er trieb den Schnee, der in dichten Flocken fiel, lustig vor sich her und verwehte die gefegten Bahnen, daß das Fortkommen zu einer Arbeit wurde.

Ermüdet kehrte ich von meinem ärztlichen Rundgang zurück. Meine bedeutende Praxis war durch ein bösartiges Scharlachfieber vermehrt und ich hatte zwei schwere Operationen an beschädigten Bergleuten gehabt. Es war mir sauer geworden, ich hatte bei den letzten Besuchen nur noch vegetirt und schritt nun müde und langsam meiner Wohnung zu.

Sie hatte nichts Einladendes. Welche Junggesellenwohnung hätte Das? Aber ich hatte Das nie gefühlt, wie ich es nun fühlte. Es war keine Unordnung in dem Zimmer, bewahre, die duldete mein Bursche nicht, der Kammerdiener, Haushofmeister, Reitknecht und Alles in Allem mein Faktotum war; aber es fehlte jenes unnennbare Etwas, das nur da ist, wo ein weibliches Wesen waltet.

Seufzend warf ich mich in einen Lehnstuhl, nachdem ich Hut und Paletot abgelegt und die schweren Stiefeln mit den Pantoffeln vertauscht hatte, und fing an zu essen, was mir vorgelegt wurde.

War es nun, weil ich wirklich recht abgespannt war, oder weil endlich mir unbewußt meine Stunde geschlagen hatte: es war mir Nichts recht, der Thee schmeckte mir nicht und das Essen wollte mir nicht munden; überall entdeckte ich Mängel, selbst Friedrich, der treue Bursche, war mir widerwärtig.

„Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei," murmelte ich seufzend in den Bart, als jener den Tisch abgeräumt und das Zimmer verlassen hatte. „Nein, es ist nicht gut, absolut nicht gut für mich! Warum bin ich allein?"

Ich ging in Gedanken in die Häuser zurück, in denen ich im Laufe des Tages gewesen war: überall liebevolle Mühewaltung der Frauen. Besonders war mir die Gattin des Bohrhäuer's Christoph aufgefallen. Wie standhaft war sie dem Unglück entgegen getreten, das ihr in dem schwer beschädigten Gatten in's Haus getragen war! Wie liebevoll tröstend hatte sie ihm während der Operation zur Seite gestanden! „Es ist mein Platz, ich lasse mich nicht hinwegweisen," war ihre Antwort, als sie entfernt werden sollte. Sie war so entschieden, so bittend zugleich, daß ich sie gelassen hatte. Sie hatte recht; wer, wenn nicht sie, sollte tröstend an dem Schmerzenslager stehen? „Sie soll seine Gehilfin sein!" Diese einfache Frau hatte das Gebot begriffen und erfüllte es. Kein unnützes Wort, mit dem die

Frauen gewöhnlich so bei der Hand sind, störte mich. Ueber ihren Mann gebeugt, flüsterte sie ihm dann und wann Etwas zu, trocknete seine Stirne und that, was sie konnte, ihm das Stillehalten zu erleichtern.

„Wenn mir etwas Derartiges begegnete! Friedrich? — Pah! Aber warum habe ich keine Frau?"

Eigentlich hatte ich Glück gehabt. Die unerquickliche Zeit des Abwartens, die dem neugebackenen Arzt so schwer ankommt, war mir erspart worden. Ich war nach abgelegtem Staatsexamen mit dem neu erworbenen Doktorhut zu einem vermeintlichen Besuch nach meiner Vaterstadt gegangen. Wohin das Schicksal mich später als Arzt verschlagen würde, war mir noch unbekannt, ich war noch nicht entschieden, ob ich, um bald in Thätigkeit zu kommen, mich als Regimentsarzt anwerben lassen sollte. Zuerst wollte ich einige Wochen in der lieben, alten, hochgelegenen Bergstadt auf meinen Lorbeeren ruhen, dann —

Ich war zur rechten Zeit gekommen. Der Bergmedicus und erste Bergarzt hatte über Nacht den glücklichen Gedanken gefaßt, seine Praxis niederzulegen und die ihm noch übrigen Jahre seines Lebens in Ruhe zu verbringen. Das Erstaunen, das dieser plötzliche Entschluß hervorrief, denn er war eben ein angehender Sechziger, kümmerte ihn so wenig, wie die Bitten der Bevölkerung. Er kaufte ein vor dem Thore gelegenes Haus, das er nach wenigen Wochen schon mit seinem Töchterchen und seiner verwittweten Schwägerin bezog, und der wohllöbliche Magistrat erinnerte sich in seiner Sorge um das Wohl der kranken Einwohner der Stadt meines Vaters und seiner Verdienste um den oberharzischen Bergbau und faßte einmüthig den glücklichen Entschluß, mir die Stelle anzubieten, zu der meine kühnsten Träume sich nicht aufgeschwungen hatten. So wurde ich wohlbestallter Bergmedicus, ohne zu wissen wie, kam sogleich in die volle Praxis hinein und es gelang mir, mich in derselben festzusetzen. Meinen gefälligen Vorfahr im Amte bekam ich nicht zu sehen, er lebte ruhig und zurückgezogen in seinem Hause vor der Stadt.

Jahre waren verflossen, seit ich die kleidsame Berguniform mit dem rothen Kragen trug, die mir wahrhaftig nicht übel stand. Ich hatte mich in meinen Beruf eingewöhnt und liebte ihn, und ich nahm die Einladungen an zu allen möglichen Festlichkeiten, die auf mich niederregneten ohne alles Verdienst. Ich stand mich gut mit den Alten und war freundlich zu den Jungen, half Hochzeiten feiern und Kindtaufen, hatte mich aber bis jetzt all' diesen Herrlichkeiten gegenüber ziemlich objektiv gehalten. Was spuckte mir nur auf einmal im Kopfe?

Ich ließ die heirathsfähigen Damen vor meinem Geiste Revue passiren. Manche anmuthige Erscheinung, einige Schönheiten sogar: aber keine fand Gnade vor meinen Augen, bei keiner fand ich, was ich bei meiner künftigen Gattin finden wollte, finden mußte. Ich stieg eine Stufe hinab und prüfte der Reihe nach die Familien, die nicht zur sogenannten „ersten Gesellschaft" gehörten, aber doch gebildete Leute waren. Dasselbe Resultat. Viele, die mir gefielen, mit denen ich mich gelegentlich gern unterhielt, — keine, die mir wärmere Empfindungen einflößte, keine, der ich mein theures Ich mit seinen Vorzügen und Mängeln anvertrauen mochte.

Was wollte ich denn eigentlich? — Ich wollte eine Frau, die den Forderungen entspräche, die der gebildete Mann heutigen Tages an die Gefährtin seines Lebens zu stellen berechtigt ist, eine, die mich verstehen, die in meine Interessen eingehen könnte, die nicht zu vornehm für Küche und Wirthschaft und doch vielseitig genug wäre, in beiden nicht aufzugehen; eine, die mir die Ruhe des Abends nach vollbrachter Tageslast nicht durch Domestikenklagen und Alltäglichkeiten verderben, sondern mich den Zauber einer angenehmen Häuslichkeit empfinden lassen würde; eine —

(Fortsetzung folgt.)

---

* Zwei Wilde.

Novelle von Eva Hartner.

(Fortsetzung.)

Die Gesellschaft lachte, der Onkel aber wollte Nichts davon wissen. „Aber Onkel," ermahnte Hans, mit komischer Miene nach dem Rücken fassend, „weißt Du denn nicht mehr, es war an dem Tage, an welchem ich den paradiesischen Zustand zwischen Hund und Katze wieder herstellen wollte!"

„Ich weiß, ich weiß," rief Frau von Braunegg, „es war am Tage des Hunde- und Katzendiners! Da fiel es nämlich diesem Tollkopf ein," wandte sie sich an Ellida, „mir den Milchkammerschlüssel zu entwenden und sämmtliche Hunde und Katzen des Hofes in die Kammer zu bringen."

„Richtig!" rief der Onkel. „Jetzt erinnere ich mich! Den ganzen Tag gingen die Meldungen des angerichteten Schadens! Lange war ich selber belustigt, wie aber die Geschichte gar kein Ende nehmen wollte, riß mir die Geduld und ich machte von meinem vormundschaftlichen Rechte Gebrauch."

„In mir sehr fühlbarer Weise!" sagte der Neffe mit Jammermiene. „Aber ich sage Euch, es war ein Hauptspaß! Hättet Ihr mit angesehen, mit welcher Geschwindigkeit die Milchkübel leer wurden und wie Ponto, der Kater, und Lea, die Pudeljungfrau, friedlich den Sahnetopf umwarfen, um die Sahne vom Boden aufzulecken, Ihr hättet mein Entzücken getheilt! Ich kam im Vollbewußtsein meiner guten That auf Dein Zimmer, Onkelchen!"

„Richtig!" lachte dieser. „Ich habe nie etwas Unbefangeneres gehört, als Deine Antworten auf meine Fragen, und Das brachte mich so auf, daß ich schließlich den Rohrstock ergriff."

„Es ist schade, Onkelchen," fuhr der Neffe lachend fort, „daß Du kein größeres Feld für Thätigkeiten der Art hattest. Du verstandest es ganz vortrefflich!"

Der Onkel lachte. „Freilich, bei Hertha wären dergleichen Mittel zu derb gewesen," sagte er. „Da genügten Worte und Winke! Aber ich möchte gern noch Etwas von Deiner Reise hören, denn Du pflegst anders zu reisen, als andere Sterbliche!"

„Richtig bemerkt, lieber Onkel!" sagte der Neffe, „ich pilgerte also per pedes durch Italien. Da ich gerade menschenscheu war, mied ich die Städte, sagt es um Gotteswillen nicht weiter, daß ich die Kuppel von Sankt Peter nur auf die Entfernung von einer Stunde gesehen habe!"

„Unverbesserlicher Mensch!" sagte die Tante.

„Wer kann für seine Natur!" fuhr der junge Mann achselzuckend fort. „Dafür lebte ich einige Zeit unter den Waldensern in Köhlerhütten und Höhlen, Das gefiel mir besser. Aber der heimische Sand hatte mir's angethan und so pilgerte ich weiter nach Genf, der Stadt der Philister. Ein empörendes Volk, diese französischen Schweizer, gerade so prosaisch und langweilig, wie ihre Natur herrlich. Ich glaube, die weiß getünchten Mauern ihrer kahlen calvinistischen Kirchen gibt ihnen etwas so Wasserfarbenes! Ich machte, daß ich schnell nach Basel kam, wo mich der Vater Rhein tröstete. Auf der Heidelberger Schloßruine durchschwärmte ich eine Mondscheinnacht, am nächsten Morgen erkrankte ich dafür in Frankfurt a. M."

„Doch nicht am Aepfelwein?" bemerkte Hertha lachend.

„Gott sei Dank, nein!" sagte Hans. „Die Folgen dieser Verirrung auszudenken, ist fürchterlich. Was mich krank machte, waren die Namen: Rothschild, Schwarzschild, Blauschild und andere Regenbogenschilder, und dann das ewige Geschwirr und Gesumm der Prozente. Ich war nämlich, leichtfertiger Weise, in die Börse gegangen. Um mich zu erholen, ging ich in den Römer, und in Gesellschaft jener ernsten Herren, die da so feierlich in ihrer todten Glorie von der Wand herabschauen, erhielt ich meine Lebensgeister wieder. Um meinem unterdrückten Idealismus Luft zu machen, hielt ich dem bestürzten Kastellan eine so ingrimmige Rede über den Verfall des deutschen Reiches, daß ihm sein rostiges Schlüsselbund aus der Hand fiel und er mich beim hohen Bundestage als Hochverräther denunzirte. Natürlich mußte ich nun auskneifen, denn die Schergen des Gerichtes waren hinter mir!"

„Und wo liefst Du hin?" fragte die Tante.

Hans fuhr sich mit komischer Verzweiflung über die Lippen. „Noch nicht faserig!" rief er, „ich dachte, ich könnte nicht mehr fortschwatzen! Hertha, einen Tropfen Bier! Zunächst lief ich also in den Taunus, doch weder die Ruine Königstein, noch selbst das Homburger Roulette vermochte mich zu fesseln. Ich wanderte also weiter. Um Bonn machte ich bei Tage einen großen Bogen, schlich mich aber bei Nacht hinein, denn ich hatte ein wahres Grauen vor Popelsdorf —"

„Immer noch!" seufzte der Onkel.

„Bester Onkel, liebste Tante, und Sie, theuerste Waldnymphe!" rief der Neffe, „könnt Ihr nicht begreifen, welches Grauen meine Seele befiel, als mir die schrecklichen Vorlesungen über Kompost, Gebrauch des Guano, des Gypses, der Dresch-, Säe- und Buttermaschinen, wieder vor das entsetzte Hirn traten! Ich sehe noch den alten, grauen Professor, wenn er anfing: ‚Ja, meine Herren, Dünger, Dünger ist die Hauptsach'!' brrr!" Der junge Mann schüttelte sich.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Die langen, blassen **Kartoffelkeime**, welche die im Keller aufbewahrten Kartoffeln nach Ablauf des Winters treiben, sind, wie das Wochenblatt des landwirthschaftlichen Vereins in Baden

hervorhebt, wegen des in ihnen enthaltenen Solonin, eines Giftstoffes, den Thieren als Futtermittel schädlich. Es kommt sogar vor, daß Schweine, welche viel davon erhalten, daran krepiren. Auch sollen schon Fälle vorgekommen sein, daß Rindvieh, welches man hauptsächlich mit Kartoffelschlempe fütterte, erkrankte und starb. Man hatte nämlich gekeimte Kartoffeln zur Branntweinbrennerei benutzt, ohne die Keime vorher zu entfernen; der in den Keimen enthaltene Giftstoff blieb bei der Destillation zurück und wurde dem Vieh mit der Schlempe gegeben. Es ist daher, wie die genannte Zeitschrift bemerkt, eine unerläßliche Sache, die Keime der Kartoffeln vor dem Gebrauche derselben zu entfernen.

Mannigfaltiges.

Eine neue Verwendung der Photographie hat seit einigen Jahren in den Vereinigten Staaten Platz gegriffen; es werden nämlich an den Grabsteinen auf den Friedhöfen photographische Porträts von den Beerdigten angebracht. Die Photographieen sind von allen Größen, von jener der gewöhnlichen Visitenkarte angefangen bis zu Bildern in Lebensgröße. Sie werden auf Porzellan, sowie auch auf weißen Marmortafeln hergestellt und das Bild wird dann entweder außen auf dem Grabmale angebracht, nur mit einer reinen Glasplatte überdeckt, oder in einem tabernakelartigen Gehäuse, das sich im Innern des Grabsteines befindet und mit einem Gitter von Eisen oder Bronce verschlossen wird. Unter jedem Bilde befindet sich der Name des Verstorbenen, den es vorstellt, sein Geburts- und Sterbetag, und bisweilen einige Verse oder ein paar Worte in Prosa. Die Sitte hat, nachdem sie von Einigen begonnen worden, rasch einen allgemeinen Anklang gefunden, und man findet hie und da bei größeren Familiengräbern bereits sehr ansehnliche photographische Gallerieen, welche Bilder von allen Lebensaltern enthalten. Man sieht da das lieblich spielende Baby in der Kinderstube, sowie den bejahrten Kaufmann mit grauen Haaren in seinem Comptoir am Schreibpult, die Jungfrau im Brautschmuck, wie die bejahrte Matrone, den Krieger zu Pferd und zu Fuß, den Priester und Prediger in seinem Ornate. Für fremde Besucher eines Friedhofes bildet jedes so geschmückte Grab einen Gegenstand lebhafter Aufmerksamkeit, und es bewältigt dieselben ein elegischeres Gefühl als sonst, wenn sie sehen, wie viele Schönheit und Lebenskraft hier ein Raub des Grabes geworden ist. Man behauptet, daß Photographieen auf Porzellan durch Jahrhunderte dem Zahne der Zeit widerstehen können. Sollte diese Sitte einmal allgemein werden, so würden unsere späten Nachkommen deutliche Bilder der dahingeschwundenen Zeit und ihrer Menschen erhalten.

(Keine lachende Erbin.) In einem Pariser Operntheater war neulich große Aufregung. Eine junge, hübsche und talentvolle Künstlerin erhielt während der Probe folgende Zuschrift: „Fräulein X. wird ersucht, sich bei Herrn C. wegen Erbschafts-Angelegenheiten einzufinden." Selbstverständlich fügte sich die präsumtive Erbin, ohne auf die Warnung des Regisseurs zu hören, der mit einer Strafe drohte, wenn sie die Probe verlassen würde, unverzüglich zu dem Advokaten. Der Konzipient händigte ihr einen Brief ein mit der Aufschrift: „Erbschafts-Angelegenheit, Fräulein X. zu übergeben." Mit fiebernder Hast eröffnete sie den Brief und las Folgendes: „Mein Fräulein, ich freue mich, Ihnen ankündigen zu können, daß Sie wohl die Schönheit der Malibran, aber nicht deren Talent geerbt haben. Weiland Auber."

(Wie man die Rechnung ohne den Wirth macht.) Der bekannte Republikaner A. Ranc, der in Frankreich unter der Regierung des 4. Sept. eine große Rolle spielte, erzählt in einem seiner neuesten Werke: „Unter dem Kaiserreiche," daß bei Ausbruch des Krieges siebenundsechzig Bewerbergesuche für die Präfektenstelle in Mainz eingelaufen seien.

In Bad Kreuth sagte neulich eine junge noble Dame bei der Tafel, als sich ein junger Mann neben sie setzen wollte, zu ihrer Tochter: „Fais place!" Als diese die Worte überhörte, wiederholte die Mutter: „Fais place!" Vergebens, die Tochter hörte nicht. Endlich rief die Mutter erzürnt: „Jetzt sag' ich's Dir zum dritten Mal, ruck ummi!"

Advokat: „Was meinst Du, liebe Frau, daß ich zur Verloosung von Liebesgaben schicken soll?" — Frau: „Einen von Deinen Prozessen, dann wird doch einmal einer gewonnen."

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 85. Montag, 22. Juli 1872.

„So Einer."

Von Anastasius Grün.

Mit flatternden Federbüschen,
Mit schmetterndem Hörnerklang
Zieh'n Jäger, die schmucken, frischen
Gesellen, das Dorf entlang.

Sie zieh'n an des Landes Grenzen,
Vorposten zu treuer Wacht,
Die Waffen funkeln und glänzen,
Der Taktschritt dröhnt mit Macht.

Ein Weib sitzt an der Schwelle,
Ihr Knäblein an der Brust,
Dem leuchten die Aeuglein so helle,
Das klatscht in die Hände vor Lust.

Geduld, du Schelm, du kleiner,
Die Jahre verrinnen schnell,
Dann wirst du auch wohl so Einer,
Solch' schmucker, frischer Gesell!

Die Tritte, die Klänge allmälig
Verhallen am Waldessaum;
Die Mutter, stolz und selig,
Träumt schönen Frühlingstraum:

„O Kind, geboren in Schmerzen,
So hilflos noch und zart,
Erstarke am Mutterherzen
Zu rechter Mannesart!

O blühe, du holde Blüthe,
O wachse, frei von Harm:
Dich schirme, bewache, hüte
Mein Aug', mein Herz, mein Arm!

Doch wieviel Müh'n und Gefahren
Noch bis an's ferne Ziel!
Von sorgenschweren Jahren,
Durchwachten Nächten wieviel!

Mit Wonne den eigenen Schlummer
Legt' ich dem deinen zu;
Mein sei die Angst und der Kummer,
Dein sei die Lust und die Ruh'!

Ja, ganz vergessen meiner,
In dir nun leb' ich allein;
Dann wirst du auch wohl so Einer,
Mein Stab, mein Stolz einst sein!" —

Horch! wüster Schall durchzittert
Der jungen Mutter Traum;
Es hat gar schlimm gewittert
Am fernen Waldessaum.

Die Bahre von Tannenästen
Jetzt tragen Krieger vorbei,
Sie bringen der Tapfern Besten,
Getroffen vom Todesblei.

Von blindem Erz zerrissen
Der edle Lebensdocht,
An dem so treu beflissen
Die Mutterliebe flocht!

Ach all' die Mühen und Sorgen,
Die Jahre kummerbewegt,
Auf daß man so Einen morgen
An's Mutterherz dir legt!

---

* Glück auf!

Aus den Aufzeichnungen eines Bergarztes.

Von M. Morgenstern.

(Fortsetzung.)

Wozu das Aufzählen? Ich war verstimmt und wußte mir nicht zu helfen. So hatte ich noch nie empfunden, was mir mangelte; es schien sich Alles verschworen zu haben, mich ärgerlich und unzufrieden zu machen. Ich zündete meine Cigarre zum zwanzigsten Male wieder an, zog den groß-

blumigen Schlafrock enger um meine Glieder und fuhr verzweifelt mit der Hand durch das Haar. — War Das die Hausglocke?

„Zum Henker!" rief ich unmuthig, „Das fehlte mir noch, um das Maß voll zu machen!"

Richtig. Da kam schon der Friedrich die Treppe herauf. Wie der Bursche auftrat!

„Der Herr Doktor Gieseke lassen den Herrn Bergmedicus bitten, noch heute Abend —"

„Der Doktor Gieseke?" fragte ich verwundert, so verwundert, daß mein Aerger dahin schwand.

„Ja, der Herr Doktor Gieseke vor dem Thore. Befehlen der Herr Bergmedicus noch Etwas?"

„Daß Du aufbleibst, bis ich zurück bin."

In völliger Ueberraschung schlüpfte ich in Paletot und Stiefeln, ergriff meinen Hut und war bald wieder draußen in dem Unwetter.

Wie auf Stelzen schritt ich die Straße hinauf und zum Thore hinaus. So führte uns das Schicksal selbst zuletzt zusammen. Doktor Gieseke war ja mein Vorfahr im Amte, derselbe, der mir vor zehn Jahren so plötzlich und unerwartet Platz gemacht. Ich hatte ihn damals bei einer nöthigen Formalität auf dem Rathhause gesehen, aber meinen kollegialischen Besuch hatte er etwas unkollegialisch abgewiesen, ohne sich auch nur die Mühe zu geben, seine Abweisung durch einen Scheingrund zu sänftigen. Gesellschaften besuchte er nicht, Gäste sah er nicht bei sich, seine einsamen Spazirgänge führten ihn nie nach der Stadt. Seine Tochter hatte er nach ihrer Konfirmation zu einer entfernten Tante gesandt, um ihre Ausbildung zu vollenden; ich wußte nicht, ob sie noch bei derselben verweilte, oder ob sie zurückgekehrt sei. Nun war ihm etwas Menschliches zugestoßen und er mußte mich rufen lassen.

Vor zehn Jahren! — Eine magische Hand schien mich unversehens zurückgeführt zu haben in jene Zeit der Ueberraschung. Eine Ueberraschung war es wirklich gewesen, als mir so unversehens, wie mein alter Professor und Lehrer zu sagen pflegte, auf dem Präsentirteller Das entgegen getragen war, was ich nach gewöhnlichem Herkommen nach jahrelangen Mühen und Anstrengungen gehofft hatte, erwarten zu dürfen. Die Grille eines Mannes, der plötzlich närrisch geworden schien, war mein Glück gewesen. Wie man sich damals gewundert, wie man sich abgemüht hatte, den Grund zu so offenbarer Thorheit aufzufinden!

Vergebliches Bemühen! Doktor Gieseke und sein Gebahren war den guten Bergstädtern, und mir mit ihnen, ein Buch mit sieben Siegeln geblieben. Nun, nach so langen Jahren, folgte ich spät Abends mit einem gewissen Behagen seinem Rufe. Er mußte krank sein, mußte —

Da schimmerte das helle Gebäude bereits zwischen den schneebeladenen Tannen hervor, als ich das letzte Haus am Ende der Straße hinter mir gelassen. Ich öffnete das grüne Gitterthor des kleinen Vorraumes, der im Sommer ein nettes Gärtchen bildete, jetzt aber mit Schnee bedeckt war, schritt den gebahnten Weg entlang dem Hause zu, öffnete die Thüre und stand in einer geräumigen, matt erleuchteten Hausflur. Ein flinkes Dienstmädchen führte mich in das Zimmer links und versicherte, daß das Fräulein sogleich erscheinen werde.

Das Fräulein! Was ging mich das Fräulein an? Hatte mich nicht der alte Herr zu sich bescheiden lassen, weil er meine ärztliche Hilfe begehrte? Warum führte man mich wie einen Besuch in's Besuchszimmer und ließ mich warten?

Es war ein lustiges, hübsches Gemach, dessen Einrichtung Wohlhabenheit und Kunstsinn bezeugte und dem der Stempel weiblichen Waltens aufgedrückt war, nach welchem ich mich eben zuvor gesehnt, den ich in meiner Behausung so schmerzlich vermißt hatte. Die Kupferstiche, welche die Wände zierten, zeigten, daß man in diesen Räumen Goethe kenne und liebe. Seine Frauengestalten, von Kaulbach's Meisterhand entworfen, lächelten grüßend aus den schönen, massiven Rahmen von den Wänden nieder. Eben erfreute ich mich an dem Liebling aller Goetheverehrer, der anmuthigen Friederike von Sesenheim, und wunderte mich nebenbei, wie lange man mir dazu noch Zeit lassen werde, als eine Seitenthüre geöffnet wurde und die junge Dame eintrat.

Schön war sie nicht, aber gut aussehend. Der braune Haarreichthum war zu einer Flechtenkrone über der hellen Stirne zusammengelegt. Die einzelnen Züge des ovalen Gesichtes gingen mir an diesem Abend verloren, ich sah nur das leuchtende Augenpaar und die gesunde Färbung, die keine Spur von Nervenschwäche oder Bleichsucht zeigte.

„Ich bitte um Entschuldigung, daß ich Sie warten ließ, Herr Doktor," sagte sie, „aber es war mir nicht möglich, sogleich zu kommen. „Vielleicht," setzte sie zögernd hinzu, „sollte ich Ihre Verzeihung erbitten, daß ich es überhaupt gewagt, Sie hierher zu bemühen."

„Ich kann Das nicht sehen, mein Fräulein," entgegnete ich, „ich bin praktischer Arzt und folge als solcher jedem Rufe."

„Aber ich weiß kaum, ob der Zustand meines Vaters denselben rechtfertigt. Ich weiß nicht, — ich glaube kaum," fuhr sie in offenbarer Verlegenheit fort, „daß er eigentlich krank ist, denn er selbst will es nicht eingestehen und ich weiß, das heißt, ich glaube, daß — daß er Ihren Besuch. —"

Sie stockte. Ein jähes Roth überflog ihr Gesicht und verschwand ebenso jäh. Erst jetzt bemerkte ich das Zucken ihrer Oberlippe. — ein Zeichen ihrer Erregung.

„Kann ich den Kranken sehen?" fragte ich, mich erhebend.

„Erlauben Sie mir vorher," entgegnete sie in aufgeregter Hast, „offen zu Ihnen sprechen zu dürfen, zu dem Arzte soll man Das ja. Ich — ich ließ Sie auf eigene Verantwortlichkeit ersuchen, heraus zu kommen, obwohl ich weiß — oder zu wissen glaube, daß — daß mein Vater — es nicht — gestattet haben würde."

„Aber, mein Fräulein —"

„Herr Doktor," unterbrach sie mich schnell und ängstlich, während ihre großen dunklen Augen wie hilfesuchend zu mir emporsahen, „ich — ich habe das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie sonderbaren Umständen Rechnung tragen, daß Sie meinen Vater auch gegen seinen Willen in Ihre ärztliche Obhut nehmen werden, wenn Sie finden, daß er es bedarf."

Das war wunderlich genug.

„Meine Tante, die mit uns lebt, ist augenblicklich nicht da, ich bin allein mit ihm und habe Niemand, dessen Einfluß er sich beugen würde," fuhr die junge Dame fort, „und — und ich kann die Angst um ihn nicht mehr ertragen, oder ich fühle vielmehr, daß ich sie nicht länger ertragen darf, ohne den Versuch zu machen —"

(Fortsetzung folgt.)

---

* Zwei Wilde.

Novelle von Eva Hartner.

(Fortsetzung.)

Alle lachten. Hertha goß dem Vetter sein Bierglas voll, er trank einen langen Zug und fuhr fort: „Endlich war mein Sehnen gestillt, ich erreichte Berlin! Meine erste That auf heimathlichem Boden — wie Antäus, der Sohn der Erde, fühle ich mich nach jeder Berührung mit dem mütterlichen Boden zu neuen Schandthaten aufgelegt — meine erste That also war, durch das offene Parterre-Fenster eines meiner Freunde zu springen, den erschrockenen Burschen, der gerade über einem schwierigen Fall brütete, in helles Entsetzen zu stürzen und von seinem Bett Gebrauch zu machen. Doch das unglückliche Geschöpf dauerte mich, ich schnitt ein ernstes Gesicht und wurde für eine Stunde Jurist. Der Fall war schwierig, Landrecht, rheinisches Recht, Erbschaftsrecht, Lehnrecht, Teufels- und seiner Großmutter Recht kamen sich dabei in die Haare. Mit Hilfe einiger Sophismen half ich dem armen Kerl zu einem leidlichen Referat, und mit Hilfe einiger Decken und Kissen zu einem dito Lager auf dem Sopha und wollte endlich schlafen, da führte mir der böse Feind Fontanes Wanderungen durch die Mark in die Hände, an denen sich mein loyaler Freund im Bett zu ergötzen pflegt. Vor Erstaunen über die wunderbare Wahl des Stoffes las ich die ganze Nacht und holte mir am andern Morgen meinen Bucephalus, um Studien zu machen."

„Und was wolltest Du studiren? fragte Hertha.

„Die Poesie des Sandes!" sagte er ernsthaft, „ich bin aber nicht dahinter gekommen. Ich suchte mir bei Biesenthal die poetisch sein sollende Stelle auf, band Bucephalus an eine melancholische Kiefer und legte mich hin, um die Göttin Begeisterung abzuwarten, gähnte und schlief ein. Damit war's also Nichts! Dann ging ich nach Freienwalde, die Umgegend kam mir lächerlich vor, besonders die künstlichen Ruinen, die genau wie Kinderspielzeug aussehen. Auf dem Schloßberg Derer von Uchtenhagen verrenkte ich mir den Fuß und sprach einen feierlichen Bannfluch über alle alten Ritter aus, während ich mühsam herunter hinkte. Die Poesie und Romantik des Sandes war mir nun verleidet, ich schrieb meine Anmeldung, die ihr bekommen habt, und machte mich auf. Und nun habe ich für drei Wochen genug gesprochen!" schloß er, mühsam Athem holend.

„Und Reichenhall und Arnswalde?" sagte der Onkel vorwurfsvoll.

Mit drolliger Armensündermiene sank der Neffe auf die Kniee. „Sprich mir von allen Schrecken des Gewissens, von meinen Gütern sprich mir nicht!" sagte er. „Vorausgesetzt, daß Du mich nicht sofort nach Buxtehude verschwinden lassen willst!"

Der Onkel schüttelte ernst den Kopf, allein der Neffe steckte sich die Finger in die Ohren und wollte Nichts hören.

„Wie steht's mit der Musik?" fragte die Tante ablenkend.

„In Italien lernte ich Dudelsack blasen,“ erwiederte er trocken. „Das ist ein ganz hübsches Instrument, und meine Freunde die Pifferari, hatten große Freude an meiner Gelehrigkeit, was sie mit Wegnahme meiner Börse bezeugten. In der Schweiz versuchte ich mich auf der Zither; Das miaut aber, als wenn man einer Katze in den Schwanz kneift. In Frankfurt gibt's keine Musik, außer dem Klang der edlen Metalle, aber meinem grauen Dünger-Professor ließ ich ein Ständchen aller landwirthschaftlichen Thiere bringen. Ich fungirte dabei als Ochse, was sich sehr natürlich machte, wie mir meine Freunde versicherten. Doch ich vergaß, in Berlin gab es ein Symphonie-Concert, ehe ich den Salto-mortale in meines Freundes Stube machte. Ich sang und pfiff die A-dur-Symphonie auf dem ganzen Wege, jetzt ist mir die Melodie abhanden gekommen. Hertha, schlägst Du mir den Mittelsatz einmal an?“

„Ich will die Noten holen!“ sagte das Mädchen gefällig.

Ellida öffnete das Klavier und gab die Melodie, die sie auswendig wußte, mit einigen Takten an.

Der junge Mann sprang auf. „In dem Anschlag ist Talent!“ sagte er erfreut. „Spielen Sie weiter!“

Sein kurzer Ton verdroß das stolze Mädchen. „Ich bin nicht Ihre Sklavin,“ sagte sie ärgerlich und stand auf.

„Verletzt?“ fragte er, sie scharf ansehend. „Thut Nichts, wir werden uns schon noch verständigen!“

„Das bezweifle ich sehr!“ sagte sie wegwerfend. „Ich glaube nicht, daß unsere Meinungen harmoniren.“

„Auch nicht darin, daß Sie Talent haben?“ fragte er lachend.

Ohne ihn einer weiteren Antwort zu würdigen, nahm Ellida ihren Platz wieder ein und war für die letzte Stunde nicht mehr zum Sprechen zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Nach dem Pariser „Eclair“ hat Gaillard, der Vater, Mitglied der Kommune, „Professor der Barrikaden“, in Genf ein Café errichtet. Beim Eintritt fällt dem Blicke sofort ein rother Streifen an der Wand auf, der in zwei Fuß langen Buchstaben die Inschrift: „Buvette de la Commune“ trägt. Jeder Buchstabe stellt eine Szene der Insurrektion vor; z. B. das U die Demolirung der Vendomesäule, das L eine Frau mit einer Fackel, das O ist aus den Köpfen aller Mitglieder der Kommune in einem Kreise zusammengestellt. Diese Arbeit ist von Gaillard, Sohn, verfertigt und wird als Photographie heimlich in Paris verkauft. Die übrigen Wände des Etablissements sind mit entsprechenden Malereien verziert; die eine stellt die Erschießung Ferré's vor, die andere diejenige Rossel's ꝛc.

Ein Verehrer Blondin's in Cincinnati ist kürzlich mit Hinterlassung eines seltsamen Testamentes gestorben. Derselbe, ein Kaufmann Namens Aldgers, hat der Familie Blondin's für den Fall, daß der berühmte Seiltänzer sich bei seinem Geschäfte den Hals bricht, 50,000 Dollars vermacht. Tritt jedoch der Tod Blondin's auf natürliche Weise ein, so fällt das Vermächtniß dem Harvard College in Boston zu. Bricht sich Blondin nur einen Fuß, ohne den Tod davon zu haben, so erhält seine Familie 10,000 Dollars, und schlägt er sich gelegentlich einmal selber nur die Nase, so hat der Testator dafür zu dessen Troste 100 Dollars bestimmt, mit dem Wunsche, daß sie für Wein verausgabt werden, der unter der gekränkten Nase in den Magen des berühmten Seiltänzers fließt.

(Bei Tisch.) Plutzenberger: „Ich sage Ihnen, Herr Protzendörfer, über ein gutes Gläschen Wein geht Nichts.“

Protzendörfer: „Na, wissen Sie, eine Bouteille ist mir noch lieber.“

„Aber um Gotteswillen, warum zertreten Sie grausam jedes arme Schnecklein, das Sie nur irgendwo entdecken?“ — „Ja, wissen S', seit ich so unmenschlich gesteigert worden bin, kann ich vor Wuth auch nicht den kleinsten — Hausbesitzer mehr aussteh'n!“

„Wie heißen Sie?“ — „Meier.“ — „Meier? Bitte, schreiben Sie Sich mit einem harten oder einem weichen Ei?“

„Was ist eine Perücke?“ — „Eine falsche Behauptung!“

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 86. Mittwoch, 24. Juli 1872.

Ein Sonnenblick.

Und wär' auch noch so trüb die Welt,
So dunkel ganz und gar:
Ein einz'ger Sonnenblick erhellt
Sie dennoch wunderbar.

Und läg' am Morgen Feld und Wald
Auch noch so nebelgrau:
Im Sonnenstrahl wird alsobald
Ein Perlenmeer die Au.

Und hing an deiner Wimper gar
Die Thräne trüb und schwer;
Im Strahl der Sonne glänzt sie klar,
Als ob's ein Demant wär'.

---

* Glück auf!

Aus den Aufzeichnungen eines Bergarztes.

Von M. Morgenstern.

(Fortsetzung.)

Sie stockte wieder und zupfte nach Frauenart an dem Bande, das von dem Hals auf die Brust herunterfiel. Ich stellte noch einige Fragen in Bezug auf den vermeintlichen Kranken, die sie klar und verständig beantwortete, und forderte dann bestimmt, daß sie mich zu ihm führen möge.

Wieder färbten sich ihre Züge purpurn, um ebenso schnell wieder zu erbleichen. Ich glaubte ein leises Zittern zu bemerken, aber sie sagte Nichts, sondern ging mir voran über die erleuchtete Hausflur die Treppe hinauf, den Korridor entlang, der das Haus der Länge nach durchschnitt und der mit Strohmatten belegt und ebenfalls erleuchtet war, und blieb vor einer Thüre am Ende desselben stehen. Sie legte die Hand an die Klinke, zog sie zurück und sah sich um.

„Herr Doktor," bat sie weich und innig wie ein Kind, „lassen Sie Sich nicht abweisen und — nehmen Sie ihm Nichts übel, er — er ist gewiß krank."

„Sorgen Sie nicht," entgegnete ich zuversichtlicher, als ich innerlich war. Ich befand mich in keiner beneidenswerthen Situation, jedenfalls in einer, die mir neu war; aber sie ließ mir keine Zeit, zu überlegen. Mit festem Drucke öffnete sie die Thüre und trat über die Schwelle. Ich folgte ihr auf dem Fuße.

Ein hohes Zimmer von mäßiger Größe und voll Tabaksgeruch. Ein dicker Teppich dämpfte die Fußtritte, Doppelfenster schützten vor Zugluft, Bücher bedeckten die Wände in langen über einander gestapelten Reihen, lagen auf Tischen und Stühlen und selbst auf dem Fußboden in bunter Unordnung durcheinander.

In der Nähe des Ofens, vor einem mit Manuskripten bedeckten Schreibtische, saß der alte Herr in einem Lehnstuhl. Er war lang und dünn zum Erschrecken. Das schlaffe Gesicht trug in tiefen Furchen die leserliche Schrift der Ueberreizung. Die matten, von gerötheten Lidern halb verschleierten Augen zeugten von Schlafentziehung. Ein grämlicher, verdrossener Ausdruck lag über den matten Zügen.

„Papa," sagte das junge Mädchen schüchtern, „Papa, Du bist krank und hier — hier ist Herr Doktor Ulrich, um mit Dir zu berathen, was Dir gut sein würde."

Der Angeredete fuhr hastig empor, fiel aber sogleich erschöpft zurück.

„Wer ist da?" fragte er mürrisch.

„Herr Doktor Ulrich, Papa. Ich — ich ließ ihn ersuchen, heraus zu kommen, weil — weil ich —"

„Lenore!" rief der Kranke drohend.

Ich machte der Szene ein Ende.

„Herr Doktor," sagte ich vortretend, „die Sorge Ihrer Fräulein Tochter scheint mir nicht ungegründet. Ihr Aussehen —"

Ein heiseres Lachen unterbrach mich.

„Die Furcht des thörichten Mädchens, das Gespenster sieht, weil es sie zu sehen wünscht, scheint Sie angesteckt zu haben, mein Herr Doktor Ulrich," höhnte der alte Mann. „Sie sind umsonst bemüht, ich brauche Ihren Rath nicht."

Ich fühlte eine leise Bewegung am Arme und begegnete, als ich aufsah, einem so hilfeflehenden Blick des jungen Mädchens, daß ich unwillkürlich nickte.

„Glauben Sie nicht," fragte ich den Kranken ruhig und freundlich, „daß Sie Sich möglicher Weise überarbeitet haben könnten, daß eine Ruhezeit Ihnen gut sein würde?"

„Junger Mann," fuhr er erregt auf, „wissen Sie nicht, daß ich ein geschätzter Arzt war, bevor Sie selbst das Bewußtsein Ihrer Existenz hatten?"

„Ich sehe nicht ein, was dieses Wissen mir jetzt nützen soll."

„Nicht? Dann will ich es Ihnen sagen, Herr Doktor Ulrich: ich kann mich selbst behandeln, wenn ich finde, daß ich krank bin."

„Das bezweifle ich nicht," entgegnete ich begütigend, „aber zur Beruhigung Ihrer Fräulein Tochter vertrauen Sie Sich meiner jungen Einsicht an, da ich einmal da bin."

„Lieber Papa," bat das Mädchen, sich an seine Seite schleichend.

Der alte Herr streckte abwehrend die Hand aus und sah finster um sich.

„Lenore," sagte er, „Du bist weniger verständig, als ich glaubte. Du hättest bedenken sollen, daß ich meinen Gesundheitszustand hinreichend beurtheilen kann."

„Aber, Papa, sagtest Du nicht früher selbst, daß kein Arzt sich vernünftiger Weise selbst behandeln solle, weil er in solchem Falle selten objektiv genug urtheile?"

Er schwieg, entweder weil er sich im Unrecht fühlte, oder weil er des Kampfes müde war.

Ich fühlte seinen Puls. Die Krankheit lag auf der Hand: Ueberreizung des Gehirns. Ich sagte es ihm und forderte für einige Zeit gänzliche Einstellung aller geistigen Arbeit, Ruhe und frühes Zubettegehen.

„Unvernünftig, unvernünftig, wie ich von vornherein wußte," eiferte der alte Herr wieder in traurig melancholischen Tönen. „Wenn Sie einen Begriff von der Arbeitslast hätten, die auf meinen Schultern liegt, Sie würden verständiger urtheilen, junger Mann. Ich habe einen Lebenszweck zu erfüllen."

„Deßhalb ruhen Sie bei Zeiten aus," sagte ich, auf seine Idee eingehend, „um später mit erneuten Kräften ihn verfolgen zu können."

„Aber es geht ja nicht," rief er fast weinerlich, „es geht ja nicht! Die Zeit drängt. Das Kind ist längst zur Jungfrau geworden; jeder Tag, der ihrem Alter eine Spanne zulegt, ist mir eine Mahnung. Ich muß eilen, mein großes Werk zu Ende zu bringen."

Lenore wagte sich zu ihm heran. Sie zog das müde Haupt an ihre Schulter und trocknete liebreich die feuchte Stirne des Kranken.

„Ja, ja," flüsterte er wie zu sich selbst, „ich muß ihn erreichen, meinen Lebenszweck, dem ich Beruf, Freude, Behaglichkeit, Schlaf geopfert. Ich muß mein großes Werk beenden, muß mehr thun, als die Gebrüder Grimm gethan, — mein Wörterbuch wird umfangreicher, werthvoller sein, wird —"

Ein unverständliches Murmeln beendete seinen Satz; er schloß ermüdet die Augen.

Mit tiefem Mitleid schaute ich in das abgezehrte Gesicht des armen Mannes. Das also — eine fixe Idee war es, was mich so unerwartet zu seinem Nachfolger gemacht, was seine Gesundheit untergraben, seine Lebensfreude getrübt hatte. Das Geheimniß, das vor zehn Jahren die Gemüther der Stadt in Bewegung gesetzt, war mir plötzlich enthüllt.

„Ich muß die mühselige Arbeit beenden," begann der Kranke wieder, „muß der Mit- und Nachwelt zeigen, daß ich über den Grimm's gestanden, muß allein vollbringen, was beide Brüder mit Hilfe vieler Gelehrten nicht zu vollbringen vermochten. Ich muß der Welt, der Welt, sage ich, ein Wörterbuch geben, welches das gepriesene Werk der Beiden der Makulatur überliefert, muß — muß meiner einzigen Tochter eine Mitgift schaffen, wie sie bei den Rothschild's üblich ist."

Er schob das zitternde Mädchen zur Seite und streckte beide Hände nach dem Schreibtische aus.

„Da, junger Mann," sagte er stolz, „schauen Sie, was der menschliche Geist vermag. Das Alles," er zeigte auf das mit Manuskripten gefüllte Repositorium, „ist mein Werk, die Arbeit von zehn Jahren. Begreifen Sie, was Das sagen will? Jetzt bin ich beim W angelangt, stecke mitten in dem Ungethüm, wühle in seinen Eingeweiden," fuhr er lachend, fast jubelnd fort, „und Sie, junger Mann, dem ich — ich selbst — den eben erworbenen Doktorhut zu praktischer

Verwerthung auf die Stirne gedrückt, Sie, den mein heroischer Entschluß über Nacht zum Bergmedicus und wohlbestellten Bergarzt erhob, Sie wollen mir von Ruhe und Aufhören reden?"

Er hatte sich in eine Leidenschaftlichkeit hinein gearbeitet, der sein erschöpfter Körper nicht Stand halten konnte. Müde sank er in den Sessel zurück, aus dem er sich in steigender Heftigkeit erhoben. Seine Schwäche machte ihn gefügig; er mochte fühlen, daß ihm die Kraft zum Widerstande fehlte. Lenore begleitete mich hinab. Ich gab ihr meine Verordnung, verschrieb unter dem Bilde des Altmeisters der Dichter meine Arznei, die sie unbemerkt in den Thee einmischen sollte, den der Kranke sich selbst verordnet hatte, und ging mit dem Versprechen, am andern Tage wieder kommen zu wollen.

Ihr Dankesblick fiel tief in meine Seele.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Zwei Wilde.

Novelle von Eva Hartner.

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

„Aber Elli, gedenkst Du heute gar nicht mehr zu Bett zu gehen?" fragte Hertha lachend, als die große Thurmuhr die zwölfte Stunde schlug und der rastlose Schritt des jungen Mädchens immer noch nicht verstummt war. Die Freundinnen bewohnten zwei neben einander liegende Stuben.

„Du wachst noch, Hertha!" erwiederte das Mädchen, „warum hast Du Dich nicht eher gemeldet?" und halb entkleidet, ein Licht in der Hand, betrat Ellida das Zimmer. Dann setzte sie das Licht nieder und nahm ihr rastloses Auf- und Abschreiten wieder auf.

„Komm' her, Du Poltergeist, mach' mich nicht nervös!" begann Hertha wieder.

Ellida gehorchte, setzte sich auf einen niedrigen Stuhl am Bett der Freundin und ergriff deren Hand. Unruhig und forschend blickte Hertha in der Freundin gespannte Züge, in denen eine starke Aufregung arbeitete. Plötzlich barg Ellida den dunklen Lockenkopf in die Kissen des Bettes und brach in krampfhaftes Weinen aus; Hertha ließ die Erregte ruhig gewähren, plötzlich sprang das Mädchen auf.

„Schande! Schande!" rief sie ungestüm. „Kaum mit dem Wilden zusammen gekommen und schon so gänzlich aus der Fassung gebracht! Aber er soll sehen, daß ich wenigstens mich nicht kränken lasse, wer mich zum Aeußersten treibt, soll sehen, daß ich das Aeußerste thun kann!"

„Elli, sei ruhig!" bat Hertha mit mühsam unterdrücktem Lächeln. „Komm' her, laß uns die Sache ruhig besprechen!"

„Was ist da zu besprechen!" unterbrach sie Ellida heftig, ihr ungestümes Auf- und Abgehen fortsetzend. „Ich bin beleidigt worden, tödtlich, hier, wo ich als Gast bin. Da ist nur Eins zu thun! Sie stand still. Wann geht der Mittagszug?"

„Du willst doch nicht fort?" sprach Hertha unruhig.

„Allerdings will ich Das!" erwiederte Ellida trotzig. „Denkst Du, ich wollte mich noch länger diesen Höflichkeiten aussetzen? Gute Nacht zum letzten Mal, morgen kannst Du Deinen holden Vetter allein genießen!" und ohne Hertha's unruhiges: ‚Aber, Elli!' zu beachten, schlug sie die Thüre hinter sich zu und schob den Riegel vor.

„Um's Himmelswillen, Mama, was soll daraus werden!" so schloß Hertha seufzend ihren Bericht, als sie am nächsten Morgen ihrer Mutter Ellida's Entschluß mittheilte.

„Das mag Gott wissen! Aber jetzt sei ruhig, die Wilden kommen!"

Keine Spur der halb durchwachten Nacht war auf des Mädchens strahlendem Antlitz zu sehen. Leicht und ungezwungen trat sie ein und verneigte sich tief und spöttisch vor dem mit ihr zusammen eintretenden Hans. „Guten Morgen, Herr von Braunegg!" sagte sie.

„Guten Morgen, Lorchen!" war die flüchtige, im gleichgiltigen Ton gemachte Erwiederung. Rasch schritt er an dem entsetzten Mädchen vorüber und begrüßte die vor Staunen sprachlose Tante.

Ellida, nur einen Augenbick frappirt, faßte sich sofort. „Dürfte ich vielleicht fragen, wie ich, abgesehen von der Formlosigkeit, mit der Herr von Braunegg für gut findet, fremde Damen zu behandeln, zu dem allerliebsten Namen „Lorchen" komme?"

„Nichts leichter als Das!" sagte Hans verbindlich. „Elli, Abkürzung von Ellinor, Ellinor Englisch für Eleonore, verkürzt Leonore, Diminutiv: Lorchen!"

„Es ist zu bedauern, daß Herr v. Braunegg so viel Mühe und Scharfsinn auf eine Kette von Schlüssen verwandt hat, deren erstes Glied in einem Irrthum besteht!" versetzte Ellida mit leichter Ironie. „Mein Name hat mit all' Diesem Nichts zu thun, ich heiße einfach Ellida, muß daher gänzlich auf das niedliche Lorchen verzichten."

„Ellida, Ellida!" sagte Hans nachdenklich. „Den Namen kenne ich!"

Der Eintritt des Hausherrn machte jeder weitern Nachforschung ein Ende. Man setzte sich um den Frühstückstisch; ein ruhiges Gespräch begann, an dem nur Ellida keinen Theil nahm. Still und in sich gekehrt, schien sie in einem innern Kampf begriffen. Sollte sie reisen, sollte sie bleiben? Noch hatte sie Nichts gesagt, ein Wort zu Hertha machte Alles ungeschehen, was sie am Abend vorher gesagt hatte. Wer weiß, ob nicht Hertha's stille Hoffnung, sie würde ruhig bleiben, in Erfüllung gegangen wäre, wenn nicht Hans für gut befunden hätte, sich in ein entsetzliches Jagdgespräch zu vertiefen. Ellida fing an, sich zu langweilen, ihr schwankender Entschluß stand fest, und sich rasch an Herrn von Braunegg wendend, fragte sie: „Dürfte ich vielleicht heute um halb 3 Uhr um einen Wagen nach der Stadt bitten? Ich möchte zum Mittagszuge auf dem Bahnhof sein."

„Erwarten Sie Jemand?" fragte der Hausherr verwundert.

„Das nicht, ich will nach Hause!" sie sprach fest, aber sie zitterte. „Wenn Sie zu wissen wünschen, was mich zu diesem plötzlichen Entschluß treibt, so fragen Sie Ihren Herrn Neffen. Eins von uns Beiden muß das Feld räumen, und es gebührt sich, daß die Fremde dem Brudersohne weicht!" und ohne eine weitere Antwort abzuwarten, verließ sie rasch und heftig das Zimmer.

Eine halbe Stunde später, Ellida beschäftigte sich eifrigst mit Einpacken, klopfte es leise an ihre Thüre. Da auf ihr Herein! Niemand kam, öffnete sie selber. Hans stand vor ihr, er war bleich, sein Ausdruck düster.

„Auf ein Wort, Fräulein von Buchau!" bat er.

Erstaunt folgte ihm Ellida in Hertha's Zimmer.

„Ich komme aus mehreren Gründen, begann er. „Erstens bitte ich um Verzeihung für die Dreistigkeiten, die ich mir Ihnen gegenüber erlaubt habe. Ich war in dem Wahn," sagte er bitter lächelnd, „Sie würden mich mit gleicher Münze bezahlen! Zweitens bitte ich Sie, die Familie meines Onkels nicht durch Ihre Abreise zu betrüben, und drittens, da es Ihr Wunsch ist, daß Eins von uns Beiden das Feld räumt, erkläre ich, daß ich gehen werde!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In unseren Tagen wird der Kulturfortschritt nicht blos in Prosa, sondern auch in Versen gepredigt. Ein Gedicht mit praktischem Rathschlage ist das nachfolgende, welches wir im Schweizer Handelskurier finden:

Versichere!

Hast du ein Haus mit Stall und Scheuer,
Gefüllt mit reichem Erntesegen,
Mit Allem, was dir lieb und theuer,
Such's zu bewahren allerwegen.
Geh' und versichere!

Denk' nicht, die eig'ne Vorsicht schütze
Dich gegen jeden Feuerschaden;
Es zünden auch des Himmels Blitze,
Die schnell und wüthend sich entladen.
Geh' und versichere!

Hast du bestellt dein Feld mit Früchten,
Die schön und kräftig sich erheben;
Ein Hagelschaden kann sie bald vernichten;
Dahin ist all dein Müh'n und Streben.
Geh' und versichere!

Wenn, wohlgenährt im saubern Stalle,
Ein schöner Viehstand dich erfreut,
Denk' stets daran: in jedem Falle
Ist er dem Tode einst geweiht.
Geh' und versichere!

Willst deine Güter du verladen
Auf Schiffen oder Eisenbahnen,
Bewahre dich vor herbem Schaden,
Laß nicht verhallen unser Mahnen:
Geh' und versichere!

Hast du für Weib und Kind zu sorgen,
Versichere recht bald dein Leben;
Es können schon am andern Morgen
Am Sterbebett die Deinen beben!
Also versichere!

Sind nun versichert Haus und Felder,
Das Leben auch, vielleicht auch Renten,
Versich're dann die Prämiengelder
Bei dem betreffenden Agenten!!
Aber versichere!

Eine Berliner Wittwe, welche am Grabe ihres eben beerdigten Gatten weinte, trocknete endlich ihre Thränen und sagte: „Eenen Trost habe ick doch; — jetzt weeß ick wenigstens, wo er bei Nachts is!"

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 87. Freitag, 26. Juli 1872.

* Glück auf!

Aus den Aufzeichnungen eines Bergarztes.

Von M. Morgenstern.

(Fortsetzung.)

II.

Wochen waren vergangen. Das Haus vor dem Thore war meinem ärztlichen Rundgange einverleibt, meine ärztlichen Besuche bei Doktor Gieseke waren zur unabweisbaren Nothwendigkeit geworden.

Ein Zustand gänzlicher Erschöpfung, der einem Gehirnfieber gefolgt war, und der, so lange er anhielt, die Monomanie des Kranken nicht hervortreten ließ, hatte ihn meinen Verordnungen gefügig gemacht. Lenore hatte sich als vortreffliche Krankenwärterin bewiesen. Sie hatte Nichts mit jenen Frauen gemein, die bei dem geringfügigsten Umstande die Fassung verlieren und die Gehörnerven ihrer Umgebung mit ihren „Ach's und O's" peinigen. Ruhig und gefaßt war sie in ihrer vernünftigen Krankenpflege mein Assistent geworden. Sie hatte mein leisestes Gebot verstanden und in meinem Sinne ausgeführt, und war bei aller Festigkeit dem reizbaren Kranken gegenüber doch stets das respektvolle Kind geblieben. Das Studirzimmer war unter ihren Händen wohnlich und angenehm geworden, wie die übrigen Räume des Hauses. Die zerstreut umherliegenden Bücher waren mit schöner Pietät auf Nebentischen geordnet oder in die offen stehenden Lücken der Repositorien geschoben, die Manuskripte auf dem Schreibtische zusammengelegt. Nichts war fortgeschafft, doch war dem Ganzen das Gepräge aufgedrückt, als sei eine Ferienzeit angebrochen, die augenblicklichen Ruhestand gebracht.

Wenn ich, nachdem Frau Büchner, die Schwägerin des Doktors, zurück war, dann und wann meine Besuche auf die Abendzeit verlegte und über dieselbe ausdehnte, war ich eines freundlichen Empfanges gewiß. An dem Theetisch, der in der Nähe des weißen Fliesenofens stand, vergaß ich meine Junggesellenwirthschaft mit ihren Mängeln und ihrer Einsamkeit und gab mich dem Zauber des Gebens und Nehmens hin, der in dem geistigen Austausch gebildeter Menschen besteht. Ich durfte hineinschauen in den verborgenen Schatz der Kenntnisse, den Lenorens junge Jahre gesammelt. Von Natur begabt, hatte sie so viel gelernt, wie wir Männer an den Frauen lieben. Sie zeigte sich empfänglich für fremde Interessen, die ihr vorgeführt wurden, und fand leicht und gern Anknüpfungspunkte für ein herzliches Verständniß.

Bei großer Natürlichkeit war sie wahrhaft gebildet. Sie besaß den Sinn, der sich dem Guten wie dem Schönen öffnet, suchte und erkannte in Allem das Nothwendige und Wahre, wußte es von dem Kleinlichen und Unwahren zu unterscheiden und strebte aufrichtig nach dem Guten und Hohen. Gingen unsere Meinungen auseinander, in der Bewunderung für unsern Lieblingsdichter trafen sie wieder zusammen. Daß sie als Weib fühlte, wo ich als Mann urtheilte, erschien mir als angenehme Ergänzung. Wir vertieften uns zusammen in die ewige Schöne seiner Dichtungen, die mich für den Augenblick vergessen ließen, daß ich vor Kurzem am Schmerzenslager eines beschädigten Bergmannes gestanden, oder noch einen Nachtbesuch bei seinem an der furchtbaren Bergsucht im kräftigsten Mannesalter dahinsiechenden Kameraden zu machen hatte.

War Doktor Gieseke munter und fühlte er sich behaglich in seinem Lehnstuhl neben dem Ofen, so betheiligte er sich bruchstückweise an der Unterhaltung und gab mir Gelegenheit, immer wieder den reichen Anbau seines Geistes zu bewundern

und zu bedauern, daß er für ihn und Andere so brach lag. Seine Tüchtigkeit als Bergarzt ließ sich noch jetzt in hingeworfenen Bemerkungen erkennen, nachdem er durch fremde Interessen dem ihm anvertrauten Berufe untreu geworden und in seiner partiellen Geistesstörung sich ganz entfremdet hatte.

Frau Büchner gehörte zu jenen Frauen, die in direkter Linie von der geschäftigen Martha abzustammen scheinen. Eigentlich meine Antipathie. Da sie aber nach der überstandenen Last und Hitze des Tages sich und ihrer Umgebung Abends ein gemüthliches Stündchen zu schaffen verstand, gern an Lenorens Lektüre Theil nahm und es durch anzuerkennende Zähigkeit dahin gebracht hatte, Verständniß für Sachen zu erlangen, die ihrer Jugendbildung und ihrem Naturell von vornherein ferner lagen, so söhnte ich mich mit jenen Vorzügen aus, die ohne diese Beigabe schon manchem gutmüthigen Patron verderblicher wurden, als das bösartigste Nervenfieber.

Das Leben hatte ihr manche Wunde geschlagen. Wenn der Schmerz um den Verlust ihres Gatten und zweier Kinder ihr je Ruhe und Herzensfrieden geraubt, so hatte sie Beides anscheinend wiedergefunden in dem freiwillig übernommenen Beruf, des Doktors Hauswesen zu führen und seiner verwaisten Tochter eine mütterliche Freundin zu sein. Die Treue und Liebe, mit der sie ihn erfüllte, fanden die dankbarste Anerkennung und gaben ihr die innere Zufriedenheit, die redlicher Pflichterfüllung nie fehlt. Daß sie mich auf das Freundlichste an den gastlichen Theetisch zog, wenn ich mich zu längerem Verweilen geneigt zeigte, war in meinen Augen nicht ihr geringstes Verdienst, und daß ich ihr dafür ewige Liebe und Dankbarkeit gelobte und allezeit geduldig ihre Litaneien über Gliederreißen und Rheumatismus anhörte, ist ganz selbstverständlich.

III.

Es war Fastnacht, der Tag, an welchem das Bergdankfest gefeiert wird. Die Landschaft trug das Galakleid des Winters. Die Erde war eingehüllt in Schnee und Eis und der Himmel blau und durchsichtig wie im Sommer. Der Sonnenstrahl, dem die Wärme noch fehlte, stickte die weiße Decke mit abertausend Diamanten und zog den langen Eiszapfen, die von den Dächern der Häuser hingen, den Frostmantel ab, bis sie im durchsichtigen Krystall erglänzten.

Die Herrlichkeit eines solchen Wintertages kennt der Landbewohner nicht. Sie scheint dem Oberharz gegeben zur besondern Freude des Bergmannes, der die größte Zeit seines Lebens im Schooße der Erde verbringt, um durch angestrengte Arbeit die Schätze zu Tage zu fördern, die zur Kultur unentbehrlich sind. Hat er auf seinen dunklen Gängen, die er in den Wintermonaten oft nur Sonntags verläßt, die Majestät Gottes in ihrem Ernste geschaut, so lächelt sie an solchen Tagen in ihrer Freundlichkeit auf ihn herab, wenn er mit einem frohen: „Glück auf!“ die Oberfläche betritt und die scharfe Bergesluft athmet, die er da unten nicht kennt.

„Glück auf, Ihr Bergleut', Jung und Alt!“ klang es feierlich aus den Hörnern der Berghornisten, die den Festzug anführten, der sich von dem östlichen Grubengange der Stadt nach der Marktkirche bewegte, und stolz und froh und glücklich zog die schwarze Schaar mit den hoffnungsgrünen Schachthüten durch die Straßen.

Ich sah den Zug an mir vorübergehen, den ich so oft gesehen und den ich immer mit denselben Empfindungen sehe. Die Liebe zum Bergmannsstande ist mit mir groß geworden; meine Jugenderinnerungen sind mit ihm verwachsen. Wie oft hatte ich als Knabe, hinter einem Schneehaufen versteckt, die Ankunft des Zuges in der Straße erwartet, um keck hervorzuspringen, die Hand meines Vaters zu erfassen und an seiner Seite dahin zu schreiten! Er wußte es schon im Voraus, drohte wohl mit dem Zeigefinger der freien Rechten, aber ließ es geschehen. „Daß Du ein tüchtiger Bergmann wirst,“ pflegte er oft zu sagen, „ein Bergmeister, wie ich bin! Hörst Du, Junge?“ Ich wurde doch keiner, aber ich wurde ein Bergarzt; ich bemühe mich, so viel an mir ist, die Wunden zu verbinden und zu heilen, die ihr schwerer Beruf den unscheinbaren Helden geschlagen, die auf unterirdischen Pfaden mit unsäglicher Anstrengung und Entbehrung kämpfen, oft in täglicher Todesgefahr schweben.

„Wissen Sie, daß heute dreizehn Frauen in der Kirche waren?“ fragte mich Frau Büchner am Abend.

„Nein, ich sah es aber den finstern Gesichtern an, die mir nach beendigtem Gottesdienste auf dem Marktplatze begegneten, daß sich wieder einige unwissende oder gedankenlose Frauen eingefunden,“ entgegnete ich.

„Von Unwissenheit kann wohl keine Rede sein,“ eiferte Doktor Gieseke aus seiner Ecke hervor. „Jedes Kind weiß, daß die kirchliche Feier des Bergfestes den Männern allein gehört und daß der Bergmann vermöge eines tiefgewurzelten Vorurtheiles so viele Berufsopfer im Laufe des Jahres

fürchtet, als am Bergfeste Frauen in der Kirche waren. Es ist ein bedauerlicher Aberglaube, aber die hiesigen Frauen theilen ihn mit ihren Männern. Ist es da nicht mehr als gedankenlos, wenn sie nicht zu Hause bleiben?"

„Die Zahl ist zu hoch," entgegnete ich lächelnd, „deßhalb wird sie weniger Schrecken verursacht haben, wie eine geringere gethan haben würde."

„Das wird sie bleiben lassen," fuhr der alte Herr heftig fort. „Dieser, wie mancher andere Aberglaube, ist alt wie der hiesige Bergbau. Was auch die mächtig fortschreitende Zeit mit ihren größeren Bildungsmitteln hier gethan, — und ihre Einwirkung auf den Bergmann ist nicht zu verkennen, — sie konnte das Geheimnißvolle nicht beseitigen, das in den schaurigen Gängen und Tiefen ruht, in denen der Bergmann den größten Theil seines Lebens in dem Kampfe mit ungesehenen Gefahren verbringt. Und wenn wir gestehen müssen, daß der Mensch — der gebildete selbst — zuweilen geneigt ist, den Einfluß übersinnlicher Kräfte und Mächte in Begegnissen des Lebens anzunehmen, für die er mit all seinem Verstand und mit all' seiner Weisheit natürliche Ursachen nicht aufzufinden vermag, können wir uns dann wundern, wenn wir den Ungebildeten — der die Vorsicht nicht kennt, die ein klareres und ausgebreiteteres Wissen leitet — nur zu bereitwillig finden, diesen Einfluß gelten zu lassen, sobald und so oft er an der Grenze seiner beschränkteren Urtheilskraft steht?"

„Aber die Menschen sind nun einmal muthig in Gefahren, an welche sie sich in Gedanken oder in der Praxis gewöhnen," schaltete ich ein.

„In Gefahren, mit denen sie ringen, die sie bewältigen oder doch schadlos machen können durch eigene Kraft. Das sehen wir wieder deutlich an der todesmuthigen Aufopferung, die der Bergmann stündlich übt an Dem, was er unter täglicher Todesgefahr vollbringt, aber nicht in solchen, die unser Wahn schafft, die wir nicht sehen und deßhalb auch nicht beseitigen können, denen wir aber nicht auszuweichen vermögen."

„Gegen welche es aber ein mächtigeres Gegengewicht gibt, als die eigene Kraft, die an tausend Aeußerlichkeiten gebunden ist und uns versagen kann, wenn wir sie am nöthigsten haben. Eines, das der Bergmann auch in seinem gefahrvollen Beruf erwirbt, und zwar durch Erfahrung: das Gottvertrauen!"

(Fortsetzung folgt.)

---

* Zwei Wilde.

Novelle von Eva Hartner.

(Fortsetzung.)

Ellida wußte nicht, ob sie weinen oder lachen sollte, sie sah ihn fragend, zweifelnd an, er lächelte trübe.

„Sie sehen, ich bringe Zwiespalt in friedliche Häuser, ich verderbe die reine Luft, die hier weht! Unten liegt Hertha in Thränen und betrachtet mich als eine Art Raubmörder, die gute Tante betrachtet mich ungefähr ebenso, der Onkel hat mich stets verwöhnt — doch wozu das Alles! Ob mein Wanderstab hier eine Weile rastet oder nicht, ist im Grunde ganz gleichgiltig, also Sie bleiben und ich gehe!"

Ellida kämpfte schwer mit sich selber, doch für dieses Mal siegte der gute Engel. Freimüthig reichte sie ihm die schlanke Hand: „Ich bleibe, wenn Sie auch bleiben!" Er sah verwundert auf. „Sie haben Ihr Unrecht eingestanden, ich kann es auch! Vergeben wir gegenseitig! Waldstett ist groß genug für uns Beide. Ich werde meine Wege gehen, gehen Sie Ihre, wir brauchen uns ja nicht um einander zu kümmern!"

„Also Waffenstillstand?" sagte er und leise leuchtete der Muthwille auf. „Wenn Das aber langweilig wird?"

„So kämpfen wir wieder!" sagte sie lachend. „Sie sind ein sonderbarer Mensch, man kann Ihnen nicht böse sein!"

„Nicht wahr, Lorchen!" rasch drückte er einen Kuß auf ihre Hand und war verschwunden. Ellida verfiel in tiefes Sinnen

„Dies ist gegen die Abrede!" sagte Ellida am Abend dieses Tages, als sich Hans im Garten zu ihr gesellte. Die sinkende Sonne warf lange Schatten über Gras und Blumen, vom Teich her stiegen weißliche Nebel auf.

„Die Abrede war dumm!" sagte er lustig, „und ich langweilte mich. Da bin ich nun, Sie haben es selber gewollt, jetzt ertragen Sie mich mit Würde. Wo ist Hertha?"

„Im Dorf, Krankenbesuche machen."

„Meine Cousine scheint sich der Leidenden sehr anzunehmen!" bemerkte er trocken.

„Zeichnen Sie eigentlich?" fragte Ellida plötzlich.

„Sie meinen, weil ich eine schlechte Zeichnung herauskenne?" fragte er neckisch.

„Ja," sagte sie trotzig.

„Sie erkennen also an, daß Ihre Zeichnung schlecht ist?" fuhr er in demselben Tone fort.

„Schlecht war!“ erwiederte sie.

„War? Existirt sie nicht mehr?“

„Sie hat in demselben Augenblick aufgehört zu existiren, als ich erkannte, daß sie schlecht war.“

„Das war recht thöricht und übereilt gehandelt!“ bemerkte er trocken.

Ellida fuhr heftig auf, wieder brachte sie der kühle, verweisende Ton außer Fassung. „Warum Das?“ fragte sie.

„Mein Zeichnenlehrer pflegte zu sagen,“ sagte Hans gemüthlich einen Zweig zerpflückend, „‚löschen Sie nie eine falsche Linie aus, ehe sie die rechte gefunden haben. Sie werden die Nutzanwendung selber machen können.‘“

„Sie meinen,“ sagte Ellida nachdenklich, „man soll durch die falschen Linien auf die rechte Spur kommen?“

„So ungefähr,“ erwiederte er leichthin. „Aber ich bin ein schlechter Sittenprediger! Indessen könnten wir vielleicht einmal zusammen arbeiten, bei wem haben Sie Unterricht gehabt?“

„Ich habe nie zeichnen gelernt.“

„Nie zeichnen gelernt!“ rief Hans, verwundert stehen bleibend. „Bei Ihrem Talent! Ihnen hat es doch nicht an Mitteln gefehlt?“

„Das nicht, ich wollte aber nicht.“

„Sie wollten nicht, warum nicht?“

„Nun, weil ich eben nicht wollte!“

„Ein Grund, werth, von mir geäußert zu werden!“ rief er lachend. „Mein verehrtes Fräulein, bis jetzt habe ich mich für das unvernünftige und eigensinnigste Geschöpf auf Gottes Erdboden gehalten, ich glaube aber wirklich, in Ihnen finde ich meine Meisterin.“

Ellida schien an diesem Abend gute Lust zu haben, sich wieder einen Wagen zu bestellen. Düster und schweigsam nahm sie ihren Platz zwischen Hertha und ihrem Vater ein.

Besorgt sah sie Herr von Braunegg an, endlich fragte er unruhig: „Sie sind gewiß nicht wohl, Ellida, haben Sie Kopfschmerzen?“

„Nein!“ sagte sie ruhig.

„Ihre Antworten glänzen durch eine wundervolle Abwesenheit von Höflichkeit!“ bemerkte Hans.

„Aus Sympathie mit Ihnen!“ sagte sie, sich spöttisch verneigend.

„Um Gotteswillen, fangt nicht wieder an, Kinder!“ bat Frau von Braunegg.

„Aus Achtung vor Dir, Tante, will ich den Hieb geduldig auf mir sitzen lassen!“ lachte Hans.

„Es ist doch gut, daß Etwas auf der Welt Ihnen Achtung einflößt!“ bemerkte Ellida nachlässig.

„Vielleicht haben wir auch darin Sympathie?“ fragte er halblaut.

„Der Hieb ist zurückgezahlt!“ sagte sie mit zuckenden Lippen. „Sie brauchen Sich nicht länger als Opferlamm zu betrachten!“

„Ich habe nie viele Lamm-Eigenschaften gehabt!“ lachte er. „Doch um diesem anmuthigen Wechselgesang ein Ende zu machen, wollte ich Euch fragen, wie geht es meinem ehemaligen Lehrer und Privatdozenten Hartmann? Eine verbürgte Schiffernachricht hat mir gemeldet, daß er sich hier irgendwo in der Nähe als praktischer Arzt niedergelassen hat.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Als ein sehr berühmter Henker einen berüchtigten Mörder an dem Galgen in die Höhe ziehen wollte, riß der ganz neue und sehr starke Strick. Ein anderer Henker hatte aus Neid den Strick mit Scheidewasser bestrichen. Sonderbar, auch um das Mordhandwerk beneiden die Menschen einander. „Schwernoth!“ fluchte der Henker, „so Etwas ist mir doch in meinem Leben noch nicht passirt!“ — „Mir auch nicht!“ entgegnete ganz gelassen der an der Erde liegende Delinquent.

(Nicht übel.) Die Offizin des in Omaha (N.-Amerika) erscheinenden „Beobachter“ wurde durch Feuer zerstört. In einer Extra-Ausgabe sagt der Redakteur des Blattes unter der Ueberschrift: „Alles zum Teufel!“: Auch das Manuskript der Erzählung: „Die Machulle Leut'“ — eine literarische Erbsünde unseres Vorgängers — ist mit verbrannt; wir bitten deßhalb die Leser, den Schluß sich selbst machen zu wollen.

Lebensphilosophie.

Alles, was wir wirklich lieben, ist unersetzlich, und Alles, wofür Ersatz uns denkbar ist, haben wir niemals wahrhaft geliebt.

Der Entschluß, den Schmerz zu tragen, hebt am besten den Schmerz auf.

Das Herz gefällt mir nicht, das streng und kalt
Sich zuschließt in den Jahren des Gefühls.

Schiller.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 88. Montag, 29. Juli 1872.

* Zwei Wilde.

Novelle von Eva Hartner.

(Fortsetzung.)

„Der Thee macht Dir wohl sehr heiß?“ fragte Ellida, die sich Hertha's plötzliche dunkle Röthe nicht erklären konnte.

„Ja, nein, ich weiß nicht! Sei still!“ stammelte diese.

„Die Nachricht ist richtig!“ sagte Herr von Braunegg zu Hans. „Ich kann sie Dir um so sicherer bestätigen, als er sogar unser Hausarzt geworden ist. Wenn Du übrigens ganz genaue Nachrichten von ihm haben willst, mußt Du Dich an Hertha wenden, sie hat die Krankenpflege übernommen und sieht ihn deßhalb am häufigsten.“

„Er ist ein tüchtiger Arzt, nicht wahr?“ wandte Hans sich an seine Cousine. „Und wenn ich ihn recht beurtheile, auch ein ganz vortrefflicher Mensch.“

„Gewiß, Das ist er!“ bestätigte Hertha eifrig. „Aufopfernd, thätig, stets hilfsbereit und unermüdlich. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, ihn zu bewundern; er hat ein schweres Leben hinter sich.“

„Du scheinst wirklich recht gründlich unterrichtet!“ lachte Hans. „Aber in allem Ernst, er ist der tüchtigste Mensch, der mir je vorgekommen ist; seinem Beruf lebt er ganz.“

„Wo fände sich auch ein schönerer Beruf!“ sagte Frau von Braunegg.

„Jeder Beruf kann schön werden!“ sagte Ellida und ein seltsames Feuer sprühte in ihren Augen. „Gleichviel, ob Arzt, Prediger, Richter, Soldat oder Landwirth, wenn nur Der, der ihn ergreift, es von ganzem Herzen thut und ihn ordentlich ausfüllt. Was ich aber hasse, ist ein reicher Nichtsthuer, der müßig verzehrt, was Andere gesammelt haben, ein solcher scheint mir nicht nur hassenswerth, sondern auch verächtlich.“

„Gilt Das mir?“ fragte Hans.

„Wenn's paßt, warum nicht?“ sagte sie trotzig.

Sechstes Kapitel.

„Dieses Mädchen hat etwas unerträglich Stolzes und Beleidigendes im Wesen,“ sagte Hans zu seinem Onkel, als der Inspektor sie verlassen hatte. „Mich wundert, daß Ihr sie so geduldig ertragt.“

„O Hans, mein stürmischer Wilder!“ lachte der Onkel. „Dir, dem Nichts unerträglicher ist, als die alltägliche Zahmheit, wird ein achtzehnjähriges Mädchen zu viel!“

„Ein Mensch, der sich sogar hergebrachten Sitten nicht anschließt, ist doch unbequem!“ bemerkte der junge Mann nachdenklich.

„Gleich und gleich gesellt sich gern, pflegt man sonst zu sagen,“ erwiederte der Onkel. „In Eurem Falle könnt Ihr Euch vielleicht als abschreckendes Beispiel dienen.“

„Willst Du nicht noch ein Bischen hier bleiben, Elli?“ bat Hertha beim Schlafengehen.

„Ich bin zu müde, gute Nacht!“ sagte Ellida. An der Thüre kehrte sie wieder um. „Es ist nicht wahr,“ sagte sie trotzig, „ich bin nicht müde, ich will aber allein sein!“

Der Vollmond goß sein silbernes Licht über die Bäume und Teiche des Parks, Ellida entkleidete sich halb, hüllte sich in die Falten eines Frisirmantels, öffnete das Fenster und setzte sich auf einen Stuhl, dicht daran. Sonst liebte sie den Mondschein eigentlich nicht, sie pflegte zu sagen, er passe nur für weiche, träumerische Seelen, ihrer vollen, starken Natur sei das strahlende Sonnenlicht viel sympathischer. Warum verlöscht sie jetzt die Lampe, warum stützt sie den Kopf auf die Hand, warum rollen stille Thränen über die schönen Wangen? Ach, sie kann sich selber keine Rechenschaft davon geben! Sie ist ein stolzes,

freies Mädchen, kraftvoll und selbstständig, warum muß sie jetzt einer Unterredung gedenken, die sie vor wenigen Tagen mit Hertha gehabt hat? Ein Dienstmädchen des Hauses war mit einem Knecht des Hauses getraut worden, und Elliba's stolzes Wesen empörte sich gegen die Worte: Und er soll dein Herr sein! Warum fiel ihr jetzt Hertha's strahlendes Auge ein, als diese ihr sagte: die Zeit wird kommen, in der auch du empfinden wirst, daß Gehorchen eine Lust sein kann! Damals hatte sie übermüthig gelacht; wurde ihr jetzt bewußt, daß es süß und wonnig sein kann, zu gehorchen?

Wer kann es sagen, wer bestimmen? In der Tiefe jeder Menschenseele gibt es unergründliche Geheimnisse, vor denen auch der Eingeweihte mit Achtung zurücktreten soll.

Während das trotzig stolze Mädchen vergebens rang, den Kampf im eigenen Innern zu verstehen, that sich leise eine kleine Hinterthüre auf und eine hohe, schlanke Männergestalt schritt über den Kiesweg jener Rasenbank zu, auf welcher sie bei seiner Ankunft gelegen hatte. War er es aber, der sich jetzt, sie konnte seine Gestalt im hellen Mondlicht erkennen, in träumerischer Stellung auf der Bank niederließ? Irrte sie oder trug die Nachtluft wirklich den Ton eines leisen, traurigen Volksliedes an ihr Ohr? War es wirklich Hans von Braunegg's Stimme, die da leise, leise sang: Ach, wenn du wärst mein eigen, wie lieb sollt'st du mir sein!

Und Elliba barg den Kopf in beide Hände und ihre Thränen flossen stärker. Was war aus ihr geworden? Sie hatte Volkslieder noch nie beachtet und jetzt lag sie in heißen Thränen auf den Knieen und lauschte mit Anstrengung den leisen, süßen Tönen! Der Gesang war längst verstummt, längst hatte sie den Schritt des jungen Mannes verhallen hören, als sie sich endlich erhob. Sie schloß fröstelnd das Fenster und sagte zu sich selber: Es ist genug! Ich kann nicht fort um meines eigenen Wortes willen! Aber frei will ich mich machen von ihm und seinem Einfluß! Waldstett ist groß genug für uns Beide, ich habe es gesagt, will er zur Rechten, so will ich zur Linken!

Siebentes Kapitel.

Bleich und ruhig betrat sie am andern Morgen das Frühstückszimmer, wo ihr Hertha lachend entgegenkam. „Ich gratulire!" rief diese, „heute wirst Du Ruhe haben! Da lies, diesen Zettel habe ich eben gefunden!"

„Gnade und Frieden meinen Geliebten im Hause Waldstett! Da ich doch nur Störenfried bin, habe ich mein Rößlein gesattelt und bin davongeflogen! Fordere Niemand, mein Schicksal zu hören! Ich werde wieder kommen, aber fragt mich nur nicht wann, wie und woher, da Das selber nicht weiß Euer

Wilder."

Elliba wußte nicht, ob sie diesen plötzlichen Umschwung der Verhältnisse als Glück oder Unglück auffassen sollte, und wenig an Selbstbeherrschung gewöhnt, leuchtete es gar wunderlich in ihrem feinen Gesicht. Hertha dagegen wollte sich todt lachen. „Gott sei Dank, daß Hans sich wenigstens treu bleibt!" sagte sie endlich, ihre Thränen trocknend. „Seit Du, Elli, ernsthaft wirst und Geschmack am Mondschein findest und melancholische Volkslieder singst, habe ich angefangen, an der Beständigkeit der Menschheit zu verzweifeln."

Elliba wandte sich verwirrt ab, lachend schlang Hertha den Arm um den Hals der Freundin und zog den dunklen Lockenkopf an sich, ihr schelmisch in die Augen sehend.

„Habe ich unwissentlich eine wunde Stelle getroffen, Elli? Sieh, ich habe zwei Augen und zwei Ohren, die haben mir das Geheimniß verrathen!"

Elliba riß sich heftig los. „Du weißt," sagte sie, „ich hasse Mondschein und Volkslieder, und ernsthaft bin ich vielleicht gewesen, weil ich mich über den unverschämten Menschen geärgert habe. Uebrigens möchte ich wissen, wie Du zu Deinen Behauptungen kommst?"

„Das will ich Dir sagen!" lachte Hertha. „Hast Du nicht heute Nacht fast bis zum Morgen am offenen Fenster gesessen, und hast Du nicht heute früh beim Anziehen: Ach, wenn du wärst mein eigen! gesungen? Und hat nicht der Mond geschienen und ist Das kein Volkslied?"

„Gleichviel," sagte Elliba verwirrt, „wer kann jede Laune kontroliren!"

Die Eltern kamen, es gab neue Heiterkeit wegen des Briefes, man ließ den Knecht kommen, der im Stalle schlief, doch auch dieser konnte keine Auskunft ertheilen. Herr Hans sei bei Tagesanbruch gekommen, habe sich selber seinen Rappen gesattelt und sei fortgeritten. Als Herr v. Braunegg meinte, der Knecht hätte doch fragen können, wohin der Herr zu reiten gedenke, lachte der Mann und sagte: „Wir wissen ja Alle, daß sich der junge Herr doch Nichts dreinreden läßt!" und so wurde das Verhör geschlossen.

„Tante," sagte Elliba, als der Knecht gegangen war, „steht nicht das Thurmzimmer leer?"

„Ich denke, ja!" erwiederte die Dame.

„Kann ich es nicht beziehen?" fuhr Elliba fort.

„Warum?" fragte die Dame verwundert.

Elliba sah trotzig zu Boden. „Gleichviel, warum!" sagte sie mit zusammengezogener Stirne. „Ist es Dir recht, so gib es mir, und ist es Dir nicht recht, so sage einfach: Nein!"

(Fortsetzung folgt.)

* Einer, der das eiserne Kreuz nicht erhalten hat.

Das 1871er Juniheft des von Ernst von Leutsch zu Göttingen herausgegebenen philologischen Anzeigers enthält u. A. auch ein Verzeichniß der während des letzten Krieges im Felde gestandenen Philologen. Wir entnehmen demselben nachstehenden Fall, welcher Manches zu denken gibt: A. Matthias, studirt seit Ostern 1869 in Marburg, seit Ostern 1870 in Göttingen, trat in das Inf.-Reg. Nr. 57. Durch Zufall in den Besitz seines „Attestes" gekommen, theilen wir, um auch von dieser Thätigkeit in der Armee einen Begriff zu geben und um an einem einzelnen Beispiele recht deutlich die unserer Jugend auferlegten Strapazen und zugleich die Opferwilligkeit und Tüchtigkeit dieser Jünglinge zu zeigen, selbigen mit, nachdem wir noch bemerkt haben, daß Matthias wegen Schwäche in den Fingern vom Militärdienst frei ist, da er „die Griffe" nicht machen, sonst aber, wie das Folgende zeigt, ganz wacker dreinschlagen kann.

Attest.

„Der stud. hist. et phil. A. Matthias aus Göttingen trat beim Beginne des Krieges gegen Frankreich im Juli 1870, ohne überhaupt zum Militärdienst verpflichtet zu sein, als Freiwilliger in das diesseitige Regiment. — Derselbe wurde beim Ersatzbataillon in Hannover ausgebildet und traf am 28. August 1870 beim mobilen Regimente in Secudcourt vor Metz ein, warauf er der 9. Kompagnie zugetheilt wurde und bei dieser den ganzen Feldzug bis zu Ende mitmachte, ohne einen Tag im Dienst gefehlt zu haben. Unterm 15. Oktober 1870 wurde er zum Gefreiten ernannt und am 5. Mai 1871 auf seinen Wunsch — zur Fortsetzung seiner Studien — wieder entlassen.

Demselben wird außerdem hiedurch bescheinigt, daß er sich stets durch rege Pflichttreue und unermüdlichen Diensteifer unter allen, selbst den schwierigsten Verhältnissen ausgezeichnet, sich überhaupt während seiner ganzen Dienstzeit „sehr gut" geführt hat und niemals bestraft worden ist. — In den mitgemachten, angebogen verzeichneten Schlachten, Gefechten und Kriegshandlungen hat derselbe sich stets durch persönliche Bravour, Unerschrockenheit und besonders gute Einwirkung auf seine Kameraden ausgezeichnet. — Er wurde deßhalb zuerst nach der Schlacht von Beaune la Rolande, später wiederholt nach den Gefechten Anfangs Januar zur Dekorirung mit dem eisernen Kreuze 2. Klasse vorgeschlagen und bis jetzt lediglich nur deßhalb Anwärter auf dasselbe, als ihm bei der Vertheilung der dem Regimente überwiesenen Kreuze bislang noch Ansprüche älterer Kameraden vorgingen.

Nancy, den 5. Juni 1871.

L. S. von Cranach,

Oberst und Regimentskommandeur.

Das Verzeichniß der Schlachten u. s. w. lautet:

„Der freiwillige Gefreite Matthias, seit dem 29. August 1870 der 9. Kompagnie diesseitigen Regiments angehörig, hat bei derselben im Feldzuge 1870—71 folgende Schlachten, Gefechte und Kriegshandlungen mitgemacht:

1) 29. Aug. — 29. Okt. 1870 Belagerung von Metz.
   a. 31. Aug. und 1. Sept. Schlacht von Noisseville.
   b. 23. Sept. Vorpostengefecht bei St. Agathe und Bellevue.
   c. 27. Sept. Vorpostengefecht bei Semécourt und Woippy.
   d. 7. Okt. Ausfallgefecht bei Les grandes et petites Tapes.
2) 18. Nov. 1870. Gefecht gegen Franktireurs bei Soigny.
3) 28. Nov. 1870. Schlacht bei Beaune la Rolande.
4) 10. Dez. 1870. Gefecht bei Beaugency.
5) 11. Dez. 1870. Gefecht bei Chateau Cerceu.
6) 15. Dez. 1870. Gefecht bei Vendôme.
7) 16. Dez. 1870. Einnahme von Vendôme.
8) 20. Dez. 1870. Gefecht bei Monnaie vor Tours.
9) 5. Jan. 1871. Vorpostengefecht zwischen Villeporcher und Frénay.
10) 6. Jan. 1871. Gefecht bei Villethion und St. Amand.

11) 7. Jan. 1871. Gefecht bei la Guerronière und Villechauve.
12) 9. Jan. 1871. Einnahme von Chateau Renault.
13) 11.—13. Jan. 1871. Expedition und Rekognoszirung auf Beaumont.
14) 19. Jan. 1871. Einnahme von Tours.

Zur Beglaubigung

Nancy, den 5. Juni 1871.

Seilken,

Lieutenant und Regiments-Adjutant."

Der „Philologische Anzeiger" bemerkt hiezu: „Es mag allerdings gar schwer sein, bei der Größe der Armee jedem Einzelnen gerecht zu werden; aber es ist doch schon gar oft während wie nach dem Kriege die Klage laut geworden, daß einjährigen Freiwilligen und auch den aus diesen hervorgegangenen Offizieren leitende Kreise der Armee nicht günstig gestimmt seien. Woher Dies? Leisteten denn die Einjährigen weniger als die Andern? Es sind gewiß auch unter ihnen, die nicht befriedigt haben: aber haben die Dekorirten alle sich mehr ausgezeichnet, als hier z. B. amtlich bestätigt vorliegt? Auch fällt uns auf, daß wiederholte Empfehlung nicht beachtet worden, bei einem Regiment, das im Ganzen sich rühmlichst hervorgethan. Freilich ist in diesem Krieg sparsamer das Kreuz vertheilt als 1813, selbst Verdienten es nicht gegeben; uns fällt auch Das auf, weil, wenn aus der Mannschaft Viele das Kreuz erhalten, alle Offiziere es erhalten müßten. Und überhaupt warum gerade solchen, bei denen die Begeisterung für König und Vaterland die edelste, das Opfer das größte, die Begeisterung schwächen und statt des erhebenden Gefühls, das Verdienst überall gerecht anerkannt zu sehen, mit Bitterkeit das Herz über überall sich eindrängende kleinliche Vorurtheile erfüllen?"

Mannigfaltiges.

(Der hl. Petrus im Arrest.) Aus Znaim wird unterm 7. d. M. geschrieben: Wie tief der Aberglaube im Landvolke noch wurzelt, zeigt folgende Thatsache. Eine Bäuerin in der Umgebung von Znaim klagte dieser Tage ihrer Nachbarin, daß ihr ihm Traume ihr „seliger" Mann erschienen sei und sie sehr zornig angeschaut habe. Sie könne sich nun den Gedanken nicht aus dem Kopf schlagen, daß ihr Mann „umgehe", und gern möchte sie Alles thun, um den armen Geist zu „erlösen". Die schlaue Nachbarin, welche wußte, daß die Bäuerin Geld habe, beschloß, das Erlösungswerk auf sich zu nehmen. In der darauffolgenden Nacht wurde die Bäuerin durch das Klirren eines Schlüssels aus dem Schlafe geweckt, und als sie die Augen aufschlug, da stand vor ihr ein Mann mit einer Bischofsmütze auf dem Kopfe, mit einem bis zum Gürtel herabhängenden Barte und einem großen Schlüssel in der Hand. Die Bäuerin glaubte steif und fest, einen „Geist" vor sich zu haben, und zitternd stammelte sie die Beschwörungs-Formel: „Alle guten Geister loben Gott, den Herrn; was ist Dein Begehr'n?" Die Erscheinung antwortete: „Ich bin der heilige Petrus und bin gekommen, Dir zu sagen, daß Dein Mann nicht in den Himmel hineindarf, wenn Du nicht 300 Gulden mir übergibst, damit ich seine Seele erlöse." Die Bäuerin übergab ohne Zögern das Geld, worauf der gespenstige Bischof verschwand. In der darauffolgenden Nacht hatte die Bäuerin zum zweiten Mal dieselbe Erscheinung. Diesmal sprach der heilige Petrus: „Dein Mann ist ein großer Sünder gewesen, Du mußt noch mehr Geld geben, sonst wird derselbe in die Hölle verstoßen." Die Bäuerin erschrack sehr darüber, endlich sagte sie: „Ich habe Nichts mehr als ein Sparkassabüchel über 500 fl. österr. Währung, die ich in Nikolsburg eingelegt habe." Der „Geist" antwortete: „Löse schleunigst das Büchelchen aus, in drei Tagen werde ich wiederkommen und das Geld holen." Bei allem Respekt vor dem heiligen Petrus konnte sich die Bäuerin jedoch nicht enthalten, am Morgen die Geschichte weiter zu erzählen, und so gelangte dieselbe auch zu den Ohren des Gendarmerie-Kommandanten. Derselbe erbot sich, auch die Erscheinung in einem Verstecke mit anzusehen. In der dritten Nacht, Schlag zwölf Uhr, kam richtig wieder der Bischof, forderte das Geld und erhielt es. Kaum aber hatte der „Geist" die fünf Hunderter in Empfang genommen, da sprang der Gendarm hervor, riß der Erscheinung Bart und Bischofsmantel herab, und siehe da: der heilige Petrus war ein Weib, die Nachbarin der Bäuerin. Noch in derselben Nacht machte der Gendarm die Strafanzeige, und seitdem sitzt der „Apostel Petrus" zu Znaim im Arrest.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 89. Mittwoch, 31. Juli 1872.

* Zwei Wilde.

Novelle von Eva Hartner.

(Fortsetzung.)

„Trotzkopf!“ sagte Frau v. Braunegg lachend. „Beziehe es, wenn Du willst, mir fällt eben ein, Hans hat sein Nomadenzelt dort aufgeschlagen, wir können aber seine Sachen wo anders unterbringen.“

„Um Gotteswillen, nein!“ rief Elliba, aufspringend, „dann will ich nicht!“

„Wenn Ihnen Ihr Zimmer unbequem ist,“ nahm Herr v. Braunegg das Wort, „so suchen Sie Sich irgend ein anderes aus.“

„Ich bleibe!“ sagte Elliba trotzig und verließ das Zimmer.

Kopfschüttelnd sah ihr die Familie nach. „Sie ist schlimmer als der Junge,“ lachte der Vater endlich. „Nun, guter Wein tobt am ärgsten, mögen sich Beide austoben!“

Unerträglich lang und langsam verflossen für Elliba die Stunden dieses Tages. Sie versuchte Alles und Nichts wollte ihr gelingen. Sie suchte ihr Reh auf, das der Stalljunge Robert glücklicher Weise aufgenommen hatte, als die Ankunft des wilden Vetters es aus ihren Gedanken vertrieben hatte. Das Thierchen kannte sie nicht mehr und schmiegte sich scheu an den Knaben. „Denn sehen das gnädige Fräulein,“ sagte dieser, „so'n Viehle will ordentlich gepflegt sein, sonst thut's Einen halt nit kenne!“ Der süddeutsche Dialekt des Knaben hatte sie sonst immer amüsirt, heute hallten ihr die Worte: so'n Viehle will ordentlich gepflegt sein! wie ein Vorwurf in die Ohren.

„Es ist gut, Robert,“ sagte sie seufzend. „Vergiß das Thierchen nicht!“

„O damit hat's keine Gefahr!“ erwiederte der Knabe ganz freundlich, „Das thue nur die vornehme Leut', Unsereiner vergißt sei Arbeit nit!“

„Auch Das noch!“ dachte sie unmuthig.

Sie ging am Wirthschaftshause vorbei. Durch die offene Thüre sah sie Hertha im Kreise der Dienstmädchen mit dem Einmachen der Früchte beschäftigt. Alle sahen thätig und vergnügt aus, mißmuthig ging Elliba weiter. Hatte sie sich doch selber von der Theilnahme an solcher Thätigkeit ausgeschlossen! Auch die Leinkammer ließ sie unbetreten liegen, sie wußte, daß Frau v. Braunegg dort mit dem Sortiren des Garns beschäftigt war; was sollte sie dort? Fast weinend vor Unmuth, mit dem Gefühle eines Kindes, das nicht weiß, was es anfangen soll, flüchtete sie sich schließlich in die Einsamkeit ihres Zimmers, wo nur die vier Wände Zeuge ihrer schlechten Laune waren.

Doch auch der unerträglichste Tag hat schließlich ein Ende und so war denn auch der Abend dieses Tages endlich gekommen. Elliba hatte sich nach dem Abendessen auf ihren Lieblingsplatz, die Rasenbank, geflüchtet und sah, in düsteres Nachdenken versunken, zum stillen Nachthimmel auf. Ein Schritt näherte sich, Hertha's Vater kam, die glimmende Cigarre im Munde, langsam den Kiesweg entlang geschlendert.

Wenn Elliba's stürmischer Charakter überhaupt einen Mann, nächst ihrem Vater, liebte, so war es Herr v. Braunegg, der seinerseits dem schönen Wildfang herzlich gut war. Ein Plauderstündchen im Garten Abends nach Sonnenuntergang oder Morgens vor dem Frühstück war ein Genuß, den sich Beide gern bereiteten. Er liebte die trotzige Eigenart des Mädchens, und sie fühlte diese Zuneigung um so mehr, als sich der ernste, ruhige Mann sonst nur wenig um Frauen bekümmerte. So blieb er auch jetzt stehen und sagte freundlich lächelnd:

„Schon wieder auf der Rasenbank, wenn der Abendthau fällt? Wie oft soll ich Ihnen noch physikalische Vorlesungen über das Ungesunde dieses Thuns halten? Sie zwingen mich wirklich, meine Drohung wahr zu machen und die Rasenbank mit Blumen bepflanzen zu lassen!"

„Es wäre schade um die armen Blumen!" lachte Ellida; „denn ich würde sie jedenfalls in der ersten Nacht herausreißen! Aber Sie sehen, ich bin schon auf!" Damit erhob sie sich und ging neben Herrn v. Braunegg einher, der sie prüfend betrachtete.

Warum sie unter diesem Blick plötzlich heiß erröthete, wußte sie selber nicht, doch stieg ihre Gluth noch um ein Bedeutendes, als er, die Asche von der Cigarre streichend, ruhig sagte:

„Wundert mich doch, daß der Bengel, der Hans, noch nicht zurück ist!"

„Erwarten Sie ihn?" fragte sie mit unsicherer Stimme.

„Gewiß!" sagte der Onkel behaglich; „ich bin sogar fest überzeugt, daß er gar nicht weit weg ist." Ellida sah erschrocken auf. „Nun, nun," beruhigte er lachend, „nicht gerade hier im Garten, aber irgendwo in der Nähe. Es scheint Ihnen nicht lieb, ihn wieder zu sehen?"

„Es ist mir vollkommen gleichgiltig!" sagte sie, hochmüthig den schönen Kopf zurückwerfend.

„O Ellida!" sagte Herr v. Braunegg kopfschüttelnd, „Das hätte ich nicht von Ihnen gedacht! Sie, Musterbild von Aufrichtigkeit, auch unwahr?"

„Ich verstehe Sie nicht!" sagte das Mädchen verwirrt.

„Der Junge kann Einem unangenehm oder lieb sein, nicht gleichgiltig bleiben," sagte der Onkel. „Entweder man freut sich, wenn er kommt, wie ich, oder man ärgert sich wie Hertha, oder man empfindet ein Gemisch von Beidem, wie meine Frau; aber gleichgiltig bleiben gegen so viel sonniges Leben, so viel sprudelnden Witz, so viel Uebermuth und Schelmerei, Das ist nicht möglich!"

„Sie denken sehr hoch von Ihrem Herrn Neffen?" fragte sie wegwerfend.

Herrn von Braunegg's gutmüthiges Gesicht wurde ernst. „Von seinen Anlagen, ja! Von der Benutzung derselben, nein! Indessen hoffe ich das Beste."

Da Ellida stumm blieb, fuhr er nach einer kurzen Pause fort: „Ich weiß nicht, ob Sie mich recht verstehen werden, mein Neffe ist in Gefahr, an einer Klippe zu scheitern, die sehr befähigten jungen Leuten leicht gefährlich ist, an einer zu bequemen, zu gesicherten Lage."

„Ich weiß nicht recht, wie Sie Das verstehen," sagte Ellida.

„Schon bei Kindern ist Reichthum oft ein Hinderniß der Erziehung," fuhr der alte Herr fort. „Dem armen Knaben wird von frühester Kindheit ab gesagt: Arbeite, lerne, mache, daß du vorwärts kommst! Lerne auf eigenen Füßen stehen, jedes Jahr ist Gewinn! Bei reichen Kindern finden sich aber stets thörichte Menschen, die dem Knaben zuflüstern: Was quälst du dich! Du brauchst doch kein Geld zu verdienen! Das erschlafft schon manche frische Kraft auf der Schulbank. Bei Hans war Das indessen nicht der Fall, er hat das Gymnasium trotz zahlloser dummer Streiche mit unglaublicher Schnelligkeit durchgemacht, und als er Abiturient war, schwur sein Geschichtslehrer, er sei zum Professor der Geschichte geschaffen, der Zeichnenlehrer, er müsse Maler werden, und der Musiklehrer wollte gar einen zweiten Beethoven aus ihm machen."

„Und was wollten die Eltern?" fragte Ellida, wider Willen interessirt.

„Armer Junge, er hatte längst keine mehr! Seine Mutter war bei seiner Geburt gestorben und sein Vater, mein einziger Bruder, lebte noch zwölf Jahre in düsterer Trauer und Abgeschiedenheit um die geliebte Gattin. Der Junge wuchs auf, frei wie der Vogel in der Luft. Ich versuchte, ihn in's Haus zu nehmen, als er ganz verwaist war, es ging aber nicht wegen Hertha, die sich an des unbändigen Vetters Tollheiten nicht gewöhnen konnte; so mußte ich ihn schon in Pension geben. Als er das Examen bestanden hatte, vertraute er mir an, er wolle sich auf Universitäten aufhalten und sehen, für welches Fach er sich begeistern könne. Er studirte auch richtig drei Jahre lang —"

„Bier?" unterbrach ihn Ellida trocken.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Glück auf!

Aus den Aufzeichnungen eines Bergarztes.

Von M. Morgenstern.

(Fortsetzung.)

„Wohnen Sie einmal am Montagmorgen der Betstunde in der Zechenstube bei, hören Sie, mit welcher Inbrunst der alte Scheidsteiger das Evangelium des letzten Sonntags abliest, mit welcher Andacht die Männer in den schwarzen Kitteln den verzeichneten Gesangvers singen und nach dem gemeinsamen Gebet mit ihrem „Glück

auf!" in die unheimliche Tiefe fahren, möglicher Weise zu ihrer letzten Schicht; beobachten Sie den beschädigten Bergmann auf seinem Schmerzenslager, seinem Todtenbette; lassen Sie Sich berichten, wie der treue Kamerad an den Unglücksort eilt, an dem sein Freund von der eindringenden Bergeslast zerschmettert wurde, wie er den verstümmelten Leichnam zum Auffahren in die Tonne schafft und sich dann anschickt, das Werk zu vollenden, das Jenem den Tod brachte, und Sie müssen mir recht geben: er besitzt einen frommen Glauben, ein unvertilgbares Gottvertrauen."

„Ist aber nicht ganz frei von dem alten Aberglauben," entgegnete der Doktor fest, „den er mit der Liebe zu seinem Beruf von seinen Vorfahren geerbt hat. Im menschlichen Herzen haben nun einmal Gegensätze Platz, Licht und Schatten liegen neben einander, wie in der Natur."

„Aber das Licht wird den Schatten überflügeln, es muß —" fiel Frau Büchner ein.

„Daß doch die Frauen nicht bei der Sache bleiben können," eiferte der alte Herr ärgerlich, „das wird und muß gehört der Zeit an und beschäftigt uns jetzt nicht. Wir sprechen nicht von dem Bergmann, wie er sein sollte, sondern wie er ist, und wir beschäftigen uns nicht mit Ausnahmen, sondern mit der Allgemeinheit. Ich meine übrigens, wir haben diesen Punkt hinreichend besprochen und ich habe Nichts dagegen," fügte er, zu Lenore gewandt, freundlicher hinzu, „wenn Du uns das Lied singen willst, das vom Gottvertrauen des Bergmannes redet und seinen Aberglauben unberücksichtigt läßt."

Lenore erhob sich schnell und trat zum Instrument:

„Und deckt dich auch der Erde Schooß
Tief in dem dunklen Schacht,
Die Vaterhand läßt dich nicht los,
Das Vaterauge wacht:
Drum zagst du, braver Bergmann, nicht,
Der Herr dein Stab, der Herr dein Licht.

„Wohl dunkel ist's um deine Bahn,
Und schaurig hallt dein Tritt,
Und Grauen wandelt Manchen an,
Denn die Gefahr geht mit:
Doch zagst du, braver Bergmann, nicht,
Der Herr dein Stab, der Herr dein Licht.

„Und bräch' der ganze Bau sofort,
Dräng' wilde Fluth herein,
Spricht nur der Herr ein rettend Wort,
Wirst du geborgen sein:
Drum zagst du, braver Bergmann, nicht,
Der Herr dein Stab, der Herr dein Licht."

„Es hat mich oft bekümmert," sagte Lenore, nachdem sie sich wieder zu uns gesetzt, „zu vernehmen, wie irrig die Meinung des Landbewohners über den oberharzischen Bergmann ist, wie man den leichten Sinn, den der gnädige Gott gleichsam als Gegengewicht des Schweren und Erdrückenden seines Looses in die Natur des Bergmannes legte, so mir Nichts dir Nichts in Leichtsinn verkehrt und so gar keinen Begriff davon hat, welch' eine Kette von Entbehrungen und Anstrengungen sein Leben ausmacht, wie er selbst die kurz gemessene Feierstunde nach beendigtem Tagewerk noch zu einem Nebenverdienst benutzen muß."

„Ich bedauere nur," entgegnete Doktor Giesecke, der an diesem Abend ungewöhnlich redselig war, „daß der Luxus unserer Tage selbst seinen Weg in unsere Bergmannshäuser gefunden hat, daß der ursprünglich einfache Sinn des schlichten Bergmannes sich zu einer Vornehmheit verirrt, die seine Volksthümlichkeit immer mehr dahinschwinden läßt.

„Kittel und Schachthut müssen ihm bleiben; sie sind seine Uniform und volksthümliche Tracht, an der er so festhält, wie an seinem oberharzischen Dialekt.

„Aber Kittel und Schachthut und Dialekt sind doch nicht Alles. Die Frauen und Töchter sind aus ihrer Einfachheit herausgetreten. Die Ofenbank, die in meiner Kindheit in jeder Bergmannsstube zu finden war, hat dem Sopha Platz gemacht, auf dem sich der ermüdete Bergmann nach der sauren Arbeit nicht ausstrecken mag. Selbst das Singen von Bergmannsliedern in den Häusern wird immer seltener."

„Dennoch bleibt sich das Wesen des Bergmannes gleich und muß sich gleich bleiben. Sein Beruf scheidet ihn eben von andern Menschen, schafft so seine Eigenthümlichkeit," entgegnete ich, „und erhält sie auch, wenn schon der Fortschritt der Zeit auch in sein Leben eingreift und äußerlich Aenderungen bedingt. Stillstand ist nun einmal nicht denkbar und auch nicht wünschenswerth, gönnen wir deßhalb auch dem Bergmanne ein Fortschreiten. Zu wünschen ist nur, daß dieses Fortschreiten in der ihm gezogenen Grenze bleibt, daß seine Bedürfnisse nicht über seine Einnahme hinausgehen, ihn in Sorgen und Unannehmlichkeiten stürzen, die seinen Frohsinn beeinträchtigen und Verweichlichungen herbeiführen, die Krankheiten und Leiden schaffen und ihn vor der Zeit berufsuntüchtig machen müssen." (Forts. folgt.)

Mannigfaltiges.

(Wer hat die französischen Pendules gestohlen?) Alle Welt kennt das Geschrei, das nach dem deutsch-französischen Kriege in den französischen Journalen über die Prussiens erhoben wurde, die alle möglichen Werthgegenstände und ganz besonders Pendul-Uhren aus den verlassenen Häusern gestohlen und über die Grenze nach Deutschland geschafft hätten. Es fällt uns nicht ein, diesen durch die materielle Unausführbarkeit im Kriege hinreichend gekennzeichneten Blödsinn nochmals zu widerlegen, Thatsache mag sein, daß, als die flüchtigen Franzosen nach dem Abzug der Deutschen in ihre Häuser zurückkehrten, manch werthvoller Gegenstand abhanden gekommen war; was lag nun näher, als „ces maudits Prussiens“ der Diebstähle zu beschuldigen, und nicht immer waren es die Bestohlenen, die am meisten schrieen. Vor dem Zuchtpolizei-Gerichte zu Portoise spielte sich nun dieser Tage eine Verhandlung ab, die geeignet ist, die Franzosen zu belehren, daß sie hinter den während des Krieges begangenen Diebstählen wohl zumeist ihre — eigenen Landsleute zu suchen hätten, und nicht immer etwa arme Teufel, die sich von der Gelegenheit zu Dieben machen ließen, sondern manchmal auch — Millionäre. In dem reizenden Badeorte Enghien, nahe bei Paris, wohnt in einer prächtigen Villa ein Pariser Juwelenhändler M. mit seiner aus fünf Personen bestehenden Familie. Die Familie M. lebt auf ziemlich hohem Fuße, wie alle Eigenthümer der hübschen Landhäuser in der Pariser Umgegend. Man erzählt, daß Herr M. mehr als eine halbe Million im Handel verdient habe, und würde ihm Jemand zumuthen, einen seiner Geschäftsfreunde oder Kunden um eine lumpige Summe von 3000 Frcs. zu bestehlen, er würde gewiß ein Zetergeschrei erheben. Und doch hat die Familie M. Werthgegenstände in einem solchen Betrage gestohlen und sich bei Begehung dieses Diebstahls mehr Mühe gegeben, als ein armer Teufel von Fälscher, der in den Besitz von 100,000 Frcs. gelangen will. Als die deutsche Armee das zum großen Theil verlassene Enghien okkupirte, machte sie es, wie es eben jede Armee im Kriege machen würde, und Das wird ihr mit Ausnahme der Franzosen wohl kein Vernünftiger verargen — sie richtete sich nämlich so behaglich ein, als es eben anging. Dies ist nämlich so zu verstehen: waren zum Beispiel in einem Hause mit Rücksicht auf die Zahl der Einquartierten zu wenig Betten, Tische oder irgend andere Möbel, so glich man dieses Mißverhältniß aus, indem man das Ueberflüssige aus anderen Häusern herüber transportirte; wir wollen dem „Figaro“ sogar glauben, daß, wenn der musikalische Major Bitter in ein Haus einquartiert wurde, in dem sich kein Piano befand, er eins von dem nichtmusikalischen Hauptmann v. d. Teufel lieh. Es ist nun begreiflich, daß, als die Deutschen sechs Monate später abzogen, sie einige Verwirrung zurückließen. Es wurde daher Seitens der französischen Behörden angeordnet, daß ein Jeder alle in seiner Wohnung vorgefundenen und ihm nicht gehörigen Gegenstände auf die Mairie bringe, da sie von dem Eigenthümer reklamirt werden könnten. Die Familie M. hat es aber nicht für gut befunden, dieser Anordnung nachzukommen. Ja, sie ging noch weiter, indem sie die unrechtmäßig zurückbehaltenen Möbel, die einen Werth von 3000 Frcs. repräsentirten, zum Tapezierer sandte, um sie herzurichten und möglichst unkenntlich zu machen. Der feine Plan mißlang jedoch. Die Sache kam an den Tag. Der Gerichtshof verurtheilte Herrn und Frau M. und noch ein drittes Familienglied zu je zwei Jahren, ein viertes zu dreizehn Monaten Kerker. Dieses Urtheil dürfte vielleicht den Erfolg haben, daß gar manche Penduluhr, die man in Berlin oder München wähnte, plötzlich zum Vorschein kommen wird.

In ein Telegraphenbureau bei Paris trat jüngst ein Herr und gab folgende Depesche auf, die als einfache nur zwanzig Worte zählen durfte: „Madame Duval, X. Straße 15, Paris. Melde mit Schmerz Tod Oheim Vincent's. Komme rasch zur Eröffnung Testaments. Glaube wir sind Erben. Durand.“ — Der Telegraphenbeamte zählte die Worte und fand deren zweiundzwanzig. — „Es sind zwei Worte zu viel, mein Herr,“ bemerkte er dem Aufgeber. — „So?“ entgegnete dieser, las das Telegramm durch und entschied dann: „Wohl, streichen Sie: mit Schmerz.“

Bei einer fröhlichen Tafel fragte man den Dr. Mogos, warum man gerade mit dem Weine anstoße und nicht mit dem Bier? — Dr. Mogos erwiederte: „Weil im Weine Wahrheit liegt, und mit Wahrheit stoßt man immer an!“

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 90. Freitag, 2. August 1872.

* Zwei Wilde.

Novelle von Eva Hartner.

(Fortsetzung.)

„Auch Das, nach seiner Kenntniß in dem Fach zu schließen! Aber auch manches Andere. Aber stets erklärte er, er könne sich für Nichts entscheiden, von jeder Wissenschaft nahm er mit, was ihm gerade Spaß machte; mit seinem Freiwilligenjahr war er auch von einer kleinen Vorliebe für's Militär geheilt. Sie haben selbst gehört, mit welchem Grauen er der Landwirthschaft gedenkt! Jetzt treibt er sich seit drei Jahren zweck- und ziellos auf Gottes Erdboden herum, und jetzt muß ich gestehen, ängstige ich mich."

„Weil die Vormundschaft zu Ende geht?" fragte Ellida boshaft.

„Aus dieser Frage geht hervor, daß Sie mich doch nicht verstanden haben," sagte Herr von Braunegg ruhig. „Mein Neffe hat sehr bedeutenden Grundbesitz von seinem Vater geerbt. Ein solcher bringt ernste und schwere Verpflichtungen mit sich, denen er sich bis jetzt stets entzogen hat. Was ich als Vormund thun konnte, habe ich redlich gethan, doch ein unglücklicher, von meinem Bruder achtlos unterzeichneter Pachtkontrakt und die Vormundschaftsgesetze binden mir die Hände. Auf diese Weise geht ein großes, schönes Gut nebst zahlreichen Einwohnern dem sichern Verderben entgegen, der Pächter rechnet auf die Achtlosigkeit und die beständige Abwesenheit des jungen Herrn, um den Kontrakt zu erneuern und das Gut vollends auszusaugen. In diesem Sinne haben Sie mit Ihrer Frage Recht. Was meinen Neffen selbst betrifft, so irren Sie sehr, wenn Sie denken, ich hätte ihn je in seiner persönlichen Freiheit einzuschränken gesucht."

Ellida's Augen füllten sich mit leicht erregten Thränen bei dem ernsten Ton des Freundes. „Verzeihen Sie mir!" bat sie, „ich wollte Sie nicht kränken! Er ist gar nicht werth, daß wir von ihm sprechen!"

Herr von Braunegg lächelte, schnell besänftigt. „Doch wohl," sagte er scherzend. „Ich dächte, er wäre sogar eine ganze Reihe bitterer Tage werth, wie viel mehr einiger Worte! Aber Eins bitte ich Sie zu beachten, er hat eine wunde Stelle im Herzen, und Das ist seine Vereinsamung. Eine seltsame Sehnsucht nach seiner todten Mutter zeigte sich schon in dunklen Stunden bei dem wilden Knaben, hüten Sie Sich, die Stelle zu berühren, lassen Sie ihn nie fühlen, daß er ein Fremder ist! Doch ich moralisire und langweile Sie damit; da ist Hertha! Setzen Sie Ihren Abendspazirgang mit ihr fort!" —

Als Ellida in dieser Nacht nach langem Wachen einschlief, stand der Entschluß in ihr fest, ihre Kräfte und Talente nicht durch Reichthum untergehen zu lassen, mochten andere mit den ihren machen, was sie wollten.

Achtes Kapitel.

„Was nur über Ellida gekommen sein mag!" sagte Frau v. Braunegg nach Ablauf einer Woche zu ihrem Manne.

„Was denn, liebe Frau?" fragte dieser, die Zeitung weglegend.

„Sieh nur selber!" erwiederte sie, durch die offene Thüre deutend.

Es war ein liebliches Bild, das sich seinen Blicken darbot. Hertha und Ellida saßen sich gegenüber an einem Tische, eifrig zeichnend.

„So geht Das nun schon eine ganze Reihe von Tagen!" sagte die Gattin. „Und Wilhelm sagt, nach dem Oel zu schließen, das er täglich in ihre Lampe füllen muß, müßte sie jede Nacht bis lange nach Mitternacht arbeiten. Jette hat mir auch anvertraut, sie hätte einen ganzen Stoß

von schauderhaft gelehrten Büchern auf dem Schreibtische stehen, und jeden Morgen geht Das mit Musik und Zeichnen, Englisch und Französisch, als ob sie Schulkinder wären."

„Laß sie ruhig gewähren," sagte der Mann lächelnd. „Sage um Gotteswillen Nichts, Du weißt, was für ein noli me tangere das Mädchen ist!"

„Sie ist wirklich wunderbar schön!" bemerkte Frau v. Braunegg nachdenklich. „Hertha ist doch auch nicht häßlich, aber sie verschwindet völlig neben ihr."

„Auch Hans?" neckte der Gatte.

„Auch Hans!" bestätigte die Frau lachend. „Aber wo mag der Junge stecken?"

„Das mag Gott wissen!" sagte der Gatte. „Ich hoffe immer noch, er wird endlich vernünftig. Die Arnswalder Geschichte wird immer trostloser, da muß tüchtig eingegriffen werden!"

„Er muß heirathen," sagte die Frau, „eher kommt er nicht zur Ruhe!"

„Da hast Du nicht Unrecht; wo aber eine Frau finden?"

Die Gattin blickte in's Nebenzimmer, das Auge des Mannes folgte ihr und blieb an dem schönen Lockenkopf des Mädchens haften. „Wo denkst Du hin?" sagte er erschrocken; „die beiden Wilden! Das würde eine nette Wirthschaft werden!"

Die Frau zuckte die Achseln. „Wo willst Du eine bessere für ihn finden? Uebrigens ist es auch nur so eine Idee!" Sie nahm ihren Schlüsselkorb und ging, der Gatte blieb nachdenklich zurück.

„Dürfte ich Fräulein von Buchau sprechen?" fragte am Abend dieses Tages die Stimme eines Mannes im Vorzimmer.

Ellida legte ihr Buch weg und ging heraus. „Was gibt es?" fragte sie.

Der Fragende, ein junger Bauer aus dem Dorfe, den Ellida wohl kannte, drehte verlegen seine Mütze in der Hand. „Fräulein Hertha schickt mich," begann er endlich, „der kleine Jochen ist sehr krank und will durchaus das Fräulein mit dem Engelskopf sehen, und der Arzt sagt, wenn Sie kämen, würde es dem Jochen gut thun und er würde vielleicht einschlafen, und Fräulein Hertha meint —"

„Ich komme sogleich!" sagte Ellida und folgte dem Manne nach, der rasch den Rückweg antrat. „Was fehlt Ihrem Kinde?"

„Es ist ein Nervenfieber," sagte der Mann; „er hat sich erkältet und nun fiebert er schrecklich und spricht immer von dem Engel, der ihm helfen wird!"

„Vielleicht meint der Kleine aber gar nicht mich?" fragte Ellida zweifelnd.

Der Bauer schüttelte den Kopf. „Es kann sonst Niemand sein," sagte er; „der Jochen hat Sie letzten Sonntag aus der Kirche kommen sehen. Sie haben mit ihm gesprochen und ihm eine Blume geschenkt, und er sagt: Der Engel hat sie mir gegeben! Es ist wohl nur wegen der kurzen Haare!" setzte er entschuldigend hinzu.

Schweigend setzten die Beiden ihren Weg fort. Nicht weit von dem Hause des Bauern kam ihnen Hertha entgegen. „Gott sei Dank, daß Du kommst!" rief sie schon von Weitem. „Das Kind liegt in einem rasenden Fieber! Hast Du aber keine Angst?" fragte sie leise.

Unmuthig schüttelte Ellida den Kopf. „Wie sollte ich?" sagte sie rasch; „es wird nur Nichts helfen!"

Eine schlanke Männergestalt erhob sich von dem Bette des kranken Kindes, als Ellida eintrat.

„Dr. Hartmann!" stellte Hertha leise vor.

Ellida kniete am Bettchen nieder und legte ihre schlanke, kühle Hand auf des Kindes brennende Stirne, dessen wirre Blicke rastlos im Zimmer umherirrten. Mit zuckenden Lippen murmelte das Kind unverständliche Worte und seine glühenden Händchen tasteten nervös auf der Bettdecke herum. Die schluchzende Mutter stand am Fußende und ihre Thränen regten das Kind nur noch mehr auf.

„Suchen Sie die Frau fortzuschaffen?" flüsterte der Arzt. „Sie will nicht fort, ich kann sie nicht dazu bewegen."

Ellida faßte mit sanfter Gewalt die fieberheißen Hände des Kindes in ihre Rechte. „Frau Kühnemann," bat sie leise, „gehen Sie jetzt ein Bischen fort, nur bis er schläft, er findet keine Ruhe, so lange er Sie weinen hört!"

Schluchzend entfernte sich die gänzlich fassungslose Frau und Ellida neigte ihr schönes Haupt so dicht zu dem kranken Kinde, daß ihre Locken fast das glühende Gesicht berührten, während sie ihm leise, beruhigende Worte zuflüsterte. Nach und nach wurden des Kindes Bewegungen weniger heftig, es schien dem süßen Wohlklang ihrer Stimme zu lauschen, das rastlose Auge ruhte auf dem holden Antlitz des Mädchens, ein Lächeln des Erkennens erhellte das Gesicht: „Der Engel!" flüsterte das Kind; „der schöne Engel!"

(Fortsetzung folgt.)

* Glück auf!

Aus den Aufzeichnungen eines Bergarztes.

Von M. Morgenstern.

(Fortsetzung.)

„Da kommt der Arzt," warf Lenore schalkhaft ein; „nun werden wir eine Abhandlung über Nervenschwäche und Blutarmuth hören müssen. Aber, mein Herr Bergmedicus, dem oberharzischen Bergmanne kommen diese Ungeheuer noch nicht; sie haben Respekt vor seinem Beruf. So lange zehn- oder elfjährige Knaben früh Morgens um 4 Uhr in Regen und Sturm und nächtliches Dunkel hinaus müssen, und oft genug nur bei Wasser und Brod — denn nicht alle sind durch ein Butterbrod beglückt — zwölf Stunden lang arbeiten, so lange sie nach solch' einer Jugend zuletzt zur Grubenarbeit gelangen, auf unterirdischen Pfaden täglich ihr Leben wagen, in Pulver- und Oeldampf, an nassen, kalten und zugigen Orten sich abmühen, die schädlichsten Gase einathmen müssen und ihr schönes Gottvertrauen behalten, so lange, denke ich, wird der Bergmann, troß zeitgemäßer Neuerungen, seine bergmännische Eigenthümlichkeit behalten. Sein Beruf hält sie fest, weil sie mit demselben zusammenhängt, von ihm bedingt wird. Mit ihrer Nervenschwäche und Blutarmuth, die troß des allgemeinen Fortschrittes zu modern und gottlob zu vornehm für den armen Bergmann ist, dürfen Sie ihm nicht kommen. Sie müssen ihm die schreckliche Bergsucht, die Lungenkrankheiten und den Rheumatismus lassen, Uebel, die leider auch zu den bergmännischen Eigenthümlichkeiten zu rechnen sind, und von denen keine ärztliche Kunst und Einsicht den armen Bergmann befreien kann, weil sie die Anstrengungen seines Berufes nicht wegzuschaffen, ihm nicht mit dem Sonnenlicht das Lebenselement für alle lebenden Wesen zuzuführen vermag."

„Ich will mich für geschlagen erklären aus Gefälligkeit gegen Dich," sagte Doktor Giesecke, „wenn Du mich belehrt hast, wie es mit den Frauen und Töchtern der Bergleute steht, und ob sich der Einfluß des Berufs ihrer Gatten und Väter auch bewahrend auf sie erstreckt. Ich muß bezweifeln, daß der Staat, mit dem sie sich behängen, sich mit ihrer Stellung im Leben und mit dem Wochenlohn verträgt, den das geplagte Familienhaupt allsonnabendlich empfängt."

„Wenn sie sich hübsch zu machen suchen," entgegnete Lenore erröthend, „so thun sie es sicherlich nur, um ihren Männern und Vätern Freude zu machen. So lange sie Das nicht hindert, fleißig mitzuarbeiten für die Vermehrung des Wochenlohnes, so lange sie sich nicht scheuen, ihr Herrenkorn aus den entfernten Magazinen auf ihren Rücken die steilen Harzberge heraufzuholen, mußt Du sie deßhalb nicht zu sehr tadeln, Väterchen. Denn glaube es mir, in diesem besondern Falle wie im Allgemeinen — an der so viel geschmähten Putzsucht der Frauen tragen gar sehr oft die Männer die Schuld."

„Eine Frauenantwort," spottete der alte Herr, „der man den Mangel an Logik nachsehen muß. Bezweifeln möchte ich indessen, daß alle Bergmannsfrauen und Töchter Das noch thun, was Du da hervorhebst."

„Die es nicht thun, beschäftigen sich im Hauswesen oder bereichern die Haushaltschatoulle durch ihre Industrie. Die Harzer Strick- und Häkelarbeiten sind ein weit verbreiteter Handelsartikel und ein sehr gesuchter. Die zierlichsten Mützchen und Spitzen, die auf den Jahrmärkten der Landstädte Aufsehen erregen, sind oft von ganz kleinen Mädchen angefertigt, die noch nicht einmal eine gehörige Häkelnadel haben, sondern mit großer Geschicklichkeit den Knopf einer Stecknadel zu benutzen wissen, den sie in einen Holzspahn befestigt haben. Ich wundere mich immer wieder von Neuem, wie sie es fertig bringen, wenn ich die Kinder auf den Haustritten sitzen sehe und der Beweglichkeit ihrer Hände zuschaue, die ebenso schnell ist, wie die ihrer Zungen."

„Was die Zungenfertigkeit betrifft, so kannst Du es sicherlich auf einen Wettkampf ankommen lassen," sagte der Doktor trocken, aber nicht unfreundlich, indem er sich ermüdet zurücklehnte und die Augen schloß. Ein Zeichen, daß er die Unterhaltung beendet wünschte.

Lenore war schön geworden in ihrem liebenswürdigen Eifer. Helle Röthe überfluthete ihr Gesicht, Wohlwollen und Liebe gaben ihren Augen vermehrten Glanz. Sie bot mir die Theetasse, ohne aufzublicken.

IV.

„Glück auf, Herr Bergmedicus!" rief mir der Bohrhäuer Christoph entgegen, als er mir einige Tage später gegen Abend auf der Straße begegnete.

Er war der beschädigte Bergmann, den ich zu Anfang dieser Blätter erwähnt und dessen Frau mein gemüthliches Junggesellenthum durch ihre musterhafte Haltung am Krankenbette so erschüttert hatte.

„Ich habe meine erste Schicht verfahren, Herr Bergmedicus," sagte er mit ernster Freundlichkeit, „und daß ich Das konnte, danke ich nächst unserm Herrgott Ihnen."

„Vergessen Sie Ihre Frau nicht," ermahnte ich; „ihre treue und verständige Pflege trug wesentlich zu Ihrer schnellen Besserung bei."

„Das habe ich nicht verkannt," betheuerte er gleichsam zu seiner Rechtfertigung. „Ich habe sie manches Mal bewundert, wenn sie mich schlafend wähnte," fügte er in treuherziger Vertraulichkeit hinzu. „Aber es wurde ihr sauer genug, wenn sie es sich auch nicht merken ließ. Ich sah es oft, daß ihr die Wasser bis an die Seele traten, aber sie ist eine ächte Bergmannsfrau, sie schlägt sich muthig durch die größte Sorge und Noth und erhascht auch in der heißesten Trübsalshitze noch immer einen Silberblick."

„Da sehen Sie," sagte ich scherzend, „wie wohl Sie versorgt sind. Nicht Jeder hat es so gut."

„Sie könnten es haben, Herr Bergmedicus," nickte er treuherzig, „es gibt manche schmucke Offizlantentochter, die eine prächtige Frau Doktorin machen würde."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Die Sauregurkenzeit.) Berlin. Ein mehrfach bestrafter Dieb war am 15. d. M. dabei ergriffen worden, als er ein Fäßchen mit sauren Gurken eskamotirt hatte. Vor den Richter gestellt, leugnete er seine That nicht und bat nur um gelinde Abmessung der Strafe. Auf die Frage, was er mit den Gurken denn habe machen wollen, erwiederte er naiver Weise: „Ja, Herr Gerichtshof, wat soll man machen? Et is ja jetzt 'mal die Sauregurkenzeit." Das Gericht gewährte dem Missethäter 4 Wochen Zeit, um während der Sauregurkenzeit sich in die Einsamkeit des Stadtvoigteilebens zurückzuziehen.

(Immer höflich.) Auf dem Extrazuge einer Breslauer Bahn steigt ein echter Breslauer zu einer Dame in's Eisenbahn-Coupé, zieht eine riesige Tabakspfeife hervor und wendet sich an seine Nachbarin mit der Frage: „Genirt Sie das Rauchen vielleicht?" „Allerdings, sehr," lautet die Antwort. „Nun, dann müssen Sie machen, daß Sie hinauskommen, denn ich fange jetzt an!"

Kaminkehrer: „Herr Pfarrer! ich habe den Kamin gekehrt." — Pfarrer: „Gut! Du bekommst?" — Kaminkehrer: „30 Kr., Herr Pfarrer." — Pfarrer: „Was!? 30 Kr.! Das ist ja viel zu viel!" — Kaminkehrer: „Nein, nein, Herr Pfarrer! Das wissen Sie schon selber, wir Schwarzen lassen nicht handeln!"

An die Hausbesitzer.

Stuttgart. Das „Tagblatt" bringt im Inseratentheile nachstehendes Gedicht:

An die Hausbesitzer!

Es naht der Tag, an dem die Miethe fällig,
Es reiht sich Vierteljahr an Vierteljahr!
Ihr lieben Hausherrn, seid nicht ungesellig,
Wenn euch begrüßt die munt're Kinderschaar!
Sagt, was der Heiland sagte zu den Seinen:
„Laßt zu mir kommen diese lieben Kleinen!"

Es ist nicht Jedem hier ein Haus bescheeret —
Es kann nicht Jeder sitzen fest und warm.
Beherziget, was jener Spruch euch lehret,
Ihr, die ihr Wohnung habt für Reich und Arm —
Soll denn der Vater, reich an Kindersegen,
Sein müdes Haupt auf's Straßenpflaster legen?

Ihr Hausbesitzer all', seid nicht so böse!
Ich bitte für die jugendliche Schaar.
Auch eure Kinder lieben das Getöse —
Die Jugend rührt sich, Das ist sonnenklar.
Wo nicht die Unschuld darf im Frieden wohnen,
Wird Menschenhaß und Egoismus thronen!

Drum fraget nicht beim Abschluß des Vertrages,
Ob man denn Kinder hat — und auch wie viele?
Weiß man doch nicht, ob man noch eines Tages
Kann ruhen noch so sanft auf weichem Pfühle,
Wenn sich die Miether erst auf grünen Auen
Die Republik Baracka erbauen.

Nun seid nicht garstig, wenn wir Kinder haben,
Gönnt uns den Raum für unser schweres Geld.
Wir können doch nicht ähnlich wie die Raben,
Aussetzen uns're Jungen in die Welt?
O möcht' dies Lied euch das Gewissen wecken,
Daß ein paar Kinder euch nicht so erschrecken!

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 91. Montag, 5. August 1872.

* Zwei Wilde.

Novelle von Eva Hartner.

(Fortsetzung.)

Ellida erröthete bei dieser Benennung und wandte sich halb ab. „Du gehst!“ klagte der Knabe, sie krampfhaft umschlingend. „Bleibe bei mir!“

„Ich bleibe!“ tröstete sie; „nun liege aber auch ganz still!“

Lächelnd schloß der Knabe die Augen und schmiegte sich dicht an Ellida's Brust. Der Arzt und Hertha zogen sich geräuschlos zurück, der Vater des Knaben stand mit gefalteten Händen am Bettchen.

Die Strahlen der sinkenden Sonne fielen durch die Weinranken des geöffneten Fensters und umgaben das gesenkte Haupt des knieenden Mädchens wie mit einem Heiligenschein. Mit Bewunderung ruhte das ernste Auge des Arztes auf der wunderbaren Schönheit dieser stillen Züge. Nur die unregelmäßigen Athemzüge des kranken Kindes unterbrachen die tiefe Stille. Niemand beachtete, daß das Fenster sich verdunkelte, Niemand sah eine Gestalt, die, vom Weinlaub verborgen, eine Weile an dem niedern Fenster lehnte.

Leise schlich der Arzt zu dem Bette. „Sie werden Sich ermüden, gnädiges Fräulein,“ flüsterte er; „kein Mensch kann diese Stellung lange aushalten, legen Sie das Kind hin!“

„Wenn er schläft!“ erwiederte sie kaum hörbar. „Ich bin stark genug, es wird nicht mehr lange dauern.“

Endlich zeigten regelmäßige Athemzüge an, daß der so lange vergeblich ersehnte Schlaf gekommen war. Behutsam legte Ellida das Kind auf die Kissen zurück und löste ihre Hand aus der seinen. Das Kind machte eine unruhige Bewegung. Sofort legte ihm Ellida die Hände auf Stirne und Brust, bis es wieder fest schlief, dann trat sie tief aufathmend zurück.

Der Arzt neigte sich über den kleinen Kranken, Ellida verstand seinen unschlüssigen Blick, fragend faßte sie den Puls des Kindes, er nickte mit vergnügtem Lächeln und hielt seine Taschenuhr hin, auf welcher sich ein Sekundenzeiger befand. „Hundertundzwanzig!“ flüsterte sie und zog sich leise zurück.

„Wenn dieser Schlaf nicht gestört wird,“ sagte der Arzt zu dem Vater des Kindes, „so ist Hoffnung auf baldige Herstellung da. Geben Sie aber wohl Acht!“

Der Mann nickte zustimmend, Ellida entfernte sich mit Hertha, der Arzt folgte ihnen.

„Wird das Kind aufkommen?“ fragte sie diesen.

„Vor einer Stunde hätte ich es nicht geglaubt,“ erwiederte der Arzt. „Jetzt hoffe ich es, das Fieber hat bereits um dreißig Pulsschläge in der Minute abgenommen. Ihre Erscheinung,“ setzte er verbindlich hinzu, „könnte den größten Skeptiker an die Existenz und Heilkraft des Magnetismus glauben machen!“

Gedankenvoll zerpflückte Ellida ein Blatt der dichten Weinranken und sagte: „Es liegen gewiß noch große Geheimnisse in der Natur verborgen, die der Mensch nur dunkel ahnt. Was mich betrifft, so ist mein Einfluß wohl kaum zu verwundern: wer selber kaum vom Nervenfieber erstanden ist, hat eine instinktive Sympathie mit gleichen Leiden.“

„Sie kaum vom Nervenfieber erstanden!“ rief der Arzt erschrocken; „um Gotteswillen, was habe ich gethan!“

„Aengstigen Sie Sich nicht!“ sagte sie heiter. „Ich fürchte keine Ansteckung und würde jeder Gefahr die Stirne bieten! Hertha fürchtet sich ja auch nicht!“

„Fräulein Hertha ist muthig wie ein Löwe!“ sagte der Arzt mit einem herzlichen Blick auf das Mädchen.

„Nun, so lassen Sie mich als zweiten Löwen gelten!“ lachte Elliba.

„Für heute ist wohl weiter Nichts?“ wandte sich der Arzt in geschäftsmäßigem Tone an Hertha.

„Ich wollte Sie bitten,“ erwiederte diese ebenso, „noch nach dem alten Claus zu sehen. Er hat sich beim Holzhacken verletzt und ich fürchte, daß bei falscher Behandlung Brand dazu treten könnte.“

„Wie haben Sie es behandelt?“ fragte er. Elliba lauschte voll Erstaunen.

„Mit in Wasser und Arnika getauchten Umschlägen,“ erwiederte Hertha. „Jetzt muß aber wohl ein Verband mit Heftpflaster kommen und den wage ich nicht recht aufzulegen.“

„Für den Anfang war Das wohl richtig,“ meinte der Arzt. „Doch wir wollen gleich darnach sehen! Was Sie betrifft, Fräulein von Buchau, so haben Sie für heute mehr als genug Krankenstubenluft eingeathmet. Wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, so gehen Sie die Chaussee bis zum Meilensteine entlang und kehren dann langsam um, damit Sie Sich wieder erholen.“

„Ausnahmsweise will ich einmal vernünftig sein und thun, was mir verständige Leute rathen,“ lachte Elliba. „Was aber Dich betrifft, Hertha, so steh' ich voll Bewunderung und weiß nicht, was ich sagen soll; Du bist ja ein vollständiger Medicus in der Westentasche!“

Unmuthig wandte sich Hertha ab. „Nun hast Du doch, Gott sei Dank, neuen Stoff zu Neckereien!“ rief sie.

„Gott steh' mir bei, welche Empfindlichkeit!“ lachte Elliba lustig. „Nun, laß gut sein, edle Göttin der Cherusker, Hermunduren und anderer barbarischer Urvölker und Vorfahren, ich werde Dich in Frieden lassen! Herr Doktor, machen Sie ein Plaidoyer zu meinen Gunsten!“ und muthwillig ging sie in das Haus zurück, wo sie die jetzt ruhige Frau im Flur antraf.

„Frau Kühnemann,“ sagte sie zu dieser, „ich wollte Ihnen nur sagen, wenn das Kind heute Nacht wieder unruhig wird, so kommen Sie nur nach dem Hause und holen Sie mich. Sie brauchen Niemand zu wecken, mein Fenster ist gerade über der Hinterthüre, werfen Sie nur einen Kieselstein gegen die Scheiben, ich schlafe sehr leise und werde Sie schon hören. Morgen ganz früh komme ich auf jeden Fall!“ und ohne die Danksagungen der Frau anzuhören, ging sie leichtfüßig davon und eilte elastischen Schrittes die Landstraße entlang.

„Welch' wunderbares Gemisch ist in diesem Mädchen!“ sagte Doktor Hartmann zu Hertha. „Wie schnell hat sich der Engel der Barmherzigkeit in einen neckischen Kobold verwandelt!“

„Wollen Sie mir glauben,“ sagte Hertha nachdenklich, „daß ich trotz unserer langjährigen Freundschaft nicht weiß, welches ihre wahre Natur ist? Ich glaube und weiß zwar, daß sie zu allem Guten und Großen fähig ist, ob aber auch zu allerlei Thorheiten, muß die Zukunft lehren.“

„Trotzdem lieben Sie sie sehr!“ sagte er, und es klang wie Eifersucht.

„Wer kann ihrem Zauber widerstehen?“ sagte Hertha lächelnd.

„Da haben Sie recht, Das ist unmöglich!“ schloß der Arzt, denn sie waren vor der Thüre des alten Claus angelangt.

Neuntes Kapitel.

Die rasche Munterkeit von Elliba's Schritt verlor sich indessen bald, und ehe sie noch den bezeichneten Meilenstein erreicht hatte, setzte sie sich auf einen großen Haufen aufgeschichteter Steine, die zur Verbesserung des Weges benutzt wurden. Sie blickte träumerisch zurück auf das Dorf, das in einer Einsenkung des Bodens zu ihren Füßen lag. Da standen die rothen Dächer so friedlich, da war der rankende Wein so grün, so frisch, der die getünchten hellen Mauern mit dem dunklen Fachwerk umschlang! Da lag, etwas abseits, die hübsche Front des Herrenhauses, umgeben von Wirthschaftsgebäuden, und da, im tiefen Schatten köstlicher alter Linden, ragte der schlanke Thurm des Kirchleins. Das Auge des Mädchens schweifte weiter und verfolgte die ferne Kette der Berge, die im blauen Duft den Horizont einschlossen; warum beschlich sie jetzt wieder jene tiefe Traurigkeit, jenes bange Gefühl der Oede und Leere, dessen sie sich nicht mehr recht erwehren konnte?

Sie warf den stolzen Kopf trotzig in den Nacken und murmelte: „Schon wieder dieses thörichte Träumen! Bin ich so schwach und kindisch, nicht aus mir selbst und durch mich selbst glücklich sein zu können? Was sehne und bange ich jetzt immer nach Freundschaft und Verständniß, was geht es mich an, ob Hertha diesen ernsten Mann liebt? Hertha? flossen diese Thränen wirklich um Hertha?“

Schon seit einiger Zeit machte sich in der tiefen Stille des Abends der langsame Schritt eines Pferdes hörbar, doch das träumende Mädchen

achtete es nicht. Jetzt wurde in dem abendlichen Dämmerlicht die schlanke Gestalt eines Mannes sichtbar, der, ein offenbar lahmes Pferd sorgsam am Zügel führend, sich langsam näherte; auch dieser schien träumenden Gemüthes zu sein, denn er erschrack heftig, als er, fast in gleicher Höhe angekommen, die helle Gestalt des Mädchens bemerkte. Doch er faßte sich schnell, und den Zügel loslassend, näherte er sich dem Mädchen und rief mit komischem Pathos: „Engel und Boten Gottes, steht mir bei!

Sei du ein Geist des Segens, sei ein Kobold
Bring' Himmelslüfte oder Dampf der Hölle,
Sei dein Beginnen boshaft oder liebreich,
Du kommst in so fragwürdiger Gestalt,
Ich rede doch mit dir, ich nenn' dich Elliba,
Fräulein von Buchau, gnädiges Fräulein, o gib Antwort!"

(Fortsetzung folgt.)

---

* Glück auf!

Aus den Aufzeichnungen eines Bergarztes.

Von M. Morgenstern.

(Fortsetzung.)

„Aller Tage Abend ist noch nicht gekommen," lachte ich. „Aber sagen Sie mir, wie war es mit der Einfahrt?"

„Ich ließ mich auf der Steigkunst hinunter," entgegnete er, „zum Einfahren bin ich noch zu steif. Herr Bergmedicus," fügte er schnell hinzu, „ich kann mich meiner Genesung noch nicht recht freuen, ich fürchte, ich bin — nicht zum letzten Male unter Ihren Händen gewesen."

Meine Antwort wurde durch den freundlichen Gruß seiner Frau unterbrochen, die eben in die Thür des Hauses trat.

„Glück auf, Herr Bergmedicus," sagte sie, „und schönen Dank, daß Sie meinem Mann mit Gottes Hilfe wieder zu seiner ersten Schicht verholfen."

„Sie halfen selbst mit durch Ihre Umsicht und Pflege," entgegnete ich.

„Glauben Sie wirklich, daß ich nicht ganz unbrauchbar war?" fragte sie mit leuchtenden Augen. „Ach, Herr Bergmedicus," ich möchte das Durchlebte nicht noch einmal durchmachen."

Sie sah sich nach ihrem Manne um, der zu seinem seitwärts spielenden Knaben getreten war, fuhr mit der Hand über die Augen und sagte leise und schnell:

„Er gefällt mir nicht recht, sein froher Muth will nicht wieder kommen. Er sitzt stundenlang, ohne zu sprechen, und scheint an Dinge zu denken, die er früher belachte. „Können Sie glauben, daß er sich Gedanken macht, weil am Bergfeste Frauen in der Kirche waren?"

„Er muß an der Leber leiden," entgegnete ich etwas geärgert, „wie könnte der vernünftige Mann sonst solchem Unsinn nachhängen! Ich werde ihn einmal vornehmen. Adieu!"

Ich bog um eine Ecke und — stand Lenore Gieseke gegenüber. Ein Blick in ihr blühendes Gesicht, und meine Verstimmung löste sich in Harmonie auf. Sie wollte Einkäufe machen und da unser Weg in einer Richtung lag, gingen wir zusammen. Sie sah so frisch, so jung, so fröhlich aus! So durch's Leben gehen, dachte ich unwillkürlich.

Es war das erste Mal, daß der Gedanke mir klar gegenübertrat, das erste Mal, daß ich das Senkblei in mein Herz fallen ließ. Es ist gewiß nicht bedeutungslos, in welcher Gemüthsstimmung wir die Bekanntschaft Anderer machen. Die meinige mit Lenore Gieseke war in dem Augenblick gemacht, wo mir die innere Leere meines Lebens scharf und deutlich entgegen getreten war, wo ich mich mit vollem Bewußtsein nach dem Weibe gesehnt hatte, das Gott mir zur Gehilfin ausersehen. Die Situation, in der ich sie getroffen, konnte ihre besondere Wirkung auf mich nicht verfehlen. Der Arzt schätzt die ruhige Fassung, die wortlose Opferfähigkeit am Weibe vor Allem. Sein Beruf zeigt ihm täglich die Nothwendigkeit dieser Eigenschaften. Lenore hat sie in liebevoller Hingabe bewiesen. Ihre Stellung als Kind dem Vater gegenüber und die Eigenthümlichkeit seines Zustandes hatten ihre Aufgabe doppelt schwer gemacht, aber sie hatte sie gelöst. Die Werthschätzung, welche ihr Benehmen mir abgerungen, hatte die solide Grundlage zu einem Gefühl gelegt, dessen Natur ich zum ersten Male ahnte, als ich an ihre Seite die Straße hinabging. Es mag auffallend scheinen, daß ich mir noch nicht klar geworden, aber es war so. Ohne zu fragen, oder es nur zu wissen, hatte ich mich dem Zauber hingegeben, den ihr Wesen auf mich übte. So durch's Leben gehen! klang es zum ersten Male in meiner Seele.

Sie —? Wie konnte ich wissen, was sie dachte und fühlte, oder ob sie überhaupt etwas fühlte? Sie war noch jung, das Leben lag noch rosenfarben vor ihr; seine Tiefen hatte sie noch nicht sondirt. Ich wollte ihr Zeit lassen, wollte dem

Erwachen ihres Herzens nicht vorgreifen, wollte es aber beobachten, mich daran erfreuen. Ich glaube wahrlich, es ist nicht gerecht, wenn wir den Frauen allein Eigendünkel und zu großes Selbstgefühl vorwerfen. Natürlich haben sie ihr Theil, aber wir Männer kamen auch nicht zu kurz, wir — genug, ich war ruhig. Lenore Gieseke war mir ja sicher!

„Sie sehen meinen Vater doch heute?" fragte sie, zu mir emporsehend. „Er ist ungewöhnlich heiter. Die Nachricht von der Versetzung meines Vetters nach hier erfüllt ihm einen lang gehegten Wunsch."

„Welches Vetters?" fragte ich.

„Conrad Kühne," lautete die Antwort. „Hörten Sie ihn nicht bei uns nennen? Er wurde zum Berggeschworenen an der Grube Herzog Wilhelm befördert. Er ist der Sohn der verstorbenen Schwester meines Vaters, unser einziger Blutsverwandter. Er ist mit meiner Kinderzeit verwachsen, denn er lebte mit uns, bis er von hier versetzt wurde. Ich war damals zehn Jahre und grämte mich sehr, als ich den großen Spielkameraden verlor, der so gut und freundlich zu mir war und mir Alles zum Gefallen that, wenn wir uns auch hin und wieder einmal zankten. Er ist so gut wie mein Bruder. Kommen Sie heute noch, Herr Doktor? — Hier muß ich hinein, um mir ein neues Kleid zu kaufen. Wünschen Sie mir Glück und guten Geschmack," fügte sie schalkhaft hinzu, „Adieu, Herr Doktor!"

Wir schieden vor der Thür des Kaufladens. Ich ging zu meinen Kranken, verschrieb Pulver und Mixturen, schnitt und verband Wunden, und fand erst nach dem Mittagmahle Zeit, an den Berggeschworenen Kühne zu denken, der so plötzlich als Vetter und „Bruder" in meiner Welt auftauchte. Er verdarb mir nicht meine Mittagsruhe, bewahre! sie war mir ja sicher, und sie hatte mir in ihrer freundlichen Weise ganz instinktmäßig gleich eine Dosis Morphium mit der Versicherung gereicht, daß er „so gut wie ihr Bruder" sei. Es ist doch etwas Prächtiges um die gehörige Portion Eigendünkel!

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Russische Justiz.) Der Denstschik (Diener) des Generals F. in Petersburg verklagte seinen Herrn wegen einer von diesem ihm auf offener Straße versetzten Ohrfeige. Der General erhält sofort eine Vorladung und erscheint. Im Bewußtsein seiner hohen Stellung spiegelt sich schon beim Eintreten im Gesichte desselben ein ausgeprägter Unwille. Der Richter gibt ihm Kunde von der Anklage, mit einem Hinweis auf einige Zeugen, welche die That bestätigten. Der General schleudert dem Diener ein „Wrosch" (Du lügst) zu. Richter: „Die Pflicht gebietet mir, Ew. Exzellenz darauf aufmerksam zu machen, daß dieser Ausdruck verboten ist und gesetzmäßig mit einer Strafe von drei Rubeln gerügt wird." General: „Mein Herr, Ihr Benehmen ist in der That etwas mehr als unanständig." (Große Aufregung.) „Ich bin nicht gewohnt, in Gegenwart meines Dieners zu stehen. Man pflegt mir, dem kaiserlichen General-Major v. F., überall einen Stuhl anzubieten." Richter: „Vor dem Gerichte, Exzellenz, sind Alle gleich, und Sie veranlassen mich, Sie wegen der beleidigenden Aeußerung von „mehr als unanständig" mit einem dreitägigen Arrest zu belegen. Sie sind gleichzeitig wegen der Ohrfeige zu fünf Rubeln Entschädigung verurtheilt." Der General entfernte sich und appellirte an die oberste Militärbehörde. Von dort aus wurde ihm aber der Bescheid, daß nicht der Richter, sondern das Gesetz ihn verurtheilt habe, und er dem Gesetze, welches der Kaiser selbst respektirt, sich unverzüglich unterwerfen werde.

(Der Richter als Ehestifter.) Es kommt selten vor, daß ein Prozeß einen so glücklichen Ausgang findet, wie unlängst in einem Gerichtshof in der irischen Stadt Clonmel. Ein junger Landwirth und eine junge Frau, die eines Grundstückes wegen miteinander im Prozesse lagen, erweckten, als sie im Audienztermin neben einander standen, die Sympathie des Richters. Wie, dachte Letzterer, wenn diese beiden hübschen jungen Leute ein Paar würden? Gedacht, gethan. Er stellte den beiden Prozeßsüchtigen vor, daß, wenn sie sich verheiratheten, Beide das Grundstück gemeinschaftlich besitzen würden, während es im andern Falle in Gerichtskosten aufgehen würde. Kläger und Beklagte nahmen diesen Vorschlag zur Güte an und der Prozeß endete mit einem Verdikt zu Gunsten des Ersteren unter der Bedingung, daß er verspreche, Beklagte binnen zwei Monaten zu heirathen.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 92. Mittwoch, 7. August 1872.

Die Schlacht im Bärenloch.

(Alte Handschrift.)

Einst saß im deutschen Lande ein Kaiser, stark und reich,
Der Schrecken aller Schlechten, der Guten Trost zugleich;
Da hatten alle Stämme im Reiche Fried' und Freud',
Das war dem röm'schen Papste und seinen Knechten leid.

Die huben an zu hetzen der treuen Schäflein Schaar,
Als sei bei uns zu Lande ihr Glaube in Gefahr;
Sie wollten untergraben der Unterthanen Treu',
Sie hätten gern gerissen der Eintracht Band entzwei.

Das Bärenloch bei Landstuhl, das ist ein stiller Grund,
Wo man die ganze Heerde gemächlich mustern kunnt'.
Wie flattern da die Fahnen mit Farben gelb und weiß,
Wie glänzen da die Glatzen im Sonnenbrand so heiß!

Da fragte sich in Kindsbach die derbe Bauernschaar:
Sind Das die deutschen Banner, ist Das der deutsche Aar?
Kommt, laßt uns doch besehen, was Das für eine Fahn'?
Was sich für fremde Leute hierher verloffen han?

Als sie sich Denen nahten, erstand ein großer Schreck,
Die gelb' und weiße Fahne, die stürzte in den Dreck;
Sie prügelten die Fremden hernachmals windelweich;
Es hagelt auf die Glatzen so mancher schwere Streich.

Jetzt merkt euch, daß in Deutschland man Niemand hetzen soll,
Sonst schlagen euch die Bauern den breiten Rücken voll.
Und zieht mit fremden Fahnen im Lande nicht herum,
Es gibt so manche Leute, die nehmen Das sehr krumm.

Wir Deutsche haben blutig die Einigkeit erkämpft,
Wir wollen, daß der Hader für immer sei gedämpft,
Wir wissen, daß in Deutschland man bleiben kann ein Christ,
Und doch dem Kaiser geben, was uns'res Kaisers ist. —

X. Y.

(Aus der „Pf. Post.")

---

* Zwei Wilde.

Novelle von Eva Hartner.

(Fortsetzung.)

Heftig erschreckend war Elliba aufgefahren und hatte krampfhaft die Hand an's Herz gepreßt. Doch auch sie war mit Geistesgegenwart ausgestattet, und dem jungen Manne die freilich etwas zitternde Rechte reichend, sagte sie lächelnd:

„Ich sollte meinen, Herr von Braunegg, es wäre eher an mir gewesen, Sie als Geist von Hamlets Vater anzurufen, denn jedenfalls bin ich doch da, wo ich im Augenblick hingehöre, also auch vernünftiger Weise zu erwarten war. Sie dagegen —"

„Wo gehöre ich hin?" unterbrach er sie mit düsterem Ton.

„Das kann ich Ihnen wahrhaftig nicht verrathen, wenn Sie es nicht selber wissen!" erwiederte sie lustig. „Jedenfalls aber werden Sie doch wissen, wo Sie herkommen?"

„Vom Steinbruch!" sagte er seufzend, indem er den Zügel seines Rappen wieder ergriff.

„Wo sich Ihr armes Pferd ein Andenken geholt zu haben scheint!" sagte sie, das schöne Thier mitleidig betrachtend.

„Als Beweis, daß Thiere oft verständiger sind als Menschen," stimmte er niedergeschlagen bei. „Armer Bucephalus, er wollte durchaus nicht durch! Ist Doktor Hartmann noch in Waldstett?" fragte er plötzlich.

„Ich weiß nicht!" erwiederte sie erstaunt. „Was wissen Sie von ihm?"

„Gleichviel; ist das Kind besser?"

„Kind! Welches Kind?"

„Jochen Kühnemann!"

„Sagen Sie," rief sie bestürzt, „haben Sie die Gabe des zweiten Gesichts, daß Sie zu gleicher

Zeit oben am Steinbruch stürzen und in Waldstett unten sein können?"

„Darüber zerbrechen Sie Sich nur den Kopf!" rief er lustig. „Wo ich aber diese Woche gesteckt habe, Das sage ich Ihnen erst, wenn Sie mir alle Ihre Vermuthungen mitgetheilt haben!"

Der übermüthige Ton seiner Stimme reizte das Mädchen. Hochmüthig warf sie den Kopf zurück. „Sind Sie wirklich eingebildet genug, zu denken, ich hätte überhaupt an Sie gedacht?" fragte sie mit kaltem Hohn.

„Verzeihen Sie!" sagte er kalt, nachdem er sie lange fragend angesehen, „ich sehe, ich habe mich geirrt!" Den Rest des Weges legten sie in trotzigem Schweigen zurück.

Auf dem Hofe sprang der Knabe Robert dem seltsamen Paare entgegen und erklärte sich bereit, die Wunde des Thieres zu kühlen, bis Doktor Hartmann vom Abendessen zurückkehre. „Die Herrschaften sind schon im Eßzimmer, es wird nur auf das Fräulein gewartet!" fügte er hinzu.

Als Hans hinter dem Mädchen die Stube betrat, entstand ein allgemeines Freudengeschrei, das er herzlich, doch ohne Heiterkeit hinnahm.

„Nun sage aber, mein theurer Junge," rief der glückliche Onkel, „wo hast Du die ganze Zeit gesteckt?"

„In Arnswalde!" sagte Hans ruhig.

Onkel, Tante und Cousine hörten vor Erstaunen zu essen auf und Elliba hatte große Mühe, ihre gleichgiltig-trotzige Miene zu bewahren.

„Davon mußt Du mir später erzählen!" sagte der Onkel, „Das ist eine wichtige Angelegenheit, die reiflicher Ueberlegung bedarf."

„Wir können es ebenso gut jetzt thun!" sagte Hans und schilderte mit kurzen Worten den Stand der Angelegenheit.

„Sie fühlen Sich gewiß unwohl, gnädiges Fräulein?" sagte der Arzt in besorgtem Tone zu Elliba, als das Abendessen vorüber war.

„Nein!" entgegnete Elliba, die am Fenster lehnte und in die Nacht hinaus starrte; „warum?"

„Sie haben den ganzen Abend über kein Wort gesprochen!"

„Ich — bin schlechter Laune, ich weiß selber nicht, was mir fehlt!" stammelte sie.

„Herr Doktor," so schnitt Hans jede weitere Frage ab, „haben Sie wohl noch einen Augenblick Zeit, nach meinem armen Bucephalus zu sehen?"

Während der bereitwillige Arzt dem jungen Manne folgte, eilte Elliba über den Flur die Treppe hinauf in ihr Zimmer. Im Flur hörte sie, wie Doktor Hartmann fragte:

„Ist Fräulein von Buchau häufig so seltsam?"

„Ich kenne sie nur wenig," sagte Hans mit empörender Ruhe. „Doch rathe ich Ihnen, sich nicht weiter um sie zu bekümmern, sie ist ebenso abspringend, als launisch und ungezogen."

Da die Eltern mit dem Inspektor zu thun hatten, sah sich Hertha allein gelassen. Gedankenvoll ging sie in den Garten, wandelte eine Weile auf und ab und setzte sich dann auf eine Bank am Hause, den Kopf auf die Hand stützend.

Der abnehmende Mond erleuchtete den Garten, es war eine Stunde, so recht zum Sinnen und Träumen geschaffen. Hertha's junge Seele begleitete den Geliebten auf seinem Heimwege zur Stadt. Sie lächelte dem Monde dankbar zu, beleuchtete er doch seinen Pfad! Mit bebendem, erröthendem Stolze gestand sie sich, daß sie liebe, daß sie geliebt werde von dem besten, dem edelsten der Männer! Und doch — und ein häßlicher Mißklang zerstörte die Harmonie ihrer Träume, war Das nicht mehr als Bewunderung gewesen, womit er heute das knieende Mädchen betrachtet, sich über sie geäußert hatte? Sollte sie, die Schöne, die Glänzende, sie, deren Zauber Niemand widerstehen konnte, sollte sie Macht gewinnen über diesen Mann —?

Das Oeffnen und Schließen einer Thüre weckte sie aus ihren Gedanken. Hans trat in den Garten; was wollte der wilde Geselle? Sie erhob sich zum Gehen, rasch trat er näher und legte seine Hand auf ihre Schulter.

„Fliehst Du mich immer noch, Hertha?" sagte er mit vorwurfsvollem Tone. „Sei ruhig, Du hast heute Nichts zu befürchten, ich habe einen Dämpfer auf alle Lustigkeit bekommen, der mich so bald nicht verlassen wird!"

„Was ist geschehen?" fragte sie theilnehmend; „Bucephalus —"

„Bucephalus wird in wenigen Tagen wieder vergnügt herumtraben, Dank Doktor Hartmann!" sagte er schnell. „Was mich quält — kennst Du das Gefühl, vor einem gestürzten Ideale zu stehen?" fragte er plötzlich.

„Gott sei Dank, nein!"

„So bete zu Deinem Schöpfer, daß Du es nie durchzumachen hast!" Er schwieg eine Weile, mit dem Stock Figuren in den Sand zeichnend. „Ich will Dir beichten!" sagte er dann, den Stock wegwerfend. „Du machst ein so madonnenhaft stilles Gesicht, da gehen Einem die Lippen von selber über! Habe keine Angst, es folgt

keine Liebeserklärung! Du hast gehört, daß ich in Arnswalde war und wie es da steht?"

Sie nickte schweigend.

„Warum ich plötzlich hinging, kann ich nicht sagen, genug, die Leute dort begrüßten mich als eine Art Messias, sie beschworen mich, bei ihnen zu bleiben, zu heirathen, ihnen eine Gebieterin zu geben; ich fühlte mich fast erdrückt von der Last der Verantwortlichkeit und zerbrach mir Tag und Nacht den Kopf, wie da zu helfen sei!" Er sprang auf, auch Hertha erhob sich.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Glück auf!

Aus den Aufzeichnungen eines Bergarztes.

Von M. Morgenstern.

(Fortsetzung.)

V.

Ich sah ihn zuerst am Montag Lätare, dem großen Festtage der Poch- und Schulknaben, und ich sah ihn mit völliger Gemüthsruhe.

Mit festem charakteristischem Schritt bewegte sich die etwas massive Gestalt mit dem biedern Gesicht zur Seite des Pochverwalters, der den langen Zug der kleinen Schwarzkittel anführte, die mit vergnüglich grinsenden Mienen sich im Voraus der Groschen freuten, die ein längst in Staub verwandelter Bergmeister seligen Andenkens ihnen heute spendete.

Die lärmende Schuljugend hatte wahrhaft heroisch die Klassenexamen bestanden, die bei ihr der Austheilung der vermachten Spenden vorausgehen, umtobte bereits die Verkaufstische vor der breiten Rathhaustreppe, um die empfangenen „Glückaufpfennige", die mit rührender Liberalität dem „Bestehen" wie dem „Durchfallen" gezahlt werden, in roth bemalten Eiern und stark duftenden Bretzeln anzulegen. Gerade vor mir hatte sich eine poetische Seele in kurzem viereckigem Körper mit wasserblauen Augen und semmelgelbem Haar aufgepflanzt, die dem materiellen Genuß ein mit Silberschaum beklebtes Immergrünsträußchen vorzog und aus voller Kehle ihr: „Mei gesellter Lahme, heit is es Exame!" ertönen ließ. Wer will mir den Anflug von Sentimentalität verdenken, der mich meinen ärztlichen Abscheu vor den grünlich schimmernden Rübölbelikatessen so ganz und gar vergessen ließ, daß ich mit höchsteigenen Händen die größeste erhandelte und dem jungen Schreihals in den Mund praktizirte? War es doch eine Erinnerung aus der Kinderzeit, die mich dazu trieb!

Aber es gibt nun einmal Nichts in dieser Welt, das nicht seine Folgen hätte, selbst das Nachgehen in derartige Erinnerungen nicht. Im Nu umlagerten mich eine Anzahl offener Schlünde, die gefüllt sein wollten.

„Hoho, mein Herr Bergmedicus," lachte eine derbe Stimme, die sicherlich aus einem weiten Brustkasten kam, „ich werde Sie beim hochlöblichen Bergamte verklagen, daß Sie aus Gewinnsucht der Jugend zu verdorbenen Magen und kalten Fiebern verhelfen."

Wie entsetzlich gleichgiltig wir Menschenkinder doch sind! Obwohl wir es aus glaubwürdigem Munde wissen und es im täglichen Leben so vielfach selbst erfahren, daß die ersten Eindrücke oft die richtigen, gleichsam ein Stückchen Weissagung sind, lassen wir uns doch so selten von ihnen leiten! Mußte ich nicht auf den ersten Blick in dem Manne, der mir wie ein Herkules gegenüber stand, meinen natürlichen Gegner erkennen? Auch nicht die Spur von Magen- oder Lungen- oder irgend einem Leiden konnte ich an ihm entdecken. Die Gemüthsart, die aus seinen Augen leuchtete, gab nicht einmal die Aussicht auf Gallenfieber oder Gelbsucht bei passenden Gelegenheiten. „Der Mann ist nicht für Dich, Doktor Ulrich!" war das Resultat des ersten Eindrucks. Aber ich achtete es nicht, ich schob den Doktor Ulrich zur Seite und blickte mit dem Entzücken des Anatomen auf die muskulöse, wohl proportionirte Figur. Selbst die Beklemmung, die sich bei dem Gedanken an die Cousine dieses Mannes über meine Brust legte, lachte ich leichten Sinnes hinweg.

„Haben Sie Erbarmen, Herr Geschworener," bat ich, „es war nicht Gewinnsucht, denn ich stehe als Bergarzt in festem Gehalt und würde mir nur Extraarbeit machen, wollte ich die Uebel erregen, die Sie von dem Genuß der Herrlichkeiten da fürchten. Aber Sie übertreiben die Gefahr. Ein Harzer Junge hat eine verzweifelte Konstitution, wie ich aus eigener Erfahrung weiß."

„Das können Sie wohl sagen, Ihre Aussage gilt aber nicht, Sie sind zu sehr Partei. Da aber die Jungen da nicht eidsfähig sind, so könnte sich die Sache in die Länge ziehen und schwierig werden. Deßhalb bin ich zu gütlichem Vergleich bereit, wenn Sie mit mir auf's Rathhaus gehen wollen, um an meiner Seite den üblichen Trunk aus der Bergkanne zu thun, mit dem der Testator vor hundert Jahren oder so — ich muß

gestehen, daß ich es nicht genau weiß — auch uns bedachte."

Ich schlug in die gebotene Rechte und wir schritten durch das Getümmel und hinauf in die große Halle, die schon angefüllt war mit Berg- und Pochoffizianten.

Wir setzten uns der Nische gegenüber, aus der der selige Bergmeister dankbaren Andenkens alljährlich am Lätarenachmittage mit strengen Zügen auf seine Gäste niederblickt. Ein seltenes Kunstwerk, diese hölzerne Statue, die sich nebst andern Eigenthümlichkeiten auch dadurch von der Antike unterscheidet, daß sie unverstümmelt und mit kostenverachtender Farbenpracht kolorirt ist. Aber der Maßstab für Das, was uns berührt, wird erst durch Vergleichung gewonnen; deßhalb war diese Erkenntniß jünger, als meine Bewunderung, die sich aus den Zeiten datirte, wo ich als Knabe hier eingedrungen, um zu dem gegen alles Mahnen der Mutter gekauften Rübölgebäcke das schäumende Märzbier zu trinken. Daß man mich freundlich geduldet, hatte ich natürlich nicht gefühlt, denn der Junge eines Bergmeisters glaubt überall Recht zu haben.

„Es ist doch eine herrliche Sache, so lange, nachdem man zu Staub und Asche geworden, wenigstens für kurze Stunden glückliche Menschen zu machen," sagte Kühne, nachdem er einen Zug aus der silbernen Kanne gethan und mir sie gereicht hatte. „Ob sich wohl der selige Hoffmann klar darüber gewesen, als er sein Testament abfaßte?"

„Das meine ich doch," entgegnete ich, „wenn ich auch nicht annehme, daß er speziell an Sie und mich und an jeden einzelnen der lärmenden Jungen da draußen gedacht."

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

* **Bei der Reichhaltigkeit und Gediegenheit jeder einzelnen Nummer**, wie die „Modenwelt" sie bietet, kann dieses ausgezeichnete und so äußerst billige Blatt nicht genug empfohlen werden, denn es leistet sowohl in Handarbeiten, wie in Toilette Vorzügliches; die kolorirten Modenkupfer sind dazu reizende Genrebilder, ausgeführt von wirklichen Künstlerinnen. — Für jeden Einzelnen ist in diesem Musterblatte nach allen Seiten hin gesorgt, den einfachsten, wie den bedeutendsten Toilette-Ansprüchen genügt. Namentlich weiß dasselbe sich, seines Prinzips stets eingedenk, von allen Extravaganzen frei zu halten, ein Vorzug, der bei der Ueberschwänglichkeit der bestehenden Mode nicht zu unterschätzen sein dürfte. Von besonderem Werth auch sind die freundlichen Winke, welche die „Modenwelt" gibt, um auch mit geringen Mitteln der Alles beherrschenden Mode gerecht werden zu können.

Abonnements (zum Preise von 45 Kr. rh. pro Quartal, resp. 1 Fl. 30 Kr. rh. mit vierteljährlich neun großen kolorirten Modenkupfern) werden jederzeit bei allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen.

Mannigfaltiges.

Swift, der Verfasser von Gullivers Reisen, welcher Dechant zu St. Patrik war, bemerkte einst, daß sich eine große Menge Volkes auf dem offenen Platze vor der Dechanei versammelt habe. Als er sich nach der Ursache erkundigte, sagte man ihm, daß es in der Absicht geschehen sei, eine Sonnenfinsterniß zu sehen. Swift wußte, daß dieselbe erst folgenden Tages stattfinden würde; er ließ eiligst den Kirchenknecht rufen und instruirte ihn über seine Rolle. Dieser holte nun eine mächtige Klingel und nachdem er einige Male um den Haufen geklingelt hatte, rief er mit lauter Stimme: „Hört, Ihr Herrn, und laßt Euch sagen! Kund und zu wissen sei hiermit jedermänniglich, dem daran gelegen ist, daß es des Herrn zu St. Patrik Wille und Wohlgefallen ist, die Sonnenfinsterniß bis morgen Nachmittag um diese Zeit aufzuschieben. Und so segne Gott den König und Seine Hochwürden, den Herrn Dechanten!"

Aus der Kreutzberg'schen Menagerie, die vor Kurzem in Berlin fortgezogen ist, wird Folgendes erzählt: Als Kreutzberg eines Tages wieder, wie er in jeder Vorstellung zu thun pflegte, den Löwenkäfig betreten hatte, um mit den beiden gewaltigen „Wüstenkönigen" Mustapha und Pascha „das afrikanische Diner" einzunehmen, bei dessen Anblick auch dem Beherztesten das Herz etwas höhrbarer pochte, tönte ihm vom dritten Platze her die köstliche Bemerkung an das Ohr: Da kann er wohl ruhig rin jehen — bei meine Meestern sollte er des wohl bleiben lassen!"

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 93. Freitag, 9. August 1872.

* Zwei Wilde.

Novelle von Eva Hartner.

(Fortsetzung.)

„Mir wurde nun klar," fuhr er fort, „wie Recht der Onkel hatte, wenn er mir immer Vernachlässigung meiner Pflichten vorhielt. Ich suchte mir eine Gehilfin, und immer und immer stand mir ein Bild vor Augen, ein Mädchen, launenhaft und übermüthig zwar, aber stark und kühn und großherzig. Es war ein kindischer Traum!" sagte er heftig, „aber er war schön, dieser Traum!"

Während er also sprach, müssen wir dem geliebten Leser verrathen, daß sich ein bewußtes Fenster gerade über dem Sprechenden befand, welches zwar mit dunklen Gardinen verhüllt war, trotzdem, natürlich der Kühle wegen, geöffnete Glasscheiben hatte. An besagtem Fenster nun saß ein junges Mädchen, das gezwungen war, der Unterhaltung zu folgen, da die stille Nachtluft jeden Laut an ihre feinen Ohren trug. Das Fenster zu schließen ging nicht wohl an, ohne sich zu verrathen, aus demselben Grunde konnte sie auch kein Licht anzünden, und was einen etwaigen Wechsel des Platzes anbetrifft, so liebte sie diesen Fensterplatz eben besonders!

„Ich sah nun ein," fuhr Hans fort, „daß ich, ohne den Onkel zu fragen, doch nichts Rechtes thun konnte und verließ deßhalb Arnswalde. Als ich mich heute Nachmittag Waldstett näherte, wurde ich so überglücklich, so sehnsuchtsvoll, daß ich die Chaussee, Du weißt, sie macht einen großen Bogen, abkürzen wollte und den Fußpfad einschlug. Unglücklicher Weise fiel mir der Steinbruch erst ein, als ich dicht dabei war, umkehren wollte ich nicht. Bucephalus widersetzte sich, Das reizte mich, ich wurde heftig, zwang das arme Thier, ein loser Stein glitt unter ihm weg, wie Das gar nicht zu vermeiden ist, er stürzte, wir überschlugen uns, ich bin noch erstaunt, daß ich nicht Hals und Beine gebrochen habe! Das arme Thier lahmte und blutete heftig, ich band ihm mein Taschentuch um die Wunde und lief rasch nach Waldstett, um mir den Bauer Kühnemann zu Hilfe zu holen. Das Pferd hatte ich auf einer Wiese festgebunden."

„Du setztest großes Vertrauen in die Ehrlichkeit unserer Leute!" bemerkte Hertha lächelnd.

„Ich kenne mein Pferd!" sagte er. „Als ich das Kühnemann'sche Haus sah, kam mir Alles so still vor, ich vermißte die Frau und meinen Freund Jochen vor der Thüre, ich ging an's offene Fenster und da — da —" sagte er mit leiser, bebender Stimme, „hatte ich einen Anblick, vor dem ich anbetend hätte niedersinken mögen! Da kniete sie, die Stolze, Trotzige, und hielt das kranke Kind im Arme, und die Sonne verklärte ihre Locken."

Er schwieg bewegt. Nach einer kurzen Zeit fuhr er fort: „Die unerwartete Szene verwirrte mich so, daß ich den Zweck meines Kommens vergaß und wie ein ertappter Schulbube davonlief, als sich Doktor Hartmann dem Fenster näherte. Verlange nicht, daß ich Dir sage, was ich empfand, ich war wie außer mir! Doch der Traum sollte nicht lange währen! Was war es anders, als eine ihrer tausend Grillen, die sie auch einmal an ein Krankenbett führte, so gut wie in den Ballsaal! Eine kurze Stunde später zerstörte sie selbst mit schnöden Worten den Heiligenschein und zeigte sich mir als Das, was sie ist, als ein kokettes, verletzendes, gefühlloses Weib, unfähig, die Maske der Herzensgüte lange zu tragen!"

Vergebens bemühte sich Hertha, den Aufgeregten zu beruhigen.

„Still, ich bitte Dich, still!" rief er. „Hat mir doch ein gütiges Geschick zur rechten Zeit die Binde von den Augen gerissen! Doch ich

habe meinen Zukunftsplan gefaßt! Hier ist doch nichts Neues zu schaffen, ich verkaufe meine Güter und wandere mit meinen Leuten aus!"

Erschrocken fuhr Hertha zusammen, und auch die dunklen Gardinen bewegten sich einen Augenblick. „Tollkopf!" rief sie; „welche neue, wilde Idee!"

„Ich weiß nur noch nicht, wohin," fuhr er heftig fort. „Australien ist nicht übel und auch die Gegend um Lima in Peru ist fruchtbar und menschenleer. Freilich grassirt dort das gelbe Fieber, aber was thut's?"

Es war gut, daß Hertha's Eltern jetzt ebenfalls in den Garten kamen, sonst hätte sich Hans vielleicht in seinen Plänen festgeredet. So traten die seltsamen Vertrauten auseinander und die Auswanderung ruhte einstweilen.

Die Nacht war bereits weit vorgeschritten, als sich ein leiser Schritt auf dem Kies des Gartens hören ließ. Immer noch saß Elliba unbeweglich hinter den dunklen Gardinen, jetzt schob sie dieselben zurück. „Sind Sie's, Frau Kühnemann?" fragte sie. Wenige Minuten später schritt die schlanke Gestalt des jungen Mädchens an der Seite der Bäuerin dem Hause zu, in dem das kranke Kind nach seinem Engel rief.

Zehntes Kapitel.

„Apropos, Onkel!" sagte Hans beim Frühstück, „gibt es hier Nachtwandler oder Gespenster?"

„Mir haben noch keine ihre Aufwartung gemacht!" erwiederte dieser lachend.

„Ich habe nämlich heute Nacht nicht besonders geschlafen," sagte der junge Mann mit einem Blick auf Hertha, „und ich will beschwören, daß ich gegen zwei Uhr einen Geist im Garten gesehen habe, dem sich gleich ein zweiter, höherer und schlankerer zugesellte."

„Was ist Das?" sagte der Onkel unruhig; „doch kein Einbruchsversuch?"

„Wohl kaum, es waren Nymphen oder Hexen; genug, weibliche Gespenster!"

„Ich weiß, wen Du gesehen hast!" sagte Hertha; „es muß Frau Kühnemann gewesen sein, die Elliba zu ihrem kranken Kinde holte. Ich konnte mir nicht erklären, warum sie halb angezogen auf dem Bette lag und gar nicht zu wecken war, gewiß hat sie die Nacht bei dem Kleinen gewacht."

„Ja, es ist viel Gutes in ihrem Charakter!" bestätigte die Mutter.

Unruhig zerbröckelte Hans Brodstückchen und sah starr auf seinen Teller nieder, er wollte Nichts von diesem Lobe hören und doch konnte er sich ihm nicht ganz verschließen.

„Und ich sage Ihnen, junger Herr," sagte Frau Kühnemann, als er ein paar Stunden später nach dem Kinde fragte, „mein Jochen hat Recht, das Fräulein ist ein Engel!"

„Wenn's ihr gerade paßt!" brummte Hans.

„Sie hätten sie sehen sollen," fuhr die Frau fort; „eine so vornehme, verwöhnte Dame und so geduldig!"

„Verwöhnt ist sie, Das weiß ich," dachte er, dem Hause zuschlendernd. „Vornehm! Hat sich was! Unsinn!" Doch sein Zorn schmolz dahin, so gern er ihn auch behauptet hätte.

Die Tischglocke läutete, als er den Hausflur betrat. So lenkte er die Schritte gleich dem Eßzimmer zu. Er kam sehr früh, nur Elliba lehnte am Fenster und sah dem Eintretenden mit unverhohlener Schelmerei entgegen.

Um Alles in der Welt hätte er ein tête-à-tête gern vermieden, doch zum Zurücktreten war es zu spät. Unmuthig zögerte er auf der Schwelle, bis der Onkel kam; als er sich dann kühl verneigen wollte, reichte sie ihm lachend die Hand, die er nun schon nehmen mußte. Es ärgerte seinen stolzen Sinn, daß sie seinen Zorn so weglachte, und doch belustigte ihn ihr freies Wesen.

„Nun, Herr von Braunegg," begann sie harmlos, als Alle Platz genommen hatten, „wie geht es Bucephalus?"

„Danke!" sagte er trocken.

„Sie glänzen durch Abwesenheit von Worten!" bemerkte sie, ihm höflich Wein eingießend; „ich liebe Das!"

„Das ist mir wirklich ganz gleichgiltig!" brummte er.

„Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr!" sagte sie halblaut.

„Ich verstehe keine Orakelsprüche!" sagte er.

„Thut mir leid!" fuhr sie übermüthig fort; „heute irre ich mich in Ihnen, wie Sie Sich gestern an mir, ich dachte nicht, daß es eines Mannes würdig sei, seinen Zorn zu behalten!"

„Es ist nicht würdig eines Mannes, sich zum Spielball weiblicher Launen zu machen!" erwiederte er; doch seine Stimme klang sanft.

„Was Bucephalus betrifft," sagte sie jetzt ganz laut, „so soll Arnika mit Wasser ein sehr gutes Mittel sein."

Hertha blickte dunkel erröthend auf ihren Teller nieder.

„Woher die medizinischen Kenntnisse?" fragte Hertha's Vater lachend.

„O," erwiederte Elliba, bescheiden thuend, „davon verstehe ich Nichts, ich habe es von Hertha gelernt."

„Du bist unerträglich!" flüsterte diese.

„Von Hertha!" rief die Familie einstimmig.

„Nun ja," sagte Elliba unbefangen. „Hertha hat ganz hübsche medizinische Kenntnisse, Ihr wißt ja, daß sie gewissermaßen Dr. Hartmann's rechte Hand ist! Aber apropos, Herr von Braunegg," wandte sie sich an den alten Herrn, „was halten Sie von der Auswanderung im Allgemeinen? Würden Sie die Gegend um Lima in Peru für zweckmäßig zur Kolonisation halten?"

Nunmehr kam an Hans die Reihe, dunkel zu erröthen. Herr von Braunegg aber legte Messer und Gabel hin und sah die Fragerin mit starrem Staunen an.

„Man sagt zwar," fuhr sie harmlos fort, „das gelbe Fieber soll dort herrschen, aber was thut's? Ein paar hundert arme Teufel sind dann schnell von ihrem Elend befreit!"

(Fortsetzung folgt.)

---

* Glück auf!

Aus den Aufzeichnungen eines Bergarztes.

Von M. Morgenstern.

(Fortsetzung.)

„Hoffentlich sieht er jetzt, wie wir es uns schmecken lassen," fiel Kühne lachend ein. „Hören Sie, Doktor, diese Letareaustheilung ist bei mir wirksamer, wie eine lange ausgedachte Predigt. Der Anschauungsunterricht war bei mir immer der heilsamste und ich glaube, die Szene hier herum ist so ein Stückchen davon. Mit jedem Schluck aus der gefüllten Kanne, mit jedem Blick auf das fröhliche Getümmel gewinnt das gemalte Gesicht dort an Leben, glaube ich den Pulsschlag des menschenfreundlichen Herzens zu fühlen, das es sich angelegen sein ließ, das harte Leben der unbändigen Schlingel da draußen durch eine glückliche Stunde zu unterbrechen, die dem genügsamen, an Entbehrungen gewöhnten Sinn vor- und rückwärtsleuchtend durch ein ganzes Jahr voll Arbeit und Anstrengung winkt, und, um die Zusammengehörigkeit von Alt und Jung, von Vorgesetzten und Untergebenen so recht zum Ausdruck zu bringen, auch uns alle hier oben zu gemeinschaftlichem Trunk zu laden und alle zu einem Festtag zu einen, die — je nach Kräften und Fähigkeiten — gemeinsam einem Werke dienen. So bilden wir Alle, die wir hier oben sitzen und die da unten sich tummeln, Figuren zu der lebensvollen Illustration, die der Rede des Predigers beigegeben wird, der vorhin — wie es alljährlich geschieht — die Moral aus dem Ganzen zog und uns vorführte. Es ist ein Tag, der mir von jeher theuer war. Hören Sie nur, wie die Jungen lärmen und die Männer hier sprachselig sind! Das dankbare Andenken so Vieler muß dem alten Bergmeister selbst jenseits die Ohren erklingen lassen."

„Wenn er welche hat," entgegnete ich lächelnd.

„Nur keine Spitzfindigkeiten, Herr Bergmedicus. Wenn es in jenem Leben keine Ohren gibt, so gibt es doch sicherlich Organe, die sie ersetzen," rief der Berggeschworne.

Ich glaubte mich nicht zu kompromittiren, wenn ich zustimmend nickte.

„Ich wollte, ich wäre reich genug," fuhr Kühne fröhlich um sich blickend fort, „um, wenn ich dereinst meine Familie bedacht, — nota bene wenn ich je eine haben sollte, mir ein gleiches Gedächtniß zur Freude der bergmännischen Bevölkerung stiften zu können. Ich finde es gar zu schön, so über Jahrhunderte hinaus Andern glückliche Stunden zu bereiten."

„Die Mittel dazu sind Vielen von uns in vielleicht größerem Maße gegeben, als wir glauben," versetzte ich. „Wenn sie Ihre Berufspflicht mit Treue und Umsicht erfüllen, so ist es Ihnen vielleicht vergönnt, dadurch auf Andere und durch sie auf Nachfolgende zu wirken, und so unmittelbar zu dem Glück Vieler beizutragen. Ein einziges Wort schon kann das Samenkorn werden, aus dem das Glück eines Nebenmenschen keimt, das, weiter getragen, immer größere Ernten schafft. So ist unser Leben eigentlich immer ein Stückchen Anschauungsunterricht für Andere im Guten und im Schlimmen, und es ist —"

„Ach," fiel Kühne ein, den Schachthut mit dem blinkenden Schlägel und Eisen auf das andere Ohr schiebend, „das schlägt ins philosophische Fach, vor dem ich zu großen Respekt habe, als daß ich es zu betreten wage. Uebrigens," fuhr er nach einem herzhaften Zug aus der wandernden Bergkanne fort, „verstehe ich unter Dem, was Sie da aussprechen, Gottes Segen. Will unser Herrgott den meiner Berufstreue geben, so danke ich ihm in aller Demuth und sage: ‚Herr, ich bin viel zu geringe; aber Das kann mich nicht abhalten, zu wünschen, es dem seligen Hoffmann nachmachen zu können. Durch den

Magen wirkt es sich vortrefflich auf Herz und Gemüth des Menschen, und ich lasse es mir nun einmal nicht bestreiten, die Freude ist nicht nur eine angenehme, sie ist auch eine eindringende Lehrerin. Das Prügelsystem ist nicht nach meinem Geschmack. ‚Freut Euch des Lebens!‘ das war immer mein Lieblingsspruch, — es versteht sich von selbst in Zucht und Ehren — und unserm Herrgott gefällt er auch. Hätte er sonst die Erde so herrlich und den Menschen so empfänglich für Freude geschaffen? Herr Bergmedicus, der selige Hoffmann soll leben und seinen dankbaren Gästen von Jahr zu Jahr unsterblich sein!“

Ich konnte dem redseligen Bergmann nur flüchtig Bescheid thun, meine Kranken riefen mich. Welch ein geplagtes Geschöpf doch ein Arzt ist!

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der Fürst Blücher von Wahlstatt besuchte während seines Aufenthalts in Hamburg die Wittwe Klopstock's, theils weil dieselbe eine Jugendfreundin des Helden, hauptsächlich aber, weil er trotz seiner rauhen, derben Außenseite für den Sänger der Religion, Freiheit und Vaterlandsliebe die größte Verehrung hegte. Nachdem Beide sich gegenseitig freundlich begrüßt und manche frohe Jugendszenen in Erinnerung gebracht hatten, wandte die Wittwe, in Gegenwart weniger anderen Personen, sich gegen einen kleinen gedeckten Tisch, auf welchem eine Flasche Wein und zwei Gläser standen. „Mein Klopstock wurde einst von dem deutschen Kaiser mit sechs Flaschen altem Tokayer beschenkt,“ sagte sie zu dem Fürsten; „fünf davon wurden an großen Festtagen geleert; die sechste, sagte mein Klopstock, wollen wir aufbewahren und nicht anders als an einem besonders feierlichen Tage anbrechen; es müsse der feierlichste Tag unseres Lebens sein. Mein Klopstock starb und die Flasche blieb unberührt, aber lebte er noch, er würde mit mir sagen: der heutige ist jener feierlichste Tag! — und mit Ihnen, mein Fürst, trinke ich aus dieser Flasche zur Erinnerung an Klopstock!“ Der hochbejahrte Held war tief bewegt über diesen zartsinnigen Beweis der Hochachtung und in aller Anwesenden Augen glänzten Thränen der Rührung.

Ein hochberühmter General Friedrich Wilhelms III., dessen Namen wir verschweigen wollen, liebte das Spiel leidenschaftlich und hatte bedeutende Schulden. Am Weihnachtsabend wurde stets beim König, wie in jeder guten Bürgersfamilie, „aufgebaut“, und der erwähnte General, der einst auch dazu geladen war, fand bei dieser Gelegenheit auf seinem Teller ein — Buch! Er schlug es auf, es enthielt fünfzig Seiten und auf jeder Seite einen — Hundertthalerschein! Schweigend steckte es der General in die Tasche und war zwar in der Unterhaltung äußerst zuvorkommend, erwähnte aber mit keinem Worte des Geschenkes. Dem König schien Dies nicht zu gefallen. Nach einigen Tagen fragte er in seiner kurzen Weise den General auf der Parade: „Nun? Buch gefallen?“ — „Ein äußerst interessantes Werk, Majestät!“ erwiederte der General mit steif militärischem Gruße, „ich bin sehr neugierig — auf die Fortsetzung!“ Der König erwiederte Nichts. Als der General nach Beendigung der Parade und nach aufgehobener Tafel nach Hause kam, brachte ihm sein Diener ein Paket vom König. Er öffnete es, fand ein ganz ebensolches Buch wie das erste, mit demselben Geldinhalt, doch auf dem Titelblatt standen, von der Hand des Königs geschrieben, die Worte: „Zweiter Theil. Schluß!“

Ein Herr in Berlin, im Begriff seine Wohnung zu wechseln, hatte eine Kommode vor die Hausthüre gestellt und einen Dienstmann gerufen, um dieselbe fortragen zu lassen. „Was will Er für das Forttragen der Kommode haben?“ fragte zuvörderst der Herr den Gerufenen. „Zehn Silbergroschen,“ war die Antwort. „Nein, Das ist mir zu viel; mehr als 5 Sgr. geb' ich nicht!“ „Det hoben Se doch nich nöthig,“ antwortete der Dienstmann mit größter Ruhe, „lassen Se se man da stehen, und warten Se, bis et Nacht ist, da trägt se Ihnen Eener umsonst weg!“

Ein Vorfall, der sich im Kanton A. zutrug, verdient wohl erwähnt zu werden. Als nämlich bei einer Trauung der Zivilstandsbeamte die Braut vorschriftsgemäß frug: „Anna Maria N. N., willst Du den hier gegenwärtigen Jakob N. N. zu Deinem Ehemanne nehmen?“ hub die Braut an: „Na, wie mennen Er dann, Herr Borgemeeschter, soll ich en nemme?“ — „Nun, ich glaube, Du wirst ihn nehmen,“ erwiederte der Beamte, worauf die Braut ganz ruhig antwortete: „Meintwegen, Herr Borgemeeschter.“

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 95. Mittwoch, 14. August 1872.

* Zwei Wilde.

Novelle von Eva Hartner.

(Fortsetzung.)

„Ich fordere das hohe Haus zum Hören auf!“ sagte Elliba, sich vor den leeren Stühlen verneigend. „Ein bal champêtre ist an und für sich ein Unding. Der Ball ist ein Produkt des Salons und gehört in denselben, wir stellen bestimmte Anforderungen an einen solchen in Betreff der Toilette, der Beleuchtung, Bewirthung u. s. w. Das Tanzen auf dem Rasen klingt in der Theorie recht hübsch, ist aber in der Praxis, besonders für Hühneraugen, unausstehlich. Wenn das hohe Haus mir ein Amendement einzubringen gestattet, so stimme ich für einen großen Ball ganz ohne jede Ländlichkeit. Erst nach Einbruch der Dunkelheit werden offene Fenster gestattet! Laßt mich die Sache in die Hand nehmen! Hurrah!“ lachend sprang sie auf, umarmte die Dame und tanzte dann im tollen Wirbel durch die offene Thüre bis an den Fuß der Treppe, wo sie athemlos anhielt.

Der Zufall wollte, daß sich in diesem Augenblicke Herrn v. Braunegg's Stubenthüre öffnete und Onkel und Neffe heraustraten. Kaum bemerkte Elliba des jungen Mannes düstere Miene, als sie, die Treppe heraufspringend und auf jeder Stufe anhaltend, sagte:

„Tantchen, ich muß Dir eine göttliche Geschichte erzählen! Vor vielen tausend Jahren wählte sich einmal Prinz Hiram von Persien die schöne Zelima zur Vertrauten aus, als Beide in den abendlichen Gärten Kaschmirs wandelten. Beide sprachen mit wunderbar süßem Tone und wunderten sich dann, daß ein Vöglein, das bei offenen Fenstern, im Morgenlande ist es so warm, im goldenen Käfig saß, von ihrem Gespräch wußte. Märchenvögel sprechen bekanntlich. War Das nicht recht geistreich von den klugen Leuten?“

Oben an der Treppe angelangt, rief sie lachend: „Denkt hübsch über mein Märchen nach, es liegt ein tiefer Sinn darin!“ und tanzte im Polkaschritt in ihr Zimmer.

„Ich verstehe kein Wort!“ sagte Frau von Braunegg kopfschüttelnd.

„Ich glaube,“ sagte Hans, einen langen Blick mit Hertha wechselnd, „zwei Leuten ist eben ein großes Licht aufgegangen! Ich bin der Eine!“

„Und ich bin die Andere!“ sagte Hertha und Beide mußten lachen.

„Kinder, Ihr seid allesammt nicht recht klug!“ sagte Frau v. Braunegg ärgerlich.

„Was kann aus Nazareth Gutes kommen!“ sagte Hans achselzuckend.

Elftes Kapitel.

Mehrere Tage verstrichen, ohne daß eine Störung des Waldstetter Gleichgewichts eingetreten wäre. Die Familie verhehlte sich zwar nicht, daß dieser Friede nur auf schwankenden Füßen beruhte, denn Hans und Elliba sprachen fast gar nicht mit einander, doch hatte Frau von Braunegg bisweilen Gelegenheit, rasche Blicke zu bemerken, deren seltsames Leuchten ihr nicht gefiel. Senkte dann Elliba den schönen Kopf über ihren Teller, um ein sarkastisches Lächeln zu verbergen, so blickte Hans düster darein; war aber die Reihe des Antwortens auf eine solche Ausforderung an ihm, so hatte er sicher dem Inspektor eine Wirthschaftsfrage vorzulegen, und dann war es Elliba's Stirne, die sich düster faltete, und zuckender Unmuth entstellte ihre Lippen.

Der kleine Jochen Kühnemann erholte sich schnell. Im Verkehr mit ihm entfaltete Elliba ihre besten Seiten, täglich saß sie Stunden lang an seinem Bett und wurde nicht müde, Tante Sara's halb vergessene Märchen für das Kind heraufzube-

schwören. Wohl kam auch Hans in den ersten Tagen, nach dem Kinde zu sehen, da aber Ellida alsdann verstummte und sich bald entfernte, so suchte er sich die Morgenstunden aus und ließ sie mit dem Kinde allein.

Eines Tages fand sie einen großen Strauß waldfrischer Maiblumen in dem Zimmer des Kindes. Als sie sich bewundernd darüber neigte, sagte das Kind, das in seinem Bett mit Bleisoldaten spielte: „Nimm sie nur mit, sie sind doch für Dich!"

„Für mich?" sagte Ellida verwundert.

„Ja! Onkel Hans hat sie vorhin gebracht. Er sagt, er hätte sie im Walde gepflückt, er dürfte Dir Nichts schenken, und da schenkte er sie mir und ich soll sie Dir geben, Du hättest sie so gern!".

Ellida verbarg ihr erröthendes Gesicht über den Blumen. „Sie sind für Dich, Jochen, Du mußt sie behalten!" sagte sie.

„Die Soldaten sind mir viel lieber!" sagte der Kleine. „Warum kannst Du aber den Onkel Hans nicht leiden? Ich habe ihn so gern!"

„Warum soll ich ihn nicht leiden können?" fragte sie verwirrt.

„Du gehst immer fort, wenn er kommt, und dann macht er immer so große Augen! Und er hat gesagt, wenn Du wüßtest, daß sie von ihm kämen, würdest Du sie nicht nehmen. Und er hat sie doch für Dich gepflückt! Es ist so schwer, so viele zu pflücken, ich bin immer fortgelaufen, wenn ich ein Paar hatte." Das Kind legte sich erschöpft zurück.

„Sprich jetzt nicht mehr!" sagte Ellida; „ich will Dir vom goldenen Wagen erzählen!"

Als sie aber nach Hause ging, zog sie im Vorübergehen einen Zweig der kleinen Blüthen aus dem Glase und verbarg ihn schnell in der Hand, damit es Niemand sehen sollte. Aber Jochen's scharfe Kinderaugen hatten es doch gesehen!

„Da stehen die armen Blumen!" dachte Hans am nächsten Morgen, als er zu dem Kinde kam. „Du hast geplaudert, Jochen?" fragte er.

„Ja, Onkel Hans!" sagte der Knabe; „aber so arg böse ist die Tante nicht auf Dich, sie hat sich heimlich eine Blume genommen und sie wußte, daß Du sie gebracht hast!"

„Weil sie gut riechen!" sagte Hans.

Wen aber Ellida täglich antraf, und wer ein immer wachsendes Wohlgefallen an ihr zu finden schien, Das war Doktor Hartmann. Er hatte eine ausgebreitete Praxis auf dem Lande, und so wurde ihm nicht schwer, täglich nach seinem kleinen Patienten zu sehen. Zwar dem zärtlichen Mutterherzen Frau Kühnemann's mußte es erscheinen, als sei ihr Jochen nur Nebensache bei des Arztes Besuchen, und auch Ellida bemerkte, daß seine Augen oft nach dem Wohnhause flogen und Fragen nach dem Befinden der Familie mit ungeduldigem Seufzen begleitet wurden, aber Hertha wurde nicht sichtbar.

Warum hatte sie ihren Rundgang durch das Dorf jetzt auf die Morgenstunden verlegt, in denen sie den Arzt nicht treffen konnte? Ellida wußte es wohl, sie wußte sogar, daß ein Wort mehr als die abgerissene Notiz: „ich habe Hartmann gesehen!" die in der Brust der Freundin aufkeimende Eifersucht ersticken würde, aber sie sprach dieses Wort nicht, ja, sie bestellte selbst des Arztes Grüße nicht. Warum? Darüber hätte sie selber keine Rechenschaft geben können! Sie war wie von einem Dämon ergriffen, der sie widerstandslos fortriß! Das gespannte Wesen mit Hans, das sie nicht ändern wollte, raubte ihr die sonstige freie Klarheit. Sie fühlte sich unglücklich und suchte Beschäftigung, Zerstreuung, Aufregung. Das Wort, das sie las, wurde ihr zum todten Buchstaben, eine plötzliche Thräne verdarb eine mühsame Zeichnung, die Musik erquickte sie nicht. Nur im Gespräch mit dem ernsten Manne, am Bettchen des Kindes, fand sie auf Augenblicke die ersehnte Ruhe. Sollte sie sich dies kurze Aufathmen, diese eine Oase in der Wüste des Tages, versagen? Nein, sie wollte es nicht! Hertha's Eifersucht war kindisch, hätte sie einmal den Gesprächen gelauscht, sie würde überzeugt gewesen sein, es war nicht ihre Schuld!

Hans blickte finster und hoffnungslos. Nach jener übermüthigen Erklärung des Abends hatte er sich ihr am andern Morgen nähern wollen, sie hatte ihn rauh zurückgestoßen!

(Fortsetzung folgt.)

---

* Glück auf!

Aus den Aufzeichnungen eines Bergarztes.

Von M. Morgenstern.

(Fortsetzung.)

VI.

Ich sah als Knabe einst in einer umherziehenden Menagerie einen Elephanten, der zum Ergötzen von Jung und Alt seine Künste produzirte,

und ich konnte es nie vergessen, mit welcher Behutsamkeit und Sorgfalt er ein Kind handhabte, das ihm auf einige Minuten zur Wartung gegeben wurde. Nachdem ich den ersten Schreck überwunden und mich überzeugt hatte, daß dem kleinen Wesen kein Leid geschah, hatte die Szene etwas komisch Rührendes für mich. Die Erinnerung daran tauchte plötzlich in mir auf, als ich Konrad Kühne und Lenore Gieseke zum ersten Male neben einander sah.

Sie hatte durchaus nichts Ueberzartes, hatte keine Wespentaille und keine Spur von Bleichsucht, sondern eine wohlgerundete Figur und frische gesunde Farben, aber ihrem Vetter gegenüber erschien sie allerdings klein und zierlich. Seine massive Männergestalt ließ das mädchenhafte, das jungfräulich Keusche in ihrer Erscheinung mehr hervortreten, und sein Benehmen ihr gegenüber rief in mir jenes Bild wach.

Wenn er mit vetterlicher Vertraulichkeit seine große Hand auf ihre Schulter legte, geschah es so behutsam, als ob er selbst die Möglichkeit des Zerbrechens fürchtete. Seine Stimme klang gedämpfter, wenn er zu ihr sprach, und in seinem Auge lag Etwas von dem Ausdruck des Herkules, der sein Kind im Arme hält und auf das zarte Wesen mit der Zärtlichkeit gebändigter Kraft niederblickt.

Wir sprachen über Goethe's Iphigenie, die Lenore und Frau Büchner zusammen lasen, und ich freute mich des Entzückens, das Beide fühlten. Welches Frauengemüth könnte sich je dem Eindruck der wunderbaren Schönheit dieser Dichtung entziehen?

„Sagt nicht Schiller, daß Iphigenie für alle Zeiten die Freude und Bewunderung der Menschenkinder bleiben werde?“ fragte Lenore.

„Wenigstens sagt er etwas Aehnliches, ich entsinne mich der Worte nicht genau,“ entgegnete ich.

„Wenn Das Schiller sagt, so muß es natürlich wahr sein,“ fiel Kühne gutmüthig ein, „und ich bin vielleicht eine Abnormität, wenn ich gestehe, daß ich —“

„Aber, Vetter,“ unterbrach ihn Lenore mit komischem Schrecken, „Du wirst doch nicht gestehen wollen, daß Du nichts Schönes an Iphigenie findest?“

„Nein, Püppchen, sondern nur, daß es mich ruhig läßt. Es tritt mir zu objektiv entgegen. Ich vergesse keinen Augenblick, daß das Bild, welches sich vor meinem Auge entrollt, durch die Kluft der Jahrhunderte von mir getrennt ist. Die griechische Priesterin —“

„Stattete der Dichter mit der reinen, hochgesinnten, liebreichen Seele der christlichen Jungfrau aus,“ fiel ich ein.

„Dennoch bleibt sie für mich ein abstraktes Wesen, das ich bewundern, aber nicht lieben kann, dessen Schicksal mich interessirt, aber nicht in Mitleidenschaft zieht. Ich muß gestehen,“ fuhr er etwas verlegen lächelnd fort, „daß ich den Goethe nicht gelesen, seit ich die Bergschule besuchte, und daß mir selbst damals Nichts über den Reim ging:

„Willst du in die Weite schweifen,
Sieh, das Gute liegt so nah'!“

„Ach, Konrad!“ rief Lenore, über und über erglühend.

„Du brauchst nicht für mich zu erröthen, Lorchen,“ fuhr Kühne mit großväterlicher Güte fort; „in diesen schlichten Worten liegt das einfach Wahre, das jedem Menschen frommt. Ich nahm sie buchstäblich und ließ mir keine Iphigenie und keine griechische Mythologie über unsere bergmännischen Sagen kommen, die auch ein Stückchen Poesie sind und just nicht die schlechteste.“

„Und sie steht Dir nicht objektiv entgegen?“ fragte Frau Büchner etwas geärgert.

„Nein, Frau Tante, sie sitzt mir so recht subjektiv nahe,“ versicherte er, ohne sich beirren zu lassen. „Ich fühle mich in ihre Kreise gezogen, fühle, daß Alles, was ich in dieser Sagenwelt höre, mir ebenso gut passiren könnte, wie es einem alten Kameraden vor so und so langer Zeit passirte, und Das hat seine eigene Moral.“

„Ach, lieber Konrad,“ bat Lenore schelmisch, „welche hat es denn, wenn Du Dir möglich denkst, Du könntest, wie weiland Hans Breitsohl, nach einer Begegnung mit dem alten Berggeist, der tief unten in Euren Schächten umgeht, ein Menschenalter hindurch auf einem Erzbruche verschlafen, plötzlich erwachen und als graues Männlein auffahren, um hoch oben die Welt um fünfzig Jahre fortgeschritten zu finden und von Niemand erkannt zu werden?“

„Das hätte ohne Zweifel die Moral,“ entgegnete er lachend, „daß ich mich allen Ernstes und in größter Eile an die Hebung des Schatzes machte, der zum Glück eines rechtschaffenen Mannes unerläßlich ist. Daß ich, bevor ich zu diesem möglichen Abenteuer in die Grube führe, mir ein Mädchenherz zu eigen suchte, wie Hans Breitsohl in seiner Dorothea besaß. Eines, das stark genug wäre, seinen Schmerz durch das Leben zu tragen, ohne, wie es in Romanen üblich ist, zu brechen, und treu genug, mein Andenken fest zu

halten und mich wieder zu erkennen, wenn ich alt und grau, ungekannt und mutterseelenallein in einer fremden Welt stehen würde."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein Thierbändiger-Abenteuer.) Die „St. Paul-Expreß" erzählt: Es gibt wohl nur wenige Leute hier im Lande, die nicht schon von dem berühmten Löwenbändiger Lengel gehört haben, und jedenfalls gibt es hier in St. Paul nicht Viele, die sein Gesicht und seine Gestalt nicht kennen, da sein Porträt überall in den Schaufenstern zu sehen ist, wo er als eines der Hauptzugmittel für den Great-Eastern-Cirkus ausgestellt ist. Als Herr Lengel im letzten Frühjahr mit seiner Truppe zur Reise aufbrach, fand er einen Käfig mit afrikanischen Löwen, die noch nicht gezähmt waren, und mit denen er dieselben Kunststücke zu machen beschloß, wie mit denen, die er schon lange unter seiner Zuchtruthe hatte. Der Käfig enthielt zwei Löwinnen und einen Löwen, und während der einen Woche, die er übrig hatte, bevor die Vorstellungen begannen, widmete er seine ganze Muße ihrer Dressur. Im Vertrauen auf seine „Naturgabe", wie er es nennt, fürchtet er sich nicht vor den Bestien, wenn sie im Käfig sind, und fühlt sich am wohlsten, wenn er die heftigen Leidenschaften dieser Thiere zügeln kann. Nachdem er seine neuen Thiere etwas kennen gelernt hatte, fand Lengel, daß, seiner sonstigen Erfahrung entgegen, der männliche Löwe das listigste und geschmeidigste von den drei Thieren war, und er hat diesen riesenhaften Burschen schon zwei Mal abgefaßt, wie er sich an ihn heranschlich, um ihn in's Bein zu beißen. Er hatte auch die Stiefel schon gefaßt, aber ein Schlag von Lengel's Keule schreckte ihn sofort in seine Ecke zurück. Während der Nachmittagsvorstellung in Portage City am letzten Dienstag aber begegnete dem Löwenbändiger das aufregende Abenteuer, welches wir hier erzählen wollen. Lengel machte seine gewöhnlichen Kunststücke mit dem Löwen im Käfig, während außerhalb des Käfigs zwei Männer mit schweren Eisenstangen standen, um dem Bändiger im Nothfall Hilfe zu leisten. Dem Löwen mißtraute er aus dem oben erwähnten Grunde und hielt ihn daher, wenn möglich, noch wachsamer als gewöhnlich im Auge; aber es kam ein Moment, wo er sich umdrehen und den beiden Löwinnen seine Aufmerksamkeit zuwenden mußte. Die Gehilfen hatten während Dessen den Löwen zu bewachen; diese waren aber unaufmerksam, der Löwe kroch mit bösem Blick über den Boden hin zu Lengel heran und, als man im Publikum die Gefahr sah und Warnungsrufe erschallen ließ, da war es zu spät, der Rachen des riesigen Thieres hatte sich schon um die Wade des Hrn. Lengel geschlossen, und der Thierbändiger fiel zu Boden. Sein Knüttel entfiel ihm und rollte fort, so daß er ihn nicht erreichen konnte; es war ein Moment der furchtbarsten Spannung. Die Zuschauer waren starr vor Entsetzen und die beiden Gehilfen wie gelähmt, als sie diese durch ihre Nachlässigkeit herbeigeführte Gefahr sahen. Nur Lengel verlor seine Geistesgegenwart nicht. Der Löwe konnte selbst in seiner Wuth die Macht seines gefallenen Feindes nicht vergessen und ließ ihn für einen Augenblick los, und ehe die Löwinnen sich noch zum Angriff bereit machen konnten, war er wieder auf den Füßen, nahm die Peitsche, die er noch in der Hand behalten hatte, griff damit die wilde Bestie an und peitschte sie in den Winkel des Käfigs, dann verließ er denselben und schleppte sich mit dem verwundeten Fuße durch den Cirkus nach seiner Garderobe, wo er, durch den Blutverlust geschwächt, ohnmächtig zusammenbrach. Seine Wunden wurden untersucht; es fand sich, daß zum Glück kein Knochen verletzt war; aber die Fleischwunden, die er davon getragen hatte, waren ungeheuer groß und sahen sehr gefährlich aus. Lengel wurde fortgebracht, sobald es ging, und ist jetzt im Southern-Hotel in der Genesung begriffen. Lengel ist von seinen Zöglingen schon fünf Mal gebissen worden, aber meistentheils waren es Löwinnen, die ihm die Wunden beibrachten.

(Ansicht eines Gelehrten.) Ein Gelehrter, so ein rechter Bücherwurm erster Klasse, der aber nicht ohne Witz war, mußte immer wenigstens zehn Mal zum Essen gerufen werden. Es kostete Mühe, ihn von seinen Büchern wegzubringen. Als Dies einst wieder der Fall war, meinte seine Frau: „Ich wünschte wohl auch ein Buch zu sein." — „Warum?" — „Weil Du dann beständig bei mir bliebst." — „Ich wär's zufrieden," sagte der Mann, „nur müßtest Du ein Almanach sein." — „Warum ein Almanach?" — „Weil ich dann alle Jahre einen neuen hätte!"

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 96. Freitag, 16. August 1872.

Zur Enthüllung des Jahndenkmals.

Wer kennt ihn nicht, den Mann im grauen Bart,
Der wie ein Taucher aus empörten Wogen
Die Perle deutscher Sitte, deutscher Art
Trotz Sturm und Drang empor an's Licht gezogen?
Dem sich die deutsche Größe offenbart,
Ob auch so manches Hoffen ihn betrogen,
Das sich erwies als Lug und schnöder Wahn —
Wer kennt ihn nicht, den alten Vater Jahn! —

Wen der Geschichte Geist sich auserkoren,
Der starke Träger seiner Kraft zu sein,
Dem ist zumeist der Erde Glück verloren,
In seinen Tempel tritt er selten ein.
Ein ewig Mahnen tönt in seinen Ohren,
Der Drang, zu wirken, füllt sein Herz allein,
Und ihm gehorchen muß er ohne Wanken,
Fällt auch der Leib zum Opfer dem Gedanken.

So auch der Mann, der wahrhaft deutsche Mann,
Deß Leben reich an bitt'ren, herben Stunden,
Weil er für Deutschlands Ehre rang und sann,
Und dessen Herz zerfleischt von tausend Wunden.
Allein wie schwer ihn drückte auch der Bann,
Mit dem sein Dasein das Geschick umwunden,
Von seiner Sendung wandt' er nie den Sinn,
An ihr Erfüllen gab er ganz sich hin.

Und sieh! Das holde Traumbild deines Lebens,
Die Einheit Deutschlands ward zur Wirklichkeit;
Dein Ringen, Leiden, es war nicht vergebens,
Uns winkt die Frucht am goldnen Baum der Zeit!
Drum nimm den Kranz zum Lohne deines Strebens,
Den dankbar heut' das deutsche Volk dir weiht,
Wie du geträumt, gehofft dein ganzes Leben:
„Mein Ehrenrecht wird mir die Nachwelt geben!"

Und wenn vor deinem Bild, von Künstlerhand
Dem spröden Erze siegreich abgerungen,
Der Wand'rer steht, den Blick emporgewandt,
Dann tönt ihm wohl von unsichtbaren Zungen
Das lichte Wort, deß Wahrheit wir erkannt
In uns'res Ringens ernsten Dämmerungen:
Zwar mächtig ist des Schwertes eh'rne Kraft,
Doch mächt'ger, was der Geist ersinnt und schafft!

(Sp. Anz.)

---

* Zwei Wilde.

Novelle von Eva Hartner.

(Fortsetzung.)

Der Sonntag kam, noch vierzehn Tage, dann kam das große Ballfest. Die Glocken läuteten zur Kirche, Ellida nahm Gesangbuch und Sonnenschirm und schloß sich der Familie an. Hans war nicht zugegen; desto besser.

Gedankenvoll schritt sie neben Hertha her, ihr war seltsam zu Muthe. Wie lange sollte dieser Zustand währen? Gleichviel; sie wollte ihm kein Ende machen, mochte die Zukunft bringen, was sie wollte.

Hertha war, wie jetzt immer, blaß und still, ihre Augen zeigten Spuren von Thränen. Ein plötzlicher Schmerz durchzuckte Ellida, sie war schuld an diesen Thränen.

Sie erreichten das aus grauem Gestein kunstlos aufgeführte Kirchlein. Ellida neigte das Haupt zum stillen Gebet; als sie wieder aufblickte, schritt eine schlanke Gestalt durch die Kirche und nahm an ihrer Seite Platz. Auch er war bleich, seine Augen blickten düster. Sie wurde unruhig. Sollte sie auch diese Blässe verschuldet haben?

Der Prediger verlas den Text. Mechanisch hatte sie sich erhoben, doch in ihre Grübeleien vertieft, hörte sie nicht die heiligen Worte. Plötzlich erhob der Prediger seine Stimme und die Worte schlugen an ihr Wort: Die Liebe ist langmüthig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Muthwille, sie blähet sich nicht,

und weiter: Sie verträgt Alles, sie glaubt Alles, sie hofft Alles, sie duldet Alles!

Glühend stieg verwirrende Röthe in ihre Züge, warum diese ernste, feierliche Mahnung an dieser Stelle!

Doch sie liebte ja nicht, sie empfand Nichts von dieser gänzlichen Hingebung! Ungehört rauschte der Gesang an ihrem Ohre vorbei, ungehört verhallten die Worte der Predigt in dem wilden Kampf, der in des Mädchens Seele tobte.

Stolz und trotzig warf sie den Kopf zurück, noch war sie frei, sie wollte sich nicht unterwerfen lassen, auch von den Worten der Schrift nicht!

Mit diesen unheiligen Gedanken verließ sie das Gotteshaus. Warum zuckte Hertha plötzlich zusammen? Sie blickte auf, ein Reiter näherte sich, Doktor Hartmann. Elliba fühlte sich erleichtert, nun brauchte sie doch nicht den ganzen Tag mit den beiden blassen Menschen zu verleben!

Der Arzt näherte sich grüßend und nahm die freundliche Einladung des Hausherrn, ihnen den Tag zu schenken, dankbar an. Sein heller Blick suchte Hertha, sie aber stand abseits und betrachtete einen blühenden Rothdornzweig, den ihr Hans reichte. Erbleichend zuckte der Arzt zusammen, wie, war dieser schöne Jüngling, sein ehemaliger Schüler, die Ursache von Hertha's räthselhaftem Verschwinden? Lächelnd trat Elliba zu dem Bestürzten, der Dämon war wieder mächtig in ihr. „Sie sehen, Herr Doktor," bemerkte sie, „die Beiden haben nur Ohren und Augen für einander, ich denke, wir stören nicht erst!" Sie gingen und Hertha blickte ihnen mit stechendem Schmerze nach; da ging er fort mit ihr, ohne sie zu begrüßen.

Der Mittagstisch begann mit dumpfer Schwüle. Nur Elliba's gewandtem Wesen gelang es, Leben in die Unterhaltung zu bringen. Hertha war und blieb blaß und still, auch Hans war düster. Dr. Hartmann wagte einen Versuch:

„Ich habe Sie seit längerer Zeit nicht bei den Kranken gesehen, gnädiges Fräulein!" sagte er.

„Ich hoffe, Sie haben keine Vernachlässigung bemerkt?" erwiederte Hertha.

„Bei den Kranken, nein!" sagte er mit Beziehung.

„So ist ja Alles in Ordnung!" bemerkte Hertha tonlos.

Verletzt schwieg der ernste Mann und blickte von dem Mädchen weg auf seine Nachbarin Elliba. Wie schön sie war, welch' heller Geist leuchtete aus ihren tiefblauen Augen! Wie fein wußte sie jetzt die verletzende Bemerkung Hertha's gut zu machen! Sie brachte das Gespräch geschickt auf einen Vergleich des Gesundheitszustandes zwischen Stadt und Land; die Eltern interessirten sich sehr für diese Frage, bescheiden und doch gründlich erläuterte der Arzt, auch Hans wurde gesprächig und Elliba fuhr fort, hie und da eine feine Bemerkung einzustreuen, die das Gespräch immer von Neuem belebte. Hertha blieb stumm, ein unendliches Weh schnürte ihr die Kehle zu.

Ein Wagen rollte vor, als man sich vom Tisch erhob. Hertha athmete auf, zwei Offiziere der Garnison, der eine ein näherer Bekannter des Hauses, kamen, um den Nachmittag bei der Familie zu verbringen. Der eine, Lieutenant Schrötter, war noch nicht in Waldstett gewesen, er war ein harmloses Gemüth, nicht allzu geistreich, und hatte es für vergeblich gehalten, seiner mangelhaften Kadettenbildung später nachzuhelfen. Er hatte gutmüthige blaue Augen, ohne jedes Feuer, und zeichnete sich durch besondern Körperumfang aus. Der andere, Lieutenant von Halling, hatte eine schlanke, elegante Figur, kluge, dunkle Augen, die nie eine gewisse Kälte verloren, und seine nicht eben schönen, aber geweiten Züge trugen den Stempel berechneter Zurückhaltung. Doch wurde Dieses von gewandter, geselliger Tournüre so sorgsam beherrscht, daß es nur intimeren Freunden auffiel; in Waldstett war er ein beliebter, gern gesehener Gast, wozu ihn seine Bildung und seine gewandte Unterhaltung hinreichend befähigten. Beide Herren hatten keine Ahnung, weder von Hans' noch von Elliba's Anwesenheit.

Herr v. Braunegg stellte vor. Einen Augenblick standen die Herren sprachlos vor Ueberraschung vor Elliba, und von den Lippen des dicken Schrötter klang ein Laut wie: Donnerwetter! Elliba lächelte belustigt, es war, wenn nicht die erste, so doch jedenfalls die naivste Bewunderung, die ihrer Schönheit noch gezollt war. Sie war sehr geneigt, Beide für „nette Kerls" zu halten, und redete sie mit einigen freundlichen Worten an. Hertha erwiederte den Gruß der Herren durch eine stumme Verbeugung, ihr Herz war zu schwer zum Sprechen. In Herrn von Halling erkannte Hans einen Studiengenossen seiner juristischen Zeit und fragte lachend, warum er der Dame Justizia entflohen sei? Halling bekannte, daß ihn das Grauen vor den drei Examina und die schlechte Besoldung aus den Armen der Dame vertrieben habe. „Wer so glücklich ist wie Sie, Braunegg, nicht zu wissen, wo er

mit seinem Gelde hin soll, der kann sich solche Gründe kaum denken!" setzte er lachend hinzu.

Die Gesellschaft fühlte sich von diesen Worten angenehm berührt, in Elliba's Augen gaben sie dem Herrn eine ganz besondere Annehmlichkeit, da ihr der unter den Garde-Offizieren der Residenz herrschende Ton des Reicherscheinens immer mißfallen hatte. Eine heitere Unterhaltung entspann sich, und Dr. Hartmann stieg bedeutend in der Achtung der Offiziere, als Hans erzählte, wie schnell er seinen Bucephalus geheilt habe.

„Bucephalus?" sagte der dicke Schrötter, nur mühsam das schwere Wort wiederholend. „Wo haben Sie den verfluchten Namen her?"

Alle lachten. „Den Bucephalus hätten wir," sagte Elliba spöttisch; „schade, daß kein Alexander da ist!" Hans biß sich zornig auf die Lippen, dem dicken Lieutenant dämmerte etwas vergessene alte Geschichte aus dem abgelegensten Winkel seines Gehirns auf, er bekam das unbestimmte Gefühl, sich blamirt zu haben.

Mit feinem Takt half Herr von Halling aus der peinlichen Pause, indem er, sich an Elliba wendend, höflich sagte: „Und doch, mein gnädiges Fräulein, verdankt das schöne Pferd einem ganz ähnlichen Vorfall seinen Namen, wie er uns in der Geschichte erzählt wird, und Braunegg spielte in demselben die Rolle Alexanders mit ebenso viel Geschick und Kraft, wie jener macedonische Kronprinz!" Man lachte über den Kronprinzen Alexander, und Halling erzählte, wie ein Pferdehändler den Rappen in den Hof der Universität gebracht habe und wie von dem ganzen Korps der Sachso-Borussen nur Hans sattelfest geblieben sei, von den sonstigen Verbindungen und Kameelen ganz zu schweigen!

Nun biß sich Elliba auf die Lippen und ärgerte sich, daß ihre lose Zunge Hans zum Helden einer Erzählung machte. Doch freimüthig, wie sie war, reichte sie dem Gekränkten die schlanke Hand und sagte lachend: „Ich habe Ihnen Unrecht gethan, Kronprinz Alexander, verzeihen Sie mir!" und Hans drückte die Hand an seine Lippen, und diese zitterten.

Hertha's Herz ward schwerer und schwerer, sie konnte sich nicht mehr in diese Menschen finden! Da beleidigte dieses übermüthige Mädchen einen Mann, dann sagte sie ein freundliches Wort und Alle sahen sie bewundernd an. Sollte denn diesem Mädchen Alles, Alles ungestraft hingehen? Sie bezauberte den Mann, dessen edles und starkes Herz ihr gehört hatte, sie riß die Gäste hin und auch der erbittertste Gegner unterlag ihrem kecken Spiel. Doch vielleicht war es nicht so schlimm, vielleicht kehrte der Geliebte doch zurück. Schüchtern sah sie zu ihm auf, doch nein, er, der Ernste, bemühte sich lachend, einen Teufelsknoten zusammen zu hängen, zu welcher Arbeit Elliba ihn verurtheilt hatte. Sie sah nicht, daß seine Hand gleich darauf das Spielzeug ungeduldig wegschob und seine ernsten Augen mit düstern Blicken auf ihr ruhten.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Glück auf!

Aus den Aufzeichnungen eines Bergarztes.

Von M. Morgenstern.

(Fortsetzung.)

„Konrad," sagte Lenore, „Du kennst Dich selbst nicht, oder Du hast Dir das Erlebniß des alten Bergmannes doch zu objektiv gegenüber gestellt, denn — Du bist eine viel zu brave, treue Seele, um eine so selbstische Moral aus einer Sage zu ziehen, die so wundervoll die Unvergänglichkeit und Selbstlosigkeit der Liebe predigt. Nein, nein, mit Hans Breitsohl war es anders. Er fuhr mit der frohen Hoffnung in die Grube ein, daß er am Abend wieder herauffahren und am folgenden Tage seine Dorothea heimführen werde als Ehegattin in sein Stübchen, und er zweifelte nicht an der Verwirklichung dieser Hoffnung. Du würdest — nota bene wenn Du vorher gefragt würdest, ganz — sicher lieber nach fünfzig Jahren alt und allein in eine fremde Welt zurückkehren, die Dich doch nicht lange mehr halten könnte, als einem Wesen, das Du liebtest und das sich Dir in Liebe zu eigen gegeben, fünfzigjährigen Kummer zu bereiten."

„Das glaubst Du, Lenore?" fragte Kühne gerührt.

„Das glaube ich, Konrad," entgegnete sie eifrig.

„Du hast Unrecht und Recht," sagte er nach augenblicklichem Schweigen; „Du fühlst und urtheilst als Weib und ich als Mann, Das macht den Unterschied. Die Moral —"

„Nun laß mich mit Deiner Moral in Ruhe!" schmollte sie, „ich bin bekümmert über Deine Beschränktheit, Konrad."

„Du solltest Dich ihrer lieber freuen, Lenore," antwortete er, sich hoch aufrichtend und etwas geröthet. „Ich bin ein tüchtiger Bergmann in der Theorie und Praxis, und Das, denke ich, ist für mich doch die Hauptsache. Es klingt vielleicht armselig, aber ich behaupte doch, daß Tüch-

tigkeit nach einer Seite hin eine gewisse Beschränktheit im Allgemeinen mehr oder weniger bedingt.

„Im Allgemeinen sage ich, daß es Ausnahmen gibt, bestreite ich um so weniger, als ich so glücklich bin, den Herrn Doktor Ulrich da zu kennen; ich sage nur, daß ich keine bin. Aber fahre mit mir in die Grube und sieh, wie ich da unten im Schooß der Erde Bescheid weiß, wie meine Untergebenen zu mir emporblicken, wie mein Wink ihnen Befehl ist. Begleite mich in eine Sitzung des Bergamtes und überzeuge Dich, wie meine Kameraden und Vorgesetzten mich ehren, welche Stimme ich in den Berathungen führe, wie ich gehört werde, und Du wirst es mir zu Gute halten, wenn ich in Deinen ästhetischen Abendzirkeln auch zurückstehe."

„Höre meinen Rath, Neffe," schaltete Lenorens Vater unerwartet ein, der anscheinend theilnahmlos in seinem Lehnsessel gesessen, „nimm Dir eine Frau, die sich Das angeeignet, was Dir etwa fehlt, ernenne sie zu Deiner Wortführerin, wenn von klassischer Poesie die Rede ist, und bleibe Du, was die Natur aus Dir machte, ein Mann, der sein Fach versteht."

Kühne sprang von seinem Sitze empor, die leichte Wolke, die sich doch auf seiner Stirne gebildet, wich augenblicklich. Er betheuerte, dem Rathe folgen zu wollen und „ungeheure Heiterkeit war seines Herzens Freude".

„Der gute Konrad," hörte ich später Lenore auf eine Bemerkung sagen, die Frau Büchner gemacht, die ich aber nicht verstanden hatte. „Der gute Konrad!"

Gut ist er sicherlich, aber wenn ich dies Prädikat einem Manne in jenen weichen, wehmüthigen Tönen von Frauenlippen beizulegen höre, verbinde ich unwillkürlich einen Nebenbegriff damit.

„Nein, Konrad Kühne, ich fürchte dich nicht!" dachte ich beim Zuhausegehen, „du schadest mir nicht, wenn du nur nicht so unverwüstlich gesund wärest! Was sollten wir Aerzte anfangen, wenn alle Welt dir gliche!"

VII.

Endlich wurde es dem Frühling, der rings im Lande schon festen Fuß gefaßt, denn doch zu lange. Er kam über das Gebirge daher auf Sturmesflügeln, dem alten Isegrimm den Garaus zu spielen, der sich in den letzten Tagen des April erst noch einmal recht breit gemacht hatte. Er peitschte die schweren Wolken zusammen, bis sie sich öffneten und die angehäuften Flüssigkeiten niederströmen ließen Tage und Nächte lang. Das gab ein Aufräumen unter den schmutzigen Schneemassen! Und als die Wasser die abschüssigen Straßen hinunter rauschten, begann Frau Sonne ihr Tagewerk. Bald war Alles trocken und sauber wie eine Sonntagsstube, die ersten frischen Halme wagten sich schüchtern an's Licht hervor, fröhliche Kinder tanzten ihr: „Ringe, Ringe, Rosenkranz!" in den Straßen, und zwitschernde Vögel erzählten einander wieder einmal die wundersame Geschichte von der Liebe, die so alt ist und doch ewig jung und frisch bleibt.

Ich armer, geplagter Mann machte meine ewige Runde durch die Stadt im Sonnenschein wie im Regen, im Frühling wie im Winter. Doch hatte jener einige Abwechslung gebracht durch die Masern, Abwechslung und vermehrte Arbeit. Vom Morgen bis zum Abend war ich unterwegs und ich konnte mich glücklich preisen, wenn ich einmal eine Nacht ungestörten Schlafes fand. Ich war wirklich ein geplagter Mann und doch — ein glücklicher. Mit erweiterter Brust sog ich die frische Lenzluft ein, mit elastischem Schritt wanderte ich Straße auf, Straße ab. Zu träumen erlaubte mir meine Zeit nicht, wir Männer sind bekanntermaßen auch nicht angelegt zum Träumen. Das Leben unseres Herzens durchbricht nur hie und da blitzartig den Kreislauf unserer Pflichten, aber es gibt uns, wenn es sonnig ist, die gehobene Stimmung, die es uns leichter macht, sie zu erfüllen. Ich hätte den Atlas auf meine Schultern laden können in diesen ersten Frühlingstagen, die ich empfand, wie ich nie zuvor Frühlingstage empfunden hatte. Es war mir zu Muthe wie einem Kinde, das am heiligen Weihnachtsabend vor der verschlossenen Christstube steht. Die ängstlichen Mütter masernkranker Kinder — und sie zeigten sich oft ängstlicher als nöthig und gut für meine Ruhe war, aber wer käme je auf den Gedanken, daß ein Arzt auch ruhebedürftig sein könnte? — ließen mir wenig Zeit zu längeren Besuchen in dem Hause vor dem Thore. Aber ich war ruhig, ich wußte meinen Schatz ja geborgen. Ich Thor!

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

In der Erinnerung glänzen die Freuden doppelt schön und verlieren die Schmerzen an Umfang; in der Erwartung vermögen wir Beides nicht in den engen Rahmen unseres Urtheilsvermögens zu passen, nur die Erfüllung in der Gegenwart gibt uns das klarste Bild.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 97. Montag, 19. August 1872.

Zwei Elsässer Gedichte.

Wir haben dieser Tage die Trauerkunde von dem Hinscheiden des reformirten, im ganzen Elsaß gekannten und verehrten Pfarrers Ph. Candidus im fernen Odessa vernommen. Der Verewigte war ein guter Elsässer von echtem Schrot und Korn. Dieser Mann, Elsässer mit Leib und Seele, hatte eine Auffassung von der Umwandlung der Dinge im Elsaß, die mit dem Treiben mancher Agitatoren durchaus nicht im Einklang steht. Zwei seiner Gedichte sind es insbesondere, die diesem seinem Gefühle Ausdruck geben. Das eine, im herzigen Elsässer Dialekt abgefaßt, ist an den deutschen Reichskanzler gerichtet und lautet:

Herr Firscht! Die Sach' gemahnt mich so:
's Elsaß isch e Prinzesse;
Die het der Kaiser g'sehn un kann
Die Jungfer nit vergesse.

Un do sin Sie der Frejersmann
Un weiter ganz e finer,
Denn so wie Sie versteht des G'schäft
Kein anderer Jwwerrhiner.

Sie wisse, wie mer mit Jumpfere redt:
Sie sin kein so großmiethjer
Beglicker, wo uns gar ni' kennt,
Kein so beleidigend gietjer.

Wenn i uf des Kapitel kumm,
Falscht wurr i e Wälscher, e wiethjer,
Un bin doch keiner; awwer i bin
En Elsässer, e warmblietjer.

Erhalt' Sie Gott! Sie sin der Mann,
Die Sach' zuem Guete ze lenke.
Sie henn 's Vertröüe. Fehlte Sie uns, —
J derf do nit d'ran denke!

Das zweite, „An die Heimath“ überschrieben, schlägt noch herzinnigere Töne an. Es lautet:

Am schwarzen Meere ward mir kund,
Straßburg sei nicht mehr „wälsch“ zur Stund'.
Da wurde mir so wohl, so frei,
So spaßhaft und so ernst dabei.
„Jetzt simmer ditsch“ für alle Zeit
Von nun an bis in Ewigkeit.

Mir war wie einer jungen Braut:
Bald lacht' ich heimlich und bald laut.
In deiner Waffen stolzer Zier,
Mein Volk, mein Volk, wie dank' ich dir!
„Des Glick isch doppelt, heidebritsch!“
Wir werden deutsch „und bliwe ditsch“.

Daß deutsch wir werden, Das ist gut;
Daß „ditsch mer sinn“, noch wohler thut.
Was Deutschland ist und hat und kann,
Weiß ich, wie manch ein andrer Mann.
Und freut solch' Vaterland schon sehr,
„Heimlichi Heimath“ freut noch mehr.

Odessa.

* Zwei Wilde.

Novelle von Eva Hartner.

(Fortsetzung.)

Der Abend kam heran. Ellida wollte im Freien tafeln und schmeichelte Frau v. Braunegg die Erlaubniß dazu ab, was schwer gegen die strenge Ordnung des Hauses verstieß. Doch sie bat und lachend wurde es gewährt. Freilich war es unwiderstehlich komisch, zu sehen, wie das stolze Mädchen mit verstelltem Ernste vor der Dame kniete und gelobte, nicht eher aufzustehen, als bis sie ein „Ja“ erhalten habe, und wie sie dann frohlockend aufsprang und sie umarmte. Alle lachten und selbst Hertha mußte einstimmen.

„Wer ist dieses wunderbare Mädchen eigentlich?“ fragte Herr von Halling, als ihn Hans an den Wagen begleitete.

„Eine Freundin meiner Cousine," sagte Hans lakonisch.

„Ich sehe," lachte der Offizier, „Sie sind nicht die besten Freunde! Aber noch Eins: wie heißt sie?"

„Ellida von Buchau!" versetzte Hans ebenso.

„Ellida? Ein sonderbarer Name! Wohl ein Familienname?"

„Das weiß ich nicht!" lautete die Antwort.

„Sie sind schrecklich ungerecht, Braunegg," sagte der Offizier.

„Möglich!" brummte Hans.

Zurückkehrend traf er Ellida im Flur.

„Verzeihen Sie eine Frage!" sagte er, „wo haben Sie Ihren Namen her?"

„Wissen Sie Das nicht?" fragte sie schelmisch; „erinnert Sie mein Name an Nichts?"

„Ich kann es nicht zusammenbringen!" sagte er, wie träumend ihr in die Augen sehend. „Ellida! Es ist ein Ton, wie ein Echo aus der Kindheit! Ich sehe Etwas wie Riesen und Zwerge, wie Sturm und Wogenbrandung, Ellida! Es ist mir wie ein Märchenton aus längst vergangener Zeit!"

Sie war ernst geworden. „Sagt Ihnen der Name weiter Nichts?" fragte sie, und ihre Stimme klang seltsam weich. „Erinnert er Sie nicht an eine Liebe, stark wie der Tod nnd treu bis in den Tod? An kühne Helden und ein zartes Königskind? Haben Sie Fritjof in Ingeborg vergessen?"

„Mein Schiff, Ellida, stark und gut!" rief er freudig; „jetzt ist mir Alles klar! Aber wie kommen Sie zu dem Namen?"

„Meine Mutter liebte dies Gedicht besonders," sagte sie leise, es war das erste Mal, daß sie ihre Mutter erwähnte. „Sie wünschte ihr Kind, falls es eine Tochter wäre, Ingeborg zu nennen. Mein Vater widerrieth, der Name war ihm zu auffallend, so einigten sich denn Beide auf Ellida. Als meine Mutter starb, vollzog man ihren Wunsch." Sie schwieg, er wollte noch Etwas fragen, Schritte wurden hörbar, ruhig und kalt trat sie zurück: „Gute Nacht, Herr von Braunegg!" hörte er noch, dann war sie fort.

Zwölftes Kapitel.

„Das Mädel möchte ich gleich heirathen!" sagte der dicke Schrötter, nachdenklich den Rauch seiner Cigarre in die Abendluft blasend, als sich der Wagen der Stadt zu bewegte. „Ich fürchte nur, sie hat zu viel gelernt und tanzt Einem auf der Nase herum!"

„Sie sprechen wirklich, als wenn Sie nur zuzugreifen brauchten," erwiederte Herr von Halling lachend. „Habe ich aber nicht Recht gehabt, Sie zu der Fahrt zu verleiten?"

„Der Thaler für den Wagen ist gut angelegtes Kapital!" sagte Schrötter, behaglich die Beine auf den Rücksitz streckend. „Und der alte Kerl hat famose Cigarren, ich wollte, ich hätte mir noch eine eingesteckt!"

„Nehmen Sie meine, ich mag nicht rauchen!" sagte der Andere, ihm eine Cigarre reichend.

„Wahrhaftig! Was Sie für ein komischer Kerl sind, Halling" — und mit diesen Worten verfiel der gute, dicke Schrötter in einen ruhigen Halbschlaf, während Halling den Rockkragen aufmachte und sich die Uniform aufknöpfte, ehe er sich mit Behagen dem Genuß der reinen Nachtluft und seiner Gedanken hingab, die ihn so beschäftigten, daß er selbst des Rauchens nicht gedachte; worin dieselben bestanden, werden wir alsbald erfahren.

„Wenn sie aufgehört hat, mich zu lieben, wozu sie angesichts dieses reizenden Menschen, ihres Vetters, alle erdenkliche Ursache hat, warum sieht sie dann so bleich und unglücklich aus?" dachte Dr. Hartmann, als er langsam der Stadt zuschritt. „Oder bereut sie vielleicht, mich getäuscht zu haben? Nun, dem sei, wie ihm wolle, viele solche Tage, wie den heutigen, kann und will ich nicht durchmachen! Heute in vierzehn Tagen mag sie sich entscheiden, der Ball wird mir hoffentlich Gelegenheit geben, zu sprechen."

„Wenn er aufgehört hat, mich zu lieben, und Ellida ihm theurer geworden ist, was ich ihm gar nicht verdenken kann, warum zitterte dann seine Hand beim Abschiede?" dachte Hertha, als sie sich allein in ihrem Schlafzimmer befand. „Wenn er sich doch schnell entscheiden wollte! Alles, auch das Schrecklichste, ist besser, als diese qualvolle Unsicherheit!"

„Ist dieses Mädchen eine seelenlose Nixe oder empfindet sie zu stark und tief, um es zu zeigen?" monologisirte Hans, mit gekreuzten Armen und finstern Blicken im Garten auf- und abschreitend. „Oder führt sie uns Alle am Narrenseil? Liebt sie Hartmann oder Halling, oder —? So viel ist mir klar, mich liebt sie nicht, und ich werde wohlthun, mir jeden Gedanken an sie aus dem Sinn zu schlagen!" Während er so dachte, führte ihm ein neckischer Kobold das Bild eines kleinen Maiglöckchens vor die Seele, hatte sie es wirklich nur des Wohlgeruchs wegen genommen?"

Elliba allein hielt keine Monologe. Unberührt standen die Bücher, lagen die Hefte. Sie saß am Schreibtisch, das Licht der Lampe fiel auf ein goldenes Medaillon, das sie geöffnet in der Hand hielt. Ihr starrer Blick war auf die kleinen Photographieen ihrer Eltern gerichtet, aber zwischen denselben lag der vertrocknete Zweig eines Maiglöckchens und rasche Thränen rollten über die blassen Wangen, während sie mit starren Blicken auf das Blümchen niedersah.

Als Herr von Halling am nächsten dienstfreien Morgen sein spätes Frühstück eingenommen hatte, setzte er den Burschen in sprachloses Erstaunen durch den Befehl, ihm Tintenfaß, Feder und einen Briefbogen zu bringen. In einer echten Lieutenantswirthschaft, und Herr von Halling rühmte sich einer solchen, ist die Tinte stets vertrocknet oder verschimmelt, die Feder, vorausgesetzt, daß eine vorhanden ist, rostig oder zerbrochen und der Papierbestand mangelhaft. Die Adjutanten und diejenigen, welche die Intelligenz der Armee repräsentiren, sind natürlich von obiger Beschuldigung ausgenommen!

Der ganz erstarrte Bursche reinigte sofort den sehr verstaubten Glasbehälter, der das Tintenfaß ersetzte, verfügte sich in den nächsten Keller, wo er betrübt klagte, sein Herr sei gewiß krank, da er so ungewöhnliche Einfälle habe, und brachte in kurzer Zeit das Verlangte in ziemlich leidlichem Zustande auf den Tisch des Herrn, dessen Treiben er mit bekümmerten Mienen betrachtete.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Glück auf!

Aus den Aufzeichnungen eines Bergarztes.

Von M. Morgenstern.

(Fortsetzung.)

So sah ich Lenore meist nur flüchtig, wenn ich ihrem Vater einen kurzen Pflichtbesuch in den Morgenstunden machte. Die Stumpfheit, in die er versunken gewesen, begann zu weichen. Unter ihrer Decke waren seine Körperkräfte allmälig erstarkt. Mit ihrer Erstarkung trat seine Monomanie wieder hervor. Ich hatte ihn schon einige Male beim Durchsehen seiner Manuskripte gefunden und wußte, daß er bald wieder in sie vergraben sein werde.

Sein Benehmen mir gegenüber war wechselnd. Unter dem Einfluß seiner kranken Ideen behandelte er mich fast wie einen Feind, lehnte sich gegen jedes meiner Worte auf, zeigte sich reizbar, kurz und abstoßend. Gelang es ihm, sich frei zu machen, kam er mir vertraulich nahe und ließ Andeutungen fallen, die meinen Blutumlauf beschleunigten und mich annehmen ließen, daß er mich durchschaut habe und — ermuthigen wolle. Ich Thor!

Und Lenore? — Sie zeigte sich freundlich und kindlich zutraulich bis zu einer gewissen Grenze, die sie zart, aber deßhalb nicht weniger fest zu ziehen verstand, die sie nie auch nur um einen Fingerbreit erweiterte. Konnte ich es anders erwarten oder wünschen, bevor ich mich förmlich erklärt hatte?

Daß sie im Plural zuweilen ihre Freude über mein Kommen oder ihr Bedauern über mein Wegbleiben aussprach, beirrte mich nicht; ich übertrug es mit erstaunlicher Schnelligkeit schon während des Hörens in den Singular, fand es auch nicht auffallend, daß sie ihrem Vetter diese Mühe sparte, sich ihm unbefangener nahte. Hatte sie mir nicht gesagt, daß er „so gut wie ihr Bruder sei", und kam das Alles nicht auf Rechnung der Verwandtschaft? Hatte ich nicht die Genugthuung, daß sie sich mit ihren geistigen Bedürfnissen zu mir und nur zu mir wandte? Las sie nicht, was ich ihr zu lesen empfahl? Tauschte sie nicht ihre Ideen über das Gelesene mit mir aus? Erbat sie sich nicht Belehrung, wo ihr hie und da etwas Unverständliches geblieben, und erhielt ich durch diesen Austausch nicht Einblicke in ihre keusche Menschenseele, ihren klaren Geist, von denen der Vetter, mit dem sie lachte und scherzte, den sie gelegentlich einmal ausschalt, Nichts wußte?

Und doch — das Mikroskop muß erst noch erfunden werden, das den tiefen Schacht des Frauenherzens mit seinen labyrinthischen Gängen und Winkeln und seinem verborgenen Triebwerke bloslegen wird. Meine Urenkel — falls ich deren haben sollte — werden es in dieser Beziehung hoffentlich leichter haben, als ich es hatte. Sie werden mittelst dieses bewunderungswürdigsten aller Instrumente direkt, ohne große Anstrengung und vorherige Aufregung ihrerseits, hineinschauen und sich überzeugen können, ob ihr Konterfei in irgend einem verborgenen Winkel dieses mysteriösen Baues versteckt liegt. Und sollte es auch ihnen noch fehlen, so haben sie jedenfalls das merkwürdige Exempel ihres Urgroßvaters glorreichen Andenkens, und das wird ihnen leuchten, wenn sie es sich nur leuchten lassen wollen!

Aber Das erkannte ich damals noch nicht, als ich mit meinen Augen auszukommen glaubte, und falls ich gelegentlich durch etwas Kurzsichtigkeit genirt wurde, sogleich die Brille meines Eigendünkels zur Hand nahm; als ich mich so gern Spezialarzt für Herzbeschwerden nennen ließ, mich so harmlos an die Behandlung derselben machte, mir so viel auf meine Kenntniß des Herzens und seiner Funktionen zu Gute that und doch noch nicht einmal wußte, daß ein Frauenherz etwas ganz Anderes ist, als ein Menschenherz im Allgemeinen, und daß in demselben Dinge vorgehen, die selbst dem geschicktesten aller Spezialärzte für Herzbeschwerden ungelöste Probleme bleiben sein Leben lang. Aber die tiefsten und heilsamsten Lehren ertheilt immer das Schicksal selbst, das nun einmal die Manie zu haben scheint, dann und wann ein wenig den Schulmeister zu spielen, und das bei solchen Gelegenheiten sehr oft eine ironische Miene vornimmt. Diese meine Weisheit ist selbstverständlich das Resultat der Erfahrung. Was sie mich kostete und in welcher Münze ich zahlen mußte? — Pah! Wer spricht von bezahlten Rechnungen?

VIII.

Es dunkelte bereits, als ich mich anschickte, noch einmal nach dem kranken Kinde des Bohrhäuer Christoph zu sehen, das mir seit Tagen Besorgniß und am Morgen dieses Tages ernste Befürchtung eingeflößt hatte.

Ich fand es im Schooße der Mutter, die auf einem niedern Schemel in der Ofenecke saß. Ein Blick in das kleine Gesicht mit den eingefallenen Zügen und den umflorten Augen zeigte mir, daß der letzte Kampf nicht mehr allzu fern sei.

Mich jammerte die arme Mutter, die so still und unbeweglich dasaß, ein Bild des Jammers. Sie zog kein Auge ab von ihrem Liebling.

„Werden Sie die Nacht allein bleiben?“ fragte ich, nachdem ich die Verordnung gegeben, mit einem Blick auf das Grubenlicht, das neben dem Schachthut auf dem Tische stand.

Sie blickte zu mir empor; ein Zittern durchflog ihren Körper.

„Mein armer Mann hat die Nachtschicht,“ sagte sie nach einer Weile mit bebender Stimme. „Lassen Sie ihn ruhig ziehen,“ setzte sie schnell hinzu, „denn Sie wissen, zu Hause bleiben kann er nicht. Fräulein Gieseke versprach, mit mir zu wachen.“

Fräulein Gieseke! Sie waren Schulfreundinnen gewesen, und wie auch ihre Lebenswege und ihre Anschauungen auseinander gehen mochten, sie waren Freundinnen geblieben, die in Noth und Sorge zu einander hielten. Es war eine Freundschaft, vor der ich Respekt hatte, denn sie sprach für die Herzensgüte Beider.

Christoph trat in's Zimmer, zu seiner Einfahrt gerüstet. Er wechselte einige Worte mit mir, bog sich nieder, küßte seine Frau und dann sein Kind, ergriff Grubenlicht und Schachthut und ging mit einem dumpfen „Glück auf!“ zur Thüre hinaus.

„Glück auf!“ Das ist des Bergmanns Gruß, der paßt zu allen Zeiten! Er tönt herauf, wenn der Bergmann hinunterfährt in den Schacht der Erde zu seinem Tagewerk, und wenn er nach Beendigung desselben wieder heraufsteigt zu dem Licht des Lebens. Es ist der Willkomm, den er für die Gefährtin hat, die er an sein Herz nimmt zu liebevoller Gemeinschaft und in sein Stübchen führt zur Arbeit und Entsagung. In Freud' und Leid, in Glück und Trübsal, beim Empfang eines neuen Ankömmlings in's Leben und an der Pforte, die aus demselben führt: er hat den einen Gruß, für Bitte, Dank und Lob das eine kurze Gebet: „Glück auf!“

Mitternacht war vorüber, als das junge Leben zurückging in die Hand seines Schöpfers.

Die arme Mutter neigte das Schmerzensgesicht auf die erkaltende Stirne ihres Lieblings und stammelte schluchzend den Namen des abwesenden Vaters, den die unabweisbare Berufspflicht von Mutter und Kind gerissen in dieser schweren Stunde, und aus dem Nachbarhause tönte der Rundgesang einer fröhlichen Gesellschaft herüber in das stille Sterbezimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Wahrheitsliebe.) Frau von Lutsch kommt zum Kaffee und erkundigt sich bei der Dame des Hauses, warum die Schnabel noch nicht da sei, worauf die Hausfrau erwiedert, dieselbe sei unwohl. Das 5jährige Töchterchen: „Mama, du sagst immer, das Lügen sei eine Sünde und thust es nun selbst; die Frau von Schnabel war gerade hier und sagte: „Ja, wenn die Lutsch heute kommt, gehe ich lieber, denn die ist mir gar zu dumm!“

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 98. Mittwoch, 21. August 1872.

Sehnsucht und Lösung.

Von Hermann Kletke.

Umsonst, es gibt auf deine Klagen
Dir keine Antwort die Natur!
Du mußt das eig'ne Herz befragen,
Nicht Wind und Welle, Wald und Flur.

Was hier im Flüstern, Wogen, Rauschen
Geheimnißvoll zur Seele spricht,
Du magst dem Traum der Ahnung lauschen,
Doch was du fragst, er weiß es nicht.

Du siehst den Schein der Lichter glimmen,
Doch ach, von keinem wird es Licht!
Du hörst im Klang von hundert Stimmen
Die Sehnsucht nur, die Lösung nicht.

(Sonnt.-Bl.)

* Zwei Wilde.

Novelle von Eva Hartner.

(Fortsetzung.)

Nachdem Herr von Halling einige Male ungeduldig geseufzt und mit den Füßen gescharrt hatte, machte er sich an's Schreiben, das ihm flink und gewandt genug von der Hand ging. Besagter Brief war an einen Freund in der Residenz gerichtet und lautete:

Lieber Müller!

Ihr unbändiges Erstaunen beim Erblicken meiner Handschrift wird sich sofort legen, wenn ich Ihnen den Grund derselben mittheile. Ich habe gestern in der Nachbarschaft die Bekanntschaft eines Fräulein von Buchau gemacht, die reichlich mit Glücksgütern gesegnet sein soll, und bin nicht abgeneigt, diesen Verkehr zu kultiviren, eventuell mein Loos mit dem der Dame zu verbinden. Glauben Sie nicht, ich sei Romeo der Zweite! Gott bewahre! In meinem Alter (der Schreiber zählte fünfundzwanzig Jahre) ist man über diese blöde Jugendeselei heraus! Aber ich halte dafür, daß die Heirath die einzige Gelegenheit ist, bei der ein Mann von Stand seine Finanzen bessern kann, von der richtigen Wahl bei dieser Gelegenheit hängt Alles ab. Bis jetzt ist es mir gelungen, mich so ziemlich schuldenfrei zu halten, was bei meiner erbärmlichen Zulage (der Alte ist nicht zu bewegen, mehr als 10 Thlr. herauszurücken!) keine Kleinigkeit ist, auch bin ich gesund und glaube nicht, daß selbst ängstliche Eltern viel an mir aussetzen könnten; mit dem Mädchen will ich schon fertig werden! Also thun Sie mir den Gefallen, lieber Freund, und benutzen Sie Ihre ausgebreiteten Konnexionen, um jedes Detail der Verhältnisse zu erfahren, damit man nicht etwa einen Reinfall erlebt!

Zu jedem Gegendienst ist selbstredend bereit
Ihr

Halling.

Nachdem der Bursche mit diesem Erguß auf die Post geschickt worden war, trat Herr von Halling an das Fenster und trommelte nachdenklich an den Scheiben. „Schade," murmelte er, „der kleinen Sartori werde ich keine Bouquets mehr schicken können! Gut, daß sie so spröde war! Das Mädel sieht verzweifelt stolz aus, sie würde sich Nichts der Art bieten lassen! Nun, ein Opfer ist sie wohl werth, aber diese gêne ist doch unbequem!"

Wenige Tage darauf legte der Bursche, der das reichliche Trinkgeld der kleinen Sartori, der ersten Sängerin, schmerzlich vermißte und seines Herrn plötzliche Abkühlung nicht zu begreifen vermochte, die Antwort des Freundes auf den Tisch. Dieselbe lautete durchaus befriedigend, nur am Schluß bemerkte der boshafte Mensch: „Sie

meinen, lieber Halling, mit dem Mädchen würden Sie schon fertig werden! In Anbetracht Dessen, was man hier von dem Charakter der Dame sagt, scheint mir Das etwas kühn, besonders, da wir Beide nicht wissen können, ob nicht schon Einer da ist, der nicht zu alt für blöde Jugendeseleien ist und sich nicht vorher nach den Vermögensverhältnissen erkundigt, denn solche sonderbare Schwärmer gibt es immer noch. Auch möchte ich Ihnen rathen, gewisse unschuldige Aufmerksamkeiten, die Sie einer Dame des Theaters erweisen, schleunigst einzustellen. So unglaublich es ist, es gibt immer noch Väter, die bei solchen Scherzen durchaus keinen Spaß verstehen, und ich glaube, Herr von Buchau ist ein solcher. Im Uebrigen gratulire ich Ihnen im Voraus zu dem Moment, wenn die „wilde" Buchau, das schönste Mädchen der Residenz, gebändigt Ihre Fesseln tragen wird!"

Ueber Herrn von Hallings blasse feine Stirne zog eine leichte Röthe, als er diese offenbar spottenden Zeilen las. „Manche Leute bleiben merkwürdig lange jung!" dachte er. „Dieser Müller ist volle sechs Jahre älter als ich und wirklich noch begeisterungsfähig! Könnte schon Einer zuvorgekommen sein? Braunegg? Doch nein, der schwärmt seine Cousine an! Schrötter? Lächerlich! Der Doktor! Der hat ein kluges Gesicht und sie schienen sich gut zu kennen! Verflucht!" und der junge Mann schritt unmuthig auf und nieder. „Sollte ich es nicht mit einem Pflasterkasten aufnehmen können? Noch dazu mit einem bürgerlichen? Wenn sie so geschmacklos ist, verdient sie eigentlich gar keine Aufmerksamkeit!"

Als Herr von Halling Abends in einer „Kneipe" saß — des Theaterbesuchs enthielt er sich — traf es sich, daß er dort einen genauen Bekannten des jungen Arztes traf. Da sich unser junger Freund, sobald er wollte, als feiner und verständiger Mensch benehmen konnte, wurde es ihm nicht schwer, sich über Dr. Hartmann zu unterrichten. Was er hörte, trug wesentlich zu seiner Beunruhigung bei, denn er versank in ein langes Brüten und beschloß, Dr. Hartmann bei nächster Gelegenheit selbst auf den Zahn zu fühlen. Dieselbe bot sich am nächsten Tage, wo er ihn auf der Straße traf und, die Bekanntschaft in liebenswürdiger Weise erneuernd, ein Stück Weges mit ihm ging. Hier erhielt unser junger Freund einen großen Theil seines angenehmen Selbstbewußtseins zurück, denn Dr. Hartmann äußerte sich freundlich, aber durchaus harmlos über Ellida, wogegen er sich in Allem, was Hans und Hertha betraf, als unzugänglich zeigte. An diesem Abend ging Herr von Halling in's Theater, nachdem er sich vorher überzeugt hatte, daß die kleine Sartori nicht sang. Auch wollen wir zu seiner Ehre annehmen, daß es ihm sehr unangenehm war, die betreffende Dame sich gegenüber im ersten Rang sitzen zu sehen, wenigstens grüßte er nicht und „schnitt" sie den ganzen Abend, wobei er sich sehr tugendhaft vorkam und mit richtender Mißbilligung auf die Kameraden blickte, die als bunte Schmetterlinge die reizende Blume nach wie vor umflatterten.

Am nächsten Morgen verfiel er wieder in ein langes Nachdenken, ob es wohl räthlich sei, noch vor dem Balle einen harmlosen Besuch in Waldstett zu machen. Mit der Versicherung aber, daß man Nichts überstürzen müsse, wurde der Gedanke ad acta gelegt.

Wäre Herr von Halling auch nur einer Ahnung weniger selbstbewußt gewesen und hätte er seine Pläne weniger fein angelegt, so würde sein braunes Pferd, das ihm sein Freund, der Adjutant, in Ermangelung eines eigenen, bereitwillig zu leihen pflegte, wohl wenige ruhige Stunden gehabt haben!

Dreizehntes Kapitel.

In Waldstett hatten diese Tage Regen und stilles Leben gebracht. Die Mädchen lebten ruhig neben einander her, gesprochen wurde nicht allzu viel und gewisse Namen ängstlich gemieden. Ellida's Stirne ward wieder bewölkt, ihr Wesen schroff und herb, besonders als sich Hans am Montagmorgen auf das letzte Gespräch des Sonntags beziehen wollte und sich ihr freundlich näherte. Er machte keinen zweiten Versuch, sondern saß den ganzen Tag arbeitend in des Onkels Stube, und kam er dann Abends mit sorgenvoller Miene in das Wohnzimmer, so pflegte er sich zu Hertha zu setzen und dieser sein Leid über das unglückliche Arnswalde zu klagen. An Ellida wandte er sich niemals, und diese pflegte den Kopf noch tiefer über den zweiten Band von Becker's Weltgeschichte zu neigen; freilich wollte es Hertha oft bedünken, als läse die Freundin mit ganz erstaunlicher Langsamkeit, aber sie sagte Nichts.

Tag um Tag verstrich in dieser gewitterschwülen Atmosphäre, die Woche nahte ihrem Ende. Wieder saßen die beiden Mädchen so in trotzigem Schweigen. Hertha nähte am Fenster, Hans trat ein und zog seinen Stuhl in ihre Nähe; Ellida schrieb einen Brief nach Hause, in dem sie dem Vater mittheilte, Waldstett sei ganz unerträglich lang-

weilig und er solle sie doch endlich abberufen. Hans war natürlich viel zu unbedeutend, um erwähnt zu werden.

Plötzlich stockte die flinke Feder und die Schreiberin stützte den Kopf auf die Hand, um zu verbergen, wie eifrig sie dem Gespräche lauschte. Hans klagte der Cousine, wie alle seine Verbesserungspläne an dem Eigensinn und der Böswilligkeit des Pächters und des Predigers scheiterten, die jede Neuerung entweder zu verhindern wüßten oder doch so verschleppten, daß sie nicht von unmittelbarem Nutzen sei. „Ich sage Dir," schloß er aufspringend, „ich habe den ganzen Kram satt! Ich sattle meinen Bucephalus und reise nach dem Kap der guten Hoffnung, dann brauche ich Nichts mehr davon zu hören!"

„Ein guter Feldherr, der vor der Schlacht ausreißt!" bemerkte Elliba spöttisch.

„Was soll ich aber thun?" sagte Hans kleinmüthig.

„Jagen Sie den Pächter fort und legen Sie eine Fabrik an," sagte Elliba trocken.

„Ich bin kein Fabrikant!" rief Hans verblüfft.

„Ich auch nicht!" spöttelte Elliba; „verzeihen Sie die unbefugte Einmischung!" Und die Feder glitt wieder über das Papier.

„Nein, Fräulein Elliba!" bat Hans; „lassen Sie mich nicht so stehen! Sagen Sie mir Ihre Ideen!"

„Ich habe keine!" sagte sie trocken; „übrigens," fügte sie boshaft lächelnd hinzu, „bilden Sie Sich nicht ein, daß ich an Ihren Verhältnissen irgend welchen Antheil nehme! Es ist mir nur um die armen Leute zu thun, die Sie so herrlich im Stich lassen wollen!"

„Ich weiß," sagte er mit Ruhe, „daß ich Ihnen völlig gleichgiltig bin. Nicht um meinetwillen frage ich, sondern um meiner Leute willen. Ich weiß, Sie sagen Nichts ohne Absicht, Ihrer Aeußerung liegt irgend ein Gedanke zu Grunde, der meinen Leuten helfen könnte. Sie wissen, was ich vergeblich gethan habe; wenn Sie können, so helfen Sie jetzt!"

Der ruhige, fast schmerzliche Ton vertrieb ihren Muthwillen. „Sie wollten Unterstützungen an Geld und Geschenken geben," sagte sie. „Nun lehren uns aber die alten Römer," sie legte die Hand auf Becker's Weltgeschichte, „daß ‚Brod und Spiele' das Volk nur entnervt haben. Darum dachte ich — gedeiht die Runkelrübe auf Ihren Feldern?"

„Ich weiß nicht, wahrscheinlich!" stotterte Hans.

„Angenommen, sie gedeihe!" fuhr sie fort; „hier in der Gegend sind nur wenige Fabriken, noch gar keine Zuckerfabrik, ich weiß es aus statistischen Tabellen, die ich neulich verglichen habe. Eine solche, wurde da behauptet, würde sich schnell rentiren. Haben Sie flüssige Kapitalien?"

„Ich kann leicht welche flüssig machen!"

„Der Wald von Arnswalde ist durch und durch verdorbener Kiefernwald," fuhr sie fort. „Das heißt so viel als Flugsand, also fast werthlos. Wenn Sie nun einen Theil desselben, den schlechtesten, zur Baustelle machten? Allein um den Boden ganz auszuroden, sind eine Masse von Arbeitskräften nöthig. Wenn Sie ein mäßiges Geld als Arbeitslohn ansetzten und stundenweise bezahlten, damit sich Alles betheiligen kann, so würden Sie bald verdientes Geld unter die Leute bringen, das ihnen nützlicher sein wird, als geschenktes. Den Pächter müssen Sie entlassen oder einen neuen Kontrakt machen, Ihre Mündigkeit muß die Gelegenheit bieten."

(Fortsetzung folgt.)

---

* Glück auf!

Aus den Aufzeichnungen eines Bergarztes.

Von M. Morgenstern.

(Fortsetzung.)

So ist das Leben. Kummer und Freude, Schmerz und Glück, Weinen und Lachen liegen in buntem Gemisch von Licht und Schatten neben einander, aber über dem unruhigen Getriebe spricht der Herr des Lebens sein allerbarmendes: „Glück auf!"

Die Nacht hatte keinen Schlaf für mich. Dem Ruf der bekümmerten Frau folgte ein anderer nach der Grube Rosenhof, wo ein Bergmann beschädigt war.

Gedankenvoll schritt ich durch die stille Nacht, die abzulösen eben das erste Morgendämmern heraufzog. Tiefes Schweigen ruhte über der Natur, die einem ungeheuren Dome glich, dessen Thore sich eben den Gläubigen öffnen, die zum bald beginnenden Gottesdienste erwartet werden. Zuweilen nur, wie im Traume, regte ein Vogel die Schwingen, oder ein gleich wieder hinsterbendes Huschen am Wege zeigte mir, daß ich eine Eidechse im Schlafe gestört, aber nicht geweckt hatte. Auf den östlichen Höhen zeigten sich erglühende Punkte; der kommende Tag zündete seine Fackeln an. Immer röther, immer umfangreicher wurde ihr Schein, und plötzlich war sie

da, seine Königin, in leuchtender Schöne und Majestät, um Himmel und Erde, Menschen und Vögel aufzurufen zum Preise des Ewigen.

Mein Weg war schon lange nicht einsam mehr. Geschäftiges Leben bewegte die eben noch so stille Straße. Schwarze Gestalten mit grünen Schachthüten durchkreuzten die blühenden Wiesenflächen in allen Richtungen von der Stadt her und tauschten hin und wieder ihre Morgengrüße auf dem eiligen Wege zur beginnenden Schicht.

„Glück auf, du holdes Sonnenlicht,
Sei innig mir gegrüßt!
Der achtet deiner Strahlen nicht,
Der täglich sie genießt.

Ich aber steige Tag für Tag
Hinab in tiefen Schacht,
Wo bei des Fäustels munterm Schlag
Kein Sonnenstrahl mir lacht.

Drum grüßt dich auch der Bergmann froh,
Steigt er zum Licht herauf,
Kein ander Herz begrüßt dich so,
Kein Mund spricht so: ‚Glück auf!‘“

So sang die Schaar, die vor mir hinzog, die aber verstummte, als ich näher kam, denn mein Erscheinen auf diesem Wege und zu dieser Stunde hatte seine ernste Bedeutung für sie.

Ich fand meinen Patienten im Gaizel und leistete ihm den ersten schmerzhaften Dienst, dann wurde er still in eine bereit stehende Putze — diesem sargähnlichen Krankenbette, das sich bei jeder Grube zur Fortschaffung etwaiger Beschädigten befindet — gelegt und von seinen Kameraden in die Stadt getragen zu seiner jammernden Familie. Und wo er vorüberkam, der stille Zug, da wichen die Menschen scheu und verstört zur Seite und flüsterten ihr: „Gott erbarme sich, wo Das einkehrt!“

IX.

Die Luft war von einer Beschaffenheit, daß nervöse Leute ein Recht hatten, mir ihre Leiden zu klagen. Ich zeigte mich geduldig wie ein Lamm, gab keinen Anstoß dadurch, daß ich mit selbstgefühlter Abspannung tröstete, und belohnte mich für diese Hochherzigkeit durch einen längeren Besuch bei Giesecken's.

Wir saßen um die geöffnete Thüre, die auf die Terrasse ging. Das angenehme Säuseln eines ruhig niedergleitenden Regens erquickte uns, wie die Vegetation, die die gesenkten Blätter hob und ihre Kelche öffnete. Es war einer jener träumerischen Frühlingsabende, die zum Gemüth des Menschen reden.

„Es ist doch schön auf der Erde,“ sagte Kühne nach längerem Schweigen mit tiefem Athemzuge.

„Es würde noch schöner sein, wenn wir uns nicht gar zu oft selbst um Freuden kürzten, die wir haben könnten,“ entgegnete Frau Büchner ernst.

„Ist Das die Anklage einer Unterlassungssünde?“ fragte Jener.

„Warum nicht? Wer hätte nicht täglich derartige Anklagen zu erheben?“ fragte Frau Büchner zurück. „Wie oft, der gröberen gar nicht zu gedenken, versäumen wir es, Gutes zu thun, wenn die Gelegenheit nahe lag, und betrügen uns so um die reinsten Freuden! Und wie oft lassen wir uns Gutes erweisen, ohne zu danken, ja wie oft empfinden wir erst hinterher in seinen Folgen, daß es uns erwiesen wurde! Oder tragen die Dankbarkeit für erwiesene Gutthat mit der Erinnerung durch das Leben, weil sie im geeigneten Augenblicke keinen Ausdruck fand.“

„Das erinnert mich,“ fiel Lenore gedankenvoll ein, „an eine Schuld, die mir tief im Herzen verzeichnet ist und die ich so gern noch jetzt abtragen möchte.“

„Ich reiste,“ fuhr sie auf allseitiges Drängen leise zögernd fort, „als dreizehnjähriges Mädchen allein zu einem Besuch bei Verwandten. Papa begleitete mich nach dem Posthause, beförderte mich in den Wagen und empfahl mich dem Schutze des mitreisenden Kondukteurs. Ich war glückselig, daß ich hinaus sollte in die Welt, die ich mir unterhalb unserer Berge so schön, so blüthenreich dachte, und ich kam mir wie eine Prinzessin vor, als der Wagen die abschüssige Heerstraße hinabrollte und der Postillon sein: ‚Ich hatt' einen Kameraden!‘ durch die Luft ertönen ließ.“

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Wenn kleine Kinder schreien,
So schweigen sie, sobald sie
Sich selbst im Spiegel sehen,
Aus Furcht vor ihnen selber.
Wenn große Kinder zürnen,
So sollte man sie billig
Auch vor den Spiegel führen.
Sie müssen wohl erschrecken
Vor ihrer Stirne Runzeln
Und ihrer Augen Blitzen,
Und dann aus Tigerthieren
Zu Menschen wieder werden.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 99. Freitag, 23. August 1872.

* Glück auf!

Aus den Aufzeichnungen eines Bergarztes.

Von M. Morgenstern.

(Fortsetzung.)

„Aber die Abenddämmerung brachte mir das Heimweh mit. Ich hätte es gern dem Peter nachgemacht und wäre fortgelaufen nach der Heimath zurück, wenn ich nur, wie er, auf flinken Füßen am Scheidewege gestanden hätte, statt als Gefangene von dem Kondukteur in dem geschlossenen Postwagen eskortirt zu werden.

Verzweiflungsvoll rang ich die Hände unter der verdeckenden Hülle meines Mantels, als ich unter dem Portal des Hotels einer kleinen Garnisonstadt stand, in welcher eine Stunde gerastet wurde. Daß der freundliche Kondukteur hier zurückbleiben mußte, machte die Sache noch unheimlicher.

Scheu und zitternd folgte ich den Herren, die mit mir gekommen, in das Gastzimmer und wagte es kaum, mich an einem Tische in der fernsten Ecke des großen Raumes niederzulassen. Auf mein Gepäck hatte ich natürlich längst Verzicht geleistet, ich sah es in den Händen von Dieben. Wie war es auch anders möglich, lag es doch drüben vor der Thüre des Posthauses in der dunkelnden Straße! Wenn ich nur das rosa Batistkleid hätte retten können!

Um meinen Jammer vollständig zu machen, setzte sich ein Lieutenant mir gegenüber und richtete seine Lorgnette auf mich. Ich wagte mich nicht zu rühren und war nahe daran, in Thränen auszubrechen, als ein dunkeläugiger Herr zu mir trat und freundlich mit mir zu sprechen begann. Seinem milden Zuspruche gelang es, mich wieder ruhig zu machen, besonders als er sich so niedergesetzt, daß er dem zudringlichen Lieutenant die Aussicht verdeckte. Er besorgte warmen Thee, den ich nicht zu bestellen gewagt, und widmete sich mir gänzlich, bis das Posthorn zum Weiterfahren rief. Nachdem er mich behaglich in einer Wagenecke untergebracht, empfahl er mich dem Schutze der Mitreisenden, die sämmtlich Studenten waren und nach der nahen Universität wollten.

‚Meine Herrn,‘ sagte er, ‚wer unter Ihnen eine junge Schwester hat, der nehme sich dieser kleinen Dame an, wie er wünschen wird, daß sich Jemand seiner Schwester annehmen möge in gleicher Lage.‘ Dann schüttelte er mir die Hand und trat in die Dunkelheit zurück, bevor ich ein Dankeswort stammeln konnte.“

„Wann war Das?“ fragte ich, in meiner Erinnerung suchend.

Sie nannte Jahr und Zeit.

„Oft,“ fügte sie hinzu, „habe ich gewünscht, diesem meinem Wohlthäter — denn Das war er wirklich — einmal wieder zu begegnen — um meiner Dankesschuld für diese große und zartsinnige Gutthat Ausdruck geben zu können. Ich würde ihn aus Hunderten herausfinden,“ betheuerte sie lebhaft, „denn er hatte ein gar zu kurioses Gesicht.“

„Schwarzes Haar?“ fragte ich, mich vorbeugend und Alles um mich vergessend, denn ich hatte gefunden, was ich gesucht.

„Langes flatterndes schwarzes Haar, was sein Gesicht noch auffallender machte,“ sagte sie.

„Trugen Sie ein blaues Mäntelchen und einen weißen Hut?“ fragte ich wieder.

„Herr Doktor,“ stammelte sie unter meinem Blick befangen, während das Blut in ihren Wangen kam und ging. „Sie — wollen doch nicht sagen, daß — daß Sie — nein,“ setzte sie lächelnd hinzu, „er war damals schon älter, als Sie jetzt sind, und das Haar, das lange flatternde Haar —“

„Nannte man auf der Universität meine Mähne,“ sagte ich lächelnd, „denn ich geberdete mich unter

meinen burschikosen Bekannten wie ein Geschöpf, das eine Mähne hat. Was das Alter betrifft, so dürfen Sie nicht vergessen, daß ein fünfundzwanzigjähriger Mann einem kleinen dreizehnjährigen Fräulein recht alt erscheint."

„Aber, Herr Doktor —?"

„Zur Sache, Kollege, sind Sie der Mann?" fragte Doktor Gieseke plötzlich.

„Ich glaube wohl," entgegnete ich. „Ich kam zu jener Zeit von der Universität und hatte in dem Haltestädtchen ein ähnliches Abenteuer, dachte auch," setzte ich, zu Lenore gewandt, hinzu, „hinterher an das kleine Mädchen in dem weißen Hut und blauen Mantel und mit dem kummervollen Gesichtchen. Was aber das ‚kuriose Gesicht' betrifft, so müssen —"

„Nur nicht ‚Viel Lärmen um Nichts,'" fiel Kühne ein, „ich konnte das Stück nie leiden. Nehmt mit dem Dank fürlieb, Doktor, da sitzt das scheue Kind wieder Euch gegenüber."

Ja, da sah es zu mir empor, das scheue Kinderauge aus den jungfräulichen Zügen von Lenore Gieseke.

„So," sagte ich leise und gepreßt, mich ihr entgegen neigend, „wir sind alte Bekannte. Also ein Eindruck, der sich mir vor Jahren in's Herz gesenkt, war es, der bei Ihrem ersten Anblick wieder mächtig in mir wurde, der so unwiderstehlich —"

„Freund Doktor," sagte Bode mit seiner lautesten Stimme, „es spricht für Sie, daß Sie in Ihrer Sturm- und Drangperiode — denn daß Sie noch in ihr waren, bezeugt die „Mähne" — so ritterlich zu einem kleinen angehenden Backfischchen hielten. Ich werde es Ihnen nicht vergessen."

Seine Worte hatten den alten herzlichen Klang. Schienen sie mir deßhalb so herbe, weil sie das erste bedeutungsvollere Flüstern abschnitten, das ich nach so langem Zögern endlich in Lenorens Ohr fallen ließ?

X.

Nach einigen Tagen sah ich Lenore Gieseke zum ersten Male in öffentlicher Gesellschaft. Kühne hatte sich die Erlaubniß des alten Herrn zu erringen gewußt, die Damen zu einem Concert führen zu dürfen, das zum Besten irgend eines Wohlthätigkeitszweckes von Dilettanten aus den ersten Kreisen der Stadt veranstaltet war.

In dem zartgrün und weißgestreiften Mousselinkleid, das sich weich um ihre Figur schmiegte und in vollen Falten zur Erde niederwallte, und der grünen Schleife, welche die lichtbraune Flechtenkrone über dem rosigen Gesichte zusammenhielt, sah sie aus wie ein Resedastengel, so anspruchlos und frisch, so süß und duftig. Noch jetzt in der Erinnerung ruht sich mein Auge an der keuschen Einfachheit dieser Toilette aus von all' den Karnevalsanzügen, die ihm heutigen Tages wehe thun, die das Schöne selten schöner und das Unschöne so häßlich machen und die Aufmerksamkeit so herausfordern, daß selbst ein ganz harmloser Mann aus purer Verwunderung dazu kommen kann, einen Augenblick stehen zu bleiben und sich umzusehen.

Nach verschiedenen Vorträgen entstand eine Verwirrung in dem um einige Stufen erhöhten Theile des Saales, in dem sich die Mitwirkenden befanden. Der Dirigent trat festen Schrittes zu dem Berghauptmann, der es trotz seiner hohen Stellung nicht verschmähte, bei derartigen musikalischen Aufführungen mitzuwirken. Er legte sein Violoncell zur Seite, winkte Konrad Kühne, der in einer nahen Fensternische lehnte, zu sich und ging mit ihm durch die Damenreihe zu Lenore Gieseke. Nach einigen gewechselten Worten und einem nicht zu langen Zögern ihrerseits, erhob sie sich tief erröthend und ließ sich von dem Berghauptmann auf die Erhöhung führen, um eine unwohl gewordene Dame zu vertreten und die Abbrechung der ganzen Aufführung zu verhüten. Ich wußte, daß sie ein Opfer brachte, denn ich kannte ihre Ansichten in dem Punkte, und ich hörte hinterher, daß Kühne sie ungern beredet und die Verantwortung ihrem Vater gegenüber nur aus schuldiger Rücksicht für den Bittsteller übernommen hatte.

Nach einem kurzen Vorspiel des Orchesters sang sie:

„Lacht nach langen Kummertagen
Dir ein freundliches Geschick,
Darf das Herz mit Jubel sagen,
Sei willkommen, Silberblick!

Gibt der Mund, der lang geschwiegen,
Hoffnung dir und Liebesglück,
Mag der Gruß vom Munde fliegen,
Sei willkommen, Silberblick!

Kehrt der Freund nach langem Weilen
Froh in deinen Arm zurück,
Freud' und Leid mit dir zu theilen,
Sei willkommen, Silberblick!"

Ich hörte nicht das Flüstern, das durch den Saal lief, ich sah kaum, wie der freundliche Herr mit den leuchtenden Augen sie zu ihrem Sitze zurückführte: ich hörte nur immer und immer

wieder die letzten Strophen, die sie so mädchenhaft schüchtern, so lieblich innig von ihren Lippen, aus ihrem Herzen fließen ließ.

Ich hielt mich fern von dem Kreis, der sie umringte, ich hätte jetzt nicht vor Zeugen mit ihr sprechen, nicht wie sie Lob spenden können. Aber ich war endlich entschlossen, nicht länger zu schweigen. Ich wollte ihn schauen, den Silberblick — meinen Silberblick, in der unergründlichen Tiefe ihrer graublauen Sterne, wollte —

Das Ende des Concerts war mir verloren. Als ich meinen Resedastengel unter dem Blumenflor der Damenkolonne suchte, die sich gebildet, sobald die letzten Töne verklungen waren, war er verschwunden.

Ich konnte nicht folgen, der alte freundliche Berghauptmann nahm mich in Beschlag. Er war entzückt über die ganze Aufführung, äußerte sich freundlich über Lenorens Bereitwilligkeit, lobte ihre Stimme, ihren Vortrag, und da das Geheimniß einer guten Konversation unter Umständen in gutem Zuhören besteht, so war er auch mit mir zufrieden, zufriedener, als Manchem lieb war, der nach der Ehre einer Anrede des allverehrten Chefs der oberharzischen Verwaltung seufzte, und viel zufriedener, als ich gerade zu dieser Stunde begehrte, denn er ließ mich nicht eher frei, bis es nach Entfernung der Damen zu Tische ging.

Ich war in der heitersten Stimmung und wurde dieses Mal nicht gestört. Meine Kranken waren so rührend rücksichtsvoll, sich diese Nacht ohne mich zu behelfen, was ich ihnen noch heute dankbar gedenke. Es war gegen Mitternacht, als ich mit Kühne, der erst spät seinen Platz an der Tafel eingenommen, den Festsaal verließ.

Es war eine milde, wahrhaft zauberische Nacht; eine Nacht, wie sie Lenau besungen. Der tiefblaue Himmelsdom flimmerte von unzähligen Lichtern. Der ferne Wald lag träumend unter dem Silberschein, den die erste Mondsichel über seine Wipfel ausgoß, und der weiche Lufthauch streute die würzige Fülle seines Harzgeruches über die schlafende Stadt.

Der rüstige Bergmann verleitete mich zu der für einen vielbeschäftigten Arzt ungewöhnlichen Extravaganz eines freiwilligen nächtlichen Spazirganges. Wir schritten durch ein Gäßchen, das auf den bergigen Wiesenpfad führt, der hinter der Rückseite der Häuser um die Stadt läuft. Schweigend gingen wir Arm in Arm bergauf und bergab. Wir waren Beide in jener glücklichen Gemüthsstimmung, die sich in ruhiger Beschaulichkeit gefällt.

Oben auf der Höhe, auf der die Windmühle steht, deren Flügel wie ein riesiger weißer Schmetterling oberhalb der Straße schwirren, die sich hier wie ein Arm von dem langgestreckten Häuserkörper der Stadt ablöst, blieb Kühne stehen. Er richtete sich zu seiner ganzen Höhe empor, warf den Kopf ein wenig zurück, that einige tiefe Athemzüge und brach das Schweigen.

„Freund Doktor," sagte er, „ich kann nicht zu Hause gehen, ohne Sie zum Mitwisser meines Glückes gemacht zu haben. Ich bin Bräutigam!"

„Sie sind was?" fragte ich.

„Bräutigam!" wiederholte er. „Es kann Ihnen, nachdem Sie uns so lange betrachtet, nichts Ueberraschendes sein. Eigentlich ist es kaum etwas Neues. Es war ein alter Familienwunsch, den unsere Mütter schon miteinander besprachen, als wir noch Kinder waren, und der meinen Oheim auf seine unglückliche Wörterbuchsidee brachte. Die lange Trennung hatte uns fremd gemacht und das Wiedersehen brachte uns wohl Beiden das ‚Hangen und Bangen in schwebender Pein,' das ja, wie man von Autoritäten vernimmt, dazu gehört. Als sie den ‚Silberblick' sang, war die Krisis in mir, und als ich sie gleich nachher nach Hause begleitete, hatte die gute Tante den Takt, ein wenig zurückzubleiben, und das entscheidende Wort fiel. Ich bin so glücklich, so glücklich, Doktor, sagen Sie, daß Sie Sich freuen!"

Ich aber stöhnte laut in meinem Jammer.

„Und sie —?" stammelte ich.

„Ist natürlich auch glücklich, obwohl sie muthmaßlich jetzt ruhig in ihrem Bette schläft und sicherlich nicht träumt, daß ich, der nüchterne Berggeschworene Konrad Kühne, in dieser wundervollen Mondnacht den Kopf verloren habe und wie eine sentimentale Schäferin Gleim'schen Angedenkens zwischen grünen Wiesen umherlaufe und Gänseblümchen todt trete. — Es ist, wie ich schon sagte, eine Neigung, die mit uns groß wurde."

„Wissen Sie Das gewiß — von ihr, meine ich?"

„Natürlich weiß ich es gewiß und auch von ihr. Welch' ein wunderlicher Patron solch ein Doktor doch ist! — Sie freuen Sich doch mit uns?"

„Kühne," sagte ich gepreßt und mit einer Stimme, die mir selbst fremd vorkam, „Sie sind eine brave, treuherzige Natur und haben — Lassen Sie mir Zeit, mich darein zu finden."

Er bog sich zu mir nieder und blickte mir in's Gesicht.

„Bruderherz," sagte er erschüttert, „ich hatte keine Ahnung vor diesem Augenblicke. Es ist ein bitterer Tropfen in meinem Glücksbecher."

„Nun zu Hause," trieb ich.

„Ja, zu Hause, aber als Freunde. Sie sind ein Mann, Doktor, ehren Sie Sich und mich und — sie. Es gibt mehr Mädchen in der Welt, es wird sich schon noch eine für Sie finden. — Aber sprechen Sie doch, um Gotteswillen sprechen Sie doch, Freund!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Amerikanisch!) Ueber das Projekt eines Riesenhotels in dem aus der Asche neu erstehenden Chicago lauten die neuesten Nachrichten also: Es wird eine Front von 3 englischen Meilen, dagegen eine Tiefe von 6 englischen Meilen haben, wird 77 Stockwerke hoch werden und vom Trottoir bis zum Dache 3480 Fuß messen. Treppen wird es in diesem Mammuth-Gebäude gar nicht geben, statt deren sollen 500 Luftballons stets in Bereitschaft sein, um die Passagiere von und nach ihren Zimmern zu expediren. Zimmer-Kellner werden nicht existiren, statt deren wird jedes Zimmer mit einem erst kürzlich in Chicago erfundenen und patentirten Automaten versehen. Will ein Gast nun barbiert oder frisirt sein, so braucht er nur dem Automaten den Kopf hinzuhalten und er bekommt ihn gründlich gewaschen. Will der Gast etwas Wasser, so braucht er es dem Automaten nur in's Ohr zu rufen und gleich erschallt es im Basement des Hauses: der Herr auf Zimmer Eine Million Neun Hundert Neun und Neunzig Tausend, Neun Hundert Neun und Neunzig wünscht einen Pilscher Eiswasser, und sogleich wird dem Gaste dasselbe vermittelst eines neu patentirten Elevators hinauf befördert. Auch für Unterhaltung wird der Automat sorgen; ist ein Gast Liebhaber von Gesang, so braucht er nur eine Hand des Automaten zu kitzeln und die schönsten Gesangstöne werden in seine Ohren hineingeschrieen. Wenn es Essenszeit ist, wird nicht, wie in den meisten Hotels üblich, eine Glocke geläutet, sondern es wird auf jedem Flur ein 24-Pfünder abgefeuert. Die Tische im Speisezimmer sind 4 englische Meilen lang, auf jeder Seite reiten 12 Kellner zu Pferde. Um die Gäste während des Speisens zu unterhalten, befinden sich an jedem Tische 3 Blechkapellen, jede 177 Mann stark, welche Tafelmusik machen. Um den Passagieren den Verkehr in den Korridors zu erleichtern, wird auf jeder Etage eine Eisenbahn erbaut. Auch wird sich ein Telegraphenbureau auf jeder Etage befinden, so daß irgend welche Mittheilungen an Gäste in anderen Zimmern befördert werden können. Sämmtliche Straßen, über welche sich das Mammuth-Hotel erstrecken wird, werden überwölbt, so daß die Fuhrwerke und Eisenbahnwagen durch das Hotel fahren. Der Preis per Tag ist, wie bereits angegeben, von 1 bis 10 Doll., so daß sowohl der Reiche wie auch der Arme dort logiren kann. Die Kosten dieses Riesenbaues sind auf 680 Mill. veranschlagt. Das Billardzimmer wird 1000 Billards enthalten, und da hier meistens nur auf amerikanische Kunden gerechnet wird, so wird sich in demselben ein Spucknapf befinden, der 100 Fuß im Durchmesser hat.

Bei der Großmutter.

Wie traulich ist's im stillen Zimmer,
Die Uhr pickt heimlich auf dem Schrank.
Um Blumen spielt der Sonne Schimmer,
Und Tisch und Bank sind spiegelblank.

Im weichen Lehnstuhl sitzt das alte,
Schier achtzigjähr'ge Mütterlein,
Auf welker Stirne Falt' an Falte,
Doch in den Augen Sonnenschein.

Vertraulich schmiegt sich ihrem Schooße
Ein blühend Kinderpärchen an,
Dem sie das Bilderbuch, das große,
Auf vieles Bitten aufgethan.

Nun blühen Märchen aus dem Munde,
Wie Rosen aus dem Dorn erblüh'n,
Die Kleinen lauschen still der Kunde,
Und ihre vollen Wangen glüh'n.

's ist nur ein Bild, doch füllt es immer
Die Augen nur mit Thränenthau,
Mir ist, als kennt' ich dieses Zimmer,
Die Kinder und die alte Frau.

Jul. Sturm.

Lebensphilosophie.

Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können.

Jean Paul.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 100. Montag, 26. August 1872.

Friede.

Ich flog auf hohem Rosse
Durch Felder, Wald und Dorn,
Ich jagt' im wilden Trosse
Mit Büchse, Hund und Horn;
So lange ich auch jagte
Im späten Dämmerlicht,
So viel ich sucht' und wagte,
Den Frieden fand ich nicht.

Ich saß im engen Zimmer
Mit Wolf und Kant allein,
Doch klüger ward ich nimmer,
Ich schlief darüber ein.
Und sitz' ich auch am Buche
Mit ernstem Angesicht,
Den Frieden, den ich suche,
Die Ruhe find' ich nicht.

Ich küßt' ein Mädchen leise
Auf ihren Blüthenmund,
Ich drehte sie im Kreise
Des wilden Tanzes rund.
So süß der Mund des Kindes,
So liebevoll er spricht,
Das Höchste, ach! ich find' es
Im Liebesspiele nicht!

Ich sah den Frühling kommen,
Durch Wald und Fluren geh'n,
Von Glanz und Duft umschwommen
Die ganze Schöpfung steh'n, —
Es stieg mein Geist im Liede
Der Lerche himmelwärts,
Da kam der süße Friede
Mir zaubergleich in's Herz.

Hildebrand.

* Zwei Wilde.

Novelle von Eva Hartner.

(Fortsetzung.)

„Ich muß die Kontrakte einsehen!" rief Hans eifrig.

„Wie ist die Schule?" fragte sie fortfahrend.

„Ein altes Weib, die Wittwe des letzten Lehrers, hielt Schule!" rief Hans unmuthig; „Sie prügelt die kleinen Kinder und läßt die großen laufen. Kein Einziger kann ordentlich lesen und schreiben."

„So suchen Sie Sich einen ordentlichen Lehrer! Er wird anfangs seine Mühe haben, aber wenn es ein energischer Mann ist, wird er mehr nützen, als die andern schaden können. Ist eine Schenke da? Der Fluch des Ortes? Die müssen Sie schließen, sonst vertrinken die verwilderten Leute das verdiente Geld ebenso, wie das geschenkte." — Sie stand auf und ging an die Thüre, hier drehte sie sich noch ein Mal um. „Ich glaube Alles, was Ihr Pastor sagt," sagte sie. „Der würdige Herr sollte sich nur selber fragen, wer durch ein beständiges System der Aussaugung die Halsstarrigkeit und Verwilderung der Leute verursacht hat! Das Faktum, daß die Leute ihr Geld vertrinken, wovon sie Brod und Kleider kaufen sollten, und das Bauholz zur Ausbesserung ihrer Hütten heimlich verkauften und neues stehlen, fällt als schwere Anklage auf das Haupt des Seelsorgers zurück. Das darf Sie aber nicht abschrecken, Ihre Pflicht zu thun!" — Sie ging, Hans starrte ihr eine Weile nach, dann sprang er auf und entfernte sich, ohne der erstaunten Hertha ein Wort zu erwiedern.

Des Abends fehlte er bei Tische und ein Knecht brachte die Meldung, daß Bucephalus aus dem Stalle verschwunden sei. „Was ist Das für eine neue Grille!" sagte Herr Braunegg.

„Er ist auf dem Wege nach Arnswalde," dachte Elliba.

Noch stiller und einförmiger verflossen jetzt die Tage, bis die Zurüstungen zum Balle neues Leben brachten. Zahlreiche Einladungen ergingen und zahlreiche Annahmen kamen als Erwiederung nach Waldstett. Schon am Freitag erschien der erste Koch der Stadt mit einem zahlreichen Gefolge dienstbarer Geister, traurig musterte der Hofhahn die gelichtete Schaar seiner Getreuen, Wunderdinge der Kochkunst wurden geliefert und stromweise floß das Blut der armen Schlachtopfer menschlicher Gelüste. Der Gärtner und Elliba waren zu gleicher Zeit unermüdlich im Arrangiren und Umstellen der Blumen und Gewächse, und sie ruhten nicht, bis die ganze Reihe der Gesellschaftszimmer in ein blühendes Blumenhaus verwandelt waren. „Man muß doch sehen, daß es ein ländliches Fest ist, Tantchen!" tröstete Elliba die Frau vom Hause, die sich nur schwer in die gänzliche Verwüstung der Treibhäuser fand. „Nicht wahr, Herr Müller, es kommt Alles wieder an seinen Platz?"

Im Oberstock wurde eine Thätigkeit anderer Art entfaltet, hier herrschte Hertha mit Schneiderin und Näherin unter Wolken von lichten Stoffen und farbigen Bändern. Dies war die Region, die Elliba nicht betrat. Auf jede Frage nach ihrer Toilette antwortete sie mit Lachen: „Kommt Zeit, kommt Rath!" Ein Brief war nach der Residenz abgegangen, der die lakonischen Worte enthielt: „Tantchen, schicke mir doch den Brautschmuck meiner Mutter, weiße Schuhe und Handschuhe! Wir haben am Sonntag großes Ballfest, mein weißes Mollkleid ist neu und gut genug!" Umgehend war ein Päckchen angelangt, das Elliba sofort in ihre Stube nahm, aber einen Anzug konnte es unmöglich enthalten, und Frau von Braunegg fing ernstlich an zu fürchten, das tolle Mädchen, das die Toilette überhaupt mit souverainer Verachtung behandelte, werde im braunen Wollenkleid den Ball besuchen.

Dem Päckchen aber war außer den gewünschten Gegenständen ein Brief des Vaters beigefügt, den Elliba mit Erstaunen bemerkte, denn gewöhnlich beantwortete Tante Sara die Ergüsse, die sie in unregelmäßigen Zwischenräumen nach Hause sandte. Der Brief lautete:

„Du bist nun schon über acht Wochen von uns fort und ich bekenne, daß es mir schwer wird, Dich noch länger zu entbehren, auch scheinst Du Dich zurückzusehnen. Da Deine Gesundheit auch wieder gefestigt zu sein scheint, so schließe ich wenigstens aus Deinem gänzlichen Schweigen über diesen Punkt, so wäre es wohl an der Zeit, ernstlich an Deine Rückkehr zu denken. Ehrlich gesagt, ich hätte gute Lust, zum ersten Male von meiner väterlichen Autorität Gebrauch zu machen und Dir zu sagen: Komme gleich nach dem Balle! Ich weiß, daß meine verwöhnte, eigenwillige Tochter dem Befehle ihres Vaters den Gehorsam nicht versagen würde! Aber ich befehle Dir Nichts, mein Kind, ich sage Dir nur, bedenke, was Du thust! Von meiner freien, willensstarken Tochter erwarte ich, was ich von keinem Mädchen Deines Alters erwarten würde, klar zu sein über sich selber! Auch will ich Dir meine Gründe nicht vorenthalten. Dein Wesen scheint mir in seinen Grundfesten erschüttert, Dein Gleichgewicht gestört. Du hast viele Fehler, aber Du bist stets wahr gewesen, verstellen, beherrschen kannst Du Dich nicht, darum sind Deine Briefe stets das treue Spiegelbild Deiner Seele. Seit einiger Zeit sind sie abspringend, unzusammenhängend, oft verworren, am letzten fehlte der Schluß. Den Zettel an Tante Sara rechne ich nicht, der weder Kopf noch Schwanz hatte. Ich frage Dich nicht, liebes Kind, was hast Du? Ich sage Dir nur: hüte Dich! Du bist jung, leidenschaftlich, unbesonnen und — ich sage es mit Freude — schön! Sieh Dich wohl vor; was Du jetzt thust, wird Segen oder Fluch Deines ganzen Lebens werden! Genug, ich bitte Dich, handle, wie ich es von meiner stolzen Elliba erwarten kann! Das Gerücht nennt einen Herrn von Halling als näheren Freund des Braunegg'schen Hauses. Ich habe mich nach dem Manne erkundigt, kann mir aber nicht denken, daß er meinem Kinde gefährlich sein könnte! Gleichviel, aber ich bitte Dich ernstlich, kehre zurück, wenn sich Einflüsse geltend machen, denen Du nicht widerstehen kannst! —

Mich wundert, daß Du des jungen Braunegg so wenig gedenkst. Er soll nach Allem, was man hört, ein höchst befähigter, vortrefflicher Mensch sein, man erwartet viel von ihm, wenn er seine jugendliche Wildheit erst ausgetobt hat. Ich denke Dasselbe von Dir, mein Kind, und lasse Dir deßhalb, wenn auch mit schwerem Herzen, volle Freiheit!

Den Brautschmuck Deiner Mutter lasse ich Dich ungern tragen. Erst als Braut wollte ich jene Perlen in Deinem Haar schimmern sehen, die wenige Fürstinnen in solcher Pracht

besitzen mögen! Doch Du sollst frei sein! Trage sie, wie Deine Mutter sie getragen hat, in demüthiger Liebe!

Was auch immer in Dir vorgehen mag, mein Kind, kehre zurück zu Deinem

Vater."

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Aus den „Landw. Blättern.")

(Eine Kleekrankheit.) Auf den Kleefeldern des Herrn Gutsbesitzers Spies auf dem Schmalfelderhofe zeigte sich dieses Jahr ein Kränkeln der Kleepflanzen eines und desselben Ackers. Vorgenommene Untersuchungen zeigten, daß die kranken Pflanzen eine Menge kleiner Würmer beherbergten, die als Vibrio devastatrix erkannt wurden. Auf meine Bitte theilte mir Herr Spies eine Partie der kranken und gesunden Kleepflanzen mit dem Boden und Untergrunde mit, auf dem dieselben gewachsen.

Obwohl ich mit den Untersuchungen noch nicht zu Ende, so glaube ich doch schon Einiges mittheilen zu können.

Schon die oberflächliche Betrachtung zeigt einen ganz gewaltigen Unterschied zwischen gesunden und kranken Pflanzen.

Erstere haben nach dem Trocknen immer noch eine deutlich erkennbare grüne Farbe und sind reichlich im Besitze von Blüthenköpfchen. Letztere zeigen eine schwärzere Farbe und auffallend wenig klein gebliebene Blüthchen.

Der Aschengehalt ist größer bei den gesunden Pflanzen, als bei den kranken, nur übertrifft bei ersteren die Menge der in der Pflanze produzirten Eiweißstoffe die der kranken Pflanzen bedeutend, Kali und Phosphorsäure tritt in den kranken Pflanzen auffallend zurück.

Ich behalte mir vor, genauer darauf zurückzukommen, wenn ich auch den Boden nach seinen Bestandtheilen untersucht habe.

Daß kranke und gesunde Pflanzen neben einander sich befinden, daß letztere so reich an wirksamen Stoffen sind, beweist eben nur wieder, daß gesunde, kräftig und normal genährte und entwickelte Pflanzen eine viel größere Widerstandsfähigkeit gegen äußere Feinde besitzen, als kränkelnde. Die kleinen Würmchen, Roggen- oder Kardenälchen befielen nur die Pflanzen, die in der Ernährung zurück waren, und verschonten die starken, in der Entwicklung weiter fortgeschrittenen Pflanzen.

Hoffentlich wird kräftige Düngung in Zukunft diesen kleinen, deßwegen um so gefährlicheren Feind abhalten.

Neustadt, den 24. Juli 1872.

Ed. List.

Mannigfaltiges.

Ueber eine originelle Banknotenfälschung

schreibt man dem „Sonn- und Feiertagskurier" aus Prag: Vor nicht langer Zeit erstattete der wegen Diebstahlshehlerei schon mehrfach abgestrafte Krämer N. bei der Bezirkshauptmannschaft eines Grenzbezirkes die Anzeige, es sei ihm, und zwar zufälliger Weise, gelungen, sich mit einer sächsischen Falschmünzerbande, welche die Fabrikation österreichischer Eingulden-Noten in großartigem Maßstabe betreibe, in Verbindung zu setzen. Die von dem Manne vorgelegten Falsifikate, bestehend aus fünf Stück Eingulden-Noten, waren, mit Ausnahme des Papiers, das sich von dem echten nur durch eine blos dem scharfen Kennerauge auffallende Rauhigkeit der Oberfläche, sowie durch geringere Biegsamkeit unterschied, das Vollendetste, das je in diesem Genre geleistet wurde. Selbst der geübteste und schärfste Blick konnte in der Zeichnung nicht den geringsten Fehler entdecken; ebenso tadellos waren die Farbe und der Druck. Auf das wirkliche Erkennungszeichen wurden der mit der Voruntersuchung betraute Beamte, sowie der als Sachverständiger beigezogene Oberkassirer eines öffentlichen Geldinstituts erst durch den Krämer aufmerksam gemacht. Das Papier der Falsifikate und in demselben Verhältnisse auch die Zeichnungen waren, was die Länge und Breite betraf, um fast mehr als zwei Linien kürzer und etwa $1^1/_4$ Linie schmäler, als die der echten. Da der Behörde daran gelegen war, die Fälscherbande zu ermitteln, so wurde an N. die Frage gestellt, ob er dazu bereit wäre? Der Krämer war anfangs nicht recht zur Ausführung der nach seinem Dafürhalten mit Lebensgefahr verbundenen Mission entschlossen, schließlich zeigte er sich dazu bereit, aber nur unter der Bedingung, daß ihm zur Bestreitung der Reisekosten und anderer etwaiger Auslagen ein Vorschuß im Betrage von zweihundert Thalern gegeben werde. Da der

mit der Untersuchung betraute Beamte dem Krämer nicht recht traute, wurde der Vorfall nach Prag berichtet, und gleichzeitig wurden auch die Falsifikate zur Vorlage an die Nationalbank nach Wien gesendet. Schon nach wenigen Tagen traf bei der Bezirkshauptmannschaft der telegraphische Auftrag ein, den Krämer festzunehmen, da die eingesendeten Banknoten echt seien. Das veränderte Aussehen des Papiers, ebenso die Verkleinerung der Zeichnung wurde nach dem Befunde von Seite der Nationalbank durch absichtliches Eintauchen der echten Noten in eine kaustische Lauge bewerkstelligt. Und so war es nach dem später abgelegten Geständnisse des Krämers auch in der That. Wie N. weiter angab, hatte er die Absicht, nach Amerika auszuwandern, und da es ihm an den zur Reise nöthigen Geldmitteln mangelte, verwandelte er die echten Eingulden-Noten in falsche und erfand die Mähr von der Fälschergesellschaft. Der Krämer wurde wegen seiner lügenhaften Angaben und gewiß originellen Fälschungsmethode zu einer längeren Freiheitsstrafe verurtheilt.

Ein Professor der Grazie.

Zu den Pariser Originalen des vorigen Jahrhunderts gehört auch der Tanzmeister Vestris, der sich auf seinen Karten „Professor der Grazie" nannte und allen vornehmen Herren und Damen „Unterricht in der guten Haltung" gab, sowie in der Kunst, „einen zierlichen Diener zu machen". Einer seiner Schüler, der Prinz von Lamarck, hat uns eine der fraglichen Anstandslektionen des „Papa Vestris" beschrieben und mit allen Redensarten wiedergegeben, deren der pedantische Sonderling sich dabei bediente.

„Nun, mein Prinz," hob der Tanzmeister an, „beginnen wir mit einer Verneigung ... einer Reverenz vor ... vor ... Ihrer Majestät der Kaiserin von Deutschland. — Ah, ah, tiefer, viel tiefer, mein Prinz! Bleiben Sie drei Viertelsekunden gebückt ... erlauben Sie mir, nach der Sekundenuhr zu sehen ... Bravo!

„Indem Sie Sich emporrichten, mein Prinz, müssen Sie leicht und bescheiden den Kopf ein wenig nach der rechten Hand Ihrer kaiserlichen und apostolischen Majestät wenden. Küssen Sie diese Hand, welche das Szepter trägt, ohne jedoch zu wagen, Ihre Blicke auf das Gesicht dieser hohen Souveränin zu heften.

„Während Sie eine so erhabene Fürstin begrüßen, ist es unerläßlich, Ihrem Gesichte den Ausdruck von Ehrerbietung, selbst von Furcht zu geben, denn diese Gefühle thun der guten Haltung keinen Abbruch.

„Damit Ihre Züge den erforderlichen Ausdruck annehmen, stellen Sie Sich so viele glänzende Kronen, so viele hohe Würden und Titel, so viele gewonnene Schlachten, so viel eroberte Länder, so viele Jahrhunderte voll Glück, Ruhm und Herrlichkeit vor, daß Sie davon ganz durchdrungen und tief ergriffen werden.

„Bravo, bravo! — Das ist völlig die Miene, welche ich wünsche, — die des Aufgehens in dem Glanze der Majestät, — der Vernichtung, — des Nichtseins, — der Ausgelöschtheit, — bravo, bravo, mein Prinz!

„Begrüßen wir jetzt die Frau Pfalzgräfin vom Rhein ... Ah, — viel zu tief, mein Prinz, — mindestens um drei Zoll zu tief! — Sie verneigen Sich ja vor ihr, wie vor unserer Königin. — Etwas Selbstbewußtsein, wenn Sie wollen! Also noch ein Mal! — Bravissimo! — Es ist ja nur eine Pfalzgräfin und weiter Nichts. Bravo!

„Dort kommt eine im Dienst ergraute Ehrendame. Sagen Sie ihr mit einem gewissen Lächeln: „Wenn die Etiquette es nicht verböte, so würde ich Ihnen, Frau Gräfin, auf der Stelle den Dank entrichten, welchen ich Ihnen für die ausgezeichnete Güte schulde, die mir, so lange ich die Ehre habe, die Hofzirkel zu besuchen, von Ihrer Seite in so reichem Maße bewiesen worden."

„Jetzt möchte ich gern, daß Sie den Gruß eines berühmten Virtuosen erwiederten. Grüßen Sie ohne alle verlegene Schüchternheit ... Uebereilen Sie Sich nicht. — Zeigen Sie nicht zu großen Eifer. — Erblicken Sie in einem berühmten Künstler das Entzücken des Publikums, — eines ganzen Königreiches, — einen Mann, der sich aus der Tiefe des Staubes zur schwindelnden Höhe des Ruhmes emporgeschwungen hat, — den die Monarchen lieben, bereichern, in den Adelstand erheben ... Denken Sie Sich den alten Vestris, geehrt durch einen Orden, mein Prinz, wenn seine Neider nicht gegen ihn kabalisirten. Stellen Sie Sich vor, Sie begrüßten den Chevalier Vestris ... Verneigen Sie Sich, mein Prinz, — ein wenig tiefer, — — noch ein wenig tiefer. — Bravo! — Damit beschließen wir unsere heutige Lektion."

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 101. Mittwoch, 28. August 1872.

Ein deutsches Lied.

Singe, du deutscher Mund, singe das hohe Wort,
Das fest zum Bruderbund eint Süd und Nord.
Deutschland, mein Vaterland, jauchzet aus voller Brust,
Weihet ihm Herz und Hand mit Lieb' und Lust!

Ihm ist kein and'res gleich, schauet hin fern und nah;
Mächtig, an Siegen reich, stehet es da.
Rufet es jedem Feind kühn in das Angesicht:
„Deutschland, in Treu' vereint, das beugt sich nicht!"

„Kühl bis an's Herz hinan" läßt uns der Feinde Droh'n;
Furcht kennt kein deutscher Mann, kein Heldensohn.
Wahre, du deutscher Aar, wahre der Freiheit Hort!
Amen! Es werde wahr! Ein Mann — ein Wort!

Schöppenstedt. Jürgen Meyer.

* Zwei Wilde.

Novelle von Eva Hartner.

(Fortsetzung.)

Ellida begleitete die Lektüre dieses Briefes mit den ihr eigenen Randbemerkungen. Erst war sie hoch erröthet, als sie den unfertigen Brief erwähnt fand, murmelte sie ärgerlich: „Das kommt davon, wenn man die Gespräche anderer Leute belauscht!" Ueber Halling lachte sie, bei den Worten über Hans wurde sie wieder ernst. Bei dem Wort: „Demüthige Liebe" warf sie trotzig die Lippen auf, schließlich aber küßte sie den Brief leidenschaftlich und sagte: „Sei ruhig, mein Vater, Du sollst Dein Vertrauen an keine Unwürdige verschwenden!" Die Tischglocke störte sie in ihrem Nachdenken, sie eilte zum Eßzimmer, wo sie die Familie durch die Bemerkung erschreckte: „Am Tage nach dem Balle werde ich abreisen!"

Auf die erstaunten Fragen erwiederte sie gleichmüthig:

„Mein Vater findet das Leben hier zu aufregend für mich."

Weiter war Nichts aus ihr herauszubringen, man lachte und betrachtete es als einen Scherz. „Den Rückzug wenigstens habe ich mir gedeckt!" dachte sie, ruhig ihr Mittagsmahl beendend.

Vierzehntes Kapitel.

Der Vorabend des Geburtstages kam und keine Spur des Helden!

„So viel weiß ich," sagte Ellida, als sich die Familie des Abends trennte, „ist er morgen früh nicht hier, so tanze ich keinen Schritt mit ihm!"

„Er wird auch viel fragen!" neckte Herr von Braunegg.

„Er kann mich doch nicht zwingen!" sagte sie trotzig. Die Familie lachte.

Der Morgen kam und keine Spur weder von Hans noch von Bucephalus.

„Wenn er nun aber gar nicht kommt?" fragte Frau von Braunegg besorgt.

„So rechnen wir den Ball als mein Abschiedsfest und amüsiren uns um desto besser!" sagte Ellida wegwerfend, aber die dunkelblauen Augen blickten oft forschend den Weg entlang, aber vergebens! —

Der Abend nahte. Sorgsam verhängt, ließen die großen dunklen Gardinen keine Spur des scheidenden Tageslichtes in die festlich erleuchteten Säle. Wagen um Wagen rollte vor und entledigte sich seines Inhalts von lichten Stoffen, Bändern und Blumen. Uniformen blitzten, der rothe Kragen der Linie, die gestickten Streifen der Garde; sogar der Attila eines Husaren wurden sichtbar, dazwischen der ernsthafte schwarze Frack. Herr und Frau von Braunegg empfingen mit Hertha die zahlreichen Gäste, Hans und Ellida fehlten.

Doktor Hartmann, der spät gekommen war, machte mehrere Versuche, mit Hertha in Berüh-

rung zu kommen, doch da er kein sonderlich geübter Schwimmer in den Wellen eines Ballsaales war, gelangte er vorläufig nur in den Besitz eines Tanzes, den er mit einiger Bedenklichkeit notirte, denn der Walzerschritt war ihm ziemlich entfallen.

Das erste Schwirren war vorüber, die Gesellschaft gruppirte sich. Die älteren Herrschaften zogen sich aus dem Tanzsaal zurück, noch ein Mal wurden die Engagements überlegt, Herr und Frau von Braunegg prüften die Tanzkarten der Damen und führten manchen säuerlich-süß lächelnden Herrn einer weniger beliebten Tänzerin zu. Hier und da ermuthigten sie einen schüchternen Fähnrich, seine dunkle Ecke zu verlassen und keck einen Tanz zu fordern, auch mußten noch Verspätete begrüßt werden. Die Musici ordneten sich, da trat plötzlich Elliba herein, schöner und strahlender als Alle, in einfach weißem Kleide, Haare, Hals und Armgelenke umschlungen von Ketten köstlicher Perlen, deren matter Glanz in dem dunklen Lockenhaar herrlich schimmerte. Eine flüchtige Röthe flog über ihr Antlitz, doch aufblickend sah sie die Eingangsthüre sich öffnen, und sich selbst und die ganze Gesellschaft vergessend, eilte sie mit freudigem Ausrufe dem eintretenden Hans entgegen. Beide standen Hand in Hand in der Mitte des Saales, Alles über der Freude des Wiedersehens vergessend, der Mittelpunkt für zahllose Blicke und Bemerkungen.

Einen Augenblick, aber auch nur einen, dauerte die reine Freude. Kaum bemerkte Elliba die seltsame Stellung, in der sie sich befand, als sie rasch ihre Hand aus der des jungen Mannes löste und zurücktrat. Die Familie umringte ihn glückwünschend, noch einen triumphirenden Blick warf sie auf die Tanzkarte, deren Anfüllung sie Hertha überlassen hatte, und wandte sich an Dr. Hartmann, der zu ihr getreten war.

Es waren harmlose Dinge, die sie zu ihm sagte, sie war sich ihrer selbst nicht bewußt, aber in dem Eifer, ihre Verwirrung zu verbergen, rötheten sich ihre Wangen und ihr schöner Kopf neigte sich tief. Dr. Hartmann bemerkte es, und ein Lächeln, das erste, an diesem Abend, flog über sein ernstes Gesicht. Nun mußte Hertha auch gerade jetzt ihre ganze Aufmerksamkeit auf seine Züge richten und wieder fühlte sie einen Stich im Herzen. Sie hatte ihn ausgezeichnet, ihm, dem Spätgekommenen, den ersten Walzer aufbewahrt, da hatte er fast erschrocken ausgesehen, und nun sprach Elliba zu ihm, und da lächelte er so belustigt! Hertha begann den Ball langweilig zu finden und sein Ende herbei zu sehnen.

Hans trat von den Seinen zurück und zu Elliba. Seine blauen Augen leuchteten, Frische und Jugendkraft sprach aus jeder Miene.

„Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, wo ich herkomme,“ begann er herzlich, „nicht wahr, Sie haben es gewußt?“

„Ich konnte es mir wenigstens denken,“ erwiederte sie und ihr Blick ruhte mit so innigem Vergnügen in dem seinen, daß eine wohlthuende Wärme sein ganzes Herz durchrieselte.

„Das ist ein gutes, liebes Wort!“ rief er freudig. „Später muß ich Ihnen mehr erzählen, ich habe fürchterlich gearbeitet, es wird schon ausgerodet.“

„Sie haben doch nicht selber gegraben?“ scherzte sie fröhlich.

„So gut hatte ich es nicht!“ lachte er. „Mein Theil war Kopfarbeit! Aber,“ unterbrach er sich selber, „da schwatze ich und es soll gleich getanzt werden! Welchen Tanz haben Sie mir denn aufgehoben an meinem Ehrentage?“ und er sah so herzlich vergnügt in ihre Augen, daß sie schon anfing, ihren Entschluß zu bereuen.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Glück auf!

Aus den Aufzeichnungen eines Bergarztes.

Von M. Morgenstern.

(Fortsetzung.)

„Lassen Sie mich,“ sagte ich mit Anstrengung. Aber er ließ mich nicht, und daß er es nicht that, danke ich ihm noch heute, ihm und Gott.

„Aber, Mensch,“ rief er nach einer Weile in seiner derben, treuherzigen Art, „was denken Sie von den Frauen, was dachten Sie von ihr, der Einzigen, daß Sie erwarten konnten, sie werde Ihnen beim ersten Ausstrecken der Arme so mir Nichts dir Nichts an die Brust sinken? — Ein Mädchenherz gleicht einer Festung, die zu gewinnen der Krieger Sturm laufen muß. Je reiner es ist, desto schwerer ergibt es sich. Aber Sie machten nicht einmal den Versuch, das ihrige zu gewinnen; wie ein Pascha benahmen Sie Sich. Auf mein Wort — Lenore hat ebenso wenig eine Ahnung von Dem, was ich in Ihrem bleichen Gesicht gelesen, wie ich hatte.“

„Behandelte sie mich nicht wie — wie einen Freund?“ fragte ich bitter.

„Wie einen lieben Freund, gewiß, denn Das sind Sie ihr. Darüber hinaus hatte sie keinen Gedanken."

„Dann war ich ein Thor!" sagte ich, mir die Stirne trocknend, auf der die Qual meines Herzens in schweren Tropfen stand. „Nun laßt mich, Kühne, ich muß allein sein."

Wenn ich jetzt zurückdenke an die Trauer, die ich über sein junges Glück warf, dann danke ich Gott noch jetzt, daß wir nicht als Feinde auseinander gingen; ich war ungeberdig genug. Aber aus der Bitterkeit dieser Stunde sproßte mir später der Segen, daß ich die biedere, treue Seele dieses guten Mannes in ihrer Größe erkannte und würdigte.

Ich will das Dunkel nicht lüften, das über dieser Nacht lag. Die tiefsten Schmerzen durchkämpft der Mensch hinter Schloß und Riegel im stillen Kämmerlein mit sich selbst und vor seinem Gott. Nicht ein Kampf entscheidet den Sieg, es muß manche Schlacht geschlagen, mancher Rückzug ausgewetzt werden auf dem dunklen Kampfplatz des Herzens, bis es die Höhe und Tiefe der Liebe begriffen und gelernt hat, von der die Schrift so wundervoll sagt: „Sie suchet nicht das Ihre, sie läßt sich nicht erbittern, sie blähet sich nicht, sie glaubet Alles und duldet Alles."

Ich saß noch tief unten auf der Schulbank bei der Lektion, die mir so schwer fiel, als es draußen lebendig wurde. Eine große, süße Hoffnung hatte ich in den nächtlichen Stunden zu Grabe getragen; mit meinem Herzblut hatte ich die Grabschrift geschrieben, daß ich ein Thor, ein ungebildeter, hochmüthiger Thor gewesen. Nun zog der Morgen herauf mit seinen unabweisbaren Pflichten, der Morgen, den ich gestern Abend noch so ganz anders gehofft und gedacht hatte, und aus Abend und Morgen kam auch für mich ein neuer Tag; der erste eines neuen Lebensabschnittes.

Ich besuchte meine Kranken, verschrieb Rezepte und schnitt äußere Wunden zur Ableitung innerer Schärfen, während das Geschwür in meinem Innern um sich fraß, das ich nur ganz langsam und allgemach in linde Trauer nach außen zu leiten vermochte.

Es war ein heißer Tag für mich, er brachte die sauerste Arbeit des ganzen Jahres in seinen Nachmittagsstunden — die Impfung der Pocken. Da arbeitete ich unter den schreienden Kindern, die unter meiner Lanzette zappelten, ließ Mütter und Ammen nach Belieben unvernünftig sein, ohne sie auszuzanken, und fühlte immer und immer die innere Qual durch.

Langsam und schwer folgten sich die Tage und Nächte. Es war jene Zeit für mich gekommen, von der wohl jedes Menschenleben mehr oder weniger erzählen kann; eine Zeit, in der man stille vorwärts schreiten muß, ohne zurückzublicken, in der man nicht vergleichen, nicht denken, nicht betrachten darf, in der selbst die Hoffnung sich niederlegt zu leisem Schlummer.

Am schwersten waren die Ruhestunden zu ertragen, welche der Abend brachte, weil sie mich fühlen ließen, daß ich allein war, allein ohne eine Hoffnung, an der mein Herz hing. Ja, es gab noch viele Mädchen in der Welt, wie Konrad Kühne richtig bemerkt hatte, aber es gab doch nur eine Lenore Gieseke, und sie war mir verloren!

Ich weiß nicht mehr, wie lange es war nach jener Nacht, als Konrad Kühne zum ersten Mal kam, mich zu besuchen. Zuerst verletzte es meinen Hochmuth, daß er sich den Besuch bei seiner Braut versagte, um den Abend mit mir zu verbringen. Ich empfand es als ein Almosen, das ich Lust hatte, abzuweisen, aber es lag etwas Unwiderstehliches in seinem „Glück auf!", das mich zur Vernunft brachte.

Seine biedere Treuherzigkeit, der Adel seines einfachen Wesens wirkte wie Balsam auf mein wundes Herz. Je näher er mir trat — und er machte keine Anspielung, die mich hätte verletzen können — desto höher mußte ich ihn schätzen, ihn, den ich um unwesentlicher Kenntnisse willen, die ich vor ihm voraus hatte, so unterschätzt hatte, desto mehr mußte ich den Instinkt des reinen Mädchenherzens ehren in seiner richtigen Wahl, und während diese Erkenntniß reifte, lernte ich eifriger die Lektion von der wahren Liebe.

Und doch konnte ich mich nicht hineinfinden in das alte Leben, in die alte Energie. Der Doktor Ulrich von vordem war ein anderer Mann gewesen. Der gegenwärtige mühte sich ab an der Arbeit, die Jenem eine Lust war. Er mußte es an sich selbst erfahren, daß der Mensch im Grunde doch der Sklave seiner Muskeln und Nerven, und die Seele mit all' ihren Fähigkeiten die Gefangene des Körpers, eine von der Beschaffenheit seines Blutes abhängige Puppe ist.

Diese Erfahrung regte endlich den Arzt in mir. Er nahm die Feder zur Hand und schrieb das Rezept:

„Gesuch an das wohllöbliche Bergamt um Bewilligung eines unbestimmten Urlaubs zu einer nöthigen Erholungsreise."

Der Berggeschworene Konrad Kühne reichte es

ein, brachte nach gebührender Frist gnädige Resolution, und Friedrich, der faule Schlingel, packte gemüthlich den Reisesack.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Gefährlichkeit arsenikhaltiger Farben und leichtes Mittel zur Erkennung derselben.

Noch immer und trotz aller polizeilichen Verbote finden sich eine Menge Gegenstände im Verkehr, die mit arsenikhaltigen Farben gefärbt sind. Die Schönheit der Farben und der Umstand, daß die schädlichen Wirkungen derselben nicht immer gleich erkannt werden, mögen die Ursachen davon sein, daß das Publikum diesen Erzeugnissen gewissenloser Fabrikanten gegenüber allzu sorglos ist. Als einziges Beispiel der Gefährlichkeit solcher Gegenstände möge hier angeführt werden, daß die beliebten grünen Tarlatane oft bis zur Hälfte ihres Gewichtes sogenanntes Schweinfurter Grün enthalten, welches nur lose mit Stärke aufgelegt ist und leicht bei jeder Bewegung abstaubt. Nicht weniger gefährlich sind alle giftgrünen Gegenstände, auf denen die Farbe nicht durch Leim oder Lack vor dem Verstäuben geschützt ist. — Da nun alle diese gefährlichen, arsenikhaltigen Farben Kupferverbindungen des Arseniks sind und sich in gewöhnlichem Salmiakgeist mit blauer Farbe lösen, so bietet sich darin ein einfaches Mittel dar, um die Anwesenheit solcher arsenikhaltigen Farben zu erkennen. Es genügt, ein Stückchen des zu untersuchenden Gegenstandes mit einigen Tropfen Salmiakgeist zu übergießen und nach einigen Minuten Etwas von der entstandenen blauen Lösung auf weißem Papier verdunsten zu lassen. Bleibt dabei ein schmutzig gelbgrüner Niederschlag zurück, so kann man von der Anwesenheit einer arsenikhaltigen Kupferfarbe überzeugt sein, während ein rein hellblauer Rückstand eine arsenikfreie Kupferfarbe anzeigt. Dieses sichere Verfahren zur Erkennung solcher gefährlichen Farben kann von Jedermann leicht ausgeführt werden, der sich und Andere vor schädlichen Folgen schützen will.

Vielsagende Annonce.

Einem amerikanischen Blatte entnehmen wir folgende Annonce: Freunden und Bekannten die Anzeige, daß mir gestern meine geliebte Frau im selben Augenblick durch den Tod entrissen wurde, als sie mich durch die Geburt eines munteren Knaben erfreute, zu dessen Wartung ich eine kräftige Amme suche, bis es mir gelingt, wieder eine liebenswürdige vermögende Dame als Lebensgefährtin zu finden, die befähigt ist, meinem gut renommirten Weißwaarengeschäft, in dem alle Bestellungen binnen 12 Stunden auf das Billigste ausgeführt werden, vorläufig vorzustehen, da ich das Engagement einer tüchtigen Directrice, mit 200 Dollars Jahrgehalt, erst beabsichtige, wenn der augenblicklich à tout prix statthabende Ausverkauf beendet und mein Geschäft am 1. August nach der X-Straße Nr. 11 verlegt sein wird, wo ich noch eine Etage für 500 Dollars abzulassen habe.

Der Gebrauch der Schirme,

sowohl Regen- als Sonnenschirme, findet sich seit fünfzehnhundert Jahren in China und wird schon in Büchern aus jener Zeit erwähnt. Der berühmte Reisende Layard entdeckte in den Ruinen Ninive's das erste Basrelief, auf welchem ein König mit einem Schirm dargestellt ist. Auch in Indien ist der Gebrauch dieses Schutzdaches auf frühe Jahrhunderte zurückzuführen und es wurde dort stets als Abzeichen königlicher Würde angesehen. In Burmah richtet sich die Größe des Schirmes nach der Rangstufe des Prinzen, und es gehören schon sehr kräftige Männer dazu, den Schirm über dem Haupte des ersten Prinzen zu balanciren. Der König selbst führt u. A. den Titel: „Herr des weißen Elephanten und Besitzer von vierundzwanzig Schirmen." Der Kaiser von China macht es noch großartiger; selbst auf der Jagd werden ihm vierundzwanzig Regenschirme, welche von Seide oder lackirtem, bunt bemaltem Papier verfertigt sind, in Wirklichkeit vorausgetragen. John Hanway, der Gründer des Londoner Hospitals, war der erste Europäer, der, und zwar im Jahre 1756, den Muth besaß, mit einem Regenschirm über die Straße zu gehen. Volle dreißig Jahre, bis zu seinem Tode, trug er ihn, und hatte die Freude, schon nach einigen Wochen des Gebrauches sich nicht mehr vom Janhagel belästigt zu sehen.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 102. Freitag, 30. August 1872.

* Glück auf!

Aus den Aufzeichnungen eines Bergarztes.

Von M. Morgenstern.

(Fortsetzung.)

XI.

Es war ein Abend ohne Mond und Sterne, als ich von einer Rücksprache mit einem Kollegen zurückkam, der mich während meiner Abwesenheit vertreten wollte. Mein Weg führte mich in die Nähe des Hauses, in dem ich noch jüngst so glücklich gewesen; ich war schwach genug, näher zu treten. Da ein viel Größerer als ich dieselbe Schwachheit vor mir begangen und hinterher auch bekannt hat, so nehme ich gar keinen Anstand, gleiche Offenheit zu zeigen.

Ich trat durch das grüne Gitter in das Gärtchen, schlich wie ein Dieb über den Kiespfad und an das Fenster.

Da saß sie wie jene Lilli am Instrumente, aber sie sang nicht, sie spielte das Mendelssohn'sche Lied ohne Worte, und ich wollte nicht reisen, „um zu sehen, ob ich sie entbehren könne," sondern um mit der Vergangenheit abzuschließen bis auf die Erinnerung, wie ein Mann, der sich des zehnten Gebotes erinnert.

Ihr Anblick machte mich mit einem Schlage gerecht. Die keusche Reinheit, die sie wie eine Atmosphäre umgab, trieb meines Herzens Härtigkeit und Selbstsucht vollends aus. Ich mußte sie rechtfertigen vor mir selbst und vor dem Manne, dessen Gattin sie werden wollte, und ich zögerte nicht, ihm entgegen zu treten, als ich ihn kommen sah. Ich sprach es aus, das gute Bekenntniß, daß sie mir keinen Grund gegeben, Hoffnungen zu nähren, daß ich sie keines Blickes anklagen könne, der über ruhige Freundschaft hinausging, daß ich durch eigene Schuld gelitten. Wie freute ich mich dieses Bekenntnisses an jenem Tage, als er — —

Konrad Kühne hörte mich schweigend an, aber sein Händedruck war noch kräftiger als gewöhnlich, und er nannte mich wieder, wie er mich in jener Nacht genannt — Bruderherz.

XII.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als ich in das Bergstädtchen einzog, das sich tief im Grunde zwischen hohen Bergen dahinschlängelt. Friedlich und theilweise versteckt von den grünen Höhen, lag es vor meinen Blicken. Von der Größe und Vornehmheit, die die Anlegung eines Fichtennadelbades ihm bringen sollte, träumte es noch nicht. Das zweistöckige Rathhaus ragte ansehnlich über die Nachbarhäuser empor und zeigte seine breite Fronte dem kahlen, aber saubern Platz, den die gegenüber liegende Pfarre begrenzte, und der einige Jahre später ein schlagendes Beispiel lieferte, wie gescheidte Köpfe und geschickte Hände aus Nichts Etwas zu machen verstehen, denn er gab dem „Kurgarten" Raum, in welchem die Kurgesellschaft, wenn nicht lustwandeln, so doch stille sitzen kann, ein wenig eng zwar und nahe zusammen, aber ganz gemüthlich.

Doch von all' Diesem ahnten weder das Städtchen noch seine Einwohner, noch meine Wenigkeit das Geringste. Die grün begraste Straße, auf der hier und dort eine altersschwache Ziege ihr Frühstück suchte, oder ein noch nicht in die große Welt eingeführtes Zicklein an der Seite der bedächtigen Großmutter umherhüpfte, und die grauen Schindelhäuser, von denen eine bedeutende Anzahl Nagelschmieden waren, deren monotones Hämmern schwache Nerven nicht eben verheißungsvoll lockte, und die Mühlen, die ihr gemüthliches Klappern vom Eingang bis zum Ausgang des Städtchens gleichmäßig vertheilten, hatten ein primitives Ansehen. Die Bewohner

oder vielmehr die Bewohnerinnen, — denn die Männer, die nicht eben Nagelschmiede oder Müller waren, arbeiteten im Schooß der Erde oder in den Schmelzhütten, — bewegten sich in naiver Ungenirtheit in den Straßen, und aus den geöffneten Fenstern der meist einstöckigen Häuser strömte die Ofenwärme so recht nach Harzerweise hinaus in den Sonnenschein, der voll und heiß über der Erde lag. Von den bewaldeten Höhen, die dicht über der Straße hingen, tönten die Glocken der weidenden Heerden herunter, und in dem Schulhause neben der kleinen Kirche wurde eben der Schlußvers gesungen, der die kleine Gesellschaft unschuldigem Spiel oder früh geforderter Arbeit zurückgab.

Ich fand ein erquickendes Frühstück an dem gastlichen Tische des vielvermögenden Bürgermeisters, der ein Kollege von mir und ein kleines bewegliches Männlein war, und der sich zu meinem Führer nach dem Felsenkoloß anbot, der den Ausgang des Städtchens im Norden in zwei gespaltenen Pfeilern bewacht.

Bald standen wir auf dem kleineren, der allein besteigbar ist, und blickten auf das liebliche Thal zu unseren Füßen und von da zu dem höheren Kameraden empor, von dem, wie die Sage erzählt, ein greiser Jäger den waghalsigen Sohn herabgeschossen, der tollkühn hinaufgestiegen und dem jammernden Vater tief unten die fürchterliche Wahl ließ, ihn langsam verschmachten zu sehen oder durch einen wohlgezielten Schuß von aller Qual zu befreien. Von einer benachbarten Höhe, über die mein Weg führte, schauten wir hinüber über die bergige Landschaft nach der einige Stunden entfernten Söſestadt mit ihren hell leuchtenden Gypsfelsen, ihren Fabriken und dem massiven Magazin- oder Proviantshause, das seit 1722 dem oberharzischen Berg-, Poch- und Hüttenpersonal ein bestimmtes Quantum Brodkorn zu ermäßigtem Preise — das sogenannte „Herrenkorn" des Bergmannes — liefert. Dahin lag mein Weg, den ich fortzeichnete, tief in die blaue Ferne hinein.

XIII.

Mit dem Ränzel auf dem Rücken, wie ein Student in der Ferienzeit, machte ich mich auf die Pilgerschaft nach dem alten Frankfurt, suchte und fand das Haus am Hirschgraben, in dem Deutschlands Dichterfürst das Licht der Welt erblickte, und zog dann weiter, dem lieben Vater Rhein meine Huldigungen darzubringen. Er lächelte mir so sonnig entgegen, daß ich mich willig fortziehen ließ durch lachende Fluren und frisch bekränzte Rebenhügel.

Und er vergalt mir königlich, der prächtige deutsche Geselle. Während er weiter rauschte zu Füßen der Burgen und Ruinen, die sich in seinen Fluthen spiegelten, erzählte er mir bald in leisem Gemurmel, bald in polterndem Ingrimm liebliche und grausige Sagen, wie sie ihm auf seiner Wallfahrt begegneten. Seine ganze reiche Lebensgeschichte vertraute er mir. Wie er sich im Kanton Graubünden aus den schützenden Armen seiner Mutter durch die Flucht befreit und seiner Sehnsucht in die Ferne gefolgt sei, ohne die Bekanntschaft des sprichwörtlich gewordenen Schweizer Heimwehs gemacht zu haben; wie er den kühnen Sprung über die Felsen bei Schaffhausen in seiner Sturm- und Drangperiode für Nichts geachtet und als stattlicher Jüngling Deutschland betreten habe, um sogleich bereitwillig Freundschaft mit dem schönen Neckar zu schließen und sich selbst gegen eine Vereinigung mit dem mürrischen Main nicht zu sträuben. Und mehr und mehr angezogen von der reizvollen Umgebung, folgte ich ihm, den Festzug zu schauen, den er mit den ihm zueilenden Flüssen an stolzen Städten und Burgen und Klöstern in immer reicherer Entfaltung zurücklegte. Und wenn ich mir auch Zeit nahm, nach der goldhaarigen Lorelei auszuschauen, mich von dem idyllischen Nonnenwörth nach dem freundlichen Koblenz und dem stolzen Ehrenbreitstein winken zu lassen, und Köln, die heilige Stadt mit ihren mehr als hundert Kapellen und Kirchen und ihrem einzigen Dome zu sehen, so nahm er mich doch mit sonnigem Lächeln immer wieder auf und fuhr fort zu erzählen, während die Sonnenstrahlen auf seinem Rücken tanzten oder das Abendroth sich niedertauchte in seine Fluthen.

Und wenn dann der Mond heraufzog in weißem Silberlicht und die Umrisse der Klöster und Ruinen geisterhaft hervortreten ließ, dann lag der köstliche Strom in der reichen Fassung vor mir wie ein schön bemaltes, beschriebenes Meßbuch, auf dessen Blättern Könige und Fürsten, Mönche und Handeltreibende, fahrende Schüler und Reisige, Ritter und Minnesänger in buntem Gemisch sich drängten und mich fortzogen von Dem, was mich quälte, und hinein in ihr Treiben, bis ich den Dr. med. Ulrich, den nüchternen Bergmedicus einer nördlich gelegenen Bergstadt, herauskehren mußte, um mich frei zu machen von dem entzückenden Wunsch versunkener Romantik.

Aber Alles im Leben hat seine Zeit und findet sein Ziel. Das meinige trat mir für dieses Mal

an der Grenze des Rheingaues entgegen, denn ich wollte mir das herrliche Bild des bis dahin goldigen Stromes und seiner blühenden Mannheit in seiner ganzen farbenreichen Frische bewahren, wollte ihn nicht sehen als düsteren Holländer und altersschwachen Greis, der schon vor der Zeit sein Besitzthum getheilt und endlich lebensmüde und matt kaum den Weg in sein Grab zu finden weiß.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine tragische Liebesgeschichte.

Letzten Winter wohnte in Zürich im „Bellevue" eine amerikanische Wittwe, Mß. Huse, mit ihren zwei Töchtern. Die ältere derselben, Nelly, 18 Jahre alt, erregte wegen ihrer seltenen Schönheit allgemeine Bewunderung. In Zürich studirte gleichzeitig ein 21jähriger Pole, Namens Sigmund Glattstern, der Sohn eines reichen Kaufmannes aus Warschau, Arzneiwissenschaft. Der feurige Pole erglühte in heißer Liebe für die schöne Amerikanerin und war so glücklich, Gegenliebe bei ihr zu finden. Die verständige Mutter der Geliebten hatte Nichts gegen die Bewerbung des jungen Mannes einzuwenden, der durch seine liebenswürdige Ritterlichkeit ebenfalls ihre Gunst erobert hatte. Da trat aber der eiserne Wille des Vaters als tragisches Schicksal dem Glücke der jungen Liebe entgegen, indem derselbe Nichts von einer ehelichen Verbindung mit der Amerikanerin wissen wollte. Nun fand es die Mutter als Pflicht der Ehre, rasch das Liebesverhältniß abzubrechen und von Zürich abzureisen. Sie wandte sich nach Gersau am reizenden Gestade des Vierwaldstätter See's und bezog daselbst die Pension Müller. Aber auch dahin folgte der feurige Jüngling der Geliebten. Zwar wies ihn Hr. Müller wegen Mangels an Platz ab, aber in der „Sonne" fand er willkommene Aufnahme und Gelegenheit, die Geliebte aus der Ferne zu sehen.

Sonntags den 4. August, Nachmittags, machten die beiden Schwestern Huse mit andern Kurgästen einen Spazirgang auf der neuen romantischen Landstraße nach Kindlismord. In der Nähe der Kapelle, bei einer Biegung der Straße, trat plötzlich der junge Pole auf die Lustwandelnden zu und bat Nelly um eine kurze Unterredung. Diese vermochte das liebende Mädchen dem Geliebten nicht abzuschlagen. Das Paar blieb etwas zurück, die Uebrigen gingen vorwärts und verschwanden hinter einem Felsen. Da plötzlich hören sie einen Schuß und sogleich noch einen. Entsetzt eilen sie zurück, die Schwester Nelly's voran. Da bot sich ihren Augen ein grauenvoller Anblick dar. Auf der Straße hingestreckt, lagen die beiden Liebenden in ihrem Blute, anscheinend todt, in Wirklichkeit jedoch nur in tiefer Ohnmacht. Nelly war durch beide Wangen geschossen, Sigmund hatte in der Aufregung schlecht gezielt, ein Auge und das Nasenbein zerschossen und das Licht des zweiten Auges schwer gefährdet.

Die Unglücklichen erhielten auf dem Platze der blutigen That die erste wundärztliche Pflege. Dann wurde das Fräulein zu Schiff nach Gersau gebracht. Daselbst hatte der tragische Vorfall ungeheures Aufsehen erregt. Die holde Amerikanerin hatte in die Hütten der Armen und an das Schmerzenslager der Kranken als helfender Engel überall den Weg gefunden und sich dadurch die Achtung der Bewohner im Sturm erobert. Um so inniger und allgemeiner zeigte sich die Theilnahme Aller an ihrem traurigen Geschicke. Der Edelsinn der Getroffenen erhebt sich jedoch in rührender Weise siegreich über dasselbe. Nelly hat dem Vernehmen nach im amtlichen Verhöre bei ungetrübtem Bewußtsein ausgesagt, Glattstern habe nicht auf sie geschossen, sondern den Revolver in der Hand gehabt, den sie ihm habe entwinden wollen. Im Ringen sei der Schuß losgegangen und habe sie getroffen. In solcher Weise sucht das heldenmüthige Mädchen den Geliebten zu retten. Dieser wurde auf einem Tragsessel nach Schwyz gebracht und befindet sich daselbst unter polizeilicher Aufsicht im Spital in ärztlicher Behandlung. Auch er ist bei gutem Verstande, hat die That freimüthig eingestanden, aber augenscheinlich mit dem Leben abgeschlossen und daher die Selbstmordgedanken nicht aufgegeben. Man schließt darauf wegen seiner eifrigen Nachfrage nach dem Revolver.

Haydn

wurde eines Tages durch den Besuch eines Fleischers überrascht. Dieser Mann, der für Haydn's Musik ebenso viel Gefühl hatte als irgend Einer, sagte ihm ganz freimüthig und so zierlich er konnte: „Mein Herr, ich weiß, daß Sie ein guter und gefälliger Mann sind; darum wende ich mich mit Vertrauen an Sie. Sie haben in allen Gattungen vortreffliche Sachen gemacht, Sie sind der erste unter allen Komponisten. Aber ganz

besonders gefallen mir Ihre Menuetten. Ich hätte wohl eine recht muntere, hübsche und ganz neue zur Hochzeit meiner Tochter nöthig, welche in diesen Tagen sein wird. Ich kann mich damit an Niemand besser wenden, als an den berühmten Haydn." Der gutmüthige Haydn lächelt bei dieser ganz neuen Huldigung und verspricht ihm die Menuett auf übermorgen, wo der Fleischer nicht ermangelt, zu erscheinen, um das köstliche Geschenk froh und dankbar in Empfang zu nehmen. Nach einiger Zeit hört Haydn ein Geräusch von Instrumenten; er horcht und glaubt seine neue Menuett zu erkennen. Er geht an's Fenster und sieht einen prächtigen Ochsen mit vergoldeten Hörnern und mit Bändern und Blumenkränzen geschmückt, und um ihn her ein wanderndes Orchester unter seinem Balkon halten. Der Fleischer kommt herauf, drückt dem großen Manne nochmals seine Empfindungen aus und schloß seine Rede mit den Worten: „Ich glaubte, daß ich als Fleischer meine Erkenntlichkeit für eine so schöne Menuett nicht besser an den Tag legen könnte, als indem ich Ihnen den schönsten von meinen Ochsen dafür brächte." Er läßt nicht nach, bis Haydn, von seiner Aufrichtigkeit und Dankbarkeit gerührt, den Ochsen annimmt. — Daher der Name Ochsenmenuett.

Der Mann großen Vertrauens.

Berlin, 23. Aug. Es dürfte unserem „eisernen Grafen" vielleicht selbst viele Freude bereiten, zu erfahren, wie tief er in dem Herzen des Volkes Wurzel gefaßt und mit welch' unerschütterlichem Vertrauen dasselbe an ihm hängt. Ein Herr v. K., den dringende Geschäfte dieser Tage in das königl. Hausministerium riefen, engagirte einen Droschkenkutscher, um ihn dorthin zu fahren. Zu seinem Erstaunen sah er sich plötzlich anstatt vor die Thüre des Hausministeriums, vor die des Bismarck'schen Palais in der Wilhelmsstraße gefahren. Den Droschkenkutscher auf seinen Irrthum aufmerksam machend, erhielt er von demselben zur Antwort: „A wat — Hausministerium — jehn Se man hier rinn bei Bismarckn, der macht det Allens und besorgt det viel besser, als alle An'ren. Det können Se mir jloben, hier sind Se an de rechte Schmiede; ick bin Berliner, ick kenne det." Auf wiederholtes Verlangen des Herrn v. K., der dem feisten Droschenkutscher seiner Vergötterung des großen Staatsmannes wegen nicht zu zürnen vermochte, fuhr derselbe endlich vor das Hausministerium, entließ seinen Passagier aber daselbst unter folgenden wohlgemeinten Worten: „Se wern an mir denken; Se sind een anständiger Mann un ick habt jut mit Sie gemeent, un ick sage Ihn nochmals, wat Se bei Bismarckn ausrichten in 8 Dage, det kriejen Se bei de Annern nicht in een Vierteljahr fertig. Doch wer nich heren will, muß fühlen." Sprach's, wandte sein Roß und trabte kopfschüttelnd von dannen.

Mittel gegen Hausdiebe.

Ein Arzt erzählt der „Starg. Ztg.", auf welche erfinderische Weise er einen Dieb entdeckte. Er bestreute nämlich das dem Angriff ausgesetzte Geld mit gepulvertem Höllenstein. Der Dieb griff wieder zu. Er wartete einen Tag, rief sein Dienstpersonal zusammen und ließ sich die Hände zeigen. Siehe da! Die Fingerspitzen und selbst die inneren Wandungen des Einen waren kohlschwarz, selbst das Fünfgroschenstück, das er fest in die Hand gepreßt haben mußte, hatte rund seine Spuren zurückgelassen! Somit war der Dieb entdeckt. Das Höllensteinpulver liegt trocken auf der Münze, ohne diese anzugreifen, es braucht auch gar nicht auffällig dick dazwischen gestreut zu werden, nur, sobald es die menschliche Haut berührt, näßt es an von deren Ausdünstung.

Japanesische Papierkleider.

beginnen sich als Mode-Artikel in Boston zu etabliren. Das Papier, aus welchem die Kleidungsstücke gemacht sind, ist vollkommen wasserdicht, dünn und leicht; ein Rock aus diesem Papier wiegt nur 2 Pfund. Solche Papierkleider können mehrmals gewaschen werden und halten mehrere Monate.

Auch ein Instrument.

Bei dem großen Richard Wagner'schen Concert in Bayreuth passirte folgende Anekdote: Ein Einwohner Bayreuths hatte sich von einem befreundeten Musiker in das Orchester hineinschmuggeln lassen und glaubte so auf billigste Weise die Gelegenheit zu haben, Alles zu hören und zu sehen. Das Unglück wollte, daß er sich dicht in der Nähe von Wagner's Dirigentenpult placirt hatte. Wagner bemerkte ihn, sah, daß er weder Instrument noch Noten vor sich hatte, und rief ihm zu: „Sie spielen?" — „Den Zuschauer" — war die Antwort. „Auch ein sehr angenehmes Instrument," entgegnete Wagner lächelnd.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 103. Montag, 2. September 1872.

Am Tage aller Deutschen.

Festgesang zur Feier des zweiten September.

Es zieht ein Lied mit Silberschwingen
Gleich einem Schwan herauf den Strom —
Laßt Fahnen weh'n und Schilde klingen
Und schmückt mit Kränzen Haus und Dom!
Laßt Orgeln brausen, Glocken tönen
In hehrer Siege Widerhall!
Durch alle Gauen soll erdröhnen
Der eh'rnen Schlünde Jubelschall.

O schauet sichtbar Gottes Walten!
Der gegen uns das Schwert erhob,
Der Feind half das Panier entfalten,
Davor ihm Heer und Ruhm zerstob.
Er kam daher mit Roß und Wagen,
Doch trog ihn seines Sternes Schein:
Der heut'ge Tag sah ihn geschlagen
Durch Deutschlands treue Wacht am Rhein.

An jenem Tag, zu jener Stunde
Da war es, als zum ersten Mal
Der Sagenberg gebebt im Grunde,
In seinem Grund gebebt das Thal —
Als des Kyffhäusers Pforten klangen
In ihren Angeln sturmbewegt,
Als sich auf Barbarossa's Wangen
Erneuten Lebens Roth gelegt.

Da war's, wo Deutschlands Blicke ruhten
Auf Preußens Königs-Edelweiß,
Da hoben der Begeist'rung Gluthen
Auf ihren Schild den Heldengreis.
Seit jenem Tag war er erkoren
Von aller Stämme Zahl zum Haupt,
War Deutschlands Einheit, neugeboren,
Vom Glanz des alten Reichs belaubt.

O bauet denn mit Lob und Danken
Das Deutsche Reich, das deutsche Haus,
Daß nimmer ihre Säulen wanken,
Zur Ehre Gottes baut sie aus!
Bei uns soll fromme Sitte wohnen
Und Treu' und Zucht, nicht Schein noch Tand!
Gott sei mit Deutschlands Volk und Thronen!
Gott segne dich, mein Vaterland!

Eduard Kauffer.

---

* Zwei Wilde.

Novelle von Eva Hartner.

(Fortsetzung.)

Plötzlich hörte Elliba den dicken Schrötter hinter sich sagen:

„Wirklich ein sehr schönes Paar! Die Verlobung wird wohl heute publizirt?"

Die fette Stimme verscheuchte die guten Genien, die liebevoll um die dunklen Lippen schwebten. Der alte Trotz kam in ihre Mienen und sie sagte: „Meine Tänze sind alle vergeben und wenn sie es auch nicht wären, würde ich doch nicht mit Ihnen tanzen!"

Doch heute war er zu glücklich, um die Fehde aufzunehmen. „Ihre Tanzkarte!" bat er.

Erstaunt zeigte sie dieselbe. „Danke!" sagte er nach flüchtigem Blick und entfernte sich schnell.

Verwundert blickte sie ihm nach, doch sie konnte ihm nicht lange folgen. Einige ältere Herren redeten sie an, denen sie ihre Aufmerksamkeit zuwenden mußte.

Hans steuerte geradewegs auf Herrn von Halling zu, der, am Fenster lehnend, Elliba beobachtete. Nach freundlichem Gruß sagte er: „Verzeihen Sie, lieber Halling, wenn ich gleich mit einer großen Bitte komme! Sie sind mit Fräulein von Buchau zum ersten Walzer engagirt, geben Sie mir Ihr Recht!"

„Liegt Ihnen viel daran?" fragte der Offizier verwirrt.

„Sehr viel!" sagte Hans erröthend.

„Ich thue es ungern," erwiederte Halling, gezwungen lächelnd, „wenn die Dame aber einverstanden ist, muß ich schon weichen!"

„Ich nehme jede Verantwortung auf mich!" rief Hans davoneilend.

Die Musik spielte die Aufforderung. Triumph in Blick und Miene trat Hans zu Elliba. Das Mädchen sah ihn befrembet an und trat zurück.

„Halling hat mir den Tanz abgetreten," sagte er mit strahlendem Vergnügen. „Darf ich?"

Alle Dämonen des Stolzes regten sich mächtig in ihrer Seele. „Herr von Halling ist sehr gütig, so über mich zu disponiren!" sagte sie mit eisigem Tone. „Ich bin mit ihm engagirt und nicht mit Ihnen!"

„Elliba!" bat er leise und innig; „weigern Sie Sich nicht, ich muß den Ball eröffnen! Kommen Sie!"

„Ich tanze nicht mit Ihnen!" sagte sie mit finsterem Trotz.

Die wilde Gluth des Zornes loderte in seinem Antlitz auf, sie erschrack vor dem Sturm, den sie beschworen. „Weib," knirschte er fassungslos, „mache mich nicht rasend! Bei dem allmächtigen Gott, wenn Sie nicht mit mir tanzen, werfe ich mich vor Aller Augen zu Ihren Füßen!"

Sie bebte bis in die innerste Seele vor der Ausführung dieser Drohung. Eine Thräne gekränkten Stolzes zerdrückend, nahm sie seinen Arm, und noch im letzten Moment traten sie an die Spitze der Tanzenden. Sie fühlte im Tanze sein wild schlagendes Herz, eine seltsame Betäubung kam über sie, wie sie so mit ihm dahinflog, doch ihr Stolz war zu tief gekränkt, um schon zu vergeben.

„Sie haben mich durch eine Drohung bezwungen, die wenig mehr als ehrlos war," sagte sie mit zuckender Lippe, als sie innehielten, um auszuruhen. „Ich weiß nicht, ob Sie Das für das rechte Mittel halten, unsere kaum erstandene Freundschaft zu befestigen! Jedenfalls bin ich anderer Meinung."

„Ich kann nicht klug aus Ihnen werden, Elliba!" sagte er treuherzig. „Ich bin heftig und war außer mir! Verzeihen Sie mir!"

„Ganz und gar nicht!" sagte sie heftig; „überhaupt weiß ich nicht, Herr von Braunegg, mit welchem Recht Sie meinen Vornamen gebrauchen! Für Sie, sollte ich denken, wäre ich Fräulein von Buchau!"

Der Jüngling schwieg. Als der Tanz von Neuem begann, fühlte sie seinen Arm leise zittern und die Empfindung durchrieselte sie mit seltsamem Schauer.

Unterdessen lehnte Herr von Halling immer noch in seiner Fensternische, er hätte doch keine Tänzerin mehr bekommen und so sah er dem Treiben gedankenvoll zu. Es ist nicht zu leugnen, daß sich der junge Mann in diesem Augenblicke etwas albern vorkam, eine Situation, die für keinen Sterblichen angenehm, für einen Lieutenant ganz besonders unerträglich ist. Anfangs zwar war Alles nach Wunsch gegangen. Er hatte Hertha um den Cotillon gebeten, und da diese Elliba's Tanzkarte verwaltete, sich zum ersten Walzer notirt. Im Cotillon wollte er ihr dann das Bouquet bringen, sich in den Pausen mit ihr beschäftigen und sie schließlich zu Tisch führen. Klopfte er dann bei Hertha noch vorsichtig an (es ist immer zweckmäßig, sich Freundinnen warm zu halten!) so war es genug für das zweite Mal, ein kluger Mineur untersucht erst sein Terrain! Während dieser Berechnung war die strahlende Gestalt eingetreten, und in dem Augenblicke, als jene rasche, herzliche Begrüßung stattfand, war Herrn von Hallings Luftschloß mit einem jähen Schlage zusammengebrochen. Auch das bewundernde Gemurmel der Gesellschaft, als das herrliche Paar in der ersten freudigen Selbstvergessenheit Hand in Hand stand, drang an seine Ohren.

Noch ganz bestürzt hatte er Hans sein Recht abgetreten, da er in jenem Augenblicke sein Spiel verloren gab. Doch schienen ihm die Chancen gleich darauf gar nicht so ungünstig. Sie trat zurück und sah den jungen Mann feindlich an, Das war viel! Dann tanzte sie doch, aber mit Widerstreben; der Schluß lag so nahe, daß ihn jedes Kind ziehen mußte: sie hätte lieber mit ihm getanzt!

(Fortsetzung folgt.)

Ein Mittel gegen die Trunkenheit.

Von Dr. S. Behrend.

Da taumelt Einer betrunken durch die Gassen und hinter ihm her schreien und toben die Straßenbuben. Die Erwachsenen bleiben stehen und lachen oder gehen kopfschüttelnd weiter. Der Betrunkene ist ein ältlicher Mann, sauber gekleidet und Niemand würde in ihm den Trinker vermuthet haben, wenn er nüchtern gewesen. Jenes Aufgedunsene, das man mit dem Namen Branntweingesicht be-

zeichnet, war nicht an ihm wahrzunehmen. Und trotzdem war der Mann ein Trinker der echten Sorte. Morgens zitterten seine Hände, bevor er den ersten Schnaps getrunken. Und ohne sich um seine Familie zu kümmern, ging er fort, um stracks die nächste Schenke aufzusuchen. Mittags kam er taumelnd nach Hause, und nachdem er geschlafen, ging er wieder, um Abends sinnlos betrunken zurückzukehren.

Seine Frau trug ihre Leiden mit Geduld, der Sohn aber, der dem Vater oft auf der Straße ausweichen mußte, weil er betrunken einhertaumelte, beschloß, ihn zu kuriren. Keinen Arzt und kein Volksmittel wollte er zu Hilfe nehmen, denn die täuschen alle, sondern er beschloß, auf das Gemüth des Vaters zu wirken. — Eines Tages, als der Vater eben eine Schenke betreten hatte, trat sein Sohn herein. Sein Anzug war in Unordnung, sein Haar verwildert und sein Blick stier und glasig. Branntwein, lallte er, indem er an den Schanktisch taumelte, Branntwein! Es war früh am Morgen, es war die erste Schenke, die der Vater besuchte, das erste Glas, das er trinken wollte. Als er den Sohn sah, wurde er bleich, und so heftig zitterte seine Hand, daß er den Branntwein verschüttete.

„Rudolf," rief er entsetzt, als er sah, wie der Sohn den erhaltenen Schnaps hinuntergoß, „Rudolf!" — Der Sohn forderte ein zweites Glas und dasselbe seinem Vater entgegenhaltend, rief er: „Prost, Alter, der Schnaps soll leben!" — Der Vater setzte sein leeres Glas aus der Hand. „Komm', Rudolf," sagte er, „komm', gehe mit mir nach Hause." — Der Sohn sah den Vater an und sang: „Nach Hause geh'n wir nicht, nach Hause geh'n wir nicht!" „Noch ein Glas," rief er. — „Geben Sie ihm Nichts," bat der Vater den Wirth, „er ist mein Sohn." — Der Wirth stellte die Flasche, aus der er einschenken wollte, still an ihren Platz zurück und sah mitleidig den alten Trunkenbold an. — „Rudolf," sagte der Vater, „komm', gehe mit mir nach Hause."

Er zog den Sohn am Arme heraus und führte ihn nach Hause. Die Leute auf der Straße sahen ihnen nach und die, die Beide kannten, konnten es sich nicht erklären, wie der nüchterne Trunkenbold seinen betrunkenen Sohn dahinführte. Als sie zu Hause waren, führte der Vater den Sohn in die Kammer und brachte ihn in's Bett, dann ging er in's Zimmer zu seiner Frau. Er hatte mit seiner Frau seit lange schon kein Wort geredet. Heute redete er sie an. „Ist Rudolf schon lange so?" fragte er. — „Schon seit mehreren Tagen," erwiederte die Frau. — „Seit mehreren Tagen?" Der Vater hatte sich getröstet, daß sein Sohn vielleicht durch Zufall betrunken sein könnte; aber seit mehreren Tagen betrunken; er wußte aus Erfahrung, was Das sagen wollte. Er stützte den Kopf in die Hand und stöhnte aus schuldbewußter Brust. Er hatte den Sohn sich selbst überlassen, hatte ihn nicht gehütet vor den Leidenschaften, die das Menschenleben verbittern, und er hatte sich der verderblichsten Leidenschaft, dem Trunke, ergeben.

„Warum hast Du mir Das nicht gesagt?" stöhnte er. — „Du warst entweder betrunken oder Du hast geschlafen," sagte die Frau. „Konnte ich da mit Dir reden?" — Der Vater ließ seinen Kopf auf die Brust sinken und brütete vor sich hin. Er hatte Alles verschuldet, er sah den Sohn vor einem Abgrund stehen und er wußte, daß er vor dem Schlund desselben nicht zu retten war. Verzweiflungsvoll wühlte er mit der Hand in seinen Haaren, stützte er seinen Kopf an die Wand. — „Er wird noch zu bessern sein," sagte die Frau mit vibrirender Stimme. — Statt der Antwort stürzte der Mann ihr zu Füßen und vergrub sein Gesicht in ihrem Schooße. Nach einer Weile erhob er sich und ging hinaus. Er wußte in seinem Schmerze nicht, daß er sich auf der Straße befand, erst als ihn Jemand anredete, kam er zum Bewußtsein. Er ging die Straße hinunter. „O, dieser Branntwein," sagte er, „wie viel Elend hat er schon angerichtet! Mein Sohn, mein Sohn ein Trinker!" Eine flüchtige Röthe überflog sein Gesicht; er hatte sich nämlich im innersten Herzen vorgenommen, nicht mehr zu trinken, und dieser Vornahme schämte er sich, weil er sich vornehmen mußte, ein besserer Mensch zu werden. — „Wie ich zittere," sagte er nach einer Weile, „wie mich dieses Trinken körperlich schon herabgebracht." Er war in die Nähe einer Schenke gekommen und die blanke Messingtonne über der Thüre blinkte ihm freundlich zu. „Mich kriegst du nicht," sagte er und wollte sich umdrehen; „lächerlich," sagte er dann, „ein Mensch, der seinen Verstand besitzt, darf vor einer Tonne nicht davonlaufen."

Er ging weiter, und jetzt war er so weit, daß der Fuselgeruch ihn erreichte. „Wie ich zittere," sagte er, auf seine Hände blickend. „Doch wenn ich nur einen Schnaps getrunken habe, dann ist es vorüber. Einen Schnaps jeden Morgen könnte ich trinken, aber nur einen, so wahr mir Gott helfe!" Er blieb einen Augenblick stehen, sog den Fuselgeruch einige Sekunden ein und stürzte

dann in die Schenke wie ein hungernder Wolf auf seinen Raub. — Die Mutter war in die Kammer zum Sohne gegangen, als der Vater das Haus verlassen hatte. Der Sohn lag in tiefem Schlafe. „Er schläft,“ sagte sie, „der Branntwein hat ihn müde gemacht.“ „Rudolf,“ rief sie, indem sie den Schlafenden rüttelte, „Rudolf, stehe auf!“ — Der Sohn erwachte aus dem Schlafe und sah seine Mutter an. — „Der Anfang war ein guter, Rudolf,“ sagte die Mutter. „Dein Vater ist noch nüchtern und seine Sorge um Dich und seine Reue haben mich erschüttert, Gott gebe, daß Du ihn besserst!“ — „Gott gebe es!“ sagte der Sohn. — „Warst Du denn wirklich betrunken, Rudolf?“ fragte die Mutter. — „Ein wenig,“ antwortete dieser. „Ich gehöre zu den Naturen, deren Nervensystem tüchtig alterirt werden muß, wenn sie aus sich herausgehen sollen. Ich wollte meinem Vater gegenüber einen Betrunkenen spielen, daher mußte ich mir einen kleinen Rausch trinken.“ — „Mein armer Sohn,“ sagte die Mutter, „wie Du nach Fusel riechst, nun, Gott stehe uns bei!“ Sie erzählte dem Sohne nun, wie der Vater sich benommen, und der Sohn beschloß, seine Kur fortzusetzen, bis er überzeugt sei, daß der Vater vollkommen von seinem Laster geheilt wäre.

Am Abend war der Vater betrunken nach Hause gekommen und am andern Morgen ging er aus dem Hause, ohne nach dem Sohne zu fragen, denn er wagte es nicht, seiner Frau in's Gesicht zu sehen. Der Sohn schlich ihm nach, er wollte in der Kneipe mit ihm zusammentreffen, aber der Vater ging nicht in die Schenke, er wollte heute nüchtern bleiben, bei dem einen Glase war es gestern nicht geblieben, und er fürchtete, es könnte ihm heute so gehen wie gestern, er wollte nüchtern nach Hause kommen, um seiner Frau unter die Augen treten zu können, um nach seinem Sohne zu fragen. Er kam an mancher Schenke vorüber, mancher Fuselgeruch durchströmte sein Nervensystem, es kostete Kampf, draußen zu bleiben, aber er wollte seiner Frau unter die Augen treten können und nach dem Sohne fragen. Der Sohn war, ungesehen von ihm, in seiner Nähe, Schritt und Tritt mit dem Vater haltend, um seine Mission sogleich in's Werk setzen zu können. Endlich ging der Vater nach Hause.

Der Sohn athmete erleichtert auf, aber dennoch wollte er ihm den Spiegel vorhalten, wollte er sein Herz durch und durch erschüttern. Er wollte wieder ein Betrunkener sein. Er trank schnell einige Glas Branntwein, um im Stande zu sein, seine Rolle spielen zu können, und dann begab er sich nach Hause.

Als die Frau ihren Mann um Mittag nüchtern nach Hause kommen sah, klopfte ihr Herz freudig, sie hatte ihn seit langer Zeit nur nüchtern gesehen, wenn er das Haus verließ. Sie hätte ihm um den Hals fallen und ihm sagen mögen, daß der Sohn kein Trinker sei, sondern nur aus Liebe zu ihm als Trinker erscheine, jedoch sie besann sich, sie wußte aus Erfahrung, daß es einer starken Umstimmung bedürfe, um einen Trinker von seiner Leidenschaft zu heilen.

Er fragte nach dem Sohne und sie sagte, daß er fortgegangen sei. — Der Vater seufzte. „Wenn er nur nüchtern nach Hause kommt,“ sagte er.

Gleich darauf rappelte es an der Thüre, wie Jemand, der das Schloß nicht finden kann, und als der Vater von Innen öffnete, wankte ihm der betrunkene Sohn entgegen. Er blieb einen Augenblick stehen, sah den Vater mit gleichgiltigen Blicken an und stolperte dann an ihm vorüber nach der Kammer. Gebeugten Hauptes blieb der Vater eine Weile stehen, dann schlug er die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich.

Am andern Morgen trat der Vater zu dem Sohne in die Kammer. „Rudolf,“ sagte er, „ich habe mit Dir zu reden.“ — „Wirklich,“ sagte Rudolf schneidend, „wir haben uns lange nicht gesehen.“ — „Es ist wahr,“ sagte der Vater, „der Teufel des Branntweins führte mich früh aus dem Hause und betrunken zurück. Aber Das ist vorüber, Rudolf, es kommt von nun an kein Tropfen jenes unseligen Getränkes mehr über meine Lippen. — Rudolf, ich habe die Entdeckung gemacht, daß Du ein Trinker geworden, und ich komme, Dir zu sagen, mein Sohn, daß Du vor einem Abgrunde stehest. Noch ist es Zeit, umzukehren, und ich bitte Dich, kehre um, trinke heute nicht.“ — „Ich will es versuchen, Vater,“ sagte der Sohn. — „Warum versuchen? Nimm Dir fest vor, nicht zu trinken.“ — „Das kann ich nicht, Vater.“ — „Das kannst Du wohl,“ sagte dieser, „bei mir ist das Laster tiefer gewurzelt und dennoch habe ich mir vorgenommen, niemals wieder zu trinken.“ — „Du wirst es nicht halten können,“ sagte der Sohn. — „Ich werde es halten, Du wirst Dich davon überzeugen.“ — „Du hast Dir schon oft vorgenommen, nicht zu trinken, und hast es niemals gehalten.“

(Schluß folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

′# Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 104. Mittwoch, 4. September 1872.

Vom Gustav-Adolf-Fest in Speier.

Zur Begrüßung wurde das nachstehende schöne Gedicht an die Festgäste vertheilt:

Der Schwede hat's gethan.

Liegt wo seit alten Tagen
Bei uns ein Dorf zerstört,
Ein Gnadenbild zerschlagen,
Ein Gotteshaus verheert,
Da klingt oft finst're Kunde
Aus bösen Zeiten an,
Es heißt in Volkes Munde:
„Der Schwede hat's gethan.“

Das sind die blut'gen Spuren
Vom dreißigjähr'gen Kampf,
Der über Deutschlands Fluren
Hinwälzte Rauch und Dampf;
Das Heer aus fernem Lande,
Einst frommen Glaubens Hort,
Ward selbst zur Räuberbande
Mit Plünd'rung, Brand und Mord.

Doch nun in schönern Tagen: —
Seht ihr ein fromm Gebäu,
Ein schmuckes Kirchlein ragen,
Ein Schulhaus nett und neu,
Hört helle Glocken klingen
Durch Flur und Wiesenplan,
Da darf man wieder singen:
„Der Schwede hat's gethan!“

Der fromme Schwedenkönig,
Der Helde lobesam,
Der Löwe goldenmähnig,
Der einst aus Norden kam,
Der dort im Feld bei Lützen
In hohem Glaubensmuth
Als Märtyrer thät' verspritzen
Sein königliches Blut: —

En Sueci meritum.

Si cujus vici aedes
Videmus dirutas,
Eversas sacras sedes
Et situ horridas:
Fert fama sævi tristis
Infaustum nuncium:
Quod mali conspexistis,
En Sueci meritum!

Vah, dira tricennalis
Pugnæ vestigia,
Quam mille pressa malis
Luxit Germania!
Miles procul vocatus
Fidem tutaverat;
Rapinas, heu, mutatus
Et cædes concitat!

Jam ævo meliore
Cum pædagogium
Videtis læto flore
Templumve nitidum,
Cum æra reddunt gratum
Per prata sonitum,
Tum repetas effatum:
En Sueci meritum!

Rex inclytus Suecorum,
Heros fortissimus,
Dignissimus honorum,
Leo flavicomus,
Qui pugnam per feralem
Prope Luceniam
Piissimus regalem
Profudit animam: —

Der ist vom Grab erstanden,	Sepulcro excitatus
Der zieht seit manchem Jahr	Pridem per placidam,
Umher in deutschen Landen,	Non tamen galeatus,
Doch drückt kein Helm sein Haar.	Meat Germaniam.
Nicht mehr nach Blute dürsten	Jam, ensis repurgate,
Darf sein gereinigt Schwert:	Non sitis sanguinem;
Fromm trägt den Friedefürsten	Jam pacis fers pacate,
Im Schritt sein milchweiß Pferd.	O eque, principem!
Denn mit des Friedens Waffen	Non perdere, vastare
Zieht nun der Fürst in's Feld,	Impellit animus;
Nicht tödten, Leben schaffen	Creare, animare
Will der verklärte Held;	Vult princeps placidus.
Was einst sein Heer verheeret	Quæ turbæ perturbarunt
In wildem Kriegeslauf,	Bello ferociter,
Die Kirchen, so zerstöret,	Quæ templa popularunt,
Er baut sie zehnfach auf.	Restaurat leniter.
Schon kämpft sein Heer auf Erden	Jam pugnat lustra quina
Nun fünfundzwanzig Jahr,	Ejus exercitus,
Und sollten's dreißig werden,	Et si addantur bina
Nicht leid ist's uns fürwahr;	Et si vel amplius,
Was Gott uns ließ gelingen,	Non inde condolemus,
Mit Freuden seh'n wir's an,	Sed beneficium
Und rühmen laut und singen:	Divinum prædicemus:
„Der Schwede hat's gethan!“	En Sueci meritum!
Der Schwede? — Nein, den Segen,	Quid? Sueci? Imo decus
Den gab der Held im Streit,	Debetur maximo,
Dem seinen tapfern Degen	Cui ferrum ipse Suecus
Der Schwede selbst geweiht,	Sacravit, Domino;
Dem aller Himmel Heere	Cui serviunt devote
In Ehrfurcht unterthan,	Turmæ cœlestium,
Dem Herrn gebührt die Ehre,	Hac nos beavit dote;
Der Herr nur hat's gethan.	En Dei meritum!
In seinem Namen weiter!	Pugnemus ergo fortes
Voran im heil'gen Krieg!	In Dei nomine!
Er führe seine Streiter,	Hic faciat consortes
Helf' uns von Sieg zu Sieg,	Lætæ victoriæ!
Und spät noch geh' die Rede,	Et, recte si conjeci,
Sieht man das Werk sich an:	Dicent post sæculum:
Triumph, das hat der Schwede,	Io, io, en Sueci —
Nein, das hat Gott gethan!	Quid? Dei meritum!
Karl Gerok.	*Henricus Stadelmann.*

* Glück auf!

Aus den Aufzeichnungen eines Bergarztes.

Von M. Morgenstern.

(Fortsetzung.)

XIV.

Da saß ich wieder in der alten Musenstadt, die noch gerade so sauber und freundlich am Fuße des Hainberges lag, wie zu meiner Studienzeit, in demselben Erkerzimmer, in dem ich als Bruder Studio gearbeitet, gehofft und gelegentlich gejubelt hatte. Der braun gestrichene Schreibtisch, an dem ich über meinen Kollegienheften gesessen, stand noch an derselben Wand und trug noch dasselbe Repositorium, in dessen Fächern zum Entsetzen der weiblichen Bevölkerung des Hauses secirte Mäuse und Frösche neben Todtenköpfen und Büchern logirt hatten. In dem Fenster saß noch die Scheibe, in der ich meinen Namen ver-

ewigt, und beim ersten Blick auf die gegenüber liegende Jacobikirche wunderte ich mich gleich wieder wie vor Jahren, daß man dem schönen Thurm durch die unschöne Kuppe ein so unfertiges Aussehen gegeben.

„Ich denk' an euch, ihr himmlisch schönen Stunden!" summte ich unwillkürlich, als ich bei einem Gang über den Wilhelmsplatz das Carcerfensterchen hoch oben im Giebel der Aula erblickte, hinter dessen erblindeten Scheiben ich einst die Sünden meines Pudels gebüßt, der trotz wiederholter Warnungen von kompetenter Seite hartnäckig fortgefahren, durch sein melancholisches Geheul einige schöne Seelen in der Nachbarschaft in ihrem Schlummer zu stören, bis er endlich relegirt war. Die Burschenschaft, zu der er und ich gehörten, hatte es sich nicht nehmen lassen, den winselnden Sünder in feierlicher Prozession nach dem nahen Dorf in's Exil zu begleiten, und der hohe akademische Senat hatte mir rücksichtsvoll in besagtem Carcer Muße gegeben, die Forderungen sämmtlicher Miethskutscher der Stadt zu addiren und mich über den Riß zu ärgern, den der Spaß in meiner Börse gemacht. — Dort vor dem alterthümlichen Rathhause war noch die Steinbalustrade, von der ich mit meinen Freunden unter donnerndem Hurrah „in's neue Jahr gesprungen", wenn vom Johannisthurm herunter die Mitternachtsstunde der Neujahrsnacht verkündigt wurde; und hoch oben von der luftigen Gallerie, die über den Schalllöchern schwebt, hatte ich an einem Frühlingsmorgen hinunter geschaut in das bunte Gewirr der Straßen und Höfe und auf die kleinen Menschen, die so schwerfällig am Boden zu kleben schienen, während der Thurmwart, der zugleich Flickschuster war, meine Stiefelsohle festnähte und seine Frau Gemahlin den Kaffee braute, zu dem ich die Quintessenz in die luftige Küche getragen. Wie echt philisterhaft ich nun auf die Irrfahrten blickte, wie ich sie belächelte, die Thorheiten übersprudelnder Jugendlaune, die ich jetzt kaum begriff!

Ich pilgerte nach dem Hainberge hinauf, auf dem ich so oft vergeblich nach der Eiche gesucht, unter der Bürger den Freunden seine „Lenore" vorgelesen, und ich erzählte einigen Engländern, mit denen ich während eines Gewittersturmes in der Felsenküche unter den Gleichen eine Zufluchtsstätte fand, die merkwürdige Geschichte des ritterlichen Herrn, der einst hier gehaust, bevor er auf einem Kreuzzuge in Jerusalem in Gefangenschaft gerathen und von der Tochter des Sultans unter der Bedingung befreit war, daß er sie als Gattin mitnehme in seine Heimath, obwohl sie gewußt, daß er dort eine Gemahlin hinterlassen, die seine Rückkehr sehnsüchtig erflehte. Dann rieth ich den reiselustigen Insulanern dringend die weitere Tour nach dem Pyrmonter Schlosse, das zur Zeit jener Begebenheit den Rittern von Gleichen gehört, und in dessen Halle sie die interessante Gruppe — den Ritter mit beiden Frauen — auf einem alten Oelgemälde bewundern und für ein Trinkgeld sogar Stühle, Tisch und Bettstelle in Augenschein nehmen könnten, die zu ihrem Hausrath gehört. Mit einem lang gezogenen „Indeed?" für meine deutsche Gefälligkeit belohnt, zog ich durch das idyllische Bürgerthal, fühlte mich aber durch einen zweiten heraufsteigenden Regenschauer verhindert, auf der Steinbank zu rasten, auf der Bürger gesessen, und die Vertiefungen zu bewundern, die seine Ellbogen in den Felsen gebohrt, während Molly's süße Last an seiner Schulter geruht.

Ich suchte und fand sie alle wieder die Plätze, die ich als Bruder Studio geliebt, ich kannte sie alle, alle wieder, aber die Züge, die einst ihre Blätter getragen, waren verblichen für mich, ich konnte sie nicht entziffern. Ich war ein Anderer, als ich damals gewesen. Die Zeit, die dahin geschwunden, seit ich hier gehofft, mich gefreut, gestrebt hatte, hatte mich zu dem Dr. Ulrich, dem nüchternen Bergmedicus gemacht, der Nichts mehr an sich hatte von dem übermüthigen Studenten, dem der Himmel voller Geigen gehangen. Die Jahre, die mir im ernsten Streben vergangen, waren fast unbemerkt an mir vorüber gezogen; hier erst, an dem Ort, an dem ich mich zu demselben vorbereitet, fühlte ich, welche Spur sie zurückgelassen.

Mit stolzer Dankbarkeit, mit schüchterner Ehrerbietung fast, betrat ich den Hörsaal, in dem ich den Worten gelauscht, die von den Lippen der Männer geflossen, deren Namen erklingen, so weit die Wissenschaft reicht, und die Hospitäler, in denen ich unter ihren Augen die ersten schüchternen Versuche in der Praxis gemacht.

Hier konnte ich mir sagen, daß ich das Eingesammelte nach besten Kräften zur Verwerthung gebracht, aber hier gestand ich mir auch, daß die Zeit meines Umherstreifens abgelaufen, daß die ungebundene Freiheit, die ich genossen, und das Schöne und Interessante, das mich erfreut, mich wohl abgezogen von den Hoffnungen, die mir gestorben, daß aber Thätigkeit, und sie nur allein, der Lethe ist, in dem wir das Weh unserer Vergangenheit vergessen und das innere Gleichgewicht

wieder finden, das zur Ausübung unserer Pflichten unerläßlich ist, und das nach einem durch Stürme getrübten Sommer noch sonnige Herbsttage zu bringen vermag.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

* Die beiden Nummern 22 und 23, die uns von der „Modenwelt" vorliegen, zeichnen sich wieder durch eine große Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit aus. In Nr. 22 ist außer den geschmackvollen Toiletten und den gediegenen Handarbeiten auch noch auf die Bedürfnisse der „Kleinen" Bedacht genommen, mit gehäkelten Jäckchen, gestricktem Unterröckchen, Leibchen, Corset, garnirtem Kinderbettchen ꝛc. — Besonders aufmerksam machen wir in Nr. 23 auf die gelungene Darstellung des preisgekrönten Teppichs (persische Stickerei), von dessen stilvollem Dessin der vierte Theil auf einer extragroßen Musterbeilage naturgroß zur Anschauung gebracht worden ist. Für die Herstellung dieser wirkungsvollen und lohnenden Stickerei geben die mit großer Sorgfalt durch Einzelabbildungen dargestellten Ausführungen einen sichern Anhalt.

Abonnements (zum Preise von 45 Kr. rh. pro Quartal, resp. 1 Fl. 30 Kr. rh. mit vierteljährlich neun großen kolorirten Modenkupfern) werden jederzeit bei allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen.

Mannigfaltiges.

Berliner Bauernfänger.

Von der Gewandtheit der Berliner Bauernfänger liefert folgende Geschichte eine Probe: Ein Vielgereister, der fast alle Hauptstädte Europa's gesehen hat und namentlich bei seinem längeren Aufenthalte in Paris der edlen Zunft der Bauernfänger männlichen wie weiblichen Geschlechts seinen reichen Tribut gezahlt zu haben und nun gegen das Treiben derartiger Geister völlig gefeit zu sein glaubte, wurde trotz aller seiner theuren Erfahrungen und seiner Vorsicht in diesen Tagen das Opfer eines Berliner Bauernfängers. Nach dem Diner flanirt er, seine echte Havannacigarre rauchend, unter den Linden. Ein Herr, dessen Aeußeres den Gentleman zeigt, bittet ihn um Feuer. Er willfahrt dem Gesuch. „Ah, welch' vorzügliche Marke rauchen Sie da, mein Herr — diese können Sie nur von dem englischen Hause so und so bezogen haben." — „In der That, dem ist so, ich bin der Vertreter dieses Hauses." — „Ich bin Cigarrenfabrikant aus Schlesien, im Begriff, nach Bremen behufs Einkaufs von Tabak zu fahren." So hatten sich zufällig zwei Geschäftsgenossen gefunden und Beide beschlossen, den Nachmittag und den Abend gemeinsam zu verbringen. — Man geht nach dem Museum und findet es geschlossen, nach dem Rathhaus — geschlossen — nun nach dem Kreuzberg zum Concert. Beim sogenannten Thürmchen steigt man aus der Droschke und geht in eines der dortigen Lokale. — Gesellschaft, die allerbeste, ist da — nach kurzer Unterhaltung beginnt man mit Karten zu spielen — unser Reisender lehnt jede Aufforderung zur Theilnahme am Spiele ab. Sein Geschäftsgenosse, der eifrig spielt, bald gewinnt, bald verliert, verläßt auf einige Minuten das Zimmer und bittet ihn, während seiner Abwesenheit für seine Rechnung zu pointiren, indem er seine Kasse in den Händen des Reisenden läßt. Derselbe willfahrt und verliert. Als er in seinem Anstandsgefühl zu weit geht, den Verlust tragen zu wollen, widersetzt sich der unterdessen zurückgekehrte Geschäftsgenosse mit aller Energie diesem Anerbieten und gewinnt dadurch das volle Vertrauen seines Opfers. Auch dieses verläßt auf einen Moment das Zimmer, läßt aber in der Zerstreutheit sein wohlgefülltes Portemonnaie auf dem Tische liegen. Als er nach dem Zimmer zurückkehrt, ist von dem Portemonnaie, das einen Inhalt von mehr als 200 Thaler hatte, Nichts mehr zu sehen. Mit demselben sind auch sein angeblicher Geschäftskollege und seine Complicen auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Noch mehr als über den Verlust durch das Faktum verdrießlich, von einem Berliner Bauernfänger düpirt worden zu sein, wandte sich der Reisende an die Sicherheitsbehörde und durchwandert nun seit mehreren Tagen in Begleitung eines Polizeibeamten in Zivil die Residenz nach allen Richtungen der Windrose, um die Bekanntschaft mit seinem Geschäftsfreund zu erneuern, bis jetzt freilich vergebens.

Ein Berliner Volkswitz theilt die Gründungsschichten in vier Vertreter: Finder, Gründer, Schinder und — Rinder.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 105. Freitag, 6. September 1872.

Von der Münchener Lehrer-Versammlung.

* Bei der Begrüßung im Zacherl-Keller brachte der Lehrer Krebs aus Oppau in der Pfalz zwei gelungene poetische Toaste aus, deren nachträgliche Mittheilung seinen vielen Bekannten und Kollegen nicht unerwünscht sein dürfte. Beide Produkte fanden den lebhaftesten Beifall; sie lauten:

Vom Rheine kamen wir gezogen,
Vom nunmehr freien, deutschen Rhein.
Es schaut in seine grünen Wogen
Nur deutscher Städte Bild hinein. —
Froh zogen wir durch deutsche Gauen
Herüber an der Isar Strand;
Und was wir schauten, was wir schauen,
Allüberall: Ein Vaterland!
Ein Herzschlag ist's und Ein Gedanke
Hier an der Isar, dort am Rhein:
„Es soll der Glaube keine Schranke,
Die Liebe aber Brücke sein!"
In diesem Sinn, in dem Gedanken
Grüß' ich Euch, Brüder, allesammt,
Ob Ihr aus Schwaben oder Franken,
Aus Oberpfalz, aus Bayern stammt;
Zu Einem Werk sind wir berufen:
Aus Kindern Menschen zu erzieh'n!
Was große Geister freudig schufen,
Dem gelte willig unser Müh'n.
Ein Ziel sei unser Aller Streben,
Eintracht soll uns're Losung sein;
Dann wird, dann muß der Stand sich heben
An Isar, Donau, Main und Rhein.
So nehmet unsern Gruß entgegen,
Der Pfälzer Gruß, mit Herz und Hand,
Dieweil wir Liebe für Euch hegen
Im ganzen, großen Vaterland! —
Wir Pfälzer sind die jüngsten Glieder
In diesem herrlichen Verein;
Ihr führtet uns als gleiche Brüder
Mit herzlichem Willkommen ein.
Und diese Liebe bietet Allen
So edlen, seligen Genuß. —
Mög' gleicher Weise Euch gefallen
Auch dieser unser schlichter Gruß!" —

„Gestattet mir ein kurzes Wort — Ich bin ein Pfälzer Kind,
Und Das weiß man herüben auch, daß Pfälzer fröhlich sind.
„Das macht der Wein," so sagt man wohl und's ist auch was daran,
Doch was macht Den so wohlgemuth, der keinen trinken kann?
Es ist Das eine Himmelsgab', des Pfälzers Fröhlichkeit;
Er singt und pfeift, wenn er gesund, ob's regnet oder schneit.
Doch fröhlich macht ihn alleweil, wer ihn der Noth entzieht,
Und wer den sichern Weg ihm zeigt, wo Glück für ihn erblüht,
Und daß wir Pfälzer in der Noth, recht tief in Noth gesteckt,
Das glaubt Ihr schon, wenn Ihr d'ran denkt, wie uns der Krieg erschreckt.
Das, Freunde, war 'ne schlimme Zeit, ich sage Euch, da galt's!
Doch unser König dachte da an seine liebe Pfalz.
Er sprach das Königswort, das ihn sein deutsches Herz gelehrt,
Das nie sich an die lockenden Sirenenstimmen kehrt.
Und dieses Königswort hat uns so große Freud' gebracht,
Daß unserm König dankbarfroh das Herz entgegenlacht.
O, **wenn er einmal zu uns käm'**, der Pfalzgraf von dem Rhein,
Was würde Das beim Pfälzer Volk für eine Freude sein!

Doch da dies Glück uns nun nicht ward, so sei mir hier vergönnt,
In München, seiner Residenz, der Ruf, den Jeder kennt:
Der König lebe hoch!

---

* Zwei Wilde.

Novelle von Eva Hartner.

(Fortsetzung.)

Herr von Halling raffte die verstreuten Karten seines Luftschlosses zusammen, doch ein bewundernder Blick Hartmann's machte ihn diesmal stutzig. Derselbe schien mit Hertha auf keinen grünen Zweig zu kommen, sein Auge hing an Elliba. Sollte dieser erste Walzer nie aufhören! Doch Hans trat vor und machte das Zeichen, die Musik schwieg, die Paare traten auseinander. Jetzt oder nie! Doch während er sich Elliba nähern wollte, trat der Hausherr zu ihr und führte sie fort; ärgerlich trat er zu einer Gruppe junger Mädchen, die er aus der Stadt kannte und bei denen sein Erscheinen viel Gelächter und Gekicher hervorrief.

Während des ganzen Tanzes hatte sich Hartmann vergebens bemüht, ein verständiges Wort mit Hertha zu sprechen. Unglücklicher Weise hatte er die Unterhaltung mit einer Bemerkung über Elliba's Schönheit und einfach köstliche Toilette begonnen und bemerkt, wie ihm dieser so unscheinbare Perlenschmuck das berühmte Gastmahl der Kleopatra in Erinnerung gebracht habe. Und Hertha, den schweren Blick zu dem schönen Mädchen erhoben, mußte die Bewunderung theilen. Gedrückt und trübe, wie sie war, wollte und konnte sie sich nicht in die Ballstimmung finden und gab nur kurze und zerstreute Antworten. Hartmann betrachtete die Geliebte mit bekümmerten Blicken, Launen waren ihm etwas Unerträgliches! Um der ungemüthlichen Unterhaltung ein Ende zu machen, stürzte er sich kühn in die Wogen des Tanzes und bestand sein Probestück mit Ehren. „Er kann nur noch über sie reden!“ dachte Hertha traurig. „Wenn er sich doch heute erklären wollte, dann hätte ich wenigstens Ruhe!“

„Unglückskind!“ sagte der Hausherr, eilig auf Elliba zukommend. „Was haben Sie gethan?“

„Ich!“ sagte sie erschrocken; „was denn?“

„Sie haben keine einzige alte Dame begrüßt!“ sagte er strafend.

„Welch' entsetzliches Verbrechen!“ lachte sie übermüthig. „Kommen Sie mit mir, Herr von Braunegg, und schirmen Sie meine Augen! Es wäre doch schade, wenn sie mir ausgekratzt würden!“

Der Hausherr bot ihr ritterlich den Arm. „Nehmen Sie Sich zusammen, Sie werden es büßen müssen!“ flüsterte er.

Elliba neigte sich tief vor einer alternden Geheimräthin, deren unschöne Tochter in einer Masse bunter Bänder und Blumen prangte. „Ich muß sehr um Verzeihung bitten, gnädige Frau, mich jetzt erst nach Ihrem Befinden zu erkundigen, allein ich hatte mich etwas verspätet —“

„Bei der ausgesuchten Eleganz Ihrer Toilette nur natürlich!“ sagte die Dame, einen giftigen Blick auf Elliba's einfaches Kleid werfend.

„Bemühen Sie Sich nicht, liebes Fräulein!“ sagte eine hagere Konsistorialräthin. „Jugend hält zur Jugend! Zu meiner Zeit wurden junge Mädchen freilich anders erzogen! Du lieber Gott! wie hätte mich meine selige Mutter angesehen —“

„Sie vergessen, gnädige Frau, daß ich so unglücklich bin, keine Mutter zu haben!“ sagte Elliba mit großer Ruhe.

„Das entschuldigt freilich Vieles!“ nahm die Frau Sanitätsräthin das Wort. „Und dann, liebe Schmidt, haben Sie vergessen, daß das Fräulein aus der Residenz kommt! Da mögen ja wohl andere Sitten sein!“

„Lassen Sie es gut sein, liebes Kind!“ flüsterte die gutmüthige dicke Exzellenz. „Wir waren von der Erscheinung des jungen Braunegg gerade so überrascht wie Sie, da ist es ganz natürlich, daß Sie uns alte Unken vergessen haben! Sie sind nun einmal die Schönste und da sind wir Mütter neidisch! Hat es mir doch selber einen Stich in's Herz gegeben, daß Sie meine Amalie so ganz und gar ausstechen, die doch auch nicht uneben ist! Tanzen Sie und seien Sie glücklich!“

Herzlich reichte sie dem Mädchen die Hand, die diese in stummer Bewegung an die Lippe drückte und sich entfernte. Die alte Exzellenz blickte ihr mit sichtlichem Vergnügen nach. „Ein herrlicher Kopf, und wie ihr die Perlen königlich stehen!“ sagte sie zu ihrer Nachbarin, einer noch jugendlichen Doktorsfrau, die die Sanitätsräthin nicht leiden konnte, weil ihr Gatte dem Sanitätsrathe die vornehme Praxis verdarb. „Perlen bedeuten Thränen! Ich möchte nicht, daß diese glänzenden Augen durch Thränen getrübt werden!“

„Wenn ich nicht irre, Exzellenz,“ sagte die Doktorin lächelnd, „so glänzt an Ihrem Handschuh Etwas, was einer Thräne sehr ähnlich sieht!“

Die Exzellenz trocknete eifrig den leuchtenden Tropfen. „Ich sage es ja immer, sie hat ein weiches Herz. Wie konnte die gute Schmidt sie auch an ihre todte Mutter erinnern!"

Die gute alte Dame hatte an diesem Tage noch viele Lanzen zu brechen, um ihren Liebling zu vertheidigen, denn ihr war, als sei jene Thräne gerade auf ihr mütterliches Herz gefallen und habe sie mit stummer Beredtsamkeit um Schutz und Schirm gebeten.

Jenes Gekicher, das Herrn von Hallings Erscheinen bei den jungen Damen hervorgerufen hatte, war so entstanden:

Die kleine Amalie, der Exzellenz sechzehnjähriges verzogenes Nestküchlein, war mit ihrem blonden Lockenköpfchen plötzlich zwischen drei Gefährtinnen gefahren und hatte gerufen: „Ich weiß etwas Neues: Halling will heirathen!"

„Was? Wen? Unsinn!" erschallten die Antworten.

„Ich weiß es ganz bestimmt!" sagte sie eifrig und setzte mit tragi-komischem Aufschlag der Augen hinzu: „Er fängt an, tugendhaft zu werden!"

Eine ältere Dame, die diese Worte hörte, sah die junge Amalie erstaunt an; diese fuhr eilig fort: „Ihr wißt, er hat die Sartori angebetet, unter uns, und ich begreife nicht, was er an ihr findet! Seit vierzehn Tagen bekommt sie keine Bouquets mehr! Und neulich hat er sie im Theater geschnitten, ich hab's von Viktor!"

Viktor, der achtzehnjährige Bruder der Kleinen, hatte vor wenigen Wochen das Kadettenkorps verlassen.

„Ihr Herr Bruder scheint Sie ja recht gründlich zu instruiren!" sagte die ältere Dame.

„Ach, ich weiß schon!" versetzte die Kleine schnippisch. „Das gehört zu den Dingen, die Alle wissen und von denen man nicht sprechen soll —"

„Wovon soll man nicht sprechen, Fräulein Amalie?" sagte jetzt Halling selber. „Ihrem schönen Munde sollte sich nicht Alles darbieten, was gut und schön ist?"

„Da von Ihnen die Rede war, so hatte Fräulein Werner doch vielleicht Recht," sagte das dreiste Kind, „denn man kann doch nicht behaupten, daß Sie gut und schön sind!"

Ein schallendes Gelächter, in das Fräulein Werner unwillkürlich einstimmte, überhob den Verblüfften jeder Antwort.

„Sie ist zu dreist, wir haben sie verwöhnt!" sagte eine der Freundinnen.

„Ach was!" schmollte die Kleine; „ich weiß doch, daß mein Mund häßlich ist! Wenn er fade Komplimente macht, mag er Grobheiten hören!"

Der zweite Tanz begann, der Zufall führte Halling neben Elliba, die ihn mit finsteren Mienen ansah. Sie zürnte, Das war gut!

„Ich wage nicht, Sie um Verzeihung zu bitten, gnädiges Fräulein!" begann er. „Herr von Braunegg hatte —"

„Da Sie so leicht auf das Glück verzichten, mit mir zu tanzen," unterbrach sie ihn, so brauchen Sie weiter keine Worte zu machen!" Ein triumphirendes Lächeln zuckte über sein Antlitz, er war ihr nicht gleichgiltig.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Mittel gegen die Trunkenheit.

Von Dr. S. Behrend.

(Schluß.)

Der Vater wurde seinem Sohne gegenüber roth. „Es ist wahr," sagte er, „ich habe Deiner Mutter schon oft das Versprechen gegeben, nicht zu trinken und habe es nicht gehalten. — Aber — Deine Mutter hat mir das Versprechen durch ihre Bitten und durch ihre Thränen abgerungen, und meine Vornahme war dann niemals fest genug, um nicht dem Dämon nachzugeben, der mich bei den Haaren in die Branntweinschenke zog. Gestern war es das erste Mal, daß ich ihm widerstand, weil meine Vornahme eine wirkliche war, weil ich dem Sohne zeigen wollte, daß man kann, was man will."

Rudolf schlug das Herz heftig vor Erregung. Er wäre dem Vater gern um den Hals gefallen, um ihm zu sagen, daß er nur ein Spiel mit ihm treibe, aber durfte er es wagen? Könnte der Vater es ihm nicht übel deuten und aus Trotz weiter trinken? „Ich will versuchen, heute nicht zu trinken," sagte er daher. — „Versuchen, Das hast Du mir schon einmal gesagt," sagte der Vater. „Laß uns heute beisammen bleiben," sagte er nach einer Weile, als der Sohn schwieg, „willst Du?" Der Sohn nickte mit dem Kopfe. — Als Rudolf später seinen Geschäften nachging, begleitete ihn der Vater. Er wollte verhindern, daß er in eine Kneipe gehe, der Trunkenbold wollte den Nichttrinker vom Trinken abhalten.

Am Mittag kamen sie Beide miteinander nach Hause, keiner von ihnen war betrunken. Am andern Tage begleitete der Vater den Sohn wieder auf seine Gänge, und als sie nach Hause kamen, war keiner von ihnen betrunken. So ging es am dritten Tage und an den folgenden Tagen. Endlich wagte es der Vater, den Sohn allein gehen zu lassen, jedoch war er stets in seiner Nähe, um ihn nicht aus den Augen zu lassen.

Endlich glaubte der Vater den Sohn kurirt und er ließ ihn allein seiner Wege gehen. Jetzt aber war es umgekehrt. Der Sohn hatte von der Mutter erfahren, daß der Vater ihn für geheilt halte und ihn daher aus seiner Obhut entlassen, und Rudolf beschloß daher, den Vater in seine Hut zu nehmen. Er ging ihm nach, um sogleich als ein Angetrunkener in dem Lokale erscheinen zu können, in das der Vater gehen würde, um seiner Leidenschaft zu fröhnen.

Er hätte Dies jedoch nicht nöthig gehabt, denn der Vater ging an allen Branntweinschenken vorüber. So war es am zweiten und am dritten Tage. Der Vater wollte dem Sohne zeigen, daß man, wenn man ernstlich will, einer Leidenschaft Herr werden kann, und daher trank er nicht, er wachte über seinen Sohn mit Argusaugen, denn er fürchtete, diesen plötzlich wieder in das Laster des Trinkens zurückfallen zu sehen, und er mußte Das befürchten, denn dann und wann bemerkte er einen Branntweingeruch in der Nähe des Sohnes — dieser hatte alsdann allemal getrunken, um des Vaters Befürchtungen nicht einschlummern zu lassen.

So war ein Jahr vergangen. Des Vaters Lippen hatte kein Tropfen Branntwein benetzt, denn dieser war ihm jetzt zum Ekel geworden, und anstatt den Fuselgeruch mit Wollust einzuathmen, wenn er an einer Schenke vorüberging, eilte er jetzt, um aus dem Bereiche desselben zu kommen. Er war gebessert. Der Sohn hat seitdem nicht wieder getrunken und die Mutter war glücklich. — Sie liebte ihren Gatten, und all der Kummer, den ihr seine Leidenschaft verursacht hatte, wurde ausgeglichen durch das Glück an der Seite eines reuigen und gebesserten Gatten und durch den Beweis, den er gab, wie sehr er seinen Sohn liebte. Und worin begegnen sich die Herzen der Eltern wohl inniger, als in der Liebe zu den Kindern?

Mannigfaltiges.

Aus Gastein wird folgende Geschichte mitgetheilt, die man sich unter den Badegästen von Kaiser Wilhelm erzählt. Eines Tages war der Kaiser ausgegangen. Ein Hausmädchen kommt in seine Gemächer, deren er vier hat, und sieht mit Schrecken, wie in das eine Zimmer sämmtliche Teppiche gebracht und in der Diagonale des Zimmers aufgehäuft sind. Sie bricht in die Worte aus: „Nu, woas is denn ab'r doas?" und weiß nicht, was sie denken soll. Da klärt sie ein Diener ob des Vorgefallenen auf. Der Kaiser hatte erfahren, daß unter ihm ein Schwerkranker liege. Das schlechte Wetter habe ihn am Ausgehen gehindert; um aber doch sich Bewegung zu machen und den Kranken unten nicht zu stören, habe er selbst alle Teppiche seiner Wohnung dort zusammengetragen, um darauf lautlos spaziren gehen zu können.

Das Pariser Zuchtpolizeigericht wird demnächst über einen Nichtzahler Namens D. aburtheilen, der, um seine Gläubiger vom Leibe zu halten, das eben so feine als zarte Mittel ersonnen hatte, den Glockenzug an der Thüre seiner Wohnung mit einer elektrischen Batterie in Verbindung zu setzen und dieselbe sofort spielen zu lassen, wenn ein Gläubiger die Glocke zog, was er durch ein Fensterchen beobachtete. Der arme Teufel, der sein Geld haben wollte, bekam so nicht nur dasselbe nicht, sondern wurde außerdem mit der prickelnden Annehmlichkeit eines durch seinen Körper zirkulirenden elektrischen Stromes bedacht, den der gewissenlose Schuldner erst dann unterbrach, wenn er glaubte, daß der Gequälte alle Lust verloren haben werde, die Schwelle eines Hauses je wieder zu betreten, das mit ungebetenen Gästen physikalische Experimente so unangenehmer Art vornahm. Zwei der Opfer des Herrn D. haben zu gleicher Zeit Klage beim Gericht geführt und auf Grund derselben wird gegen ihn nunmehr vorgegangen.

Bei der Illumination in Augsburg zu Ehren des Deutschen Kronprinzen fand auch ein Transparent allgemeinen Beifall, das folgenden Vers zeigte:

Willkommen in Augusta, siegreicher Kaisersohn!
Oft sandten wir im Geiste Dir uns're Grüße schon.
Ein Freudentag ist heute: Du kehrest bei uns ein;
Rast' gern in uns'rer Mitte, die Herzen sind ja Dein!
Treu stehen wir zum Reiche, fest und unwandelbar —
Heil Dir! Du seine Hoffnung — Heil unserm Kaiserpaar!

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 106. Montag, 9. September 1872.

* Zwei Wilde.

Novelle von Eva Hartner.

(Fortsetzung.)

Der Ball nahm ungestört seinen Fortgang, bis die Nacht hereinbrach und die Hitze in den geschlossenen Stuben drückend wurde. Ellida riß die Fenster auf, Hans, der Festordner, befahl eine Pause, ausruhende Gruppen bildeten sich. Wieder, wie immer an diesem Abend, war Ellida der Mittelpunkt. An einem tiefen Fenster, durch das die milde Nachtluft wohlthuend einströmte, ruhte sie auf einem Sessel. Zu ihren Füßen saß die kleine Amalie, eine plötzliche Leidenschaft für das schöne Mädchen hatte das warmherzige Kind erfaßt. Hertha stand hinter Ellida's Stuhl, ein Kreis munterer Herren umgab die drei lieblichen Gestalten. Als die Diener Erfrischungen brachten, verbot Dr. Hartmann als Hausarzt den Genuß des Eises. Lachend gehorchte Ellida, die kleine Amalie schmollte, Alles war Lust und Leben, nur Hans lehnte düster am Pfeiler und blickte theilnahmlos auf die schönen Mädchen.

„Wissen Sie," rief Amalie, „ich beneide Sie recht um das Landleben, es muß entzückend romantisch sein!"

„Wo suchen Sie die Romantik?" fragte der dicke Schrötter, „doch nicht im Kuhstall?"

Alle lachten, die Kleine warf trotzig den blonden Kopf zurück. „Witze gehören nicht in Ihr Departement, Lieutenant Schrötter!" bemerkte sie.

„Nein, ernstlich," fragte Ellida lachend, „wo suchen Sie die Romantik?"

„Es muß reizend sein, in einem alten Schloß ganz allein zu wohnen!" sagte Amalie mit einem komischen Anflug von Schwärmerei.

„Dann dürfen Sie nicht an Waldstett denken!" sagte Ellida nachdenklich. „Hier gibt es kein altes Schloß mit geheimnißvollen Thürmen und schauerlichen Verließen! Keine alte Sage von edlen Rittern und treuen Frauen! Hier ist Alles hübsch hausbacken und vernünftig!"

„Ich habe aber doch einen Thurm gesehen!" beharrte die Kleine.

„Wenn Sie den romantisch finden, so sind Sie sehr bescheiden in Ihren Ansprüchen!" bemerkte Hans. „Sie müssen zu mir auf mein Gut Reichenhall kommen, da ist eine alte Ruine im Walde, die Sie mit den Eulen um die Wette bewohnen können!"

„Ach ja, der Wald!" rief die Kleine begeistert, den etwas zweifelhaften Nachsatz überhörend. „Und da sind gewiß auch Zigeuner, ich möchte mir einmal wahrsagen lassen!"

„Glauben Sie denn daran?" fragte Hartmann lustig.

„Das weiß ich selber nicht, es ist aber so schön schauerlich!" sagte die Kleine. Die Umstehenden lachten.

„Was wollen Sie!" sagte Hans; „schließlich wohnt in uns Allen der Trieb, den geheimnißvollen Isisschleier zu lüften!"

„Dazu brauchen Sie keine Zigeuner," bemerkte Ellida.

„Ich glaube, Fräulein von Buchau kann wahrsagen!" rief Halling lachend.

„Warum nicht?" erwiederte sie; „ich habe schon manchen Spaß damit gehabt."

„Machen wir die Probe!" riefen die Herren.

„Gut!" sagte Ellida übermüthig; „stehen Sie auf, Amalie! Sie, Lieutenant Schrötter, machen den Anfang, knieen Sie nieder!"

Der dicke Lieutenant gehorchte, seufzend den engen Ballhandschuh von der wohlgenährten Hand ziehend. Mit scheinbarem Ernst neigte sie den Kopf über seine Handfläche und sagte seufzend:

„Vergebens! Alles Bemerkenswerthe ist in Fett untergegangen!"

Ein herzliches Lachen war die Antwort, der Offizier erhob sich, der Kreis der Umstehenden vergrößerte sich.

„Sie sind der Nächste, Herr von Halling!" rief Elliba. Der junge Mann kniete nieder.

„Ich sehe verschlungene Linien sich kreuzen!" sagte sie, ernst werdend. „Bedeutende Anlagen, immer gestört von Kleinigkeiten! Kein frisches, natürliches Eingreifen und Fühlen, Alles erkünstelt, auf Berechnung gestützt! Sie spinnen die Fäden zu fein, sie werden reißen!"

„Das ist eine Charakteristik, keine Prophezeihung!" rief er mit rascher Fassung. „Wenn Sie in die Zukunft schauen können, so sagen Sie, wird mein Plan gelingen?" Sein Auge traf das ihre mit seltsam glühendem Blick.

„Eine Linie durchkreuzt ihn!" sagte sie ernst, „in Ihren Voraussetzungen war ein Fehler!"

Er stand auf und verbeugte sich. „Ich weiß genug!" Hans nahm rasch seine Stelle ein.

„Sie sind ein kühner Mann!" sagte sie, und ihre Stimme bebte. „Ich sehe starken Willen, festes Selbstvertrauen! Doch Sie wagen zu viel, Unheil droht rings um Sie her! Genug," rief sie aufspringend und eine tiefe Blässe bedeckte ihre Züge. „Die Uebrigen mögen einer Zigeunerin vertrauen!"

„Jetzt will ich Ihnen wahrsagen!" sagte Hartmann leise, „ich brauche Ihre Hand nicht zu sehen! Ein großes Glück liegt zu Ihren Füßen, aus Stolz und Eigensinn stoßen Sie es von Sich! Beugen Sie Sich, so lange es Zeit ist, oder Sie werden maßlos elend werden!"

Sie trat zurück, ein düsteres Feuer loderte in ihren Augen. „Kein Anderer dürfte wagen, so zu mir zu reden!" sagte sie. „Ich rechne es noch auf unsern Scherz, es wird mir schwer, selbst Ihnen solche Worte zu vergeben!"

„Ihr Zorn bestätigt meine Vermuthung," sagte er lächelnd.

„Was haben Sie mit ihr?" fragte Hans den Arzt.

„Ich neckte sie, Herr von Braunegg, weiter Nichts!" sagte dieser ruhig.

Die Musik begann wieder und währte bis gegen Mitternacht. Vor den erleuchteten Fenstern versammelten sich die Dorfbewohner, und wo man auch ein Wort der Bewunderung vernahm, immer galt es Elliba. Einstimmig pries alle Welt ihr leutseliges, liebenswürdiges Wesen. Nur Einer blieb stumm, nur Einem blieb sie kalt und unverständlich, ihm, dem das Fest galt, dem jungen Helden des Tages! Auch Hertha's Stirne blieb umdüstert.

Der Tanz war beendigt. Selbst der Cotillon hatte nicht seine Pflicht gethan, die nöthigen Verständigungen herbeizuführen. In auffallender Weise hatte Elliba Herrn von Halling ausgezeichnet, der sich nunmehr trotz der Prophezeihung sicher zu fühlen begann. Die Tafeln wurden gedeckt, Alt und Jung stand plaudernd durcheinander, auch die Spieltische waren verlassen, denn Elliba und die kleine Amalie hatten keck den besten Stübber Whist mit ihren Schleifen zerstört und die ältesten Leute zum Tanzen gezwungen. Elliba aber und ihre Getreuen waren verschwunden!

(Fortsetzung folgt.)

---

* Glück auf!

Aus den Aufzeichnungen eines Bergarztes.

Von M. Morgenstern.

(Fortsetzung.)

XV.

„Glück auf!" — Wie er mich erfreute der Gruß, den ich so lange nicht gehört, wie er mir Heimathsgefühle wiedergab!

Die schärfere Bergluft, die kräuterreichen Wiesen, die fernen Tannen, die kahlen Halden mit ihren Gaizeln und Zechenhäusern, die schwarzen Gestalten mit den bleichen Gesichtern und dem treuherzigen Ausdruck, die abschüssigen Straßen: Alles, Alles begrüßte mich mit dem heimischen „Glück auf," das ich geliebt, seit ich denken kann. Selbst die Kurrenten in den langen Mänteln und runden Hüten, die eben — es war ein Sonntag — den Hauptgesang des Gottesdienstes absangen, sagten mir, daß ich zu Hause in meiner oberharzischen Vaterstadt sei.

Ich sprang aus dem Postwagen und ging nach meiner Wohnung, oft angehalten von freundlichen Begrüßungen und Freudenbezeugungen über meine endliche Rückkehr, und ich gelobte mir im Stillen, mich meiner Berufspflicht nicht wieder so lange entziehen zu wollen.

„Glück auf! Glück auf!" Wie es mich froh machte, das traute, mir entgegenschallende Wort, wie der treuherzige Ton, den man nur auf dem Oberharze hört, nach so langer Unterbrechung in mein Ohr, mein Herz fiel!

Aber der Empfang in den Straßen stand in schmerzlichem Kontrast zu dem in meiner Wohnung. Mit dem Ueberschreiten meiner Schwelle kam die peinliche Erinnerung der zuletzt hier durchkämpften Schmerzen wie ein Alpdruck über mich. Ein

müder, einsamer Mann, der gehen und kommen konnte, wann und wie es ihm beliebte, der in diesen Räumen nicht vermißt war und nicht erwartet wurde, war wieder eingekehrt in die Unbehaglichkeit seiner Junggesellenwohnung. Das eben war der Schwerpunkt des Schlages, der mich betroffen, ich war verwittwet für Lebenszeit, denn nie mehr — Das fühlte ich bestimmt — konnte ich ein Weib lieben, wie ich Dich geliebt, Lenore Gieseke! Ich hatte Dir entsagt, ich überließ Dich einem würdigen Manne, aber ich war einsam geworden, weil ich Dich nicht besitzen konnte. Ich hatte mit meinem Schmerze gekämpft und hatte ihn überwunden; es lag nicht in meiner Natur, ihm nachzuhängen: aber ich fühlte mich allein und ich fühlte es mit Trauer. In dieser ersten Stunde unter meinem Dache fürchtete ich mich — ich will meine Schwäche gestehen — vor den stillen Abenden nach beendigter Tagesarbeit, die meine Vereinsamung doppelt fühlbar machen mußte. Wie wir uns auch sträuben, es einzugestehen, wir Männer können ein einsames Leben doch weniger ohne Nachtheil für Gemüth und Charakter ertragen, als das Geschlecht, dem wir im Gefühl unserer Stärke und Ueberlegenheit das Prädikat: „schwach“ beilegen. Wie manche „alte Jungfrau“ kenne ich, die selbst in bedrängter Lage unter Sorge und Krankheit ihr einsames Leben nicht nur mit Ergebung trägt, sondern sich glücklich fühlt und vollkommen versöhnt ist mit ihrem Loos. Kommt es daher, weil die Frauen im Allgemeinen selbstloser lieben, weil sie die Elastizität oder die Geduld haben, sich über dem Grabe ihrer liebsten Hoffnungen hinaus ein Unvergängliches, eine geistige Frische und Jugend zu erhalten, welches ihre Stütze und Freude ist? Weil sie sich leichter und williger fremden Interessen öffnen, thätigeren Antheil an der Freude und dem Leid Anderer nehmen, weil sie durch gleichsam neugeborene Gefühle, durch eine bis dahin unterdrückte Willenskraft erkennen lernen, was Gott von ihnen will, und mit stillem Genügen den goldenen Mittelweg zu schätzen wissen, auf den er sie gestellt; oder kommt es daher, weil das Leben, wie es nun einmal ist, auch in den glücklichsten Fällen mehr Selbstverleugnung und stilles Dulden von ihnen fordert, als von dem Manne?

Aber auch diesem Abend mit seinen schwermüthigen Betrachtungen folgte ein Morgen, ein Morgen, der mich wieder einführte in ein rühriges Berufsleben. Nach wenigen Tagen war ich wieder in vollem Gange. Die freundlichen Gesichter, die mich überall begrüßten, thaten mir unsäglich wohl. Freundschaftsbezeugungen, die ich früher gering geachtet, nahm ich jetzt gern entgegen: es lag etwas Angenehmes, etwas Ansprechendes in diesen ruhigen Empfindungen, das mein Gemüthsleben vor Erstarrung schützte, ohne es doch aufzuregen.

XVI.

Ein Fest, das die oberharzische Bevölkerung alljährlich in große Bewegung setzt, die Bergrechnung, war gekommen. Während die betreffenden Beamten dem aus der Residenz gekommenen Minister Rechenschaft ablegten über den Betrieb des Jahres, strömten die Berg-, Poch- und Hüttenleute sämmtlicher Bergstädte in unserer Stadt — dem Sitz der Berghauptmannschaft — zusammen.

Es war ein reges Leben in den Straßen, wie in den Häusern. Die bergmännische „Aufwartung“ wurde vorbereitet, die dem hohen Gast nach dem Festmahl dargebracht werden sollte. Auf dem Marktplatze, dem stattlichen Amthause gegenüber, gruppirten sich im Vorübergehen die Männer und blickten mit stolzem Selbstbewußtsein nach den Fenstern, hinter denen der Minister Kenntniß von den Schätzen nahm, die sie im Laufe des Jahres zu Tage gefördert, und rieben sich vor Vergnügen die Hände bei dem Gedanken an die Ueberraschung, mit der sie ihn heute Abend noch erfreuen wollten. Daß er sie schon öfter gehabt und wohl gar erwartete, Das kümmerte die bergmännische Treuherzigkeit nicht, die nichts Großartigeres kennt und stolz auf ein Schauspiel blickt, das aus eigenen Kräften in Szene gesetzt wird.

Ich kam erst spät zu dem Festmahl und fand meinen Platz neben Konrad Kühne, den ich am Morgen nur flüchtig begrüßt und der mir während des Mahles bruchstückweise berichtete, was sich während meiner Abwesenheit zugetragen und wie die Sachen standen.

„Es hat mir Mühe gekostet,“ sagte er dann, und das gewaltige Stück Karpfen, das er zum Munde führte, motivirte die gebrochene Weise, in der er sprach, — „Leno — meine Braut, heute Abend loszueisen. Es ist ihr erster Ball, obwohl sie die Backfischjahre lange hinter sich hat. Die Aufgabe, sie in die Gesellschaft einzuführen, blieb mir aufbehalten; ihr Vater hatte mit seinem Wörterbuche zu thun, er hielt das arme Mädchen gefangen. Sie — sie sieht recht — recht hübsch und frisch aus.“

Ich mußte doch lächeln und beeilte mich mit der Versicherung, daß ich Das nicht bezweifle.

Der brave Mann! Seine Gutmüthigkeit und seine rechtschaffene Gesinnung machten ihn so zartsinnig, an diese Vorbereitung meinerseits zu denken.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die üble Gewohnheit, Zeitschriften zu borgen,

kann auch mit großen Gefahren verbunden sein. Ein amerikanischer Redakteur ist edel genug, seine Mitmenschen zu warnen. „Lieber Leser, hast du die Nummer unserer Zeitung, die du eben liesest, geborgt, so thue es nicht wieder, sondern subskribire lieber, denn es ist eine höchst gefährliche Sache, Zeitungen zu borgen. Laß dir folgende erschütternde Geschichte erzählen: Wir haben einen armen, aber biedern Mann gekannt, die Stütze einer sehr zahlreichen Familie. In seiner Unschuld borgt er von seinem sonst gesunden Nachbar eine Zeitungsnummer. Ach, über das tragische Schicksal! Die furchtbare Seuche, die Pocken hafteten an den Fasern des Papiers. Von der blühenden Familie, bestehend aus dem treuen Vater, der zärtlichen Mutter, mehreren kräftigen, intelligenten Söhnen, sieben holden Töchtern, zwei allgemein gern gesehenen Schwiegermüttern und drei liebenswürdigen Tanten, blieb Niemand übrig, um den schrecklichen Fall zu berichten."

Lebensphilosophie. *)

Ein böses Wort, — ist's einmal fort,
Kehrt nie zurück, zerstört manch' Glück.
Besonnenheit, Bedächtigkeit
In Wort und That, bei Hilf' und Rath,
Verschafft Genuß, erspart Verdruß. —
Wer denkt und schweigt, als Mann sich zeigt,
Dem schlägt das Herz bei Freud' und Schmerz —
Von Lieb' erfüllt, ganz unverhüllt.
Wenn Herz, Verstand so, Hand in Hand,
Zusammen steh'n, durch's Leben geh'n —
Dann finden wir, auf Erden hier
Zu jeder Zeit, Zufriedenheit.

*) Aus Heinrich Martin's „Buch der Weisheit und Wahrheit". (Dresden bei H. Jänicke.)

Sei nur gegen dich stets wahr und rein,
Wirst es dann auch gegen And're sein.

Bevor du des Freundes Schwächen uns nennst, —
Da prüfe doch, ob du die eig'nen schon kennst.

Du mußt zunächst dich ganz erkennen,
Dich dann von jeder Selbstsucht trennen;
Denn nur die Selbstverleugnung ziert
Den Mann, der ordnet und regiert.

Den Umgang, der den Geist erhebt,
Um Herz und Sinn sich treulich webt, —
Den sollst du pflegen, sorgsam schützen,
Denn leer Geschwätz kann wenig nützen.

Die Jugend ist die Zeit der Blüthen;
Drum sollst du diese sorglich hüten,
Damit, wenn einst dein Lebensabend naht,
Auch jede Frucht dich labt — als gute That.

Soll der Zweck die Mittel krönen, —
Muß ihn edle That verschönen.

Bewahre für Jeden ein fühlendes Herz,
So, wie für die Schönheit, für Freuden und Schmerz;
Doch soll deine Sehnsucht, dein glühend Verlangen
Allein nur das Edle, das Gute umfangen.

Reichst du Armen eine Labe,
Gib mit freundlichem Gesicht!
Es versüßt die kleinste Gabe,
Wenn man herzlich gibt und spricht.
Fühle, wie es dir dann wäre,
Trügest du der Armuth Schwere.

Darfst dich nie zu sehr des Nächsten Form anschmiegen,
Wirst zuletzt dein Ich, dein eigen Selbst verbiegen.

Den schmeidigen Rücken,
Den schmeichelnden Worten —
Trau' nie!
Den Händen, die drücken
An jeglichen Orten —
Entflieh'!
Die lachenden Blicke,
Das Herz stets im Munde —
Meid' sie!
Sie sind voller Tücke,
Dem Teufel im Bunde —
Veracht' sie!

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 107. Mittwoch, 11. September 1872.

* Zwei Wilde.

Novelle von Eva Hartner.

(Fortsetzung.)

Den armen Hartmann hatte die aufrichtigste Verzweiflung über Hertha's Unnahbarkeit zu Elliba's Füßen geführt, die stets ein freundliches Wort, ein ermuthigendes Lächeln für ihn hatte. Jetzt aber durchforschten Hans und Hertha, die Herzeleid wieder zu Verbündeten machte, alle Säle, sogar den Garten, ohne von Elliba, Hartmann, Halling und Schrötter eine Spur zu finden. Endlich hörten sie den hellen Ton von Elliba's Lachen, und eine von Blumen fast verstellte Thüre öffnend, bot sich ihnen ein für beide Theile gleich schrecklicher Anblick dar, so anmuthig er in That und Wahrheit war.

Das kleine Thurmzimmer war reich mit Blumen geschmückt und nur von dem milden Licht einer Ampel beleuchtet. Ein kleines Sopha von dunkelrothem Sammt stand in der Fensternische, und hier, lachenden Frohsinn in den Zügen, ein halb gefülltes Weinglas in der Hand, lag die Gesuchte, lustig plaudernd und scherzend. Rechts und links hatten die beiden Offiziere auf kleinen Sammtsesseln Platz genommen, zu ihren Füßen aber, auf einem niedrigen Tabouret, saß Doktor Hartmann.

„Auf das Gelingen Ihres Planes, Herr Doktor!“ rief sie heiter, mit diesem anstoßend.

„Wir sind entdeckt!“ rief Halling.

„Da Sie uns vorher überrascht haben, dürfen Sie jetzt nicht schelten!“ rief Elliba lachend. „Kommt, Ihr Engel des Strafgerichts, Dies ist der einzige kühle Platz im ganzen Hause!“

„Wer ist vorhin überrascht worden?“ fragte Hans.

„Fräulein von Buchau und Dr. Hartmann,“ sagte der dicke Schrötter arglos; „ich sah gerade, wie er ihr die Hand küßte!“

„Der Doktor und ich, wir haben so unsere Geheimnisse!“ scherzte Elliba. Hans und Hertha blickten finster.

„Wir müssen zu Tisch!“ sagte Hertha mit mühsamer Fassung.

Man erhob sich. Dr. Hartmann bot Hertha den Arm, den diese widerstrebend annahm, Herr von Halling ging auf Elliba zu, doch Hans kam zuvor. „Sie müssen schon Schrötter führen!“ sagte er freundlich. „Wir haben den Ball eröffnet und müssen ihn auch schließen!“

„Das hängt von Fräulein von Buchau ab!“ sagte Halling. Elliba blickte zu Boden, nahm aber doch Hans' Arm.

Im Herausgehen sagte er leise: „Sie sind vermißt worden, Sie hätten Das nicht thun sollen!“

Sie machte sich heftig von ihm los. „Wenn Sie hier den Sittenprediger spielen wollen, so gehe ich mit Halling!“ sagte sie heftig.

Er sah sie traurig an. „Verzeihen Sie, ich werde Sie nicht mehr belästigen!“

Das Herz klopfte ihr fast hörbar. Mußte er immer den Schein des Unrechts auf sie werfen?

Beim Souper hielt Herr von Braunegg eine Rede auf seinen Neffen und schloß mit dem Wunsche, er möge sich bald eine Lebensgefährtin wählen. Aller Augen blickten dabei auf Elliba, die trotzig auf ihren Teller niedersah, Herr von Halling wurde sehr unsicher.

Hans dankte in wohlgesetzten Worten und schloß mit einem Toast auf Onkel und Tante, die seiner verwaisten Kindheit die Eltern ersetzt hätten. Seine klangvolle Stimme bebte dabei ein wenig und um Elliba's stolze Lippen zuckte es seltsam. Herrn von Hallings Aktien fielen bedenklich.

Doch dann stiegen sie wieder. Er hatte sich den Platz auf Elliba's linker Seite verschafft und

erlebte den Triumph, daß sie fast ausschließlich zu ihm sprach.

Unterdessen faßte Dr. Hartmann, von Wein und Liebe begeistert, einen kühnen Entschluß. Eine Erklärung bei offener Tafel war zwar für einen ernsten Dr. med. ein tollbreistes Unternehmen, allein rechts und links ging es lebhaft zu und so begann er dann:

„Ich bin Ihnen noch eine Erklärung schuldig!"

„Daß ich nicht wüßte!" sagte Hertha.

„Sie hörten vorhin," fuhr er muthig fort, „die Herren hätten mich mit Ihrer Freundin in einem tête-à-tête überrascht. Ich möchte Ihnen den Inhalt unseres Gespräches mittheilen."

„Er macht mich zum Vertrauten seiner Liebe!" dachte sie trostlos. „Sei es! — Wovon sprachen Sie also?" fragte sie kaum hörbar.

„Von meiner Liebe zu Ihnen!" sagte er schnell und leise.

Hertha fuhr erschrocken auf. Durch die schnelle Bewegung warf sie ihre Serviette herunter, der Nachbar zur Linken hob sie auf, der Zauber war gebrochen, die Unterhaltung wurde allgemein.

Aber auch der Bann, der so lange und schmerzlich auf ihr gelastet hatte, war gelöst. Wiedergewonnen war der Geliebte, mochte jetzt kommen, was da wollte!

Die Wagen rollten vor, es wurde aufgebrochen. In dem Wirrwarr, der jetzt entstand, Aufklärungen zu versuchen, war unmöglich. Der kühne Arzt wagte schon viel durch einen an ihm ungewöhnlichen Handkuß!

Die Gäste waren fort, die Lampen und Lichter gelöscht, Frau von Braunegg drängte zur Ruhe. Hans dankte den Eltern mit herzlichen Worten, schüttelte Hertha die Hand und verbeugte sich vor Elliba, die kalt den schönen Kopf neigte. Hertha ging, noch zögerte er im halbdunklen Zimmer. „Elliba!" rief er schmerzlich, „müssen wir uns so trennen?"

„Ich fürchte, ja!" sagte sie kalt und eilte der Freundin nach.

Fünfzehntes Kapitel.

Elliba ging in ihr Zimmer und warf Handschuhe und Taschentuch auf den Tisch. Mit zuckender Lippe löste sie Hals- und Armspangen und legte sie dazu. Verächtlichen Blickes betrachtete sie die Masse der Cotillon-Bouquets, die sie auf Frau von Braunegg's Wunsch mitgenommen hatte. Das Dienstmädchen kam, ihr beim Entkleiden zu helfen, sie entließ sie kurz.

„Fräulein Hertha ist schon zu Bett!" bemerkte das Mädchen schüchtern.

„Es ist gut!" sagte sie kalt. Das Mädchen ging bestürzt.

Sie öffnete das Fenster und athmete in langen Zügen die kühle Nachtluft ein. „Hinaus! Hinaus in's Freie!" dachte sie plötzlich; „Das wird das Fieber in meinen Adern stillen!"

Hertha lag im Bett, als Elliba eintrat. „Erschrick nicht," sagte sie kurz, „ich muß in den Garten!"

„Allein? Um diese Zeit!" rief Hertha entsetzt.

„Sei ruhig!" erwiederte Elliba mit unterdrückter Heftigkeit. „Ich bin völlig bei Sinnen! Was könnte mir im Garten geschehen? Ich bin nicht furchtsam! Meine Ballschuhe" — eine plötzliche Heiterkeit brach sich Bahn — „habe ich mit Lederstiefeln vertauscht, Du siehst, ich bin sogar vorsichtig!"

„So nimm wenigstens meinen Paletot mit!" bat Hertha.

„Eine Konzession muß man machen!" sagte Elliba und nahm das Kleidungsstück.

Doch anstatt zu gehen, setzte sie sich auf Hertha's Bett und blickte forschend in ihre leuchtenden Augen. „Du bist wirklich glücklich?" fragte sie leise.

„Von ganzem Herzen und mit ganzer Seele!" erwiederte diese. „Und Du, Elli, Du wirst es werden!"

Elliba schüttelte leise das feine Haupt. „Du bist glücklich, Du mußtest es werden!" sagte sie tonlos. „Du bist eine harmonische Natur, immer im Einklang mit Dir selber. Ich aber — O!" rief sie aufspringend und preßte die Hand vor die Stirne, „wie ist da Alles so wirr und wüst! Nichts als Sturm und Brandung —"

Hertha richtete sich besorgt auf. „Ich bitte Dich, Elli —"

„Still, o still!" bat Elliba, sich am Bett niederwerfend; „Du kannst mir nicht helfen, ich muß mit mir selber fertig werden! Schlafe, Hertha, und sei glücklich!" Rasch stand sie auf und war im nächsten Augenblicke verschwunden.

Die kleine Hinterthüre war nicht verriegelt, wie es Hausordnung war. Elliba achtete es nicht. Hastig öffnete sie und trat in den Garten. Das zitternde Silberlicht des Mondes erschreckte sie anfangs beinahe, doch bald war die tiefe Ruhe um sie her ihrer erregten Seele wohlthätig.

Eine tiefe Traurigkeit überkam die einsame Wandlerin nach und nach. Wie war da Alles so still und mild, wie so ganz entgegengesetzt dem Sturm der Leidenschaften in der eigenen Brust! Nach der Rasenbank lenkte sie die unstäten Schritte,

dort setzte sie sich nieder und gab sich dem vollen Zauber der Mondnacht hin. Bebend zog die Erinnerung eines Liedes durch ihre Seele, über das sie einst in toller Stunde gespöttelt hatte, die wunderbaren Töne des Liedes: „Es war, als hätte der Himmel die Erde still geküßt!“ wurden ihr lebendig. Fast betäubend dufteten die jungen Blüthen, die kaum erschlossenen Rosen schienen sich im Mondlicht aufzurichten.

(Fortsetzung folgt.)

* Glück auf!

Aus den Aufzeichnungen eines Bergarztes.

Von M. Morgenstern.

(Fortsetzung.)

„Der Alte,“ fuhr er mit erleichtertem Athemzuge fort, „sitzt wieder vergraben in seinen Manuskripten. Es war keine geringe Anstrengung, ihn zu bewegen — unsere — unsere Hochzeit festzusetzen, bevor er sein Wörterbuch beendigt. Ich fürchte, Freund Doktor, Sie bekommen ihn wieder in Ihre Hand, denn er gönnt sich weder Rast noch Ruhe, hat für keinen Gedanken Raum und scheint kein Gefühl zu haben, das über seine Bücher hinausreichte.“

Hörnerklang unterbrach das Gespräch. Wir eilten, uns ein Fenster zu sichern. Da kam der festliche Zug schon die Straße herab, verschwand stellenweise einen Augenblick in der Senkung, die sie macht, und erhob sich wieder, je mehr er sich dem Marktplatze näherte.

„Armen Bergmann's Leben
Ist zwar kärglich nur,
Doch ihm ward gegeben
Frohsinn von Natur.
D'rum hinauf geschaut
Und auf Gott, den Herrn, vertraut.“

Nach dem Takte der Melodie stellte sich der lange Zug unter dem Balkon auf, auf dem die Herren standen, denen die Auszeichnung galt.

Die weiß gekleideten Hüttenleute mit den ledernen Schurzfellen und hell lodernden Pechfackeln bildeten den Brennpunkt in der schwarzen Zernirung der Bergleute, deren niedrig gehaltene Grubenlichter die kleinen Pocharbeiter, die ihr verschiedenes Arbeitsgeräthe stolz auf den Schultern trugen, in's gehörige Licht setzten. Die blauen Kittel der Bergfuhrleute durchbrachen die Einförmigkeit der schwarzen Schaar.

Reden und Gegenreden, schallendes „Glück auf!“, Hörnerklang und Männergesang, und dann das Mark und Bein erschütternde Peitschengeknall der Blaukittel, die das ihrige zur Erhöhung der Festlichkeit doch auch beitragen wollten, darauf ein ebenso plötzliches lautloses Schweigen. Ein greller Schein, der hochroth über die Menge huschte, zog die Blicke auf das Eckfenster der gegenüber liegenden Bergakademie, in dessen Rahmen der weißbärtige Berggeist in Kittel und Schachthut und mit dem Grubenlicht in der gelben Faust, langsam und feierlich, wie es einem Geist geziemt, emporstieg und spurlos in der Dunkelheit verschwand.

Man muß sie gesehen haben, diese sogenannte bergmännische Aufwartung, die wirklich etwas Eigenthümliches hat und keinem gewöhnlichen Fackelzug verglichen werden darf, um zu begreifen, daß der Bergmann so stolz auf die von ihm selbst aufgeführte Festlichkeit ist, und man muß den genügsamen Sinn und die Entbehrungen seines armuthvollen Lebens kennen, um zu begreifen, wie die Erinnerung an diesen Abend vorhält, bis der Rundlauf des Jahres seinen Nachfolger bringt.

Der Ballsaal war belebt von der bunten Menge, die sich, von den Tonwellen der Musik getragen, durch den hell erleuchteten Saal bewegte. Wie ernst ich auf das Getreibe blickte, wie alt und langweilig ich mir selbst erschien! Die Erinnerungen, welche die schmerzlich fröhlichen Töne in mir weckten, versuchte ich umsonst zu verscheuchen. In dem bunten Gewühl einer fröhlichen Menge, deren Fröhlichkeit wir nicht theilen, schmerzen die Wunden von Neuem, die das Leben uns geschlagen.

Ich wandte mich ermüdet ab, als mir eine Lichtgestalt im weißen, mit rothglühenden Vogelbeeren und grünen Blättern geschmückten Kleide entgegentrat, ein Schmuck, der Nichts von der Pariser Schule an sich hatte, der deutsch und echt oberharzisch war, denn der Vogelbeerbaum ist eine Zierde des Oberharzes.

Sie bot mir bewillkommnend die Hand. Wir wechselten einige Worte.

„Ei, mein Herr Bergmedicus,“ rief der alte Berghauptmann aus seiner Ecke hervor, „Sie sind noch zu jung, um den Alten zu spielen, ich sah Sie noch nicht tanzen. Sind Sie stark genug, der Versuchung zu widerstehen, die Ihnen da so verlockend entgegentritt?“

Lenore Gieseke blickte scheu zu mir empor. Ihre Wangen wetteiferten in diesem Augenblicke mit den purpurnen Büscheln, die in den braunen Flechten glühten, und ich vergaß meine sauer-

köpfischen Betrachtungen von vorhin und mich selbst so gänzlich, daß ich selig mit ihr durch den Saal flog.

„Glück auf, Bruderherz!“ sagte Kühne, als er nach Beendigung des Tanzes zu uns trat und uns zu einem der Eckfophas zog. Sein biederes Gesicht glänzte vor Vergnügen.

„Sie waren in Frankfurt, Herr Doktor, und in Goethe's Geburtshaus?“ fragte Lenore, nachdem wir Platz genommen und sie uns den Thee einschenkte, der eben gebracht war.

„Ich dachte an Sie und kaufte eine Ansicht,“ entgegnete ich. „Wollen Sie sie haben?“

„O, nur zu gern!“ sagte sie freundlich.

„Ich will sie einrahmen lassen,“ fiel Kühne ein, „und über Deinem Nähtisch aufhängen.“

„Aber Das wird Wunden geben,“ betheuerte sie mit der alten Schelmerei, „denn während meine Augen auf das Bild sehen, wird meine Nähnadel auf Irrwege gerathen und meine Finger für ihr Arbeitsfeld halten.“

„Wir haben den Doktor als Freund und rechnen auf seine Hilfe für alle Fälle,“ meinte Kühne.

Die Töne eines Strauß'schen Walzers elektrisirten plötzlich die Menge und brachten den Glücklichen zu Lenore, dem sie diesen Tanz zugesagt.

„Ich bin in einer eigenen, mir völlig fremden Stimmung,“ sagte Kühne mit gedämpfter Stimme, als das Paar sich entfernt und nachdem er hastig eine Tasse Thee getrunken. „Die lustige Tanzmusik schmuggelt eine Trauer in mein Herz, der ich vergeblich Herr zu werden strebe. Das lebensvolle Bild, auf das ich schaue, ruft mir Gedanken von der Vergänglichkeit alles Irdischen wach, läßt mich — an meinen Tod denken. Sollte ich sterben, Freund, bald vielleicht,“ fuhr er hastig und noch leiser fort, „sorgt — sorgt für sie, ihr Vater hat mit seinem Wörterbuche zu thun.“

Er fuhr mit der breiten Hand durch das Haar und ich blickte verwundert auf die lebenskräftige Figur, die von Gesundheit strotzte.

„Kühne,“ sagte ich, „Ihr müßt milzsüchtig sein, oder —“

„Der Christoph hat mich angesteckt, den ich verlacht habe,“ unterbrach er mich lächelnd; „vielleicht auch,“ fuhr er fort, „ist es eine Mahnung, mein Haus zu bestellen, die mir freilich just recht ungelegen und unerwartet kommt.“

„Ihr seid plötzlich ein Narr geworden, oder wie ich schon sagte, milzsüchtig,“ entgegnete ich ärgerlich; „wie könntet Ihr als vernünftiger Mensch sonst so reden?“

„Tod im Traume,“ fuhr er, ohne mir Beachtung zu schenken, fort, „bedeutet Hochzeit, wie jedes Kind weiß, warum sollten nicht Todesgedanken im Wachen dieselbe Bedeutung haben? Dennoch werde ich die Empfindung nicht los, daß — jedenfalls erinnert Euch meiner Worte in Bezug auf — auf sie, wenn mir etwas Menschliches begegnen sollte.“

„Ihr versündigt Euch an ihr, die in wenigen Tagen Eure Gattin sein wird. Jagt die Grillen fort wie ein Mann, sie passen nicht zu Euch, überlaßt das Spiel mit ihnen sentimentaleren Naturen.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Aerztliche Dienstboten-Instruktion.

In Berlin hatte ein Arzt sich eines Abends in seiner Stammkneipe mit einigen Bekannten weidlich amüsirt. Beim Nachhausegehen bemerkte er, daß er den Hausschlüssel vergessen, und ersuchte einige seiner Freunde, mit ihm zu kommen, da er nicht allein vor dem Hause so lange warten möchte, bis dasselbe geöffnet werde. Vor dem Hause angekommen, zieht er die eigene Nachtglocke und läutet sehr heftig, ohne daß Jemand sich herbeiläßt, zu öffnen. Endlich nach wiederholtem heftigem Läuten öffnet sich oben ein Fenster und eine kräftige weibliche Stimme ruft durch die stille Nacht: „Wat is denn det hier for'ne Wirthschaft, ufgemacht wird nich, der Herr Doktor is nich zu Hause, der is vor'ne Stunde zu enen Schwerkranken gerufen und kommt vor Morgen früh nich wieder!“ Nach diesen Worten wurde das Fenster kräftig zugeschlagen und alle Versuche, dem dienstbaren Geiste zu demonstriren, daß der eigene Herr Einlaß zu der Wohnung des Herrn Doktors wünsche, waren vergeblich. Erst der Nachtwächter erlöste den Letzteren aus seiner fatalen Lage unter großem Gelächter seiner Freunde, welche ihm übrigens zugestehen mußten, daß er seine Dienstboten gut instruirt habe.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 108. Freitag, 13. September 1872.

* Zwei Wilde.

Novelle von Eva Hartner.

(Fortsetzung.)

Das junge Mädchen gab sich mit vollen Zügen dem Zauber der Natur hin. Sie legte sich nieder auf das feuchte Gras, das ihr Hals und ihre Schultern mit wohlthätiger Kühle berührte, an ihren Anzug dachte sie nicht. Hertha's Paletot glitt zu Boden, sie bemerkte es nicht. Ihr schönes Haupt, noch immer von matt schimmernden, köstlichen Perlen umwunden, stützte sie auf die Hand und blickte düster in die Nacht hinaus. „Vater, du hast Recht!“ dachte sie, und allmälig löste sich die Spannung ihres Wesens, „ich muß fort von hier! Bei dir, fern von diesem Manne, dessen Zauber ich mich nicht entziehen kann, will ich genesen! Du glaubst, mein Vater, ein krankes Kind ausgesandt zu haben, um ein gesundes zurückzuerhalten! Du weißt, gesund ging ich, krank kehre ich heim! Krank, ja krank, denn ich habe mich selbst verloren! Ihm, dem Uebermüthigen, dem knabenhaften Jüngling, will meine Seele zueilen! Zürne nicht, mein Vater, ich habe es nicht gewollt! Ich war glücklich bei dir, mein Vater, zufrieden und glücklich! Warum mußte er kommen, er, der Spötter, warum mußte er meinen Frieden stören, mich elend machen für alle Zeit? Ich kehre zurück zu dir, Vater! Keiner unwürdigen Tochter sollst du dein großartiges Vertrauen beweisen! Und ich will ankämpfen gegen diese sinnlose Leidenschaft, ich verspreche es dir!“

Ein tiefer Seufzer entrang sich den Lippen der einsamen Träumerin, doch entsetzt fuhr sie auf, denn ein Echo erklang aus dem Schatten einer mächtigen Eiche, sie war nicht allein!

Am Stamm der Eiche regte es sich, eine schlanke Gestalt trat in das helle Mondlicht; indem sie entfliehen wollte, hatte sie sich unwissentlich genaht!

Hans war es, in der That! Auch ihn hatte die heiße Gluth der Adern in's Freie getrieben. Am Stamm der Eiche lehnend, hatte er die schlanke weiße Gestalt kommen sehen, er wollte sie nicht erschrecken, sie vorübergehen lassen und sich dann leise entfernen. Doch sie schritt gerade auf seinen Versteck zu und blieb in stiller Träumerei auf der Rasenbank liegen.

Da sah er nun das junge Mädchen, das er liebte und das seiner Neigung so keck widerstand, in dem vollen Zauber ihrer jungen Schönheit liegen; er wollte sie nicht verscheuchen, und Wonne und Weh füllten sein starkes Herz zum Zerspringen.

Doch der unwillkürliche Seufzer, das Echo seines Herzens zu dem ihren, hatte ihn verrathen, jetzt mußte er vortreten!

„Muß man Sie denn überall treffen!“ rief die mühsam nach Fassung ringende Ellida. „Ist man denn nirgends, nirgends vor Ihnen sicher?“

„Verzeihen Sie!“ sagte er tonlos; „es war nicht meine Absicht, Sie hier zu treffen, ich werde nicht stören!“ Er verneigte sich und ging.

„Herr von Braunegg!“ rief Ellida unwillkürlich.

Sofort stand er vor ihr und blickte sie fragend, zweifelnd an. Doch sie blieb stumm. „Verzeihen Sie,“ sagte er, „es war mir, als ob Sie riefen!“

„Ich — ich habe auch gerufen!“ erwiederte sie, noch immer nach Fassung ringend. „Ich weiß selbst nicht, warum! Ich glaube, ich wollte Ihnen Etwas sagen.“

Er sah sie mit schweigendem Staunen an, sie kämpfte schwer mit sich selber. Endlich begann sie unsicher:

„Ich habe vor einigen Tagen einen Brief meines Vaters erhalten, der mich veranlaßt,

Waldstett morgen zu verlassen. Ich habe Sie in der kurzen Zeit unserer Bekanntschaft häufig verletzt, auch eben jetzt noch, ich — ich denke, wir brauchten nicht als Feinde zu scheiden, wenn wir auch —"

„Immer noch der alte Groll!" rief er heftig; „können wir denn nicht ein paar Tage unter demselben Dache leben? Ich habe Ihnen ja schon gesagt: wenn Einer durchaus Platz machen muß, so gehe ich!"

Sie rang schwer nach Athem. „Sie könnten mir wenigstens glauben!" fuhr sie mühsam fort. „Meines Vaters Wunsch ist mir Befehl —"

Er lachte rauh und verächtlich. „Das kann ich allerdings nicht glauben!" rief er heftig; „Sie, einen Wunsch als Befehl betrachten! Wenn er mit Ihren Launen zufällig zusammentrifft —"

„Genug!" sagte sie aufstehend mit verändertem Tone, „genug! Ich wollte gut machen, was noch gut zu machen war, Sie wollen nicht, sei es denn! In diesem Augenblicke aber habe ich erkannt, daß kleinliches Nachtragen auch bei Männern zu finden ist! Sie haben mich heute Abend zwei Mal gezwungen, Ihre Gefährtin zu sein, ich weiß nicht, warum ich mich zum dritten Male dazu machen wollte! Sie haben mich das Unziemliche meines Schrittes fühlen lassen, das war nicht großmüthig, aber vielleicht — männlich! Jetzt gute Nacht!"

Sie wandte sich zum Gehen, ein plötzliches Frösteln durchbebte wie ein Fieberschauer ihre schlanke Gestalt. Er hob den am Boden liegenden Paletot auf und eilte zu ihr. „Es ist kühl, Sie werden Sich erkälten!"

Fast gewaltsam zog er ihr das wärmende Kleidungsstück an. Sie sah sein ernstes, eifriges Gesicht und mußte mitten in ihrem Unwillen lächeln; er blickte auf und lächelte gleichfalls. „Sind wir nicht wie die Kinder," sagte er leise, „die unter Thränen lachen und um Nichts Thränen vergießen! Wollen Sie wirklich schon in die heiße Stube?"

„Schon!" sagte sie und lachte. „Wie lange noch, bis der Tag anbricht?"

„Gleichviel!" meinte er keck. „Noch ist es Nacht und Mondschein und wir sollten es genießen! Wie schön die Natur im Schlummer ist! Kommen Sie, wir wollen zur Kirche gehen! Oder fürchten Sie Sich?"

„Ich bin nicht furchtsam!" sagte sie. „Trotzdem aber möchte ich zurückkehren! Bedenken Sie unsere Lage! Unsere Begegnung war zufällig, wie aber würde ein Zusammenbleiben aussehen?"

Sie sagte Das ruhig, aber das Herz schlug ihr gewaltsam.

„Sie lassen mich in dieser Stunde schwer empfinden, daß Sie mir kein Vertrauen schenken," sagte er finster. „Was bin ich für ein Mensch, daß sich ein Mädchen scheuen müßte, mit mir allein zu bleiben?"

„Wer war es doch," erwiederte sie leise, „der mich durch Vorwürfe erröthen machte, als ich in einem Zimmer mit einem Herrn allein blieb? Soll ich Ihnen mehr vertrauen, als Sie Doktor Hartmann?"

„Sie setzten Sich durch diesen Halling und Schrötter dem Gerede aus!" sagte er düster.

„Welchem Gerede?" sagte sie stolz. „Dem, daß wir Dinge zu besprechen hatten, die Niemand zu hören braucht! Mit Ihnen habe ich Nichts zu besprechen! Doch um Ihnen zu zeigen, daß ich kein Gerede scheue, will ich mit Ihnen gehen!"

„Ich danke Ihnen!" sagte er herzlich. „Und da wir nach all' dem Wirrniß doch noch zu einer ruhigen Plauderstunde kommen, so will ich Ihnen erzählen, was ich in dieser Zeit gethan habe."

Sie lauschte aufmerksam seinem Bericht. Rasche Fragen, richtige Bemerkungen zeigten ihm, mit welchem Interesse sie seine Handlungen verfolgte. Als er geendet hatte, sagte sie, muthig einen Seufzer unterdrückend: „Es freut mich, daß ich noch Alles gehört habe. Ich zweifle nicht, Sie werden segensreich wirken. Hertha kann mir manchmal davon schreiben, ich werde diese Fabrik immer ein wenig als meine Schöpfung betrachten."

(Fortsetzung folgt.)

---

* Glück auf!

Aus den Aufzeichnungen eines Bergarztes.

Von M. Morgenstern.

(Fortsetzung.)

Aber ich machte keinen Eindruck. Seine Stirne blieb bewölkt, ein ihm fremder Ausdruck blickte mich aus seinen Augen an.

Der Tanz war zu Ende und Lenore kam zurück, wenig ahnend, was während ihrer Abwesenheit verhandelt war.

„Gehabt Euch wohl, Freund Doktor!" nickte Kühne mit kräftigem Handschlag. „Mitternacht ist vorüber, es ist Zeit, daß ich das Kind hier zu Hause befördere. Glück auf!"

„Glück auf, Konrad Kühne, auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen!"

Einige Nächte später klopfte mich Christoph aus dem Schlafe. Ich verbrachte eine Stunde mit ihm am Krankenbette seiner Frau, verließ sie dann merklich besser und ermuthigte ihn, getrost anzufahren.

„Wenn ich sie nicht wiederfände, Herr Bergmedicus!“ sagte er bebend.

„Sie werden sie schon wiederfinden und besser, als Sie sie verlassen,“ entgegnete ich.

„Sie sind gewiß?“

„Ganz gewiß.“

„Es wird eine schwere Schicht für mich sein,“ sagte er an der Straßenecke, die unsere Wege schied. Nach einigen Schritten kam er noch ein Mal zurück.

„Herr Bergmedicus,“ sagte er, „kann man krank sein, ohne es zu wissen? Ich bin nicht, wie ich war; es liegt ein Druck auf meinem Geiste, den ich vergebens abzuschütteln suche.“

„Sie sind ein Träumer, Christoph,“ schalt ich ärgerlich; „denken Sie an Frau und Kinder und seien Sie, wie es einem vernünftigen Manne zukommt. Glück auf!“

XVII.

Der 21. Oktober 1848, dieser für das oberharzische Bergmannsleben so verhängnißvolle Tag, war angebrochen. Er hatte keinen Sonnenstrahl. Tief und bleiern hing der Himmel über die in Nebel gehüllten Höhen. Die Luft war schwer und dick, von keinem Windhauch belebt. Es war ein Wetter, das zu melancholischen Gedanken anregte. Ich hatte meine Runde angetreten und kam eben vor dem Hause des Bergmeisters vorüber, als die Thüre hastig geöffnet wurde und der Beamte in Kittel und Schachthut eiligen Schrittes auf die Straße trat. Sein verstörtes Aussehen fiel mir auf.

„He, Doktor,“ rief er, bevor ich ihn anreden konnte, „haben Sie das Unglück schon vernommen?“

„Welches Unglück?“ fragte ich bestürzt.

„In der Grube Regenbogen sind vermuthlich in Folge einer Verbrennung der Grubenhölzer böse Wetter ausgebrochen. Die Vergiftung der Luft hat sich bereits dem ganzen benachbarten Grubenkomplex mitgetheilt und eine Infizirung unseres Grubenreviers ist sehr zu fürchten. Vom Herzog Wilhelmer Schachte aus soll eine Einfahrt zur Besichtigung gemacht werden.“

„Vom Herzog Wilhelmer Schachte aus?“ fragte ich; „da ist ja Kühne Geschworener!“

„Ja; er wird das gefährliche Unternehmen leiten müssen.“

„Sie fürchten, es könnte schlimm werden?“

„Das brauche ich nicht mehr zu fürchten, es ist es schon. Zwei Opfer, ein Untersteiger und ein Schießer sind bereits erlegen. Was daraus werden wird, wenn die Wetter bis in unsere Gruben vordringen, läßt sich gar nicht berechnen. Halten Sie Sich bereit, nach dem Herzog Wilhelm zu kommen, sobald Sie gerufen werden. Fertigen Sie Ihre Stadtkranken bis dahin ab, ich fürchte, Sie werden später wenig Zeit für sie behalten. Glück auf!“

Das war ein großes, ein folgenschweres Unglück. Die Trauerkunde zog wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Verstörte Gesichter zeigten sich überall; bange Fragen und Antworten wurden ausgetauscht. Welch' eine Gnade Gottes, daß das Unglück erst dann losbrach, als die letzte Wochenschicht verfahren war! Wie sichtbar wachte auch hier der Herr über dem Bergmann!

Ich besuchte meine nöthigsten Patienten. Wo ich hinkam, wurde ich mit der Hiobspost empfangen. Sorgenvoll und gedrückt blickte Jeder auf Das, was die nächste Stunde bringen werde. Es war ein Unglück, das Alle traf.

Gegen Mittag konnte ich hinauseilen nach dem Herzog Wilhelmer Gaizel.

Die Gruben der Nachbarschaft, zu denen die Grube Regenbogen gehörte, mußten gewissermaßen schon aufgegeben werden, da sie vollständig von den bösen Wettern — wie der Bergmann sagt — eingenommen waren. Die Sorge um unsere Grubenreviere steigerte sich mehr und mehr. Fanden die giftigen Gase in dieselben erst Eingang, dann ließ sich die gefährliche Tragweite des Unglücks, dessen Folgen überhaupt nicht abzusehen waren, gar nicht ermessen.

Konrad Kühne war mit einigen Bergleuten — unter ihnen auch der Bohrhäuer Christoph — bei Tagesanbruch schon in den Herzog Wilhelmer Schacht eingefahren, um die Absperrung des tiefen Stollens, der die Grubengänge unserer Stadt mit denen der Nachbarschaft verbindet, zu überwachen. Gelang diese Arbeit rechtzeitig, so war der Ausbreitung des Unglücks eine Schranke gesetzt. Nicht die geringste Nachricht war zu Tage gekommen. Bange Sorge, erwartungsvolle Spannung drückte alle Gemüther.

Der Weg nach der Grube war sehr belebt. Bergleute, Bürger, Frauen, Kinder zogen in bunter Eile vor und hinter mir her. Die erste Aufregung, die sich in Worten Luft gemacht, war dumpfer Niedergeschlagenheit gewichen. Man flüsterte kaum.

Als ich den Gaizel betrat, war eben von unten das Zeichen gegeben, daß die Tonne in den Schacht gelassen werden solle. Sollten auf diese Art Menschen zu Tage gefördert werden, die von den bösen Wettern bereits gelitten hatten? Waren unsere Gruben schon vergiftet?

Die Tonne wurde aufgezogen. Zwei anscheinend todte Bergleute. Der Berggeschworene und der Bohrhäuer nicht. Ich ließ die Unglücklichen an die frische Luft tragen und wandte meine Mittel zur Wiedererweckung ihrer Lebensgeister an. Es währte lange, bis sie sich erholten. Ihre Aussagen waren schauerlich genug. Ein Abnehmen der Kräfte, ein Lähmen aller Glieder, ein Schwinden des Bewußtseins mit verschiedenen krankhaften Empfindungen war die Wirkung der vergifteten Luft.

Dunkel, wie im Traume, erinnerten sie sich, daß sie an Leitern in die Höhe gestiegen, deren Sprossen ihnen wie dicke Baumstämme geschienen; wie und wo Das aber gewesen, wußten sie nicht. Mechanisch hatte der kräftigere von Beiden seinen Kameraden in die Tonne geschoben und sich hinein geworfen, nachdem er ebenso mechanisch das Zeichen zum Niederlassen derselben gegeben. Er hatte sichern Boden unter sich gefühlt, wußte, daß er nicht in den Schacht gefallen, weiter reichte seine Erinnerung nicht. Die Absperrung des tiefen Stollens war nicht gelungen, von ihren Kameraden und ihrem Vorgesetzten wußten sie Nichts, da diese einen andern Weg gewählt.

Es kann natürlich nicht die Aufgabe dieser Blätter sein, eine ausführliche Beschreibung dieses schauerlichsten aller Ereignisse des oberharzischen Bergbaues zu geben, sie gehört den Annalen desselben an; ich beschränke mich auf eine Erzählung Dessen, was mir für diese meine Aufzeichnungen nothwendig erscheint.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine Schreibtafel

ist kürzlich erfunden worden, welche für die Schulen von großer Wichtigkeit sein wird. Sie dürfte wohl nach und nach die bisher gebrauchte Schiefertafel verdrängen, denn man kann auf ihr geläufig mit Tinte und Feder schreiben und die Schrift vermittelst eines Schwammes mit Leichtigkeit wieder entfernen; sie gewährt außerdem der Schiefertafel gegenüber noch eine Menge ande nicht zu unterschätzender Vortheile. Das sächsi Ministerium des Kultus und öffentlichen Unt richts hat durch eine Generalverordnung di neue Tafel den Schulinspektionen bereits zur E führung empfohlen. Während diese Schreibtafe zunächst für die Schule von Bedeutung sin werden sie zugleich auch von der Geschäftsw mit Freuden begrüßt werden, da sie zu Notize Berechnungen, Konzepten 2c. sehr gute Verwe dung finden können. Endlich können sie auch be Stenographen erhebliche Dienste leisten; denn h sich dieser eingerichtet, mit Feder und Kopirtin zu schreiben, so ist es ihm ermöglicht, durch diese einfache Verfahren von seinen Niederschriften Kopie zu nehmen, welche er als wirkliche Originali für alle Zeiten aufbewahren kann.

Zur Naturgeschichte des Bieres.

Wer zählt die Kräutlein, nennt der Säfte Namen,
Die dort in jenen dunklen Kessel kamen? —
Althopfenöl, Syrup und Alkohol,
Ein Fäßchen, dieser saubern Würze voll,
Geworfen in die heißen Wasserpfannen:
Und 's fließen dreißig Eimer Bier von dannen,
Die man durch weit're Kunst mit Schläuch' und Eis
Schon für den nächsten Tag zu brauchen weiß.

Waldmeister, Wermuth und Lakrizensaft
Ersetzt des Malzes und des Hopfens Kraft;
Wachholder, Fichtennadeln, Weidenschalen,
Die sind ja auch viel billiger zu zahlen;
Und was noch sonst der Zufall ausgeheckt,
Was braune Farbe gibt und bitter schmeckt,
Dazu das Schnöd'ste unter Gottes Sonne:
Die gift'ge Teufelsbrüh' der Belladonne.

Der bied're Bürger steht verwund'rungsvoll
Und weiß nicht, was vom „Bier" er sagen soll.
Er nippt am Glas und seufzt voll tiefer Trauer:
„Erst 's zweite Glas — schon packt mich Fieberschauer
„Wer hätte Das vor zwanzig Jahr' gedacht,
„Daß man aus solcher Schmier je „Biere" macht!" —
Da knallt der Spunt — ein Geist ruft aus dem Loch
„Warum so jammern, Freund? — Du saufst's jadoch!

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 109. Montag, 16. September 1872.

* Zwei Wilde.

Novelle von Eva Hartner.

(Fortsetzung.)

„Sie denken immer noch an Trennung?" fragte er vorwurfsvoll.

Sie schwieg. Die kleine Kirche lag vor ihnen; der alte Bau hob sich, wunderbar verschönt vom Mondlicht, hell von den umgebenden Bäumen ab. Schweigend durchschritten sie den kleinen Kirchhof. An der Thüre des Gebäudes hielt er an und sagte: „Ich weiß nicht, ob Sie mich darin verstehen werden, wie die Sehnsucht nach einer längst Verstorbenen, nie Gekannten plötzlich im Menschenherzen lebendig werden kann? Ich habe in Reichenhall ein lebensgroßes Brustbild meiner Mutter entdeckt."

„Wir sind Schicksalsgenossen!" sagte das Mädchen trübe; „auch meine Geburt kostete meiner Mutter das Leben!"

„Das wußte ich nicht," sagte er lebhaft, „dann müssen Sie mich verstehen! Meinem Vater scheint der Anblick des Gemäldes unerträglich gewesen zu sein, er ließ es in ihr Zimmer bringen, in dem vom Begräbnißtage ab Nichts verändert werden durfte. In meiner Kindheit mied ich ihre Thüre immer, höchstens wagte ich, geräuschlos vorbei zu schlüpfen. Einmal führte mich meine alte Wärterin heimlich vor das Bild, ich behielt den Eindruck zweier strahlender tiefblauer Augen und einer Kette Perlen im dunklen Haar. Meine Ahnung hat mich nicht getäuscht," fuhr er fort, das Mädchen sinnend betrachtend, „wie Sie da so im Mondlicht vor mir stehen, könnte ich wirklich glauben, meine todte Mutter zu sehen!"

Elliba wurde es seltsam und schauerlich zu Sinn, noch immer schwieg sie. Wild flutheten Gedanken und Gefühle durch des Mädchens erregtes Herz, da hörte sie es leise flüstern wie mit Geisterstimme: „Elliba, gehe nicht von mir!" Und nicht länger Herr ihrer Bewegung sank sie nieder und erwiederte: „Ich muß, ich muß!"

„Antworte mir!" flehte er innig; „warum, warum fliehst Du mich stets?"

„Weil ich Dich liebe!" stammelte sie.

Mit starkem Arme umschlang er sie und zog sie empor an sein Herz. „Ich lasse Dich nicht! Jetzt gehörst Du mir!" rief er jubelnd.

„Laß mich in das Haus gehen, laß mich allein! Es ist fast Tag, jeder Nerv bebt an mir! Morgen sprechen wir uns wieder!"

„Und die Trennung?"

„Verlange jetzt keine Entscheidung!" bat sie.

Wortlos verließen sie das Kirchlein, wortlos geleitete er sie bis an ihr Zimmer. „Wo sprechen wir uns?" fragte er leise.

„Nach dem Frühstück, im Garten oder auf dem Kirchhof!"

Als Hertha am andern Morgen erwachte, hatte sie einen seltsamen Anblick. An ihrem Bette kniete Elliba schlafend, halb entkleidet, noch immer war das Haar von Perlen durchflochten und die blassen Wangen zeigten Spuren von Thränen. Das Bett stand unberührt.

Beim Frühstück war Elliba blaß und still, Frau von Braunegg blickte sie tadelnd an. „Das kommt von nächtlichen Gartenexpeditionen!" sagte sie strafend. „Du hast Dich erkältet!"

Hans und Elliba errötheten, die Dame blickte verwundert von Einem zum Andern.

„Ein kleiner Spazirgang wird mich wieder herstellen!" sagte Elliba beruhigend.

„Mich mußt Du entschuldigen!" sagte Hertha lachend; „ich bin viel zu steif!"

„So gehe ich allein, oder Herr von Braunegg ist so gütig, mich zu begleiten!" sagte Elliba kühl. Hans verneigte sich zustimmend, Frau von Braunegg blickte noch verwunderter.

„Und die Trennung?" fragte Hans, als sie eine Strecke vom Hause fort waren.

„Hören Sie mich ruhig an!" bat das Mädchen. „Ich habe viel darüber nachgedacht; sind Sie anderer Meinung, so werde ich nicht widerstreben, aber erst hören Sie meine Gründe!"

„Um Gotteswillen, laß Das Sie weg, wenn wir allein sind!" bat er ungeduldig.

„Du hast mich lieb gewonnen, wie ich von Natur bin," fuhr sie leise fort, „stark, stolz und eigenwillig. Die jetzt vor Dir steht, ist nicht die wahre Ellida, nicht das Mädchen, das Du liebst, sondern ein schwankendes, willenloses, gebrochenes Geschöpf. Uebermäßig habe ich gerungen gegen eine Liebe, der ich mich nicht unterwerfen wollte, übermäßig ist auch der Rückschlag. Du hast es selbst gesagt und das Wort hat an mir genagt Tag und Nacht: launenhaft und unerzogen! So darf das Weib nicht sein, das Deinen schweren Lebensberuf mit Dir theilen soll! Du bedarfst eines ebenbürtigen Weibes, ich sage es mit Beschämung; ich bin es nicht, aber ich kann es werden! Du hast mich als Spielball Deiner Launen behandelt und ich Dich, ich habe Deine überlegene Kraft empfunden, mich Dir offen widersetzt und Dich im Geheimen auf den Knieen bewundert; so aber dürfen Mann und Weib nicht miteinander stehen! Lasse mir Zeit, Das zu werden, was ich um Deinetwillen sein möchte, gib mir ein kurzes Jahr, dann sollen alle Jahre meines Lebens Dir gehören, so lange ich unter den Lebenden weile!" — Sie schwieg, er erwiederte Nichts.

„Mein Vater ruft mich," fuhr sie mit leiser Stimme fort; „er ist in Angst um mich. Aus übergroßer Liebe ließ er mich frei aufwachsen, jetzt zittert er für sein stolzes, trotziges Kind. Meine Briefe haben ihm mein Geheimniß verrathen, weißt Du wohl, wodurch? Ich wollte mich ganz beherrschen und schrieb, während Du mit Hertha sprachst, ich schrieb verwirrt, zuletzt fehlte der Schluß, daran ist Arnswalde schuld!"

Sie waren auf dem Friedhofe angelangt, erschöpft setzte sie sich auf eine Bank, in ernstem Schweigen ging er auf und nieder. Endlich trat er zu ihr und begann: „Du hast Recht! Auch ich habe viel versäumt und viel nachzuholen! War es doch Deine kecke Bemerkung über berufslose Menschen, die mich zuerst mit Scham über meine vergeudeten Jahre erfüllte! Dein Uebermuth hat bewirkt, was alle Ermahnungen des Onkels nicht bewirkten: er trieb mich nach Arnswalde!" — Er schritt wieder schweigend auf und nieder: „Es wird mir schwer, es auszusprechen," fuhr er fort, „aber Du hast Recht, trennen wir uns jetzt, um uns besser wieder zu finden!"

„Ich danke Dir!" sagte sie leise.

„Aber Das ist kein Grund, nicht um Deine Hand anzuhalten!" begann er wieder; „Dein Vater —"

„Mein Vater wird den Mann willkommen heißen, dem ich meine Hand reiche!" unterbrach sie ihn. „Dennoch bitte ich Dich, laß Alles, wie es jetzt ist! Wozu eine öffentliche Verlobung? Glaubst Du, ich werde die heutige Nacht je vergessen? Laß Jeden von uns als freien Menschen streben, sich des Andern würdig zu entfalten!"

(Fortsetzung folgt.)

---

* Glück auf!

Aus den Aufzeichnungen eines Bergarztes.

Von M. Morgenstern.

(Fortsetzung.)

Konrad Kühne und Heinrich Christoph waren nebst den Uebrigen, die sich an der Expedition betheiligt hatten, in der gefährlichen Tiefe. Wo und wie, ob lebend oder todt — wer konnte Das wissen? Meine Gedanken schweiften von meinen ärztlichen Bemühungen und dem ganzen Unglück einen Augenblick zu den beiden Frauen hinüber, die mir persönlich nahe standen und deren Lebensglück diese Frage so nahe berührte. Lenore Gieseke, die holde, reine, süße Braut, und Frau Christoph, die gute, würdige, verständige Gattin und Mutter: Beide vielleicht beraubt! Vielleicht? — Ach, es war wohl gewiß. Aber ich konnte ihnen, wie ihren Leidensgefährtinnen nicht lange Zeit widmen, mein Denken gehörte meiner Berufspflicht. Ich mußte hier, wie so oft in den peinlichsten Vorkommnissen, Arzt, durfte nicht Mensch sein.

Das Brandgas, das dem Schachte entströmte, füllte bereits den Gaizel. Man hatte Thüre und Fenster ausgenommen, um ungehindert frische Luft einströmen zu lassen. Auch aus den übrigen zu diesem Grubengange gehörenden Gruben strömten die bösen Wetter aus. Der Eindruck dieser Wahrnehmung wirkte um so niederschlagender, weil man die unter der Erde weilenden Männer in der größten Lebensgefahr wußte.

Wieder wagten sich mehrere tapfere Bergleute unter Anführung eines Fahrsteigers in die gefährliche Tiefe, um das Möglichste zur Rettung

Kühne's und seiner Gefährten zu versuchen. Da man aber nicht wissen konnte, welchen Weg sie eingeschlagen, so folgte noch eine zweite Schaar in einer von der ersten verschiedenen Richtung.

Dumpfe Angst herrschte inzwischen in der Stadt. Sie lag auf den bleichen Gesichtern, den geschlossenen Lippen. Wie aber die dienende Liebe da am unverhülltesten hervortritt, wo ein großes Unglück sich Bahn bricht, so auch an diesem schrecklichen Tage. Freunde und Nachbarn stellten sich bei den betheiligten Familien ein, um durch ihre Gegenwart, durch stille Hilfeleistungen tröstend zu wirken.

Mit bewunderungswürdiger Todesverachtung fanden sich immer wieder Männer bereit, um zur Rettung ihrer Kameraden in die Tiefe zu fahren und mit dem Feinde zu kämpfen, der tückisch im Dunkel lauerte, gegen dessen Gewalt es keine Waffe gab. Und ob auch immer und immer wieder todtenähnliche Gestalten zu Tage gefördert wurden, es schreckte die tapferen Bergleute nicht ab, sich unerschrockenen Muthes dahin zu begeben, wo ihrer ein gleiches Schicksal harrte. Wer, der diese Tage erlebt, könnte den Muth, die edle Hingabe, die kameradschaftliche Aufopferung vergessen, welche diese Helden übten! Wer den Edelmuth verkennen, mit welchem sie ihr Leben zur Rettung Anderer einsetzten, stark im Vertrauen auf Den, der täglich ihre Schritte lenkt, ob sich auch ihre Pfade in den dunklen Tiefen der Erde verlieren, der sich ihnen täglich und stündlich in seiner Barmherzigkeit offenbart!

Allmälig kehrten die zur Rettung eingefahrenen Männer zurück. Keiner hatte von der Kühne'schen Schaar das Geringste gehört oder gesehen, aber Alle bestätigten, daß weitere Rettungsversuche mit der allergrößten Lebensgefahr verbunden seien. Der Zustand, in welchem sie zu Tage kamen, das langsame Wiedererwachen bekräftigte diese Aussagen.

Die Zechenhäuser waren in Lazarethe verwandelt, ein Winkel der großen Zechenstube war zu einer Apotheke eingerichtet; Aderlässe und Schröpfköpfe wurden angewandt, alle nur möglichen Hilfsmittel versucht; wir Aerzte hatten volle Arbeit.

XVIII.

Ich ließ mich für den Abend auf kurze Zeit ablösen, ich bedurfte der Erquickung nach dem anstrengenden Tagewerk, und ich hatte einige Kranke in der Stadt, die ich nothwendig sehen mußte.

Der Weg war noch belebter, als er am Mittag gewesen war, die Menschen zeigten sich aufgeregter. Todesmuthige Helden, zur Einfahrt gerüstet, kamen noch immer heraus nach der Grube, weil sie den Glauben nicht fahren lassen wollten, ihren Geschworenen mit seinen Leuten noch am Leben zu finden. Weniger sanguinische Gemüther sahen die Unglücklichen mit dem Tode ringen und fern von den Ihrigen nach Hilfe schmachten. Frauen jammerten, Kinder schluchzten und die Männer sahen verstört darein. Unbeschreibliche Traurigkeit, dumpfe Niedergeschlagenheit herrschten auf der einen, exaltirter Muth auf der andern Seite.

Beklommen schritt ich durch die dunkelnden Straßen. Sonnabend Abend! Der einzige Abend, den der Bergmann im Genuß seines häuslichen Glückes verleben kann, der Abend, auf dem nach einer ruhig im Bett verschlafenen Nacht der stille Sonntagmorgen mit seinem Kirchgange folgt: wie schön, wie friedlich war er sonst! Da saß der Vater einmal ohne den schwarzen Kittel, der so oft sein Todtenhemd wird, behaglich im Kreis der Seinen, und vor ihm auf dem Tische dampfte das geräucherte Schweinefleisch, das Lieblingsgericht des Bergmannes. Mit wichtiger Geschäftigkeit löste die lächelnde Hausfrau die schmale magere Streife ab und legte sie ihm auf den Teller, aber er berührte den Leckerbissen nicht, bis sie bescheidentliche Häppchen für sich davon nahm und den Kindern von dem fetten Theil auf's Brod gestrichen, der die Woche über für den Brodbeutel des Vaters ausreichen mußte. Da nickte er stolz wie ein König den Kleinen zu, biß ungeheure Stücke von seiner Brodschnitte ab, ließ den Magenbitter um den Tisch gehen und sah so zufrieden, so glücklich aus. O du armes, genügsames, glückliches Bergmannsleben, wie mußt du deinem Gott so nahe sein, wenn jener Weltweise Recht hatte, daß Der ihm am nächsten sei, der am wenigsten braucht! Ja, du bist ihm nahe, er ist dein Beschützer und dein Freund, er leitet dich an seiner Hand auf deinen unterirdischen Gängen: du lernst ihn kennen, erfährst täglich, stündlich seine Allmacht und Barmherzigkeit, deßhalb vertraust du ihm!

Wie war der Sonnabend Abend heute so anders! Da gab es kein gemüthliches Zusammensitzen, kein geordnetes Mahl in den Bergmannsstuben. Tief gedrückt waren die Leute bei den betheiligten Familien, oder unterwegs nach den Gruben. Ihr ängstliches Forschen, ob von den in der Tiefe weilenden Männern noch immer Nichts entdeckt sei, bezeugte die dumpfe Angst, die in ihnen nagte.

Ich besuchte meine Kranken, unter ihnen auch Frau Christoph. Eine Nachbarin war bei ihr. Sie bemühte sich, das klägliche Schreien des Kindleins durch Hin- und Herschaukeln zu stillen, das mit der Muttermilch die Herzensangst der armen Mutter getrunken. Mit welcher Freude hatte der Vater vor wenigen Tagen erst die Ankunft des kleinen Wesens in's Leben begrüßt, mit welcher Sorge und Liebe hatte er die Stunden, die sein Beruf ihm frei ließ, am Bett der geliebten Frau gewacht!

Ich reichte ihr die Hand. Sie fragte nicht, sie wußte wohl, daß ich ohne Frage sagen würde, wenn ich Etwas zu sagen gehabt. Aber sie sah voll zu mir empor. Der Blick des trockenen Auges hatte Etwas von der Qual, die uns aus dem Auge eines gemarterten treuen Hundes so beweglich anspricht.

Trost konnte ich ihr nicht zusprechen; es war noch nicht an der Zeit; die Nacht war noch nicht eingebrochen. Das unheimliche Dämmerlicht, das oft schlimmer ist als Nacht, lag noch ungewiß über dem armen Weibe, wie über dem ganzen Ereigniß. Hoffnung und Furcht schufen noch jenes innere Schwanken, dem die Energie fehlt, die nothwendig ist zum Ertragen eines unabweisbaren Verhängnisses, und das erst weicht, wenn dasselbe sich in voller Wucht niedergelassen.

Ich verschrieb ein Pulver, das Vergessenheit und Schlaf bringen mußte, und schärfte der Pflegerin ein, die Kinder und jegliche Ruhestörung fern zu halten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Französische Dotationen.

Eine Pariser Zeitung, die „Liberté", schreibt, die deutschen Generale und Staatsmänner seien mit ihren Dotationen sehr unzufrieden, obwohl dieselben sich auf die Summe von 500 Mill. Frcs. ??? beliefen. (Bekanntlich betrugen dieselben 4 Mill. Thaler oder 15 Mill. Frcs.; französische Blätter geben sich beim Lügen nicht mit Kleinigkeiten ab.) Um nun die Genügsamkeit der Generale Napoleons gegenüber der preußischen Habsucht in das gehörige Licht zu stellen, gibt die „Liberté" die Ziffern der von jenen bezogenen Schenkungen und diese sind interessant genug, um sie dem deutschen Publikum nicht vorzuenthalten.

Durch Dekret vom 23. Sept. 1807 erhielten: Berthier 1 Mill. Frcs., die Marschälle Ney, Davoust, Soult, Bessières je 600,000 Frcs.

Masséna, Augereau, Bernadotte, Mortier, Victor je 400,000 Frcs.

25 Generale je 200,000 Frcs.

Diese Schenkungen ergeben ein Total von 10,900,000 Frcs.

Aber damit war die kaiserliche Großmuth noch nicht erschöpft. Ein zweites Dekret von demselben Tage ernannte:

1) 30 Herzoge, von denen jeder eine einmalige Dotation von 500,000 Frcs. und 100,000 Frcs. Rente erhielt, doch war daran die Verpflichtung geknüpft, ein Hotel in Paris zu kaufen und dort auf großem Fuße zu leben. Napoleon kannte seine Pariser.

2) 60 Grafen mit einem Geschenk von je 200,000 Frcs. und 50,000 Frcs. Rente; diese mußten die Hauptstädte der Departements bewohnen, und

400 Barone mit je 5000 Frcs. Rente; den Baronen lag es ob, auf dem Lande zu residiren.

Diese baaren Schenkungen und die Renten zu 5 pCt. kapitalisirt, ergeben die anständige Summe von beinahe 160 Mill. Frcs. oder 42 Mill. Thaler, nach dem damaligen Geldwerthe jedoch das Fünffache. Man weiß übrigens, daß der Kaiser dabei nicht blieb, nach jedem Kriege wurden neue Titel und Würden geschaffen und die Dotationen vermehrt. So wurden nach 1807 Berthier zum Fürsten von Wagram, Bernadotte zum Fürsten von Ponte Corvo, Masséna zum Fürsten von Eßling zc. ernannt und ihre Einkünfte erhöht. Mit den Reichthümern wuchs die Habsucht dieser Großwürdenträger; Napoleon selbst nannte Masséna, Launes und Junot schamlose Plünderer und die Archive und Chroniken der deutschen, von den Franzosen besetzten Städte bewahren das Andenken der Erpressungen, welche die französischen Generale für ihre eigene Rechnung ausübten. Sogar das Interesse ihres Herrn und Gebieters war diesen beutelustigen Abenteurern feil und sie gestatteten den Handel mit den verbotenen englischen Waaren gegen enorme Bestechungen, wie es z. B. Augereau in Frankfurt that. Im Lichte dieser Thatsachen gewinnt die Ehrlichkeit und Mäßigung der napoleonischen Satelliten einen ganz eigenthümlichen Anstrich.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

// Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 110. Mittwoch, 18. September 1872.

* Zwei Wilde.

Novelle von Eva Hartner.

(Fortsetzung.)

„Eine Verlobung macht Aufsehen, erregt vieles Fragen, nimmt die unbeachtete Freiheit, Das möchte ich vermeiden. Wir werden einander nicht vergessen, auch ohne Briefwechsel!“

„Auch darin muß ich Dir, wenn auch ungern, nachgeben!“ sagte er ernst. „Doch der Mann soll sich nicht verzagter benehmen, als das Weib! Sei es denn! Du kehrst in Dein Vaterhaus zurück, ich gehe nach Arnswalde; kehrt der Frühling wieder, so führe ich mein Bräutlein heim!“

Sie lächelte unter Thränen. „Und nun Nichts mehr davon! Jetzt sind wir wieder Herr von Braunegg und Fräulein von Buchau, die sich nicht vertragen können!“

Im Hause gab es großen Sturm, als Elliba erklärte, mit dem Mittagszuge abreisen zu müssen. Doch schließlich wurde der Wagen bestellt. Beim Mittagessen fragte Hans mit gut gespielter Unbefangenheit: „Würden mir das gnädige Fräulein einen Platz im Wagen gestatten? Ich habe in der Stadt zu thun,“ und Elliba erwiederte gleichmüthig: „Wenn mein Koffer noch Platz läßt, warum nicht?“

Die Eltern blickten dem davonrollenden Wagen mit langen Blicken nach. „Was sagst Du nun?“ fragte der Mann.

„Daß ein Trotzkopf das Unberechenbarste in der ganzen Welt ist!“ sagte die Frau nachdenklich.

„Der Roman ist aus, sollte ich meinen!“ sagte er.

„Oder er fängt erst an, wer weiß?“

Zwei sehr erstaunten Gesichtern begegnete der Wagen unterwegs; das erste gehörte Herrn von Halling, der, auf einem Spazirgang begriffen, wie erstarrt stehen blieb, als ihn das Kleeblatt grüßte. Das zweite Dr. Hartmann, der mit großer Entschlossenheit den Kopf seines Pferdes dem Bahnhofsgebäude zuwandte, er mußte doch von Elliba Abschied nehmen!

„Wenn Du die Beiden allein lassen kannst, so thust Du ein gutes Werk!“ flüsterte Elliba dem Geliebten zu.

„Doktor,“ rief Hans mit großer Geistesgegenwart, „ich habe eine Bitte an Sie! Nehmen Sie meinen Platz im Wagen und lassen Sie mir Ihren Braunen! Sie wollten doch die Kranken in Waldstett besuchen, und ich habe hier zu thun und möchte meine Cousine nicht aufhalten! Steinbrüche sind ja nicht auf dem Wege!“ schloß er lachend.

Die Sache war arrangirt und Hartmann und Hertha sahen nicht unglücklich darüber aus. Als das Zeichen zur Abfahrt gegeben wurde, ruhte Elliba's Hand in der des jungen Mannes: „Auf Wiedersehen!“ flüsterten Beide.

Sechzehntes Kapitel.

Müde von angestrengter Tagesarbeit saß der Justizrath von Buchau am Schreibtisch. Nachdenklich und bekümmert blickte der ernste Mann, sein Herz bangte um sein Kind. Da öffnete sich leise die Thüre, die Ersehnte trat herein. „Hier bin ich, Vater!“ sagte sie einfach.

Er schloß sie herzlich an seine Brust, nach einer stummen Pause sagte er: „Du kehrst zurück, aber wie?“

„Als eine Bessere, Vater, hoffe ich!“ sagte sie sanft.

Er richtete ihr schönes Haupt auf und blickte forschend in ihre großen Augen. „Du bist bleich, mein Kind, Du hast viel geweint und doch siehst Du glücklich aus! Hast Du mir Nichts zu sagen?“

„Erlaube mir zu schweigen!“ bat sie. „Ich kehre zurück reicher und besser, als ich ging; ist Das nicht genug?“

„Ich vertraue Dir!“ sagte er ernst; „Du sagst es, so sei es genug!“

Stumm ergriff sie des Vaters Hand und drückte sie an ihre Lippen, dann sank sie schluchzend in seine Arme.

Am Theetisch, den Tante Sara heute festlich bereitet hatte, brach der alte Muthwille wieder siegreich durch. „Höre, Tante Sara, ich will Dir Etwas anvertrauen! Vater, knöpfe die Ohren etwas zu, Du sollst nicht Alles hören! Sieh, Tante, es ist mir gegangen, wie dem Dulder Odysseus, ich habe anderer Leute Städte gesehen und andere Menschen, und da ist mir klar geworden, daß ich eigentlich gar Nichts weiß! Das glaubst Du nun nicht, weil Du mich für die Weiseste des Abendlandes hältst, aber es ist doch so, darum muß ich noch entsetzlich viel lernen!“

„Aber du lieber Gott!“ stammelte die alte Dame verwirrt, „Du hast ja immer gesagt, jeder Lehrer würde Dir davonlaufen?“

„So halte ich ihn am Frackschwanz fest!“ rief sie lustig; „und wenn Du mir die Beihilfe versagst und mir nicht zu Engagements verhelfen willst, so thue ich selber einen Fußfall vor den gelehrten Herren! Mit Perücken und Kaftans müssen sie mir freilich nicht kommen, sonst stehe ich nicht für meine Lachmuskeln!“

„Aber, liebes Kind, was willst Du denn lernen?“

„Nun, Griechisch, Lateinisch, Philosophie, Mathematik, Physik und Chemie, Astronomie —“

„Konrad,“ unterbrach Tante Sara ernsthaft den Redestrom, „das Kind ist von Sinnen!“

„Und Tantchen,“ fuhr die Muthwillige fort, „Menschen habe ich kennen gelernt, solche kannst Du Dir gar nicht denken! Da ist der dicke Lieutenant Schrötter, der braucht immer zwei Rohrstühle zum Sitzen, und der Doktor Hartmann, der macht seine Krankenbesuche zu Pferde —“

Nachdem die Tante sich ob solcher Neuerung gebührend entsetzt hatte, fragte sie: „Und wie war denn der Ball?“

„Herrlich!“ rief Elliba; „bis Tagesanbruch haben wir auf dem Rasen getanzt, es war Mondschein, wir sahen aus wie lauter Nixen und Nixeriche — —“

(Schluß folgt.)

---

* Glück auf!

Aus den Aufzeichnungen eines Bergarztes.

Von M. Morgenstern.

(Fortsetzung.)

„Sie sind die Frau eines Bergmannes und die Mutter zweier Kinder,“ sagte ich zu der Kranken, „nun bewähren Sie Sich.“

Sie strich mit der matten Hand über die Locken ihres vierjährigen Knaben, der an ihrer Seite schlief, und seufzte tief und schmerzlich.

„Wissen Sie, wie es bei Giesekens steht?“ fragte sie, als ich gehen wollte.

Ich freute mich der Selbstlosigkeit, die ihr im eigenen Jammer Mitgefühl für Andere ließ, aber Das führte mich zu Dem, was ich vergessen hatte: morgen sollte ja dort Hochzeit sein! Arme Braut!

Ich mußte bei ihr vorgehen. Der Abend war schon vorgerückt, als ich das Gitterthor des kleinen Vorgartens öffnete. Der graue Himmel hatte keinen Stern. Ein leiser Nebel rieselte auf die Erde nieder, man sah ihn nicht fallen, aber man fühlte die Nässe.

Der Garten war von den Herbststürmen bereits kahl gefegt, die Vegetation abgestorben. Der Kiespfad war mit den letztgefallenen Blättern bestreut, nur die Tannen, die ewiggrünen, hatten ihr volles Gewand behalten, aber sie sahen düster aus, die lang gestreckten Zweige hatten etwas Gespenstisches.

Das Haus lag still und dunkel da. Nur das Eckzimmer im ersten Stock zeigte Licht. Ich trat in die Hausflur, die mit Tannenzweigen geschmückt war zu dem Feste, das morgen hatte gefeiert werden sollen.

Ich sagte dem Hausmädchen, das aus der Küchenthüre hervorschaute, daß es mich dem Fräulein melden solle, und schritt in's Wohnzimmer mit der alten Zutraulichkeit.

Da stand ich wieder, wie bei meinem ersten Eintritt, vor den Kaulbach'schen Goethebildern, aber mir fehlte Muth und Lust, sie wie damals zu betrachten.

Dieselbe Thüre, die sich an jenem Abend geöffnet, öffnete sich auch jetzt und dieselbe Lenore trat zu mir ein.

Dieselbe, und doch eine andere. Sie trug einen brennenden Wachsstock in der Hand. Das Streiflicht, das über ihr Gesicht flackerte, zeigte seine gänzliche Farblosigkeit.

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor, daß Sie kommen,“ sagte sie leise und tonlos; „bringen Sie Nachricht?“

Ich schüttelte nur.

„O, diese Ungewißheit!" klagte sie.

„Ihr Vater?" fragte ich.

„Sitzt bei seinem Wörterbuche," flüsterte sie, schmerzlich lächelnd. „Es fehlen noch einige Bogen, und er arbeitete Tag und Nacht, um sie zu beenden bis — bis morgen," setzte sie stockend hinzu, „und dann nachzuschieben in den umgelegten Einband."

Sie seufzte und machte eine Bewegung nach der offen gebliebenen Seitenthüre, die einen Einblick in das angrenzende Zimmer gewährte.

Es war wie das, in dem wir uns befanden, und wie die Hausflur, mit Tannenzweigen geschmückt. Auf dem festlich gedeckten Sophatisch lag, von blühenden Monatsrosenstöcken umgeben, ein umfangreiches, hoch aufgeschichtetes Paket — das verhängnißvolle Wörterbuch in Manuskripten.

„Die Mitgift meiner einzigen Tochter — meine gelöste Lebensaufgabe",

lautete die Inschrift des vorgerichteten Transparents, das die Wand über dem Sopha füllte und zu dessen Vervollständigung nur die Beleuchtung fehlte.

„Mein armer Vater wollte es so, er mühte sich bei dieser Vorrichtung allein ab," sagte Lenore kaum verständlich, nachdem wir einige Augenblicke stumm vor dieser Seifenblase menschlicher Einbildung gestanden. „Gehen Sie wieder nach dem Gaizel hinaus, Herr Doktor?"

„Ja," entgegnete ich, „ich kam nur nach der Stadt, um einige nothwendige Krankenbesuche zu machen und ein wenig zu genießen."

„Wollen Sie mich — benachrichtigen lassen — wenn — wenn —"

„Ich will Ihre Ungewißheit keinen Augenblick länger währen lassen, als nothwendig ist. Ich will einen Boten schicken."

Mit diesem Versprechen schied ich von der bleichen jungen verwittweten Braut, die so still und bewegungslos inmitten ihrer Hochzeitsausschmückung stand und ihren gerechten Schmerz so klaglos im Herzen trug.

Ich schritt über den Kiespfad zurück nach der Gitterthüre. Der Blick, den ich beim Schließen derselben zu den erleuchteten Fenstern emporschickte, hinter denen der alte Mann saß und in seiner nutzlosen Arbeit eine Pflicht zu erkennen glaubte, während er die nächste und wirkliche, der Tröster seines Kindes zu sein, so gänzlich außer Acht ließ, der Blick war vielleicht zu streng, zu vorwurfsvoll, denn er war ja krank, der arme, alte Mann, und ich hatte kein Recht, ihn zu verurtheilen oder zu strafen.

Ich dachte zurück an Konrad Kühne, den braven, biedern, rechtschaffenen Mann mit dem Kinderherzen, und ich fühlte mit Dank, daß ich es erkannt, erkannt und gewürdigt hatte, und — daß wir Freunde geblieben. Freunde! Welch' ein Trost mir Das war in dieser Stunde!

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Elsässer Ditsch.

Selbst an den Wirthshausschildern und Verkaufsbuden, schreibt ein Korrespondent der „Presse", kann man sich vom Fortschritt des Deutschen im Elsaß überzeugen. Da kann man neben dem französischen Schilde angeschrieben sehen: „reißende herberche" (Herberge für Reisende), „brandewein, logirt vier Mann und fert" (Branntwein, Logis für Mann und Pferd). In Straßburg steht links vom Eingange des Metzgerthores auf einem Schilde: „Logiert, Brandewein, Vein, Bier, deutsche Vierthschaft" (Logis, Branntwein, Wein, Bier, deutsche Wirthschaft). — Wir können Dem noch die bekannte Aufschrift, die man vielfach in Elsaß-Lothringen findet, beifügen: „Hier loschirt man zu Pferd und zu Fuß" (ici on loge à cheval et à pied, d. h. Wirthshaus für Fuhrwerk, Reiter und Fußgänger). Derlei sprachliche Irregularitäten erklären sich indeß einfach aus der Natur der Sache; mit der Zeit werden sie von selbst verschwinden.

Börsenmuth.

Der bekannte französische Schriftsteller Ernst Feydeau erzählt in der „Revue de France", daß er lange Zeit eifrig die Börse besucht und spekulirt habe, ohne es zu Etwas bringen zu können. Eines Tages sagte ihm Mirès, der waghalsigste und rücksichtsloseste aller Pariser Spekulanten: „Sie werden es nie an der Börse zu Etwas bringen. Sie haben irgend Etwas zu viel!" Wahrscheinlich meinte Mirès damit, etwas zu viel Gewissen. Bald darauf kam Mirès auf dasselbe Thema zurück und ermahnte Feydeau väterlich, die Börse zu verlassen und sich der Literatur zuzuwenden. Diesmal motivirte er seine Mahnung mit dem Satze: „Es fehlt Ihnen an Muth, um in Geldgeschäften zu reuissiren." Feydeau verlangte gekränkt eine nähere Erklärung und nun belehrte ihn der kundige Mirès in salbungsvollem Tone: „Der Muth an der Börse

besteht darin, daß man jeden Tag der Gefahr trotzt, Geld schuldig zu sein und dabei doch ganz sicher zu wissen, daß man nicht zahlen kann!"

Amerikanisches Duell.

Kürzlich meldeten die Blätter des Kantons Wallis, daß auf der Straße von Salvon nach Finthauts eine fremde Leiche gefunden worden sei. Man konnte jedoch anfänglich nicht ermitteln, ob hier ein Mord oder Selbstmord vorliege. Die gerichtliche Untersuchung und die Obduktion der Leiche haben nun festgestellt, daß der Fremde Hand an sich selbst gelegt hat. Derselbe mag 30 bis 35 Jahre alt gewesen sein. Bevor er seinem Leben ein Ende machte, schrieb er auf die Rückseite des italienischen Reisehandbuches, das er besaß, mit Bleistift, aber keineswegs hervortretend, folgende fünf Notizen: „1) Amerikanisches Duell. 2) Non posso vivere, lasciate mi morire in pace. 3) Addio cara mia Marietta. 4) Ich habe meine Effekten an meine Familie geschickt und genau nur so viel Geld behalten, daß ich noch bis Mittwoch leben kann, d. h. bis zu dem Tage, da ich mich tödten soll. 5) Am 24. Juni habe ich zu Neapel mein Ehrenwort gegeben, mich Mittwoch den 10. Juli selbst zu tödten. Ich werde es thun." Man fand auf der Leiche keinerlei Papiere, aus denen sich auf Herkunft, Namen ꝛc. hätte schließen lassen. Auch die Wäsche war nicht gezeichnet.

Zum Weltuntergang.

Ein Grazer besuchte jüngst einen kleinen Ort in Untersteiermark und wurde von einem dortigen Bauer gefragt, ob man in Graz auch den Weltuntergang erwartet hätte. „Hier" — meinte er — „erzählt man, daß die Welt deßwegen nicht untergegangen sei, weil der Komet in's Meer gefallen sei, wodurch auch die großen Ueberschwemmungen herbeigeführt worden seien."

Eine hochherzige Handlung.

Die Berliner „Gerichts-Zeitung" schreibt: „Eine Berliner Lebensversicherungs-Gesellschaft ist gegenwärtig in der Lage, den fälligen Betrag einer Police auszuzahlen, an welche sich folgender mittheilenswerther Zug wahrhafter Hochherzigkeit knüpft. Ein Maurermeister M., dem es unter seinen unglücklichen pekuniären Verhältnissen nicht möglich war, mit der Prämienzahlung auf seine Lebensversicherung, welche über 5000 Thrl. lautete, fortzufahren, verkaufte die Police an den Kaufmann L. in Wehlau (Ostpreußen) für 1000 Thlr. Als ungefähr 3 Monate darauf der Maurermeister starb und seine Frau in eben nicht sorgenfreien Verhältnissen zurückließ, sandte L. der Wittwe aus freien Stücken die Police mit dem Ersuchen, ihm nach Einziehung des Betrages seine gezahlten 1000 Thlr. zurückzuerstatten, die übrigen 4000 Thlr. aber zu behalten."

Vorsicht ist die Mutter der Weisheit.

Ein Pariser Dämchen schrieb jüngst an ihren „Freund" folgendes Billet: „Mein Herr! Wollten Sie so freundlich sein, wenn Sie aus Ihrem Bureau gehen, etwa um 4 Uhr, bei mir vorzusprechen? Im Falle Ihrer Verhinderung bitte ich, mir sagen zu lassen, wann, wo und wie ich Sie sehen könnte. — Nachschrift. Ich duze Dich nicht, mein geliebter Gustav, für den Fall, daß der Brief Deiner Frau in die Hände fallen sollte."

Lebensphilosophie.

Das segensvollste Erbtheil, was du sollst hinterlassen,
Ist, was wir mit dem Geist, nicht mit der Hand erfassen.

Du mußt zunächst ein Tücht'ges aus dir machen,
Mußt selbst ein klares Ganze sein.
Denn, wie du bist, so werden deine Sachen;
Bist du nicht groß, bleibt's Werk auch klein.

Nimmst du von Niemand Belehrungen an,
Bist du dir selber der größte Tyrann.

Meinst du es gut und meinst du es ehrlich,
Halte dich niemals für unentbehrlich.

Verleide nie des Nächsten Vergnügen
Und wenn's auch deinen Geschmack empört;
Bescheidenheit verlangt: sich fügen,
Weil sonst Verwirrung Alles zerstört.

Vertrauen mußt du nicht begehren,
Man muß es freudig dir verehren.
Denn, wer es erst verlangt, begehrt,
Der zeigt: er sei es nicht mehr werth.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 111. Freitag, 20. September 1872.

* Zwei Wilde.

Novelle von Eva Hartner.

(Schluß.)

„Ellida," sagte der Justizrath am andern Morgen, als sich Vater und Tochter am Frühstückstische trafen, „was meintest Du gestern mit Deinen Studien? War es nur tolle Laune —"

„Es war mein Ernst, Vater!" unterbrach ihn die Tochter erröthend; „ich habe empfunden, daß ich viel nachzuholen habe; bist Du immer noch bereit, mir die Mittel zu gewähren, so wähle ich mir — oder vielmehr ich bitte Dich, mir passende Lehrer zu wählen!"

„Wie lange wird diese ernste Anwandlung dauern?" fragte er.

„Versuche es noch ein Mal!" bat sie leise.

„Ich will es!" schloß er lächelnd.

Wenige Tage später erhielt Ellida einen Brief von Hertha, der außer der offiziellen Anzeige ihrer Verlobung folgende Mittheilung enthielt: „Was Hans betrifft, so ist er seit Deiner Abreise nicht zum Wiedererkennen. Er scheint überhaupt nur noch für Landwirthschaft und Fabriken Sinn zu haben, selbst die große Neuigkeit meiner Verlobung nahm er als etwas Selbstverständliches ruhig, wenn auch herzlich auf. Der Vater sagt, er hätte nie geglaubt, daß die Mündigkeit, die eigene Verantwortlichkeit einen Menschen so vortheilhaft verändern könne, sein Ernst und Eifer seien ganz unerhört. In der Nacht scheint er mir keine rechte Ruhe zu haben, wenigstens sehe ich ihn oft um Rasenbank und Kirchhof herumstreichen. Elli, Elli, wenn Du es dem armen Jungen am Ende doch angethan hast! Aber Mama sagt, er sähe nicht nach unglücklicher Liebe aus, dazu sei er zu frisch. In einiger Zeit will er ganz nach Arnswalde, um die Neubildung der Schule und den Bau selber zu leiten. Der Vater sagt, so wie er die Sache anfaßt, müsse es werden. Uebrigens läßt er Dich grüßen!"

Ellida las diese Stelle wieder und wieder. „Wir wollen Beide Wort halten!" sagte sie dann sinnend.

Und sie hielt Wort! — —

„Konrad," sagte Tante Sara eines Abends, einige Wochen nach diesem Briefe, „ich sehe es deutlich kommen, wir werden das Kind verlieren!"

„Aber, liebe Sara!"

„Ist mir je eine solche Umwandlung vorgekommen!" jammerte die Tante; „früher zu Nichts zu brauchen, launisch, ausgelassen oder verdrießlich! Jetzt Tag und Nacht geschäftig, gleichmäßig heiter, oft sinnend und still, alle Lehrer preisen sie, der Klavierlehrer, der früher jede zweite Stunde fortlief, kann ihren Fleiß, ihre Talente nicht genug loben! Das deutet auf ein nahes Ende!"

„Bei Gott, Tantchen!" rief Ellida aus der Nebenstube in die düsteren Prophezeiungen, „wenn Du mich für so himmlisch hältst, so thue ich Dir einen recht irdischen Schabernack an, um Dir meine Lebensfähigkeit zu beweisen! Warte, Du sollst Deine Brille gut suchen! —"

Der Sommer verging, Herbst und Winter kamen und gingen, und immer noch hielten Beide ihr Geheimniß treu in tiefer Brust. Mit den ersten Veilchen kam eine tiefe Sehnsucht über Ellida und ungeduldig bedachte sie oft, wie lange sie noch zu warten habe, ehe sie den Geliebten wiedersehen könne, aber immer wieder bezwang sie sich. Zu Weihnachten hatte sie einen Brief von Hertha erhalten, in dem es hieß: „Wir haben Hans zum Fest eingeladen, aber er hat abgeschrieben. Er meint, seine Leute hätten seiner zu lange entbehrt, um ihnen die erste Weihnachtsfreude zu verkürzen. Er war aber vorher ein

paar Tage hier, um mit Mama Einkäufe zu machen. In der Kirche ist er komisch aufgefallen, er blieb plötzlich stehen und starrte die Altarstufen an, als sei da etwas Besonderes zu sehen, und doch war gar Nichts vorhanden. Es ist recht kindisch von mir, solches Zeug zu schreiben, aber Du siehst, es will mir nicht in den Kopf, daß Ihr damals so komisch auseinander gingt, erst dieses (Du magst bestreiten, was Du willst, ich weiß doch, was ich weiß!) unterdrückte Interesse und dann diese Gleichgiltigkeit, als sei er der Kaiser von China und Du die Königin von Skandinavien! Mir scheint, ich bin als Braut nicht vernünftiger geworden!"

Es war ein warmer Apriltag, als Elliba eines Nachmittags aus einer ihrer Stunden heimkehrte. In Gedanken versunken, trat sie in das Haus, sie berechnete gerade, daß noch genau acht Wochen bis zum Ablauf des Probejahres fehlten. Es war daher natürlich, daß ihr ein fremder Paletot und Stock im Hausflur nicht auffielen. Ruhig ging sie in ihr Zimmer, legte ihre Sachen ab und trat in die Wohnstube, wo sie Tante Sara mit dem Ordnen der frischen Wäsche beschäftigt fand, die die Waschfrau eben abgeliefert hatte. Aus Gewohnheit fragte sie gleichgiltig: „Ist Besuch da?"

„Ja," sagte die Tante unbefangen; „ein Herr von Braunegg, es ist schon nach Dir gefragt worden."

Im Augenblick war alle Ruhe verschwunden, und ehe sich die bestürzte Tante Dessen versah, hatte sie das Mädchen um die Taille gefaßt und wirbelte im wilden Tanz durch das Zimmer. Entsetzt sahen Dienstmädchen und Waschfrau zu, doch Elliba ließ die Athemlose stehen und öffnete schnell die Thüre des Besuchzimmers. Mit einem Blick sah sie, daß ihr Vater Alles wußte, im nächsten Augenblick lag sie an des Geliebten Brust.

„Nicht wahr, es hat lange genug gedauert?" fragte er.

„Du theilst neue Jahre ein!" lächelte sie.

„Möge Euch jedes folgende so kurz erscheinen!" sagte der Vater.

Schluß.

Zehn Jahre sind vergangen. In einem Parterrezimmer des Schlosses Reichenhall steht eine junge Frau, mit dem Sortiren großer Päcke von Kleidungsstücken beschäftigt. Auf einem Stuhl am Fenster sitzt eine alte Dame, die in den schönen, herbstlichen Garten blickt. Es ist Tante Sara, die den Liebling besucht, sie dreht sich um und beobachtet lächelnd die junge Frau. „Du gehst sehr üppig mit Deiner Auswahl um, Elliba!" bemerkte sie; „manches Kind vornehmer Eltern würde gerne tragen, was Du abgelegt nennst!"

„Ich kann nicht anders!" entschuldigte sich Elliba lächelnd. „Hertha verdirbt so viel, viel mehr wie Hans, sie ist überhaupt viel wilder, als der Junge. Und dann wollte mein Mann auch, daß die Kinder des Lehrers in Arnswalde etwas Ordentliches zum Winter bekämen! Aber, Tantchen," unterbricht sie sich selber, „wir sind eigentlich noch gar nicht recht zum Plaudern gekommen! Was bringst Du mir aus Waldstett?"

„Hertha war mit Mann und Kindern zum Besuch da, als wir durchkamen," erwiederte die Tante; „Das war uns eine rechte Freude. Es wurde noch viel darüber gelacht, wie geschickt Ihr damals die ganze Gesellschaft dupirt habt; den Beinamen: die beiden Wilden! werdet Ihr nie verlieren, so zahm Ihr auch geworden seid. Die Kinder sind gut und hübsch, die kleine Elliba leider etwas zart."

„Und weißt Du Nichts von alten Bekannten?"

„Nicht viel. Halling, den Du damals kennen lerntest, hat sich mit einer reichen Jüdin verheirathet. Es war eine reine Berechnung, glücklich sehen sie nicht gerade aus, aber sie halten den Schein aufrecht. Der dicke Schrötter, den Du immer zum Besten hattest, ist etwas magerer geworden und ist sehr glücklich verheirathet. Man nennt es einen Hereinfall, denn seine Frau hat wenig oder kein Vermögen, aber sie sind vergnügt; und die kleine Amalie schwärmt immer noch von Dir und Deinen Perlen!"

„Amalie?" sagte Elliba nachdenklich; „nicht wahr, eine kleine lebhafte Blondine mit krausem Haar? Auf jenem denkwürdigen Balle war sie noch ein halbes Kind."

„Richtig!" bestätigte Tante Sara; „und der kleine Jochen, den Du damals vom Nervenfieber heiltest —"

„Hartmann, wolltest Du sagen!" verbesserte sie lächelnd.

„Nein, Du!" beharrte die Tante, „der ist jetzt ein rüstiger Schlosserjunge und läßt Dich grüßen. Nun aber zu Dir und den Deinen! Ist es Deinen Kindern immer gut gegangen?"

„Gott sei Dank, ja!" sagte Elliba, „wenn mir nur nicht die unbändige Hertha so viele Sorgen machte! Aber in dem Punkt ist Hans von unbegreiflicher Nachsicht und lacht mich eigentlich nur aus. Doch da sieh nur selber!"

Eine Cavalcade sprengte vor das Haus. Voran, auf weißen Ponys, ein etwa achtjähriges Mädchen

und ein jüngerer Knabe mit blondem Haar und blauen Augen, dahinter Hans und Ellida's Vater. Ein Diener hebt den Knaben vom Pferde, das Mädchen aber springt ohne Hilfe herab und jagt mit großen Sprüngen einem riesigen Neufundländer nach, der sie freudig begrüßt.

„Sieh nur, wie wild sie ist!" seufzte Ellida.

„Früher dachte ich ebenso," lächelte Tante Sara; „seit ich aber an Dir gesehen habe, wie der wildeste Charakter sich selbst beherrschen lernt, fürchte ich Nichts mehr für Dein Kind. Wenn einst ihre Stunde schlägt, wird auch sie den starken Mann finden, dem sie sich freudig unterordnet!"

„Das walte Gott!" sagte Ellida, und warf sich an die Brust des eintretenden Gatten.

---

* Glück auf!

Aus den Aufzeichnungen eines Bergarztes.

Von M. Morgenstern.

(Fortsetzung.)

XIX.

Es war so dunkel, daß selbst die nächsten Gegenstände nicht zu erkennen waren, als ich nach zehn Uhr wieder nach dem Herzog Wilhelm hinausging.

Der Weg war auch jetzt nicht einsam. Mit großen Harzlaternen bewaffnet, zogen Männer und Frauen hin und her. Gesprochen wurde wenig. Hie und da eine Frage, eine Antwort kurz und beklommen, das war Alles. Niemand hatte Muth zu mehr. Zu Noth und Angst und Sorge über das furchtbare Ereigniß kam die Beklommenheit der Nacht, unter deren Einfluß selbst minder Schreckliches in düsterer Färbung erscheint.

Auf der Halde, die zu der Grube führte, standen oder lagerten die Menschen, unbekümmert um den feuchten Nebel und die schwere Nachtluft. Die dumpfe Stille hatte etwas Unheimliches.

Schwarz und feucht wie die Nacht, durch die ich soeben geschritten, war das Ständerwerk und das Gebälk innerhalb des Gaizels. Die an den Wänden befestigten Grubenlichter erhellten nur nothdürftig den weiten Raum und beleuchteten gespensterhaft die bleichen Gesichter der schwarz gekleideten Gestalten, welche ringsumher erhöhte Punkte gesucht hatten, um die Oeffnung des Treibschachtes besser beobachten zu können.

Aller Augen waren auf die dunkle Mündung geheftet, die frei von der schützenden Fallthüre war und der die giftigen Gase noch immer entströmten. Furcht, bange Sorge, Niedergeschlagenheit lagen auf den gespannten Zügen. Kein Wort, kein Laut unterbrach die athemlose Stille, in der jeder Einzelne die Schläge seines Herzens hören konnte.

Ein schwaches Ziehen des Signalseiles, das in den Schacht hinabhing und mit einem Hämmerwerke in der Gaizelstube in Verbindung stand, rief plötzlich die niedergehaltenen Leidenschaften der lautlosen Menge wach. Langsam und vorsichtig wurde die Maschinerie in Bewegung gesetzt, da anzunehmen war, daß vielleicht ein Unglücklicher da unten mit dem Aufgebot der äußersten Kräfte sich in die Tonne geworfen und das Signalseil gezogen habe.

Es wurden noch Lichter herbeigeholt und um die Mündung des Treibschachtes aufgehängt. Die mitternächtliche Stunde, der tiefe Ernst des Augenblickes, die maßlose Spannung der Anwesenden gaben der Szene etwas Unheimliches. In den athemlos lauschenden, etwas vorgebeugten Gesichtern der dunklen Gestalten standen die verschiedenartigsten Gefühle in leserlichen Zügen ausgeprägt. Auf's Aeußerste gespannt, mit unverwandtem Blick starrten die Augen aus dem Dämmerlicht des Gaizels nach dem Schachte, aus dessen dunklem Schlunde ein menschliches Wesen, ein treuer, wohlbekannter Kamerad lebendig oder todt zu Tage gefördert werden sollte. Jeder wollte zuerst wissen, welcher Familie die Stunde der Freude oder der Trauer geschlagen habe.

Endlich schwebte die Tonne herauf, langsam, feierlich: ein leichenähnlicher Mensch.

Ich ließ ihn vor die Gaizelthüre in's Freie tragen und gebot der Menge zurückzutreten, um das Einströmen der Luft nicht zu beengen.

Die Glieder des Unglücklichen waren schlaff und regungslos. Hinter den geschwollenen Lidern lagen die mit Blut unterlaufenen Augen, die sich unempfindlich gegen das Licht zeigten. Die Nägel der kalten Finger waren blau.

Ich mußte lange warten, bis Blut kam. Träge und dick tröpfelte es aus der geöffneten Ader und nach einer mühevollen Stunde hatte ich die Freude, das Leben zögernd zurückkommen zu sehen.

Nicht für lange. Ein schwerer Schlaf, in welchen er gegen Morgen verfiel, führte ihn ein in die ewige Ruhe. Um Mittag wurde die Leiche der jammernden Familie in's Haus gebracht.

XX.

Gegen zwei Uhr Morgens kamen die Männer zurück, die noch spät Abends während meiner Ab-

wesenheit eingefahren waren. Sie waren bis zu der tiefen Wasserstrecke gekommen, welche unsere Gruben miteinander und mit denen der Nachbarstadt verbindet, und waren in zwei aneinander gebundenen Schiffen den gefahrvollen Wettern entgegen gezogen, ohne sich zu verhehlen, daß sie vielleicht rettungslos verloren sein würden. Je weiter sie vorgedrungen, desto stärker hatte sich die Luftvergiftung gezeigt. Die mitgenommenen Schutzmittel hatten nur beschränkte Wirkung gehabt. Kopfschmerz und Mattigkeit waren bald allgemein geworden.

Fieberhaft aufgeregt, den wildesten Phantasieen preisgegeben, und in dem erfolglosen Kampf gegen den unsichtbaren Feind, der leise und heimlich sie immer fester umschlang, wollten sie eben nach einer nahen Landungsstelle einbiegen, als ein entsetzliches Todesröcheln aus der Ferne zu ihnen drang. Durch den Schall verstärkt, kamen die Töne, die sich in dumpfem Brausen an der unterirdischen Wölbung brachen, zu den bleichen Männern auf der schauerlichen Schifffahrt herüber. Es war tief erschütternd. Die schon so lange in der schmerzlichsten Spannung erhaltenen Gemüther wurden mit Allgewalt ergriffen. Sie fürchteten das Schrecklichste und fühlten sich entnervt, ihm entgegen zu treten.

Aber nur für Augenblicke. Ihr schöner Bergmannsmuth kehrte zurück. Eilig steuerten sie auf dem dunklen Gewässer den erschütternden Lauten entgegen. Bei einer Biegung des Ganges, dicht an einer Ladestelle, lag ein Holzarbeiter anscheinend im Sterben.

Er wurde in das Boot getragen; die Ruder bewegten sich bereits zum Fortziehen. Aber war dieses Finden eines Kameraden nicht ein Fingerzeig, daß vielleicht noch Andere der Hilfe bedurften? Einmüthig sprang die tapfere Schaar an's Ufer und eilte in die giftigen Gase hinein, obwohl jeder Athemzug Verderben brachte.

Vor der Wetterthüre des nächsten Grubenschachtes lag die Leiche eines Fahrsteigers, der am Morgen eingefahren war.

„Hier ist der Tod!“ erscholl es wie aus Einem Munde, als die Thüre aufgestoßen war. An allen Gliedern gelähmt, fühlten die Tapferen, daß schleunige Flucht geboten sei. Aber die verhängnißvollen Zeichen der Vergiftung äußerten sich bei der muthigen Mannschaft. Die Stärkeren mußten die Schwächeren nach sich ziehen, und nur mit Anstrengung gelangten Alle bei den Booten wieder an. Es war hohe Zeit, denn schon streckte der Tod seine Arme nach ihnen aus. Dennoch vergaßen sie den todten Kameraden nicht, der ja möglicher Weise noch in's Leben zurückgebracht werden konnte. Er wurde mit in's Boot geschleppt.

Mit gebrochenen Kräften und stumpfen Sinnen, mit immer zunehmender Gefühllosigkeit, mit einem Todten und einem Sterbenden in ihrer Mitte, machten sie die Fahrzeuge wieder flott. Nur Wenige hatten Kraft und Besinnung genug, die Ruderseile zu handhaben, und noch war ein langer Weg zurückzulegen.

Langsam und feierlich, wie ein Leichenzug, schwankten die Fahrzeuge auf der dunklen Fluth dahin. Nur von Zeit zu Zeit, in Folge einer augenblicklichen Aufregung, regte sich ein Arm, die Bewegung zu unterhalten. Kein Kommandowort wurde laut. Ein dumpf empfundener Trieb der Selbsterhaltung schüttelte Diesen oder Jenen zu einer letzten Kraftanstrengung empor, dann aber sanken die Arme erschlafft zurück.

Immer stiller wurde es auf der dunklen Fahrt. Die Schiffe stießen an die Gebälke, die die Wände stützen, und kamen nicht mehr von der Stelle. Sind die Unglücklichen einem trostlosen Untergange geweiht? Er, der sie leitet auf der dunklen Bahn, der ihr Stab und ihr Licht ist in der unheimlichen Tiefe, der Schutzherr des Bergmannes — er schläft und schlummert nicht. „Und ob ich dich eine kleine Weile verlassen habe, mit großer Barmherzigkeit will ich dich sammeln, spricht der Herr, dein Erretter.“

Noch einmal raffen sich einige Männer zu einer letzten Anstrengung auf. Der das Trostwort gesprochen, ist ihnen gnädig: sie erreichen den Herzog Wilhelmer Schacht.

Die Tonne fuhr ein und aus, langsam und vorsichtig, um zwei Uhr Morgens, am 22. Okt., kamen die Letzten von ihnen in dem beklagenswerthesten Zustande zu Tage.

Mit innerem Beben wartete ich auf jeden Einzelnen, der heraufkam, sah ich prüfend in die entstellten Züge: die Freunde, die ich zurückwünschte mit jeder Fiber meines Herzens, waren nicht unter ihnen. Von Konrad Kühne und Heinrich Christoph wußte man Nichts.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 112. Montag, 23. September **1872.**

Für's Leben.

Laß dir ein Zeichen sein den Baum!
Nicht stets umspielt ihn Lenzestraum;
Die Luft wird kalt, der Himmel bleich
Und Schauer schütteln sein Gezweig.
Ja, Sonne braucht's und Regentage,
Daß Einer gute Früchte trage!

Laß dir ein Zeichen sein den Baum!
Nur halb gehört dem blauen Raum
Der Himmelsluft er an; den Rest,
Den hält die dunkle Erde fest.
So schwankst du zwischen zweien Welten
Und sollst dies Menschenloos nicht schelten!

Bernh. Endrulat.

---

* Glück auf!

Aus den Aufzeichnungen eines Bergarztes.

Von M. Morgenstern.

(Fortsetzung.)

XXI.

Körperlich und geistig ermattet schritt ich durch den heraufdämmernden Morgen auf dem nun einsam gewordenen Wege der Stadt zu. Ich hatte eine tiefe Erschütterung erfahren. Das Ereigniß, das so viele Wunden schlug, hatte auch mich schmerzlich verwundet. Noch hing es drohend über dem ganzen Bergmannsstande. Seine Folgen waren noch nicht abzusehen. Der Tod war in manche Familie getreten; er stand noch drohend vor mancher Thüre. Alle, die die Fahrt zur Rettung der Brüder gewagt, lagen schwer darnieder. Der Schmerz um Konrad Kühne war groß in mir. Ich ging dahin, als läge die Last von Jahren auf meiner Seele, Jahre, die ich seit gestern durchlebt!

Mit Erleichterung bemerkte ich, wie der Himmel sich nach und nach von der bleiernen Decke befreite, die ihn eingehüllt, wie die Luft leichter und elastischer wurde. Das mußte günstig auf die Luftverhältnisse der Gruben wirken und dem Elend ein Ende machen, das durch die Unfahrbarkeit derselben der bergmännischen Bevölkerung drohte.

Es wurde mir schwer, zu ruhen, schwer, zu dem ruhigen Kreis meiner Pflichten zurückzukehren. Ueber meiner Seele lag ein Druck, der nicht weichen wollte. Meine ärztliche Objektivität hatte einen Stoß erhalten. Ich fühlte mich dem allgemeinen Jammer gegenüber als Mensch — ein Luxus, den der Arzt sich nur bis zu gewissem Grade erlauben darf, wenn er sich seinem Beruf tüchtig erhalten will.

Am folgenden Mittage waren die Gruben mehr oder minder wieder fahrbar ohne große Gefahr. Die Leichen der todten Kameraden konnten aufgesucht und zu Tage gefördert werden. Ich war im Gaizel, als es geschah. Die Verwesung war bereits eingetreten, ein Beweis, daß sie schon lange gestorben. Meinen guten Christoph hatte man zusammengebrochen neben einem jener kleinen Erzwagen gefunden, die beim Transport der Gesteine gebraucht werden. Zwei Holzarbeiter lagen in dem kleinen Gefährte; vermuthlich hatte er sich noch kräftiger gefühlt und hatte die todesmatten Bergbrüder retten wollen. Seine letzte Arbeit war eine kameradschaftliche Liebesthat gewesen. Seine freundliche Miene ließ auf ein sanftes Hinübergehen schließen. „Glück auf, Heinrich Christoph!"

Konrad Kühne saß auf einem beladenen Erzschiffe. Sein Grubenlicht war vorn am Schnabel des Fahrzeuges befestigt, aber er saß verkehrt: ein Beweis, daß er auf der Flucht nicht mehr volle Besinnung gehabt.

Tief erschüttert beugte ich mich über das gute Gesicht des braven Mannes, der mein Freund gewesen. Wie mich Das tröstete! Ich gab ihm das Geleite, als sie ihn hineintrugen in die Stadt.

Zum letzten Male fuhrst du an
Und fuhrst nicht mehr herauf,
Es grüßt dich auf der dunklen Bahn
Ein inniges „Glück auf!"

Doch schloß sich auch dein Auge hier,
Dort thut sich's wieder auf,
Wir Alle, Alle folgen dir
Und grüßen dich: „Glück auf!"

Das ganze Unglück hatte wirklich, wie man richtig vermuthet, seinen Ursprung in einem Grubenbrande gehabt. Wie er entstanden, konnte nicht ermittelt werden.

XXII.

Die Höhen hatten gegen Mittag ihre Nebelkappen abgelegt, die grauen Wolken hatten sich zertheilt und der Himmel lächelte aus blauem Auge auf die Erde nieder, die sich zu dem langen Winterschlaf vorbereitete. Die Vögel waren längst fortgezogen, kahl und abgestorben lagen Felder und Wiesen. Eine leise Wehmuth, ein stilles Klagen durchzog die Natur, aber über ihr, wie eine innige Verheißung, lag der Sonnenschein in jener durchsichtigen Klarheit, die der Herbstsonne eigenthümlich ist. „Das Gras ist verdorrt, die Blumen sind verblüht, aber Gottes Güte währet ewiglich," das war die große Predigt dieses Herbsttages.

Wir wollten unsere Todten begraben. Noch einmal trat die Allgemeinheit des Unglücks hervor. Die ganze Einwohnerschaft trug Leid, als die Glocken, die so oft die Geschiedenen zu ihren sonntäglichen Kirchgängen gerufen, in ernster, feierlicher Weise das Grabgeläute gaben. Die Marktkirche war dicht gefüllt. Vor dem Altare, von dessen Stufen die ergreifende Grabrede schallte, standen die schwarzen Särge. Die hoffnungsgrünen Schachthüte mit den blinkenden Schlägeln und Eisen waren ihr Schmuck. Dreizehn Särge! —

Drei Wochen später hoben Lenore Gieseke und ich das vaterlose Kind der Frau Christoph aus der Taufe. Lenore Ulrike! — so wollte es die Mutter, die zum ersten Mal das Bett mit dem Sopha vertauscht hatte, um bei der feierlichen Handlung gegenwärtig zu sein. Kein Klagen und Jammern — stille Trauer sprach aus den bleichen Zügen der beiden Frauen in der schwarzen Wittwentracht.

XXIII.

Dem langen harten Winter war ein später Frühling und ein warmer Sommer gefolgt, nun zog der Herbst mit leisem Schritt durch Flur und Wald. In meinem Leben hatte sich Nichts geändert. Kranke gab es zu jeder Zeit, mithin auch Arbeit für mich. Meine Freistunden theilte ich zwischen wissenschaftlichen Studien und einer durch meine Dienstverhältnisse gebotenen Geselligkeit. Ich hatte eingesehen, daß ich mich derselben nicht ganz entziehen konnte, wenn ich nicht für einen Sonderling gelten oder gar einer werden wollte. Meine Besuche im Gieseke'schen Hause hatten sich auf Pflichtbesuche beschränkt, die zeitweise häufig genug gewesen waren.

Doktor Gieseke hatte Kühne's Tod viel weniger ergeben ertragen wie seine Tochter. Er hatte sich so leidenschaftlich erregt gezeigt, daß ich eine Zeit lang für ihn gefürchtet hatte. Erst als es gelungen war, ihm begreiflich zu machen, daß er sein großes Werk doch nicht vergeblich geschrieben, daß der glänzende Erlös, den es seiner Meinung nach bringen mußte, seiner Tochter zu Gute komme, einerlei, ob sie verheirathet sei oder ledig bleibe, ging seine Aufregung in stille Schwermuth über. Mit der Beendigung der Arbeit kam die Aufgabe, sie zu verwerthen, die aber bald zu schwerer Sorge wurde.

Wie ich vorausgesehen und wie Konrad Kühne so oft vertraulich gegen mich ausgesprochen, fand sich kein Verleger. Der arme, alte Mann schrieb Briefe über Briefe, er wandte sich der Reihe nach an alle namhaften Verlagshandlungen Deutschlands, aber er erhielt Nichts als Ablehnungen. Ein Verleger glaubte eben jetzt keine neuen Unternehmungen machen zu dürfen, ein anderer rieth zu kleinen Abänderungen, die sich nach genauer Erwägung als unzulässig zeigten, ein dritter sah die Nothwendigkeit eines derartigen Werkes gar nicht ein: Alle fühlten sich sehr verbunden für das freundliche Anerbieten, lehnten es aber dankbar ab, und der unglückliche Autor, der viele Jahre seines Lebens daran gegeben, der Vater- und Berufspflicht für Nichts geachtet, der jegliche Freude und Bequemlichkeit geopfert, um das Werk zu vollbringen, das er, von einem bedauerlichen Irrthum befangen, für seine Lebensaufgabe gehalten, verfiel in einen Gemüthszustand, der keinen freundlichen Gedanken aufkommen ließ. An der Tüchtigkeit seiner Arbeit zweifelte er nicht, desto mehr aber an der Redlichkeit der Männer, die den Verlag von sich gewiesen. Er schrieb ihnen

alle möglichen Beweggründe zu, nur nicht den einen, der sie vermuthlich geleitet.

Lenore ertrug das mürrische Wesen ihres Vaters mit musterhafter Geduld und einer Alles überwindenden Liebe. Sie lebte ganz seiner Pflege, hatte immer ein Lächeln für ihn in dem stillen, bleichen Gesichte und verließ ihn nur selten für kurze Zeit.

Im Frühjahre war diese stille Pflege durch ein schmerzliches Ereigniß unterbrochen. Frau Büchner, die mütterliche Freundin Lenorens, zog sich durch eine Erkältung eine Lungenentzündung zu, von der sie nicht wieder erstand. Ihr Tod machte Lenorens Leben noch einsamer. Sie blieb mit dem alten, kranken Manne und einer Magd allein in dem großen Hause vor dem Thore. Meine Vorstellungen riefen eine so heftige Zurückweisung des alten Herrn hervor und verschlimmerten seine Gemüthsstimmung für Tage so sehr, daß ich sie nicht zu wiederholen wagte. So mußte ich mich auf Lenorens Energie verlassen. Ihrer liebreichen Geduld und Klugheit war es denn auch gelungen, den Kranken zu einer Badereise zu bewegen, die ihm anscheinend gut gethan, die aber keine Veränderung seiner Lebensweise zur Folge hatte.

Bald nach seiner Rückkehr kam ihm der Eifer zu neuen Versuchen, sein Werk an den Mann zu bringen. Sie brachten ihm neue Enttäuschungen, und diese wirkten unvortheilhaft auf seinen Gemüthszustand, der immer finsterer, immer menschenfeindlicher wurde. Hatte er früher die Menschen einfach gemieden, so haßte er sie jetzt, weil er sie alle für Neider und Betrüger hielt. Mit dem Eintritt von Kühne's Todestage wurde er unruhiger, seine Aufregung wuchs. Der Eifer, endlich den Schatz zu heben, für den er sich so viele Jahre hindurch abgemüht, und seine Tochter zu einer beneideten Erbin zu machen, wurde zu einer Leidenschaft, die ihn endlich auf's Krankenlager brachte.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

Zur Vertilgung des Ungeziefers beim Rindvieh ist wohl der Gebrauch von Arsenik oder Quecksilber (graue Salbe) ein sicheres Mittel, aber leider in hohem Grade gefährlich, so daß davon abzurathen ist. Nach dem „Landwirthschaftlichen Blatt f. d. H. Oldenb." soll jedoch die Anwendung von Fischthran ein völlig unschädliches und doch stets helfendes Mittel sein, obigen Zweck zu erreichen. Der Fischthran wird über Feuer so dünnflüssig als möglich gemacht und in diesem Zustande mittels eines Lappens auf die Stellen aufgetragen, wo sich das Ungeziefer befindet, und dann mit einer scharfen Bürste recht in die Haut eingerieben. Da das Ungeziefer den Geruch des Fischthrans nicht ertragen kann, so verschwindet es sofort. Sollte aber in einem oder anderen Falle sich das Mittel nicht gleich als wirksam erweisen, so wird eine Wiederholung das beste Resultat liefern. Einreibungen mit schwarzer Seife (auch grüne Faßseife genannt) sind ebenfalls als sehr wirksam zu empfehlen.

Zur Selbstbereitung von Knochenmehl theilen die „Bern. B. f. L." das Verfahren eines russischen Chemikers mit, welches jeder Landwirth wohl selbst anwenden könnte. Die Knochen werden mit Holzasche und gebranntem Kalk in eine Grube geschüttet und der ganze Inhalt mit Wasser begossen. Durch den entstehenden Prozeß wird dem Kalk, dem Kali und der Asche die Kohlensäure entzogen und entsteht ätzendes Kali, welches die Knochen zerstört. Die organischen Bestandtheile derselben werden aufgelöst und der phosphorsaure Kalk wird feines Mehl. Aus der Gallerte der Knochen bildet sich Ammoniak, das mit Torf, Erde oder anderem Material gemengt wird, und soll ein derartiger Dünger namentlich für Wiesen nützlich sein.

Mannigfaltiges.

Eine neue Erfindung.

Die Weltausstellungs-Korrespondenz schreibt: Aus Paris ist für die Weltausstellung eine neue, wichtige Erfindung des Ingenieurs Ferdinand Tommasi auf dem Gebiet der Telegraphie angemeldet worden, von deren Anwendung eine vollständige Umgestaltung des bisherigen überseeischen Telegraphenverkehrs zu erwarten ist. Nach dem dieser Erfindung zu Grunde liegenden Systeme, über welches hervorragende Fachmänner, wie Phillips, Spinelli, Culigny, Tosselli u. A. sich sehr günstig ausgesprochen haben, würde der elektrische Strom für das Telegraphiren auf weite Entfernungen entbehrlich gemacht, oder bis zu einem gewissen Grade ersetzt werden können. Das System des Hrn. Tommasi beruht

auf der Verschiebbarkeit einer in eine Röhre eingeschlossenen Wassersäule. Wenn z. B. Amerika mit Europa statt durch das gegenwärtige in Anwendung kommende Kabel durch einen hohlen Kupferdraht verbunden wäre, so hätte sich im hohlen Raume eine Wassersäule zu befinden, auf welche mittels einer hydraulischen Maschine auf der europäischen Seite ein Druck auszuüben wäre, der am andern Ende der Säule bemerklich würde. Um die Reibung und Adhäsion des Wassers zu überwinden, wäre bei einer Entfernung von 4000 Kilometer und einem Durchmesser des Hohlraumes der Säule von 2³/₄ Millimetres ein Druck von 250 Atmosphären erforderlich. Im Uebrigen könnte die Montirung des Hohldrahtes dieselbe sein, wie bei den Kupferdrähten des transatlantischen Kabels. — Die in Paris im Beisein bewährter Fachmänner, heißt es weiter, mit einem Kabel von 500 Metres Länge gemachten Versuche haben zu überraschenden Erfolgen geführt.

Drei Commis,

die noch vor 2—3 Jahren in einem Berliner Bankhause fungirten, haben inzwischen folgende Carrièren gemacht. Der Eine trat aus seiner hiesigen 500-Thalerstellung an die Spitze einer Bank in Prag, deren Ertrag für den Direktor auf jährlich 150,000 fl. geschätzt wird; der Zweite, dessen Einnahmen sich auf 800 Thlr. schätzen ließen, ist Direktor einer der hiesigen Maklerbanken, der auch nicht unter 30,000 Thlr. seine Stelle veranschlagt, und der Dritte — ist jetzt Pensionär seiner früheren Kollegen. Er galt für den Befähigtesten unter allen, ist aber durch Theaterliebhaberei und was damit zusammenhängt, so heruntergekommen, daß alle Comtoirs ihm verschlossen sind und die Mildthätigkeit seiner ehemaligen Freunde ihm den nothdürftigsten Unterhalt sichern muß.

Schaffen.

Schaffen ist wie in der Kunst so im Leben ein tiefes Geheimniß;
Wie das Lebendige reift, mag wohl der Forscher erspäh'n,
Aber des Werdens Moment verhüllt sich dem Auge der Neugier
Und als ein Wunder erscheint selber dem Schöpfer sein Werk.
Wenn dich ein Kunstwerk ergreift, so fühlst du nur nach, was der Künstler
Selber gefühlt: sein Gemüth spricht in dem deinen sich aus,
Gleichwie im sonnigen Glanze des Springquells luftige Säule
Nur sich erhebt bis zur Höh' der ihn erzeugenden Fluth.

Friedr. Bodenstedt.

Ehret die Frauen!

Frei nach Schiller.

Ein in B. erscheinendes „Anti-Emanzipations-Blatt“ bringt in seiner neuesten Nummer folgende, den Damen gewidmete Dichtung:

Ehret die Frauen, sie flechten die Zöpfe,
Zieren mit Bändern die lieblichen Köpfe,
Weben der Liebe elastische Netze,
Häufen durch Sparsamkeit irdische Schätze,
Nähen die Hemden und stricken den Strumpf,
Bieten den Männern entschiedenen Trumpf.

Ehret die Frauen, sie spielen Intriguen,
Reden die Wahrheit, mitunter auch Lügen,
Spielen Klavier, Violine und singen,
Tanzen und häkeln und sticken und schlingen,
Machen auch Blumen, treu nach der Natur,
Schmücken den Hut damit und die Frisur.

Ehret die Frauen, sie stopfen und flicken,
Fesseln die Männer mit liebenden Blicken,
Machen die Kleider und bügeln und waschen,
Leeren den Männern auch oftmals die Taschen,
Zeichnen und malen bald roth und bald weiß,
Machen den Männern die Köpfe oft heiß.

Ehret die Frauen, sie fahren und reiten,
Schwimmen und jagen und schießen und streiten,
Schlagen und kratzen und schelten und tadeln,
Führen die Feder so gut wie die Nadeln,
Machen sich selber sogar ihre Schuh' —
Und ihren Männern — Pantoffel dazu!

Lebensphilosophie.

Möge Jeder still beglückt
Seiner Freuden warten:
Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten.

(Rückert's Motto zu seinen „Gedichten“.)

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 113. Mittwoch, 25. September 1872.

* Glück auf!

Aus den Aufzeichnungen eines Bergarztes.
Von M. Morgenstern.

(Schluß.)

Ein Gehirnfieber ließ mich ernstlich für ihn fürchten, aber die Lebenskraft des alten Mannes schien unbesiegbar, sie brachte ihm noch einmal Genesung. Die folgende Schwäche ließ, wie schon einmal, seine Monomanie zurücktreten, sie machte ihn milder, zugänglicher und vergleichungsweise liebenswürdig. Lenore lebte wieder auf.

Der Weihnachtsabend war gekommen. Ich beeilte meine Schritte und kürzte meine Besuche möglichst ab, um der Bescheerung der Christoph'schen Kinder beizuwohnen. Ich mußte doch die kleine Lenore Ulrike sehen, die sich prächtig entwickelt hatte, und als getreuer Gevatter das Meinige zu ihrer Freude beitragen!

Die Kinder empfingen mich mit lautem Jubel und verkündigten mir, daß Tante Lenore ganz allein in der Weihnachtsstube sei und rufen wolle, wenn wir kommen dürften. Frau Christoph ging in froher Geschäftigkeit hin und her und sah ganz vergnüglich aus. Eine Mutter hat wenig Zeit, traurigen Erinnerungen nachzuhängen; ganz unbewußt und unmerklich wird sie hineingezogen in die Fröhlichkeit der Kleinen.

Wir brauchten nicht lange zu warten, bis uns die verschlossene Thüre geöffnet wurde. Unter lautem Jubel zogen wir ein in das Kinderparadies. Der sechsjährige Heinrich stürmte echt knabenmäßig um den Weihnachtstisch, auf dem der brennende Baum mit seinen goldenen Nüssen und rothbäckigen Aepfeln prangte, und die glückliche Mutter folgte in gemäßigterem Tempo mit der kleinen Lenore nach, die jauchzend die Händchen zusammenschlug. Einige Minuten ging Alles bunt durcheinander. Heinrich zupfte mich an dem einen, Frau Christoph an dem andern Arme, und die Kleine winkte mir fröhlich mit den großen runden Augen; aber ich hatte nur Auge und Ohr für die große Lenore, die unter dem Lichterglanz stand und wie eine wohlthätige Fee für Jeden eine Gabe hatte. Sie war zum ersten Male wieder in lichte Farben gekleidet, und Das, wie die Freude des Augenblickes, gab ihr die Frische und Fröhlichkeit von ehedem. Die Schranke, welche die schwarzen Trauerkleider zwischen uns aufgebaut, war gefallen, ich fühlte mich um Jahre verjüngt, wie von einem Alpdruck befreit; der dürre Stab meiner erloschenen Hoffnung schlug neue Wurzel, aus der, wie auf Zauberschlag, die frischen, blätterreichen Ranken aufsproßten.

Es war ein fröhliches Geben und Nehmen nach allen Seiten hin. Als endlich die Kleinen sich müde gejubelt und von der Mutter zur Ruhe gebracht wurden, während Lenore den Theetisch bereitete, verfolgte ich die Gedanken und Wünsche, die unter dem Weihnachtsbaum wieder laut in mir geworden. Hatte Konrad Kühne in seinem letzten Gespräche nicht Lenore meiner Sorgfalt empfohlen, sie mir gleichsam überwiesen, falls es mir gelang, ihre Liebe zu gewinnen? Und gewinnen wollte und mußte ich sie, Das stand fest.

„Nun habe ich noch Papa's Weihnachtsgeschenk zu erwarten," sagte Lenore, als ich sie später heimgeleitete. „Ich drückte ihm meinen Wunschzettel in die Hand beim Fortgehen und hoffe auf seine Genehmigung, wenn ich zu Hause komme."

„Wollen Sie mir vertrauen, was Sie Sich gewünscht haben?" fragte ich.

„Etwas Altes in erneuter Auflage," entgegnete sie. „Bei seiner jetzigen Stimmung durfte ich es schon noch einmal wagen. Ich bat ihn, Frau Christoph die Giebelwohnung in unserem Hause beziehen zu lassen, die völlig leer steht und

so entfernt von seinen Zimmern steht, daß er von dem Kinderlärm Nichts hört. Ihr würde die Ersparung des Miethzinses eine gute Beihilfe zur Erziehung der Kinder sein und mir wäre ihre Nähe unbezahlbar. Ich hätte ihren Beistand in schweren Stunden, und ich könnte dann und wann zu einem traulichen Plauderstündchen bei ihr einkehren, und Das, wissen Sie, thut uns Frauen zuweilen noth."

„Uns Männern unter Umständen auch," entgegnete ich lachend, „mir wenigstens in den vorliegenden. Es ist so lange her, daß ich Sie außerhalb des Krankenzimmers sehen und sprechen durfte, und ich sehne mich so sehr, es wieder zu dürfen. Wollen Sie mich hoffen lassen, daß die Erfüllung Ihres Wunsches auch mir zu Gute kommen soll?"

Sie antwortete nicht und ich sprach auch nicht mehr. Wir legten den Rest des Weges in jenem Schweigen zurück, das so viel beredter ist, als Worte. Ich trat mit ihr in den Vorgarten.

„Sie blieben mir die Entgegnung von vorhin schuldig," sagte ich, als ich die Hausthüre für ihren Eintritt offen hielt. „Darf ich mich zuweilen an dem Plauderstündchen in Frau Christophs Zimmer betheiligen?"

„Am Weihnachtsabend läßt sich schwer Etwas abschlagen," rief sie fröhlich, indem sie an mir vorüber in das Haus huschte. „Gute Nacht!"

„Gute Nacht, Lenore!"

Es war das erste Mal, daß ich sie bei ihrem Namen nannte, und es war der fröhlichste, der seligste Weihnachtsabend, den ich je erlebt hatte.

XXIV.

Lenorens Wunsch war erfüllt und der meinige erfüllte sich auch. In dem friedlichen Stübchen der Frau Christoph verlebte ich manche schöne Stunde. Ich spielte nicht zum zweiten Male den „Pascha", ich erinnerte mich an den Rath, den Konrad Kühne mir gegeben, ich belagerte die Festung, die ich gewinnen wollte, und wenn ich auch nicht gerade Sturm lief, so warb ich doch um den Preis nach besten Kräften. Seit sie die Trauerkleider abgelegt und von Woche zu Woche an Frische und Frohsinn gewann, begnügte ich mich nicht mehr, wie weiland Petrarka nach seiner Laura, aus weiter Ferne zu ihr hinzuschauen, dafür mußte ich aber auch das „Hangen und Bangen in schwebender Pein" bis zum letzten Tropfen durchkosten und „bald himmelhoch jauchzend", bald „zum Tode betrübt" sein den ganzen langen Winter hindurch.

Aber diese Zeit des Harrens war eine schwere, wenn ich auch jetzt im Schooße gesicherten Glückes leichthin von ihr rede. Der Zustand von Lenorens Vater warf nur zu oft den Dämpfer über mein stilles Werben und beschnitt uns die flüchtigen Stunden geistigen Austausches mehr und mehr, je näher der Winter seinem Ende kam.

Der Kranke litt nicht eigentlich Schmerzen, aber er fühlte sich matt und müde, seine Kräfte schwanden sichtbar, und je mehr sie schwanden, desto mehr trat seine krankhafte Idee zurück. Er wurde wieder, wie er gewesen, bevor seine Monomanie ihn sich selbst fremd gemacht. Er hatte wieder ein Herz für die Liebe seiner Tochter, Dank für ihre aufopfernde Pflege, und er dachte kaum noch an das unglückliche Wörterbuch, das ihm das Lebensblut ausgesogen.

Am Abend vor Ostern nahm ich den Wachtposten vor seinem Bette ein. Lenore, die von langem Wachen erschöpft war, hatte meinen dringenden Bitten nachgegeben und sich einige Ruhe gegönnt. Gegen Morgen ließ ich sie wecken.

Der Kranke wünschte mit seiner Tochter allein zu sein und ich trat in's Nebenzimmer, bis ich zurückgerufen wurde. Lenore kniete vor dem Bett ihres Vaters und barg ihr Gesicht in seiner Hand.

„Mein Freund," sagte er, „ich habe Sie und Ihr Wünschen längst erkannt und mir soeben Gewißheit von Lenore verschafft. Ich habe Ihnen für Vieles zu danken und ich thue es, indem ich mein Kind in Ihre Hand gebe. Wollen Sie es schützen und ehren und lieben, wie Konrad Kühne gethan haben würde?"

Ich weiß nicht, was und ob ich Etwas sagte, aber ich ließ mich an der Seite der Geliebten nieder und empfing vereint mit ihr den Segen des sterbenden Vaters.

Die Osterglocken läuteten das Auferstehungsfest ein, als der Sterbende den letzten Seufzer aushauchte, und Lenore nahm sich und gewährte mir das heilige Vorrecht der Liebe: sie weinte ihren Schmerz an meiner Brust aus.

Wie doch die Zeit vergeht, wenn das Glück ihr Flügel leiht! Da sitzt sie mir gegenüber, die stattliche Frau Doktor Ulrich, die mir als Lenore Gieseke so viele Schmerzen und so große Mühe gemacht, schaukelt ihr Nestküchen auf den Knieen und hört mit wohlgefälligem Lächeln dem Geplauder der kleinen Schwätzerin zu, die heirathen und die Welt mit vierundzwanzig Kindern beglücken will, sich auch in diesem glorreichen Vorsatz nicht beirren läßt durch die weise Be-

merkung ihres Bruders, eines angehenden Quintaners, daß sie erst groß werden und dann warten müsse, ob ein Mann sie heirathen wolle, was er in brüderlicher Unhöflichkeit zu bezweifeln scheint. Unser Erstgeborener, der Konrad heißt und die biedere Treuherzigkeit Dessen hat, nach dem er genannt wurde, will nicht studiren, sondern Bergmeister werden, wie sein Großvater Ulrich war, und ich getröste mich der Hoffnung, daß meine Kraft und Gelehrsamkeit mit Gottes Hilfe vorhalten werde, bis ich zu Gunsten meines zweiten Sohnes abdanken kann, der jetzt schon Frösche secirt, Würmer in Spiritus setzt und alle Saumgeschwüre aufsticht, von denen er Kenntniß erhält. Meine liebe Frau — — o weh, da hat sie sich unversehens herbeigeschlichen und mir über die Schulter gesehen. Nun ertheilt sie mir den Rath, die Feder niederzulegen und mein Heft zuzuschlagen, weil ich längst Unsinn geschrieben, und obwohl ich sehr empört, besonders über das Urtheil, bin, so muß ich doch gestehen, daß ich ein wenig — ein klein wenig nur — unter dem Pantoffel stehe. Diejenigen meiner schönen Leserinnen, die noch nicht in den Stand der heiligen Ehe getreten sind, werden über meinen Freimuth die Nasen rümpfen; die es sind, dürfen nicht anstehen, mich für ein Musterbild zu erklären. Denn ich habe es von guter Hand, daß alle Ehemänner unter dem Regiment ihrer schwächeren Hälften stehen, und die am meisten, die es am heftigsten bestreiten. Die Sache ist ein Faktum, oder soll es sein, wir Männer dürfen es nur nicht merken, und wenn wir es merken, dürfen die Frauen um keinen Preis wissen, daß wir es gemerkt haben; Das würde selbst der besten unter ihnen den Kopf verdrehen; denn wenn sie auch das Meisterwerk der Schöpfung sind, Engel sind sie ganz entschieden nicht. Deßhalb lege ich auch die Feder nieder und schlage mein Heft zu, nachdem ich den Schein bewahrt und bis hierhin weiter geschrieben habe, als hätte Frau Doktor Ulrich nicht gesprochen; versichere aber vorher noch auf Ehrenwort, daß ich trotzdem der glücklichste Ehemann von der Welt bin und eine exemplarische, ja, die allerbeste Frau habe. — „Glück auf!"

P. S. Ich glaube, es ist ganz ungehörig, dem vorliegenden Manuskript ein P. S. anzuhängen, ich thue es auch nur, um meiner Frau eine kleine Genugthuung zu geben. Ich ärgerte sie nämlich neulich durch die Bemerkung, daß Frauen schlechterdings keine Briefe schreiben könnten ohne P. S. — Nein, ich will großmüthig sein und ihr den Triumph gönnen, zu gestehen, daß ich es machen mußte, weil ich Wichtiges vergessen hatte, muß jedoch die Schuld dieser ganz ungewöhnlichen und in diesem Falle unverzeihlichen Vergeßlichkeit ihr geben, weil sie durch ihr Einschreiten meinen Ideengang gestört.

Also: Die kleine Lenore Ulrike ist ein Mädchen geworden, das sich sehen lassen kann. Sie näht und kocht und stickt und singt vom Morgen bis zum Abend und vereinigt die Liebenswürdigkeit ihrer beiden Pathen in ihrer kleinen Person, wenn auch nicht ganz ihre beiderseitige Schönheit. Dennoch hat sie Aussicht, in Kürze Frau Fahrsteigerin zu werden — eine viel angenehmere Sache, als diese verzweifelte Titulation argwöhnen läßt. Ihr Bruder, der sanfte Heinrich, ist — aus der Art geschlagen, d. h. er ging in's Postfach, statt Bergmann zu werden. Seine blauen Augen und ein gewisses träumerisches Etwas, von dem gewöhnliche Menschenkinder Nichts wahrnehmen, das aber die jungen Damen, deren Briefe er hinter dem Postfenster in Empfang nimmt, stempelt und in den Postsack befördert, auf seiner Stirne schweben sehen, stiftete schon manche Verwüstung jungfräulicher Herzen an. Im Interesse der Humanität ist zu wünschen, daß er bald in den sichern Gewahrsam einer energischen Gattin kommt, und da er zum Postsekretär steht, ist auch Hoffnung vorhanden.

Frau Christoph sonnt sich im Glück ihrer Kinder, wie es einer braven Mutter zukommt. Obwohl ich manchen Strauß mit ihr hatte, wenn sie meinen Jungen die Stange hielt, so habe ich ihr doch bei meinem Mädchen volles Spiel gelassen, und sie ist nach wie vor unsere beste Freundin und liebe Insassin der Giebelwohnung geblieben. Nun noch einmal: „Glück auf!"

---

* Die Obermühle.

Kriminalskizze von H. Engelcke.

Noch zu Ende der dreißiger Jahre durchwanderte, den Tag über ihr mühseliges Brod bettelnd vor den Thüren suchend, ein altes, wahnsinniges Mädchen die Straßen der Stadt D. in der Provinz Sachsen.

Die schwarzen, nur spärlich mit Grau vermischten Haare hingen ihr wild und struppig um die Stirne, das Haupt hielt sie gesenkt, als ob sie Etwas auf der Erde suchte, das blaue Auge, starr und seines Glanzes beraubt, stierte scheu

die Vorübergehenden an, um einen Augenblick später eilig den Boden zu suchen.

Das alte Mädchen bettelte nie mit Worten. Sie kam stumm vor die Thüren, murmelte unverständliche Laute und reichte dann bittend die kleine, abgemagerte Hand in das Haus.

Jedermann in der Stadt kannte sie seit langen Jahren, Jedermann wußte, daß sie wahnsinnig war. Darum öffneten sich auch sofort, wenn sie an den Thüren erschien, die Taschen der Bewohner, und die Knaben und Mädchen theilten, wenn sie auf dem Wege zur Schule „Banko's Röse" begegneten, freiwillig und freundlich mit ihr das Morgenbrod.

Es war Therese Banko an ihrer Wiege nicht gesungen, daß sie, in ihrem Alter krank und gebrechlich und von der Nacht totalen Wahnsinns umgeben, ihr Brod suchen müsse vor den Häusern der Stadt. Ihr Vater war ein ziemlich wohlhabender Tischler gewesen, der Haus und Hof und ein blühendes Geschäft besessen. Aber die Geißel des Krieges war über das Land gezogen, das Haus war zerschossen, der Hof verwüstet worden. Beim Retten der Sachen hatte ein herunterstürzender Balken den Vater erschlagen, und Therese Banko hatte allein in der Welt gestanden.

Dem Vater war so wohl, daß er unter dem dichten Gebüsche auf dem kleinen Friedhofe vor dem Mühlenthore zur ewigen Ruhe eingegangen war. Seine Augen schauten nicht mehr die Gräuel der Verwüstung in der kleinen Vaterstadt, nicht mehr die traurigen, furchtbaren Tage der Leipziger Schlacht. Er schlummerte in Frieden.

Aber sie — ich will ihr Schicksal erzählen.

* * *

Im Jahre 1812 stand die Stadt D. noch unter sächsischer Herrschaft. Der König von Sachsen war in Folge persönlich eingegangener Verpflichtungen dem Willen seines Volkes entgegen im Bündnisse mit Kaiser Napoleon. Dies erleichterte den Sachsen um Etwas die furchtbare Schwere der Zeit. Denn wenn auch Handel und Wandel darniederlag, weil die Nachbarländer unter französischem Joche seufzten und von der Einquartierung und den Kriegssteuern fast zu Tode gedrückt wurden, so war doch Sachsen frei von französischen Truppen und hatte keine Kriegssteuern zu zahlen.

Um jene Zeit garnisonirte in D. ein sächsisches Kürassierregiment. Es war eine Elitetruppe, aus den größten und schönsten Männern Sachsens gebildet. Die kleine Stadt faßte das Regiment nicht ganz und es wurden aus diesem Grunde die bei der Stadt liegenden Gehöfte, insbesondere das Gut Neuhof, stark mit Einquartierung belegt. Auf dem letztern lag eine Eskadron und im Herrenhause wohnte der Chef derselben, Rittmeister Devriant.

Der Rittmeister war ein junger, großer und schöner Mann. Von athletischem Körperbau und eiserner Muskulatur verband er hiermit freundliche, gewinnende und auf den ersten Augenblick einnehmende Manieren. Trotz alledem war der Rittmeister sowohl in der Stadt als in der Schwadron wenig beliebt. Man wußte, daß er, von Geburt Franzose, im Jahre 1807 aus französischen Kriegsdiensten in sächsische übergetreten war. Den Grund des Uebertritts kannte aber Niemand genau. Bald nach seinem Eintreffen beim Regimente waren die verschiedensten Gerüchte über ihn laut geworden. Die Einen erzählten, daß er seinem Vorgesetzten den Gehorsam verweigert hätte und deßhalb entlassen sei, die Andern behaupteten, daß er heimlich noch immer im Dienste des Kaisers stehe und blos zu den Sachsen übergetreten sei, um Offiziere und Mannschaften in Bezug auf die Politik zu überwachen und etwa sich kund gebende Sympathieen für das unterdrückte Nachbarvolk im Keime zu ersticken.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kladderadatsch

empfiehlt sich zum Abonniren mit nachstehendem Akrostichon:

Trost in Thränen.

Kannst, ernster Staatsmann, nimmer du besiegen
Langweil'ger Stimmung tückische Dämonen?
Anmuth'ger Gründer, ärgern die Millionen
Dich, die noch nicht in deinem Arnheim liegen?

Drückt dich das Knopfloch, dem sich nicht will schmiegen
Ein Bändchen, würd'ger Rath der Commissionen?
Rührt dich, o Wirth, ergraut in Exmissionen,
Angst doch zuletzt vor'm Brechen oder Biegen?

Der übler Laune du zum bösen Raube,
Auch der du laborirst am Weltenschmerze,
Trost such' und Hilfe nur auf richt'ger Fährte!

Such' sie bei mir, wie schon so oft, und glaube:
Chronische Leiden durch akute Scherze
Heilt stets der lust'ge Doktor, der bewährte —
Kladderadatsch.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 114. Freitag, 27. September 1872.

Die Obermühle.

Kriminalskizze von H. Engelcke.

(Fortsetzung.)

So dauerte es denn nicht lange und der Rittmeister wurde allgemein der „Spion“ genannt. Freilich war beim Gebrauche dieses Schimpfnamens größte Vorsicht nöthig. Der Rittmeister verstand keinen Spaß. Ein armer Schneider, Namens Kapitzky, der am Pfingstschießen zu tief in die Flasche gesehen und den Rittmeister mit den Worten: „Guten Abend, Herr Spion!“ begrüßte, hatte Dies mit dem Leben bezahlen müssen. Der Rittmeister hatte, ohne ein Wort zu sprechen, den Pallasch gezogen und dem Schneider den Kopf gespalten. Dies hatte geholfen, Niemand wagte das Wort Spion mehr auszusprechen, man taufte den Rittmeister um und nannte ihn nun den „Franzosen“. Hiergegen konnte der Rittmeister Nichts einwenden.

Der Rittmeister liebte gesellschaftlichen Umgang gar nicht. Er lebte still und ruhig für sich hin und widmete seine ganze Zeit der Ausbildung seiner Schwadron, dem Zureiten seiner Pferde und der Ausübung der Jagd. Um die Offiziere beim Regimente kümmerte er sich so wenig, wie diese sich um ihn. Wenn er einmal nothgedrungen in ihrer Gesellschaft erscheinen mußte, so war es, als ob ein Alp sich auf die Offiziere lagere, als ob sie dem Rittmeister nicht trauten.

Ebenso war es bei der Schwadron.

Trotz aller hervorragenden militärischen Eigenschaften, die der Rittmeister besaß, trotz der Ruhe, des Ernstes, der väterlichen Fürsorge für die Mannschaften scheuten sich die Leute doch vor ihm. Niemand trat freiwillig in seine Eskadron, Niemand meldete sich zur Kapitulation.

Beinahe fünf Jahre stand der Rittmeister nun schon in D., ohne daß die Verhältnisse sich irgendwie gebessert hätten.

Da glaubte man plötzlich eine eigene Wahrnehmung zu machen. Die unweit der Stadt belegene Mittelmühle war ein von den Offizieren und Bürgern viel besuchter Vergnügungsort. Hier verkehrte auch täglich der Besitzer der benachbarten Obermühle. Der Obermüller war in der Stadt gleich hoch angesehen. Er war ein wohlhabender und verständiger Mann, geliebt und geschätzt, und wegen seiner treuen Liebe zum Vaterlande und wegen seines Franzosenhasses allgemein in Stadt und Land bekannt.

Da verbreitete sich im ersten Frühjahre des Jahres 1812 plötzlich das Gerücht, daß der Obermüller mit dem Rittmeister mehrere Stunden am späten Abend in der Mittelmühle allein in einer Laube gesessen und bei der Trennung dem Rittmeister herzlich die Hand gedrückt, sich dann aber nicht auf dem gewöhnlichen Wege, sondern hinten über den Steg nach Hause begeben habe.

Wie war Dies nur möglich?

Der Obermüller mit seinem glühenden Hasse gegen Alles, was Franzmann hieß, und der Rittmeister, immerhin ein etwas dunkler Charakter, Beide allein in tiefem Gespräche zur Nachtzeit in einer Laube.

Man forschte der Entstehung des Gerüchtes nach und erfuhr bald, daß ein junges Mädchen, Therese Banko, dasselbe verbreitet hatte. Sie war die Pathe des Mittelmüllers und von diesem als Wirthschafterin und Aufwärterin für die Gäste in Dienst genommen. Sie hatte den Obermüller und den Rittmeister in der Laube sitzen sehen und Dies weiter geplaudert.

Der Mittelmüller hatte zunächst seinen Ohren nicht trauen wollen, als er Dies erfuhr. Da aber die Stadt allgemein davon sprach und

Therese Banko bei ihrer Behauptung blieb, beschloß er, seinen Nachbar, den Obermüller, zur Rede zu stellen.

„Sag' um Alles in der Welt, Gevatter, was hast Du mit dem verdammten Franzosen in meiner Laube in der Nacht zu schwatzen?"

Der Obermüller fing an zu lachen. „Warum so neugierig, Gevatter?" erwiederte er, „was geht es Dich an, wenn ich Geschäfte mit dem Franzosen habe?"

„Geschäfte, Du Geschäfte mit dem — —?"

„Ja, ja, wie ich Dir sage, und um Deine Neugier zu befriedigen, will ich Dir auch sagen, worin sie bestehen. Sieh, der Rittmeister hat sich wegen der mangelhaften Stallung mit seinem Quartierwirth auf Neuhof überworfen und zieht mit der halben Eskadron zu mir."

„Zu Dir, Du hast ja kaum für Deine Pferde Platz!"

„O, ich baue, morgen geht's los, Steine habe ich die Hülle und Fülle, in acht Wochen ist der Stall fertig!"

„Zieht denn der Rittmeister etwa auch mit zu Dir?"

„Freilich, freilich, er trennt sich nie vom großen Quartier; er nimmt die drei Oberstuben, ich brauche sie ja nicht."

„Sonderbar, Du und der Franzose unter Einem Dache!"

„Ich will Dir Etwas sagen, Nachbar," entgegnete jetzt der Obermüller ernst, „man muß auch gerecht sein und darf dummen Geschwätzen nicht zu lange das Ohr leihen. Sieh, der Rittmeister steht nun schon seit fünf Jahren hier in Garnison und Niemand kann ihm etwas Böses nachsagen. Der Schneider Kapitzky war doch selbst viel schuld an seinem Tode. Wozu also das ewige bösartige Gewäsch von Spionage? Der Rittmeister denkt gar nicht an Spioniren. Ich kenne jetzt den Grund seines Uebertritts in unsere Armee. Der Grund ist ein ganz eigenthümlicher und Du kannst ihn wissen und weiter erzählen. Nach der Schlacht bei Jena hatte der Rittmeister den Auftrag gehabt, mit seinem Zuge die Preußen, und besonders eine kleine flüchtige Munitionskolonne, zu verfolgen und ihrer unter allen Umständen habhaft zu werden. Die Kolonne hatte ihren Rückzug von Zörbig aus hierher genommen. Dies mißlang dem Rittmeister, er holte die Kolonne nicht ein, die Preußen gingen über die Mulde, brannten die Brücke hinter sich ab und die Franzosen mußten beim Altenhofe über den Fluß gehen. Die Bedeckung der Kolonne setzte, als er sie endlich einholte, sich nicht nur zur Wehr, sondern ging zum Angriffe über und jagte die Franzosen durch die Mulde zurück. Dies nahm ihm der Marschall sehr übel. Man stellte ihn vor ein Kriegsgericht unter der Beschuldigung, daß er zu langsam operirt habe. Er wurde zwar freigesprochen, aber seines Bleibens war nicht mehr in der französischen Armee und er suchte sich deßhalb fremde Kriegsdienste. Das ist die ganze Geschichte."

„Ja, woher weißt Du denn das Alles?"

„Er hat es mir selbst erzählt, an jenem Abend in der Laube. Du weißt, ich nehme kein Blatt vor den Mund. Als er mit der Bitte an mich herantrat, für die halbe Schwadron den Stall zu bauen, schlug ich ihm anfänglich Dies kurz ab. Aber er ließ sich nicht irre machen. Er stellte mir vor, daß ich bei den schlechten Zeiten der einzige Mann sei, der Geld und Kredit genug zum Bauen besitze, er wies auf den hohen Service hin, den ich erhalten würde, und als ich trotzdem nicht darauf eingehen wollte, sagte er mir auf den Kopf zu, daß ich nur darum mich weigere, weil sein Ruf als Spion mir nicht gefiele. Ich zögerte nicht einen Augenblick, ihm zu sagen, daß er den Nagel auf den Kopf getroffen habe, und nun erzählte er mir seine Geschichte und bekräftigte seine Erzählung mit seinem Ehrenworte. Bist Du nun zufrieden, Mittelmüller?"

„Ich muß ja wohl, aber trau, schau, wem."

„Aber nun sag' Du mir, woher weiß man denn mein Gespräch mit dem Rittmeister?"

„Die Rose hat es erzählt, die hat Euch belauscht."

„Die Rose, sieh, die kleine Hexe! Dacht' ich's doch; ich sah ein helles Kleid durch die Gebüsche streifen, doch da kommt sie ja — Rose, Rose!"

Das Mädchen trat näher. Sie war hoch und schlank wie eine Tanne gewachsen. Ein dichtes, zu den üppigsten Zöpfen geflochtenes kohlschwarzes Haar stach herrlich ab zu dem blendend weißen Teint des Gesichtes und dem reinen Himmelblau der Augen. Die 18jährige Rose war, darüber herrschte unter den Männern nur Eine Stimme, unbedingt das hübscheste Mädchen der Stadt. Rose war feuerroth geworden, als der Obermüller sie zu sich rief.

„Du hast uns verrathen, Rose," rief der Obermüller, freundlich lachend; „was hast Du Dir denn gedacht, Mädchen?"

Rose war in unbeschreiblicher Verlegenheit. „Ich dachte nur," stammelte sie, „weil sie den Herrn Rittmeister immer noch den Spion nennen —"

„Daß ich auch einer wäre?"

„O nein, gewiß nicht!" rief das Mädchen laut; „aber es kam mir so eigenthümlich vor, daß der Herr Rittmeister Sie mit seinem Freunde so oft des Abends besucht."

„Was faselst Du da, Mädchen, der Rittmeister mich mit seinem Freunde besuchen? Der Rittmeister ist nie mit einem Schritte in meinem Hause gewesen, und der Freund, wer ist denn Das, der Rittmeister hat ja gar keinen Freund."

„Doch, doch," rief Rose, „ich weiß zwar nicht, ob sie bei Ihnen im Hause gewesen sind, aber des Weges von der Mühle her sind sie des Abends und Nachts häufig gekommen, und da der Weg über die Mühle nicht hinausführt, so glaubte ich, sie kämen aus Ihrem Hause."

„Und Das hast Du gesehen?"

„Gewiß, ja, nicht ein Mal, zehn, zwanzig Mal im vergangenen Winter und in diesem Frühjahr, und immer spät des Abends, wenn ich nach Hause ging."

„Ja, wer ist denn der Freund? Den kennt ja Niemand!"

„Es ist ein Herr mit einem Arme, der seit einigen Monaten beim Rittmeister zum Besuch ist. Der Herr geht, wie die Leute auf dem Neuhofe sagen, nie am Tage aus, sondern nur des Abends."

„Trau, schau, wem!" unterbrach der Mittelmüller höhnisch.

„Da muß ich doch 'mal aufpassen, was die Beiden an meiner Mühle wollen!"

„Sie werden sich den Platz zum großen Stall ausgesucht und beobachtet haben, wie sich der Stall bei Mondschein ausnehmen wird," lachte der Mittelmüller.

„Hör', Rose, willst Du Dir zehn Thaler verdienen?"

„O ja, Herr Obermüller!"

„So kommst Du, sobald Du die Beiden den Mühlenweg entlang gehen siehst, schnell hinten herum nach der Mühle und klopfst drei Mal an mein Fenster, hörst Du?"

„Ja, Herr Obermüller."

Aber Rose verdiente sich die zehn Thaler nicht, und der Obermüller kam bald zu der Vermuthung, daß Rose vielleicht mehr erzählt habe, als sie verantworten konnte, zumal der Obermüller auch durch seine eigenen Leute, jedoch ohne alles Resultat, aufpassen ließ.

Der Obermüller fing, seinem Versprechen gemäß, an zu bauen, und bald war der Stall so weit fertig, daß zum Sommer an dessen Beziehung gedacht werden konnte. Da erscholl plötzlich von Neuem Kriegslärm im Lande. Napoleon hatte Ende Mai 1812 dem russischen Czaar den Krieg erklärt und die große Armee begann ihre Durchzüge durch das Herz von Deutschland. Sachsen, im Bunde mit Napoleon, rüstete ebenfalls und bald hatte das Regiment die Stadt verlassen und befand sich auf dem Marsche nach Osten. Auch der Rittmeister war mitgezogen. Sein einarmiger Freund war aber zurückgeblieben und hatte sich in der Stadt eingemiethet. Er nannte sich Lieutenant Nicolas und verkehrte ebenso wenig, wie früher sein Freund, der Rittmeister, mit irgend Jemand in der Stadt.

* * *

Der Sommer war vergangen, der Spätherbst gekommen. Nächst den dumpfen Gerüchten, welche das Land durcheilten, daß Moskau im September von den Russen abgebrannt sei, daß der Winter dort überaus früh sich eingestellt habe, gab eine andere Thatsache den Bewohnern von D. viel zu reden.

Es handelte sich um Therese Banko. Die ganze Stadt hatte sich in dem Mädchen arg getäuscht. Ihr tadelloser Ruf war plötzlich dahin. Therese Banko hatte einem Kinde das Licht der Welt gegeben. Vergebens drangen ihr verzweifelter Vater und ihre Freundinnen in sie, den Namen des Verführers zu nennen. Nicht ein Wort kam über ihre Lippen, stumm und weinend saß sie neben ihrem Kinde, die Hände ringend und leise Worte murmelnd. Nicht einmal eine Vermuthung hatte man über die Person Dessen, der Therese Banko in's Unglück gestürzt, bis der Obermüller auf den Gedanken kam, daß das von Rose erzählte häufige nächtliche Zusammentreffen mit dem Rittmeister doch verdächtig erscheine. Er stellte deßhalb Therese Banko bei der nächsten Gelegenheit zur Rede und sagte ihr auf den Kopf zu, daß der Rittmeister die Schuld an ihrem Elend trage. Therese Banko beobachtete aber ihr früheres Verfahren auch bei dieser Anrede. Sie schüttelte traurig das Haupt, hob abwehrend und bittend gegen den Obermüller die Hand auf und ging weinend ihres Weges.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die „St. Galler Zeitung" berichtet von den gegenwärtig stattfindenden schweizerischen Truppen-

manövern (bei welchen, nebenbei bemerkt, mehr Unglücksfälle vorkommen, als bei denjenigen in Deutschland), daß die Züricher im Kommando durch ihren „Dialekt" sich auszeichnen und auffallender Weise sehr höflich sind; so heiße es bei ihnen nicht: „Offiziere und Unteroffiziere vor!" sondern: „Die Herre Offizier und Unteroffizier möchted jetzt au so guet si und gschwind e chli vor d' Front füre cho."

Ein Sprach-Examen.

Vor einigen Tagen trat ein fremder Herr in Prag in einen Laden, dessen Besitzer als Ultraczeche die deutsche Sprache aus seinem Geschäfte verbannt und auch die Aufschrift des Ladens nur in czechischem Idiome abgefaßt hat. Der nationalslavische Handelsmann fragt nun czechisch den Fremden nach seinem Begehren, worauf dieser einen Augenblick stutzt, aber alsbald im besten Russisch erwiedert: „Entschuldigen Sie, ich verstehe nicht czechisch, aber als guter Slave sprechen Sie gewiß russisch?" Nun ist die Reihe, verlegen zu werden, an unserem Czecho-Slaven. Er stottert ein: „Ne Pean!" (Nein, mein Herr!) das indeß den fremden Herrn nicht befriedigt. — „Ne Pean! Ne Pean!" wiederholt dieser, russisch fortfahrend, ziemlich ungeduldig — „Herr, das ist auch nicht russisch, aber weil es mit diesem nicht geht, so sprechen Sie vielleicht polnisch?" Und der Fremde beginnt polnisch zu parliren, was aber unserem kläglichen Prager Slaven ebensowenig verständlich ist als das Russische. Der Fremde versucht zum Entsetzen des Czechen noch sein Glück mit dem Serbischen, aber gleichfalls erfolglos. — „Enfin, parlons français!" ruft in höchster Ungeduld der Fremde aus — „tous les Slaves civilisés parlent cette langue." Leider scheint indeß der czechische Ladenbesitzer nicht zu den „zivilisirten Slaven" zu zählen, denn er versteht ebensowenig eine Sylbe französisch, als er vordem russisch, polnisch und serbisch verstanden. „Herr!" platzt schließlich der Fremde deutsch heraus, „ich vermuthe, daß Sie als Oesterreicher doch wenigstens deutsch verstehen?" — „Oh, zu dienen, zu dienen!" erwiedert halb freudig, halb ärgerlich der Ladenbesitzer, sich den Angstschweiß, den ihm das linguistische Examen ausgepreßt, von der Stirne wischend. — „Nun, da will ich Ihnen einen guten Rath geben," fährt der Fremde lächelnd in deutscher Sprache fort. „Sprechen Sie zukünftig Ihre Kunden in gutem Deutsch an, da können Sie des Verständnisses fast sicher sein. Um aber den czechischen Gallimathias zu verstehen, muß man eben nur Czeche sein, und Dies können Sie doch unmöglich von jedem Menschen verlangen." — Spricht's und kehrt dem verblüfften Merkurjünger den Rücken.

„Man soll nicht zu jung heirathen," schreibt ein amerikanisches Blatt, und führt als Beweis dafür folgendes Beispiel an: In Janesville heirathete kürzlich ein Paar, von welchem der Bräutigam 80 und die Braut 70 Lenze zählte. Die Folge war eine — Scheidung, ehe noch der Honigmond zu Ende war.

Geiz bis zum Grabe.

Jüngst wurde in Paris der Banquier Z. begraben. Er war wegen seines Geizes berüchtigt. Er trug 25 Jahre denselben Rock. Im Winter ließ er ihn wattiren. Im Sommer nahm er das Futterzeug wieder heraus. Auf dem Todbette bemerkte er, daß ein Priester seine Frau tröstete, und den letzten Rest seiner Kräfte zusammenraffend, rief er aus: „Höre, meine Liebe, wenn der Herr dort Dich bestimmen will, einige Seelenmessen lesen zu lassen, damit ich früher aus dem Fegfeuer komme, so ist das ganz und gar nicht nöthig. Ich werde meine Zeit aushalten!"

Auch ein Gründer des deutschen Reiches.

Unter den Persönlichkeiten, welche Kaiser Franz Joseph im österreichischen Botschaftshotel empfing und die durch Graf Karolyi vorgestellt wurden, befand sich auch, wie dem „Sprudel" aus Berlin geschrieben wird, der bekannte Commerzienrath Bleichröder, welcher nach Moltke und Roon dem Kaiser aufwartete. Karolyi stellte ihn mit den Worten: „Auch ein Gründer des deutschen Reiches" dem Kaiser vor, welcher lächelnd ob dieser zweischneidigen Worte des Botschafters dem Banquier die Hand reichte.

Wenn es dir übel geht, nimm es für gut nur immer;
Wenn du es übel nimmst, so geht es dir noch schlimmer.
Und wenn der Freund dich kränkt, verzeih's ihm und versteh':
Es ist ihm selbst nicht wohl, sonst thät' er dir nicht weh.
Und kräult die Liebe dich, sei dir's zur Lieb' ein Sporn;
Daß du die Rose hast, das merkst du erst am Dorn.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 115. Montag, 30. September 1872.

Die junge Gefangene. *)

(Nach André de Chénier.)

„Die junge Aehre reift, ob auch die Sichel droht,
Die Rebe trinkt den Thau im Sommermorgenroth,
Bis ihre Frucht der Winzer bricht.
Und ich, jung, schön wie sie, wennqleich mir jeder Tag
Nur lange Weile und Verzweiflung bringen mag,
Nein, sterben will auch ich noch nicht.

Mit trock'nen Augen geh' der Stoiker zum Tod;
In Thränen hoffe ich. Dem Sturm, der mich bedroht,
Mein Haupt ergebungsvoll sich neigt.
So süße Tage gibt's, ob mancher bitter war!
Doch welcher Honig ist des Nachschmacks völlig baar,
Welch Meer, wo der Orkan stets schweigt?

In meinem Busen wohnt die holde Phantasie.
Vergebens drücken mich des Kerkers Mauern hie,
Der Hoffnung Flügel tragen mich.
Des Vogelstellers Netz entwischt die Nachtigall,
Und glücklicher als je schwingt sie mit hellem Schall
Empor zum blauen Himmel sich.

Weßhalb schon sterben? Ach, ich schlafe ruhig ein
Und wache ruhig auf. Mein Herz ist ja so rein,
Daß kein Gewissensbiß mich schreckt.
Und Morgens jedes Aug' mir hier Willkommen lacht,
Auf diesen Stirnen, wo sonst thront des Kummers Nacht,
Mein Anblick fast die Freude weckt.

Noch fern von ihrem Ziel ist meine Lebensbahn,
Von jenen Ulmen, die den schönen Weg umfahn,
Nur wenig meinem Aug' entschwand.
Und bei des Lebens Schmaus, der kaum für mich begann,
Konnt' ich an meinen Mund nur flüchtig setzen an
Das Glas, noch voll in meiner Hand.

Ich stehe erst im Lenz, ich will die Ernte sehn,
Ich will, der Sonne gleich, durch alle Phasen gehn,
Bis ich mein Jahr vollenden mag.
Frisch prangend auf dem Schaft, des Gartens schönste Zier,
Sah ich bisher allein das Frühroth leuchten mir,
Ich will vollenden meinen Tag.

Du kannst noch warten, Tod. Entfern', entferne dich
Bring' jenen Herzen Trost, wo Furcht und Schande sich
Vereint auf bleichem Angesicht.
Mir bietet Pales noch ihr grünendes Asyl,
Die Liebe Scherz und Kuß, die Musen süßes Spiel,
Nein, sterben will ich jetzt noch nicht."

So klagte eine Maid, gefangen gleich wie ich,
Jung, edler Liebe werth, bis meine Leier mich
An's Werk nach langem Schweigen rief.
Und, rüttelnd an dem Joch der schnöden Kerkerslast,
Hab' süßen Rhythmen ich die Töne angepaßt
Aus jenem Mund, schön und naiv.

Vielleicht wer einstmals liest dies Lied, des Kerkers Frucht,
Mit liebevollem Fleiß dann zu erforschen sucht,
Wer wohl gewesen sei die Maid.
O, sie war anmuthreich! Und fürchten wird, wer hie
In ihrer Nähe weilt, er müsse gleich wie sie
Zum Tode stündlich sein bereit.

Otto Franz Gensichen.

*) Das Gedicht bezieht sich auf Fräulein von Coigny, welche während des Revolutionsjahres von 1794 in demselben Kerker mit André de Chénier schmachtete und, wie er, auf dem Schaffot starb.

Die Obermühle.

Kriminalskizze von H. Engelcke.

(Fortsetzung.)

Es war die Neujahrsnacht 1813. Der Obermüller hatte im Kreise einiger Freunde bis Mitternacht in der Mittelmühle gesessen und sich dann auf den Heimweg gemacht. Es war eine

bitterkalte Nacht, dunkel und still, kaum daß der am Abende gefallene frische Schnee sie etwas erhellte.

Der Obermüller hatte den Heimweg über den zugefrorenen Bach gewählt und war bald an seiner Mühle angekommen. Das nicht umschlossene Gehöft lag im tiefen Frieden. Der Obermüller trat in das Mühlenhaus. Die Mühle stand, die Gesellen schliefen in ihrer Kammer und auch der Obermüller suchte sein Lager auf. Bald war er eingeschlafen.

Was war das, pochte es da nicht leise drei Mal an sein Fenster?

Der Obermüller fuhr schlaftrunken empor und rieb sich die Augen. Aber Alles war todtenstill. Der Obermüller erhob sich und trat an das Fenster, Niemand war zu sehen. Der Obermüller glaubte geträumt zu haben und legte sich wieder zu Bett, aber er konnte nicht schlafen. So lag er wohl eine starke halbe Stunde, als plötzlich ein rother Lichtschein in sein Zimmer fiel. Jetzt fuhr er entsetzt empor. Feuer, Feuer auf dem Gehöfte! Hoch prasselte die Flamme aus dem Strohdache einer zur Mühle gehörigen isolirt am Wege stehenden alten Scheune. Im Augenblicke hatte der Obermüller seine Leute geweckt und halb angekleidet stürzten Alle zur Brandstätte. Hier war aber nicht mehr zu helfen, bei der starken Kälte fehlte es an Wasser, um dem Elemente Einhalt zu thun. Der erste Augenblick lehrte indessen, daß bei dem stillen ruhigen Wetter Gefahr für die Mühle nicht vorhanden war. Da zeigte sich ein ganz eigenthümlicher Umstand. Eine große Quantität Stroh, das in der südlichen Ecke der Scheune gelegen, war durch die eine Hinterthür herausgeschafft und auf den Schnee geworfen. Vom brennenden Dache war Feuer auf das Stroh gefallen und dasselbe brannte lichterloh. Der Obermüller sah erstaunt und fragend seine Leute, diese ihren Herrn an. Weßhalb hatte der Brandstifter, denn an der Existenz eines solchen war nach Lage der Sache nicht zu zweifeln, das Stroh vorher aus der Scheune geschafft, weßhalb hatte er überhaupt die alte baufällige Scheune, in welcher nur fast werthloses Erbsen- und Bohnenstroh aufbewahrt wurde, angezündet?

Während der Obermüller mit seinen Leuten hierüber noch berieth, erscholl plötzlich vom Berge her ein lauter, entsetzlicher, markerschütternder Schrei. Beim flackernden Scheine des Feuers erkannte man eine weibliche Gestalt, die in rasendem Laufe der Brandstätte zueilte.

„Mein Gott, das ist ja die Rose," schrie der Obermüller. „Mädchen, wo kommst Du her?"

„Rettet, rettet, um Gottes Barmherzigkeit willen, rettet, es verbrennt, es verbrennt."

„Wen, wen sollen wir denn retten?"

„Mein Kind, mein armes Kind, es ist in der Scheune und verbrennt, rettet, rettet!"

Aber im nächsten Augenblicke stürzte das brennende Gebäude zusammen. Millionen strahlender Funken stiegen als hohe Feuergarbe zum nächtlichen dunkeln Himmel auf, dann wurde es dunkler und dunkler, nur noch vereinzelt leckte die Flamme aus den rauchenden Trümmern hervor.

„Wie kommst Du mit Deinem Kinde um diese Stunde in die Scheune, bist Du Brandstifterin, Dirne, oder gar Mörderin?"

Aber Therese Banko gab keine Antwort. Mit dem stillen Lächeln des Wahnsinns, das schöne, blaue Auge glanzlos und hohl, deutete sie mit der Hand auf den dampfenden Schutt.

„Seht, seht," rief sie endlich leise, „hei, wie das sprüht, wie das raucht und glüht. Du frorst ja so, Karl, Du zitterst ja so vor Frost, jetzt bist Du warm, warm — —"

„Sprich, Rose, wie kommst Du hierher?" sagte der Obermüller in mildem Tone.

„An den Baum, an die Pappel — dort reiten sie, dort nach der Mulde zu, laßt satteln, Herr, dort, dort — —"

Und Therese Banko sank in die Kniee und begrub ihr Haupt in den Schnee zu ihren Füßen. Der Obermüller hob sie empor. Aus ihrem Antlitze war alles Leben gewichen, der Kopf schlug kraftlos hinten über, die Arme sanken an den Seiten herab.

Da nahete die Löschmannschaft aus der Stadt. Therese Banko trug man in die Mühle.

Am andern Mittag ging man daran, die Brandstätte aufzuräumen, um nach dem Kinde zu suchen. In einer Ecke an der nördlichen Seite, dicht neben der Stelle, wo sich die Vorderthür befunden, fand man die nur noch aus den kleinen weißen Gebeinen bestehenden Ueberreste des Kindes.

Inzwischen war auch das Gericht schon eingeschritten. Man ermittelte, daß Therese Banko von ihrem Vater verstoßen war, daß sie fast Alles, was sie besessen, verkauft und verpfändet hatte, um ihren und ihres Kindes Lebensunterhalt zu gewinnen, man stellte fest, daß sie verdächtige Redensarten dahin, daß es ihrem Kinde besser sei, zu sterben als zu leben, geführt, daß

sie wiederholt die verfängliche Frage, ob man in einem brennenden Hause leicht ersticken könne, gestellt hatte, man konstatirte endlich, daß sie schon zu Weihnachten eines Abends spät mit ihrem Kinde auf der Muldenbrücke gestanden und lange über das Geländer in die vom Eise offenen Stellen geschaut hatte. Erst als das Thor der Brücke geschlossen werden sollte, hatte der Wächter sie nach Hause weisen müssen.

Die Stadt bezeichnete Rose als Brandstifterin und Mörderin. Allgemein nahm man an, daß nach Vollbringung der entsetzlichen That auf dem Heimwege die flackernde Flamme die Mutterliebe in ihrer Brust wachgerufen, daß sie die That bereut und, um zu retten, zur brennenden Scheune zurückgelaufen sei.

Man warf Therese Banko in den Kerker.

Aber die Sachlage gestaltete sich schon am nächsten Tage anders und zwar räthselhaft genug.

Es wurde ermittelt, daß Therese Banko am Abende des Brandes gegen 8 Uhr mit ihrem Kinde, das sie in eine ihr gehörige Pelzjacke eingewickelt gehabt, in die Mittelmühle gekommen war, um für eine befreundete Familie zum andern Morgen Malgut zu bestellen. Sie hatte hierzu Auftrag gehabt. Während sie in der Mittelmühle sich aufhielt, war starkes Schneegestöber eingetreten, und sie hatte gebeten, dasselbe in der Mühle abwarten zu dürfen.

Bereitwillig war ihr dies gewährt worden und sie hatte bis nach Mitternacht mit dem Kinde still auf der Ofenbank in der Vorderstube gesessen und dem Geplauder der Gäste in der Hinterstube zugehört. Als das Schneegestöber und der Wind nachgelassen, war sie aufgestanden, hatte freundlich gute Nacht gewünscht und erklärt, daß sie am andern Morgen kommen und das Mehl abholen, und ihr Kind, so lange sie zu dem Weg brauche, bei der befreundeten Familie unterbringen werde.

War sie wirklich erst auf dem kurzen Rückwege zu dem entsetzlichen Entschlusse gekommen, und hatte sich daran die rasche That gereihet?

Aber noch mehr! Jenseits des Berges, 500 Schritte von der Brandstelle, lag im Schnee eine sogenannte Spitzhacke und ein Spaten, unbekannten Eigenthümern gehörig. Neben dieser Stelle aber, an einer Pappel, fanden sich im Schnee eine große Anzahl von Menschentritten und Hufspuren zweier Pferde. Die letzteren Spuren führten über die Felder nach der Landstraße, von hier aus weiter über die Wiesen nach der Mulde. Auf dem sonst so reißenden, jetzt zugefrorenen Flusse hatten die Pferde, die hier Schritt gegangen waren, sorgfältig die vielen kleinen offenen Stellen vermieden und hatten am andern Ufer ihren Weg in starkem Trabe fortgesetzt. Bald verschwanden die Spuren auf dem schneelosen Acker.

Man forschte weiter und weiter. War es ein Zufall, daß der einarmige Lieutenant Nicolas seit dem 1. Januar 1813 verschwunden war? Er war während dieses Tages das erste Mal, seit er in D. wohnte, bei Tageslicht ausgegangen, war dann zurückgekehrt, hatte für das Vierteljahr seine Miethe im Voraus bezahlt und seinem Hauswirthe erzählt, daß er in Familienangelegenheiten verreisen und erst in vier Wochen zurückkehren werde. Bei näherer Durchsicht fand man aber die Schränke in seinem Zimmer total leer, er hatte alle seine Habseligkeiten bei Seite gebracht und war offenbar auf Nimmerwiedersehen abgereist. Nur der alte Jagdhund des Rittmeisters, den dieser beim Ausmarsche seinem Freunde Nicolas anvertraut, war zurückgeblieben. War es ferner ein Zufall, daß man am Tage nach dem Brande den Hund suchend und winselnd bei der Obermühle und an der Pappel traf?

Ueber Therese Banko war inzwischen des Wahnsinnes volle Nacht hereingebrochen. Sie wurde für unheilbar erklärt, aus dem Gefängnisse entlassen und ihrem verzweifelnden Vater zurückgegeben, der jetzt im Vereine mit dem Obermüller sich ihrer annahm.

Die That war unaufgeklärt, man reponirte die Akten.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Durch Kampf zum Frieden!

Erzählung von S. v. d. Horst.

Durch Kampf zum Frieden! Blätter der Erinnerung! ein Tagebuch gewissermaßen — und warum auch nicht, es werden Tagebücher geführt in Zeiten großer Ereignisse, auf Reisen, warum sollte es nicht auch ein solches geben, ohne daß äußerliche Schicksale darin verzeichnet wären? ein Tagebuch der Empfindungen, der Kämpfe eines Frauenherzens; das ganze Leben ist ja einer Reise gleich und von je war es Wanderers Gewohnheit, den zurückgelegten Weg im Geiste noch einmal zu machen; es liegt ein eigenthümlicher Reiz darin, sich überstandene Gefahren und Schwierigkeiten noch einmal vor die

Seele zu rufen, es scheint noch über das ergrauende Haar einen Schimmer rosiger, lachender Jugendzeit zu werfen, wenn wir uns im Geiste zurückversetzen in die Zeit unserer sorglosen Kindheit, in den Frühling unseres Lebens!

Sechzehn Jahre! welche Poesie, welcher Zauber liegt in diesem Worte — ein Mädchen von sechzehn Jahren steht auf der schmalen Grenzlinie, welche das Kind von der Jungfrau trennt, sie hat die natürliche Anlage des Weibes zur Coquetterie, zur Schelmerei und noch die ganze hinreißende Naivetät des Kindesalters daneben; mag der künftige Lebensweg dunkel und verschlossen vor ihr liegen, sie kennt nur die Gegenwart, sie spielt mit dem Augenblick, und ist glücklich wie nie in spätern Jahren; Schiller's Cassandra kann ihr noch keinen Geschmack abgewinnen, aber „des Mädchens Klage" weiß sie auswendig und zu endigen wie Hero, scheint ihr ein unermeßliches Glück. Sechzehn Jahre! alles Trübe und Schwere der durchmessenen Bahn läßt mich nicht vergessen, wie verführerisch, wie herrlich mir das Leben erschien mit sechzehn Jahren!

Ich sehe mich am Fenster sitzen, auf demselben Platze, den ich nach langer schmerzlicher Trennung jetzt wieder mein eigen nenne und nun für immer — im Elternhause als junges thörichtes Mädchen, das noch keinen selbstständigen Schritt hinaus in das kalte freudlose Dasein gethan; deutlich steht vor meinem inneren Auge die Einrichtung des Zimmers, die altmodischen Geräthe, vor Allem aber du, alte große Wanduhr, die noch, während ich diese Zeilen schreibe, mit ihrem Tick-tack meine Gedanken accompagnirt, du hast die Stunde bezeichnet, in der ich geboren wurde zu diesem wechselvollen Dasein, du sollst dereinst an meinem Sterbebette nicht fehlen, du bist ein Stück von meinem Herzen, alte Uhr, ich habe dich lieb wie kein anderes Hausgeräth!

Auf dem Sopha links von mir sitzt meine Mutter an einem Tische, inmitten des Zimmers meine ältere und mir gegenüber meine jüngere Schwester; es wird selten ein Wort zwischen uns gewechselt, wenigstens spreche ich persönlich fast nie, die drei ernsten sorgenvollen Frauen passen auch so wenig zu mir, daß eine gemeinsame Unterhaltung fast unmöglich scheint, ich bin ja noch ein Kind, ein pures Kind, trotz meiner sechzehn Lebensjahre und steter emsiger Arbeit, ich nehme das Leben noch von der rosigen Seite, in meinem Kopfe ist Alles Romantik, ich habe noch keine Enttäuschung erfahren!

Aber ich wollte hier nicht von mir sprechen, sondern von den Meinigen: der Vater war ein Subalternbeamter, welcher erst als Wittwer mit zwei erwachsenen Töchtern meine Mutter geheirathet hatte; ihr, der alternden Gouvernante, die eine freudenlose Jugend in fremdem Dienste verbracht, erschien die späte Versorgung wie ein Geschenk des Himmels; allein, was wir heiß begehrt und vom Schicksal erfleht, das sollte nur zu häufig schon ein Stein auf unserem Lebenswege werden, und auch meine arme Mutter sah sich grausam enttäuscht, als sie nach Jahresfrist in tiefer Wittwentrauer an meiner Wiege saß und ihr nun die Sorge für ein kleines hilfloses Kind und zwei Stieftöchter aufgebürdet war! — Ach, ich kann sie mir jetzt so gut vergegenwärtigen, die Kämpfe, die du zu bestehen hattest, arme Mutter, mit der Sorge um das tägliche Brod, mit den beiden Stiefschwestern, die dich und mich als Eingedrungene betrachteten, die es eine grausame Härte nannten, als sie von jungen verwöhnten Damen Arbeiterinnen werden mußten, als das Nichtsthun, Besuche machen und Tanzen mit Sticken vertauscht ward, mit unaufhörlichem, ermüdendem Einerlei.

(Fortsetzung folgt.)

* About.

Westricher: Hascht schun geles' vun dem französche Federvieh, wo anno 60 die Preiße un Deutsche mit 'ner ganze Bauchbitt voll Kumplemente überschitt hat und anno 70 die nämlich Bauchbitt voll — 's is kä kelnisch Wasser — über die dreckige Barbareköpp ausleere wollt?

Altbayer: Naa, wenn moanst denn?

Westricher: Do guck in die Zweebrücker Zeiting, do steht's groß drinn!

Altbayer: Richtig, i hob's scho! Awer, dös i scho ganz g'wiß nix Nar's, dös is so a Bu, der dös Zeugs verübt hot!

Westricher: Meiner Seel, du haschst Recht

Das Lied vom Krokodil.

Im heiligen Teich von Singapur
Da liegt ein altes Krokodil
Von äußerst grämlicher Natur
Und kaut an einem Lotosstiel.

Es ist ganz alt und völlig blind,
Und wenn es einmal friert des Nachts,
Dann weint es wie ein kleines Kind,
Doch wenn ein schöner Tag ist, lacht's.

H. L.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 116. Mittwoch, 2. Oktober 1872.

Der Auerhahn.

„„Herr Oberförschter, sage Se —
Sie schelten mit der Tine,
De Hektor vorhin schlage Se —
Was is dann heut mit Ihne?““

„Ach jo! Mer werd so ärgerlich
Mit denne Cummissione,
So wie was frei werd, meld' ich mich.
Do mag ich nimmeh wohne.
Mei ganz Revier werd gar nit leer
Vun Verschte und vun Grafe,
Wann's grad eem einfallt, kummt er her,
No soll ich mit'm laafe.
Jetzt liegt e Brief vun Münche do:
Heut Owend oder morge,
Do käm der Ferscht vun so und so —
Ich sollt e Bissel sorge;
s' Auerwild wär in der Balz,
Des däte mer jo hege —
Der gnädig Herr mögt jedenfalls
En Auerhan erlege.
Erlege — schreibt er; möcht mer do
Nit werklich s' Deiwels werre?
Nadeerlich! — mer erlegt nur so,
Knimm nur, du werrscht dich schnerre!
E Herr wie der, der hot vielleicht
Noch kaum en Haas geschosse —
Wann der en Auerhahn beschleicht,
Will ich mich köppe losse.“

„„So — sägt der G'hilf — na was liegt dran!
Wann soll er kumme? Morge?
Der Mann, der schießt sein Auerhahn,
Ich werr for eene sorge!““
Un richtig, Morgens geht er naus,
So zwische drei und viere,
Er is ke Viertelstündel draus,
Do duth er en schun spüre.
Horch — owe geht jetzt s' Falze an —
Der Jäger schleicht sich drunner —
Bauf — bauf — e schöner, stolzer Hahn
Der flutscht die Näscht errunner.
Na gut. Im nächschte Dörfel war
Ein alter, schlauer Sünder,
Der schafft im Wald mit noch e Paar
Im Summer un im Winter.
Der hot die Rehböck all gekennt,
Die klenne und die große,
Er weeß aach, was mer s' Schlöpple nennt,
Hot manche weggeblose;
Doch hot er — außer dem Verdacht —
Sich sunscht ganz gut gehalte,
Drum hän die Förschter nix gesagt,
Sie brauchen en, den Alte.
Zu dem geht jetzt der Förschtmann nuf,
Gebt ihm sein Sack, sein grüne,
Und sägt: „Do, Hansjörg, jetz baß uf,
Du kannscht der was verdiene:
E Trinkgeld — aach en Schnaps — du werrscht
Dich sicher nit beklage.
Jetzt horch: Heut kummt e Herr, e Ferscht,
Der hot so Spaß am Jaage,
Er kummt vun Münche in die Palz,
De Auerhahne wege,
Die sinn jetzt ewe in der Balz,
Do möcht er een erlege.
Verstanne! Hawe muß er een,
Er muß en selwer schieße —
E Herr wie der, ja, krägt der keen,
Des däth' en arg verdrieße.
Drum, daß mer desmol sicher sinn,
Do sollscht e Bissel helfe:
Ich hab een do im Rucksack drin —
Den trägscht heut Nacht um zwölfe
Enunner in die Fuchsedell,
Dort an die Buch die hoche,
Do steigscht mit nuf und hockscht dich schnell
Ganz owe in en Boge.

Dann horchscht — am eense kumme' mer rein,
Ich duh e Bissel schnalze,
Dann drückscht dich in die Gawel nein
Un fangscht fescht an zu salze.
Ich bring den Herr still unne bei,
Uf eemol hörscht d'es knalle —
Do loschte dann de Vogel glei
Die Näscht errunner falle.
Ich hoff, daß dich nit ferchte werscht,
S' isch Alles ungefährlich,
Ich selber ladt s' Gewehr em Ferscht
Un zwar ganz blinn — nadeerlich."

„„Gut,"" sägt der Hansjörg, „„ich duh mit,
Ich kenn schun so die Sache —
Vergessen Se des Schnäpsel nit,
Ich werr de Mähschter mache!""
Un richtig, wie se 's ausgemacht,
So isch des Ding aach gange:
Der Hansjörg steht in nächschter Nacht
Beduckt in seine Stange.
Er hot bei sich de ganze Kram,
Do fehlt vum i ke Dippel,
Am Zwölfe steigt er uf de Baam
Un setzt sich fescht im Gippel.
Wie still! Es scheint ke Mond, ke Stern,
's isch Alles stichedunkel —
Uf eemol hört er aus der Fern
Gebuschter und Gemunkel.
Des sinn die Herre! Scht! Wie die
Sich leis doher bewege!
Na 's lohnt sich awer aach der Müh,
En Auerhahn erlege!
„Scht" — macht der Ferscht und lauschtert als —
„Do is er ohne Zweifel;"
Richtig — der Hansjörg in der Balz
Der raunzt als wie der Deifel.
Jetzt hebt der Herr de Lefoscheh
For Eens enuf zu bumse —
Bauf! — Juh — schun hört mer aus der Höh
Was Schweres runner plumse.
Des fallt jo wie e schwerer Pack,
Des is e Kerl, e fetter!
Sie hewe 's uf — was war's? — E Sack!
O heilig Dunnerwetter!
Was war im Sack? Ja, was werd's sein?
Der Auerhahn — geschosse —
Den hot der Hansjörg schlau un fein
Mit'm Sack glei falle losse!
„Näh," — lacht der Ferscht — „do glabt mer als,
's gäb heut zu Dag kee Wunner —
Ich aber schieß in dere Balz
En Hahn im Sack errunner!" (Palatina.)

---

* Die Obermühle.

Kriminalskizze von H. Engelcke.

(Fortsetzung.)

Die ersten Monate des Jahres 1813 bestätigten die furchtbare Niederlage der Franzosen und das entsetzliche Schicksal der großen Armee. Die letzten traurigen Ueberreste derselben kehrten zurück. Mit ihnen das Kürassierregiment. Drei Viertel der Offiziere, Mannschaften und Pferde lagen auf Rußlands eisigem Boden. Auch Rittmeister Devriant war unter denen, die nicht wiederkehrten. Die übriggebliebenen Leute seiner Schwadron erzählten, daß er im August 1812 von einem Rekognoszirungsritte, den er mit drei Kürassieren unternommen, mit diesen entweder von den Russen gefangen oder getödtet worden sei. Bald war er bei der Schwadron vergessen gewesen.

Die Kürassiere erfreuten sich der Ruhe in ihrer Garnison nicht lange. Schon im März 1813 entstand neuer Kriegslärm im Lande. Der König von Preußen hatte sein Volk zu den Waffen gerufen und Napoleon den Krieg erklärt. Die Sachsen, noch immer mit den Franzosen im Bunde, rüsteten gegen Preußen.

Der Sommer verging, der Herbst und die Tage der Leipziger Schlacht nahten heran. Die Franzosen hatten die Stadt D. besetzt, und verließen dieselbe nicht eher, bis die Preußen glühende Kugeln hineinwarfen und sich zum Sturm rüsteten. Das Haus des alten Banko war das erste gewesen, aus dem die Flamme zum Himmel gelobert hatte. Beim Retten der Sachen war er verunglückt, ein Balken hatte ihn erschlagen. Nach Abzug der Franzosen war die Stadt öde und leer. Die Bewohner waren zum Theil geflüchtet, die Preußen folgten den Franzosen auf dem Fuße und zogen gen Leipzig zur Völkerschlacht.

Der blutige Corse war besiegt, der Tag der Freiheit war angebrochen.

Der Obermüller stand Ende Oktober 1813 eines Morgens vor seinem Hause, als er eines Trupps preußischer Husaren ansichtig wurde, die von der Stadt her nach der Mühle ritten. Bald saßen sie ab und verlangten Quartier und Stallung. Der Obermüller gab Alles gern und lud den Offizier in seine Stube.

Der Offizier war ein Mann Anfangs der dreißiger Jahre, klein und schmächtig, mit einer tiefen Säbelnarbe über der Stirn. Der Obermüller sah sich den Offizier näher an. War ihm

doch so, als sei es nicht das erste Mal, daß sich Beide gegenüberstanden.

Der Offizier merkte dies, fing an zu lachen und reichte dem Obermüller über den Tisch die Hand. „Es ist heute nicht das erste Mal, daß wir uns sehen."

„Ja wie ist mir denn!" entgegnete der Obermüller.

„Es sind sieben Jahre her, mein Herr, daß hier ein Gefecht zwischen meinen Husaren und französischen Lanciers Statt hatte. Wir jagten die Franzosen durch die Mulde zurück. Am andern Tag mußten wir der Uebermacht weichen, wir waren umzingelt und mußten uns durchschlagen, sogar die Munitionswagen ließen wir im Stich. Erinnern Sie sich?

„Oh," erwiederte der Obermüller, „mir fällt es wie Schuppen von den Augen. Sie sind der junge Offizier, der damals die Nacht in meinem Hause zubrachte!"

„In Ihrem Hause nicht, mein Herr!"

„Nein nein, ich irre mich, Sie wollten ja nicht wegen eines möglichen Ueberfalles, Sie kampirten allein in der kleinen Scheune mit Ihrem Burschen!"

„Ganz Recht, mit meinem Burschen, der arme Kerl verlor am andern Morgen sein Pferd —"

„Und sein Leben," fiel der Obermüller ein.

„Sein Leben?"

„Ja, leider, ich war fast Augenzeuge. Die Franzosen plünderten hier vor der Mühle die Munitionskarren. Sie fanden wohl nicht so viel Munition und Fourage, als sie suchten, denn sie brachen in ein wahres Wuthgeschrei aus."

Der Offizier fing an zu lachen. „Das glaub' ich wohl," sagte er.

„Es war inzwischen dunkel geworden," fuhr der Obermüller fort, „als zwei französische Offiziere anlangten. Sie gingen ohne Weiteres in die obern Zimmer und verlangten, die Gefangenen zu sprechen. Aber da war nur einer, Ihr Bursche, den sie sprechen konnten, die andern waren so schwer verwundet, daß dies unmöglich war. Ich war unten bei den Verwundeten beschäftigt und hörte nur von meinen Leuten, daß sie dem armen Menschen so gewaltig zugesetzt, ihn sogar geschlagen hätten."

„Mein Gott," rief der Offizier erschrocken, „erzählen sie schnell!"

„Bald polterten sie mit ihm die Treppe hinunter, schrieen nach einer Laterne und zogen mit ihm über den Mühlenhof."

Der Offizier war leichenblaß geworden und starrte seinen Wirth mit hohlen Augen an.

„Da entstand," so fuhr der Obermüller fort, „urplötzlich ein furchtbarer Lärm im Hofe. Lautes Schreien und Fluchen, Rufe nach den Pferden und dazwischen von der Mittelmühle her klein Gewehrfeuer. Versprengte preußische Infanterie war im Anzuge und auf die Vedetten der Franzosen gestoßen. Bald saßen letztere im Sattel und jagten davon. Die Preußen hielten die Mühle bis zum andern Morgen, der neue Franzosen brachte. Die Preußen wurden zersprengt oder gefangen; o, die entsetzliche Nacht."

„Und mein Bursche?"

„Der arme Junge lag durch die Brust geschossen, ob von Feindes- oder Freundeshand, wer konnte das bei dem Gewirre wissen. Er lag neben der alten Scheune, in der Sie die Nacht kampirt hatten und die im vorigen Jahre abgebrannt ist."

„Im vorigen Jahre abgebrannt," schrie der Offizier, „um Himmelswillen, was sagen Sie da?"

„Was hat er nur," dachte der Obermüller, „mit der alten Scheune; die Scheune und immer die Scheune!"

Der Offizier war aufgestanden und ging mit raschen Schritten in der Stube auf und ab. Dann blieb er vor dem erstaunten Obermüller stehen.

„Mein Herr," sagte er, „wollen Sie mir auf Ehre und Gewissen zwei Fragen beantworten?"

„Recht gern, Herr Offizier!"

„So sagen Sie mir, wie lange dauerte es von dem Augenblicke, daß die Franzosen meinen Burschen nach der Scheune schleppten, bis zu dem Augenblick, daß sie überfallen wurden und abritten?"

„Höchstens fünf Minuten oder noch nicht so lange!"

Der Offizier athmete auf.

„Sodann, wann ist die Scheune wieder aufgebaut?"

„Gar nicht ist sie aufgebaut, wer denkt in den schweren Zeiten an Bauen. Sie liegt gerade noch so, wie am Tage nach dem Brande, nur das verkohlte Holz haben wir hervorgezogen und als Brennholz benutzt."

Mit einem lauten Freudenschrei fiel der Offizier dem Obermüller um den Hals.

„Herr Lieutenant," rief der Obermüller und trat einen Schritt zurück, „sagen Sie mir, was ist mit der alten Scheune. Sie wissen nicht, Sie können nicht begreifen, wie Sie mich auf die Folter spannen!"

„Sie ist Dein, sie ist Dein!"

„Wer denn, wer?"

„Die preußische Kriegskasse, mein Herr, 30,000 Thaler in doppelten Friedrichsd'ors in zwei leinene Beutel verpackt. Ich nahm sie, als der Ueberfall der Franzosen gemeldet wurde, aus dem kleinen Munitionskarren, in welchem wir sie, um sie leichter transportiren zu können, untergebracht hatten, ich sah die Unmöglichkeit ein, sie zu retten, und vergrub sie mit meinem Burschen in der südlichen Ecke der Scheune, mit unsern Säbeln gruben wir das Loch!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein herzzerreißender Vorgang

wird von den Londoner Blättern veröffentlicht. Am Donnerstag 19. Sept. stürzte sich nämlich eine junge, elegant gekleidete Dame von der Waterloo-Brücke aus in die Themse und wurde, ungeachtet ziemlich rasch Hilfe bei der Hand war, todt aus dem Wasser gezogen. Als der Coroner zur Besichtigung der Leiche schritt, fand man in der Rocktasche der Ertrunkenen folgenden mit sauberen Schriftzügen geschriebenen Brief: „London, 3. September 1872. High St. Shadwell. Das Verbrechen, das ich im Begriff bin zu begehen und für das ich in der Ewigkeit zu leiden haben werde, findet seine Milderung in der Tiefe meines Elendes. Ich bin allein und fremd in London, besitze nicht einen Penny und keinen Freund, der mir seine hilfreiche Hand reichen könnte. Ermattet von der völligen Nutzlosigkeit meiner Anstrengungen, eine Beschäftigung zu finden, an Allem Mangel leidend, sind meine Füße ebenso müde als mein Herz. Ich ziehe es vor zu sterben, als abermals eine traurige Nacht und einen noch traurigeren Morgen zu erleben. Ich bin erst seit neun Wochen in England und reiste von Amerika mit einer Dame de Wyk als Gouvernante nach Schottland ab. Am Morgen nach meiner Ankunft wurde ich aus Laune entlassen; man weigerte sich, mir die Mittel zur Rückreise in meine Heimath zu geben und ich besaß nur den Betrag meines Salairs mit 3 Pf. St. 10 Schillinge. Als ich die Reise nach London bezahlt, blieben mir nur noch fünf Schillinge. Was thun? Ich verkaufte meine Uhr, aber der elende Erlös dafür schwand rasch für Wohnung, Kost und Ausgaben für unnütze Fahrten zum Zwecke der Erlangung einer Beschäftigung hin. Jetzt habe ich nichts mehr; jeder Tag vergrößert mein Elend. Keinen Freund, keine Hoffnung und keinen Pfennig im Besitz! O Gott des Himmels, verzeihe einer Sünderin, die keine Hoffnung mehr hat! Du weißt, wie ich gegen die Versuchung gekämpft, aber das Schicksal ist wider mich! Ich kann die Bahn des Lasters nicht betreten, denn meine arme todte Mutter sieht aus dem Jenseits auf mich herab. Ohne Vater, ohne Mutter, ohne Freund und kein christliches Herz, das mich versteht! Ich habe meinen vollen Verstand, und das Fieber, das mich verzehrt, lange vorausgesehen. Ich bitte Gott, vor dem ich bald erscheinen werde, mir zu verzeihen. Adieu du schöne und doch so grausame Welt!

Alice Blanche Oswald,
aus Pensylvania, 20 Jahre alt.

Ein neuer Duell-Modus.

Ein furchtbares, bis jetzt noch nie dagewesenes Duell soll kürzlich in Amerika stattgefunden haben. Zwei Musikanten, von denen der eine den andern schwer beleidigt hatte, haben sich auf — Pianinos geschlagen. Der Kampf hat 48 Stunden gedauert. Ohne Essen und Trinken, ohne auch nur eine Minute zu pausiren, haben die beiden Widersacher während dieser ganzen Zeit auf ihren Instrumenten herumgedroschen. Tanzstücke waren dabei ausgeschlossen. Einer hat 580mal hintereinander das „Miserere" aus dem „Troubadour" gespielt. Als er es zum 581. Male herunterorgeln wollte, fiel er bei den ersten Takten wie vom Blitze niedergeschmettert todt zu Boden. Der zweite der Duellanten hat nach dem nächsten Spitale gebracht werden müssen und befindet sich in Lebensgefahr. Sämmtliche vier Zeugen legen Symptome einer beginnenden Geisteszerrüttung an den Tag. Die Instrumente sind vollständig, was man zerdroschen nennt. (Stark amerikanisch.)

* Räthsel.

Dort ist er hergekommen,
Vielen zu Freud' und Trost,
Ob auch der Mund der „Frommen"
Stürmwild gen ihn getost.
Tausch' nun das zweite Zeichen
Gegen ein andres um, —
O möchte überall weichen
Dessen schlimmes Imperium!

R.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 117. Freitag, 4. Oktober 1872.

Die Obermühle.

Kriminalskizze von H. Engelcke.

(Schluß.)

Der Obermüller hatte krampfhaft nach einem Stuhle gegriffen. Im Augenblicke war das Räthsel halb gelöst. Dazu Spitzhacke und Spaten, dazu die beiden Rosse. Keuchend theilte er dies Alles dem Offizier mit.

Nach einer Viertelstunde hatten die Husaren den Schutt an der vom Offizier bezeichneten Stelle weggeräumt. Unter verkohlten Brettern und Asche wurde ein ziemlich tiefes Loch sichtbar, aber es war leer, die Kriegskasse war verschwunden.

Der Offizier, gänzlich enttäuscht, nahm sich nur noch die Zeit, dem Obermüller die Legitimation seines vorgesetzten Kommandos, durch welche er zur Nachsuchung und Hebung der Kriegskasse ermächtigt gewesen, zu zeigen und ihm zu erzählen, daß es mit Rücksicht auf das Bündniß zwischen Sachsen und Frankreich in Friedenszeiten unmöglich gewesen sei, die Kasse zu reklamiren, daß seine Regierung es vielmehr vorgezogen habe, lieber über die ganze Angelegenheit zu schweigen, als abschläglich beschieden zu werden und das Geheimniß zu offenbaren. Dann setzte er sich auf, nahm Abschied und ritt mit seinen Leuten ab.

Der Obermüller begleitete ihn bis an das Ende des Gehöftes und kehrte dann sinnend und überlegend nach der Mühle zurück. Da regte sich etwas zwischen den Langhölzern und er erkannte Therese Banko.

Die arme Wahnsinnige, die oft auf der Mühle vorsprach, um mit stummen Geberden ein Mittagessen zu erbitten, war stille Zeugin des Nachsuchens im Schutte gewesen.

Als der Obermüller an sie herantrat, lachte sie still, wie immer, vor sich hin, mit den Augen am Boden suchend.

Der Obermüller redete ihr freundlich zu. Sie sah ihn mit ihren großen, blauen Augen an. War es nicht, als ob ein lichter Augenblick über sie gekommen war?"

Jetzt oder nie, dachte der Obermüller.

„Hast Du uns gesehen, Rose?„

Die Wahnsinnige nickte freundlich mit dem Kopfe.

„Wir haben nach der Kriegskasse gesucht, weißt Du nicht, wo sie geblieben?"

Wie vom elektrischen Schlage getroffen fuhr Therese Banko von dem Eichbaume auf, wo sie gesessen.

„Sie haben sie", rief sie mit gellender Stimme, „sie trugen so schwere Beutel, dort reiten sie, dort, ach der Baum, die Pappel!" —

„Wer, Rose, sprich, ich bitte Dich!"

„Ich weiß nicht, die beiden, mein Kopf, mein armer Kopf, so weh, so weh, ich klopfte an das Fenster, zehn Thaler — mein Kind, mein Kind!"

„Du sollst sie haben, Rose, wenn Du mir sagst, wer die Beiden waren, die sie genommen, war es etwa der Franzose und sein Freund?"

Therese Banko blickte stier um sich her.

„Mein Kind," lispelte sie, „mein Kind!"

„Wie kam Dein Kind in die Scheune?"

„Es war so kalt, es fror!"

„Wie kamst Du nach der Obermühle?"

„Weiß nicht, weiß nicht."

„Besinne Dich, Rose!"

„Er hatte ja nur einen Arm, das Pferd war unruhig, der Baum, die Pappel!"

„Ich frage, wie Du nach der Obermühle kamst?"

Rose antwortete nicht mehr. Der unselige Schleier, der sich Angesichts der Brandstätte für wenige Minuten gelüftet, hatte sich enger als je

wieder zugezogen. Alle Mühe war vergebens, sie weiter zum Sprechen zu bringen.

Rose's Aeußerungen und die Erzählungen des Husarenoffiziers waren in der Stadt bekannt geworden. Niemand zweifelte, daß die beiden Männer, von denen Rose gesprochen, der Rittmeister Devriant und der Lieutenant Nicolas gewesen seien. Man nahm an, daß Beide diejenigen Offiziere wären, welche den Burschen des Husarenoffiziers in das Verhör genommen, daß sie durch Gewalt und Drohung von ihm erpreßt, wo die Kriegskasse liege, daß der Rittmeister, um der Kasse habhaft zu werden, Dienste im sächsischen Kürassierregimente genommen, und die Eskadron nur zu gleichem Zwecke nach der Mühle habe verlegen wollen. Man erinnerte sich, daß die Scheune bis kurz vor ihrem Brande des Nachts immer von einem Wächter, den der Obermüller seiner Hölzer wegen angenommen, bewohnt gewesen sei, so daß früher die Unmöglichkeit vorlag, die Kriegskasse zu heben. Man war endlich der Meinung, daß der Rittmeister heimlich in der allgemeinen Deroute aus Rußland zurückgekehrt sei, um nun im Vereine mit seinem Freunde die Kriegskasse zu stehlen. Man kalkulirte endlich, daß Beide nach vollbrachter That die Scheune in Brand gesteckt, um jede Spur des stattgehabten Nachgrabens zu verdecken und zu verwischen.

So lag die Sache über Jahr und Tag, als ein Ereigniß eintrat, welches sich Niemand hatte träumen lassen.

Der Friede war geschlossen und Rittmeister Devriant kehrte eines Tages mit einem ganzen Transporte sächsischer Truppen aus der Kriegsgefangenschaft zurück. Er hatte keine Ahnung, was in seiner Abwesenheit geschehen war, und es wurde durch die andern gefangenen Sachsen konstatirt, daß er mit ihnen vom August 1812 ab bis jetzt in einer russischen Festung internirt gewesen sei.

Der Rittmeister war unschuldig.

Der Obermüller war sofort zu ihm geeilt. Der Rittmeister, dem seine Kameraden oberflächlich erzählt, welcher Verdacht gegen ihn laut geworden, kam dem Obermüller freundlich entgegen.

„Nun haben Sie mich erst recht für einen Spion gehalten, nicht?"

„Ich kann es nicht leugnen, Herr Rittmeister, der Schein war gegen Sie, ich spreche es offen und ehrlich aus."

„So will ich auch gegen Sie offen und ehrlich sein; hören Sie zu: Ich kann Ihnen zunächst auf Ehre und Pflicht versichern, daß ich nicht des Mädchens hartes Schicksal verschuldet, daß ich nie in meinem Leben mich ihr genähert habe. Aber ich kenne den, der die Schuld daran trägt, aus seinem eigenen Munde; als ich mit ihm auf Vorposten war, habe ich es gehört. Sein Name thut jetzt nichts mehr zur Sache, er ist nicht mehr verantwortlich zu machen, er ruht als braver Soldat auf Rußlands Feldern. Nur eins noch, er hatte den festen Entschluß, das Mädchen, das er über Alles liebte, wieder zu Ehren zu bringen — der Tod kam dazwischen. Die Geschichte von der Kriegskasse ist mir dagegen nicht ganz neu, wenn ich sie auch in anderer Form gekannt und eigentlich nie recht geglaubt habe. Hören Sie mich an: Im Januar 1812 kam hier plötzlich der mir von der Kriegsschule her bekannte ehemals französische Lieutenant Nicolas an und stieg bei mir ab. Er war fast von allen Geldmitteln entblößt und erzählte mir, daß er meine Hilfe in Anspruch nehmen müsse, weil er, im Besitze nur eines Armes, total erwerbsunfähig sei und sein Halbsold, auf dem er stünde, nicht ausreiche. Gern nahm ich mich seiner an, wir waren Jugendfreunde gewesen und er hätte sein ganzes Leben über bei mir bleiben können. Schon als Knabe war er eigenthümlich und sonderbar. Er litt meist an überschwenglichen Ideen. Als Mann hatten sich diese Eigenschaften bei ihm noch gesteigert. So ging er nie am Tage, sondern nur des Abends aus, und bat mich dann dringend, ihn zu begleiten. Er wählte stets den Weg nach Ihrer Mühle und blieb dann vor der jetzt abgebrannten Scheune stehen. ‚Warum mußte ich dich auch verlieren, rief er dann aus, auf den Stumpf seines rechten Armes deutend, wenn ich dich noch hätte, ich wäre ein glücklicher Mann und brauchte Niemand zur Last zu fallen. Ich gab auf diese Worte anfänglich wenig, dann aber fiel mir auf, daß er diese Worte immer an derselben Stelle — bei der Scheune — sprach. Eines Tages ging er aus sich heraus. Es war um die Zeit, als Sie an dem neuen Stalle für die Eskadron bauten. Ich erzählte, daß die Schwadron zu Ihnen übersiedeln werde und war erstaunt, als er mir plötzlich um den Hals fiel und mich bat, mir ein Geheimniß anvertrauen zu dürfen. Ich versprach ihm Stillschweigen und er erzählte mir nun, daß vom Feldzuge 1806 her in der kleinen Scheune eine große Summe Geldes verborgen liegen müsse. Er wäre einer jener beiden Offiziere gewesen, von denen Sie bereits wissen. Er hätte von seinem Kommandeur er-

fahren, daß jene preußische Kolonne Geld im Munitionskarren mit sich führe, und den Befehl erhalten, Alles daran zu setzen, des Geldes habhaft zu werden.

Er beschrieb mir das Gefecht näher und ich erkannte daraus, daß es sich um denselben Vorfall handle, der mir damals den Abschied eintrug. Nun erst begriff ich den Zorn des Marschalls gegen mich, den ich bis dahin nicht fassen konnte. Nicolas erzählte mir, daß er in dem Munitionskarren nur eine leere eiserne Kiste gefunden, daß er aber in Gemeinschaft des andern Offiziers von einem gefangenen Preußen durch Drohungen das Geständniß erpreßt habe, daß das Geld in der Scheune sich begraben befinde. Im Begriffe nachzusuchen, sei der Ueberfall durch preußische Infanterie eingetreten. Sein Begleiter habe den gefangenen Preußen, damit dieser das Geheimniß nicht verrathen könne, todt geschossen, beide hätten sich dann auf die Pferde geworfen und seien mit genauer Noth, und zwar Nicolas am rechten Arme durch eine preußische Kugel getroffen, entkommen. Auf dieser Retirade habe er sich mit seinem Begleiter das Versprechen auf Ehrenwort gegeben, das Geheimniß zu bewahren und nach Beendigung des Feldzugs zu versuchen, gemeinschaftlich sich in den Besitz des Geldes zu setzen. Am andern Morgen sei er in das Lazareth gekommen, am Arme amputirt und sodann nach seiner Heilung auf Halbsold entlassen. Von seinem Begleiter habe er später nur gehört, daß derselbe nach dem Feldzuge 1806 den Abschied genommen, nie aber erfahren, wo derselbe geblieben. Er setzte hinzu, daß er annehmen müsse, derselbe sei todt, und er bat mich nun, ihm zu helfen und mit ihm nach dem Gelde zu suchen. Ich schlug ihm dies rund ab und schwankte lange, ob ich nicht verpflichtet sei, mein Versprechen, seine Mittheilung als Geheimniß zu behandeln, zu brechen. Darüber kam aber der russische Feldzug und ich überließ ihn seinem Schicksale. Die Mittheilung des Mädchens läßt mich nicht daran zweifeln, daß er seinen Begleiter oder dieser ihn doch wieder gefunden und daß Beide die Kasse geholt haben. Allein dies zu thun war dem einarmigen Nicolas unmöglich, ebenso, wie ohne Hilfe ein Pferd zu besteigen."

„Und gibt es kein Mittel," entgegnete der Obermüller, „des Lieutenants Nicolas habhaft zu werden. Das Geld gehört dem Könige von Preußen und die Wegnahme ist nichts Anderes als gemeiner Diebstahl."

„Sie nennen die That bei dem richtigen Namen," erwiederte der Rittmeister, „aber er ist unzweifelhaft nach Frankreich entflohen, und es besteht keine Konvention zwischen beiden Ländern zur Auslieferung von Verbrechern."

Die letztere Thatsache wurde durch das Gericht bestätigt, dem der Obermüller die Anzeige erstattete.

Die Kriegskasse war und blieb verloren und bald hatte man die Sache halb vergessen.

Da erhielt eines Tages im Jahre 1815 der Obermüller einen Brief ohne Datum und Unterschrift mit unleserlichem Poststempel versehen. Der Brief war in schlechtem Deutsch geschrieben und lautete etwa:

Mein Herr!

Vor drei Jahren brannte Ihre Scheune ab. Es geschah nicht, um Ihnen zu schaden. Wir bedurften des Feuerscheines, um bei der Dunkelheit der Nacht den Uebergang über den Fluß zu finden, der nicht ganz zugefroren war. Wir legen den ungefähren Werth der Scheune in Ihre Hände. Geben Sie einen Theil davon dem Mädchen, das uns beim Neuhofe getroffen, uns gefolgt war und, wie sie uns gestand, belauschen wollte, das wir hierbei ertappten, an einen Baum festbanden, und nachdem wir unsere Geschäfte verrichtet und den Schwefelfaden angesteckt hatten, zwangen, uns die Pferde zu halten — zur Belohnung. Sie werden das Mädchen wohl ermitteln, alles Andere bleibe Ihnen ein Räthsel.

Aber das Räthsel war gelöst, Therese Banko hatte offenbar ihr frierendes Kind, um besser beobachten zu können, in die Scheune gelegt, war dann an das Fenster des Obermüllers gelaufen und bei der Rückkehr von den beiden Franzosen ertappt und festgebunden worden.

Dem Briefe lag eine Summe von 300 Fr. in französischen Assignaten bei. Der Obermüller nahm das Brandgeld nicht, er verwendete es, um für Therese Banko für Lebenszeit ein Asyl in einem Familienhause zu erwerben, das ihr wenigstens Obdach gewährte.

Von Lieutenant Nicolas hat man niemals wieder auch nur das Geringste gehört.

Literarisches.

* Alle politischen und religiösen Parteien haben als eines der wirksamsten Mittel, ihre Tendenzen unter der Masse des Volkes zu verbreiten, den **Kalender** erkannt, häufig das

einzige Büchlein, das neben dem Gebetbuche in den Wohnungen unserer Landleute und der städtischen Arbeiterbevölkerung zu finden ist. Ausgehend von diesen Erwägungen hat die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung beschlossen, zur Erreichung ihres humanen Zweckes einen Kalender herauszugeben. Dieser Kalender, der **Deutsche Reichs-Kalender für 1873**, im Verlage von Leonhard Simion in Berlin zum Preise von 4 Sgr, resp. mit preußischem Stempel 5 Sgr., erschienen, liegt nunmehr vor uns. Derselbe dürfte als ein in seiner Art mustergiltig dastehendes Werk zu betrachten sein. Nicht durch trockene Belehrungen sucht er seinen Zweck, bildend und veredelnd auf die Menge des Volkes zu wirken, zu erreichen — unter dem Gewande der Erzählung, mitunter des Scherzes, finden wir einen Kern, der seine Wirkung auf Kopf und Herz sicher nicht verfehlen wird. — Der Deutsche Reichs-Kalender enthält neben einem Kalendarium sammt Feld- und Garten-Kalender und neben einem vollständigen Marktverzeichniß sowie einer politischen Rundschau mit vielen Illustrationen eine tief ergreifende littauische Bauerngeschichte „Ansas Wannags“ von E. Wichert, die hübschen Gedichte „Die Gründung Hagenau's“, von dem Elsässer, stets gut deutschen Dichter Adolf Stöber und das scharf mit den deutschfeindlichen Bestrebungen ins Gericht gehende „Deutschland wider Rom“ von Rudolf Löwenstein. Der Humor ist vertreten durch die prächtigen Erzählungen Wilhelm Fischer's: „Das sonderbare Halsband“, „Drei Protokolle“, „Noch eins“, „Wohlfeile Zeche“, sowie durch eine Reihe von Illustrationen, die W. Scholz, der geistvolle Zeichner des „Kladderadatsch“, entworfen hat. Besondere Erwähnung verdienen ferner die Artikel: „Die Verbreitung des Genossenschaftswesens in Deutschland“ von Schulze-Delitzsch, „Deutschland vor hundert Jahren“ von K. Fischer, „Der erste Gründer“ von Schmidt-Weißenfels, „Die Sünden des Volkes gegen seine Gesundheit“ von Dr. Adolf Löwenstein ꝛc.

Außer vielen Illustrationen, die, zu den Erzählungen gehörig, in den Text gedruckt sind, enthält der Kalender auf schwerem Kupferdruckpapier die 4 Märchengestalten der Brüder Paul und Franz Meyerheim.

Wir können somit den Deutschen Reichs-Kalender, herausgegeben von der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung (derselbe ist wohl von andern Kalendern desselben Titels zu unterscheiden), unsern Lesern auf das Wärmste empfehlen; auch dürfte es gute Früchte tragen, wenn Fabrikinhaber das kleine billige Buch an ihre Arbeiter vertheilen lassen würden.

Mannigfaltiges.

In der Hauptstadt Mexiko's duellirten sich kürzlich zwei Frauen, die einen und denselben Mann, einen Sergeanten in der Armee, liebten, aus Eifersucht. Eine war mit einem ordentlichen Dolche, die andere mit einem Dolche aus Horn bewaffnet. Der Zweikampf fand nach allen Regeln des Ehren-Codex statt und zwei andere Frauen fungirten als Sekundantinnen. Die Frau mit dem hörnernen Dolche tödtete ihre Gegnerin. Die herbeigerufene Polizei arretirte die Mörderin wie die Sekundantinnen.

Einst und Jetzt.

Einst klagt' ich: Was ist dieses Leben!
Ein ewiges Wünschen und Streben,
Und nimmer befriedigter Wunsch!

Jetzt freu' ich mich, daß dieses Leben
Ein ewiges Wünschen und Streben
Und nimmer befriedigter Wunsch.

O Himmel, erhalt' mir im Leben
Dies ewige Wünschen und Streben,
Erhör' diesen einzigen Wunsch.

F. Bodenstedt.

Lebensphilosophie.

Wer Etwas kann, der soll auch wollen;
Schlimm, wer Nichts kann und muß dann sollen.

In Augenblicken übersprudelnder Freude sind wir den Verdrießlichkeiten des Alltagslebens am leichtesten zugänglich.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 118. Montag, 7. Oktober 1872.

Kampf und Sieg. *)

(Aus dem Elsaß.)

Der Versucher:

„Sei trotzig, unversöhnlich,
„Fühl' weder Sorg' noch Reu.
„Bleib' stets, was da auch komme,
„Nur Deinem Hasse treu!
„Vergeben und vergessen,
„Sagt man, sei Christenpflicht?
„Für Dich, Du Christ im Elsaß,
„Paßt diese Wahrheit nicht.
„Du mußt den Franzmann spielen —
„Du spielst ihn ja so gut —
„Rinnt auch in Deinen Adern
„Kein Tröpflein wälsches Blut!
„Du mußt die Muttersprache
„Verleugnen, mort de ma vie!
„Was braucht's des Vaterlandes?
„Du hast ja la patrie!
„Geht auch die Welt in Trümmer,
„Fällt selbst der Himmel ein,
„Bleib' fest wie jener Jude:
„Besteh' auf Deinem Schein!
„Nie darfst Du je vergessen,
„Was Dich an Frankreich band,
„Denn daß der Väter Wiege
„Auf deutscher Erde stand,
„Das ist ja längst vorüber —
„Wie schnell die Zeit verstreicht!
„Und ach! den alten Vater
„Vergißt der Sohn so leicht.
„Drum komm' zu mir herüber,
„Ich heile all' Dein Weh,
„Komm, oder — que le diable
„T'emporte, tête carrée!"

Der Elsässer:

Mein Elsaß, dich verlassen?
Du trautes Heimathland,
Verlassen dich? — zerreißen
Der Liebe heilig Band,
Das mich an dich gekettet
Seit früh'ster Jugendzeit —
Das fordert man und drängt mich
Zum hastigen Entscheid.
Der Rache und dem Hasse
Soll ich mein Dasein weih'n,
Und aus der Seele tilgen
Das Engelswort: Verzeih'n?
Nein! nein! auf solchem Wege
Reicht meine Kraft nicht aus,
Dich kann ich nimmer missen,
Geliebtes Vaterhaus!
Dich soll ich nicht mehr sehen,
Du grüner Bergeskranz?
Nicht mehr der Traube Reifen
Im Herbstes-Sonnenglanz?
Hörst du der Lerche Jubel,
Eh kaum der Tag erwacht?
Siehst du des Kornes Wogen
In seiner goldnen Pracht,
Wenn von des Schwarzwalds Höhen
Der erste Morgenstrahl
Mit Einem Lichtmeer füllet
Mein Elsaß allzumal!
Auf der Vogesen Gipfel
Viel Burgen hoch und hehr,
Und dort der grüne Rheinstrom,
Hinwallend stolz zum Meer!

---

*) Zabern im Elsaß. Beifolgendes Gedicht, welches in viele Blätter des Elsaß überging und auf die Bevölkerung einen guten Eindruck machte, dürfte den Lesern der „Pfälz. Bl." willkommen sein.

So flüstert es im Elsaß
Landab, landauf, landein —
Mir fällt da die Versuchung
Des Herren Jesu ein.
Dort, jenseits der Vogesen,
Sei das gelobte Land,
Wo jeder Schwerbelad'ne
Noch Trost und Rettung fand,
So sucht man Euch zu schildern
In Glanz und Herrlichkeit,
Was himmelweit verschieden
Sich zeigt in Wirklichkeit.
Doch da Ihr jetzt vernommen,
Was der Versucher sprach,
So denket auch den Worten,
Die folgen freundlich nach,
Jüngst hört ich sie im Munde
Des Landmanns treu und schlicht,
Und habe sie verflochten
Zum Reim und zum Gedicht.

Wo endlich fänd' ich wieder,
Bewährt im Zeitensturm,
Auf Erden deines Gleichen,
Erhab'ner Münsterthurm?
Schon fühl' ich tief im Herzen
Ein unnennbares Weh',
Mich wird das Heimweh fassen,
Wohin ich immer geh'.
Mein Elsaß, dir entsagen?
Nein, nicht um eine Welt.
Hat mich des Herren Wille
Vor diese Wahl gestellt,
So folg' ich Seinem Schlusse.
Hört meinen heil'gen Schwur:
Nichts mehr von Haß und Rache,
Laßt mir mein Elsaß nur!

---

* Durch Kampf zum Frieden!

Erzählung von S. v. d. Horst.

(Fortsetzung.)

Ich sehe dich im Sopha sitzen, schon eine alte, gebeugte Frau von sechsundfünfzig Jahren, bleich, von ernsten, fast kalten Zügen, deine Rechte ruht, das Nähzeug haltend, für einen Moment im Schooße und die Linke führt das Taschentuch an die Stirn, hinter der es hämmert und pocht von nie ruhender Angst und Sorge.

„Emilie, hast Du noch einige Groschen?"

Die Frage gilt meiner älteren Stiefschwester, die mit dem Haubenkopfe auf dem Schooße mitten im Zimmer saß und bunte Blumen, Flor und Federn zu einer Coiffüre vereinigte — sie nimmt eine Anzahl Stecknadeln, welche bisher die fest auf einander gepreßten Zähne gehalten, und wirft sie mit ärgerlicher Miene auf den Tisch.

„Ich Geld? seit wann vermuthet man bei mir eine Privatkasse?", ist die, im herben, unfreundlichen Tone gegebene Antwort, und meine Mutter hustet leise, um die Worte des Tadels zu ersticken, den auszusprechen sie nicht wagen darf, denn meine Schwester Emilie ist eine von den Naturen, die durch das Unglück verdrossen und verbissen werden; tüchtig und ehrenhaft im strengsten Sinne des Wortes, aber — unliebenswürdig; richte sie, wer dazu den Muth hat, ich würde es niemals wagen! — ein Leben ohne einen Strahl von Liebe, ohne einen, noch so kurzen Augenblick des Glückes, ach, nur das nicht! besser noch eine verrathene, mit Füßen getretene Leidenschaft; ein verlorenes Eden, als ein Dasein ohne großen Schmerz, aber auch ohne alle Freude, ein ganz kaltes, verfehltes Dasein.

„Nun, so werden wir wieder einmal nichts kochen können," fährt die Mutter fort, „ich bringe nur so viel zusammen, als für Thee und Brod nothwendig ist — ich kann es nicht ändern!"

Und ächzend stützt sie das schmerzende Haupt in die hohle Hand, heiße Thränen rinnen unaufhaltsam über die bleichen abgehärmten Wangen; meine jüngere Stiefschwester steht auf und holt ihr ein Glas Wasser, sagt ihr freundliche, ermunternde Worte, berechnet, wie sie schon in wenigen Tagen ihre Arbeit werde abliefern können, und ja dann wieder Geld in's Haus komme; gute freundliche Charlotte, du bist weitaus die Beste von uns Allen, nie hörte ich von dir ein hartes, verletzendes Wort, du warst schon auf Erden ein Engel; die Liebe, die einst vor langen Jahren dein junges Herz beglückt und in den Himmel emporgehoben, hatte es für alle Zeit genügend erwärmt, um es weich und still zu machen, ob auch der Schmerz langsam das Leben verzehrte! Nie stand ich an einem Grabe so ruhig, so in mir zufrieden, als an dem deinigen, du konntest zwar dem Manne vergeben, dem dein Herz gehörte, dem du verlobt warst, als noch der Vater lebte, und der dich später so lieblos, so unmännlich verleugnete, als im Unglück seine Treue sich erst ganz hätte beweisen sollen — du konntest ihm

verzeihen, aber das Verlorene vergessen, niemals; vergib mir alle die Neckereien und Spitzfindigkeiten, welche ich dir aus kindischem Unverstande gesagt, meine liebe, arme Schwester! Dein Andenken ist mir theuer und werth, nie wird dein Bild in meinem Herzen erbleichen, dein freundliches, sanftes Bild; wie oft und wie schmerzlich habe ich mich später nach dir gesehnt, wie gerne hätte ich in so manch' schwerer Stunde meinen brennenden Kopf an deine Brust gelehnt und mich ausgeweint, mir Trost einsprechen lassen von dir, mich aufgerichtet an deinem Beispiele, aber damals war ich ein gedankenlos Kind, ganz unfähig, mir von dem Werthe deines Charakters einen Begriff zu bilden!

Ich sitze am Fenster, emsig stickend, und die Gedanken jagen sich in dem Kinderkopfe; das Namensticken in die Taschentücher meiner glücklicheren Mitschwestern ist immer eine Beschäftigung für mich, welche alle romanhaften Ideen — und ich hegte deren zahllose — in meinem Innern wach ruft! So ein feines spitzenumsäumtes, leis parfümirtes Batisttuch ist ein gar interessanter Gegenstand, zu vielen kleinen, heimlichen, verstohlenen Extravaganzen kann es dienen, man versteckt dahinter ein Lächeln, ein schadenfrohes Hüsteln, man gibt damit ein kaum merkliches Zeichen, man verliert es gelegentlich in der Nähe dessen, der es finden soll, ja man schenkt es ihm zuweilen sogar, ihm, dem Einzigen! es ist so süß, zu wissen, daß er es nun auf pochendem Herzen tragen wird, daß die verschlungenen Buchstaben des Namenszuges manch' heißen glühenden Kuß empfangen!

Die Hand mit der Arbeit sinkt langsam unbewußt in den Schooß, die Augen starren in's Leere und die Phantasie malt rastlos weiter an dem reizvollen, verlockenden Bilde — wer einst doch mein Taschentuch an die Lippen drücken würde?

Ein gewöhnlicher Sterblicher, ein ansässiger Bürger der Stadt soll es nicht sein, ich weiß das ganz bestimmt, so eine alltägliche prosaische Heirath, ein hausbackenes Glück — nimmer! „stürzten, flogen, schmolzen Geist und Geist zusammen,“ zitire ich mir Amalia's Klage, und so denke ich mir die Liebe; paßt in dies Bild aber ein ganz gesetzter, nüchterner Mann hinein, ein Arzt etwa, oder gar ein glatter, geschmeidiger Kaufmann? unmöglich, undenkbar!

Ein Fürst, der um meiner Liebe willen seinem Range entsagte, Krone und Reich heimlich verließ, ein Geistlicher der katholischen Kirche, der aus seinem Kloster entfloh, ein Beduinenhäuptling, ein schlanker, dunkeläugiger Araber auf schwarzem Roß und ich seine Sultanin, seine Herrin, die weite Wüste mein Königreich, der ganze tapfere Stamm meine Sklaven! so tummelten sich meine Gedanken, so bildete sich meine Phantasie ihre Ideale, und als mir vollends meine Herzensfreundin, die Tochter des alten Leihbibliothekars, heimlich Cooper's letzten Mohikaner geliehen, da schenkte ich dir mein Herz, schöner melancholischer Unkas, da begleitete ich dich im Geiste durch die Urwälder deiner poetischen Heimath, da saß ich mit dir am murmelnden Strome und lauschte deinen klagenden Gesängen, die von der einstigen Herrlichkeit des untergegangenen Volkes erzählten, da schmückte ich dein Bild mit tausend Reizen, war deine Prairieblume, deine weiße Taube, und meine Seele schwelgte im Entzücken unschuldiger Schwärmerei!

(Fortsetzung folgt.)

Eier-Merkwürdigkeiten.

Es ist eine alte Redensart, daß man sich nicht um ungelegte Eier bekümmern müsse. Wenn dieselbe einerseits auch nur symbolisch genommen werden soll, so mag sie andererseits doch wohl in Bezug auf Wirkliches entstanden sein. Man hatte nämlich ehemals den Glauben, daß gewisse Hähne, wenn sie sieben Jahre alt geworden, ein Ei legten, aus welchem die gefürchteten Basilisken ausgebrütet wurden; um nun nicht auf ein solches Ei zu treffen, war es gerathen, sich um gar keine Eier zu bekümmern. Da dieser Glaube oder vielmehr Aberglaube jedoch der guten alten Zeit angehört, so dürfen wir klugen Leute von heute uns ohne Furcht mit gelegten und ungelegten Eiern beschäftigen und zusehen, was sich Unterhaltendes von denselben berichten läßt.

Man darf wohl annehmen, daß die Eier so alt sind als die Welt, oder sogar noch älter. Nach verschiedenen Traditionen der Urreligion entstand die Erde aus dem Mondei, das durch die schöpferische Kraft der Wärme und Feuchte gezeitigt ward; oder auch aus dem vom Himmel gefallenen Ei der Aphrodite, welches von Fischen an's Ufer des Euphrat gewälzt und hier von Tauben ausgebrütet wurde. Wie die Taube in den Synagogen der Samariter, so ist daher das Weltei in den Moscheen, wo herkömmlich Straußeneier von der Decke herabhängen, uranologisches Symbol, eine Reliquie des ältesten Himmels-

kultus. Auch unter den Skulpturen an dem Portal der viertausendjährigen egyptischen Tempelruinen findet man das geflügelte Weltei als bedeutungsvolles Schöpfungssymbol, ebenso an den Felsen und Steingräbern der Alten.

Während der sogenannten klassischen Periode des Alterthums stand das Ei ebenfalls in hohem Ansehen. Die alten Philosophen betrachteten es als Symbol der Welt, das alle vier Elemente in sich vereinigt; die Schale, so lehrten sie, repräsentirt die Erde, das Gelbe das Feuer, das Weiße das Wasser, und die Luft befindet sich unter der Schale.

Die alten Römer begannen ihre Mahlzeiten mit Eiern und beschlossen dieselben mit Obst, daher die Redensart: „ab ovo ad malum", vom Ei bis zum Apfel, welche noch heutzutage häufig in der Bedeutung: „vom Anfang bis zum Ende", oder auch zur Bezeichnung der Weitschweifigkeit gebraucht wird.

Auch in der neueren christlichen Zeit spielt das Ei eine wichtige Rolle; die Kirche betrachtet es als Symbol des Erlösers. Wie im Ei ein neues Leben schlummert, so ist auch Christus in der Grabesnacht zu neuem Leben erstanden und mit ihm die erlöste Menschheit. Daher die Sitte, am fröhlichen Auferstehungsfeste sich mit Eiern zu beschenken, welche zum Zeichen der Freude bunt bemalt werden. Uebrigens haben auch die Juden in frühester Zeit schon rothgefärbte Eier bei ihren Ostermahlzeiten genossen; sie sollen, wie die Chronik meldet, diese Sitte während ihrer Gefangenschaft von den alten Egyptern überkommen haben, welche rothgemalte Eier als Sinnbild der Frühlingsgöttin Ostara, des frisch erhaltenen Lebenskeims der winterlichen Hülle des Todes feierten und aßen.

Mit der Sitte der Ostereier, welche fast über die ganze Erde verbreitet ist, waren und sind zum Theil noch heute bei den verschiedenen Völkern gar mancherlei Feste verknüpft. Die russischen Bauern begehen ihre Eierspiele mit Schmaus, Gesang und Tanz. In Deutschland hat fast jeder Himmelsstrich seine eigenthümlichen Festspiele. So war noch bis vor Kurzem in Breslau alljährlich um die Osterzeit das „Eierlesen" Sitte. Auf einer festlich geschmückten Gasse wurde nach abgemessenen Schritten eine Anzahl bunt gefärbter Eier ausgesetzt, welche ein Bursche im Ab- und Ablaufen aufsammeln mußte. Ein anderer junger Gesell mußte indessen bis an eine ihm bestimmte Kirche laufen, an die Thüre derselben ein Zeichen schreiben und wieder zurückkehren. Wer von den beiden Burschen zuerst fertig war, hatte das Spiel gewonnen und erhielt die Eier, sowie eine bestimmte Geldsumme als Geschenk!

Es hat auch berühmte und sonderbare Eier gegeben. Am berühmtesten dürfte wohl das Ei des Kolumbus sein, dem wir das schöne Gemälde Hogarths verdanken, wie Kolumbus vor seinen verblüfften Zuschauern das Ei auf die Spitze stellt. Ein sonderbares Ei wurde im 17. Jahrhundert, zur Zeit, als der große Komet erschien, von einer Henne zu Rom gelegt; es soll, wie Augenzeugen versicherten, auf demselben der Komet ganz deutlich abgebildet gewesen sein. Ein anderes, sonderbares Ei, welches anno 1749 in Navarra bei einer Sonnenfinsterniß gelegt worden war, trug dies Naturereigniß ebenfalls auf seiner Schale.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Umgekehrt.

Ein Berliner Blatt erzählt: Am vorigen Sonnabend in der Mittagsstunde bot ein kleiner „fliegender Buchhändler" lustig die Festprogramme mit dem Bildniß der drei Kaiser an, indem er dabei ausrief: „Die drei Kaiser, alle drei für einen Silbergroschen!" Ein wachthabender Schutzmann verbot ihm sein Geschrei und bedrohte ihn, wenn er nicht ruhig sich verhalte, mit der Konfiskation seiner „Wische"! Das war dem Berliner Jungen zu viel und treffend erwiederte er: „Na, immer sachte, hier darf man nich die drei Kaiser „Wische" nennen, sonst Manneken könnten Sie am Ende konfiszirt werden." Sprachs unter allgemeiner Heiterkeit des Publikums und Niemand störte weiter sein Geschäft.

Gleichniß.

„Worin", fragte man, „ist eine junge Frau einem Major ähnlich?" — „Beide streben nach dem Regiment," war die Antwort.

Ein Newyorker Blatt schreibt: „Ich habe niemals eine so kalte Frau gesehen wie Lady — ist," sagte neulich hier eine neidische Schönheit zu einer Anderen. „Ich bin überzeugt, ihr Gatte bekömmt, so oft sie ihn küßt, einen Schnupfen."

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 119. Mittwoch, 9. Oktober 1872.

Deutschland wider Rom.
(Aus dem „Deutschen Reichskalender" für 1873.)

Die Nacht erklärt dem Morgenrothe
Und lichten Geistern Krieg zugleich:
Zu ringen wagt das Reich, das todte,
Mit dem lebend'gen neuen Reich.
Zum Kampfe ruft der Herr der Kutten.
Sei Dem! Ich greife unverzagt
Zum Geistesschwert, gleich Ulrich Hutten,
Und rufe frisch: „Ich hab's gewagt!"

„Du hast der Kirche Tod geschworen!"
So tönt das Wort vom Vatikan.
Ich aber rufe: Frevle Thoren —
So spricht nur Lüge oder — Wahn.
Mög' Jeder seinen Gott verehren,
Wie's seiner Seele just behagt;
Doch wer zum Gott sich läßt erklären,
Dem schwör' ich Haß. — Ich hab's gewagt!

Mög' Jeder vor den Altar treten,
Den er mit Opfern hat geschmückt!
Auf Lügner nur und Trugpropheten
Sei meines Hasses Schwert gezückt,
Gezückt die Geißel auch des Spottes;
Denn ob er noch so mächtig ragt —
Ich fürchte nicht des Vizegottes
Gewalt'gen Zorn. — Ich hab's gewagt!

„Zerschmettern wird des Riesen Beine
Ein Stein" — wie euer Seher spricht. —
Der Riese aber lacht der Steine —
Selbst Petri Fels erschreckt ihn nicht.
Er sieht verächtlich auf euch nieder:
„Wie sich das Volk da unten plagt!"
Dann schüttelt er die mächt'gen Glieder:
„Fort, Zwergenvolk! — Ich hab's gewagt!

„Ich wagte, Völker zu vereinen,
Und ruf' zum Bunde sie herbei:
Willkommen mir! Ich frage Keinen,
Weß Stammes er und Glaubens sei.
Weh' dem Gewürm, das an die Aeste
Des Einheitsbaums sich hängt und nagt!
Ich such' es auf in seinem Neste
Und feg' es fort. — Ich hab's gewagt!"

Und ob sich über deutschen Landen
Auch lagern wollt' die alte Nacht,
Und ob die Völker all' in Banden
Auch schlagen wollte Roma's Macht —
Die Ketten sinken finstrer Zeiten,
Der Nebel fällt — der Morgen tagt,
Und fröhlich jauchzen die Befreiten,
Ganz Deutschland ruft: „Ich hab's gewagt!"

Rudolf Löwenstein.

---

* Durch Kampf zum Frieden!
Erzählung von S. v. d. Horst.

(Fortsetzung.)

„Hannchen, woran denkst Du?" tönte die strenge Stimme meiner Mutter hinein in das Reich meiner Träume, und weckte mich wie mit kalter Berührung! Die unerbittliche Wirklichkeit, die tödtende Prosa verlangt ihr Recht, ich fahre seufzend fort in meiner Arbeit, aber ich spinne ihn bald auf's Neue weiter, den unterbrochenen Faden meiner Einbildungen — nicht einmal einen klangvollen poetischen Namen hatte mir das Schicksal vergönnt! Hannchen genannt zu werden, wie unendlich langweilig war Das; gewiß hießen hundert Mädchen in der Stadt Hannchen; und ich mußte es sogar ertragen, daß mich meine ältere Stiefschwester in böser Laune ungescheut Hanne nannte!

Für diese Grausamkeit entschädigte ich mich durch den Umgang mit der gedachten Freundin, meiner Gesinnungsgenossin und Vertrauten; wir nannten uns im ungestörten Alleinsein mit veränderten, unserer würdigeren Namen, ich sie

Angela, sie mich Theone; das war mir ein stiller Trost und meiner Schwester gegenüber ein heimlicher, bedeutender Triumph — ja, ich war noch ein pures Kind.

Vor meinem Fenster, das Trottoir von der Fahrstraße trennend, stehen alte dichtbelaubte Linden und verhindern das Auge, die jenseits belegene Häuserreihe nach Belieben zu überfliegen; nur wenn ein Windhauch die grünen Zweige zur Seite biegt, dann wird für einen flüchtigen Moment der Blick frei und das Postgebäude des Städtchens zeigt sich dem Beschauer; mir vis-à-vis am Fenster sitzt den ganzen Tag an seinem Pulte ein junger Mann und schreibt; sobald es jedoch die neidischen Blätter eine Sekunde lang erlauben, sieht er, ein moderner Toggenburg, empor zu meinem Platze, nicht glücklicher als dieser Ritter, ja, nicht einmal so begünstigt als er, selbst schwesterliche Empfindungen vermag seine stumme Huldigung in mir nicht zu erwecken — vergib es mir, du seelenguter, treuer Heinrich, aber damals warst du nur der Gegenstand meiner Neckereien, meines heimlichen Vergnügens! Nicht Weib genug, um schon an Versorgung, an „Brod im Staatsdienst“ zu denken, sah ich in ihm nur eine willkommene Zerstreuung, übte ich tausend kleine Schelmereien auf seine Kosten aus.

Er war nicht sehr groß, neigte bedeutend zum Embonpoint, war blond und bartlos, aber schlimmer als alles Dieses, er hieß Heinrich! Wie durfte nur mein Ritter den entsetzlichen Namen führen, wie hätte ich einen blonden Mann lieben können?

Nein, ich lachte, wenn ich ihn sah, und betrachtete ihn mit dem ganzen Uebermuthe dieser sorglosen Zeit als mein Spielzeug, meinen Unterthan. Anstatt nun aber meinen Platz zu verändern oder wenigstens niemals einen Blick auf sein Fenster zu werfen, wie ich Das in späteren Jahren ja keinenfalls gethan hätte, nahm ich vielmehr an Tagen, wo es etwas stärker als gewöhnlich wehte, eine studirt träumerische Haltung an, saß mit gestütztem Kopfe und starrte, anscheinend in Sinnen verloren, mit thunlichst trübem Ausdrucke hinunter auf die Straße, in Wahrheit aber beobachtete ich ihn ganz genau, und wenn ich bemerkte, daß mich seine Augen suchten, wandte ich wohl, wie absichtslos, den Kopf gegen ihn, um dann, wie erschreckend, mit verwirrtem Gesichtsausdruck Schutz hinter der Gardine zu suchen.

Der verrätherische Windzug ließ mich in solchem Fall erkennen, daß sich seine, ohnehin so gesunde Farbe in Purpur verwandelt und daß er auf seinem Pulte ein Etwas zu suchen schien, welches sich niemals finden ließ, denn er kramte und guckte emsig unter seinen zahllosen Papieren umher; unterdessen weidete ich mich an seinen Qualen und spann in Gedanken den Roman weiter, überlegte, ob er wohl eines schönen Tages auf und davon gehen werde, nur einen Brief an seinen vertrauten Freund zurücklassend, wenige Zeilen, in denen er sagte; daß ihn meine Grausamkeit aus dem Vaterlande vertreibe, daß er in einem fernen Lande Kriegsdienste nehmen und den Tod suchen wolle — wenn ich ihn dann auf das Schlachtfeld begleitet und gesehen hatte, wie er mit meinem Namen auf den Lippen an einer klaffenden Brustwunde gestorben war, so widmete ich diesem Bilde einen Seufzer des Mitleides, aber an Liebe dachte ich nicht.

Begegnete ich ihm auf der Straße, so sah ich mit allen Zeichen größter Verwirrung angelegentlich nach der entgegengesetzten Seite und ging mit schnelleren Schritten, wie um ihn zu fliehen; so spielte ich mit ihm und hatte an den Leiden, welche ich ihm verursachte, mein herzinniges Vergnügen! Vergib mir die Thorheiten, du Guter! Das Leben hat dich furchtbar an mir gerächt; was ich dir that aus kindischem Unverstande, das geschah ja später mir aus wohldurchdachter Absicht.

* * *

Jahre sind hingegangen seit jener glücklichen Periode meines Daseins, Jahre der Arbeit, des Entbehrens, des gleichförmigen Fortlebens ohne besonderes Unglück, ohne Freude; ich finde mich wieder in der Residenz, bin nun ein Mädchen von zwanzig und stehe ganz allein da in der Welt; die Mutter ist gestorben, Charlotte ist gestorben, Emilie hat einen Wittwer mit fünf Kindern geheirathet und ist in eine entfernte Provinz gezogen, ich habe Niemand, dem meine Liebe, meine Pflichten gehören, ich stehe ganz allein und muß von der Hände Arbeit leben; ihr, die ihr geborgen im Schooße einer Familie, beschützt und behütet seid von zärtlicher Fürsorge, dankt täglich dem Schicksal für diese Bevorzugung, ihr wißt nicht, ihr könnt nicht einmal rechnen, wie schwer es dem jungen Menschenherzen wird, so ohne allen natürlichen Anhalt, allein in Leid und Freud', immer allein zu sein, hinter sich das ermüdende, unerquickliche Einerlei, vor sich das Dunkel eines dornigen,

ungewissen Weges! — Ich bin mit meinen zwanzig Jahren eine ganz Andere geworden, als ich es im Alter von sechzehn war, ich kenne jetzt die Welt und die Menschen, bin erbittert gegen Glücklichere, etwas von Emilien's Herbheit kränkelt mich an. Ich träume jetzt nie mehr, ich rechne nur noch, und sticke ich Taschentücher, so bin ich aus ganz anderen Gründen wiederum in meiner besten Stimmung, denn ich weiß, daß ich bei dieser Arbeit am meisten verdiene — aber ein Taschentuch verlieren, oder gar verschenken, Das könnte mir heute nicht mehr geschehen! Ueber die Liebe lächle ich, und wenn ein Mann in Amt und Brod meine Hand begehrt, so würde ich gewiß nicht nein gesagt haben, ich kannte deine Macht nicht, Liebe, arge bethörende Zauberin, darum lächelte ich noch über dich; ach, ich sollte ja bald genug meine bittersten Thränen weinen!

Es war an einem Regenabend im Februar, ich hatte meine Arbeit abgeliefert und wanderte, nachdem ich alle kleinen Hausstandsbedürfnisse für die kommende Woche eingekauft, in — ich muß es gestehen — bösester, verzweifelter Stimmung nach Hause; einen Regenschirm konnte ich natürlich niemals erübrigen von dem kargen Lohn der mühseligen Arbeit, und auf meine Gummischuhe hatte ich, ehe ich fortging, einen Blick geworfen, nur einen, aber er sagte mir, daß ich keinen Schutz gegen das nasse Element von ihnen zu erwarten habe; ich war also dem Toben des Wetters in jeder Weise ausgesetzt und über alle Beschreibung niedergeschlagen.

Zu diesen Beschwerden gesellte sich noch eine, welche die übrigen bedeutend verschärfte und empfindlicher berühren ließ: ich hatte wenigstens zehn verschiedene Paquete und Düten fortzubringen, ja in der Rechten, verborgen unter dem großen grauen Plaid, einen Korb, in dem ich Kohlen trug; es war die Straße, in der ich wohnte, und außerdem konnte ich ja keinerlei Dienstleistungen bezahlen, ich mußte nothwendig gedrungen Alles selbst thun.

Die Linke hielt, fest verschlossen, mit dem ganzen Mißtrauen der Armuth, das sauer erworbene Geld: einen Thaler und den Rest des zweiten, bereits gewechselten, in einigen Groschen; heute noch muß ich lächeln, wenn ich an meinen damaligen Aerger zurückdenke, heute, nachdem ich wirklichen Kummer kennen gelernt! So ein Weg durch Sturm und Regen ist das Bild des Lebens, Feinde und Widersacher überall, Hindernisse auf jedem Schritt, der Eine kämpft mühsam gegen dieses Ungemach, der Andere gegen jenes, kampflos kommt Keiner hindurch.

(Fortsetzung folgt.)

Eier-Merkwürdigkeiten.

(Schluß.)

Der Werth, den das Ei als Nahrungsmittel für die Menschheit hat, ist unberechenbar. Man könnte es den Proteus der Küche nennen, so verschieden sind die Gestalten, in welchen es auf unserer Tafel erscheint. Je frischer das Ei ist, desto höher schätzen wir, und — man sollte meinen, alle kultivirten Völker seinen Genuß. Dem ist jedoch nicht so. Die Chinesen genießen die Eier nur wie wir das Wild, das heißt, wenn dieselben einen bedeutenden haut goût erlangt haben. Ja, noch mehr, sie erachten bereits angebrütete Eier als große Delikatesse. — Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten! Ein deutscher Gastrosoph erkennt solchen Eiern den feinsten Geschmack zu, welche von Hühnern gelegt wurden, die man mit Maikäfern gefüttert hat; leicht begreiflich, da diese mit den zarten Keimen und Knospen die feinste Quintessenz der Wälder in sich aufgenommen haben.

Kaum glaublich erscheint uns die Mittheilung der Chronisten, daß im Jahre 1273 in Deutschland 14 Eier einen Pfennig, und im Jahre 1580 etwa 10 Eier einen Heller gekostet haben. — Jedenfalls war ein so billiger Preis nicht immer im Schwunge. Die Geschichte berichtet uns, daß die griechische Kaiserin Irene, welche zugleich eine sehr sorgsame und sehr sparsame Hausfrau war, von der Einnahme der auf ihren Gütern verkauften Eier eine kostbare goldene Krone verfertigen ließ, welche von ihr und ihren Nachfolgern getragen und „die Eierkrone“ genannt wurde. Gewiß ein nachahmenswerthes Beispiel!

Noch von einer andern Festlichkeit, bei welcher die Eier eine Hauptrolle spielten, lesen wir in M. Mayer's: „Das alte Nürnberg, seine Sitten und Gebräuche in Freud' und Leid'.“ Es war das sogenannte Schembartfest, welches alljährlich zu Fastnacht in Nürnberg begangen wurde, und das aus einem lustigen Umzuge abenteuerlich geputzter Personen bestand. „Unterweilen,“ so heißt es in der ausführlichen Beschreibung des Festes, „lief oder ritt Einer dem Zuge voraus mit einem zierlichen Körbelein voll Eiern, so mit Rosenwasser gefüllt gewesen, und wann die Weiber

und Jungfrauen haben zum Fenster herausgesehen oder sonst unter den Hausthüren gestanden, hat er sie mit solchen Eiern geworfen, das hat gar schön geschmecket." *)

Mannigfaltiges.

Die Luftballons.

(Nach dem „Army und Navy-Journal", Newyork, vom 15. Juni 1872.) Eine Heerstraße durch die Luft wird wohl so lange eine Chimäre bleiben, als für gewöhnliche Reisezwecke der solide Erdball ausreicht; wo man aber des festen Bodens bei Beobachtungen oder zur Beförderung von Botschaften sich nicht bedienen kann, wird der Gebrauch des Ballons von Nutzen sein. Die Anwendung derselben (the balooning) in unserm Kriege von 1861 bis 1865 war interessant, gelegentlich auch ersprießlich; der Gebrauch derselben in Straßburg, Metz und Paris aber wirklich von höchster militärischer Bedeutung, wie Dies insbesondere die Pariser Experimente gezeigt haben. Der französische Luftschiffer, M. Dupuy de Lome, hat mit Erfolg versucht, seinem Ballon größere Schnelligkeit und Lenkbarkeit zu geben, und der Phantasie ist dadurch ein weiter Spielraum eröffnet, sich den Gebrauch der Ballons zu Kriegszwecken auszumalen. Wir wollen aber die Spekulation hierüber den französischen Enthusiasten überlassen, welche schon meinen, daß die Menschheit nach der Erfindung des schiffbaren Ballons des Herrn Dupuy de Lome sich nicht mehr allein zu Lande und zu Wasser bekriegen werde. Ein witziger Franzose bringt in einem Journal folgende fingirte Depesche vom Kriegsschauplatz im Jahre 1920: „Große Luftschlacht über dem Rhein und vollständiger Sieg der französischen Armee. Die Schlacht fand nur 400 Ellen über dem Erdboden statt. Es war den Deutschen gelungen, sich in einer dichten Wolke festzusetzen und stark zu befestigen, sie wurden aber mit Tagesanbruch daraus delogirt durch eine Bayonnet-Attaque vom 5 Linien-Regimentern Ballonisten. Zwar suchten sie uns zu flankiren, damit wir die Sonne in's Gesicht bekämen, aber eine von 3 Eskadrons „baudruchiers propellers" ausgeführte glänzende Kavallerie-Charge warf sie zurück. Die Deutschen wurden völlig in die Flucht geschlagen, sie ließen auf dem Schlachtfelde fünfzehn eisengepanzerte Ballons mit Munition zurück. General Vaboz, der Sohn des bewährten Photographen, verfolgt die Flüchtigen an der Spitze von 600 Dampfballons. Wir lagern zur Nacht 3 Meilen über der Spitze der Straßburger Kathedrale und werden durchaus nicht von der Nässe belästigt." — Als ein lustiger Einfall und Spaß nicht so übel, wir können ihn uns nach unseren Siegen zu Lande immerhin gefallen lassen.

*) Anm. „Schmecken" altnürnbergisch so viel wie riechen.

Vorbeugungsmittel gegen Schimmel an Wurst und Fleisch.

Nicht selten ist es der Fall, daß Würste, Schinken und dergleichen aufzubewahrende Eßwaaren schimmelig werden, wenn sie nur einige Zeit in etwas mit dumpffeuchter Luft erfülltem Raume sich befinden. Um diesem Uebelstande ganz vorzubeugen oder da, wo er eingetreten ist, ihn zu beseitigen, ist Nichts empfehlenswerther, als gewöhnliches Kochsalz in einem Teller nur mit so viel Wasser zu übergießen, daß eine breiartige Lösung des Salzes erfolgt. Wenn man schimmelige Würste mit diesem Salzbrei anstreicht, verschwindet der Schimmel sofort und nach einigen Tagen überziehen sich die Würste mit überaus feinen Salzkrystallen, die jeder weitern Schimmelbildung vorbeugen. Dasselbe Verfahren ist ebenfalls zu empfehlen, um den zeitweilig in den Gelenken der Schinken auftretenden Schimmel zu beseitigen.

Geheimräthin: „Liebste Freundin, das ist sehr schön von Ihnen, mir heut' die Ehre Ihres Besuches zu schenken. Sie wissen doch, ich habe eine Villa gebaut und nun sinne ich, welchen Namen ich ihr geben soll. Bitte schön, rathen Sie mir, Sie haben ja stets so geistvolle Gedanken! — Dame: „Liebe Geheimräthin, da habe ich eben einen glücklichen Einfall. Nennen Sie die Villa doch zu Ehren Ihrer liebenswürdigen unverheiratheten sechs Töchter Villa Wartburg."

Auflösung des Räthsels in № 116:

Utrecht — Unrecht.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 120. Freitag, 11. Oktober 1872.

Des Reiches Freund, der Pfaffen Feind!

Ihr habt der ganzen deutschen Welt,
Die treu zum Deutschen Reiche hält,
Ganz unumwunden Krieg erklärt:
Wohlan, der Krieg sei euch gewährt!
Den Fehdehandschuh nehm' ich an,
Stets bin ich da, nun kommt heran!
So lang mir Gottes Sonne scheint,
Des Reiches Freund, der Pfaffen Feind!

Mich freut, daß ihr ohn' Unterlaß
Mir spendet euren Groll und Haß,
Daß ihr, wie ihr mir zürnt und dräut,
Auch auszusprechen euch nicht scheut.
Ich bleib' in meiner heitern Ruh
Und sage weiter Nichts dazu:
So lang mir Gottes Sonne scheint,
Des Reiches Freund, der Pfaffen Feind!

Des Reiches Feind ist auch mein Feind:
Fluch euch, die ihr's nicht ehrlich meint!
Ich bleibe treu mit Herz und Hand,
Ich bleibe treu dem Vaterland.
Wie ihr mich auch verfehmt, verdammt,
Ich sag's Euch Pfaffen insgesammt:
So lang mir Gottes Sonne scheint,
Des Reiches Freund, der Pfaffen Feind!

(Nat. Ztg.) Hoffmann von Fallersleben.

Durch Kampf zum Frieden!

Erzählung von S. v. d. Horst.

(Fortsetzung.)

Geblendet vom strömenden Regen, seitwärts geneigt, um bestmöglich dem Sturme Widerstand zu leisten, beständig meine Paquete zählend und einzeln an mich drückend, ob ich auch alle noch im Besitz habe, ging ich so schnell als möglich auf den Kantsteinen des Trottoirs weiter, nur beseelt von dem einen Wunsche, thunlichst bald in's Trockene zu kommen, als hinter mir, raschen Schrittes gehend, ein Herr mich unsanft streifte, so daß ich im Augenblick genöthigt war, auf die nasse Fahrstraße zu treten, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

Ohne ein Wort der Entschuldigung eilte er an mir vorüber, aber ich war so böse geworden, daß ich nicht zu schweigen vermochte; „Wahrlich ein hübsches Betragen gegen eine Dame!" rief ich.

Mein Beleidiger lachte. „Eine Dame, welche Kohlen trägt," antwortete er, ohne sich indessen umzuwenden.

Ich fühlte, daß ich erröthete und daß der eine Tropfen, der den Kelch überfließen läßt, durch diesen Spott hineingefallen war; in bittere Thränen ausbrechend, rief ich: „Ja, Sie haben Recht, es kann nur eine Dame sein, wer auch zugleich reich ist!"

Noch etwa 10 Schritte ging mein Gegner, ohne Etwas zu erwidern, stumm des Weges, dann aber drehte er sich plötzlich um und blieb stehen, so daß ich momentan genöthigt war, Dasselbe zu thun.

„Immer gleich Thränen, und ich kann einmal kein Frauenzimmer weinen sehen!" sagte er halb lachend, halb ungeduldig. „Na, kommen Sie, kleines Fräulein, ich wollte nicht beleidigen," fuhr er fort, „aber es ist doch auch nicht so ganz gewöhnlich, daß man eine Dame —"

Er stockte verlegen, und nun lachte ich.

Umtobt vom Sturme, von den niederrauschenden Regenfluthen, standen wir auf dem Trottoir einander gegenüber und hatten jetzt die Rollen getauscht: er war befangen im Bewußtsein eines begangenen Fehlers und ich durch den Zwischenfall aus meinem Verdrusse aufgerüttelt.

„Geben Sie her!" rief er, noch immer etwas verwirrt, und mit diesen Worten ergriff er ohne

Weiteres meinen Korb, so daß durch den plötzlichen Ruck einige Scheite Holz herausfielen, die er eiligst wieder zusammenraffte, „ich werde Ihnen tragen helfen! — Ah Pardon, was mache ich da?"

Dieser Ausruf galt einer Düte mit Kaffeebohnen, welche gleichfalls durch den unvorbereiteten Angriff auf den Bau meiner zu transportirenden Gegenstände den nothwendigen Halt verloren hatte und sich nun, dem Gesetz der Schwere gehorchend, auf das Pflaster ergoß.

Ich beruhigte ihn lachend, obgleich ich nicht ohne Wehmuth meine Bohnen, den Bedarf für eine ganze Woche, auf den trüben Fluthen des Rinnsteines mit reißender Schnelle verschwinden sah.

„Bitte, mein Herr, geben Sie mir den Korb zurück, ich bin ganz in der Nähe meiner Wohnung und möchte Sie nicht bemühen!"

„Nein, nein, Fräulein, den Korb behalte ich, aber geben Sie mir den Arm, damit Ihnen mein Schirm nützlich werde; ich habe Sie nun in einem Athem beleidigt und Ihrer Kaffeebohnen beraubt, gestatten Sie mir jetzt wenigstens, Sie nach Hause zu begleiten."

Damit bot mir mein neuer Bekannter den Arm, und um der Sache ein Ende zu machen, legte ich den meinigen hinein; er beschützte mich nach Möglichkeit mit seinem Schirme und so gingen wir mit einander die Straße hinunter.

Erst jetzt, wo mir der freie Gebrauch meiner Augen zurückgegeben, da nun der rieselnde Regen sie nicht mehr blendete, hatte ich Gelegenheit, meinen Begleiter genauer anzusehen, und es war ein hübsches, gewinnendes Aeußere. Das gestand ich mir heimlich; mich überragte er um Kopfeshöhe und nie kannte ich ein frischeres, keckeres Gesicht! Dunkle Haare, große blaue Augen, ein unternehmend aufwärts gedrehtes Bärtchen — dazu eine schlanke, elegante Figur, umhüllt vom weiten, faltenreichen Regenmantel, und die Hand so fein, so weiß, sie mußte keine Arbeit kennen!

Ich wußte nicht, welchen Unterhaltungsstoff ich im Augenblick auffinden sollte, und da auch er schwieg, so legten wir den kurzen Weg ohne ein weiteres Wort zurück; vor meiner Hausthür Halt machend, dankte ich ihm für seine freundliche Hilfe und bat um meinen Korb, da ich hier am Ziele sei; er aber wollte ihn unter jeder Bedingung erst die Treppen hinauftragen, und so ging ich ihm voran, mein Zimmer aufzuschließen, hauptsächlich aber um die Lampe anzuzünden, — ich wünschte ihn im hellen Lichte zu sehen und hegte die unbestimmte Hoffnung, vielleicht seinen Namen zu erfahren.

Die Kerze brannte auf dem Tische und zum zweiten Male standen wir einander gegenüber, diesmal Beide verlegen nach Worten haschend — zwischen uns am Boden der bedeutungsvolle Korb.

Es war ein männlich schönes Antlitz, das meines neuen Bekannten, ein übermüthiger sorgloser Ausdruck lag auf den gewinnenden Zügen, und der hübsche Mund schien kein böses Wort sprechen zu können — so lange meine Augen offen sind, werde ich dieses Bild sehen, dieses Bild, das mein Schicksal werden sollte!

„So, jetzt will ich mich empfehlen," begann er zuerst die abgebrochene Unterhalung wieder anzuknüpfen — zuvor erlauben Sie mir nur, wiewohl die Bitte gegen eine Dame" — er legte besonderen Nachdruck auf das Wort und sah mich schelmisch lachend an — „kaum ganz anständig sein dürfte, meine Cigarre anzuzünden, ich finde draußen kein trockenes Fleckchen dazu!"

Ich lachte, auf's Neue erröthend, und bot ihm das brennende Licht, er schlug den Mantel zurück, um aus der Brusttasche des Rockes eine Cigarre zu nehmen — ich weiß noch heute nicht, warum ich unwillkürlich etwas erschrack, als ich die Uniform der Postbeamten erkannte! Es mochte sich absichtslos ein Vergleich meiner Seele aufdrängen — ach, er fiel sehr zu Gunsten des vor mir Stehenden aus und steigerte meine Verlegenheit um ein Bedeutendes, hätte ich mich im Augenblick unsichtbar machen können, ich würde es mit Freuden gethan haben.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Ein wildes Mädchen.

Novelle von M. Berger.

Im Walde.

Sie zogen dahin aus dem einsam gelegenen Dorfe in den knospenden blühenden Wald! Sie schauten um, als würde ihnen der Abschied schwer, und doch blieb Keines von Denen zurück, die zu ihnen gehörten, sie verließen nur Solche, die mißtrauisch und ohne Liebe auf die braunen Kinder des ruhelosen Volkes blickten. Wer waren jene Fortziehenden? Zigeuner!

Genug, um den Kopf wegzuwenden; genug, um die Thüre fest zu verschließen; um erleichtert aufzuathmen, da sie den menschlichen Wohnungen den Rücken kehrten!

Sie sind keines friedlichen Bürgers Freund — unstät und fremd. — Da, wo der Bauer sein Feld bestellt, Jahr aus, Jahr ein — wo er und seine Kinder und Kindeskinder wohnen und immer wohnen werden, ist es ihnen zu enge.

Sie müssen hinaus und wandern!

Sie müssen unter Gottes weit ausgespanntem Himmelszelt liegen und frei sein.

Der Stamm hält zusammen wie eine Familie, aber mit den weißen Menschen verkehren sie nicht gern. Wie blitzen die Augen, wie funkeln sie im braunen Angesicht, wie schlummert das verborgene Feuer der Seele in diesen Augen, in diesen Zügen, des erlösenden Funkens harrend. Wer sendet ihn?

Der Engel des Lichtes oder der Engel der Finsterniß?

Ein wilder Dämon wohnt in jeder Menschenbrust, er ist in Ketten geschmiedet: sie schneiden scharf ein und verwunden, wer sie zu zerreißen versucht; sie sind weiche Bande Dem, der sich dem Joche in Geduld und Sanftmuth beugt. Und wem ein Herz geschenkt ist in der eignen Brust, welches heftig schlägt und die Ketten zu sprengen sich vermißt, der höre nicht auf die Reden der Sonntagskinder, die, von Engeln behütet, die rauhen Wege nicht kennen.

Wem der Kampf verordnet ist mit Welt, Menschen und seinem eigenen Herzen, der nehme ihn auf und kämpfe ihn durch, doch habe er Acht, daß er sich nicht selbst verliere. Ein stürmisch Gemüthe unter den Gottbegnadigten, die nur sanftes Wehen des Geistes kennen, ist wie ein nußbraunes Mädchen der Steppe unter den lilienweißen Jungfrauen der spiegelglatten Salons. O du armes, ungestümes Herze, das sich Etwas sein will, wie oft zurückgedrängt und verstoßen aus dem Reich der Gesetze und des Anstandes in trostlose Waldeinsamkeit — wer wird dir Erlösung bringen?

Wie sie dahin ziehen, die braunen Zigeuner! Voran der Wagen mit der Alten und den Kindern, mit den Schwachen und Kranken, dann die Mädchen und Frauen, zuletzt die Männer. Da erklingt ein wehmüthig Lied, aber Keiner aus dem Dorf achtet darauf, Keinem dünkt es der Mühe werth, zu lauschen. Und doch sind es wunderbar weiche Töne, welche Miska seine Geige singen läßt, Alle kennen sie und stimmen leise mit ein. Nur eins der Mädchen preßt die Lippen fest auf einander, damit sich kein Laut hervorstehle, sie beißt die glänzend weißen Zähne zusammen und schaut zu Boden, als wollte sie Nichts wissen von dem Liede und von dem Singen. In ihrer Hand trägt sie ein Tambourin, oftmals erklingen die kleinen Schellen, wenn sie im Gehen mit dem Knie daran stößt; dann zuckt sie zusammen, als sei ihr auch dieses Tönen unlieb. Sie geht einsam, mitten unter den Andern, während fast eine jede der Frauen und Mädchen den Arm um die Gefährtin schlingt, oder ein Bursche die Hand der Liebsten in der seinen hält. Es wagt Niemand, sich Mara zu nähern, sie blicken nur scheu nach ihr hin und flüstern einander zu: Heute hat sie wieder ihren düsteren Tag.

So wandern sie fort nach den unbekannten Gegenden, dorthin, wo die dunklen Waldesschatten winken, wo der geheimnißvolle Zauber einer Welt verborgen liegt, lösbar nur für Den, dessen Ohr die Stimmen versteht, welche im Wehen des Windes, im Rauschen der Bäume, in den Schwingungen der Luft tönen. Und der Wald ist ihre Heimath, der Raum ist unbegrenzt, endlos, nirgends Schranken, nirgends ein Aufhören! Nun hält der Wagen, und die Männer treten heran, die Mutter will zu ihnen sprechen. Die Frauen bleiben stehen und lauschen den Worten der Alten. Sie hat zu bestimmen, wo das Lager errichtet werden soll. Sie ist die Königin, sie ist das einzige Gesetz, das lebendige Wort, dem stets Gehorsam geleistet wird. Und woher kommt diese Macht? Sie hat Winter und Sommer wechseln sehen, und Tag und Nacht, bis ihre Haare gebleicht und ihre Kräfte erschöpft wurden, sie kennt das immer Wechselnde und weiß, was allein besteht; sie hat Trübsal und Glück gekostet, hat ihr Haupt aufrecht getragen in den Jahren, die lieblich kamen, und die müde Gestalt zur Erde gebeugt in den Jahren, die da Kummer brachten. Sie, die Geprüfte, hat allein das Recht, zu sagen, wie es geschehen soll, denn sie hat das Leben ausgelernt, und die Andern alle sind Schüler mit ungeduldigem Streben und Sinnen.

„Hier will ich mein Zelt errichtet sehen," rief sie mit lauter Stimme, „hier, wo der Wald am dunkelsten, das Moos am weichsten, der Quell am klarsten, die Felsen am schroffsten sind! Stimmt an das Lied, welches die Erde zur Heimath heiligt, hier soll sie sein."

Hoch aufgerichtet stand sie auf dem Wagen, und sie sangen auf ihr Geheiß ein wild wunderbar Lied. Leise verklang es, erstarben die letzten Worte im Gesäusel des Windes, und dann ward das Zelt aufgeschlagen und das Lager darin aufgestellt, auf dem die Mutter ruhen sollte. Sie wurde von starken Armen aus dem Wagen gehoben und ging

allein, auf ihren Stab gestützt, nach dem Eingang ihres Zeltes. Dort wandte sie sich nach den Ihrigen um.

„Mara, komme zu mir!" sagte sie in befehlendem Tone und verschwand in's Innere.

Das Mädchen trat aus der Gruppe der Frauen, langsamen Schrittes ging sie nach dem Zelt; als zögere sie, blieb sie einige Male stehen. Alle blickten auf sie. Ein Gebot der Mutter durfte nie unerfüllt bleiben, zu ihr entboten zu werden, hielt Jeder für Ehre und Auszeichnung. Das Mädchen aber schien nur ungern zu folgen. Die Alte saß drinnen auf dem bunten Kissen, den dunkelblauen Mantel um sich geschlagen, die kurze Pfeife im Munde; das Mädchen erschien unter dem Eingang.

„Setze dich zu mir, mein Kind!" rief die Mutter ihr zu.

Alle nannten sie Mutter, und doch lebte Keiner, dem sie es dem Blute nach war. Die alte Jutta war einst zu ihnen gestoßen, der Stamm hatte sie aufgenommen als Haupt und Königin.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus dem Leben.

Einem Landmädchen, welches sich vergangenen Freitag im Bahnhof zu Cronach einsetzte, um nach Vierzehnheiligen zu fahren, war die Benennung „Kondukteur" noch nicht mundgerecht, denn als dieser beim Schließen des Waggons ihr den Rock mit einklemmte und sich dann entfernen wollte, rief sie ihm nach: „Sie, Herr Aufmacher", und als dieser Ruf den gewünschten Erfolg nicht hatte, rief sie mit verstärkter Stimme; „Sie, Herr Zwicker", und als der Kondukteur immer noch nicht hörte, schrie sie aus Leibeskräften: „Sie, Herr Herumlaufer, Sie haben mir meinen Rock 'neingezwickt, zwicken Sie ihn wieder 'raus!" Jetzt erst wurde der Kondukteur auf das Geschrei des Mädchens aufmerksam, ging hin und kam ihrem Wunsche unter allgemeiner Heiterkeit der mitfahrenden Passagiere nach.

Willibald Kreußler, dem Verfasser des bekannten Liedes „König Wilhelm saß ganz heiter", war es ohne Zweifel bekannt, daß der von ihm gewählte Ausdruck: „daß sie all' die Kränke kriegen", eine historische Bedeutung hat. In der Pfalz, wo man oft verdorbenes Französisch hört, gibt es einen kerndeutschen Fluch: „Krieg' du die Kränke!" Damit begnügt man sich aber noch nicht, man fügt hinzu: „und hoppezoppe!", d. h. zupfe Hopfen. Kaiser Napoleon I., so erzählt Gustav Kühne in „Von Köln bis Worms nach Speier" S. 18, wußte diese fluchenden Pfälzer in seinem Heere sehr wohl zu schätzen; er rief bei Leipzig mit dem Fuße stampfend: „Les Kränkekrieger en avant!" Die Krieger aus der Pfalz waren aber schon zu den Brüdern gegangen und dem Kaiser blieb nur die „Kränke".

Neuer Industriezweig.

Die Pariser Polizei ist dieser Tage einer ganz neuen Industrie auf die Spur gekommen. Sie hat einen Mann verhaftet, der mit Stricken von Gehängten Handel trieb. Er gab vor, die Stricke aller Selbstmörder von Paris zu sammeln, und verkaufte sie den Gimpeln, den Meter zu 5 Frcs. Wahrlich nicht zu theuer, bei der außerordentlichen Wirksamkeit dieses Talisman! Der Mann gestand, daß er besonders bei den unglücklichen Spielern eine hübsche Kundschaft gehabt: er verkaufte jährlich 15—1800 Meter Stricke. Uebrigens war er einigermaßen gewissenhaft; seine Stricke hatten zwar kein einziges Mal zum Hängen gedient, aber er rieb sie sehr stark an einem ächten Strick eines Gehängten. Dieser eigenthümliche Kaufmann hielt nicht öffentlich, sondern zu Hause feil. Seine Kundschaft rekrutirte sich „durch Bekanntschaft" und suchte ihn auf.

Lebensphilosophie.

Verzeih Dir Nichts und Andern Viel.

Das Wollen ist beinahe das Können.

Die Menschen nennen dich Schwäche, sanftes Mitleid! — sie stoßen dich zurück — sehr sicher, dich in unseren Herzen wieder zu finden, wenn sie deiner bedürfen.

Die Armuth ist nur dann eine Schande, wenn man sie verdient hat.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 121. Montag, 14. Oktober 1872.

* Durch Kampf zum Frieden!
Erzählung von S. v. d. Horst.

(Fortsetzung.)

„Besten Dank, mein Fräulein!" hörte ich ihn sagen, „und jetzt Adieu, wenn ich gleich hoffe, daß wir uns nicht zum letzten Mal gesehen haben; ist mir meine Sünde nun vergeben?"

Er streckte mit so komischer Geberde und zugleich so freundlich bittend die Hand aus, daß ich halb wider Willen die meinige hineinlegte; „vergeben und vergessen!" sagte ich etwas beschämt.

Dann fühlte ich einen flüchtigen Druck seiner Hand, sah ihn eine ehrerbietige Verbeugung machen und war allein.

Noch heute wird es mir unmöglich, den Eindruck zu zergliedern, welchen dieser Abend auf mich hervorgebracht; halb mich seltsam beklemmend, halb unwiderstehlich anziehend, stand das Bild des Fremden vor den Augen meines Geistes; ihn wieder zu vergessen, wie man wohl Jemand aus dem Gedächtniß verliert, den man vorübergehend auf der Straße kennen lernt, schien unmöglich — es muß doch etwas Wahres an der Behauptung sein, daß kommende große Schicksale ihren Schatten vor sich her werfen; das kleine Abenteuer wie etwas Alltägliches, Gleichgilliges ansehen, konnte ich nicht, so sehr ich mich bemühte — noch immer stand ich mit Hut und Plaid unbewußt, ohne bestimmten Gedanken in's Leere sehend. Daß ich auch seinen Namen nicht erfahren! Aber was kümmerte es mich im Grunde, wie der Fremde heißen möge? War es doch mehr als wahrscheinlich, daß ich ihn nie im Leben wiedersehen würde!

Ich seufzte unwillkürlich bei dieser Schlußfolgerung und schämte mich dann des Seufzers; rasch wandte ich mich um, warf Hut und Tuch ab und bückte mich nach dem Korbe, der unterdessen einen kleinen schwarzen See auf den Dielen des Fußbodens hervorgebracht hatte, da fiel zufällig mein Blick auf den Tisch und ich sah eine feine goldgeränderte Visitenkarte! Alles Blut trat siedend heiß in meine Wangen, klopfenden Herzens las ich die Worte: Max Riedenburg.

Also Max hieß er! wenigstens kein gewöhnlicher Name — und wieder dachte ich an den armen Heinrich, warum verglich ich doch immer diese Beiden? War es eine Ahnung der engen Beziehungen, welche der Eine so viel als der Andere zu meinem Schicksale künftig haben sollte? Ich weiß es nicht, aber Heinrich, den ich so gänzlich über die Sorgen des Lebens vergessen, Heinrich, der meiner Erinnerung nie theuer gewesen, wachte jetzt plötzlich in derselben wieder auf; die Bilder längstvergangener Tage traten deutlich vor meine Seele und beständig sah ich unter den Erscheinungen von damals die Gestalt des jungen Postbeamten — Max, wiederholte ich mir, Max, und Gott dankend, daß kein Menschenauge mich sah, verbarg ich die Karte, ängstlich, verwirrt, in einem kleinen verschließbaren Kästchen.

Wie schmerzlich empfand ich an diesem Abend das Gefühl des Alleinstehens, der Vereinsamung! Alles in sich selbst verschließen, mit Allem freudlos, nur auf das eigene Herz angewiesen sein, ist ja für die Jugend so unendlich schwerer als für das reifere Alter! Mit gestütztem Kopfe saß ich, in Grübeln und Wehmuth versenkt, der dunkeln unbestimmten Zukunft gedenkend, schaudernd vor dem langen öden Wege! Es war tiefe Nacht, ehe ich den ersehnten Schlaf fand; das ist die Erinnerung, die ich von jenem Abend bewahre, jenem Abend, dem Wendepunkte meines Schicksals.

* * *

Der März und die Hälfte des April vergingen, ohne daß ich von meinem neuen Bekann-

ten Etwas sah oder hörte, hätte ich nicht gelegentlich die Visitenkarte aus ihrem Versteck hervorgeholt, um mich hernach über meine eigene Thorheit zu ärgern, so würde ich mich versucht gefühlt haben, das ganze Abenteuer für einen Traum zu halten, so plötzlich war es gekommen und so spurlos verwischt; aber die Karte blieb ein redendes Zeichen der Wirklichkeit.

Ich verbrachte die Tage interesselos und gleichgiltig wie immer, arbeitete und schlug mich mühselig durch; nach jenem Abende erschien mir das Dasein farbloser, ermüdender als jemals zuvor; das junge Menschenherz kann ja noch nicht Genüge finden im Bewußtsein erfüllter Pflicht, es bedarf des Glückes, des Sonnenscheines, um nicht in sich zu verkümmern, wie die Blume das Licht braucht zu voller Entfaltung ihres Seins, der Farbenpracht, zu der sie erschaffen wurde.

An einem hellen, sonnigen Mittage gegen Ende April klopfte es an meine Thür, und in der Meinung, die Hauswirthin, welche häufig auf ein Plauderstündchen zu mir kam, auch heute eintreten zu sehen, rief ich ein ruhiges, unbefangenes „Herein", aber desto schneller und verwirrter sprang ich empor, als ich in dem Eintretenden, diesmal ohne Mantel, in der hübschen kleidsamen Uniform — Max Riedenburg erkannte.

„Habe ich Sie erschreckt, mein verehrtes Fräulein?" fragte die muntere, herzgewinnende Stimme. „Sie sehen mich an, als ob ich ein Geist sei, oder war ich heilloser Sünder schon gänzlich vergessen?"

Wieder flog das ärgerliche Erröthen über meine Wangen, und um es ihm thunlichst zu verbergen, machte ich mir in meinem Nähkästchen zu schaffen. „Nein, nicht eben vergessen in der kurzen Zeit," antwortete ich so gleichmüthig, als es mir möglich war, „nur erwartete ich nicht gerade Ihren Besuch! Aber bitte, nehmen Sie Platz!"

„Nur für wenige Minuten, da Sie es gütigst erlauben," antwortete er und rückte in seiner eleganten, aber doch so eigenthümlich zwanglosen Weise einen Stuhl neben meinen Platz am Fenster. „Ich komme mit einer Bitte," fuhr er fort, „errathen Sie, Fräulein, was es etwa sein könne?"

Das völlig unbefangene Wesen des jungen Mannes gab mir in Etwas den verlorenen Halt zurück, und meinen Sitz wieder einnehmend, antwortete ich ihm: „daß Rathen meine schwache Seite sei, er müsse schon offen mit seinem Anliegen hervortreten —"

„Nun denn, so muß ich va banque spielen, bekomme ich einen Korb und habe ich Sie erzürnt, — aber wir wollen vor der Hand noch nicht an so schwarze Möglichkeiten glauben, wie, mein Fräulein?"

(Fortsetzung folgt.)

---

* Ein wildes Mädchen.

Novelle von M. Berger.

(Fortsetzung.)

„Was begehrt die Mutter von mir?" fragte Mara, düster zu Boden blickend.

„Sie will in Dein Herz sehen!" entgegnete Jutta. „Finsterniß herrscht dort, kein Auge vermag sie zu durchdringen, die dunkle Nacht!"

Eine Weile schwiegen Beide. Darauf die Alte: „Mara, Du bist thöricht; in Deinem Herzen ist ein großes Licht, es verzehrt Alles, was sonst darinnen gewohnt hat: Friede, Freudigkeit, Güte, Sanftmuth!"

„Die Mutter spricht wahr, Mara ist böse geworden, sie kann nicht mehr sein wie vorher, sie ist eine Andere, ihr ist nicht zu helfen!"

„Wer hat das große Licht angezündet?" frug Jutta weiter.

„Der Nichts davon weiß, der Nichts davon will, der es nicht auslöschen kann, weil er es nicht sieht."

„Gib mir Deine Hand, Mara." Das Mädchen legte die kleine volle Hand in die magere der Alten. Sie hatten sich nicht angeblickt, die zusammen gesprochen, auch jetzt suchten sich die Augen nicht. „Es ist nur Einer im Stamm, der Mara's Herz besitzen darf, Du weißt, wen ich meine, ist er es?" Jutta sprach leise mit fast sanfter Stimme.

„Ich will Dir ihn kennzeichnen, Mutter!" rief das erregte Kind. „Er singt in Wehmuth, er denkt an Freiheit, er liebt sein Volk, und sein unterdrückt wandernd Volk jammert ihn, ein Menschenherz ist zu klein, daß er drinnen Wohnung nehmen könnte, er sieht in die Zukunft und sinnt auf Rache, er hofft auf Glanz und Ehre!"

Als sie Dies gesprochen, ward es stille im Gemach, Jutta hielt die Hand des Mädchens fest in der ihren, der Puls flog hastig, die Hand war heiß, es mußte wohl das Herz schnelle schlagen. Die Sonne sank, die Vögel schwiegen, sie saßen im Zelt noch beieinander. Draußen ertönte eine Geige. Mara bebte zusammen. Jutta neigte den Kopf zu wiederholten Malen, dann sagte sie:

„Dieser ist es —"

Mara blieb die Nacht über im Zelte der Alten. Ihr Schlaf war unruhig, sie sprach im Traume und stöhnte laut, als fühle sie Schmerzen. Jutta schloß die Augen nicht. Das Alter kennt den Schlaf nicht mehr. Sie wachte und sann, und es stiegen Bilder aus vergangenen Zeiten in ihr auf, und Zukünftiges enthüllte sich ihrer fragenden Seele.

Morgenthau.

Wunderbar und wundervoll lag der Zauber des frischen Morgens auf Wald und Wiese, Thränen zitterten an jedem Blatt, an jedem Grashalm, von schweren Träumen erwachten Blumen und Knospen, die Sonnenstrahlen tranken die bunt schillernden Thränen und strichen sanft und leise über die müden Köpfchen der Erwachenden hin, die Sterne verschwanden, der Mond stand glanzlos am Himmel, sein Reich war aus, es kam einer, der mächtiger war als er. Rothe Beeren blickten unter den breiten zackigen Blättern hervor, noch war keine Hand da, sie zu pflücken, kein Menschenfuß hat heute den Wald betreten, kein laut gesprochenes Wort den Frieden gebrochen, den die Nacht über das Geschaffene gebreitet. Ein stolzes Schloß lag in einer Lichtung des Waldes, dicht davor ein spiegelklares Wasser, Hirsche und Rehe kamen dort zu trinken, die drinnen wohnten, schliefen noch fest. Eines der Fenster war geöffnet, die frische Luft drang in das Gemach. Es hatten die Sterne hineingeschaut und der Mond seine silbernen Strahlen hingesandt, nun strömten die würzigen Düfte des Waldes ein, kühl war der Kuß, mit welchem das Morgengrauen die Schläferin zu wecken suchte. Zwischen weißen Kissen lag dort ein Menschenkind, bleich und regungslos, Kerzen brannten und wurden ausgelöscht vom Wehen des Morgenwindes, Blumen blühten und welkten und schmückten die Todte, welche dort schlief. Weinende Frauen knieten und beteten. Tiefe Stille ringsum. Sie war jung und schön gewesen, die nun auf jenem Bette lag, glücklich, geliebt, und sie trauerten um die Entschlafene und fragten immer wieder, warum Gott jenes Herz stille stehen hieß: der Mutter einzig Glück, des Bruders Stolz und Freude, des Verlobten köstlichstes Kleinod. Sie alle standen am Sarg in grenzenlosem Jammer, beraubt, verwaist.

Heute sollte die Todte zur letzten Ruhe gebracht werden, in früher Morgenstunde, durch den stillen Wald nach dem fernen Kirchhof. Es wurde allmälig laut im Schlosse, schwarze Gestalten wogten auf und ab durch Gänge und Treppen. Alles war bereit, der Zug setzte sich in Bewegung, langsam, feierlich. Ein Trauerzug durch die Frühlingspracht, eine Entschlafene hingeführt durch das Erwachen der Kreatur. Die Wege waren eng, die Zweige hingen weit herab, sie bildeten eine Decke, durch welche das klare Blau des Himmels hindurchschaute. Der Sarg war mit Blumen und Laub bedeckt, weiße Maiglocken blühten am Weg, Thauperlen in ihren zarten Kelchen

An einem Baumstamm gelehnt, stand ein braunes Mädchen mit dunklen Haaren und dunkel blitzenden Augen. Sie schaute dem Zug entgegen, staunend, zitternd. Das Ernste des Anblicks fand einen Wiederhall im eignen trüb gestimmten Innern. Sie wußte Nichts von der Todten, kannte weder Namen, Alter noch Geschlecht, es zog sie aber gewaltsam hin, mit jenem Sarg zu wandeln. Die Maiglocken am Wege nahm sie mit, sie wollte die reinen Blumen auf das Grab legen. Von ferne folgte Mara dem Zug, leise vor sich hin das Todtenlied singend, unter dessen Klängen die Ihren das Grab eines Entschlafenen bereiten. Niemand achtete auf das Zigeunermädchen; Mara war's zu Sinne, als ginge sie zu ihrem eigenen Begräbniß, es schlug das Herz in ihrer Brust so still und langsam, das Sehnen und Denken war todt in ihr, sie wandelte dahin wie im Schlafe. Am Eingang des Kirchhofes stand der Priester und die Chorknaben, welche singend den Sarg begrüßten, auch mehrere Leidtragende hatten sich eingefunden, Nachbarn und Freunde der Schloßbewohner.

Der Geistliche hielt eine lange Rede, Mara verstand wenig davon, aber sie lernte daraus, daß Agnes Gräfin von Lendow, die Braut des Einen, die Schwester des Anderen der jungen Männer gewesen, welche die Zipfel des Bahrtuches getragen hatten. Sie hörte von dem Schmerz der Mutter, deren einzige Tochter man hier bestattete, sie hörte die Todte preisen und loben und sah Thränen in manchem Auge.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

An den Straßenecken in Mannheim prangt seit einigen Tagen ein großes Plakat mit den Worten: „Ein großer Schuft" (Forts. folgt). Während die scharfsinnigsten Debatten gepflogen wurden,

wem diese grobe Injurie gelte, ergab sich, daß diese Worte nur den Anfang der Reklame eines sehr unternehmenden Kleiderhändlers bilden. Die Fortsetzung soll nämlich dahin gehen: „ist Derjenige, der behauptet, daß ich nicht das bestassortirte Wintergarderobelager habe."

Ein natürliches Wetterglas.

Ein solches Wetterglas gibt meinen Erfahrungen zufolge der Blutegel ab. Ich habe stets einen Blutegel in einer 1 Pfund Wasser haltenden Glasflasche an meinem Fenster stehen und kann versichern, daß derselbe das Wetter bisher untrüglich angezeigt hat. Die Flasche ist drei Viertel hoch mit Wasser angefüllt, und wird mit dem Wasser im Sommer alle 8 Tage, im Winter alle 14 Tage gewechselt. Die Oeffnung der Flasche ist mit einem Stückchen grober Leinwand überwunden.

Liegt der Blutegel früh ohne alle Bewegung auf dem Boden des Glases und rollt sich wie eine Schnecke zusammen, so tritt anhaltendes schönes und heiteres Wetter, sowohl heiteres Sonnenwetter, als heiteres Frostwetter ein. Ereignet sich Regen oder Schnee, so kriecht der Blutegel bis in den Hals der Flasche und bleibt daselbst so lange sitzen, bis die Witterung wieder heiter wird. Tritt Wind ein, so schwimmt das Thier außerordentlich geschwind im Wasser hin und her und wird nicht eher wieder ruhig, bis der Wind wirklich eintritt. Einige Tage vor einem starken Gewitter mit Sturm und Regen verbunden hält sich der Blutegel stets außer dem Wasser auf, ist äußerst unruhig und wirft sich heftig, gleichsam als hätte er konvulsivische Anfälle, hin und her. (Schw. B.)

Eine neue Reklame.

Ein Industrieller in Paris, Mieberfabrikant für Damen, hat nichts Besseres gewußt, um seine Fabrikate anzuempfehlen, als eine Annonce bei allen Mairien auf dem „Journal officiel" anzukleben, gerade da, wo sich ein Erlaß Thiers' befindet, so daß sich die Annonce liest: „Der Präsident der Republik dekretirt: — Die besten Mieder von ganz Paris sind jene des Herrn N . . . . Man kann sie mit Recht die Restaurateure der menschlichen Formen nennen. Gegeben zu Versailles, den . . . 187 . . Der Präsident der Republik: A. Thiers."

Eine Umänderung der Hochzeits-Zeremonie

schlägt ein englisches Blatt vor im Hinblick auf die Kostspieligkeit, die es heute oft ist, eine Frau zu haben. Der Priester soll nämlich am Altare fragen: „Wer wagt es, diese Frau zu nehmen?" Darauf seufzt der Bräutigam einige Male, besieht sich die Braut nochmals, und wenn er wirklich nicht von ihr lassen kann, so mag er mit beliebiger Wehmuth erwiedern: „Ich wage es!" Nach diesem Ausspruche soll die Ehe giltig sein.

Der moderne Kyffhäuser Greis.

Der neue Barbarossa,
Genannt Napolium,
Im Chislehurster Schlosse
Da sitzt er starr und stumm.

Und ringsum die Getreuen
Versammelt man erblickt,
Auch Eugenie ist friedlich
Mit Lulu eingenickt.

Der Kaiser spricht im Schlafe:
— Wie lallt die Zunge schwer —
„Mir scheint, man hat vergessen
Mich armen Empereur.

Wenn Thiers, der alte Rabe,
Noch flieget immerdar,
So muß ich ferner schlafen
Noch manches liebe Jahr."

* Räthsel.

Schön glänzt in der Geschichte Blättern
Mein Name in fünf Zeichen blos;
Was in der Kunst erhab'nen Lettern
Geschaffen ich und was den Wettern
Der Zeit getrotzt, — noch steht es groß;
Noch prangt's in hehrer Formenschöne
Und trunk'ner weilt auf ihm der Blick,
Seit es die kühnen Heldensöhne
Der Mutter brachten stolz zurück.
Nun ändere das Mittelzeichen —
Wer von der holden Leserinnen Schaar
Stellt' mich in sich nicht gerne dar,
Zumal wenn ich gehöre zu den reichen?

Reiselt.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 122. Mittwoch, 16. Oktober 1872.

* Durch Kampf zum Frieden!

Erzählung von S. v. d. Horst.

(Fortsetzung.)

„Zur Sache, wenn ich bitten darf!

„Und eine so angenehme Sache, verehrtes Fräulein, ein Ball! Wir Postbeamten haben einen geschlossenen Klub, der zu geselligen Zwecken gegründet wurde: im Winter Bälle, im Sommer Landpartieen; der letzte Ball für diese Saison wird am kommenden Dienstag stattfinden, und da wollte ich Sie nun bitten, meine Dame zu sein; es sind mehrere Kollegen verheirathet, Andere haben Mütter und Schwestern, ich kann also, ohne mir auch nur den Schein der Unbescheidenheit zuzuziehen, eine junge Dame bitten, für diesen Abend meine Begleiterin zu werden! — So, nun ist es gesagt, darf ich auf Gewährung hoffen? Ich würde sonst nicht glauben, daß mir meine Taktlosigkeit von neulich vergeben wurde!"

Die Hände müßig im Schooße ruhen lassend, saß ich da, ohne zu wissen, was ich antworten solle; verlockend wie ein Zaubermärchen stieg die Idee eines Balles an seiner Seite vor den Augen meiner Seele empor, aber konnte ich mit einem mir völlig fremden Manne gehen? Und doch wieder, wie mußte es ihn kränken, wenn ich beleidigt schien, ihn, der so durchaus ehrerbietig auftrat, der mich mit aller Rücksicht behandelte, welche der gebildete Mann einer Dame schuldet. — Je fester ich in einem Augenblick entschlossen war, den Vorschlag freundlich dankend, aber entschieden abzulehnen, desto größer wurde die Versuchung, desto mehr Mitleid empfand ich mit mir selbst, rathlos wie nie zuvor saß ich da und fühlte, wie peinlich das andauernde Stillschweigen wurde.

„Sie antworten mir nicht," begann er wieder, „so sehr habe ich Sie erzürnt?"

Das sollte er nun aber doch nicht glauben; „Nein, nein," rief ich hastig, „durchaus nicht, ich bedenke nur —"

„Bedenken Sie Nichts, theuerstes Fräulein! Sagen Sie ganz schnell das eine kleine Wort ja, ich habe nur noch wenige Minuten Zeit, mir ist nicht mehr als eine Stunde für das Mittagessen vergönnt!"

„Aber mein Gott, wie kann ich denn?"

„Nun, dem Himmel sei Dank, so sehe ich wenigstens, daß Sie es gerne thäten!"

Das konnte ich nicht leugnen, mein Schweigen, mein Erröthen war nur zu beredt —

Er zog mit affektirt feierlicher Miene die Uhr hervor; „fünfzehn Minuten zu gehen," sagte er, „mithin noch zwei Minuten Bedenkzeit! Mein Fräulein, ich beschwöre Sie bei Allem, was jemals taugte, sagen Sie ja!"

Ich sah in das hübsche, unwiderstehliche Antlitz vor mir, sah seine ausgestreckte Hand und legte halb willenlos die meinige hinein; es war das Schicksal, welches mich zog, es war ein Zauber, den diese Augen auf mich ausübten — umspielt von den Strahlen der Sonne, so jung und so schön stand er vor mir da! Ach, wo war mein guter Engel, daß er mich nicht warnte, mir nicht hinter diesem lachenden Bilde von Uebermuth und Jugendkraft jenes andere zeigte, das mir die herbsten Kummerstunden meines Lebens bringen, mir so bittere Thränen erpressen sollte! Es war das Schicksal, welches mich zog, es war ein Zauber, den diese Augen auf mich ausübten.

„Erst muß ich ein vernehmliches Ja hören," nahm mein vis-à-vis das Gespräch wieder auf, „ich gebe diese kleine fleißige Hand nicht früher los! Eine Minute von den inhaltschweren beiden dürfte bereits verflossen sein."

„Nun denn — ja!" rief ich, außer Stande, der Versuchung zu widerstehen.

„Endlich, Gott sei Dank, wie viele Mühe das kleine Wörtchen gekostet hat! Aber ich besitze es und lasse mir mein Recht nicht wieder rauben — also am Dienstag, Abends 8 Uhr, sehen Sie Ihren ergebenen Diener mit Sänfte, vulgo Droschke, Glace's und obligatem Patschouli erscheinen, um seine Dame in die Hallen Terpsichore's zu entführen — für heute aber leben Sie wohl, ich glaube mir ohnehin schon einen bedenklichen Eingriff in Ihre und des Königs Zeit erlaubt zu haben."

Fort war er, ehe ich eine Entgegnung finden konnte, steckte aber im selben Augenblick den Kopf wieder in die eben geschlossene Thür —

„Muß nicht, genau genommen, ein Ritter den Namen seiner Dame kennen?" fragte er, das Wort „Dame" durch besonderen Nachdruck aus der Reihe der übrigen hervorhebend.

Die lachenden Augen sahen mich an, konnte er mir freundlichere Revanche geben?

„Ich heiße Johanna Walter!"

Noch eine eilige Verbeugung und abermals fiel die Thüre in's Schloß.

Sah ich ihm nach, versteckt hinter der Gardine? Ja, ja, ich that es und meine Wangen brannten, mein Herz klopfte, ich sah ihm nach, so lange meine Blicke die schlanke elegante Erscheinung erreichen konnten, ich ging zwecklos von einer Stelle zur anderen, ich nahm meine Arbeit zur Hand und machte keinen Stich, ich träumte mit offenen Augen!

Im Ballsaale sah ich mich durch die Reihen fliegen in seinem Arme, hörte seine bethörende Stimme; wieder wie in alten Tagen malte die Phantasie an dem berückenden Bilde einstigen Glückes und trug mich auf ihren Fittigen aus der kalten prosaischen Wirklichkeit in ihr farbenglänzendes Reich. Ein Ball! Wo ist das Mädchen von zwanzig Jahren, welches ihr Herz nicht höher schlagen fühlte bei der Idee eines Balles — und wenn es nun gar ihr erster ist, wenn sie Nichts kennt vom Leben als die harte unerbittliche Arbeit, wenn die ganze Sorge für alle Bedürfnisse des Daseins allein auf ihr ruht und ihr nie Zeit blieb, an die Erholung von dieser traurigen Begleiterin zu denken, wie viel größer muß da nicht die Freude sein, die gespannte Erwartung auf das ersehnte, mit allen Reizen der Einbildungskraft im Voraus ausgeschmückte Vergnügen!

(Fortsetzung folgt.)

* Ein wildes Mädchen.

Novelle von M. Berger.

(Fortsetzung.)

„Wer weinte um mich, wenn ich nicht mehr heimkäme," fragte sie sich. „Keiner, keiner. Ich habe ja nicht Vater und nicht Mutter, keinen Geliebten und keinen Bruder. Ich folge dem Stamm, wohin er zieht, und tanze zu dem Klang meines Tambourins, wenn sie es verlangen, ich singe zu den Tönen jener Geige, und denke an Den, der die Töne hervorlockt, aber sein Sinn ist weit weg und auf Anderes gerichtet."

Nun sollte die Todte den letzten Segen erhalten, das Tuch wurde entfernt, sie lag wie ein schlafend Kind von Blumen umgeben, die blonden Haare aufgelöst zu beiden Seiten der zarten Gestalt, ein Myrthenkranz um den Kopf geschlungen. Die Sonne warf ihre ersten Strahlen auf die Todte, doch nicht lange, eine dunkle Wolke verbarg das glänzende Gestirn. Der Sarg wurde geschlossen und eingesenkt in die tiefe Gruft, lautlose Stille weihte den Moment, bis dröhnend die erste Hand voll Erde unter leisem Gebet hinabfiel. Mara verhüllte ihr Gesicht und weinte. Sie hörte, wie Schaufel nach Schaufel die Gruft füllte, sie hörte beten und singen, sie wollte Nichts mehr sehen. Als es ganz stille war, erhob sie sich von dem Hügel, auf welchen sie niedergesunken, die Maiglocken lagen zu ihren Füßen, sie wand einen Kranz daraus und legte diesen auf dem einsamen Grabe nieder.

„Du bist glücklich, Du bist ein seliger Engel, der Priester sagte es; ich weiß nicht, was Dies ist, der Tod ist schwarz und schaurig, er ist das Ende von Allem! Und was ist das Leben? Ist es hell und sonnig und beglückend? Arme Mara, wärst Du licht und schön wie diese Todte war, vielleicht wäre es dann für Dich helle und glücklich."

Sie trat den Heimweg an, die Erinnerung an das Geschehene und Gehörte im Herzen.

„Wo warst Du?" fragten die Mädchen, als sie im Lager ankam.

„Da, wo die Sonne aufgeht und die Thränen sammelt, welche in nächtlicher Stille geweint wurden; wo das Strahlende eingesenkt wird und das Verlassene zurückbleibt. Ich war, wo der Tod ist!"

Sie verstanden die Redende nicht und starrten sie an wie eine Irrsinnige.

Miska erschien von ferne, eines der Mädchen rief ihm zu: „Sieh, hier, die wilde Mara ist zurückgekehrt."

Mara zuckte zusammen und schleuderte ein blitzend Feuer aus ihren Augen auf die Sprechende.

„War sie weg? Ich wußte es nicht," sagte träumerisch der junge Geigenspieler.

„Sie hat im Morgenthau gebadet," fuhr eine Andere fort, „das gibt Zauberkraft einem jeden ihrer Blicke."

Miska schaute ihr in's Angesicht, lang und traurig; sie hielt den Blick fest aus, und eine Thräne fiel langsam an der braunen Wange herab.

„Hier zittert noch ein Tropfen Morgenthau," sprach er, „Mara, warum weinest Du?"

„Weil sie eine Glückliche begraben haben und die Elenden leben lassen!" entgegnete sie trotzig.

„Ja, Du hast Recht, die Elenden vergißt man. Das braune Volk ist ein jämmerlich Gemächte und zu Nichts gut."

Nach diesen Worten verschwand er im Dickicht.

Abschied.

Ein heißer Tag senkte sich auf den Wald nieder, die Luft war ohne Bewegung, die Blätter hingen schlaff und stille an Zweigen und Aesten, die Sonne warf dunkle Schlagschatten, lautlos war es ringsumher. Im Lager des braunen Volkes ruhten sie auch. Die Feuer glühten noch, es regte sich in der knisternden Asche, die Mahlzeit war eingenommen, Männer und Frauen lagen unter den Bäumen, in den Zelten, der Ruhe zu genießen. Mara stand an einen breiten, knorrigen Eichenstamm gelehnt und blickte düster vor sich hin.

„Es ist ein ander Leben dort in den Schlössern und Städten, sie, die da wohnen, denken anders wie wir, sie kleiden sich schöner, sie gehen von Einem zum Andern, und doch wohnen sie in festen Häusern und immer an demselben Ort. Sie kennen den Himmel über sich und die Erde unter sich, und kennen die Bäume und Blüthen, die um sie her wachsen. Wir sind ohne Ruhe und ohne Rast im Herzen, immer im Leben, das macht so müde und friedlos. Muß es stets so weiter gehen? Die Mutter ist alt und gebrechlich, warum bleibt sie nicht, wo es ihr gefällt, warum muß auch sie ziehen und wandern? Wenn ich so lange wie sie auf der grünen Erde bleiben muß, was soll Das werden! Ein Tropfen kann einen Felsen aushöhlen, wenn er immer wieder auf dieselbe Stelle fällt, ein Weh muß ein Herz brechen, wenn es nie vergehen kann!"

Also dachte Mara. Sie ging nach dem Zelte der Alten, sachte schob sie den Vorhang zurück und blickte hinein. Die Mutter ruhte in tiefem Schlummer, an ihrem Lager lehnte Miska's Geige — hatte er sie wohl in den Schlaf gespielt? Immer er; wohin sie sich wandte, mußte sie von ihm hören, an ihn erinnert werden. Die Sonne sank tiefer und tiefer, glühend roth schimmerte der Himmel zwischen den Bäumen.

„Die Todte ruht allein unter den Blumen, ich will zu ihr gehen," sagte leise Mara vor sich hin, als es lebendig unter den Ihren wurde, als die tönenden Castagnetten die Tanzlust der Jungen verrieth, als die Alten ihre langen Pfeifen anzündeten und sich auf weiche Moossitze niedersetzten.

Gesang und Spiel ertönte und das Klingen folgte dem Mädchen noch lange nach. Sie lauschte unwillkürlich, aber die Töne, welche sie zu hören begehrte, erwachten nicht. Sie schritt durch den Wald wie im Traume, sie sah nicht die Vögel, welche vor ihr aufflogen, sie sah nicht die Rehe, die das Dickicht suchten, als sie den Fuß des Menschen durch das Laub rauschen hörten. Am Ausgang des Holzes war ein kleines Wassere welches über Steine und Kies dahinlief, blaue Vergißmeinnicht lugten aus dichtem Grün heraus, ihre Hand griff nach den Blumen.

„Ich bringe sie der Todten," sagten ihre Lippen. Sie fand bald das Grab, die letzten Strahlen der Sonne beleuchteten es, Niemand außer ihr war an dem feierlich stillen Orte; Mara war müde, sie legte sich nieder an den Blumenhügel, als wollte sie mit ihren Armen den eingesenkten Sarg umfangen. Es wehte ein warmer Wind durch die Cypressen und Trauerweiden, er berührte sanft die braune Wange des Mädchens. Mara schlief ein. Sie hörte nicht, daß ein Wagen nahte, sah nicht, daß die Pforte sich öffnete und eine hohe Frauengestalt in schwarzem Kleid, von schwarzem Schleier umhüllt, am Arme eines jungen Mannes eintrat in die Wohnung der Todten.

Die Eintretende hatte die Augen auf den Boden geheftet, und Thränen strömten an ihren Wangen herab. Der junge Mann blickte erstaunt nach dem Hügel, eine Todtenblässe bedeckte sein Gesicht.

„Mein Sohn, Dein Arm zittert," sagte sanft die Trauernde, „Du beschleunigst Deine Schritte allzusehr für meine schwachen Kräfte, zieht es Dich so gewaltig der todten Braut nach?"

„Mutter, hier wohnt sie," erwiederte ihr Begleiter, „aber sieh', wer ist bei ihr?"

Es war ein seltsam Bild, das schlafende Zigeunermädchen am Grabe, Blumen und Kränze mit ihren Armen umfassend.

Ein unwillkürlich Schaudern flog durch den Körper der Mutter.

„Wer ist's, der die Ruhe der Todten zu stören wagt?" rief sie in herrischem Tone.

Mara erwachte. Sie lehnte, halb sich erhebend, auf ihrem Arme, ihre dunklen Augen blieben fest an den vor ihr Stehenden haften.

„Ich störe sie nicht, ich wache bei ihr," entgegnete sie.

„Wer bist Du, warum bist Du hier?" fragte die Gräfin von Lendow weiter; Staunen war an die Stelle des Unmuths getreten.

Mara setzte sich auf, küßte das Trauergewand und sagte leise:

„Ich sah sie, als man siebe grub, ich sah Diejenigen, die um sie weinten. Der lichte Engel kam in mein Herz, ich liebte sie. Mich hat Niemand lieb, mich vermißt Keines, da kam ich her, um bei ihr zu wachen, die Geister des Lebens möchten kommen und sie aus dem Grabe holen, sie sah so friedlich aus, so selig, ihr ist geholfen zum Glück!"

Das Mädchen schwieg. Eine tiefe Stille folgte ihren sanft gehauchten Worten. Sie schlug die Augen nieder, demüthig harrend, was man zu ihr sagen werde.

Der Schmerz der Mutter, im ersten Augenblick zurückgedrängt von der seltsamen Begegnung, verlangte sein Recht; Mara war vergessen, heiße Thränen flossen um die Dahingegangene.

Das braune Mädchen sah die Thränen fließen, es kam ein tiefes Weh über sie, sie warf sich auf den Boden nieder und schrie laut auf.

„Laß mich Dich wegführen, armes Mädchen," redete der junge Mann sie an und suchte sie emporzurichten.

„O, laßt mich bei ihr, vielleicht zieht sie mich nach in den dunklen Tod, ich mag nicht leben!" wehrte Mara ab.

Mutter und Sohn wechselten rathsuchend Blicke.

„Hast Du keine Heimath, mein Kind?" fragte die Gräfin.

Mara faßte die Hand der hohen Frau und rief leidenschaftlich erregt:

„Ich will Deine Dienerin sein, und dafür sollst Du mich lieben, laß mich mit Dir gehen!"

Sie antwortete nicht gleich, die ernste, tief betrübte Frau, dann aber sagte sie:

„Wenn es Gottes Wille ist, sollst Du bei mir bleiben; so komme denn, mein armes Kind!"

Sie traten den Rückweg an, Mara folgte demüthigen Schrittes.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Seewasser ein Mittel gegen die Traubenkrankheit.

Das offizielle Journal der französischen Regierung meldet: „Ein Gutsbesitzer von Chartres besaß in seinem Garten Weinstöcke, die am 10. Juli noch kein Symptom von Krankheit zeigten. Vierzehn Tage später wurden sie von einer Krankheit befallen, welche man für das Oidium hielt. Eine Art weißlichen Schimmels hatte sich über die ganze Frucht verbreitet und sehr kleine Insekten umwebten wie Spinnen diesen Schimmel und machten dadurch jedes Wachsthum unmöglich. Eine Anwendung von Schwefelblüthe ergab kein bemerkenswerthes Resultat. Der Gutsbesitzer kam auf die Idee, mehrere Trauben mit Seewasser mittelst eines Federbartes zu befeuchten. Die Krankheit verschwand in einigen Tagen, die Frucht reifte und zeigte sich von guter Eigenschaft. Die anderen Trauben waren vollkommen zu Grunde gegangen."

Auch eine Liebe.

In dem Salon der jüngst verstorbenen Novellistin Gräfin Dash sprach man einmal von einer Dame, die durch mehrere kleine Abenteuer, in welchen das Herz eine sehr unbedeutende Nebenrolle spielte, bekannt war. „Es ist eine Frau, die Niemanden und Nichts liebt," bemerkte einer der Gäste. „Seien wir nicht unbillig," erwiederte die Schriftstellerin. „Diese Frau liebt ihre Kinder zärtlich, so lange sie klein, und ihre Diamanten, wenn sie groß sind."

Lebensphilosophie.

Laß kriechen Andere!
Was da kriecht auf Erden,
Ach wie leicht
Kann es zertreten werden.
Sieh', aus hohen Lüften
Fällt man leicht,
Zerschmetternd sich in Klüften.
Gehe männlich du
Deinem Ziele zu.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 123. Freitag, 18. Oktober 1872.

* Durch Kampf zum Frieden!

Erzählung von S. v. d. Horst.

(Fortsetzung.)

Wie lange ich so gesessen und wachend geträumt, das weiß ich nicht, aber ich erinnere mich, daß mich der Gedanke an meine Garderobe wie die plötzliche Berührung einer kalten Hand aus diesem Taumel weckte; war es denn, auch wenn ich mir selbst alle Bedenken glücklich hinweg disputirt hatte, überhaupt möglich, daß ich den Ball besuchte? Ich besaß ein weißes Kleid, und in dem bewußten Kästchen, das die Karte barg, lagen fünf harte Thaler, fünf, für einen äußersten Nothfall durch einzelne Groschen zusammengesparte Thaler, aber durfte ich dieses Geld, Alles, was ich mein eigen nannte, ausgeben, um ein Vergnügen zu genießen? Wie, wenn mich nun das Schicksal strafte für solchen Leichtsinn, wenn es mir eine Krankheit schickte! Dann war ich verloren ohne meinen kleinen Schatz — ach Armuth, du Bleigewicht an den Flügeln des Glückes, du ziehst erbarmungslos Alles in den Staub, du erdrückst jede freiere Regung! Du machst trotzig und bitter, du bist wahrlich, was der große Dichter von dir sagt, eine „ernste Macht"! Es währte nicht lange, bis ich weinte, als ob ein Unglück über mich gekommen; wie konnte ich nur Alles, was ich besaß, für Putz hingeben, und wie andererseits ohne Band, Blumen und Handschuhe auf den Ball gehen?

Ich wollte ihm schreiben, daß es mir bei näherer Ueberlegung doch zu meinem Leidwesen unmöglich sei, aber so oft ich die Feder in die Hand nahm, fehlte mir der Muth zum Beginn — ich ging an meinen Schrank und besah das weiße Kleid, es brauchte nur gewaschen zu werden! Wieder und immer wieder überschlug ich die Kosten für das Unentbehrlichste und hatte endlich herausgefunden, daß sich mit drei Thalern Alles bestreiten ließ — drei Thaler für einen glühenden Herzenswunsch, wer von uns gab nicht schon mehr dahin, um ihn zu befriedigen? Wie Viele sind wohl, die nicht ungleich höhere Güter als Geld willig opfern, wenn das heiße, unbezwingliche Sehnen den festen Willen gefangen genommen?

Ich stand selbigen Abends vor dem Spiegel und bog eine dunkle Camellie in die vortheilhafteste Lage, ich besah zitternd vor Vergnügen ein breites weißes Band, Schuhe und Glace's — eine neue Blume für den Sommerhut hätte ich ja ohnehin haben müssen, alles Andere konnte ich färben lassen; damit beschwichtigte ich die innere tadelnde Stimme der besseren Ueberzeugung, bis ich sie nicht mehr hörte — es ist ja eine alte Erfahrung, daß uns der Versucher immer siegreich einzureden weiß, wir hätten durchaus richtig gehandelt, wenn wir uns eine seiner verbotenen Früchte in die leise widerstrebende, im Grunde so willige Hand drücken ließen.

Die Woche ging zu Ende und ich muß gestehen, daß ich nie so unverantwortlich wenig verdient habe als in diesen Tagen der Erwartung, der Aufregung; ich fand die nöthige Ruhe dazu nicht in mir selbst und erzwingen läßt sie sich bekanntlich nicht gern; eine Arbeit kann nicht wohl von Statten gehen, wenn die Seele unablässig mit einem andern Gegenstande beschäftigt ist; Das erfuhr ich mit Schrecken, als ich am Sonnabend mein Defizit überrechnete.

Endlich, endlich wurde es Dienstag und schon am Morgen brachte mir ein Gärtnerbursche das eleganteste Ballbouquet, auf dem je Mädchenaugen mit Entzücken geruht haben; in der Mitte desselben, um den Kelch der halberschlossenen Moosrose gebogen, eine jener goldgeränderten Visitenkarten!

Ich habe euch noch, ihr Blumen, ihr Karten! Ich werde euch aufheben, so lange ich athme, ihr

Zeugen meines kurzen Glückes, meines Jugendtraumes — nun Staub fast und damals so farbenglühend, so frisch und prangend, das Bild des Menschenlebens, des Menschenglückes!

Kennt ihr die Ruhelosigkeit der Erwartung und wie lang der Tag scheint, dessen Abend wir ersehnen? Um sieben Uhr stand ich im vollsten Putze inmitten meines Zimmers und wagte nicht, mich zu setzen, aus Furcht, meinen Anzug zu zerknittern; alle Sinne in angestrengter Thätigkeit, horchend nach jedem Wagen und immer wieder enttäuscht, wenn eine Droschke vorüberfuhr, auf jeden Männertritt, der die Treppen heraufkam, und Gott dankend, wenn ich eine Thür hinter dem Gehenden sich schließen hörte: fürchtete ich doch fortwährend, daß irgend ein unvorhergesehener Unfall den Ball verhindern könne. Goethe's Empfindung, die ihn ausrufen läßt: „o Himmel, falle nicht ein, bevor ich mag bei der Liebsten sein", beherrschte mich ganz, jenes tiefeingewurzelte Mißtrauen gegen das Glück, welches uns Menschen so eigen ist! Die Augen wanderten von dem Bouquet in der Hand zum Zeiger meiner alten Uhr und ruhelos wieder zurück — o wie peinlich ist das Warten, wie boshaft ist so ein Zeiger, gleich einem ausgestreckten spottenden Finger verhöhnt er erbarmungslos eure Ungeduld! Bittet ihn noch so inständig, sich nur heute ausnahmsweise ein wenig zu beeilen, und ihr hört ihn deutlich sagen, Ge-duld, Ge-duld, und seht ihn langsam, tödtlich langsam seinen Weg verfolgen; je fester ihr ihn in's Auge faßt, desto kleinere Schritte macht der tückische Geselle — aber bittet ihr, in den kurzen Stunden des Menschenglücks, in den Momenten, die ihr festhalten möchtet, und sei es um den Preis eures Herzblutes, dann hatte er nie größere Eile als eben jetzt, geht-nicht, geht-nicht, antwortet er mit kurzen, abgestoßenen Lauten, springend und kletternd, um nur so schnell als möglich wieder bei seiner Verbündeten, der Zwölf, anzukommen und jene Schläge zu veranlassen, welche euch Alle einzeln gleich heißen Tropfen auf das Herz fallen, jene Schläge, die der Glückliche nicht hört.

Und der hundertste Wagen hielt endlich; schnellen Schrittes, immer über drei Stufen zumal, sprang Jemand die Treppen herauf, die Thüre öffnete sich und wieder stand er vor mir, heute ganz in Schwarz, in Frack und weißer Halsbinde, mein Ideal von Männerschönheit verkörpernd, groß und schlank, mit tiefdunkeln Augen und Haaren.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Ein wildes Mädchen.

Novelle von M. Berger.

(Fortsetzung.)

Als sie am Wagen angekommen waren, der am Eingang stand, sollte sie dort Platz nehmen.

„Ich kenne Dein Schloß, ich komme Dir nach!" sagte sie bittend.

Die schnellen Pferde zogen an und mit Windeseile fuhr das leichte Gefährte davon.

Mara stand auf der schmalen Brücke, die am Ausgang des Waldes das kleine Wasser überdeckte, welches hinabfloß in der Richtung, wo sich das Lager der Ihren befand, vorbei an dem Garten des Todes. Noch standen von den blauen Blumen am Rande des Baches, und wieder griffen ihre Finger nach denselben, doch nicht um ein Grab zu schmücken; sie warf die blauen Vergißmeinnicht in das rasch eilende Wasser und ihre Lippen flüsterten leise:

„Finde sie, der das Licht in meinem Herzen angezündet hatte, und wenn Du sie findest, sollen sie Dir sagen, daß Dies mein Abschiedsgruß an Dich ist. Leb' ewig wohl, leb' wohl!"

Neues Leben.

Mara wohnte im Schloß. Sie hatte ein trauliches Zimmer, mit Gardinen behangenes Bett, sie konnte aus ihrem Fenster den Wald sehen, die Wiesen, der klare See lag dicht darunter. Früh am Morgen, wenn Alle noch schliefen, stand sie dort und blickte hinunter auf die erwachende Natur. Anfangs wandelte sie umher wie im Traum befangen, es war ihr Alles so neu, sie fühlte sich fremd hier, wie unter den Ihrigen. Sie sang ihre traurig süßen Weisen, auch wohl vom eignen stürmischen Leid in selbstgefundener Melodie. Die Gräfin konnte bald nicht ohne das braune Mädchen sein; sie lauschte dem leisen Singen, sie drang ein mit liebevollem Fragen in das wilde, erregte Wesen der Zigeunerin. Was ihr anfangs wie eine vorübergehende Mildthätigkeit erschien, zeigte sich ihr jetzt als Mission, als ihr von Gott zum Ersatz für das todte Kind gesandt. Die Gräfin Lendow war Wittwe und lebte allein auf dem einsamen Schloß, ihr Sohn und der Verlobte ihrer Tochter hatten sie bald nach deren Beerdigung verlassen. Sie hatte Niemand von ihrem Thun Rechenschaft zu geben, keine allzeit bereite Kritik in ihrer Umgebung, sie ließ sich leiten von ihrem momentanen

Gefühl. Ihr Leben war freudeleer und traurig, die Liebe, welche Mara, das fremde, heimathlose Mädchen, ihr bewies, that ihrem verwundeten Herzen wohl, vor ihr lag ein weites Feld der Thätigkeit, wenn sie die reichen Fähigkeiten, welche in dem Zigeunerkinde verborgen lagen, heranbilden wollte.

So wurde bald das Verhältniß zwischen der Gräfin und Mara das einer Mutter zu ihrer Tochter. Die bunten Kleider, welche das braune Mädchen getragen, machten andern Platz, und die Gräfin liebte es, ihr Pflegekind elegant und modern zu kleiden. Das lichte, weiße Kleid, welches Mara mit Vorliebe trug, der Schmuck von Korallen, der ihre dunkle Gesichtsfarbe milderte, das schwarze glänzende Haar, in seiner reichen Fülle schön geordnet, Alles trug dazu bei, der Erscheinung des Zigeunerkindes einen eigenthümlichen Reiz zu geben, und wenn die schwarz gekleidete Frau mit den ernsten, milden Zügen lehrend mit dem schönen, dunklen Mädchen zusammensaß, konnte man wahrlich kein anziehenderes Bild finden wie dieses.

Mara lernte mit Eifer und Wissensdurst, und als sie einmal lesen konnte, da griff sie begierig nach jedem Buch, ihre nimmer ruhende Phantasie mit neuem Stoff zu nähren. Sie frug nach Allem, sie wollte Alles auf einmal wissen. Sie erfaßte, was man ihr sagte, in eigenthümlicher Weise und fühlte sich mit allen Kräften ihres Geistes in der neu aufgegangenen Welt vorwärts getrieben.

So verfloß der Sommer und die welken Blätter fielen von den Bäumen herab; die Gräfin verlebte das Trauerjahr auf dem Schlosse in schmerzvoller Einsamkeit, dann aber zog sie in die Stadt, um ihrem Pflegekind Gelegenheit zu geben, eine ihren natürlichen Anlagen angemessene Bildung zu erlangen. Hier erregte Mara's Erscheinen in jeder Hinsicht Aufsehen, nach jeder Richtung hin wurde die Handlungsweise der Gräfin Lendow besprochen; es gab Wenige, die einfach und natürlich über dieselbe urtheilten, zu diesen Wenigen aber gehörte Herr von Raden, der Verlobte der Gräfin Agnes. Er war es gewesen, der Grund und Entstehen dieses Verhältnisses mit angesehen, er verstand das innerste Wesen desselben. Graf Eugen Lendow, der Sohn der Gräfin, sah mit Entrüstung und Schmerz, wie das braune Mädchen seiner Mutter Herz auszufüllen und in Allem den Platz seiner verstorbenen Schwester einzunehmen schien. Er mied das Haus seiner Mutter und kam nur ungern mit Mara zusammen. Doch war seine Auffassung eine durchaus irrige. Agnes war nur der Mittelpunkt, in welchem sich diese beiden Herzen fanden, das wilde Zigeunerkind glaubte sich von der todten Gräfin bezaubert, und um der todten Tochter willen suchte die verwaiste Mutter jenem liebesuchenden Herzen des Mädchens Treue zu halten.

Mara wurde in der Religion unterwiesen, auf die erste Kommunion vorbereitet, welche sie zugleich mit ihrer Taufe empfangen sollte. Sie hatte einen Gott, es war der große Geist, der über den Wassern schwebt, der die Sonne in der Hand hält und die Gestirne, der die Blumen blühen läßt und das braune Volk beschützt. Jener Gott war derselbe, zu dem sie nun beten sollte, denn es gab nur Einen Gott. Sie beugte sich demüthig unter die Glaubenslehren, sie fühlte den Frieden der allgegenwärtigen Vatersorge, aber ihre Phantasie konnte es nicht lassen, die Erde zu bevölkern mit guten und bösen Geistern, welche den Menschen leiten und führen. Die Furcht des Zauberhaften lag noch zu tief begründet in ihr und ließ sie hauptsächlich unter Menschen, die ihr fremd waren, scheu und verschlossen erscheinen. Sie ging gern zur Kirche, sie betete, wenn sie freudig, wie wenn sie traurig gestimmt war, jeder Gedanke, der sie zu Gott lenkte, war ihr Gebet, und so oft sie eines solchen sich bewußt fühlte, faltete sie die Hände. Ihre äußere Schönheit wuchs, indem sich ihr Denken und Fühlen in ihren Zügen wiederspiegelte und auf ihrem ganzen Wesen eine wunderbare Ruhe lag. Doch es war nicht die Ruhe der Apathie, des sich selbst Genügens, es war ein Friede der Geduld und des Harrens auf die rechte Stunde.

Die Gräfin sah wenig Menschen, sie besuchte keine Gesellschaften, sie lebte nur der Erziehung ihres Schützlings, und Mara schien ihre ganze Befriedigung in dem Neuen und Unbekannten zu finden, was ihr hier nahe gebracht wurde.

Ihre Seele lag offen vor der Frau, welche sie verehrte und anbetete wie nichts Anderes auf dieser Erde; für jeden Gedanken, der sie erstaunte, für jedes Gefühl, welches sie bestürmte, suchte sie bei ihr Erklärung, Lösung — nur ein einzig Weh war jener unbekannt, und doch war dies Leid das Leitende in Mara's Herzen: die Liebe zu Miska dem Zigeuner.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Mittelalterliche Bierpolizei.

Daß unsere Vorfahren die Sünden der Bierbrauer strenge rügten und ahndeten, mögen folgende Aufzeichnungen beweisen, die in einer Chronik der Stadt Nürnberg, welche ein Bediensteter im Anfange des XVII. Jahrhunderts eigenhändig anlegte und bis zum westphälischen Friedensschlusse fortführte, enthalten sind: „Anno 1609 den 17. Oktober hat man allhier der Segerin, Bierbrauerin in der Pfannenschmiedgasse, Balthasar Schmidt am Kornmarkt, Hans Hermankel auch am Kornmarkt einem jeden ein Faß Bier auf die Fleischbrücke geführt, daselbst den Fässern den Boden eingeschlagen und das Bier in die Pegnitz geschüttet. — Leonhard Spaz, Bierbrauer in der Kothgasse, ist solches auch mit einem Fasse widerfahren, der sich aber ungehorsam gezeigt und sein Haus verspertt gehabt, bis wohl der Löw mit seiner Trommel, der Provos und etliche Provesoner kommen, da er denn aufgemacht und das Faß auf den Aichwagen gelegt, auf welchen sich der Löw mit seiner Trommel gesetzt. Besagten Leonhard hat man auch ob seines Ungehorsams auf den Thurm gestraft, sind auch die drei Bierkiefer in das Loch gelegt und zwei davon ihres Dienstes entlassen worden." — Ueber den Ausschank untarifmäßigen Bieres fand sich der Senat der Stadt Regensburg im Jahre 1644 benüßigt, nachstehenden Beschluß zu erlassen: „Demnach ein Erbarer Cammerer und Rath dieser des heil. Reiches freien Stadt Regensburg mit höchstem Mißfallen und nicht ohne ein sonderbares Bekümmern vernehmen müssen, daß bei diesen ohne das schweren Zeiten und da der Allerhöchste uns wegen übermachten Sünden heimsuchet, etliche geldsüchtige und eigennützige Bierbrauer sowohl unter der Bürgerschaft, als auch unter den Inwohnern durch Uebersatz des Nächsten und schändlichen Wucher mit elendem Biere solchen Grimm, Straff und Zorn Gottes noch vermehren und hintangesetzt der christlichen Lieb' erbärmliches Bier vor theures Geld auszuschenken pflegen, dadurch aber der arme benöthigte Mit- und Nebenchrist in großen Schaden auch endlich zeitliches Verderben gebracht wird: Als können Ihre Ehrenveste Weißheiten Ihrem tragenden Obrigkeitlichen Ambt nach nicht unterlassen, Diejenigen, so solch unchristlich wucherliches Bier ausschenken, der Gebühr nach abzustrafen. Befahlen solchem nach aus väterlichen obrigkeitlichen Eifer hiemit und wollen, daß an männiglich in denen Schenken gutes Bier verschenkt und verleutgegeben wird und verordnen, daß die Contravenienten unter den Bierbrauern und Bierschenken ihr eigenes elendes Bier **selber zu trinken** verurtheilt werden sollen, während ihr liebe Bürgerschaft, Inwohner und Beisitzer erinnert werden, sich des Bierholens in solchen Schenken bei straff von Vier Gulden gänzlich zu entäußern. Gestalten dann auf solche wucherliche Händel ein mehrer und schärfere Aufsicht gegeben werden solle. Darnach sich männiglich zu richten und vor Straff und Schaden zu hüten wissen wird. Decretum in senatu den 28. Decembris 1644." — Eine Stelle endlich aus der „Dreidings-Ordnung" (Polizei-Gesetz) für Unterthanen des Abts von Grüssau in Schlesien vom Jahre 1661 verordnet: „Der Brauer soll kein schlechtes Getränk und ein richtiges Maß geben — „„damit der gemeine Mann für seinen sauern Pfennig seine Genüge habe!""

Sehnsucht.

O denk' an mich! O laß Dein Bild umschweben
Mich für und für!
Mit klaren, lichten Farben soll es leben
Im Herzen mir!
Ich will ihm lieb und treu in's Auge schauen,
Mit leisem Mund
Will ich ihm Alles, Alles anvertrauen,
Ihm werd' es kund!
Dann bleib ich nahe Dir trotz jeder Ferne,
Dann bist Du mein!
Kein Raum trennt mich von Dir, von meinem Sterne
Ich bleibe Dein!

C. König.

Auflösung des Räthsels in № 121:

Erwin (der Erbauer des Straßburger Münsters) — Erbin.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 124. Montag, 21. Oktober 1872.

* Durch Kampf zum Frieden!

Erzählung von S. v. d. Horst.

(Fortsetzung.)

Er trug mir Plaid, Bouquet und Taschentuch, hob mich in den Wagen und fort ging es — es war mir wie ein Traum, ein Märchen!

Er unterhielt mich lebhaft, aber ich weiß nicht, was er zu mir gesprochen, das Ungewohnte der ganzen Situation, die völlig neue Empfindung, der Gegenstand von Jemandes Aufmerksamkeit zu sein, machten meine Seele trunken! Nur daran gewöhnt, mit dem Leben fortwährend zu ringen, Drohendes abzuwehren, Unangenehmes bestmöglich zu ertragen, blendete der erste Schimmer des Glückes meine Augen und nahm die Sinne gefangen im süßen Taumel.

Wie im Traume ließ ich mich von ihm in den Ballsaal führen und einigen älteren Damen vorstellen, deren Schutz er mich übergab; erst langsam fand ich meine gewohnte Ruhe wieder, als er sich unter die übrigen Herren mischte.

Von allen Seiten wurde nun ein Gespräch mit mir angeknüpft, meine neuen Bekannten, in deren Kreis ich so gänzlich fremd war, bestürmten mich mit Fragen, ob ich Riedenberg's Verwandte, ob ich hier aus der Stadt und wer meine Familie sei? Sie hörten mit der herzlichsten Theilnahme, daß ich allein und freundlos dastehe, sie luden mich alle um die Wette ein, sie zu besuchen, verhießen mir eine Menge unterhaltender Parthien für den Sommer — wie war die Tochter der Armuth heute Abend so glücklich in eurer Gesellschaft, ihr Bevorzugten, die ihr lächeltet über mein Vergnügen, die ihr mich neckend fragtet, wie es dann werden solle, wenn ich erst sechs Stunden getanzt, da doch meine Wangen jetzt schon purpurn glühten — dann begann das Orchester und er kam, sein Arm umschloß mich, und fast getragen von ihm flog ich durch den Saal.

Glücklich, grenzenlos glücklich war ich an diesem Abend! Alle seine Kollegen stellte er mir vor, keine Tour überschlug ich, den Cotillon und den Schlußtanz führte mich wieder seine Hand! Und bei Tische saß ich neben ihm, er schenkte mir den perlenden Champagner ein, schälte mir die Orangen und zerdrückte die Krachmandeln!

Ich aß Vielliebchen mit ihm, und so ausgelassen fröhlich wie er war Keiner; Alles lachte, sobald er sprach, so fröhlich und doch so fein, so witzig und doch so vollendeter Cavalier!

Beim ersten Grauen des nächsten Morgens wickelte er mich in mein großes graues Tuch und der Wagen brachte uns Beide nach Hause; er saß an meiner Seite im Frack und hatte eine meiner Hände zwischen die seinigen genommen.

„Nun, kleine Kohlenträgerin, kleines trotziges Mädchen, hat Ihnen der Ball Vergnügen gewährt?"

Ich hatte die Absicht, ihm zu danken, ich stammelte Verschiedenes; ob er den Sinn der Worte verstanden, weiß ich nicht, meine Hand behielt er während der ganzen kurzen Fahrt.

„Ob er darauf hoffen dürfe, daß ich seine Dame für die Sommerausflüge bleibe," fragte er; ach, er ahnte nicht, daß ich ihm gefolgt wäre bis an das Ende der Welt, er ahnte es nicht. — Nun schloß er meine Hausthür auf, sagte: „daß er nicht versäumen werde, sein Vielliebchen zu gewinnen," und wünschte mir angenehme Träume.

Noch ein Gruß, ein Händedruck, der alles Blut in meine Wangen trieb, und die Thür schloß sich zwischen ihm und mir, ich hörte den Wagen in der tiefen Stille der Morgendämmerung davonrollen und eilte, so rasch ich konnte, die Treppe hinauf, mein Zimmer zu erreichen; aber kein

Schlummer schloß meine Augen, ob ich gleich seligen Traum träumte, den Traum erster knospender Liebe, noch uneingestanden dem eigenen Herzen, mehr geahnt, ja gefürchtet fast, als empfunden! — Ich hätte dem Leben hier ein Halt zurufen mögen, ich hätte versöhnt, den tiefsten Frieden in der Seele, diesen Augenblick sterben können. Das ist die Macht, die ewig uralte Macht der Gott verwandten Liebe, sie duldet neben sich in dem Herzen, das sie beherrscht, eine siegreiche, Alles unterjochende Königin, nichts Herbes, nichts Bitteres, sie bringt Harmonie zurück den zerrissenen Saiten, sie macht erst das Leben zum Leben.

* * *

Alles, was ich meine Jugend jemals genannt habe und nennen werde, das drängt sich zusammen in diesen einen Frühling, diesen glücklichen, zauberschönen Frühling! Ich sah ihn nach dem Ballabend häufiger, eine geheime Ahnung schien ihm allemal gesagt zu haben, um welche Zeit ich ausging, meine Arbeit zu holen, ich traf ihn ja fast regelmäßig auf diesen Wegen — ich wußte es, daß er mich liebe, ob auch nur seine Augen mir das Geständniß gemacht, ich wußte es mit stolzem Entzücken!

Was er mir sei, das hatte ich längst erkannt, wir waren Beide unserer Sache ganz gewiß, wenn gleich das Wort noch unausgesprochen. Und Das ist ja der Liebe wonnige Maienzeit, so wunschlos glücklich, so erfüllt von dem einen theuren Bilde die Seele, daß Furcht und Zweifel keinen Platz mehr darin finden — mit dem gegebenen Versprechen, mit dem bindenden Gelübde ziehen langsam, aber sicher die Sorgen ein, die Rücksichten, die Fragen, wie sich nun Dieses gestalte und Das sich abwenden lasse — alle die grauen Gespenster, welche das junge Glück bedrohen und nur zu häufig im Keime ersticken.

Seufzend und still ergeben lernt dann der Mensch erkennen, daß auch die Liebe, sein schönstes, heiligstes Gut, ihm nur geliehen für eine kurze Spanne Zeit, daß auch diese Blume, die glänzendste, prangendste seines Daseins, den Wurm in sich trägt, der sie langsam tödtet — daß es von der Sonnenhöhe unerbittlich bergab geht, daß es Abend wird, mild erhellt von der scheidenden Sonne für wenig Auserwählte, noch vom Morgenglanze beleuchtet für Keinen.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Ein wildes Mädchen.

Novelle von M. Berger.

(Fortsetzung.)

„Das braune Volk ist ein jämmerlich Gemächte und zu Nichts gut!" So hatte Miska gesprochen, als sie ihn zuletzt gesehen. Dann war sie fortgegangen ohne Abschied, getrieben von ihrem Herzeleid, hatte sie die Mutter der Todten gefunden, von welcher sie sich, nach dem Glauben ihres Volkes, in das Todesthal nachziehen lassen wollte. Sie fand sich dem Leben wiedergegeben, einem neuen, fremden Leben. Sie fand sich geliebt, bewundert, ihrem Geiste waren Gebiete geöffnet, die den Ihren, selbst ihm, den sie liebte, verschlossen geblieben; ihr Stolz, ihr Ehrgeiz erwachte. Sie wollte den Andern gleich werden an Wissen und Bildung, sie wollte Miska zeigen, daß braune Volk könne zu Etwas gut werden, denn der große Geist, der über den Wassern schwebte, sei derselbe Gott, der die weißen Menschen regierte, und seine Macht reiche überall hin. Mara betete um Hilfe und Kraft zu ihrem Unternehmen, und in einsamen Stunden dachte sie sich's wohl aus, wie sie dann Miska suchen wolle und ihm sagen: „Sieh, Dies vermochte eine aus dem jämmerlichen Geschlecht, ist Dies nicht ein Schritt zur Lösung des Fluchs, der auf uns lastet, und damit nicht mehr erreicht, als durch dein Trauern und Brüten!" Dann mußte er sie lieben, dann hatte sie erreicht, nach was sie gestrebt, dann wollte sie ihr Leben willig hingeben um ein Wort der Liebe von seinen Lippen.

Dies Alles wußte die Gräfin Lendow nicht, ahnte sie nicht, und das braune Mädchen verrieth ihr Geheimniß durch keinen Athemzug. Was auch in ihrem Herzen vorging, wie sehr es dort stürmte und tobte, die Oberfläche war ruhig, friedvoll klar. Nur zuweilen im Liede wurde offenbar, daß eine unergründete Tiefe in Mara verborgen lag, die Schätze ahnen ließ, welche für eine reich begabte Natur ebenso gefahrvoll wie fördernd werden konnten, Schätze, die zum Verderben gereichen mußten, wenn ein sündiges Herz Gewalt über diese Seele erlangen sollte.

Wandern.

Verglich Mara den Winter in der belebten Stadt und seine stillen Abende im trauten, gut durchwärmten Kabinet der Gräfin von Lendow, mit dem Vegetiren im ärmlichen Dorfe, wie sie

es wohl sonst während der kalten Jahreszeit gewohnt war, so kam ein schaurig Frösteln über sie. Es lebte kein Gedanke ihr im Herzen oder in der Seele, der nach den Ihrigen verlangte, sie fühlte sich geschieden von ihnen durch Gewohnheiten des äußeren Lebens, sowie durch die Ideen und Begriffe, welche sich mit jedem Tage reifer in ihr entwickelten.

Mit tiefer Andacht hatte das wilde Zigeunerkind die heilige Osterzeit durchlebt, mit Beben und Zagen im Herzen hatte sie unter dem Kreuze gestanden, stille gehalten im Gebet, bis am Ostersonntag der Jubelruf erschallte, der die Herzen erlöst von der Trauer um das Gotteslamm. Sie hatte an jenem Tage die erste heilige Kommunion empfangen, im festen Glauben und demüthigen Sinnes. Und alle die Tage, die nun folgten bis zum Himmelfahrtsfeste, lebte sie still und selig dahin, als schliche sie dem Herrn nach, um immer wieder sein „Friede sei mit Euch" zu hören. Sie beschämte in ihrem wunderbaren Glauben die ältesten Christen, es lag eine Verklärung über Mara, als sei nun erst das Siegel auf ihre reine Stirne gedrückt. Sie fühlte sich vereinigt mit den Menschen, die ihr sonst ein feindlich Geschlecht geschienen, sie hätte mögen Opfer der Liebe bringen mit jedem neuen Tag. Die Knospen regten sich wieder, und die Blüthen begannen zu schwellen, jeder Frühling erweckte von Neuem schmerzliche Erinnerungen in dem Herzen der Gräfin von Lendow.

„Ich möchte nicht nach dem Waldschloß an jenem Tag, der mich so arm machte, und möchte auch hier nicht bleiben, im Getriebe der bekannten, stets wechselnden, stets dieselbe bleibenden Stadt," sagte die Gräfin eines Abends zu Mara.

„Laß uns wandern," bat das Pflegekind, als rege sich in ihr Etwas vom alten Geiste.

Und sie rüsteten sich zum Wandern. Aber es war ein anderes Wandern, als Mara bisher gekannt. Wie schnell fuhr sich's dahin mit dem alles durchkreuzenden Dampfroß, und wie wunderbar läßt sich's träumen auf dem wiegenden, wogenden Schiff, welches die Reisenden bald aufnahm. Es war kein großer, breiter Strom, auf dem sie fuhren und keine lange Strecke, die Wasser waren grün und ernst in mannigfacher Abwechslung. Am Abend, als das Thal enger ward, die Felsen auf der einen Seite schroffer, die grünen Wiesen und Waldungen auf der andern belebter, fuhr das Schiff langsamer, und ernst blickte eine stolze Ruine auf dunklem Waldesgrund herab nach dem vorüberfahrenden Dampfer. Eine Brücke schwang ihre Bogen hoch empor, das Thal erweiterte sich, der Strom ward breiter, glühend roth ging die Sonne unter, vergoldete das alte Schloß, vergoldete die Wellen weit hinaus. Mara stand am Rand des Schiffes, ein leises Zittern überkam sie. „Die Welt ist so schön und groß," flüsterte sie der neben ihr stehenden Gräfin zu, „und die Menschen so klug und glücklich, Wasser und Land sich dienstbar zu machen."

Für heute waren sie am Ziel ihrer Fahrt. Die ermüdete Gräfin eilte in den Gasthof, ließ sich von der Zofe zu Bette bringen, sagte wohl auch ein zerstreutes: „Sehr schön ist es hier", aber für sie war der Eindruck der Ermüdung das Hauptsächlichste. Mara aber fühlte die alte Lust, durch unbekannte Gegenden zu streifen, sie wanderte durch die Stadt an den Fluß und blickte zu jenem verfallenen Schloß hinauf in Träumen und Sehnen. Tage lang reisten sie unaufhaltsam vorwärts, überall war es anders, die Städte hatten alle verschiedene Physiognomien, und Mara wußte, was sie ihr sagten oder klagten. Das Ziel war die Schweiz und ihre Schneegipfel, wenigstens das erste Ziel, denn so sehr die Gräfin über Ermüdung klagte, so wohl that ihr das Abwechselnde der Eindrücke. Sie kannte diese Welt, und in ihr lebten die Erinnerungen der Jugend auf. Sie wollte auch Italien besuchen, und Mara sollte an dem Besten, was die Kunst hervorgebracht, diese schätzen und lieben lernen.

„Mutter, ein weißer Berg," rief eines Morgens Mara, als sie auf den Wellen des Thuner See's die Spitzen der Blümli's Alp erblickten.

„Hier also liegt ewig der kalte Schnee," sagte sie weiter, als die Gräfin erklärte, dies seien die Alpen. In ihrer Stimme lag ein Beben, als fühle sie den Druck, der dies ewig Kalte der leblosen Kreatur sein müsse. „Rein und weiß und immer dem Himmel nahe, aber einsam und kalt und eintönig. Mutter, es ist wie ein Lied, was keine Worte hat, wie ein Menschenantlitz mit erblindendem Auge, die Seele fehlt diesem Berge!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Von der Naturforscher-Versammlung

in dem antiquarisch berühmten Städtchen Mehadia an der österreichischen Militärgrenze erzählt ein Theilnehmer an derselben folgende Anekdote:

Einer der Naturforscher schlenderte eines Nachmittags durch die Straßen, als er bemerkte, daß ihm ein Bäuerlein nachlief und ihm lebhaft mit der Hand winkte. Er blieb stehen und der Bauer fragte ihn, ob er auch ein Naturforscher sei. Als der Gelehrte die Frage bejahte, meinte der Bauer, er solle mit ihm kommen. Nach kurzer Wanderung gelangten Beide endlich zum Hause des Bauers, wo dieser den Naturforscher geradewegs in den Schweinestall führte und die Frage an ihn richtete, woher es komme, daß seine Schweine so mager seien, obgleich er ihnen das beste Futter gebe. Verdutzt blickte der Gelehrte auf den Fragesteller und war eben im Begriffe, eine Antwort zu geben, als die ebenfalls anwesende Tochter des Hausherrn in verweisendem Tone zu diesem sagte: „Aber, Vater, Der wird unsere Schweine auch nicht fett machen, sieh' nur, wie mager er selbst ist!" Daraufhin empfahl sich der Naturforscher auf's schleunigste.

Karl XV. von Schweden.

Der kürzlich verstorbene König Karl XV. von Schweden war seiner Gemahlin von Herzen ergeben. Sie wandte sich nicht häufig mit einem Wunsche an den König, aber wenn sie es that, war ihr die Erfüllung gewiß. Einst hatte ein Verleumder sich erfrecht, dem Könige und der Königin Böses nachzusagen. Karl, der Umwege nicht liebte, ließ die betreffende Person zu sich rufen. „Du hast," sagte er zu ihm, „meine Gemahlin angegeifert; Das war verflucht niederträchtig von Dir. Was Du von mir gesagt, rührt mich nicht, aber hüte Dich, Böses von meiner Lova (Kosewort) zu sprechen." Damit gab er ihm eine derbe Maulschelle und entließ ihn. Als er einmal auf Reisen das Frühstück in einem großen Dorfe einnehmen sollte, beeilten sich die Honoratioren des Ortes, an den Hofintendanten zu schreiben, um zu fragen, ob Se. Majestät etwas Besonderes wünsche. Der Intendant zeigte dem Könige den Brief, und der König antwortete selbst schriftlich: „Häringe und Kartoffeln. Karl."

Pfarrer: „Obwohl ihr Leute nach Raindorf eingepfarrt seid, so kommt Ihr doch immer zu mir in die Kirche; gefallen Euch vielleicht meine Predigten so gut?" — Bauer: Erlauben S', Herr Pfarrer, dös net, aber in Raindorf ist halt das Bier gar zu schlecht."

„Ich möcht' gern e Päckel Cichorie for en Kreuzer un zwee Kreuzer raus; mei Mutter bringt morge den Grosche."

„Wohin denn so eilig noch am späten Abend?" — „Meine Schwester ist gerade gestorben, und da ich meinen Schwager gern heirathen möcht', so muß ich machen, daß ich heut noch zu ihm komm', denn sonst hat er bis morgen schon eine Andere."

Schneiderlehrling: „Einen Empfehl vom Meister, hier wär' der neue Rock." — Herr: „Da habt ihr ja ein Knopfloch vergessen." — Schneiderlehrling: „Der Meister wird heute Abend selbst zu Ihnen kommen mit der Rechnung, da bringt er's wahrscheinlich mit."

Köchin: „Gnädige Frau, es kommen jetzt zwei Feiertage und da will ich in's Spital gehen." — Frau: „So, was fehlt Ihr denn?" — Köchin: „Es fehlt mir Gott sei Dank Nichts, aber ich bezahl' nun schon seit 6 Jahren regelmäßig meinen Beitrag zum Krankenhaus und jetzt möcht' ich auch einmal Etwas haben für mein Geld."

Pflichterfüllung.

Was die Natur Dir hat gegeben,
Benutz' Dein zugewog'nes Theil,
Benutz' es durch Dein ganzes Leben
Zu Deiner Brüder Glück und Heil!

Hast mit der Kraft, der ganzen, vollen,
Du treu geschafft zum Heil der Welt,
War gut und rein Dein Streben, Wollen,
Hat Edles Dir die Brust geschwellt:

Dann darfst gehob'nen Hauptes wallen
Du freudig Deinem Ziele zu,
Dann ist der Größte unter Allen
Nicht größ'rer Ehre werth, als Du!

Emil Rittershaus.

Lebensphilosophie.

Einen ehrlichen Mann verleumden, der seine Straße ruhig wandelt, ist eben so leicht, als einen Schlafenden ermorden; aber den Ruf des unschuldig Verleumdeten wieder herzustellen, ist schwerer, als Pockennarben auszuglätten.

Kotzebue.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 125. Mittwoch, 23. Oktober 1872.

„Nun ist der Herbst gekommen“ . . .

Von Theodor Gesky.

Nun ist der Herbst gekommen
Und hat den Blümlein über Nacht
Des Sommers bunte Blüthenpracht
Ach! viel zu früh genommen,
Und hat die lieben Vögelein
Weit in die Welt getrieben: —
Nur du, ja du, mein Lieb allein,
Bist mir geblieben!

Drum mag der Herbstwind tosen,
Der rings den bunten Wald entlaubt;
Wer noch an treue Liebe glaubt,
Dem ist's, als blühten Rosen;
Mir lacht im Herzen Sonnenschein
Und maiensüßes Lieben:
Denn du, ja du, mein Lieb allein,
Bist mir geblieben!

Und wenn im Wald die Bäume
Ein Winterschauer kalt durchbebt
Und blüthenduft'ger Frühling lebt
Nur noch im Reich der Träume,
Steht doch im Herzen fromm und rein
Das süße Wort geschrieben:
Ja du, ja du, mein Lieb allein,
Bist mir geblieben!

* Durch Kampf zum Frieden!

Erzählung von S. v. d. Horst.

(Fortsetzung.)

Ich malte in dieser Periode nicht an Bildern der Zukunft; die Gegenwart war so rosig, daß die Hoffnung noch keine Stätte fand in meinem Herzen; sie zieht erst ein, wenn das Heute farblos zu werden beginnt, und das meine war noch so frisch, so glänzend — die Arbeit schien mir keine Sklaverei mehr, die Aussicht auf das Alter hatte ihre Schrecken verloren, die Einsamkeit war mir erwünscht, ich hätte jetzt nicht unter Menschen sein mögen, um keinen Preis! Ich wünschte Nichts, ich erwartete Nichts, ich war vollkommen glücklich. Meine ganze Jugend drängt sich zusammen in diese wenigen Wochen, was vorher ging, war bedeutungslos, was nachher kam, das ist nicht an jedem Tag nur Schmerz und Entsagen gewesen, aber der Empfindung des Glückes von damals kommt Nichts gleich.

Nur einer unangenehmen Stunde muß ich gedenken, einer Schuld, für die mich mein Gewissen anklagt. Ich ging eines Abends aus, freilich meiner Arbeiten wegen, aber doch überzeugt, ein wenig weiter hinauf Max zu begegnen; alle meine Gedanken waren bei ihm, ja die Blicke suchten ihn bereits über die ganze Länge der Straße hinweg, als ich, um zwei Arm in Arm gehenden Herren auszubiegen, einen Augenblick stehen blieb; dicht vor mir hemmte plötzlich der Eine dieser Beiden seine Schritte und machte sich mit schnellem Rucke von dem Andern frei.

„Fräulein Walter, wie freut es mich, Sie wieder zu sehen!“ rief eine bekannte Stimme; zwei Hände streckten sich zugleich mir entgegen, und befremdet aufblickend erkannte ich, so ganz unerwartet nach der jahrelangen Trennung — Heinrich.

Ich erschrack heftig, und obwohl ich dazu durchaus keinen Grund hatte, ärgerte mich doch die sichtliche Freude, welche ich in seinen ehrlichen Zügen aufblitzen sah.

Dem Impulse des Augenblickes ohne Ueberlegung folgend, sah ich ihn fest an und sagte im kältesten Tone:

„Ich kenne Sie nicht!“

Er zuckte, wie von einem Schusse getroffen, zusammen und ließ mich, todtenblaß geworden, während er mich ehrerbietig grüßte, vorübergehen.

Das war schlecht von mir und ich habe es später bitter bereut, schon in demselben Moment that es mir leid, aber als ich gleich darauf wie zufällig Max begegnete und jenes Tändeln, jenes Wortgefecht begann, das unter dem Gesagten, anscheinend so harmlos Hingeworfenen immer versteckte Deutung birgt, als ich seine Stimme hörte und seine Augen mich ansahen, da vergaß ich, daß Heinrich lebte.

* * *

Die Sterne funkeln hell am tiefblauen Himmel und spiegeln sich in den silbernen, glatten Fluthen, die grünen Büsche neigen sich, vom leisen Windhauch gebogen, wie grüßend und nickend am Uferrand, einsam blüht im Schilfe auf schlankem Stengel wie träumend eine weiße Wasserrose, kein Laut stört die tiefe feierliche Stille der Natur — ich sitze an seiner Seite im Boote und empfinde im innersten Herzen des Dichters Worte: „o selig stille Sternennacht“; dunkel ist es um mich herum, und doch steht meine Sonne im Zenith, er hat es mir heute gesagt, daß er mich liebe, gestanden auch mit Worten, was ich längst schon jubelnd wußte! Glaubte ich nicht in dieser Stunde, daß meine Seele zu eng sei, alle ihre Wonne zu fassen, meinte ich nicht, sterben zu müssen, nachdem alles Erdenglück mein eigen geworden, sterben in seinem Arm?

Und eine Stimme aus der Gesellschaft schlägt vor, ein Lied zu singen, von allen Seiten wird lebhaft beigestimmt, die einzelnen Boote ordnen sich zu einer geschlossenen Kolonne, und, von allen den jungen kräftigen Menschenstimmen intonirt, vom leisen Nachtwind getragen, schwebt der Gesang empor zum Nachthimmel.

„Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein“, schallte es, und ich lausche stumm, mit gesenktem Haupte, aus diesem Tongewimmel nur ihn heraushörend, ungesehen, unbehindert rinnen Thränen des höchsten Glückes aus meinen Augen, machen dem übervollen Herzen Luft. Und als sie singen: „dich werde ich lieben in Ewigkeit,“ da legt sich sein Arm verstohlen um meine Taille, mir mit leisem Drucke zu sagen, daß ich Die, der er diese Verheißung gesungen! — O selig stille Sternennacht!

(Fortsetzung folgt.)

---

* Ein wildes Mädchen.

Novelle von M. Berger.

(Fortsetzung.)

In Interlaken wollte die Gräfin einige Monate bleiben, es wurden in einer eleganten Pension Zimmer genommen, sie miethete für die Dauer ihres Aufenthaltes einen Führer mit seinem kleinen Bergwagen, und täglich ging Mara mit ihr oder allein auf die Alpen, in die Gletscher, am liebsten aber über die grünen waldigen Berge. Auch hier erregte das schöne braune Mädchen die allgemeine Aufmerksamkeit, lauschten die Menschen erstaunt und entzückt der eigenartigen Auffassung der jungen Fremden. Bald hatte sich ein Kreis der verschiedensten Elemente um die Gräfin gesammelt, einige hatten durch die Berühmtheit ihres Namens leicht Zutritt gefunden, andere stützten sich auf das Befreundetsein mit ihr bekannten Familien; wieder andere errangen sich durch eignes Verdienst eine günstige Aufnahme in ihrem Salon. Mara, erregt durch das Neue, welches die Reiseeindrücke in ihr wachriefen, fiel es hier und unter diesen Verhältnissen leichter, sich in den geselligen Verkehr zu finden, und die Gräfin sah mit Verwunderung, wie ihre Pflegetochter ihre Zurückhaltung und Schüchternheit überwand. Es mochte die zwingende Macht der Größe sein, die man tagtäglich in der Natur vor Augen hatte, welche den Menschen sich selbst und seine kleinlichen Bedenken vergessen machte, ihn im Verkehr mit Andern freier, natürlicher, menschlicher erscheinen ließ.

Was Mara nie früher gethan, das zwang ihr die freie Schweizerluft ab: sie sang ihre jubelnden, leidenschaftlichen Lieder, und wenn sie bei dem melancholisch klingenden Schluß, den dieselben meistens hatten, auch oft eine ganz Andere ward, gerade diese merkwürdigen Weisen, das Letzte, was sie noch mit ihrem Volk verband, sie klangen so recht wie ihr Eigenthum, wie aus ihrem tiefsten Seelenleben heraus; und doch sah sie glücklich, strahlend aus, dunkel wie die Nacht, aber helle wie der Tag, wenn, ihre Augen in Begeisterung, sie der zurückgebliebenen Gräfin von den Wundern berichtete, welche sie heute gesehen. „Ich muß durch alle diese Pracht stets mit gefalteten Händen gehen, Mutter,“ sagte sie oft; „erst danke ich Gott und dann Dir,“ flüsterte sie leise, deren Hände küssend.

Am Ufer des Genfer See's.

Die Herbstmonate wollte die Gräfin an den Ufern des Genfer See's zubringen, für den Winter war Italien bestimmt. Mara sollte eine lange, ungetrübte Zeit vor sich haben, Geist und Seele reifer und reicher werden zu lassen durch das Anschauen Dessen, was die sichtbare Welt bietet, sie sollte alle Vortheile genießen, welche der Reichthum ihrer Pflegemutter ihr bieten konnte, sich Wissen und Bildung anzueignen, dann erst wollte die Gräfin sie in jene Kreise einführen, welche sie die ihren nannte.

Aus der mächtigen Bergwelt hin nach jenen wundervoll blauen Wassern des Genfer See's! Hatte sie zagend gebetet und staunend emporgeschaut, als sie zwischen jenen starren Höhen umhergewandelt war, jetzt unter dem wolkenlosen Himmel an den lieblichen Ufern mit ihrem südlichen Ausdruck pochte leise die Poesie, welche in dieser Natur lag, an ihr Herz und öffnete es ihrem Zauber.

Man wählte einen kleinen Ort zum längeren Aufenthalt, und für Mara begann eine Zeit nie gekannten Entzückens und Genießens dieser südlichen Natur. Sie fuhr auf dem See im kleinen Nachen, sie konnte sich nicht satt sehen an den prachtvollen Sternennächten. Es wogte und drängte in ihr wie neues Leben; erstaunt von der Fülle der eignen Gedanken und Gefühle, überließ sie sich den weichen Regungen ihrer Seele. In der Nähe ihrer Wohnung lag die Villa eines polnischen Grafen, der des warmen Klima's wegen längere Zeit hier wohnte. Durch Zufälligkeiten war Mara mit ihm bekannt geworden und hatte ihn der Gräfin Lendow zugeführt, welche den heiteren Bekanntenkreis, der sie verlassen, schon zu vermissen begann. Der Graf seinerseits fühlte sich allein und verbannt, er dankte der freundlichen Zuvorkommenheit der beiden Frauen dadurch, daß er fast täglich bei ihnen einsprach. Mara war schöner denn je, angeregt durch die mannigfachen Eindrücke, welche sie empfing, leicht erregt vielleicht auch durch Graf Myoskie's ritterliches Benehmen, durch die offenbaren Huldigungen, mit welchen er ihr stets begegnete. Pole von Geburt, hatte er die ganze Leidenschaftlichkeit, die ganze Poesie seines Volkes in reichem Maße geerbt, und mit leidenschaftlicher Schwermuth war es, daß er die Schmach seiner Nation empfand. In seiner schwankenden Gesundheit sah er ein ewiges Hinderniß, thatkräftig für sein Vaterland auftreten zu können; im fremden Lande allein, fern von Allen, welchen er nahe stand, mußte er wie mit gebundenen Händen seine Brüder für die heilige Sache des Vaterlandes leiden sehen und konnte, schwach, ohnmächtig, nur durch seine Feder Ermuthigungen an sie ergehen lassen. Er schrieb lange Briefe an die Freunde, voll Haß gegen die Russen und durchwebt von der alten Tradition der Größe seines Volkes. Er las sie Mara vor, sie verstand ihn, sie lauschte athemlos, begierig jedem seiner Worte. Auf ihren Wangen wechselten Röthe und Blässe, ein Zittern durchbebte zuweilen ihren Körper, ein unheimliches Funkeln der Augen erschreckte selbst den patriotischen Jüngling.

Galt diese Bewegung dem gemeinsamen Interesse, dem Mitgefühl, oder sollte sie, die ernste, stolze Schönheit, die er für eine Kreolin zu halten geneigt war, sein Vaterland lieben, seine Gefühle verstehen können? Dies fragte sich der junge Graf, und zuweilen wünschte er wohl, es möge ihm selbst mehr gelten, als jenem Ideal von auferstandener Größe, welches er für sein Volk in der Seele trug.

Mara aber war weit weg von Polen und seinem leidenschaftlichen Vertreter. Es galt ihr nur als Mittel, einen Begriff, ein dunkel Fühlen sich sonnenklar zu machen, sie trauerte um ein ander Volk, sie dachte an einen anderen Kämpen, der ferne wandelte mit seinem Stamm und Klagelieder tönen ließ auf seinem wunderbaren Instrument.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Triumph der Mechanik.

Eine junge Britin Namens Robertson mußte im Jahre 1869 beide Hände und beide Füße durch Amputation verlieren, da der kalte Brand sonst sie ganz zu vernichten drohte. Dr. Begg, der die Operation in Dundee glücklich vollzogen hatte, veranstaltete zu Gunsten der Frau eine Subskription; die Unglückliche wurde nach London gesandt und dort fertigte Herr Heuther Bigg für die Verkrüppelte nach speziellen Zeichnungen künstliche Hände und Füße. Die Hände waren automatisch und die Finger der Hände konnten nach Belieben geschlossen oder geöffnet werden. Dadurch war die Unglückliche im Stande, die feinsten Gegenstände, wie z. B. Nadeln, zu fassen. Nach und nach gewöhnte sie sich an den Gebrauch

der neuen Gliedmaßen und konnte sogar Shawls anfertigen, wodurch sie einen verhältnißmäßig reichlichen Lebensunterhalt gewann. Einen Shawl schickte sie der Königin und erhielt von derselben, da die Arbeit gefiel, 5 L. St. als Belohnung. Mit Hilfe von Krücken konnte die Frau stehen und gehen und jetzt nach drei Jahren ist sie im Stande, zu schreiben, stricken, sich anzukleiden u. s. w. Wie das „British Medical Journal" sagt, steht dieser Fall einzig da und ist ein schlagendes Beispiel von dem Fortschritte, den Chirurgie wie Mechanik gemacht haben.

Eine neue Art, reich zu werden.

Einer unserer ehrenwerthen Mitbürger, schreibt ein Newyorker Blatt, hat kürzlich eine neue Art, reich zu werden, erfunden. Derselbe klemmt allabendlich den Schwanz seines großen schwarzen Katers in eine dazu besonders konstruirte Zange, bindet dieselbe an einen Strick und befestigt letzteren an einen Pfahl mitten auf dem Hofe. Dem Manne ist es so ermöglicht, jeden Morgen auf 20 Schritte im Umkreis des Thieres eine reiche Ernte an Stiefelknechten, Zahnbürsten, Seifresten, Wichstöpfen, Kartoffeln, Mohrrüben u. dgl. auf und an sich zu nehmen, welche die umwohnenden Nachbarn als Zeichen ihres aufrichtigen Beifalls ob der nervenerschütternden Katzenmusik dem klugen Thiere während der Nacht zugeworfen haben. Alle diese Liebesgaben tragen die Devise: „Wenig, aber von Herzen."

Farbe des Glaubens.

Ein katholischer Schulinspektor wohnte einer Katechisation eines jungen, höchst strebsamen Schulmeisters bei und hörte zu seinem Erstaunen die Frage an die Kinder: „Kann man wohl sagen, daß der heilige Glaube eine Farbe hat?" Antwort: „O ja!" Frage: „Nun, nicht wahr, dann ist er goldglänzend wie die Sonne?" Antwort (sehr pfiffig vorgetragen): „Nein, der heilige Glaube ist braun!" Der gute Inspektor konnte sich darauf nicht enthalten, nach der Lektion den Streber zu interpelliren: „Sagen Sie mir doch um Gotteswillen, mein Lieber, wie kommen Sie denn zu dem brünetten Glauben?" Der Lehrer suchte die Sache klar zu machen, wurde aber ausgelacht. Jetzt berief er sich auf eine Autorität, holte des Bischofs Dr. Martin von Paderborn Büchlein „Noch ein Wort" ꝛc. hervor, schlug Seite 8 auf und hielt dem Inspektor folgende Stelle vor: „Und es gilt daher vom Glauben, was der Bräutigam im hohen Liede von seiner Braut sagt: sie sei braun, aber schön. Der Glaube ist braun, dunkel, nicht helle, er birgt in sich dunkle und unbegreifliche Geheimnisse, aber er ist schön." Da zuckte der Inspektor die Achseln und sagte: „Das ist etwas Anderes, aber für die Kinder ist es doch etwas zu — geistreich." („Roman-Ztg." Nr. 35 von 1872. Seite 868.)

Vielseitige Beschäftigung.

In einer kleinen Stadt Virginiens lebte der Herausgeber einer Zeitung, der die Redaktion, das Setzen und Drucken seines Blattes in eigener Person versieht, gelegentlich Seereisen längs der Küste nach Norfolk als Kapitän eines Schooners unternimmt, am Sonntag die Predigt in der Kirche hält, während der Woche dem Schulunterricht im Orte vorsteht und nebenbei noch hinlänglich Muße findet, sich seinen häuslichen Pflichten als Gatte und Vater von sechzehn Kindern zu widmen.

Lebensphilosophie.

Die Beschäftigung der Verstandeskräfte hat auf den Menschen denselben wohlthätigen Einfluß, den die Sonne auf die Natur ausübt: sie zerstreut die Wolken des Gemüthes, erleuchtet, erwärmt und erhebt den Geist allmälig zu einer kraftvollen Ruhe. W. v. Humboldt.

* Räthsel.

Wer ist, der, falls wir gut, sich wollte uns verschließen?
Und doch, wie Viele gibt's, die unbefolgt uns ließen
Zum Schaden oft des Leibes und der Seelen!
Wo lügend wir, weis' ernsthaft uns zur Seite;
Doch wenn du liegend uns empfängst in möglichstem Gebreite,
Dann magst Du zu den Glücklichern dich zählen.

Willst Du am Schluß ein Zeichen bei noch fügen,
Wir zeigen ein Gesicht dann von verschied'nen Zügen,
Wovon der eine neu'rer Zeit gehört:
Wir sind berühmt ob unsrer großen Thaten,
Wir sind verhaßt zum Theil, weil übel oft berathen,
Wer uns vertraut, von unserm Ruf bethört.

Reiselt.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 126. Freitag, 25. Oktober 1872.

* Durch Kampf zum Frieden!

Erzählung von S. v. d. Horst.

(Fortsetzung.)

Braut, seine Braut! Ich sage mir das Wort wohl tausend Mal mit immer neuem Entzücken; aber warum doch Max durchaus nicht will, daß unsere Verlobung vor der Hand schon öffentlich werde? Es wundert mich, aber ich fühle keine Kränkung; wozu brauche ich die Glückwünsche der Menschen? Ich ziehe die Einsamkeit meines Zimmers jeder Gesellschaft vor, baue Luftschlösser und male mit den Farben der Hoffnung, des jungen, noch durch Nichts getrübten Vertrauens an den Bildern der Zukunft. Abends gehe ich aus und treffe Max; da vergesse ich, daß es Menschen gibt außer ihm und mir.

Er hat mir jetzt erzählt, daß er allein steht wie ich, daß er kein Vermögen habe und unsere Heirath erst in einigen Jahren stattfinden könne; aber was schadet Das? Läßt mir Gott, was ich heute mein nenne, so hat er mich ja überreich gesegnet; ich weiß nun, warum ich lebe, ich habe eine Heimath gefunden in dem Herzen des geliebten Mannes.

Ich bin nicht mehr vereinsamt im weiten All, Max ist meine Welt, meine Wonne, und noch an dem Horizonte meines Glückes keine Wolke, so weit der Blick reicht — keine? Nein, eine Wolke will ich es nicht nennen, Das wäre undankbar gegen die Vorsehung, aber einen Schatten! Max ist bei näherer Bekanntschaft unstät, oder wie soll ich sagen? — er kann heute ein ganz Anderer sein, als er gestern war; gegen mich und mit Bezug auf unsere Liebe bleibt er sich immer gleich, sonst wäre ich ja nicht so glücklich, als ich es bin; aber zuweilen kommt mir der Gedanke, daß er einen geheimen Kummer, einen Verdruß habe, den er mir nicht eingestehen will; nehme ich mir dann vor, ihn zu fragen, so glaube ich vielleicht schon am nächsten Tage, daß ich mich geirrt haben müsse, weil er heiterer und sorgloser ist, als je zuvor. Dem sei aber, wie ihm wolle, so ist er doch immerhin mein Max, den ich liebe, mein Alles, und ich kann ja auch nicht ermessen, wie viel Aerger möglicher Weise der Dienst zuweilen mit sich bringt.

* * *

Ach es muß doch was Ernstliches sein, das Max verstimmt! Er ist nicht kälter gegen mich, nicht weniger zärtlich, als sonst, aber er war gestern verstört, hörte nicht auf Das, was ich ihm sagte, und schien mir unruhig; ich will ihn nun ganz bestimmt heute Abend fragen. Gehört mir denn nicht auch von seinen Sorgen die Hälfte?

So saß ich und grübelte, ungeduldig, daß es noch so lange hin bis zur Stunde unseres gewöhnlichen Zusammentreffens, da hörte ich plötzlich seinen Schritt auf der Treppe und erschrack fast. Er kam der Nachbarn wegen sonst nie in meine Wohnung, Das mußte diesmal einen ganz besondern Zweck haben. Ich flog ihm entgegen.

„Max, mein theurer Max, Du kommst zu so ungewohnter Stunde und hierher? Ist Etwas vorgefallen?“

„Närrchen,“ antwortete er, etwas gezwungen lächelnd, „warum gleich so aufgeregt? Es ist Nichts geschehen, die Sehnsucht nach Dir hat mich hergetrieben; komm' und setze Dich zu mir, ich habe Kopfschmerz!“

„Max, mein Einziger! Ach ich bitte Dich um Gotteswillen, Du sagst mir nicht die Wahrheit!“ Ich war dem Weinen nahe, so sehr fiel mir sein verändertes Benehmen auf, mit klopfendem Herzen

stand ich vor ihm; aber wie erschreckte mich erst seine Antwort!

„Legst Du Dich auf's Spioniren?“ fragte er in scharfem Tone. „Ich liebe Das nicht!“

Ich stand erstarrt — war Das Max, der solche Worte zu mir sprach? Nie hätte ich geglaubt, daß er so unfreundlich sein könne! Keine Entgegnung kam über meine Lippen, aber die Thränen flossen jetzt unaufhaltsam.

„Nun, komm' zu mir, Hannchen! So weine doch nicht gleich, Du weißt, ich kann es nicht leiden; komm' zu mir, ich will Dir Alles erzählen.“

Das war wieder der alte Ton, und ich flog in seine Arme.

„Höre,“ begann er, „ich bin im Grunde gekommen, um Dir mein Herz auszuschütten, ich — ich werde eine Reise machen müssen.“

„Eine Reise!“ rief ich erschrocken; „wohin? und warum? Bist Du versetzt?“

„Nein, Das nicht! — Mein Gott, sieh mich doch nicht so ängstlich an, als ob Du ein Todesurtheil zu hören erwartest! Die Welt ist ja groß, und es wird uns an einem anderen Orte vielleicht schneller gelingen, als hier!“

Ich stand sprachlos vor ihm; ohne daß ich sie ganz zu verstehen vermochte, betäubten mich seine Worte, und eine Ahnung kommenden Unglückes nahm wie mit Geierkrallen Besitz von meiner Seele.

„Max, ich bitte Dich, sprich deutlich!“

Er spielte mit meiner Rechten, während seine andere Hand auf meiner Schulter lag, und ohne mich anzusehen, den Blick in's Leere gerichtet, sagte er mit gepreßter Stimme: „Ich habe Unglück im Spiele gehabt, ich habe ein paar Thaler verloren!“

Ein unterdrückter Schrei entrang sich meiner Brust. „Um Gotteswillen, Max, Du spielst?“

„Nenne es nicht gleich spielen!“ antwortete er gereizt; „ab und zu einmal die Karten in die Hand nehmen, wird doch keine Sünde sein — o, es muß ein Betrug obgewaltet haben!“ rief er zähneknirschend, „es kann nicht mit rechten Dingen zugegangen sein, solche Summe!“ Und er senkte seufzend den Kopf in die Hand.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Ein wildes Mädchen.

Novelle von M. Berger.

(Fortsetzung.)

Immer trüber wurden die Nachrichten aus des Grafen Heimathland, immer schwermüthiger wurde seine Stimmung, oft saßen sie im Garten, den die Wellen des See's bespülten, die Gräfin Lenbow, ihre Pflegetochter und der Verbannte. Eines Abends war ein Nachen bestellt zu einer Fahrt im Mondschein, ein wundervoller Sternenhimmel war über dem See ausgespannt, geisterhaft glitten die Boote mit den weißen Segeln über das Wasser, vom Lande her ertönte Musik und stiegen Raketen hoch in die Luft, sie öffneten sich mit lautem Geknatter und schütteten bunte Sterne herab, die langsam verglühten. Mara blickte ihnen nach und sang leise vor sich hin. Vom Lande sticht ein größerer Kahn ab, mit breitem, wie zum Schutze über das Fahrzeug gespanntem Segeltuch. Langsam fuhr er dahin, quer über den See nach der Seite, wo die savoyischen Berge liegen. Er näherte sich dem kleinen Nachen, welcher Mara trug, sie schaute in die Wellen und achtete nicht auf die Vorüberfahrenden. Ein Ton klang an ihr Ohr, der sie erbeben machte, erst leise, dann lang dahingezogen, immer lauter, es war der Ton einer Geige. Mara wagte nicht aufzuschauen, und doch wußte sie, es konnte Keiner also spielen, als nur ein Einziger. Fester schlang sie den weißen Schleier, welcher ihr Haupt bedeckte, um sich, und unter dem Schutze dieser Hülle wagte sie einen Blick dorthin, wo der Kahn schwamm, ein Mondstrahl fiel grell auf die darin Sitzenden, hochaufgerichtet stand eine Männergestalt inmitten des Bootes, Frauen und Kinder kauerten am Boden.

Jener Mann hatte eine Geige in der Hand und blickte hinaus in die dunklen Wasser des See's. Mit einem nur leise unterdrückten Schrei sank Mara auf den Rand des Nachens, welcher durch die plötzliche Bewegung heftig schaukelte. Die Fahrzeuge entfernten sich schnell von einander; als sie von den Angstrufen der Gräfin aus ihrer Ohnmacht erweckt ward, sah sie auf dem weiten Wasserrund Nichts mehr als das eigne Boot. Hatte sie geträumt oder hatte sie Miska gesehen? Sie wußte es nicht.

An demselben Abend aber war es, da Graf Myoskie ihr seine Liebe gestand, ihr sein Herz, seine Hand, sein Vermögen anbot. Sie schaute

ihn an, als sähe sie einen Geist vor sich, sie starrte vor sich hin, als ergriffe sie Entsetzen:

„Ich weiß nicht, was Sie sagen," antwortete sie ihm, „ich verstehe Sie nicht; was soll Mara, das Zigeunermädchen, dem Grafen Myoskie? Liebe ist eine Wunderblume, die selten, gleich der Aloe, nur alle hundert Jahre blüht, sie blüht nicht zwischen uns, und ohne Liebe kann Mara ihr Herz nicht verschenken. Es muß einst ein Mann so zu ihr sprechen, wie Sie es eben thun, aber es ist ein Anderer, Sie sind es nicht." Und indem ein stolzes Aufleuchten ihre Augen unheimlich erglänzen machte, reichte sie dem erstaunten Grafen die Hand: „Ich danke Ihnen für diese Worte, sie sind mein Stolz; wenn er es wüßte, daß Mara zum Weibe begehrt wurde von dem Grafen Myoskie, dann vielleicht würde er sie auch lieben können. Er kann nur mit Stolz lieben, Mara kann nur mit dem ganzen Herzen lieben! Ich danke Ihnen!"

Die Gräfin Lendow wußte Nichts von dieser Begebenheit, sie vermißte aber den Grafen, als er einige Tage ihr Haus mied, und fragte ihre Pflegetochter, ob sie den Grund davon wisse. Lügen konnte Mara nicht.

„Er hat Deine Waldblume zum Weib begehrt, Mutter," antwortete sie stolz, „und Mara hat nein gesagt."

Sie wurde mit Vorwürfen überhäuft, die sie nicht begreifen konnte, der Gräfin war der Aufenthalt am Genfer See verleidet, sie beschleunigte die Abreise.

Mara verdoppelte ihre Sorge und Liebe um die unzufriedene Mutter; in Neapel kamen alte Freunde mit der Gräfin zusammen, sie vergaß unter den eignen Interessen und Freuden die Thorheit ihres Pflegekindes, doch Mara hatte durch dies Erlebniß eine Art Selbstbewußtsein gewonnen, die ihr jene Sicherheit gab, welche die Gräfin stets an ihr vermißte. Sie schien erhöhten Werth auf die Bewunderung zu legen, die man ihr zollte.

Ketten.

An Kenntnissen und Erfahrungen reicher kehrte Mara nach mehreren Jahren mit ihrer Pflegemutter nach dem einsamen Waldschloß zurück. Ihre Talente, ihre natürlichen Anlagen, die ihrem Volke besonders eigne Leichtigkeit, sich Fremdes anzueignen, hatten ihr immer und überall durchgeholfen. Aus dem wilden, träumerischen Zigeunerkinde war ein ander Wesen geworden. Niemand ahnte Ursprung und Stufenfolge dieser Metamorphose, aber ein Jeder, der ihr nahte, fühlte den eignen Reiz, welcher in jenem Mädchen lag. Auf dem Waldschlosse hatte sich Nichts verändert, weder die Räumlichkeiten, noch die Umgebung, noch die Physiognomien der Dienerschaft; es waren dieselben, nur ein wenig gealtert.

Zum Empfang der Gräfin war ihr Sohn erschienen, und am nächsten Tag kam auch Herr von Raden, die Damen zu begrüßen.

Der junge Graf hatte für Mara einen steifen Gruß des Morgens und des Abends, dies war Alles; ignoriren konnte er die Pflegetochter seiner Mutter nicht vollständig, zu verbergen, daß er ihre Gesellschaft nur duldete, war ihm unmöglich.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Glücklicher Tausch.

Ein Gutspächter in der Nähe von Temesvar hatte zwei Pferde und eben so viele Ochsen in seinem Stalle, die ihm nicht mehr des Futters werth schienen, welches er auf sie verwenden mußte. Er selbst hatte keine Zeit, den Temesvarer Markt zu besuchen, sondern bat einen Bekannten, der sich anschickte, denselben zu besuchen, die beiden Pferde mitzunehmen und daselbst zu verkaufen oder zu vertauschen. Einen anderen Bekannten belästigte er mit derselben Bitte in Bezug auf die Ochsen. Der gute Pächter hatte sich auch an die rechte Adresse gewendet, und schon andern Tages hatten die beiden Abgesandten ein vortreffliches Geschäft abgeschlossen. Der Eine theilte ihm nämlich mit, daß er die Pferde zwar nicht habe verkaufen können, allein er habe sie mit der geringen Aufzahlung von 80 fl. gegen ein Paar sehr schöner Ochsen ausgetauscht, und der Andere that ihm zu wissen, daß es ihm gelungen sei, die schäbigen Ochsen, die nur mehr aus Haut und Knochen bestanden, mit nur 50 fl. Aufzahlung gegen ein Paar wunderschöner Wagenpferde umzutauschen. Wenn man nun erfährt, daß der Pächter, als das umgetauschte Vieh nach Hause kam, in demselben sein eigenes erkannte, so kann man sich denken, ein wie erfreutes Gesicht er zu diesem guten Geschäfte machte.

Von einem feinen Betrüger

erzählt der Pariser „Gaulois" folgende ergötzliche Geschichte: Ein reicher Finanzmann saß in einem feinen Restaurant und frühstückte, da trat ein mit blauer Blouse bekleideter Bauer, die Peitsche in der Hand, in's Zimmer, setzte sich an den benachbarten Tisch und verlangte vom Kellner acht Austern. Der neue Gast hatte gewöhnliche, aber gutmüthige Gesichtszüge, und machte mit seiner lächelnden Miene ganz den Eindruck, als wenn er, wie man zu sagen pflegt, nicht bis fünf zählen könnte. Die Austern kamen und der Biedermann begann sein Mahl. Kaum aber hatte er die dritte Auster gegessen, als er, die Hand nach dem Mund führend, aufschrie: „Ich glaube wahrhaftig, ich habe mir einen Zahn abgebrochen!" Indem er Dies sagte, entfernte er den Gegenstand seines Leidens. Es war eine prachtvolle schwarze Perle, noch ganz umgeben vom zuckenden Fleisch des Molluskén, nichtsdestoweniger aber von einer Größe, die sie überaus werthvoll machte. Der Nachbar betrachtet natürlich die Perle, bewundert sie und wünscht dem Landmann Glück, der sie auf eine so unerwartete Weise entdeckt hatte. „Meiner Treu," versetzte dieser, „es ist wohl möglich, daß dies Ding schön ist, ich aber wünschte es zum Teufel; mein Zahn wächst dadurch nicht wieder." „Nun, Sie werden es theuer verkaufen!" „Ach, was kann der Kiesel werth sein?" — „Wenigstens zweihundert Franken." — „Wenn Sie ihn für die Hälfte haben wollen, so gehört er Ihnen." — Der Handel wurde abgeschlossen, der Finanzmann bezahlt 100 Franken und erhält die Perle. Beim Fortgehen tritt er bei einem Juwelier ein und erkundigt sich nach dem Werthe. Aber welchen Schreck bekam er, als er erfuhr, daß die Perle falsch, der Bauer ein feiner Betrüger gewesen sei.

Ein witziger Prediger.

Die Berliner „Gerichts-Zeitung" erzählt: „Der Prediger Frege in Schöneberg hatte in allen Schriften seiner Kirchenverwaltung Notizen gefunden, welche sich auf eine regelmäßige Fouragelieferung beziehen, die im vorigen Jahrhundert Seitens des Berliner Hofes an die Schöneberger Pfarre gemacht worden war. Den eifrigen Nachforschungen des Herrn Frege ist es gelungen, den Faden für die auffallende Beziehung zwischen gedachter Pfarre und dem königlich preußischen Hofe in folgender artigen Geschichte zu entdecken. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts fungirte in Schöneberg ein Pfarrer, eben so bekannt wegen seiner außerordentlichen Länge, als berühmt wegen seiner treffenden Antworten, um die er nie verlegen war. Friedrich der Große, welcher von ihm gehört hatte, hegte schon lange den Wunsch, den Mann kennen zu lernen, und als er eines Tages auf der Tour von Potsdam nach Berlin durch Schöneberg fuhr und den langen geistlichen Herrn über seinen Acker schreiten sah, winkte er denselben an den königlichen Wagen heran, an ihn die Frage richtend: „Warum reitet Er nicht?" „Majestät," erwiederte der Geistliche, „meine Pfarre bringt nicht so viel ein, daß ich mir ein Reitpferd halten könnte." „So," sagte der König, „wenn unserem Heiland ein Esel zum Reiten nicht zu schlecht war, so könnte Er auch wohl einen Esel reiten." Lächelnd deutete der Pfarrer auf seine abnorm langen Beine und entgegnete höflich: „Majestät, wo sollten wohl die Beine bleiben?" — worauf Friedrich rief: „Ei, so nehme Er doch einen großen Esel!" (Große Esel wurden nämlich die Maulesel genannt, welche aber nur in den königlichen Ställen gehalten werden durften.) Kurz resolvirt versetzte unser Pfarrer: „Die großen Esel sind doch, wie Ew. Majestät selbst am besten wissen müssen, nur bei Hofe!" Ueber diese witzige, treffende Antwort erfreut, erwiederte lachend der König: „Da hat Er wieder Recht; ich werde dafür sorgen, daß Ihm aus Berlin ein großer Esel geschickt werde." Als der Pfarrer sich dankend, aber zögernd verbeugte, fragte der Monarch, ob er noch Etwas zu bemerken hätte, worauf mit vielsagendem Blicke der nicht blöde Seelsorger erwiederte: „Aber das Futter, Majestät?" „Nun, das soll Er auch haben," rief der König und der Wagen rollte weiter. — Friedrich der Große hat sein königliches Wort gehalten: nicht nur ein großer Esel kam bald darauf in Schöneberg an, sondern es wurde seit der Zeit dem damaligen Pfarrer auch regelmäßig das erforderliche Quantum Fourage aus Berlin gesandt."

Lebensphilosophie.

Einem Freunde Gutes zu thun, ist bei Weitem nicht so schön, als es schändlich ist, Dies im Nothfalle zu unterlassen. Aber sich an seinem Feinde nicht zu rächen, ungeachtet er dazu Gelegenheit gibt, das ist wahre Güte.

Plutarch.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 127. Montag, 28. Oktober 1872.

Musik.

Von Theodor Allwasser.

Wem das Geschick ein Götterbild zerschlagen:
Er schaut's verklärt am Altar der Kamönen,
Die ihn mit Welt und Leben mild versöhnen
Und Kraft ihm leihn, das Schwerste still zu tragen.

Ein tiefes Leid, in Worten nicht zu sagen,
Ergießt in Klänge sich, um auszutönen.
Die kranke Psyche schwebt zum Born des Schönen,
In ew'ge Lieder tauchend ihre Klagen.

Musik, du Hohepriesterin der Schmerzen,
Du tönende Weltseele, die vom Leid
Durch Klangesmacht erlöst der Menschen Herzen:

Wer sich in dich versenkt, ist schmerzgefeit!
Er träumt in dieser Welt der Trauerkerzen
Vom Sphärensang der lichten Ewigkeit.

(D. Dichterhalle.)

* Durch Kampf zum Frieden!

Erzählung von S. v. d. Horst.

(Fortsetzung.)

Mir war es, als ob ich träume. So hatte ich ihn nie gesehen; er, der immer Schlagfertige, immer Heitere, der witzige, übermüthige Elegant, stand jetzt wie gebrochen vor mir, ganz und in allen Stücken ein Anderer! Es zerriß mir das Herz, ihn so vernichtet zu sehen; ich schlang beide Arme um seinen Hals und legte meine Wange an die seinige.

„Max, mein lieber, theurer Max, gräme Dich nicht darum! Wir müssen den Verlust eben tragen, so gut es geht; aber warum wolltest Du denn deßhalb verreisen?"

Ich fühlte ein momentanes Zucken seines Körpers und wartete vergeblich auf eine Antwort; endlich versuchte ich, ihm voll in die Augen zu sehen, allein er wandte sich ab.

„Max, nicht wahr, Du hast gar keine Reise vor? Du könntest mir ja doch sonst sagen, zu welchem Zweck und wohin Du sie antrittst!"

Er lachte bitter. „Weil das Geld dem Könige gehörte, Liebchen! Er wird den Verlust nicht tragen wollen und möchte sich an meiner Freiheit schadlos halten! Das läge aber nicht in meinem Plane!"

Ich taumelte, wie unter der Wucht dieser entsetzlichen Worte zusammenbrechend. „Max, Du hast die Kasse .." — das Furchtbare wollte sich nicht Bahn brechen über die widerstrebenden Lippen.

Er verhüllte mit beiden Händen sein Gesicht und sank ächzend in's Sopha, ohne zu antworten; aber eine fürchterliche Bestätigung meiner Frage lag in der stummen Bewegung.

Todesstille entstand im Zimmer, man hätte das leise Summen einer Fliege hören können, alles Leben schien in uns Beiden erstarrt; aber wie es meistens der Fall zu sein pflegt, war auch hier der Mann der Schwächere, als es sich um Muth im Ertragen handelte. Ich fühlte, wie sehr mein unglücklicher Max jetzt erst der verzeihenden, Alles duldenden Liebe bedarf, nun sich die ganze Welt gegen ihn wenden würde, wo ihm Niemand blieb, als nur ich.

Leise trat ich zu ihm und schmiegte mich an seine Brust. „Max, sieh mich an, liebst Du mich denn gar nicht mehr?"

Er drückte mich heftig, aber stumm an sich, legte seinen Kopf an den meinigen, und ich sah nicht, aber ich empfand an dem Zucken seines Körpers, daß er weine; ich kannte aber die lindernde, heilende Macht der Thränen zu gut, um

ihn in diesem Augenblick irgendwie trösten zu wollen; ruhig ließ ich ihn wie ein Kind an der Mutterbrust sich ausweinen, an dem Herzen, das ihn so innig, so grenzenlos liebte; erst als er Zeit gehabt, sich zu fassen, fragte ich ihn nach der Größe der verlorenen Summe; ich hoffte, sie aus dem Verkaufe meiner Möbel herstellen zu können, und erwartete athemlos vor Aufregung die Antwort.

„Vierhundert Thaler," flüsterte er.

Wieder drohten meine Sinne zu schwinden; ich hatte zagend an fünfzig gedacht, aber vierhundert! Auf dem Wege gab es keine Rettung, und wie Eis legte sich die Ueberzeugung auf meine Seele, daß Max fliehen müsse, fliehen ohne Aussichten auf eine neue Laufbahn, fliehen — o Gott, Das war das Aergste — als ein ehrloser, steckbrieflich verfolgter Dieb!

„Du siehst, daß ich fort muß und zwar bald," begann Max; „ich will das Nöthigste besorgen und gegen Abend wieder zu Dir kommen — vergib mir den Kummer, den ich Dir mache, Du armer Engel! Es geht uns ja vielleicht in einem anderen Welttheile besser, als hier! Ich muß fort, ich muß, so schwer es mir wird, Du selbst willst mich lieber in Amerika, als —"

„Stille, Max, um Gotteswillen, ja!"

„Aber Du kommst mir nach, Du wendest Dich nicht von mir ab? Schwöre mir Das!" Und ängstlich fragend hielt er mich auf Armeslänge von sich weg, mir fest in die Augen sehend.

Glücklich inmitten solchen Jammers schwor ich ihm aus tiefstem Herzensgrunde: „daß ich nicht von ihm lassen wolle, ob ihn auch die ganze Welt verdammen möge."

„Nun ist's gut!" rief er, küßte mich hastig und sagte noch im Gehen: „Ich komme heute Abend wieder!" Dann war ich allein.

Werde ich jemals schildern können, was in mir vorging während der nächsten Stunden? Die Welt um mich herum schien mir in Trümmer versunken, seit ich wußte, daß Max einer solchen Handlung fähig, wie die begangene, daß ich mich jetzt auf das Ungewisse hin von ihm trennen müsse. Ich konnte nicht weinen, heißen, trockenen Auges starrte ich, ohne zu sehen, in's Leere; mein Kopf schmerzte nicht, aber es lag wie eine brennende Platte darauf und drückte, meine Gedanken gehorchten dem Willen nicht mehr, sie schweiften ziellos von einem Gegenstande zum anderen; ich konnte sie nicht fesseln, so sehr ich mich bemühte.

(Fortsetzung folgt.)

* Ein wildes Mädchen.

Novelle von M. Berger.

(Fortsetzung.)

Mara fühlte Dies, eine dunkle Röthe übergoß ihr Antlitz, so oft er eintrat. Anders war ihr Verhältniß zu Herrn von Raden. Dieser interessirte sich für das Zigeunermädchen, er staunte, was die veränderten Verhältnisse aus Mara gemacht, er bewunderte die Malereien, die sie in Florenz und Rom gemacht, er lauschte mit Wohlgefallen ihrer wohlgeschulten Stimme, welche durch die italienische Sprache an Weiche gewonnen hatte; Mara fühlte Vertrauen zu diesem Freunde und gab sich diesem Gefühle rückhaltlos hin.

„Wie schön ist die Heimath," rief sie aus, wenn sie des Abends auf dem Balkon stand und die Mondstrahlen auf dem klaren Waldsee spiegelten, „schön und lieblich nach aller Pracht des Südens!"

Graf Lendow erwiederte Nichts, aber einstmals begegnete sie seinem kalten, durchbohrenden Blicke, welcher sie fast verächtlich streifte, und sie bereute den Ausruf, ja sie fügte nach einer Weile dumpf hinzu:

„Thörichtes Wort — Heimath! Ich kann es nicht verstehen!"

Die Gräfin küßte sie wohl auf die Stirne und flüsterte ihr zu: „Mein Kind, Das solltest Du bei mir lernen; wird es Dir so schwer?" Aber Mara entwand sich der Umarmung, und bald darauf sah man sie im Kahne langsam dahingleiten auf der mondbeschienenen Wasserfläche.

Sie sah nicht glücklich aus.

Es kamen zahlreiche Bekannte und Freunde der Gräfin aus der Stadt. Mara sollte hier, wie sie es auf Reisen gewohnt war, die Wirthin machen. Sie that es mit der ihr eigenthümlichen Grazie. Sie erzählte von dem Erschauten in begeisterten Ausdrücken, sie entfaltete gern, und so oft man sie darum bat, die Schätze ihrer Künste.

„Das Zigeunermädchen wird prätentiös," hieß es bald in den Zirkeln der Stadt.

Mara fühlte nicht, daß man ihr übel wollte, sie war gern auf dem Lande, die Freiheit, das Ungebundensein sagte ihr zu. Sie ritt und fuhr allein oder mit Herrn von Raden, so oft es ihr behagte. Es war ein Gefühl der Ruhe, der Stille in ihr, aber gleichzeitig das Vorahnen eines kommenden Kampfes.

Die Gräfin zog früher in die Stadt wie sonst, sie sehnte sich nach dem täglichen Umgang mit den Freunden, nach Manchem, was sie auf dem Lande entbehren mußte.

Es waren auch Vorbereitungen zu machen, diesen Winter sollten die Stadträume den alten Glanz neu erstehen sehen.

Mara begleitete die Gräfin bei ihren Besuchen, die meisten jener Menschen kannte sie noch nicht. Sie trug ein schwarzes Sammtkleid mit langer Schleppe, ein schwarzer Spitzenhut mit rother Granatblüthe bedeckte ihre dunklen Flechten.

Sie war nun in jene Kreise eingeführt, welche die Gräfin Lendow liebte und besuchte, deren Treiben und Leben sie auf ihrer Reise vermißt, die ihr alle Kunstgenüsse Italiens, alle großartigen Naturszenen der Schweiz nicht zu ersetzen vermocht hatten. Der Abend war von nun an jener Art von Geselligkeit gewidmet, deren Zweck ist, den Stunden Flügel zu verleihen, den Gedanken bei Tage einen gegebenen Mittelpunkt zu bieten, da die Wahl der Toilette eine wichtige Rolle dabei spielt. Mara war mit ein Glied jenes Zauberringes geworden; denn sie, die Namenlose, hatte eine mächtige Beschützerin gefunden, welche durch den Glanz des eignen Namens, der eignen Stellung die Gewalt besaß, Bahnen zu brechen, die bisher verschlossen gewesen.

Das Leben im Hause der Gräfin erhielt durch die Eröffnung ihrer Salons eine ganz andere Physiognomie. Besuche zu empfangen und wieder zu geben, Gesellschaft, Diners, Soupers, Bälle füllten die Stunden reichlich aus. Mara blieb nur für die kurze Zeit bis zwölf Uhr Mittags das Recht, über ihre Beschäftigungen selbst zu verfügen. Sie, die gewohnt war, unumschränkte Herrscherin ihres Willens zu sein, mußte sich fügen, mußte ein Dasein führen, was ihrer innersten Natur und der Art, wie sich ihr Charakter in den letzten Jahren entwickelt hatte, auf das Entschiedenste zuwider war. Selbst in die Tiefe ihrer Gedanken- und Ideenwelt drängte sich diese Veränderung um sie her; hatte sie bisher sich stets ihre eigene Meinung gebildet und war ihr Dies gestattet gewesen, da die Ansichten nur allgemeine Ereignisse, Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft betroffen, so mußte sie nun schweigen oder das Gesetz des Hergebrachten ehren lernen als unverletzlich, sobald eine Unnatur oder Lächerlichkeit die gesunde Logik ihres Geistes frappirte. War Graf Lendow ihr bisher feindselig oder gleichgiltig begegnet, so wachte er nun über Alles, was sie in Gesellschaft that oder sagte, mit Argwohn, und stets hatte er einen Tadel für sie am Morgen nach einem gemeinsam besuchten Ball oder Souper.

Herr von Raden war auch hier wieder der hilfebereite Freund und Berather.

„Nach was wird der Mensch beurtheilt und beachtet in jener Welt des bunten Flitters und der brennenden Kerzen?“ fragte Mara ihn eines Abends, als sie heftigen Kopfweh's wegen aus der Oper zurückgeblieben war und er kam, ihr Gesellschaft zu leisten.

„Mein Kind, nach Dem, was er ist,“ antwortete erstaunt der junge Mann.

Sie aber schüttelte den Kopf.

„Raden, Sie irren Sich; denn was der Mensch wirklich ist, kommt dort nicht in Betracht. Was Einer wirklich ist, ob ein Engel des Lichtes oder ein Dämon der Finsterniß, das hütet sich Jeder zu zeigen in jener geschminkten und geschmückten Versammlung, wo Alles auf den Schein berechnet ist und doch Niemand wirklich getäuscht werden kann, weil Alle von Allen wissen und Jeder dieselben Mittel gebraucht. O, Herr von Raden, ich habe viel verloren, seit ich diese Versammlungen besuche, aber ich habe auch Manches gewonnen: ich beneide Keinen unter diesen ewig lächelnden, stets freundlichen Menschen, die ihren Geist in Ketten legen, daß er sich nicht frei entfalten darf.“

Raden folgte fast bestürzt dem Gedankengang des braunen Mädchens und mußte sich zugestehen, daß sie in Vielem die Verhältnisse richtig erkannte. Er beobachtete Mara von nun an genauer, wenn sie unter Menschen war, und zum ersten Mal fiel ihm auf, welche finstere Falte auf ihrer Stirne lag, sobald sich Jemand in artiger Weise ihr näherte. Ein Mißtrauen zeigte sich in allen ihren Aeußerungen, sie wandelte umher wie eine Gefangene, die ihre Fessel nach sich zieht, sie athmete schwer, als sei ihr die Luft zu heiß und drückend. Wie war sie eine Andere, wenn er ihr zuweilen auf den winterlich beschneiten Straßen in einfacher Kleidung begegnete bedeckt von den weißen Flocken, Lust und Fröhlichkeit in den schönen, dunklen Augen, oder wenn sie dahinfuhr auf der spiegelklaren Fläche des zugefrorenen Flusses, rasch und behende, dabei graziös und leicht wie Keine der Uebrigen.

„Hier sind Sie glücklicher wie auf den Bällen!“ sagte er eines Tages zu ihr.

Triumphirend sah sie ihn an: „Der Lorbeer und die Orange dürfen nicht in kalten Säulenhallen stehen, da keine Sonne sie grüßen kann,

das braune Kind des wilden Volkes darf nicht in heiße Säle eingesperrt werden, wo es keine Freiheit gibt und man Bewegungen und Worte nach Regeln modeln muß."

Sie sagt's und fliegt fort wie eine Sternschnuppe über das klare Himmelszelt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der Lahrer Hinkende Bote.

Lahr, 16. Okt. Der Kalender des Hinkenden Boten für das Jahr 1873 ist zwar schon in einigen hunderttausend Exemplaren in die Welt gegangen, wird aber trotzdem noch in einem großen Theile unseres deutschen Vaterlandes erwartet. Es ist eben nicht möglich, gleich nach dem Erscheinen die Millionen seiner Leser alle gleichzeitig zufrieden zu stellen, denn die Herstellung und Versendung einer so ungeheuren Auflage kann natürlich nicht in ein paar Tagen bewältigt werden. Da kommen denn, in Anbetracht der langen Zeit, welche die Sendungen zu ihrer weiten Reise nöthig haben, zuerst die Amerikaner und überhaupt die außereuropäischen Besteller an die Reihe, denn unsere Brüder, Verwandten und Freunde da drüben über'm Ozean wollen doch auch zur rechten Zeit ihren Kalender haben, und so wird ein Landestheil nach dem andern mit Exemplaren versehen, die entfernteren zuerst. Vor einigen Tagen gingen nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika 60,000 Exemplare ab. Auch in den neuen Reichslanden wird der Hinkende mit Sehnsucht erwartet. In der „St. Johanner Zeitung" finden wir nachstehendes Gedicht „Aus Püttlingen" (Kreis Forbach, Lothringen):

An den Lahrer Hinkenden Boten.

Wo bleibst Du, Hinkender aus Lahr,
So lange doch in diesem Jahr?
Mit Sehnsucht wartet manches Haus;
Du bleibst auch gar zu lange aus.

Die Andern alle, groß und klein,
Eucharius und Niederrhein,
Der Kolping und der Auerbach
Erschienen alle, nach und nach.

Du aber sitzest ungenirt
Und zechend noch beim Löwenwirth;
Und kümmerst Dich den Teufel nicht,
Woher die Welt Kalender kriegt.

O komm, Du Hinkender aus Lahr;
Komm zu uns bald, an's Bett der Saar
Und trage Rechnung Deiner Zeit,
Wie Dir's Beruf und Pflicht gebeut!

Und zittre nicht, wirst Du gewahr
Der Konkurrenten große Schaar,
Von mächt'gen Gönnern protegirt,
Rekommandirt und oktroyirt.

Denn wo der Hinkende erscheint,
Da kommen Alle, Freund und Feind,
Und schau'n und forschen mit Bedacht,
Was Gut's und Schlecht's er mitgebracht.

D'rum ausgetrunken schnell den Wein
Und angeschnallt das Stelzenbein,
Die Hellebarde in die Hand
Und frisch hinaus in's deutsche Land!

Sprüche.

Von Friedrich Oser.

Poltern können auch die Zwerge,
Aber lächelnd steh'n die Berge.

Das war von je des Genius Beruf,
Daß er mit kleinen Mitteln Großes schuf.

Im Großen neu,
Im Kleinen treu,
Dem Halben gram —
Ist lobesam.

Winkt's auch nach Jahren minder klar:
Was Gold war, bleibt es immerdar.

*Räthsel.

Mit f in der Mitte bin Vieles ich werth,
Sofern ich gewidmet dem Guten;
Mit m in der Mitte werd' oft ich geleert
Zu löschen verschiedene Gluthen.
Mit n an dem nämlichen Platz — ach! allein
Steh' ich so ohne jede Begleitung;
Mit d in der Mitte bin ich zwar kein Rhein,
Doch immer ein Fluß von Bedeutung.

Auflösung des Räthsels in № 125:
Gründe — Gründer.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 128. Mittwoch, 30. Oktober 1872.

Der Mutter Bild.

Von Alfred Grauert.

Wenn Dir die Mutter ist geschieden —
Ein treues Herz ging dann von Dir;
Dein Glück nur gab ihr wahren Frieden,
Dein Hoffen frohe Hoffnung ihr.

Am grünen Hügel darfst Du weinen —
Dein zweites Ich, es ruhet d'rin —,
Dann wird Dir hell das Bild erscheinen
Der treugeliebten Schläferin.

Dies Bild bewahr' zu allen Zeiten,
Ein Talisman im Lebensdrang,
Und schwankend wird Dein Fuß nicht gleiten,
Bis er des Daseins Höh' errang.

* Durch Kampf zum Frieden!

Erzählung von S. v. d. Horst.

(Fortsetzung.)

Max ein Dieb, Max fort! Das allein stand fest, er mußte gehen und ich konnte ihn nicht begleiten, mußte ihn allein seinem Schicksale überlassen! Er ging dem Kampfe mit einem ganz neuen Leben, einer völlig ungewissen Zukunft freundlos entgegen, während ich in den gewohnten Verhältnissen ausharren sollte, ja in denselben Räumen bleiben. Ach, hätte ich mit ihm ziehen können, wenigstens diese Stadt fliehen, wo nun alle Stimmen ihn verurtheilen, wo die Zeitungen einen Steckbrief bringen würden, der ihn anklagte, ihn, meinen Max, den Abgott meines Herzens!

Kein Gedanke, daß er alles Dieses, ja weit härtere Strafe verdient habe, kam in meine Seele; ehe ich ihm zürnte, mußte andere Schuld ihn richten; er hatte in meinen Augen wohl sehr leichtsinnig gehandelt, aber sein Vergehen konnte ihn nicht von mir trennen, das Unglück band ihn womöglich nur noch fester an mich; ach hätte ich ihn begleiten können!

Aber ich durfte in diesem Augenblicke nicht an mich denken; es galt seine Sicherheit, seine Freiheit; ich wollte dem eigenen Schmerze Schweigen gebieten, bis er fort war, wollte ihn nicht ganz mittellos in die fremde Welt hinausgehen lassen, Alles, was ich besaß, mußte noch heute zu Gelde gemacht werden, ich konnte ihm die Summe in seinen Kleidungsstücken mit einpacken, ohne daß er es gewahr wurde, und hernach ein möblirtes Zimmer miethen — er sollte es sehen, daß ihm meine Liebe geblieben, ob ihn auch Alles verließ.

Wenn er sich dann mit Hilfe seiner vielseitigen Kenntnisse in Amerika eine noch so bescheidene Stellung gegründet, so ging ich ihm nach; wir waren vereint für immer und sahen auf diese Zeit der Trennung zurück wie auf einen dornigen Pfad, der zum schönen, hellen Ziele geführt hatte — ja, ich wollte stark sein für ihn, meinen armen, geliebten Max, er sollte mich gefaßt finden, wenn er kam; unsere Liebe war ja durch nichts beeinträchtigt oder geschmälert, nur eine Prüfung mußten wir ertragen, ja, er sollte mich stark finden!

Nun kamen die Thränen und ich weinte wie am Grabe eines theuren Heimgegangenen, gehoben und getragen von der Hoffnung des einstigen Wiedersehens, aber zu Boden gedrückt von dem brennenden Schmerze des Verlierens.

Es wurde allmälig Abend, die Schatten lang und länger, Max kam nicht! Ach, diese öden, einsamen Stunden — es fror mich trotz der Sommerwärme, ich begriff nicht, was ihn zurück-

halten könne; meine ruhige Ueberlegung war dergestalt aus dem Gleichgewichte gebracht, daß ich an alle möglichen Unglücksfälle dachte, welche ihn betroffen hätten; rastlos wanderte ich im Zimmer auf und ab, machte tausend Pläne und verwarf sie alle wieder, rang endlich die Hände vor innerer Angst — und Niemand, der mir Trost zusprach, Niemand, dem ich vertrauen durfte! Ach, Charlotte, an diesem Abend dachte ich deiner und die Sehnsucht nach dir wurde fast zum Krampfe, zum körperlichen Schmerz: bete für mich am Throne des Himmels, Charlotte, bete für deine unglückliche Schwester!

Meine alte Uhr hebt aus und verkündet die zehnte Abendstunde, die Lichter gegenüber verlöschen, das eine nach dem andern, die Thüren der einzelnen Wohnungen im Hause werden geschlossen, der Wächter ruft unten auf der Straße, die Kinderstimmen sind verstummt, das Fahren der Droschken wird weniger und hört endlich ganz auf — Max kommt nicht!

Ich sitze jetzt still auf einem Fleck, meine Kräfte sind völlig erschöpft, die Apathie des Schmerzes — furchtbare grauenhafte Empfindung — hat sich meiner bemächtigt, fast gedankenlos sitze ich da.

Meine Uhr schlägt elf — Max ist noch nicht zurück!

Da endlich tönt ein rascher Schritt in der stillgewordenen Straße, ach, ein bekannter, geliebter Schritt, ich springe empor und meine ganze Seele horcht, alle meine Kräfte spannen sich fieberhaft an, keinen dieser Schritte zu überhören, immer näher kommt der Gehende, mein Herz hört für einen Moment auf zu schlagen — da springt er die Treppen herauf, ja er ist es und ich sinke fast betäubt auf meinen Platz zurück, wenigstens ist ihm kein neues Unglück widerfahren — ach, mein Gott, habe Dank, daß er lebt!

„Nun — noch im Dunkeln? Schätzchen, wo steckst Du?" höre ich ihn fragen, „komm' her und schmolle nicht, weil ich so lange ausblieb, ich habe Dir auch etwas Hübsches mitgebracht!"

Das Alles sagte er mit dem gewohnten übermüthigen, lachenden Tone, und als er mich in der Dunkelheit zu unterscheiden vermag, kommt er näher, beugt sich herab zu mir, setzt die Cigarre durch einige stärkere Züge momentan ganz in Feuer und ich sehe sein liebes, schönes Gesicht mit dem altgewohnten Ausdruck der Schelmerei, der guten Laune hart neben dem meinigen, er beleuchtet mich von allen Seite und sieht mich neckend an — ich beginne zu glauben, daß ich Alles nur geträumt, daß ich eben jetzt erwache, unfähig zu sprechen, lasse ich ihn gewähren.

„Armes Ding," sagt er mitleidig, „bist schier krank geworden vor Angst um mich! Sahst mich schon von Haifischen verschlungen, nicht wahr? Oder skalpirten mich Indianer? Wie war es, Liebchen? Na, tröste Dich! Ich bleibe im Lande und nähre uns Beide redlich von den Korrespondenzen anderer Leute; komm' und mache Licht, ich will Dir Etwas zeigen!"

(Fortsetzung folgt.)

---

* Ein wildes Mädchen.

Novelle von M. Berger.

(Fortsetzung.)

Die Ketten zerreißen.

Eine Bühne war in dem Salon der Gräfin Lendow aufgerichtet, der Vorhang emporgezogen, eine bunte Menge schwirrte redend und Stellungen probirend darauf herum. Im Zuschauerraum befanden sich nur wenig Auserlesene, auf deren Urtheil die Gräfin Großes hielt; sie waren erkoren, den Proben zu den lebenden Bildern anzuwohnen.

„Wenn ich bitten darf, verlassen Herren und Damen jetzt die Bühne, wir wollen das erste Bild probiren!" rief der Graf Lendow und fügte die Namen Derer hinzu, welche zu den Darstellern gehörten.

Das Bild stellte Rebekka vor, Eleazar frischen Trunk reichend.

Mara hatte seit dem Eintritt der Gäste, schweigend und gleichgiltig auf das Treiben um sie her blickend, in einer Fensternische gestanden, den Arm auf das breit hervorspringende Gesimse gestützt. Es war an und für sich ein Bild — das schöne, dunkle Mädchen, dessen helle Kleidung sich scharf abhob von dem glühenden Roth der Damastgardine, welche die Gestalt gewissermaßen einrahmte. Der Saal füllte sich und mit den Uebrigen war auch Herr von Raden von der Bühne heruntergetreten. Er trat auf Mara zu.

„Sind Sie bei keinem der Bilder beschäftigt?" fragte er. „Sie ziehen sich sichtlich von den Mitwirkenden zurück!"

„Doch, bei dem letzten!" entgegnete sie.

„Welches ist Dies?

„O, Sie werden sehen, ich habe es selbst für mich ausgesucht!" sagte das Zigeunermädchen; ihre Stimme klang drohend.

„Wissen Sie, was morgen gefeiert wird?" redete sie weiter, und als Raben sie erstaunt anblickte, flüsterte sie, ihn verlassend: „Ein doppeltes Fest: die Tulpe besteigt den Thron und die Granate wird zerpflückt, ihre Blätter in die weite Welt zerstreut!"

„Sonderbares Mädchen," murmelte Raben vor sich hin, „in räthselhafte Worte stets ihr räthselhaftes Wesen kleidend."

Es folgte Bild auf Bild. Der junge Graf war von seltener Heiterkeit und Liebenswürdigkeit, von nie gekannter Aufmerksamkeit für seine Mutter; es schien ein Einverständniß zwischen Beiden vorzuwalten, welches die sonst sich nicht besonders anziehenden Herzen zu einander zog. Das letzte Bild sollte probirt werden.

„Fräulein Mara!" rief Graf Lendow. „Doch," fügte er gleich darauf hinzu, „da Sie allein in diesem Bild beschäftigt sind, können wir es ein anderes Mal probiren, Das gibt uns eine Ueberraschung für die ganze verehrte Versammlung."

Mara, die ein paar Schritte nach der Bühne hin gethan, zögerte einen Augenblick, dann neigte sie das Haupt und kehrte zu ihrem Platz zurück.

Der Probe folgte ein heiteres Nachtmahl, und man trennte sich, zufrieden mit den Vorbereitungen, voller Freude auf das Fest.

Am Morgen des nächsten Tages war in dem Hotel der Gräfin Lendow ein Rennen und Laufen, ein Hämmern und Pochen, ein Befehlen und dienstfertiges Gehorchen, welches Alles die Vorbereitungen für den Abend zum Zweck hatte. Mara war die Einzige, welche schon in frühester Stunde in ihrem Zimmer saß, an der Staffelei beschäftigt. Es war Dies auch etwas Außergewöhnliches, fast so außergewöhnlich als der Lärm draußen. Selbst ihr Wesen war heute anders. Diese kühne Entschlossenheit, dieses Bedachte bei Allem, was sie unternahm, war bis jetzt an ihr fremd gewesen. Sie hatte ein lang begonnenes Bild aufgestellt und malte dunkle Wolken mit zitternden Fingern. Das Sujet war von ihr selbst erfunden — zwei Knaben, nothdürftig gekleidet, mit bloßen Füßen, auf hartem Schneeboden kauernd, eine zerbrochene Geige zwischen ihnen, Verzweiflung im Blick und über ihnen jener dunkle Himmel.

„Ihnen ist Alles genommen —" sagte Mara leise vor sich hin, „mir will man geben, was diese hier vom Tode retten konnte, ich nehme es nicht, denn es wäre der Tod meiner Seele."

An ihrer Thür wurde gepocht. Sie hatte den Riegel vorgeschoben. „Wer ist es?" rief sie hinaus.

„Die Frau Gräfin bittet das Fräulein, zu ihr zu kommen," antwortete ein Diener.

„Sogleich!" rief sie zurück.

Sie legte ihren Malkittel ab und wusch ihre Hände; sie schien absichtlich zu zögern.

Nun verließ sie ihr Gemach. Die Gräfin hatte allein gefrühstückt, ihr Sohn schien eben bei ihr eingetreten zu sein. Als Mara ihn gewahrte, wurde der Ausdruck ihres Gesichtes noch düsterer als zuvor. „Mutter," redete sie die Gräfin an, „Du wünschtest mich zu sprechen?"

„Ja, mein Kind, wir haben Dir eine Nachricht mitzutheilen, welche Dich freuen wird, denn sie macht Deine Mutter sehr glücklich; und weil wir Dein liebevolles Herz kennen, so sollst Du die Erste aus diesem Haus sein, welche ein Ereigniß erfährt —"

„Ich weiß es bereits," unterbrach Mara die Gräfin.

Staunend blickten Mutter und Sohn zu ihr hin. Sie aber, noch immer aufrecht vor ihnen stehend, gab ihnen nicht Gelegenheit, ihrer Ueberraschung Worte zu verleihen.

„Graf Lendow führt heute Abend seine Braut, die Prinzessin Beatrice von Backow, in Dein Haus — und ich werde morgen gehen."

„Mara," rief erbleichend die Gräfin, „wer sagte Dir Dies?"

„Mir sagte es Keiner, Mutter," sprach das Mädchen, „Dir sagte es Dein Sohn, noch sind es nicht zwei Wochen. Fürchte nicht, daß ich Erscheinungen habe oder die Zukunft vorher weiß, auch lauschte ich nicht; aber dennoch hörte ich Alles, ich sage Alles, jedes kleinste Wörtchen, weiß auch, daß Du anfangs anderer Ansicht warst, als Dein Sohn, und dafür danke ich Dir; aber mein Entschluß ist gefaßt."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der Dukaten als Ehestifter.

Ungarische Blätter erzählen folgende Geschichte: „Zu Samogy lebte eine arme, jedoch mit allen weiblichen Reizen versehene Wittwe, die an Glücksgütern nur einen einzigen Dukaten besaß.

Ebendort wohnte ein stattlicher und vermögender Kaufmann, ebenfalls Wittwer. Der Wittwer sah die Wittwe mit nichts weniger als ungünstigen Augen an, und die arme Wittwe mochte den stattlichen Wittwer allzugerne an ihren Triumphwagen, welcher indessen leider nur aus einem Schubkarren bestand, ketten. Eines schönen Morgens läßt unsere Wittwe ihren Dukaten beim Wittwer wechseln, und mit dem Erlös kaufte sie sich einen zweiten Dukaten, welchen sie wieder beim Bräutigam in spe auswechseln ließ. So trieb sie mit dem Werthe eines Dukaten ein paar Monate hindurch einen Tauschhandel, bis ihr die Macht des Goldes den stattlichen Wittwer in die Arme warf, um bald darauf aus Beiden ein glückliches Paar zu schaffen. Und glücklich blieben sie auch dann, als der zärtliche Ehegatte einsah, daß er dupirt worden, „denn," argumentirte er, „hat sie mich, einen erfahrenen Kaufmann, so gut anführen können, wie wird sie diese Kunst erst bei meinen Kunden verstehen!"

Zum Lecken ähnlich.

Ein Hundeliebhaber in Berlin ließ sich photographiren, noch dazu bei dem Hofphotographen. Aber ähnlich, zum Sprechen ähnlich, muß das Bild werden, sagte er. — Zum Sprechen ähnlich, antwortete der Photograph, Ihr Hund soll Sie kennen, dann bezahlen Sie aber ein Souper extra. — Top! sagte der Liebhaber, und schlug ein. — Das Bild war fertig und wurde mit andern aufgestellt. Der Hund kam sammt den Preisrichtern; er lief sofort auf das Bild seines Herrn zu und leckte es sogar. Großer Jubel, der sich bei dem splendiden Souper noch steigert. Aber der Photograph trank ein Glas Champagner zu viel und erzählte seinem Nachbar im Vertrauen, er habe die Photographie statt mit Eiweiß mit einem Wachsüberzug versehen und sei dann mit einem Stück Speck über das Gesicht gefahren, der Hund sei dem Speckgeruch nachgegangen und habe das Fett am Bild geleckt. Der Nachbar plauderte das lustige Geheimniß aus, der Hundeliebhaber verlangte sein Geld und Vergütung des Soupers und wurde klagbar, als ihm Beides verweigert wurde.

Aus dem Thierleben

wird der „Berl. Trib." ein seltsames Geschichtchen mitgetheilt, dessen Wahrheit der Einsender desselben verbürgt. Der Postbeamte Z. hat eine von ihm aufgezogene Katze, die mit dem Kanarienvogel ihres Herrn in gemüthlicher Eintracht lebt. Während der Postbeamte eines Abends im Halbdunkel mit einem Gaste plaudernd auf dem Sopha sitzt, wird er durch ein im Augenblicke unerklärliches Benehmen der Katze erschreckt. Er sowohl wie sein Gast sehen, wie die Katze auf das am Boden spielende Vögelchen zuschießt und zubeißt. Ehe die erschreckten Zuschauer zu Hilfe eilen können, steht die Katze schon vor ihnen auf dem Sophatisch und präsentirt das Vögelchen, es unversehrt im Munde haltend. Ueber die Ursache der Handlungsweise der Katze nachdenkend, bemerken die beiden Personen, daß sich, von ihnen unbemerkt, eine fremde Katze durch die nur angelehnte Thür in das Zimmer geschlichen hat. Die Katze des Herrn Z. wußte also sehr gut, daß ihr Spielkamerad ein leckerer gesuchter Bissen für den Eindringling sei, und rettete denselben.

Adel der Frauen.

Es soll der Mann zur Sonne greifen,
Zu seiner Ehre Wunderland,
Zum tiefsten Schacht der Erde streifen
Nach seines Ruhmes Diamant.

In eures Busens Minnehulden
Liegt eures Ruhmes Sonne tief:
Denn eure Kraft ist stilles Dulden
Und Liebe euer Adelsbrief.

Moritz Graf Strachwitz.

Lebensphilosophie.

Wer, um zu geben, sich keine Entbehrungen auferlegt, hat die Freuden des Wohlthuns nur flüchtig empfunden. Wir sind es schuldig, von unserm Ueberfluß fortzugeben und das Glück bei Ausübung dieser Pflicht beginnt erst, wenn wir über ihre Grenzen hinausgehen. Wie könnte eine Gabe, welche keine Leere verursacht, wohl eine Spur zurücklassen!

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 129. Freitag, 1. November 1872.

* An ihren Gräbern.

Was soll dieses Denkmal von Stein?
Soll's reden von blutigen Saaten,
Von mächtigen Siegen und Thaten?
Es zeugt von der „Wacht dort am Rhein."

Es sagt's die Geschichte der Welt
So laut uns mit goldenen Lettern,
Wie trotzte sie Stürmen und Wettern,
Wie Jeder gekämpfet als Held!

Von Wörth dort, dem blutigen Tag,
Von Spichern, von Sedan's Gefilden,
Von Metz dort, wo wacker sie hielten,
Die Brüder, tönt's heute noch nach.

Könnt' nennen hier noch manchen Ort,
Wo Deutsche gekämpft und gerungen,
Bis ihnen das Siegen gelungen.
Gleich hielten sich Süden und Nord.

Wir zahlten ihn theuer den Sieg!
Doch soll es uns nimmer gereuen,
Wenn gleich sind gelichtet die Reihen,
Es war ja ein heiliger Krieg!

Frei ist heut' der heimische Herd!
Der Feind, der uns wollte bedrücken,
Mußt' beugen demüthig den Rücken,
Mußt küssen Germaniens Schwert.

Deutsch ist jener herrliche Dom,
Den Erwin von Steinbach geschaffen,
Deutsch Metz mit den mächtigen Waffen,
Ganz unser der deutscheste Strom.

Wem gilt es, das Denkmal von Stein?
Den Kindern und Enkeln soll's sagen:
So haben einst Deutsche geschlagen,
So stand sie, „die Wacht dort am Rhein!"

So stand sie, „die Wacht dort am Rhein!"
So hat sie gekämpft und gerungen,
So hat sie den Erbfeind bezwungen!
So soll sie in Ewigkeit sein!

Zweibrücken, am 1. November 1872.

Chr. Grund.

---

* Durch Kampf zum Frieden!

Erzählung von S. v. d. Horst.

(Fortsetzung.)

Ich stand auf und hing mich an seinen Hals. „Max, sage mir, ich bitte Dich um Gotteswillen! habe ich Dich recht verstanden, ist all das Schreckliche nicht wahr? Wolltest Du mich prüfen, ob meine Liebe stark genug sei, Alles zu ertragen? Hast Du nicht gespielt, nicht aus —"

Er unterbrach mich — „ein Esel war ich, daß ich es Dir voreilig erzählte; diese Lehre soll mir für künftige Fälle nicht verloren gegangen sein," sagte er; „aber so romanhaft bin ich denn doch nicht, dergleichen Histörchen zu erfinden, um überschwengliche Zwecke zu verfolgen, nein, wahr ist schon leider Alles, nur nicht so schlimm ausgefallen, als ich wohl fürchtete; ein Kollege hat mir das fehlende Geld geliehen!"

Ich unterdrückte mit Mühe einen Schrei der freudigsten Ueberraschung; — „die ganze große Summe, Max? und wer war dieser wahre Freund in der Noth?"

„Ja, woran dachte ich denn! Du mußt ihn kennen," rief er, „Heinrich Röhling, erinnerst Du Dich nicht mehr? Er behauptet, Dein Landsmann zu sein!"

O welches Glück für mich, daß es dunkel war im Zimmer! Max hätte sonst die brennende

Röthe sehen müssen, welche mein Gesicht überzog, die Röthe innerer Scham. Hatte ich denn um Heinrich verdient, daß er es war, welcher mein Lebensglück rettete, daß seine Hand mir den Geliebten erhielt? Räthselvolles Menschenherz! Ich schämte mich vor seinem Bilde und hatte doch den Muth, im selben Augenblick die harten, unfreundlichen Worte zu wiederholen, welche ich damals ihm sebst gesagt:

„Nein, ich kenne ihn nicht!"

„Nun, ich werde ihn Dir gelegentlich vorstellen, diesen dicken Heinrich, unsern Fallstaff," lachte Max, „er soll unser Brautvater werden, so etwas Greisenhaftes hat er ohnehin, und selbst heirathen wird er sicherlich nie, es wäre urkomisch, sich den Dicken verliebt zu denken! — Aber von unserem Verhältniß muß er Kenntniß haben, er fragte mich ohne Umschweife danach, und als ich es zugab, sagte er mir: ‚daß er Geld genug liegen habe, um mein Defizit zu decken'! Du siehst also, Liebchen, daß ihn die Ritterlichkeit gegen Dich bewog, mir beizustehen!"

O mein Himmel, wie freute ich mich der Dunkelheit!

„Aber jetzt mache Licht, Mädchen," fuhr Max fort, „es ist nachgerade Mitternacht, und ich muß gehen; zuvor aber möchte ich Dir was zeigen!"

Ich zündete mit bebenden Händen die Lampe an und Max ergriff und küßte diese Hände.

Er steckte einen Ring mit blitzendem Stein an meinen Finger und ließ, die Hand hinter der Lampe drehend, denselben im Lichte spielen; „gefällt er Dir, meine kleine Dame?"

Ich stand in stummem Entzücken und blickte von dem Ringe zu ihm auf und wieder zurück zu meiner Hand; der erste Gedanke, den Max gehabt, als sein Geist frei gworden von der quälenden Sorge, war also ich gewesen, und der Wunsch, mir eine Freude zu bereiten, der nächste.

„Wie danke ich Dir, mein Max, wie glücklich machst Du mich! Aber der Ring muß sehr theuer sein —"

„Nicht zu theuer für Dich, mein Lieb! Und außerdem, wenn man schon Schulden haben soll, so ist es einerlei, ob ein paar Thaler mehr oder weniger; ich war gleich klug genug, ihm anstatt der vierhundert — fünfhundert Thaler zu nennen, so komme ich bei dieser Gelegenhet aus andern kleinen Kalamitäten heraus, und unser Dicker wird mich nicht drängen!"

Ach Max, hättest Du ahnen können, wie weh mir diese Worte thaten, Du würdest Dich gehütet haben, sie auszusprechen!

Ich antwortete ihm im Augenblick Nichts, aber es war mir, als ob eine kalte Hand nach meinem warmen Herzen gegriffen habe; wie konnte doch Max so wenig Zartgefühl besitzen? Anstatt zu Boden gedrückt zu sein von seinem Leichtsinn, gegenüber der Großmuth des Kollegen, führte er diesen mit der größten Gewandtheit hinter's Licht und sah offenbar nichts Schlimmes in solcher Handlungsweise: er würde es ja sonst nicht so ganz harmlos erzählt haben. Das war der erste Schatten, welcher auf sein Bild fiel, der verzweifelte Griff in die Staatskasse wog Nichts gegen die kaltblütige Täuschung eines vertrauenden Herzens. Max hatte da unedel gehandelt, Das stand mit trauriger Klarheit vor meiner Seele! Ich sagte es ihm nicht, ich hatte ihn zu lieb, um ihn kränken zu mögen, aber ich empfand es tief und bitter.

Er hob, einen Arm um meine Schultern legend, mit der andern Hand mein Gesicht zu sich empor und sah mich zärtlich an — „ich habe Dir einen schlimmen Tag gemacht, mein Hannchen!" sagte er, „aber Gott ist mein Zeuge, wie sehr ich Dich liebe, wie leid es mir ist, Dich bekümmert zu sehen! Jetzt aber vergiß die ganze Unglücksgeschichte, wir werden die paar Thaler schon noch einmal abtragen können und bleiben doch durch diese neueste Wendung der Dinge wenigstens bei einander."

(Fortsetzung folgt.)

---

* Ein wildes Mädchen.

Novelle von M. Berger.

(Fortsetzung.)

„Ich will es sagen," antwortete eisigkalt das Mädchen. „Du hattest mir geboten, in Deinem Empfangzimmer die große Bildermappe auszusuchen und Dir alle römischen Ansichten zu bringen; ich vertiefte mich in das Anschauen der Bilder und in die alten Erinnerungen und achtete nicht, daß im Kabinet neben dem Saal Stimmen laut wurden; plötzlich hörte ich meinen Namen, ich erkannte auch Deine und des Grafen Stimme. Ich wollte den Saal verlassen, denn ich hasse es, zu hören, was ich nicht hören soll. Alle Zugänge waren verschlossen. Ich trat an die Thüre zum Kabinet, um Dir meine Anwesenheit kund zu thun; in demselben Augenblick verschloß der

Graf auch diese Thüre; die Worte, es waren nur wenige, die ich nun hörte, hielten mich gewaltsam an der Thür fest, denn mein Lebensglück wurde damit entschieden, das heißt zerbrochen. Ich hörte ihn sagen: Mara kann mit einer Summe Geldes abgefunden werden, darauf erwiedertest Du: Ich lasse das Mädchen ungern gehen, ich bin an sie gewöhnt; und er wurde böse und rief: Beatrice von Backow wird nie meine Braut, wenn das Zigeunermädchen im Hause bleibt! Sie machte es zur Bedingung, daß Du Dich von ihr trennst. Das Mädchen hat eine unnatürliche Stellung in Deinem Hause. Dann war eine tiefe Stille, darauf sagtest Du: Es wird mir sehr schwer; ich will es thun, aber nicht gleich, Beatrice wird mit dem Versprechen zufrieden sein. Mara soll gehen, aber erst, wenn ich eine gute Versorgung für sie gefunden habe. — Ich hatte genug gehört, mehr bedurfte es nicht; das Fenster, welches nach dem Garten ging, stand offen, der Kastanienbaum reicht bis an dieses Fenster, ich schwang mich hinaus und glitt am Stamme des Baumes hinab. So kommt es, daß ich weiß, was über mich beschlossen wurde."

Sie schwieg, und in den Zügen ihrer Zuhörer zeigte sich eine gewisse Unsicherheit und Beschämung. Der Graf war der Erste, der sich faßte: „Seien Sie nicht undankbar und kindisch, Mara, zumal Sie nicht bis zu Ende hörten. Meine Mutter liebt Sie wie eine Tochter und sorgt mütterlich für Sie; es ist ja vor der Hand noch keine Rede von Gehen, warum treiben Sie Alles gleich auf die Spitze? Sie dürften es nicht sein, die den ersten bittern Tropfen in das neue Glück meiner Mutter gießt, die nach so langer Zeit des Verwaistseins eine Tochter an ihr Herz nehmen darf!"

„Es ist Alles umsonst — Gott weiß es, daß ich nicht undankbar bin, ich wäre nie gegangen, so lange ich meiner Mutter einen einzigen frohen Augenblick bereiten konnte; Alles, was ich bin und kann, habe ich durch sie, ihr danke ich ein neues Leben, und wenn ich hier nicht glücklich sein konnte, ich hätte mein Glück dahingegeben für ein Wort der Liebe von der Mutter Lippen. Wie aber nun die Dinge liegen, darf ich gehen und frei sein! Dir, Mutter, danke ich, daß ich es sein kann, denn bei Dir habe ich gelernt, auf eignen Füßen zu stehen, der Pinsel, der meinen zitternden Fingern gerade eben entglitt, er soll es sein, durch den ich fortan Das erwerben will, dessen ein Menschenkind bedarf, um zu leben, die Speise für den vergänglichen Körper, Essen und Trinken, und das Lebensbrod für den unvergänglichen Geist, welches da ist Arbeit und der Segen, der aus ihr erwächst!"

Mara sank auf ihre Kniee nieder und wollte der Gräfin Hände küssen; sie wehrte ihr und streifte flüchtig ihre Stirne mit den Lippen. Der Kuß war nicht in Liebe gegeben. Mara fühlte Dies, blickte auf und sagte traurig:

„Du bist meine Wohlthäterin, der Andern bist Du Mutter. Segne Gott ihren Eingang!"

Dem jungen Grafen hatte die Szene schon viel zu lange gedauert; er erhob sich, an das Fenster tretend, und der Gräfin war es sehr willkommen, als der Diener mit einem Billet eintrat, welches auf das Fest bezügliche Fragen enthielt. Sie war verstimmt, gereizt durch die stolze Sprache des Mädchens, welches, arm und hilflos in ihr Haus gekommen, dasselbe nun verlassen wollte, ohne ihrer ferneren Wohlthaten zu bedürfen.

Mutter und Sohn trennten sich, um sich erst mit Mara zu einem späten, eiligen Mittagessen zusammenzufinden, während dessen diese die Unterhaltung bei den am Abend vorzustellenden Bildern festzuhalten suchte.

Wieder war der Saal erleuchtet und die dort versammelte Gesellschaft glänzte in Pracht und Reichthum. Die Verlobung des jungen Grafen war bekannt gemacht, die Glückwünsche empfangen, wieder stand Mara in jener Fensternische, und Raden fand sich, wie am vergangenen Abend, zu ihr.

„Ich verstehe den ersten Theil Ihrer Rede, Mara; was soll es aber mit dem andern?" fragte er.

„Das werden Sie am Ende der Vorstellung begreifen, Sie und nur Sie, weil Sie allein mich ganz kennen. Ich bedarf Ihrer Hilfe, ich bitte Sie um einige hundert Gulden, nur leihweise, verstehen Sie wohl, ich will kein Geschenk, Sie werden nach einem halben Jahr wohl Alles wieder erhalten; hier ist eine Adresse, an diese schicken Sie das Geld."

Wie das erste Mal war sie auch jetzt bald im Gewühl der sich zu der schönen, stolzen Braut hindrängenden Menge verschwunden. Raden sah sie nicht mehr. Der Vorhang rollte auf, und es glitten am Auge der Beschauer vorbei Bilder, von kühnem Künstlergeist entworfen, in lebendiger Kopie vorgeführt. Jugend und Schönheit erkämpften und errangen die Lorbeeren.

Als letztes Bild war auf dem Programm verzeichnet: „Am Strande“.

Die Reihe kam nun auch an dieses.

Niemand wußte, auf welche Weise jene Ueberschrift ausgeführt werden sollte, Keiner, wer das Gemälde komponirt hatte, welches zu Grunde lag. Die Aufmerksamkeit war auf das Höchste gespannt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Bettler: „Ich bitt' um ein Almosen.“ — — Herr: „Hab' Nichts!“ — Bettler: „Dann arbeit' und geh' nicht spaziren, wenn D' Nichts hast!“

Knabe (zu seinem Hofmeister): „Ist denn Das wahr, daß der Mensch vom Affen abstammt?“ — Hofmeister: „Nein, lieber Heinrich, der Mensch kommt als Mensch in die Welt, aber ein Affe wird er manchmal erst später.“ (Fl. Bl.)

„Welche Zweige der Erziehung,“ fragte der Pastor den Dorfschulmeister, „pflegen Sie besonders in der Schule?“ — „Die Birken- und Haselnuß-Zweige, da mit den heutigen Lümmeln nicht mehr auszukommen ist!“ lautete die Antwort.

Ein blutiges Duell

fand neulich am 22. Oktober früh in der Josephstädter Reiterkaserne in Wien zwischen zwei Oberlieutenants des 6. Uhlanen-Regiments statt. Dasselbe rief wegen seines traurigen Ausganges in allen Kreisen die tiefste Bewegung hervor. Die beiden Duellanten waren Oberlieutenant Graf Heiningen d'Eriswil und Oberlieutenant Alfred Quinquerez. Heiningen d'Eriswil betrachtete sich als den Beleidigten und ließ es namentlich in letzterer Zeit nicht an Provokationen fehlen, denen schließlich Q. nicht mehr auszuweichen vermochte. Als Waffe wurde der Säbel ohne Verband gewählt. Die beiden Gegner entkleideten sich und nach gegebenem Zeichen schlugen die Klingen fast gleichzeitig an den Körben auf. Rascher als sein Gegner riß Q. den Säbel zurück und führte einen machtvollen Primhieb gegen den Kopf des Letzteren. Der Hieb saß und Blut zeigte sich auf der Stirne des Grafen H. d'E. Die beiderseitigen Sekundanten schritten ein und erklärten, es sei „der Ehre genug gethan“; doch Graf H. d'E. widersprach. Er bestand auf Fortsetzung des Kampfes, die denn auch erfolgte und einen wahrhaft grausigen Ausgang nahm. Als Graf H. d'E. den zweiten Hieb, und zwar quer über die rechte Schulter, erhalten hatte, warf er die Klingen der abermals intervenirenden Sekundanten zurück und stürzte sich furios auf seinen nun in die Defensive gedrängten Gegner. Q. konnte kaum Zeit gewinnen, die Hiebe zu pariren, die dicht auf einander fielen, als ein furchtbarer Hieb des Gegners seine Waffe niederschlug und ein zweiter rasch und eben so wuchtig geführter Schlag einen klaffenden Spalt vom linken Ohr ausgehend bis zum Schulterblatte riß. Der Getroffene sank sofort und starb, noch ehe die vor Schreck gelähmten Sekundanten an die Stillung des vorquellenden Blutstromes denken konnten. Auch Graf H. d'E. begann zu schwanken und wurde in argem Zustande von seinen Sekundanten aufgefangen und ohnmächtig vom Platze getragen. Quinquerez, ein allgemein geachteter und beliebter Offizier, stand noch im jugendlichen Alter und war der einzige Sohn einer begüterten Familie. Auch sein Gegner, Graf H. d'E., dessen Zustand gleichfalls Besorgniß einflößen soll, galt als beliebter Kamerad und angenehmer Gesellschafter. Gegen den Verwundeten und die Sekundanten ist bereits die kriegsgerichtliche Untersuchung eingeleitet, während die Leiche des Gefallenen nach vorhergegangener gerichtlicher Sektion auf dem Währinger Friedhofe bestattet wurde.

Silbenräthsel.

Es ist dem Schiff und ist dem Wagen eigen
Und auch noch manchem andern Gegenstande;
Nun streich' die Mittelsilbe: überall zu Lande,
Wo Menschen sind, wird sich das Streben zeigen
Dir bald im einen, bald im anderen Gewande,
Den Rest — die erst' und letzte — zu erreichen.

Reisell.

Auflösung des Räthsels in № 127:

Eifer — Eimer — Einer — Eider.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 130. Montag, 4. November 1872.

Vergangenheit.

Von Josef Novelli.

Vergessen sind die bangen Thränen,
Die todten Freuden du geweint;
Vorbei der Traum des Glücks, das Sehnen,
Die du zu leben einst gemeint.

Versunken in der gold'nen Ferne
Ist alles Glück und alles Weh,
Darüber steh'n viel tausend Sterne
Und flimmern mild in blauer Höh.

Du denkst nicht mehr der süßen Wonne,
Von welcher einst dein Busen schwoll,
Und die, gleichwie das Licht der Sonne,
Ins Herz Dir schien erwärmend, voll.

Du magst Nichts von den Rosen wissen,
Die man Dir in Dein Leben wand,
Nichts von den Dornen, die zerrissen
Dereinstens Dir das Herz, die Hand.

So mag's auch sein: in gold'ner Ferne
Versunken alles Glück und Weh;
Darüber steh'n viel tausend Sterne
Und flimmern mild in blauer Höh.

---

* Durch Kampf zum Frieden!

Erzählung von S. v. d. Horst.

(Fortsetzung.)

„Max," bat ich, ihn fest ansehend, „gib mir ein Versprechen, wenn ich das Vorgefallene wirklich ganz vergessen soll, so muß ich es haben, ein heiliges, theures Versprechen!"

„O, nicht so feierlich, mein Liebchen, nicht solche gewaltige Schwüre, Du weißt, ich liebe dergleichen nicht, der böse Feind hört es imme und merkt sich's!"

Der Ausruf: „ach Max, wie kann man nur so leichtfertige Worte sprechen," schwebte mir auf den Lippen, aber ich unterdrückte ihn aus thörichter, Alles verzeihender Liebe.

„Versprich mir, nie wieder zu spielen!" bat ich leise.

„Das gelobe ich," entgegnete er, meinen Augen jedoch bei diesem Ausspruch in offenbarer Absicht ausweichend; „es soll mir nicht wieder geschehen, Du bist und bleibst hinfort die einzige Coeur-Dame, welche ich anerkenne; nun aber schlafe wohl, kleine geliebte Moralpredigerin!"

Wie oberflächlich, wie leichtsinnig Max diese schwerwiegenden Thatsachen nahm, wie wenig er begriff, was ich litt; wie er so spielend, so ohne alles Grauen an den Abgrund dachte, dem er eben erst, wie durch ein Wunder, entronnen war. Hatte er denn wirklich nur ganz geringes Ehrgefühl? War er in seinen eignen Augen gar nicht herabgewürdigt? Schmetterte ihn nicht der Gedanke zu Boden, so Tag und Nacht neben Heinrich sitzen zu müssen, dessen Zartgefühl, dessen Hochherzigkeit sein Geheimniß allein bewahrte?

Von allem Diesem keine Spur! Das hübsche Gesicht, so gut gelaunt, so keck in die Welt sehend wie immer, stand er vor mir und sprach von einem freien Nachmittage, den er sich verschaffen wolle, um mit mir eine nahe gelegene Mühle zu besuchen, welche ihrer schönen Lage wegen ein Zielpunkt aller Sommerausflüge war.

Er ahnte nicht, was in meinem Herzen vorging und wie viel lieber und freudiger ich ihn im Bewußtsein unverdienten Glückes, im Gefühle seiner Schuld, niedergedrückt und fassungslos gesehen hätte, als so gänzlich gleichgiltig gegen das Herabsetzende seiner That, so völlig ohne alle Zerknirschung!

Dieser schwere Tag war endlich überstanden, aber das ruhige Vertrauen auf Max, meine Unbefangenheit ihm gegenüber kehrten nicht zurück, schienen zerstört auf immer; sah ich ihn mir entgegenkommen, so studirte ich ängstlich seine Mienen, spähend, ob auch jene Unruhe und Verstimmung in ihnen zu lesen sei, welche das neuliche Schrecknis verkündeten, ja, klopfte nur Jemand an meine Thür, so fuhr ich zusammen, als hätte ich selbst eine lichtscheue Handlung begangen; ich lebte ja nur in ihm, durch ihn, und nun war mir sein geliebtes, vergöttertes Bild verdunkelt durch — ach, nicht den Diebstahl, so seltsam es klingen mag, vielmehr durch die Art und Weise, wie er gegen Heinrich gehandelt, — einen armes, freundliches Menschenherz so lachend und witzelnd hintergehen, sich eine so ehrlose That wie Diebstahl schleunigst zum Mittel machen, um hundert Thaler in die Hand zu bekommen — das war der Punkt, über welchen mich hinwegzusetzen mir total unmöglich war.

Hätte ich ihn in Amerika gewußt, mit männlichem Ernste bemüht, den Flecken von seiner Vergangenheit zu tilgen, durch die Zukunft zu sühnen, was als tief empfundene Schmach hinter ihm lag, ich wäre glücklicher gewesen als so, wo ich ihn täglich sah, aber auch tägliche Zeugin von seinem völligen Mangel an Ehrgefühl war. Ja ich muß das harte Wort gegen ihn anwenden, so wehe es mir selbst thut, er hatte kein Ehrgefühl, oder doch nur ein falsches — diese fesselnden, blendenden Außenseiten bergen keine inneren Fonds; einem Menschen, den alle liebenswürdig nennen, der Jeden gewinnt und Jedes auf die leichte Achsel zu nehmen versteht, darf man selten trauen, darf ihm namentlich keine wirkliche Selbstachtung beimessen; solche schöne, farbengeschmückte Schmetterlinge der bürgerlichen Gesellschaft sind in der Regel die Zierde eines kurzen flüchtigen Sommers, der Herbst aber, der erste rauhe Tag findet sie flügellahm, vernichtet am Boden.

Von Heinrich sah und hörte ich in dieser Zeit Nichts, und wie dankte ich ihm den Zartsinn, der ihn fernbleiben ließ, wie sehr müßte mich sein Anblick beschämt haben!

So oft ich über die Straße ging, fürchtete ich, ihm zu begegnen; aber er mochte es absichtlich meiden, denn es geschah niemals. Max selbst sprach immer im gutmüthig spottenden Tone von ihm, diese beiden Naturen hatten ja so gar keine Anknüpfungspunkte, waren so grundverschieden; ich hätte Welten hingegeben, um die fünfhundert Thaler, welche er Max geliehen, zurückzahlen zu können; — er war mir bisher nur gleichgiltig gewesen, jetzt aber, so ungerecht kann das Menschenherz sein, jetzt, wo er ein Uebergewicht über Max errungen, wo ich mir im tiefsten Herzen gestehen mußte, daß er der weitaus edlere Charakter sei — jetzt haßte ich ihn! Es ist ja für ein stolzes Gemüth eine wunddrückende Fessel, sich dem Nächsten dankend beugen zu müssen, und wenn auch ein stiller Vorwurf gegen unser eigenes Betragen hinzukommt, wie Das bei mir der Fall war, so wird die erwiesene Großmuth zum Nessus-Gewande, welches den Empfänger brennt wie Feuer.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Ein wildes Mädchen.

Novelle von M. Berger.

(Fortsetzung.)

Langsam erhob sich die verhüllende Leinwand. Weithin sah man das blaue Meer und darauf hinziehend ein reich geschmücktes Schiff, dessen Blumengewinde in glühenden Farben täuschend wiedergegeben waren. Im Vordergrund begrenzten Felsen, schroff und zackig, die See auf der einen Seite, nach der andern hin rollten die Wasser unaufhaltsam. An den Felsen lehnte eine weibliche Gestalt im weiten, weißen Gewand, die dunklen Flechten aufgelöst, die zarten Hände gefesselt, um den schlanken Leib eine schwere Kette, welche an den Felsen geschmiedet war, im aufwärts gewandten Blick Gram und Verzweiflung und doch eine Resignation, die erhaben schien. Es war Mara. Anfangs blieben die Schauenden stumm, Entzücken und Bestürzung in den Zügen, dann aber löste sich das unwillkürliche Bangen in einen begeisterten Beifallsruf. Graf Lendow, welcher bemerkte, daß Mara zu zittern begann, gab ein Zeichen, den Vorhang niederzulassen. Das Publikum, nicht damit zufrieden, verlangte stürmisch eine Wiederholung des Bildes. Dem Wunsche ward Gewährung.

Das Meer erglänzte noch so weit und blau, und das Schiff schien sich schwankend fortzubewegen — die Jungfrau aber hatte sich stolz emporgerichtet, und mit kräftigem Ruck ihre Fesseln zerrissen. Mit einem Blick des Triumphes stand sie dort, befreit und erlöst, die Arme zum Himmel wie dankend erhoben. Es lag etwas Gewaltiges

in des Mädchens ganzer Erscheinung, Etwas, das Jedem sagte: Hier gilt es mehr als eine Darstellung, hier ist eine That geschehen. Graf Lendow erhob sich unwillkürlich, als wolle er Einsprache thun — Dies hatte ja nicht in der Verabredung gelegen, seine Mutter saß still und regungslos, es fielen heiße Tropfen auf ihre zusammengelegten Hände. Raden allein hatte Worte, aber er sprach sie nur leise zu sich selbst: „Die Tulpe besteigt den Thron, die Granate wird zerpflückt, ihre Blüthen in die Welt zerstreut. Ist Dies die Lösung, ist es Erlösung? Das wilde Zigeunermädchen trug Ketten, befreit sie der eigne, starke Wille? Oder?"

Raden wollte Einsprache dagegen thun, wenn Mara gezwungen werden sollte, das Haus zu verlassen, morgen gleich wollte er mit der Gräfin sprechen.

Man erhob sich, nachdem der Vorhang die Bühne verdeckt hatte, es gab so viel zu sagen, so manches bewundernde Wort an Diese oder Jene zu richten. Raden harrte auf Mara's Erscheinen. Er harrte umsonst. Fast schien es Niemand zu bemerken, daß sie nicht kam, und als die Gräfin endlich nach ihr schickte, ließ sie sich heftigen Kopfschmerzes wegen entschuldigen.

Während aber drinnen das Fest seinen Verlauf nahm und draußen die Dienerschaft alle Hände voll zu thun hatte, schlich Mara leise die kleine Treppe nach dem Hofe hinab, in einen dunklen Mantel gehüllt, tief verschleiert, einen Handkoffer tragend. Sie verließ das Haus. Vor demselben stand sie noch einmal stille, hinaufblickend nach den hell erleuchteten Fenstern.

Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust: „Freiheit der Seele, Freiheit des Handelns, und doch mit keiner Sünde erkauft!" Sie sagte es und ging eiligen Schrittes dem Bahnhof zu.

Die Künstlerin.

Die That Mara's war keine übereilte, keine vom Moment eingegebene. Zwischen jenem Tag, an welchem sie das Gespräch von Mutter und Sohn mit anhörte, und dem Morgen, da sie Dies der Gräfin sagte, lag eine volle Woche. Es blieb ihr die Zeit, Alles zu überdenken, ihre Pläne zu machen. Oft schon hatte sie eine unwiderstehliche Sehnsucht hinausgetrieben, hinaus aus den Mauern der Stadt, aus den engen Schranken, dem kleinen Kreis ihres jetzigen Lebens, ihrer jetzigen Pflichten, sie war nicht gegangen, weil Dankbarkeit sie hielt. Dem Kinde kann die Mutter nicht wehren, in den Kampf des Lebens einzutreten, wenn es gilt, immer Aufgaben zu lösen, mit Schicksalsfragen zu ringen, denn die Mutter erzieht ihr Kind für das Leben, nicht für sich selbst — der Schützling aber nimmt mit jeder neuen Wohlthat, welche er empfängt, eine neue Verpflichtung auf sich, und was das Leben und das Schicksal auch fordern möge, Dankbarkeit ist eine Kette, die fest bindet. Mara fühlte diese Widersprüche, fühlte diese Verschiedenheiten, wenn sie sich auch Grund und Ursache nicht klar zu machen wußte. Instinktiv fand sie das Rechte, hatte es gefunden, als sie in Geduld und sorgsamer Liebe um die Gräfin war, fand es auch jetzt, als sie an ihren früheren Zeichnenlehrer, der seinen Wohnort verlassen und an an eine Malerschule nach D. berufen war, schrieb, ihn bittend, sie in seiner Familie aufnehmen zu wollen, bis sie sich selbstständig eingerichtet hatte, da sie lernend und lehrend in D. bleiben wollte.

Sie ging heimlich fort, um jedem ferneren Widerspruch zu entgehen, auf ihrem Schreibtisch einen kurzen Abschiedsbrief an die Gräfin zurücklassend, ohne Groll, aber auch ohne Leid, voll Dank für die Liebe und Fürsorge, mit Gebet für des Hauses Glück.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Presse Deutschlands

hat vielfach zu interessanten Vergleichungen mit dem Zeitungswesen in England, Frankreich und Nordamerika Veranlassung gegeben. Nicht minder interessant dürfte eine Vergleichung der sechs größten illustrirten Zeitschriften Deutschlands unter einander sein.

Den ersten Rang nimmt die „Gartenlaube" ein mit 310,000 Abonnenten bei zwanzigjährigem Bestehen, den zweiten die in elf Sprachen erscheinende „Modenwelt" mit 166,000 in Deutschland gedruckten Exemplaren bei nur achtjährigem Bestehen. Der dritte und vierte Platz gebührt „Ueber Land und Meer" mit 150,000 Abonnenten bei vierzehnjährigem und dem „Bazar", der, wie die „Modenwelt" gleichfalls in vielen Sprachen erscheint, mit 140,000 Abonnenten bei achtzehnjährigem Bestehen. Sodann folgen das „Daheim", welches soeben seinen achten Jahrgang beendet, mit 89,000 Abonnenten und die seit

29 Jahren bestehende Leipziger „Illustrirte Zeitung“, die, wenn auch weniger Abonnenten als die vorgenannten Blätter zählend, bennoch nach Inhalt und Ausstattung einen hervorragenden Platz in der deutschen Journalistik behauptet.

Setzen wir die Dauer des Erscheinens zu der Höhe der Auflagen in Beziehung, so ergibt sich für jedes Jahr ein Zuwachs an Abonnenten:

1) auf die „Modenwelt“	23,571
2) auf die „Gartenlaube“	15,500
3) auf „Ueber Land und Meer“	10,714
4) auf das „Daheim“	10,000
5) auf den „Bazar“	7,777

Im Ganzen betrachtet, hat die deutsche Journalistik, was die illustrirten Blätter betrifft, sich jedenfalls weit über die ähnlichen Unternehmungen des Auslandes erhoben. In Deutschland selbst aber nimmt die „Modenwelt“, welche an Abonnentenzahl den zweiten Rang erwarb, an Abonnentenzuwachs jetzt unter allen Zeitschriften den ersten ein.

(Börsenblatt für den deutschen Buchhandel.)

Ein Paar Handschuhe.

In einer der letzten Schlachten in Nordamerika wurde der rechte Arm des Generals Howard von einer Kugel zerschmettert und mußte oberhalb des Ellenbogens amputirt werden. An seinem Schmerzenslager stand der General Kearney, der im mexikanischen Kriege seinen linken Arm verloren hatte. „General,“ sagte Howard, „ich will Ihnen einen Vorschlag machen: lassen Sie uns künftig unsere Handschuhe zusammen kaufen.“

Triftiger Grund.

In einer Volksversammlung, die während der Belagerung in Paris abgehalten wurde, rief ein Redner: „Warum regen sich die großen Männer Frankreichs nicht? Warum treten sie nicht hervor, das Vaterland zu retten?“ „Weil sie in Bronce gegossen sind!“ gab eine Stimme von der Galerie zur Antwort.

Amerikanisches.

Folgende Rechtsfrage wird in einer amerikanischen Zeitung aufgestellt: „Ist der Sherif berechtigt, einem Menschen in Ermangelung von etwas Anderem die falschen Zähne aus dem Munde zu pfänden?“

John Mill sagt, es gäbe jetzt in den V[ereinigten] einigten Staaten keinen gesetzlichen Sklaven mel[hr] mit Ausnahme der Hausfrauen (die Sklav[en] ihrer Dienstmädchen sind).

Eine Antwort Rothschild's.

Der Gesandte einer europäischen Großmac[ht] war kürzlich bei Baron v. Rothschild in Par[is] zur Tafel. Das Gespräch kam auf die Revolutic[on] der Kommune, und der Diplomat verwunder[te] sich sehr darüber, wie sein steinreicher Gastgeb[er] friedlich der Pariser Kommune entgangen se[i], welche doch ihre Füße im Bürgerblute badet[e]. Darauf erwiederte Rothschild: „Wissen Sie nich[t], daß wir Juden die Eigenschaft besitzen, trocke[n] durch das rothe Meer zu gehen?“

Genossen.

Sobald sich der Reiher in's Wasser stellt,
Ist er von Fischen umrungen,
So oft er den spitzigen Schnabel schnellt,
Ist ihm ein Fang auch gelungen;
Es strömet ein ganz eigener Dunst
Anlockend von seinen Füßen,
Den schenkt die Natur, — seine ganze Kunst
Ist nur: die Opfer zu spießen.
Der Reiher schauet mit arger Begier
Nach Allem, was reget die Flossen,
Doch führet er Krieg nur mit fremdem Gethier,
Nicht mit den eignen Genossen;
Der Mensch aber kennt auch die seine Kunst,
Das eig'ne Geschlecht zu jagen.
Er lockt seine Opfer mit blauem Dunst
Und rupft sie mit größtem Behagen.

(Fl. Bl.) Crassus.

Lebensphilosophie.

Nichts ist gefährlicher für den Charakter, als die kleinen Neckereien des Schicksals, welche unaufhörlich aufeinander folgen. Um sanft und geduldig zu sein, bedarf es auch etwas Sonnenschein des Glückes.

Kleine Geister suchen immer nach großen Worten, um unbedeutende Dinge auszudrücken.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 131. Mittwoch, 6. November 1872.

Beklagen muß man's.

Von Hermann Lingg.

Beklagen muß man's, geht zu Grunde,
Was uns als schön und groß entzückt,
Wird wo zu Stall für Pferd und Hunde
Ein Raum, den edle Kunst geschmückt.

Doch ach! wie soll man dann erst klagen,
Wenn niedrige Gesinnung siegt,
Wenn Hochsinn und wenn kühnes Wagen
Der engsten Rücksicht unterliegt?

Brecht nur des Geistes stolze Zinnen,
Daß in der Trümmer ersten dann
Beim schwarzen Thun verwandter Spinnen
Die Brut der Schlange nisten kann!

---

* Durch Kampf zum Frieden!

Erzählung von S. v. d. Horst.

(Fortsetzung.)

Max empfand davon Nichts, und es wäre, hätte ich auch den Versuch machen wollen, ganz verlorene Mühe gewesen, dies Gefühl gegen ihn auszusprechen, oder gar in seiner Seele den verwandten Ton zu suchen; er würde mich nicht verstanden haben, und ich mußte lernen, so manchen Kampf in der eignen Brust allein auszukämpfen; konnte er mir doch nicht entgegenbringen, was er in vielen Fällen selbst nicht besaß, ein geistiges Verständniß.

Er liebte mich, kam selten ohne kleine Geschenke und bewies mir jede mögliche Aufmerksamkeit, mehr aber konnte er, seiner ganzen Natur nach, nicht thun; so oft ich ihn scherzend oder eindringlich forschend fragte, ob er auch eingedenk sei des Versprechens, das er mir gegeben, wußte er auf irgend eine Weise auszuweichen, er zog meine Worte in's Lächerliche, er rief Og, Gog und Magog an, daß sie ihm seine Unschuld bezeugen müssen, ja er wurde unfreundlich, wenn ich einmal besonders ernstlich in ihn drang; aber ein männlich festes Versprechen, eine Antwort, welche mich beruhigen konnte, gab er nicht.

So lebte ich in beständiger quälender Furcht, und Kassandra's trüber Ausspruch: „Nur der Irrthum ist das Leben und das Wissen ist der Tod", hatte mir jenes Verständniß eröffnet, das des Herzens Unbefangenheit tödtet und sie nie, auch im hellsten Sonnenscheine des Glückes nicht, wieder erstehen läßt. Wessen Vertrauen einmal getäuscht wird, wessen Fuß einmal da lockeren Sand fand, wo er Felsengrund suchte, der ist gewarnt für alle Zeit, und keine Macht gibt ihm die verlorene glückliche Blindheit jemals zurück.

Wenige Sommertage sind noch und dann kommt der Herbst, ich muß mit vollen Zügen das Glück dieses Sommers einsaugen, ich fühle es ahnend im innersten Herzen, daß nach ihm kein zweiter für mich kommt, ob ich mich auch selbst überrede, daß Alles gut gehen werde, daß ich unnütze Befürchtungen hege. Max ist fröhlich und guter Dinge wie immer, er liebt mich innig und hofft unsere Heirath im künftigen Jahre ermöglichen zu können; Heinrich will das Geld gerne stehen lassen, verlangt keine Abträge und nur ganz unbedeutende Zinsen.

Max läßt sich dies Opfer bringen, ohne besondere Dankbarkeit an den Tag zu legen; ich tadle die grenzenlose Leichtfertigkeit seines Charakters zwar ganz entschieden, aber ich habe nicht den Muth, es ihm zu sagen; ich liebe ihn, so wie er nun einmal ist, und freue mich seines Glückes; vielleicht nehme ja auch ich meinerseits Alles zu schwer und verbittere mir selbst das Dasein.

Max ist immer gut bei Laune und gut bei Kasse; auf meine leisen, ängstlichen Fragen gibt er lachende Antwort: er sei jetzt sehr sparsam, er habe einen kleinen Gewinn in der Lotterie gemacht und so weiter — die Stimme in meinem Herzen, welche mir zuflüstert, daß er mich doch betrüge, doch spiele, diese leise, unbestechliche Stimme kann er nicht zum Schweigen bringen, aber ich selbst achte ihrer nicht, ich will sie überhören!

Es hat auch eine neue Sorge, freilich halb scherzhafter Natur, von meiner Seele Besitz genommen — die Eifersucht! Wenn ich mit Max ausging, sah ich in letzterer Zeit zu verschiedenen Malen ein Mädchen auf der entgegengesetzten Seite der Straße, ein todtenblasses, edelgeformtes Antlitz mit großen, kummervollen Augen; ihr Blick sucht unverkennbar den seinigen und ruht auf ihm mit einem Ausdruck tiefer, unsäglicher Trauer; es gibt aber nur einen einzigen Grund zu solchem stillen Vorwurfe, und deßhalb berührt mich die Erscheinung des jungen Mädchens unangenehm; ich machte einmal Max auf dasselbe aufmerksam, ein momentanes Erschrecken überflog sichtlich seine Züge, aber er behauptete, sie nicht zu kennen, und ließ den Gegenstand fallen, um auf ein anderes, vom Zaune gebrochenes Thema überzugehen.

Folgenden Tages führte er mich einen anderen Weg, so daß ich die Unbekannte nicht wiedersah; er neckt mich in seiner gewöhnlichen Weise, und bei jedem Frauenzimmer, das uns begegnet, fragt er: „Ist sie es? Sieh genau zu, vielleicht verfolgt sie mich und könnte mich entführen wollen!" — Es scheint nun einmal unmöglich, daß er eine Angelegenheit ernstlich behandle, und so scherzt und lacht er den beklemmenden Eindruck hinweg, den die Augen der Fremden auf mich gemacht.

Unter allen Fragen, die ich an ihn stelle, gibt es nur eine, die er so beantwortet, daß kein Zweifel an der Wahrheit seiner Behauptung möglich wird, die Frage, ob er mich liebe. Und diese Ueberzeugung, dieses Bewußtsein ist der Mittelpunkt meines ganzen Daseins, um die Schätze beider Indien wäre mir seine Liebe nicht feil gewesen.

* * *

Wenn ich, wenn bis jetzt geschehen, Schritt für Schritt die durchmessene Bahn im Geiste noch einmal zurücklege, wenn ich die Erinnerung an das kurze Glück meiner Jugend mir wachgerufen, so will ich euch weißen Blättern nun auch anvertrauen, wie schwer die Hand des Schicksals auf mir geruht, wie furchtbar ich gelitten. Noch heute weiß ich nicht, wie es möglich war, daß ich so Schreckliches überlebte; aber das Menschenherz kann Ungeahntes tragen, wenn es selbst frei ist von Schuld, wenn ihm der moralische Halt blieb; nach jedem Erdensturme erhebt sich langsam die nie niedergebeugte Hoffnung, und ob auch tiefe, unheilbare Wunden der Seele geschlagen wurden, sie lächelt doch immer siegreich auf's Neue; nur dem Schuldigen allein verhüllt sie ihr göttliches Antlitz.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Ein wildes Mädchen.

Novelle von M. Berger.

(Fortsetzung.)

Still und einfach, wie sie abgereist war, kam sie auch bei ihrem Lehrer an, unerwartet, doch herzlich bewillkommnet. Ihr Stolz hatte ihr verboten, die vielen reichen Geschenke, welche sie erhalten, mitzunehmen, nur das Nöthigste füllte ihren kleinen Koffer, vor Allem die Farben und Pinsel und, auf einer Holzrolle sorgfältig aufgewickelt, das kaum vollendete Bild. Wie mannigfache Gefühle am ersten Morgen ihres Erwachens in der fremden Stadt auf sie einströmten, wie auch Alles, was sie erlebt, seit sie die Waldeinsamkeit des Zigeunerlagers verlassen, heute wie eine Kette von Bildern an ihrer Seele vorüberzog, sie litt es nicht, daß Träumereien Gewalt über ihr Inneres erlangten. Nur eine kurze Zeit stand sie an dem Fenster ihres Gemachs, hinausblickend auf schneebedeckte Dächer und entlaubte Bäume, aber auch auf einen klaren blauen Himmel und in eine warme Strahlen sendende Sonne — sie gedachte des Frühlings, der nicht mehr lange auf sich warten lassen würde, gedachte des Frühlingswehens ihres Herzens, und eine einzige Gestalt löste sich aus den bunten Bildern des Erlebten — Miska, der Geigenspieler.

Fast überwältigt von dem Gedanken, durch ihren Schritt zur Selbstständigkeit der sich selbst auferlegten Mission näher gekommen zu sein, sank sie auf den Rand ihres Lagers nieder und konnte dem gewaltigen Sturm nicht wehren, der jetzt in ihrem Innern entstand. Lange Zeit hatten

diese Gefühle in ihrem Herzen geschlafen und sie sorgsam über den Schlaf gewacht, daß kein Geräusch sie wecken solle — jetzt wußte sie, daß der lange Schlaf des Herzens jenes nur noch stärker und heftiger im Fühlen und Lieben und Hoffen gemacht. Und aus all dem unbestimmten Heimweh ihrer Seele rief es laut wie eine Weissagung ihres Geistes: „Ich muß ihn wiederfinden, ohne ihn zu suchen; zur rechten Zeit am rechten Ort wird er kommen, und daß er stolz sein kann auf Mara; das Mädchen seines Stammes wird ihn auch lieben lehren — muß doch Jeder sein Eigenthum, sein Werk lieben. Was wäre ich ohne die Liebe zu Miska, die mich treibt zu allem Guten und Vollkommenen, es zu erreichen mit den besten Kräften meines Seins!"

Ihre Blicke fielen auf das mitgebrachte Bild, und es trieb sie an die Arbeit. Schon am Abend vorher hatte sie mit ihrem Lehrer einen Plan entworfen, nach welchem ihr Leben einzurichten sei. Vor Allem erfreute sie die Nachricht, daß sie in dem Hause bleiben, daselbst eine kleine Wohnung beziehen könne, welche stets von Malern eingenommen war. Herr Leonhard schlug ihr ferner vor, jenes mitgebrachte Bild in seinem Atelier auf der Akademie auszustellen, dafür Käufer zu suchen, oder auch durch dasselbe Schüler für sie zu finden. Beides gelang — wenn ihr auch erst einige Wochen einsamer Arbeitszeit geschenkt blieben, die sie fleißig benutzte. Das Bild, welches sie bei der Darstellung an jenem Festabend im Lendow'schen Hause als ein in Italien gesehenes dem jungen Grafen beschrieb und dessen Hauptfigur sie für sich selbst erbeten hatte, war ihre eigne Idee gewesen, sie hatte kurz vorher die kleine Skizze dazu entworfen; der zweite Theil war Inspiration des Moments gewesen, aber auch diesen brachte jetzt ihr Stift zu Papier, und bald darauf standen beide Gemälde in Herrn Leonhards Atelier, Staunen und Bewunderung erregend.

Ein jeder Beschauer suchte eine andere Lösung, keiner fand die, welche der Geist der Künstlerin hineingelegt, ihr Name aber war bald bekannt, und die Kühnheit und Gewalt ihrer Komposition als ein Ereigniß in der Künstlerwelt anerkannt, welches mehrere der berühmtesten Maler bewog, der jungen Anfängerin hilfreiche Winke, die Technik betreffend, zu geben. Lernend und lehrend — wie es ihr Wille gewesen, lernend mit heißer Begierde und lehrend mit besonderer Vorliebe arme, talentvolle Mädchen, welche die Verwerthung ihres Talentes von dem Untergang retten konnte — so lebte sie in der schönen Rheinstadt ein neues, wohl geahntes, aber nie gekanntes Leben, welches der Segen der Arbeit zu einem glücklichen verklärte.

Der Winter verging, rauschend und glänzend in übersprudelnder Heiterkeit hatte der Carneval sich seines Szepters begeben, und Mara manche Idee zu der Verherrlichung dieses Festes beigesteuert, auch manche Anregung mit in die Stille ihres Ateliers heimgebracht.

So saß sie eines Morgens wieder fleißig an ihrer Staffelei, als die Thüre sich öffnete und Herr von Raben eintrat. Kurz nach ihrer Ankunft hatte sie das gewünschte Geld von ihm erhalten, ein Brief voll sorgender Gedanken begleitete dieses.

Nun kam er selbst, zu sehen, was zu glauben ihm schwer gefallen — ob Mara glücklich, vor Mangel geschützt.

Sie freute sich unverhohlen seines Kommens, und ihm konnte die Veränderung, welche mit dem Mädchen vorgegangen, nicht fremd bleiben. Ihr Auge hatte die dunkle Gluth verloren, ihr Gang war stolzer, ihre ganze Haltung hatte Etwas von einer Herrscherin.

„Mara, wie finde ich Sie!" rief er betroffen aus.

„Glücklich," antwortete sie mit einem heiteren Lächeln, „glücklich, Herr von Raben, im Schaffen und im Arbeiten."

Er entgegnete Nichts, sein Auge blickte lange auf sie hin, auf sie und ihre Umgebung, die von ihrem Fleiße und dem Reichthum ihrer Phantasie zeugte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Von einer gefährlichen Fahrt

auf einem kleinen Kutter von England nach der nordfranzösischen Küste schildert ein Reisender folgende Szene: „Lachend und scherzend saßen wir auf einer Reihe von Fässern, die auf dem Verdecke aufgestellt waren, oder streckten uns auf langen Reihen grauer Säcke, die ein bequemes Lager boten, aus, nicht ahnend, welche Stunde des Schreckens uns bevorstände. Als wir in gemüthlicher Unterhaltung im letzten Abendscheine begriffen waren, trat der Kapitän näher und sagte lächelnd: Meine Herren, rauchen Sie

mit Vorsicht, Sie ruhen auf Patronensäcken und sitzen auf 25 Zentnern Schießpulver. Kleiner Schmuggel nach der französischen Küste. Nichts für ungut, meine Herren! — Ich werde jenen Augenblick nimmer vergessen! Wir hatten im gähnenden Rachen des Todes gescherzt und gelacht. Der Uebermüthigste wurde bleich, und wir begaben uns erschüttert und schweigend in den unteren Raum.

Doppelselbstmord.

Ein Pariser Blatt verbürgt die Thatsächlichkeit der folgenden drastischen Geschichte: Gestern, (Sonntag) schreibt dasselbe, hat hier ein Doppel-Selbstmord mit sehr merkwürdigen Nebenumständen stattgefunden. Wenn wir sagen, „hat stattgefunden", sind wir eigentlich im Irrthume . . . wir wollen nicht vorgreifen. Zwei Eheleute, die ihre Zärtlichkeiten mit einem Besenstiele auszutauschen pflegten, wohnten seit Kurzem in der Rue Bleue. Zum großen Verdrusse der Nachbarn brachte jeder neue Tag neuen Zank und Streit. Gestern Morgen nach einer heftigen Szene beschloß das Ehepaar D., gemeinschaftlich seinem Leben und damit jedem weiteren Hader für immer ein Ende zu machen. Sie kamen nach langem Hin- und Herreden überein, daß am Abende Punkt 9 Uhr Herr D. sich im Speisesaale eine Kugel durch den Kopf jagen werde, während genau zur selben Minute Madame sich aus dem Küchenfenster der im dritten Stockwerke gelegenen Wohnung auf das Granitpflaster des Hofes zu stürzen hätte. Langsam und still wie noch nie vergingen die Stunden des Tages. Beide waren vollauf mit ihren Gedanken beschäftigt. Kein Sterbenswörtchen kam über ihre Lippen. Um halb 9 Uhr trennten sie sich, nachdem sie ein letztes Adieu, einen letzten Kuß getauscht hatten. Er zog sich in den Speisesaal zurück, sie suchte die Küche auf. Die halbe Stunde, lautlos und schrecklich, schien kein Ende nehmen zu wollen. Langsam und vorsichtig lud Herr D. seine große Pistole. Endlich tönten von der nahen Kirche neun dumpfe Schläge herüber. Im nächsten Augenblicke vernahm er einen durchdringenden Schrei und darauf das Geräusch eines auf das Pflaster fallenden Körpers. Rasch griff er zur Pistole und feuert — sie in die Luft ab. Die Nachbarn, welche auf den Schuß in die Wohnung gedrungen waren, fanden Herrn D. bleich, mit verstörtem Antlitz. „Mein Gott," rief er, „wenn Sie wüßten! . . ." — „Was ist denn los?" fragten die Nachbarn. „Meine Frau hat sich soeben zum Küchenfenster hinausgestürzt! Ich wollte diesen furchtbaren Verlust nicht überleben . . . . wollte mich auch tödten, aber in der Verwirrung, der Aufregung . . . . ging der Schuß fehl!" sprach's und fiel erschöpft auf einen Sessel. Die entsetzten Nachbarn eilten in die Küche und fanden daselbst Madame D. — frisch und gesund, denn sie hatte es vorgezogen, statt sich selbst, eine Matratze zum Fenster hinauszuwerfen. Sprachlos standen eine Weile Mann und Weib einander gegenüber, dann fielen sie sich in die Arme und schwuren sich, die Komödie nie mehr zu wiederholen.

Alles geht vorüber.

Ein trostreich und ein mahnend Wort!
Es mäßigt Freude, mildert Leid,
Scheucht Uebermuth und Unmuth fort
Und macht die Seele still und weit;
Es hebt die Blicke himmelwärts,
Dies alte, tiefe Wort, mein Herz:
O Alles, Alles geht vorüber.
Wenn du am höchsten bist beglückt,
Wenn dich dein Leid am schwersten drückt,
So ist es auch schon halb vorüber.

Mathilde Raven.

* Räthsel.

O daß sich meine Wunderkraft
An jedem Menschen erprobte,
Und daß, was durch mich Gutes schafft,
Ein Jeder von Herzen lobte!
Doch ach! wie lagen um mich schon in Zwist,
Die ich verschwistern sollte,
Weil oft herrschsüchtiges Gelüst'
Zum Vorwand mißbrauchen mich wollte.

Nimmst du mir das erste Zeichen, dann tret'
Ich vor dich hin als bekannter Poet,
Dem im Schauspiel Schönes gelungen;
Doch nicht im Garten der Dichter nur
Schaust du mich, nein, auch in die freie Natur
Bin ich zum Genusse geschlungen.

Reiselt.

Auflösung des Räthsels in № 129:
Vordertheil — Vortheil.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 132. Freitag, 8. November 1872.

* Durch Kampf zum Frieden!

Erzählung von S. v. d. Horst.

(Fortsetzung.)

Ich sehe mich in der Straße auf- und abgehen, die Max und ich allabendlich zum Orte unseres Zusammentreffens zu machen pflegen; die Stunde hat bereits geschlagen, aber ich gewahre ihn noch nirgends; er wird wohl für einen Kollegen eine Dienststunde übernommen haben; Das kam schon gelegentlich vor, und ich beunruhige mich nicht; langsam wandere ich hin und zurück, meinen Plaid fester um die Schultern ziehend — die Abende fangen an kühl zu werden.

Aber sollte nicht jetzt die Stunde bereits ganz verflossen sein? Wenn man auf Jemanden wartet, kann man freilich nie einen richtigen Maßstab an die Zeit legen; aber dennoch gibt es in einer bekannten Straße immer so kleine Zeichen, welche es erkennen lassen, wie weit der Tag vorgerückt, und diese sagen mir, daß die erwähnte Stunde abgelaufen. Die Post muß jetzt schon geschlossen sein und etwas Besonderes Max zurückhalten; ich sehe mich noch einmal nach allen Seiten um, und als ich ihn nicht bemerke, gehe ich die Straße hinauf, von woher er zu kommen pflegt, gehe an seiner Wohnung vorüber, die Fenster sind dunkel, gehe bis zum Postgebäude — auch da kein Licht mehr!

Ich frage die Schildwache, welche gelangweilt vor der Thür auf- und abschreitet; der Mann hat nur gesehen, daß alle Beamte das Comptoir verlassen, die einzelnen Herren kennt er nicht — ich frage einen Briefträger, der des Weges kommt, direkt nach Max; er hat aber heute seinen freien Tag gehabt und kann mir Nichts sagen.

Ich tröste mich noch damit, daß Max, nachdem er auf dem Platze unseres gewöhnlichen Rendez-vous mich gesucht und nicht gefunden, in meine Wohnung gegangen sei; von diesem Gedanken angespornt, eile ich schnellen Schrittes nach Hause, um ihn aus der Unruhe zu reißen — aber Niemand hat nach mir gefragt, und nachgerade wird mir doch ängstlich zu Muthe; ich begreife nicht, was ihn verhindern konnte, mir wenigstens zwei Zeilen zu schreiben.

Ein ganzes Heer von Vermuthungen bemächtigt sich meiner Seele; was kann nicht Alles in vierundzwanzig Stunden geschehen!

— Daß ich auch nicht da wartete, wohin er doch bis jetzt noch jeden Abend kam, mich zu treffen! — Ja, mein war die ganze Schuld, Max mochte seinerseits unbegreiflich finden, daß ich so stillschweigend wegblieb, und gewiß hatte ich aus Ungeduld die Stunde für verflossen gehalten, ehe sie es in der That war. Ich band meinen Plaid wieder um und machte den ganzen Weg noch einmal — kein Max! Seine Fenster dunkel wie vorhin, er konnte also nicht zu Hause sein und war wenigstens gesund. Eine Beruhigung lag in dieser gewonnenen Ueberzeugung; aber war denn Krankheit meine größte, meine eigentliche Sorge? Lag nicht die Unruhe weit tiefer begründet in seinem unzuverlässigen Charakter? War es nicht immer die innere Furcht vor Dem, was er etwa selbst thun, nicht vor Dem, was ihm gethan werden könne, die mich peinigte?

Ich kam zum zweiten Male nach Hause; jetzt schlief Alles und ich konnte nicht mehr fragen, ob er da gewesen; eine schlaflose Nacht folgte dem unangenehmen Abend, und wenn ich ja auf einen kurzen Augenblick in fieberhaften Halbschlummer fiel, so träumte mir verworrenes, beängstigendes Zeug und schreckte mich jählings wieder empor.

Mit schmerzendem Kopfe stand ich bei Tagesanbruch auf und spähte aus dem Fenster, in der

Hoffnung, daß Max vor dem Beginn seiner Dienstzeit vorübergehen werde, um mich wenigstens zu sehen; aber seufzend mußte ich auch diesen Gedanken aufgeben, als die Uhren die achte Morgenstunde verkündeten; jetzt war er im Comptoir! — Und wieder um einen Trost ärmer schloß ich den Fensterflügel. Hätte die Wirthin eine Nachricht für mich gehabt, würde sie auch längst heraufgekommen sein; die alte Frau meinte es gut mit mir und hatte mich schon manches Mal mütterlich-freundlich mit ihm geneckt.

Ich fand keine Ruhe zum Arbeiten, mein Kopf brannte, es war mir unmöglich, auf einem Fleck stillzusitzen; alle Briefträger verfolgte ich mit den Blicken — keiner kam in's Haus, und immer abgespannter, immer mehr neue Befürchtungen aufstellend und wieder verwerfend, sank ich jedesmal enttäuscht auf meinen Sitz zurück.

Ob ich mir auf dem Postbureau Etwas zu schaffen machte und selbst hinging, um Erkundigungen einzuziehen?

Gottlob, Gottlob, daß ich nicht in Gegenwart von so vielen fremden Menschen habe hören müssen, was mich wie ein Keulenschlag zu Boden werfen sollte! Ich war einen Augenblick schwankend, dann aber beschloß ich, mit diesem äußersten Auskunftsmittel noch bis zum anderen Tage zu warten; erfuhr ich heute Nichts von Max, so war es unmöglich, noch länger zu zögern, ich mußte dann um jeden Preis Gewißheit haben — noch aber hoffte ich, daß er mir doch im Laufe des Tages irgend eine Botschaft zugehen lassen werde, an seiner Liebe zu mir zweifelte ich ja, Gott sei es gedankt! keinen Augenblick.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Ein wildes Mädchen.

Novelle von M. Berger.

(Fortsetzung.)

„Vermissen Sie Nichts von Allem, was Sie verließen?" fragte er weiter.

Sie antwortete nicht gleich, dann aber sagte sie: „Es ist Alles gut, was über mich kam, von Anfang bis jetzt; was ich lieb gewann und was ich erlebte, Alles führt mich zu dem einen großen Ziel, zu meines Lebens Zweck, und deßhalb kann ich nur wehmüthig all' der Liebe und Freundschaft gedenken, die ich zurückließ; aber ich vermisse Nichts. Es erfüllt sich Alles, wenn auch mancher Schritt über Entsagen führt. Herr von Raden, wenn das arme Zigeunermädchen eine Künstlerin geworden ist, deren Name mit Achtung genannt wird, muß nicht dann Jeder, der ihr dazu half, stolz auf das von ihr Erreichte sein, vor Allem aber Er, für den sie Solches erreichen wollte?"

Raden verstand sie nicht ganz. Er bejahte ihre Frage und fügte eine andere hinzu, die seinem Herzen nahe lag: „Um wen thun Sie dies Alles, Mara?"

Und sie erzählte ihm die Geschichte ihrer Liebe.

Ahnte sie, daß Raden gekommen war, um ihr ein Heim anzubieten, welches ihr Schutz und Schirm in treuer Sorge sein sollte?

Als er sie verließ, es war nicht, ehe sie ihm eine kleine Büchse mit ihren Ersparnissen in freudigem Stolz gezeigt, da hatte er die Ueberzeugung gewonnen, Nichts auf der Welt kann einem starken Herzen ersetzen, was der Segen der Arbeit ihm gibt — es sei denn die Antwort jener einzigen Seele, welche sich dieses Herz zu seiner Wohnung erkoren, die da lautet: „Ja, ich liebe Dich!"

Und sollte diese Antwort ausbleiben durch Jahre hindurch, vielleicht auf immer — ein solches Herz kann nie unglücklich sein, es hat einen Schatz errungen, größer denn alles irdische Glück, einen Schatz, dessen Glanz nur Eines auf Erden überstrahlen kann — jene Erfüllung des vollkommensten Liebens zweier Herzen, aber auch nur Dieses.

Mara harrte dieses Glückes, indem sie täglich hinzufügte zu dem unvergänglich Errungenen, und es erfüllte sich an ihr das Wort, welches sie einst zu Raden gesprochen: „Lorbeer und Orange dürfen nicht in kalten Säulenhallen stehen, da keine Sonne sie grüßen kann" — es grüßte sie nun eine Sonne, die sie erwärmte und aufblühen ließ in eigenster Pracht und Fülle, eine Sonne, die ausgesandt wird, Viele zu erwärmen und goldene Früchte reifen zu lassen, deren Strahlen aber oft wiederkehren, weil dunkle Wolken sie nicht hindurch ließen, schwere Wolken des Vorurtheils und der Trägheit.

Das Modell.

Mehr als ein Jahr war verflossen, seit Mara ihre glänzende Heimath im Hause der Gräfin Lenbow mit der selbstständigen Existenz in D. vertauscht hatte. Der Verkehr, welchen sie mit ihrer Wohlthäterin unterhielt, war spärlich und

wurde es immer mehr: das Band, das Beide zusammenverbunden, war nie ein sehr festes gewesen, momentane Erregung hatte es geknüpft; so lange der Schmerz um die Tochter gewaltsam das Herz der Gräfin regierte, so lange dauerte auch ihre Zuneigung zu jenem Mädchen, welches sie auf deren Grabhügel um Hilfe angefleht, aber auch nur so lange. Der Schützling bedurfte der leitenden, führenden Hand nicht mehr, nicht mehr der Wohlthaten; Mutterliebe fühlte sie nicht für das heimathlose Mädchen.

Längst hatte die Künstlerin sich von der Schuld Herrn von Raden gegenüber frei gemacht, und in dieser Handlung lag für sie eine größere moralische Bedeutung, als das Wiedergeben eines Darlehens. Mara war Künstlerin und als solche anerkannt. Ihre Bilder hatten einen eigenthümlichen Zauber, waren gesucht, mit einem Wort, sie waren Mode geworden. Man strebte danach, sie kennen zu lernen, ihre Geschichte wurde bekannt, Mara, das Zigeunermädchen, hatte Aller Interesse für sich gewonnen.

Sie selbst aber suchte nicht jenes ihr entgegengebrachte Wohlwollen, sie sah es an als Das, was es war — als einen flüchtigen Rauch, vergänglich wie die leicht gekräuselten Schaumwellen. Der Schwerpunkt ihres Daseins lag anderswo als in dem sorglosen Sichtragenlassen von der öffentlichen Meinung.

Seit einigen Tagen beschäftigte sie eine Idee, die umsonst nach Gestaltung rang. Zeiten, da der Geist den Gedanken empfängt und das Talent die Form zu finden sucht, sind für die Künstlerseele Tage der Einkehr und der inneren Unruhe.

Es trieb Mara hinaus in die Ferne. Sie nahm einen Wagen und fuhr nach einem nahegelegenen Städtchen, an welches die Besitzung eines mediatisirten Prinzen grenzte, dessen Parkanlagen für Jeden offen standen. Dort liebte sie es herumzuwandeln.

Die weithin führenden Waldanlagen mit den kleinen, wohlgehaltenen Wegen luden zum Träumen ein, im Wald stillte sich das Heimweh, welches zuweilen ihre Seele beschlich, dort ruhte sie auf dem weichen Moosboden und lauschte im Geist auf Töne, die ihrem Herzen tief eingeprägt waren, auf jenes Lied Miska's, des Geigenspielers, welches er zu spielen pflegte, wenn der Stamm auszog von einem Lager zum andern.

Heute waren viel heitere Menschen in den um das Schloß liegenden Anlagen versammelt, ein Fest wurde gefeiert zu Ehren des Geburtstages der Prinzessin. Bunte Lampen glühten durch die Blätter, Musik erschallte, fröhliche Stimmen erklangen, man sang und tanzte. Mara stand von ferne, auf das ungezwungene Treiben schauend, die Luft war schwül, der Mond glänzte nicht im milden, weißen Lichte, er stand röthlich glühend verschleiert am Himmel, dessen Sterne von Wolken bedeckt wurden. Es rollte dumpfer Donner, und zuweilen zuckte ein matter Blitz durch das Himmelsgezelte. Plötzlich ertönte ein heller Angstruf aus der Mitte der Tanzenden. In den Büschen hatte es gerauscht und ein dunkles Etwas hockte auf der Erde, gegen welches nun eines der Paare anstieß. Ein Menschenantlitz blickte aus der Umhüllung hervor, ein Kind knieete am Boden, bittend die Hände faltend. Mara sah des Kindes schwarze Augen flehend erhoben, sie war zu weit entfernt, seine Worte zu vernehmen, hörte nur die kaum aus dem Sopran des Knabenalters sich entringende Stimme des jungen Prinzen:

„Die Reitpeitsche gehört Dir, häßlicher Balg, mache Dich fort in die Büsche, aus denen Du kommst, oder —"

Eine lichte Erscheinung drängte sich zwischen den erregten Jüngling und das Kind, jenes schützend an sich ziehend, eine hohe Frauengestalt im weißen Gewand, mit sanften, milden Zügen.

Die Szene änderte sich, es traten Mehrere um die Gruppe, Mara sah nicht mehr die Einzelheiten, sie verließ den Ort, um nach ihrem Wagen zu eilen, da der Donner drohender rollte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Tonfortpflanzung durch das Wasser.

Während der Belagerung von Paris hat Lucas versucht, ob es möglich sei, den Ton im Wasser der Seine fortzupflanzen und dadurch eine Verbindung zwischen der Stadt und entfernten Gegenden zu Wege zu bringen. Erst am 15. Juli d. J. hat Lucas seine Resultate der Académie des sciences mitgetheilt. Der dabei benutzte Apparat, eine Glocke, die im Wasser geläutet werden konnte, und ein großes Hörrohr an der andern Station, glich vollkommen Dem, dessen sich die Herren Collabon und Sturm im Genfer See bedienten. Es wurden nach einander drei verschiedene Glocken probirt.

Die erste, die 40 Kilogramm wog, hörte man in einer Entfernung von etwa 1800 Meter; die zweite, die 324 Kilogramm wog, konnte troß ihres stärkeren Tones nur auf 1400, höchstens 1500 Meter Entfernung gehört werden; eine Glocke von 12 Centimeter Durchmesser trug den Ton nicht viel weiter als 1000 Meter. Diese Resultate blieben weit unter der Erwartung, da Colladon und Sturm den Ton ihrer Glocke im Wasser bis zu 13,500 Meter hatten vernehmen können.

Autographen berühmter Männer.

Nürnberg, 28. Okt. Die von dem Direktorium des Germanischen Museums zur Erinnerung an die Ereignisse der Jahre 1870—71 angelegte Autographensammlung hat in der letzten Zeit wieder mehrere interessante Bereicherungen erhalten. Moltke sandte ein Blatt mit nachstehender Inschrift: „Alle Zeit treu bereit für des Reiches Herrlichkeit." Das von Prinz Friedrich Karl eingesandte Blatt trägt nachstehenden Spruch: „Ich wag's, Gott walt's." Generalfeldmarschall von Steinmetz schrieb Nachstehendes:

„Vorwärts sehen, vorwärts streben,
Keinen Raum der Schwäche geben,
Dabei wahr und treu wie Gold,
Schönem und Edlem allzeit hold."

Der Kommandant der preußischen 6. Infanterie-Division, Generallieutenant Frhr. v. Buddenbrock, setzte seiner Namensunterschrift die Worte: „Fest und treu" bei. Generallieutenant v. Rose, der kommandirende General des preuß. 11. Armeekorps, schrieb die Worte: „Mit Ernst zum Ziel." General Hugo von Kirchbach, der kommandirende General des 5. Armeekorps, wählte den Spruch: „Treu und fest." Generallieutenant Hans von Schachtmayer, der Kommandeur der 8. preuß. Division, schrieb „Sprüche 27, 1. Rühme Dich nicht des morgenden Tages, denn Du weißt nicht, was heute sich begeben mag." Generallieutenant v. Gröben sandte ein Blatt mit den Worten: „Wahr und fest" ein. Der preußische Handelsminister Graf Itzenplitz schrieb: „Dem Dienste des Königs und des Vaterlandes soll der deutsche Mann seine — wenn auch geringen — Kräfte widmen und unablässig bemüht sein, das Wohl seiner Nebenmenschen zu fördern."

Drollige Annoncen

haben stets ein Anrecht auf weitere Verbreitung. So mag denn auch folgende über die Grenzen ihrer ursprünglichen Bestimmung hinaus ergötzen: „Ein neunjähriger Reisender in Spiritus sucht für seinen verstorbenen Chef einen neuen Prinzipal in obiger Flüssigkeit."

Vortrag in der Waffenlehre.

Lieutenant: Sie, Maier — das Pulver gelangt in der Pulverkammer, das heißt dort, wo das Rohr des Gewehres die größte Eisenstärke hat, zur Entzündung, nicht wahr?

Maier: Ja —

Lieutenant: Wenn die Explosion erfolgt ist, was geschieht dann?

Maier: Dann knallt's, Herr Lieutenant.

Literarisches.

Ueber die illustrirte Zeitschrift „Das Neue Blatt", die im Verlage von A. H. Payne in Leipzig erscheint und vierteljährlich pränumerando 15 Groschen kostet, wofür wöchentlich eine zwei Bogen starke Nummer mit vielen prachtvollen Illustrationen geliefert wird, sei an dieser Stelle erwähnt, daß es als ein sehr lobenswerthes Streben anzuerkennen ist, daß die Redaktion des „Neuen Blattes" so eifrig bemüht ist, neben dem rein unterhaltenden Element noch speziell der Belehrung und Volksbildung Rechnung zu tragen. — Unter dem Titel: „Für Haus und Herd" werden darin eine Reihe von Mittheilungen gebracht, die sich für's praktische Leben mit vielem Vortheil ausbeuten lassen. — Am meisten scheint die Rubrik: „Aerztliches Sprechzimmer" Anklang zu finden, weil darin vornehmlich solche Fragen erörtert werden, die nicht oft genug ventilirt werden können. So sind speziell die Artikel über Pflege der Haut, der Zähne, des Kopfhaares als sehr schätzenswerth zu bezeichnen. In den nächsten Nummern sollen im ärztlichen Sprechzimmer von einem sehr renommirten Arzte die Nervenkrankheiten behandelt werden. Da der Zustand der Nervosität so verschiedenen Ursachen entspringt und auch so verschiedene krankhafte Gemüthszustände hervorbringt, wird dieses Thema offenbar eine längere Reihe von Artikeln zu seiner Erschöpfung bedürfen. — Abonnements auf „Das Neue Blatt" nehmen alle Buchhandlungen und Postämter entgegen.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 133. Montag, 11. November 1872.

„Das Laub fällt von den Bäumen."

Das Kind erwacht und springt hinaus:
„Wie schön ist es in unserm Garten,
Es ist nicht schön in unserm Haus —
Will hier mein Schwesterchen erwarten."
Des Kindes Sinn ist Träumen;
Doch bald verfliegt des Traumes Glück,
Erinn'rung bleibt allein zurück —
Das Laub fällt von den Bäumen.

Der Jüngling und die schöne Maid,
Sie halten innig sich umschlungen:
„Ich liebe dich in Ewigkeit!"
Die Engel haben's nachgesungen
Hoch in des Himmels Räumen.
Da naht ein Sturm, das Paar erschrickt,
Der Liebe Blüthe liegt zerknickt —
Das Laub fällt von den Bäumen.

Wie stolz erbebt des Mannes Brust,
Wenn Frau und Kind mit frohen Mienen
Ihn all' umsteh'n voll Lebenslust —
„So schön hat nie die Sonn' geschienen!"
Ach, alles Glück gleicht Schäumen;
Seht, unbemerkt ein Würmchen schleicht
Und hat — wie bald — den Kern erreicht. —
Das Laub fällt von den Bäumen.

Ein müder Greis betrachtet stumm
Den morschen Stamm — fast ohne Blätter —
„Wie ist doch Alles rings herum
So herbstlich kahl — dort schwebt ein Wetter,
Ich will nicht länger säumen."
Er seufzt und geht. — Die Zeit verrinnt,
Durch dürre Blätter saust der Wind —
Das Laub fällt von den Bäumen.

Das Laub fällt von den Bäumen.
Es raschelt, ja, erschreckt wohl gar!
O Thor, so war's schon manches Jahr!
Natur ist müd', will träumen;
Sie bringt die Kinder all' zu Bette,
Ob süß ihr Schlaf, ob er oft bang,
Ob weich, ob hart die Ruhestätte —
Der Traum ist kurz, die Hoffnung lang.

---

* Durch Kampf zum Frieden!

Erzählung von S. v. d. Horst.

(Fortsetzung.)

Es wurde Mittag und langsam Dämmerung — kein Brief, keine Nachricht!

Entsetzliche, quälende Stunden der Ungewißheit — wer euch nicht durchlebt hat, der macht sich keinen Begriff von euren Schrecken! Die schlimmste Thatsache ist eher zu tragen, als der marternde Zweifel, das Fallen von einer Befürchtung in die andere, das Ergreifen und wieder Verlieren einer Hoffnung um die andere!

Es ist dunkel geworden und ich sitze am Fenster meine Schläfen pochen und meine Hände sind eiskalt, das Gehirn arbeitet rastlos. Ob ich hingehe zum Orte unseres täglichen Rendezvous, oder ob es vernünftiger ist, wenn ich zu Hause bleibe? Eine etwaige Botschaft kommt hierher, Max wartet vielleicht dort auf mich — bei diesem Gedanken springe ich empor, wie um gleich hinzueilen, aber es ist jedenfalls noch zu früh.

Ich setze mich wieder nieder und spinne an dem momentan abgerissenen Faden meiner Gedanken ruhelos weiter — da hält unten auf der Straße ein Wagen, und Männertritte kommen die Treppe herauf.

Max ist es nicht, und dennoch setzt der Schlag meines Herzens aus, ich fühle das Verhängniß nahen, ich weiß, daß der Kommende zu mir will.

Wie gelähmt bleibe ich sitzen und starre mit weitgeöffneten Augen die Thür an, ich bin nicht fähig, „Herein“ zu rufen; erst als ich in dem Eintretenden beim ungewissen Lichte des Mondes Heinrich erkenne, löst sich der Krampf, welcher meine Sinne gefangen hält, ich stoße einen Schrei aus, einen halbunterdrückten Schrei der inneren furchtbaren Angst, aber vergeblich bemühen sich die bebenden Lippen, einen zusammenhängenden Satz hervorzubringen. Max! Max! Der theure Name ist Alles, was sie zu stammeln vermögen.

Heinrich muß in meinen Augen lesen, daß ich noch Nichts von der furchtbaren Gewißheit ahne, denn er kommt näher und faßt meine Hand.

„Fräulein Hannchen, Sie müssen Sich auf eine erschütternde Nachricht vorbereiten!“ sagte er mit gepreßtem Tone; „setzen Sie Sich und suchen Sie Fassung zu gewinnen, meine Mission ist ohnehin so schwer, daß ich sie für Niemand sonst übernommen hätte, als für Sie, armes Kind, das keinen Freund hat außer mir.“

Und seine Hand streichelte die meinige, die ehrlichen Augen sahen mich so liebevoll, so bekümmert an, daß ich den Blick nicht ertragen konnte.

„Um Gotteswillen, wo ist Max?“ ächzte ich, „warum kommt er nicht zu mir?“

„Sie haben also gar keine Ahnung! — O mein Gott, wie soll ich es anfangen, Sie zu beruhigen!“

Ein kalter Schauder durchlief meine Glieder, ich glaubte schon bei dem Verdachte, der in mir aufstieg, daß ich so viel Schande und Kummer nicht überleben könne — wie habe ich nur die Wirklichkeit ertragen!

„Ist Max im Gefängniß?“ — ich fragte es flüsternd mit heißem Erröthen.

„Armes Kind, wäre es nur Das! Er ist — Max wird — Hannchen, es bricht mir das Herz, Ihnen so wehe thun zu sollen, aber Sie müssen es einmal erfahren, und es könnte leicht in noch schmerzlicherer Weise zu Ihrer Kunde kommen, wenn ein Fremder es berichtet — seien Sie um Gotteswillen stark, armes theures Kind! Max steht vor einem höheren Richter, als dem irdischen!“

„Max todt! Das kann nicht sein — Das ist unmöglich, ich will zu ihm — o, er wird leben, er muß leben, es ist unmöglich, daß Max todt sei!“

Und wie eine Wahnsinnige lief ich durch's Zimmer, fortwährend sprechend, Alles erfassend, um es sogleich wieder fallen zu lassen, ganz verstört, ganz von Sinnen.

„Ich bin gekommen, um Ihnen zur Erreichung dieses begreiflichen Wunsches zu helfen,“ hörte ich Heinrich sagen; „aber, Fräulein Hannchen, ich muß Sie noch darauf aufmerksam machen, daß unser Weg nicht in die Wohnung des Verstorbenen führen wird, sondern in das Gefängniß: der Unglückliche hat selbst Hand an das Leben gelegt, hat sich gestern früh erschossen!“

„O, ich glaube es nicht — ich glaube es nicht —“

Weiter vermochte ich Nichts herauszubringen, keinen andern Gedanken zu fassen, mein Geist irrte aufgeschreckt an den Grenzen des Wahnsinns. „Ich glaube es nicht!“ Das wiederholte ich mir unaufhörlich im unklaren Bestreben, den Streich abzuwehren, der mein Leben bedrohte.

Heinrich hat mich in meinen Plaid gehüllt, hat mein Zimmer verschlossen, mich in den Wagen gehoben, ich erinnere von allem Diesem Nichts und konnte mir erst viel später die einzelnen Thatsachen zum Ganzen zusammenstellen; es lebt nur ein Augenblick deutlich vor meiner Seele — wir standen vor einer verschlossenen Thür, und Heinrich flüsterte mir zu:

„Stützen Sie Sich auf meinen Arm, Hannchen, und fassen Sie Sich um Gotteswillen, der Schließer beobachtet uns!“

Dann öffnete sich diese Thür, eine Laterne wurde emporgehalten, und die schauerlichen Konturen eines Sarges zeigten sich meinen Blicken — Heinrich's Arm faßte mich fester, ein Tuch ward hinweggezogen, und ich sah zum letzten Male für dieses Leben das eine geliebte Antlitz, welches der Sonnenschein desselben für mich gewesen! Ein bitterer, spöttischer Ausdruck lag um den festgeschlossenen Mund, und auf der weißen, edelgeformten Stirne ein kleiner, runder, dunkler Fleck, die schwarzen Haare darüber ein wenig zusammengeklebt — es war mir, als ob der Boden unter meinen Füßen anfange sich zu drehen, ich empfand nur undeutlich das Eine: man wollte mich jetzt auf ewig von Max trennen, ich würde ihn nicht wiedersehen! — Mit einem letzten Auflodern meiner schwindenden Geisteskräfte riß ich mich los von Heinrich's Arm und eilte zu der geliebten Leiche, im wahnwitzigen Entschlusse, nicht von ihm zu lassen, mit ihm begraben werden zu wollen.

(Fortsetzung folgt.)

* Ein wildes Mädchen.

Novelle von M. Berger.

(Fortsetzung.)

Als sie in dem kleinen Gasthof auf das Anspannen wartete, kam jenes Kind vom Schlosse her, reiche Gaben in den Händen. Sie rief es herbei, es war ein Zigeunerkind. Lebhaft erinnerte sie die eben erlebte Szene an ihr eigen Geschick.

Immer wieder das verachtete Volk, und gegenüber die Bevorzugten der Schöpfung, es als ihr Recht erachtend, jenes zu züchtigen.

„Ich habe mich verloren," sagte das Kind.

„Willst Du mit mir kommen?" fragte Mara in den Klängen der fast vergessenen Sprache ihres Volkes. Des Kindes Augen glänzten. Es streckte die Arme nach ihr aus. Sie nahm es mit sich.

Eine schlaflose Nacht folgte dieser Abendfahrt. Am nächsten Morgen stand klar und deutlich ein Bild vor ihrer Seele. Eine enge Bergschlucht, auf den Höhen einzelstehende Tannen. Ausgestreckt am Boden die Gestalt eines Mannes, den Kopf etwas nach rückwärts gesenkt, so daß das Gesicht dem Beschauenden nicht deutlich zu erkennen ist, über die Gestalt des Todten wirft sich in wildem Schmerz eine junge Frau. Zur Seite steht der Zigeuner, der den Mord vollbracht, seine Kinder suchen gierig in den Körben und Schachteln nach Speisen, ihren Hunger zu stillen. Auf einem moosbedeckten Felsstück sitzt ein Weib, dem Kinde des Erschlagenen die Brust reichend. Und über dem Ganzen spannt sich ein von schwarzen Wolken zerrissener Himmel aus, eine blasse Mondsichel wirft den matten Strahl in die Schlucht.

Die kleine Bleistiftskizze war vollendet, sie rief ihren Schützling, um ihn als Modell zu benutzen. Während sich Mara in die Züge desselben vertiefte, schweifte ihre Seele weitab zu den Gefährten ihrer eignen Kindheit, ihr Pinsel gab des Kindes Antlitz wieder, ihr Herz hauchte dem Bilde Leben ein, leise begann sie jene Weise zu singen, welche sie am Morgen vorher beschäftigt hatte, anfangs nicht ahnend, daß eine zarte Stimme sich der ihren anschloß, bis endlich der Schluß des Liedes, den sie zu finden umsonst gesucht, ihr laut und voll von andern Lippen entgegentönte. Sie erschrack und blickte nach ihrem Modell.

„Was singst Du?" fragte sie mit bebender Stimme.

„Das Lied Miska's, des Geigenspielers," entgegnete das Kind.

„Wer ist Miska?" forschte sie erbleichend.

Er gehört zu unserem Stamm, wir lagern draußen vor der großen Stadt am Wasser; laß mich gehen, sonst ziehen sie ohne mich davon!"

Mara fühlte ihr Herz heftiger schlagen, ihr versagte die Stimme. Miska in ihrer Nähe — sollte sie hin zu ihm, ihn zu sich rufen, daß er schaue, was aus der Verschollenen geworden? Die Gedanken und Wünsche kreuzten sich in ihrem Kopfe wie feurige Blitze das Firmament durchzucken. Endlich hatte sie's gefunden.

Sie suchte in der Mappe, in welcher sie ihre Studien aufbewahrte; ihre Finger bebten, vor den Augen glänzte ein feuchter Schleier. Dort lag ein Blatt voll bunter Gestalten — es stellte ein Zigeunerlager dar, am Stamm einer Eiche gelehnt stand Miska, der Geigenspieler.

„Hat man Dir gesagt von Mara, der Verschwundenen?" frug sie das Kind.

„Ja; man sagt, sie sei todt," war die Antwort.

„Sie lebt, ich bin Mara!" rief sie aus in höchster Erregung. „Nimm dieses Blatt, bring' es hin zu den Deinen, und sie werden Deinen Worten glauben, wenn Du sagst, daß Mara, die Verschwundene, lebt — sage Alles, was Du gesehen, schaue um Dich und präge Dir Alles ein, sieh' mich an und sage ihnen, wie ich aussehe!"

Mara sprach hastig, vor innerer Bewegung zitternd: „Findest Du den Weg?" fragte sie das Kind, nach der Thür geleitend.

„Ja, wohl finde ich ihn von hier aus, ich kenne die Stadt. Er ist nicht weit von hier. ‚Mara, die Todtgeglaubte, lebt, sie singt das Lied Miska's, des Geigenspielers, sie schreibt bunte Bilder auf ein weißes Blatt, in ihrem Gemach liegen zerstreut alle, die sie schon geschrieben hat. Sie ist eine hohe, schöne Frau, schöner wie die unsern.' Das will ich sagen, wenn sie mich nach Dir fragen."

Das Kind ging, fest in der Hand jenes Blatt haltend; klopfenden Herzens blickte die Künstlerin ihm nach. Die Hände ineinandergelegt stand sie lange noch am Fenster, sie sah hinab auf den rasch fließenden Strom, es zog Mast um Mast an der Rheinstadt vorüber. Sie vergaß Alles um sich her, ein einziger Gedanke stand klar vor ihrer Seele — die Entscheidung ihres ganzen Lebens faßten die nächsten Stunden in sich. Der Tag ging vorüber — Miska war nicht gekommen. Golden ging die Sonne unter, roth

glühte der Himmel. Die Sterne erglänzten über ihrem Haupt. War ihr Hoffen und Harren umsonst?

Miska, der Geigenspieler.

Am Ufer des Rheinstromes, unweit der Stadt, dort, wo einzelne Bäume, Vorläufer des schattigen Waldes, stehen, hatten die Zigeuner ihr Lager errichtet, die Wagen, mit den Leintüchern überspannt, standen zur Seite, die kleinen Pferdchen mit den rauhen Mähnen scharrten ungeduldig im Moosboden, die Schellen, welche hie und da noch in dem einst dicht damit gezierten Tuchkranz hingen, erklangen. Es war lebendig in dem Lager, ein Rüsten und Aufbrechen überall. Nur das Zelt der alten Jutta stand noch, und zwei Frauen saßen davor, der Mutter Schlaf zu bewachen. Ueber dem Feuer hing der Kessel, doch nur schwach glimmten die Kohlen darunter. Der Rest der Abendmahlzeit sollte getheilt werden unter die hungrigen Thiere, die großen zottigen Hunde. Da rief eine Stimme: „Hier kommt Faniska, die einen ganzen Tag und eine Nacht fehlte; sollte wohl Schelte bekommen, das wilde Kind. Geht aber Alles unbestraft hin, seit Jutta, die Mutter, schwach und müde ist."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Einst und jetzt.

Als Newton 1660 in Groham studirte, hatte er kaum den nothdürftigsten Lebensunterhalt. 1870, also 210 Jahre später, kaufte Lord Shrewsbury einen Zahn dieses Gelehrten für 16,595 Franken.

Domino.

Eine Dame erging sich auf der Promenade und hatte ein auffallend karrirtes Kleid an. Zwei Stutzer folgten ihr, und der Eine sagte: „Ein schönes Damenbrett!" — Die Schöne wandte sich keck um und sagte schnippisch: „Wollen Sie eine Partie machen?"

Zeitgemäße Frage und Antwort.

Frage: „Wann gehen die Frauen nicht mehr in die Kirche?" Antwort: „Wenn der — Staat von der Kirche getrennt wird."

Zweierlei Ansicht.

Lieutenant: „Was hat der Lieutenant für eine Auszeichnung am Kragen?" — Soldat: „Zwei Litzen, Herr Lieutenant." — Lieut.: „Dummer Kerl, kannst Du nicht sehen? Was bin ich?" — Sold.: „Sie sind ein Herr Lieutenant." — Lieut.: „Nun also, sieh her, das ist doch ein Strich"! — Sold.: „Ja, aber auf der andern Seite haben Sie auch noch einen!"

Wegen Patriotismus verhaftet.

Vor der Polizei in Lyon hat kürzlich folgender ergötzliche Fall gespielt. Der Präsident fragte einen Angeklagten: „Man hat Sie auf dem Platz „des Victoires" schlafend gefunden; was hatten Sie da zu einer so späten Stunde, es war 1 Uhr Morgens, zu thun?" Angeklagter: „Herr Präsident! Ich träumte von Revanche!" Der Angeklagte wollte sicher dem Gerichte einen Bären aufbinden, denn sein Aeußeres und Alter stimmten schlecht zu seiner kriegerischen Erklärung. Das Gericht schenkte denn auch dem Revancheträumer keinen Glauben und verurtheilte ihn zu 8 Tagen Gefängniß wegen Landstreicherei.

Charade.

Die Erste zeigt in abgemess'nen Schlägen,
Was, gleich dem Phönix, der der Asch' entsteigt,
Sich immer selbst verschlingt und selbst erzeugt,
Und ewig wird die schnellen Schwingen regen.

Weißt Du die letzten Zwei recht zu bewegen,
So springet, von geheimem Druck gebeugt,
Der Riegel Band und wenn die Erste schweigt,
Tönt sie nach leichter Mühe Dir entgegen.

Die Erste wünsch' ich Jedem zu besitzen,
Der seines Lebens hohen Preis erkennt,
Doch kann sie mit dem Letzten nur ihm nützen.
Es mag daher, als kleines Instrument,
Das Ganze Dir, von Perlen und Rubinen,
Zu einem Schmucke voll Bedeutung dienen.

Auflösung des Räthsels in № 131:

Glaube — Laube (der bekannte Dichter Heinrich Laube, dann die Laube in Garten, Wald &c.).

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 131. Mittwoch, 13. November **1872.**

* Durch Kampf zum Frieden!

Erzählung von S. v. d. Horst.

(Fortsetzung.)

Die Eiseskälte seiner Stirn ist meine letzte Erinnerung, dann brach ich lautlos zusammen! Heute noch, nach so langen Jahren, begreife ich nicht, wie ich diese Stunde überlebt, fasse ich nicht, wie doch das Menschenherz so viel Schreck und Jammer ertragen kann, ohne zu brechen — es wurde mir auf einen Schlag mein Alles genommen, nicht Etwas, ein Theil meines Glückes, nein, meine Welt, mein Alles, und ich lebe doch! Jetzt an diesen Abend denken, läßt mich zittern in der Erinnerung, und damals war ich wie erstorben, wie innerlich todt, nur durch einen Mechanismus noch scheinbar lebend.

Als ich erwachte, lag ich auf meinem Bette, und vor demselben saß weinend die alte Hauswirthin; auf dem Tisch brannte die Lampe, Alles war geblieben, wie ich es zuvor verlassen, nirgends eine Veränderung — ich griff an die Stirn, wie um mich zu überzeugen, daß ich noch wache, daß ich noch ich selbst sei; was war denn mit mir vorgegangen? Ich mußte die zerstreuten, widerstrebenden Gedanken mühsam sammeln, ehe ich mich zu besinnen vermochte — da trat das fürchterliche Bild, welches mich zu Boden geworfen, vor die Augen meines Geistes, und mit einem Schrei fuhr ich empor — wie lange hatte ich so gelegen? Warum lebte ich überhaupt noch? Ach Luft, Luft, meine Brust wollte zerspringen! Und warum konnte ich denn nicht weinen? Warum mußte ich mich immer hin und her bewegen, wie im furchtbarsten Schmerze? Was schlich wie kriechend durch alle Adern? Und die Handgelenke versagten den Dienst, der fest zusammengepreßte Mund konnte keinen Laut hervorbringen — Krämpfe schüttelten den gemarterten Körper, die Natur rächte sich für den gewaltsamen, todtbringenden Schlag, die Verzweiflung brach sich Bahn, und der ganze Jammer, der über mich gekommen, tobte sich aus. Die alte Frau ließ mich ruhig gewähren, sie mochte es kennen, daß es Erleichterung gibt, den Schmerz laut heraus zu schreien, sie mochte es wissen, daß die Apathie der Verzweiflung unendlich grauenhafter als ihre lautesten, wildesten Ausbrüche.

Sie rieb meine Hände mit Essig, sie legte mir in kaltes Wasser getauchte Tücher auf die Stirn und sprach freundlich tröstend zu meinem zerrissenen Herzen, erzählte mir, wie vielen herben Schmerz sie schon im Leben ertragen und wie Niemand ohne ihn durch dasselbe könne; sie konnte mir keine Linderung geben, aber ihre schlichten Worte, ihre aufrichtige Theilnahme brachten mir endlich die Thränen; ich weinte, o, ich weinte wie nie vorher und nie nachher, wie nur ein gebrochenes Menschenherz weinen kann.

Es war fast Nacht, als ich aufstand und die alte Frau bat, mich allein zu lassen; ich mochte nicht sprechen, ein dumpfes Gefühl von Mattigkeit hatte sich meiner bemächtigt und eine ganz fremde, sonderbare Schwere ließ mich eine Stütze für den Kopf suchen, meine Hände und Füße waren kalt wie Eis, immer glaubte ich, seitwärts sich Etwas bewegen zu sehen; vernichtet an Leib und Seele, fast gedankenlos setzte ich mich, nachdem ich die Lampe ausgelöscht, auf meinen gewohnten Platz am Fenster.

Alles um mich herum ging seinen täglichen Gang, die Straße unten zeigte dasselbe Bild wie jeden Abend, dieselben bekannten Laute schallten herauf zu mir, Kinder lärmten und lachten, Niemand war aus seinem gewöhnlichen Geleise auf-

geschreckt, nur ich, ich lebte und war doch innerlich todt, es schauderte mir vor diesem Leben.

Nun Alles zwecklos, Alles gleichgiltig, keine Pflichten, keine Rechte, keine, ach gar keine Hoffnung, nur die marternde sehnsüchtige Erinnerung an das verlorene Eden — und doch leben?

Glückliche Menschen jeden Tag sehen und selbst die Hölle im Herzen tragen, nur den einzigen Wunsch, zu sterben — und doch leben!

Ob wohl auf der ganzen Erde ein Wesen so elend als ich? Was that ich dir, unerbittliches Schicksal, daß Du mir mein einziges Gut rauben mußtest? So viele Reiche sind da, warum wieder und immer wieder dem Armen das eine Schaf nehmen?

Ich murrte gegen den Willen der Vorsehung, ich that es, aber ich war ja fast unzurechnungsfähig im namenlosen Schmerze, und dennoch sollte mir eine Antwort auf die ungestüme Frage werden, ob ich gleich dieselbe nicht auf den ersten Blick als solche erkannte, sondern noch einen bitteren Tropfen in meinen Leidenskelch mehr hineinfallen sah.

Ich saß, der Thür den Rücken zugewendet, und muß im dumpfen Hinbrüten ein Klopfen überhört haben, erst ein Knarren derselben machte mich aufmerksam, daß Jemand komme; langsam, fast mechanisch drehte ich den Kopf um, aber im nächsten Augenblick streckte ich, wie elektrisirt, abwehrend die Hände aus. War Das ein Gespenst, welches ich erblickte?

In dem Rahmen der geöffneten Thür stand die Fremde, welche auf der Straße Max den seltsam traurigen Blick zugeworfen, noch todtblosser als damals, noch eingesunkener die großen, kummervollen Augen, noch hinfälliger die ganze Erscheinung — auf dem Arm trug die Unbekannte ein kleines Kind, einen Säugling.

Mit sanfter, schüchterner Stimme bat sie mich um Verzeihung für das späte Eindringen, und von Schluchzen unterbrochen, fragte mich die Frau, „ob ich mit Max Riedenburg verlobt sei."

Der Name gab mir meine Besinnung zurück, aber zugleich hatte ich das Gefühl, als ob ich mit Nadeln gestochen würde; was ging diese Fremde Max an, er gehörte mir allein.

Ich schloß rasch die Thür und gab keine Antwort, die aufsteigende Bitterkeit der Eifersucht noch auf den Todten raubte mir fast die Sprache.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Ein wildes Mädchen.

Novelle von M. Berger.

(Fortsetzung.)

„Werde wohl nicht gescholten, aber über die Maßen beneidet werden," entgegnete schnippisch Faniska. „Wo ist Miska, der Geigenspieler?"

„Was willst Du von ihm, kleiner Unhold," riefen ein paar Mädchen ihr zu, „von ihm, der nie Bescheid hören will, wenn wir draußen Neues erfahren?"

„Auch nicht, wenn ich ein Bild bringe, auf welchem er lebendig da steht, und das Lager und Viele von Euch, und ich sage, daß Mara das Bild gemacht hat und daß sie lebt?"

„Mara, die Entschwundene?" rief es von allen Seiten; selbst die alte Julta verlangte zu wissen, weßhalb solch Getümmel. Als man ihr die Nachricht brachte, sagte sie wie im Traume: „Ein großes Feuer hat Mara's Herz verzehrt, und sie ist heimgegangen dorthin, wohin ich ihr bald folge" — und schlief weiter.

Miska aber kam herbei, und das wunderbare Bild, welches von Hand zu Hand gewandert, wurde ihm übergeben, als sei es sein Eigenthum. Lange blickte er es an, und Keines wagte die Stille zu unterbrechen, so sehr Alle auch nach dem Bericht des Kindes verlangten.

Seine Miene verdüsterte sich, es zog ein Sturm in seine Seele, Das sahen sie Alle, und Alle hatten sie eine geheime Scheu vor Miska, dem Geigenspieler. Sie zogen sich zurück, Eines nach dem Andern, und er blieb allein bei dem Feuer sitzen, das Bild in der Hand, er und das Kind.

Faniska fürchtete sich nicht, fühlte sie doch, daß sie es allein sei, die ihm heute nahe bleiben durfte, denn was sie wußte, würde er zu hören verlangen. Sie wurde auch nicht müde, dort zu stehen und zu warten, bis er eine Frage an sie richten würde, so tief dunkel auch die Schatten herniederzogen, so unheimlich seine Augen glänzten und blitzten.

„Das hat Mara, die Todtgeglaubte, gemalt?" sagte endlich Miska; „ist es gewiß und keine Lüge?"

„Wer sollte uns kennen als sie, wer sollte Dein Lied singen, Miska, und wer das Lager der Mutter so treu nachmalen, wenn sie es nicht selber ist?"

„Wo sahst Du sie, was sprach sie?" forschte er weiter.

„Man schlug mich und ich floh; ich fand sie, sie nahm mich mit in ihren Wagen, sie pflegte mein und sang mir Schlaflieder; am nächsten Morgen mußte ich vor sie hintreten, und als ich nach langer Zeit aufsah, blickte mir mein Antlitz entgegen, sie hatte es auf weiße Leinwand gebannt; dazu sang sie Dein Lied, daß der Zauber gelinge. Als ich mit ihr zu singen begann, da wurden ihre Augen wie Feuer, und sie frug, woher ich jenen Gesang kenne. Ich gab ihr Bescheid. Sie fragte, ob ich Mara kenne, sie sei Mara. Dann gab sie mir das Bild zum Zeugniß. Sie wohnt in einem Gemach wie die meisten Menschen, die das Gold haben, rings umher sind Bilder, größer wie dieses, schöne, zauberhafte Menschen und Wasser und Bäume und Blumen, Alles zaubert sie auf ihr Blatt. Sie ist eine hohe Frau und angethan mit einem Kleide von weißem dünnen Stoff, ihre Haare sind schwarz, ein rothes Band hält ihre Flechten zusammen. Miska, ist sie Das wirklich, Mara, die Unsere, die Todtgeglaubte — dann hat der große Geist ein Wunder gethan, denn sie kann Alles, was Die können, die draußen in den Städten wohnen, und sie ist viel, viel schöner, als alle, die bei uns sind."

Faniska hatte geendet. Miska war nicht unwillig geworden, wie er sonst wohl pflegte; er hatte den kindlichen Worten gelauscht, als sei eine große Weisheit in ihnen verborgen.

„Mein Lied, sagst Du, sang sie?" fragte er nochmals.

Statt aller Antwort begann das Kind jene Weise zu singen. Wie mechanisch griff er nach der Geige und spielte, spielte dies eine und vieles Andere, ganz versunken in Träumen. Nun wußte Faniska, daß er ihrer nicht länger bedürfe, sie eilte, die Neugierde der Uebrigen zu befriedigen.

Lange saß Miska träumend, dann rief er einen der Alten zu sich: „Brecht das Lager ab und wendet Euch nach rechts, durch den Wald, dem Strome entlang. Wir müssen wandern. Ich gehe hin, Mara zu mahnen, zu ihrem Volke zurückzukehren. Wenn die Abendsonne scheint, bin ich wieder bei Euch."

Der Alte schüttelte den Kopf und sagte Nichts. Miska's Befehle wurden pünktlich erfüllt.

Er zog geigend durch die Nacht hin seine Straße, und als es Morgen wurde, sah er die Thürme der Stadt vor sich.

Wo sollte er sie finden, Mara, die Künstlerin? Er schritt zum Thore hinein, und Alle blickten ihn an als eine fremde Erscheinung.

Er sah Bilder zum Verkauf ausgehängt und fragte, wer sie gemalt. Man lachte über den Zigeuner, der die Kunst bewunderte.

„Willst Du Dich zum Modell anbieten?" fragte ihn Einer. Er nahm eine kühne Haltung an und entgegnete:

„Ich bin Miska, der Geigenspieler."

„Fürwahr ein stolzer Name," sagte ein Anderer und trat auf den Geiger hin. „Nun denn, Zigeuner, laß Deine Kunst hören!"

Miska spielte, bald hatte sich ein Zuhörerkreis um ihn gesammelt. Die Theilnahme und Bewunderung waren allgemein. Vor allen Uebrigen war es ein junger Mann, der sich besonders für den Musiker zu interessiren schien; als jener geendet, redete er ihn an, ihn einladend, mit ihm zu kommen.

„Willst Du ein Künstler werden, vor großen Versammlungen zu spielen, in der Welt umher zu reisen, daß Dein Name überall genannt werde?" fragte er ihn.

Miska's Augen leuchteten. „Ich will es," antwortete er lakonisch.

Der Kapellmeister, ein solcher war der junge Mann, nahm den Zigeuner mit sich nach Hause, er führte ihn dann Abends in ein Konzert. Die Macht der Musik, welche Miska's Seele mit Zauberfäden umgarnte, sie erfaßte jetzt diese Seele mit Sturm, und wo der Jüngling geträumt hatte wehmüthig süßen Traum, den Mann ergriff es mit wilder Leidenschaft. Er fühlte in sich all das verborgene Können, das erlöst könnte werden durch ein mächtiges Wollen.

Miska ging nicht zurück zu seinem Volke.

Und Mara?

„Ich will den Weg gehen, den sie gegangen ist vor mir," hatte er sich gelobt, „und dann will ich sie wiedersehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Mir und mich.

Was wollt Ihr, sagte eines Tages der alte Wrangel, es ist ganz gleich, ob ich mir oder mich sage; wollt Ihr wetten? Ich beweise es. Man wettete um 100 goldene Fritze. Da setzte sich der Alte hin und schrieb 50 Einladungskarten zum Mittagessen; auf 25 schrieb er: „Ich gebe mich die Ehre", auf 25: „Ich gebe

mir die Ehre." — Alle 50 kamen. „Sehen Sie wohl," sagte Wrangel, „daß es ganz einjal (egal) ist!"

Berliner Börsenwitz.

Die Berliner „Tribüne" bringt nachstehende Anekdote: Ein berühmter Sänger, der jetzt auch an unserer Börse eine nicht seltene Erscheinung ist, fragte dort jüngst einen Banquier, ob er glaube, daß Lombarden steigen würden. — „Aber, mein Herr," lautete die Antwort, „Das fragen Sie mich? Existirt denn ein besserer „Prophet", als Sie sind?"

Rang-Egoismus.

Ein höherer Militär entdeckte dieser Tage auf einem Berliner Bahnhofe einen seiner früheren Burschen als Wagenschieber. „Nun, nun," meinte der alte Herr, „Karl, muß ich Dich so wiederfinden!" — „Zu Befehl, Herr General," bemerkte Karl etwas betreten; „aber ich schiebe nur Wagen erster und zweiter Klasse."

Entsetzlich.

Geheimräthin: „Denken Sie Sich, meine Liebe, auch unsern Bedienten werden wir wieder entlassen müssen!" — Hofräthin: „Weßhalb denn? Erinnere ich mich recht, waren Sie bisher sehr zufrieden mit ihm." — Geheimräthin: „Er fängt an, sehr familiär zu werden. Ja — denken Sie Sich! Neulich sah ich ihn Stiefel putzen und bemerkte zu meinem Schrecken, daß er meines Mannes Stiefeln, die meiner Söhne und seine eigenen in eine Reihe gestellt hatte. Entsetzlich!"

Eine Zeitkrankheit.

„Warum trägst Du Deinen Arm in der Schlinge?" — „Ich habe ihn mir bei der letzten französischen Anleihe überzeichnet!"

Ein zeitgemäßer Vorschlag.

Nach den Gesetzen des nordamerikanischen Staates Ohio kann eine Frau den Wirth, der ihrem Manne zu viel oder, wenn dieser ein Trunkenbold ist, überhaupt zu trinken gibt, auf Schadenersatz verklagen. Das „Albany Evening Journal" meldete dieser Tage, daß eine Frau sechs Wirthe zu gleicher Zeit jeden auf 10,000 Dollars Schadenersatz verklagt hat, und ist vollkommen damit einverstanden, daß die Wirthe die Frau schadlos halten müssen für den Schmerz, den sie ihr bereitet. „Wie wäre es," fragt nun ein anderes Blatt, „wenn man durch Gesetze auch die Putzmacherinnen und die Modewaarenhändler haftbar machen würde für den Schmerz, den sie so vielen Männern bereiten?"

Wunder!

In Lourdes geschah ein Wunder —
Ei sagt mir doch, was gab's?
Ein Mann mit einem Pudel
Trank einst vom Wunder-Schnaps;

Und als er ausgetrunken
Ein Fläschlein, — 's ist kein Witz —
Da hatt' er statt des Pudels
Auf einmal einen — Spitz.

Lebensphilosophie.

O, wie freundlich erscheint uns in den wechselnden Stunden des Lebens ein mildes Gemüth, wenn es sich uns in den Augenblicken nähert, wo es düster um uns wird, die Freuden der Welt vor dem trüben Blick verschwinden und von allen fröhlichen Genüssen keiner mehr für uns blüht! Tief und unauslöschlich ist der Eindruck, den Freunde, auf diese Art gefunden, auf unser Gemüth machen, und fest die Bande, die, in trüben Tagen geknüpft, keiner bewährenden Zeit bedürfen.

Karoline Pichler.

* Silbenräthsel.

Die Erste Vielen als Titel wohl bekannt,
Im sonnigen Süden so der Mann wird genannt;
Die Zweite im Frühling das Auge entzückt,
Wenn buntfarbig ihr ganzer Leib ist geschmückt.
Das Ganze wälzt sich durch die Zweite hinab
Und findet dort, wo die Erste, ihr Grab.

L. Tretter.

Auflösung der Charade in № 133:

Uhrschlüssel.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 135. Freitag, 15. November 1872.

* Durch Kampf zum Frieden!

Erzählung von S. v. d. Horst.

(Fortsetzung.)

„Ach, zürnen Sie mir nicht, Fräulein, ich komme ja nicht, Ihr Glück zu stören!“ bat die sanfte Stimme. „Ich will keine Ansprüche erheben, Nichts als Gewißheit wünsche ich, sagen Sie mir das Eine, und ich werde Sie nicht wieder belästigen!“

Sie hatte bittend die Hand ausgestreckt und große Thränen fielen aus den Augen, die mich flehentlich ansahen, fielen wie glühende Tropfen auf meine Seele. Keine Ansprüche wollte sie erheben! Sie mußte es doch also immerhin können, wenn sie es beabsichtigt hätte; wie mit Geierskrallen packte diese Ueberzeugung mein Herz —

Ich trat an sie heran, und mit einer grausamen sündhaften Freude, die mir Gott vergeben möge, sagte ich ohne alle Vorbereitung:

„Max Riedenberg ist todt!“

Die Fremde schwankte und griff nach einem Gegenstande, um sich daran aufrecht zu halten, das blasse Gesicht wurde so fahl wie jenes andere dort auf seinem einsamen Lager im öden Gefängniß — ich erschrack unwillkürlich.

„Setzen Sie Sich,“ sagte ich halb wider Willen, und die Unbekannte fiel mehr, als daß sie sich setzte, in den nächsten Stuhl; flüsternd fragte sie: „Wann und wie ist Max gestorben?“

Ihr den Rücken zukehrend, erzählte ich schonungslos Alles mit wenigen Worten, um dann meinerseits, über die Achseln sehend, mit scharfem Tone zu fragen: „wer sie sei, und was es sie angehe, ob Max lebe oder nicht!“

„Ich bin die Mutter seines Kindes!“ antwortete die leise, demüthige Stimme hinter mir. Aetzend, ätzend wie verzehrendes Gift trafen mich die Worte. Betrogen, betrogen, hallte es in meiner Seele nach — o mein Gott, betrogen von Max!

Ich wandte mich nun zu der Fremden. „So sind wir Beide hintergangen,“ sagte ich, „denn auch ich hielt mich für seine Braut; erzählen Sie mir Alles, er ist todt und gehört nun Keiner von uns mehr an!“

Meine ganze Trauer war in Bitterkeit verwandelt, mein Stolz auf das Furchtbarste verletzt, ich fühlte jetzt eine fast wahnsinnige Freude, daß er todt sei, brauchte ich doch nicht seine Liebe mit einer Andern zu theilen — o wie viel schwerer wäre Das gewesen, als ihn im Grabe zu wissen!

Ich setzte mich zu der Fremden und erfuhr nun die alte Geschichte von Leichtsinn und Sünde, erfuhr, wie Max spielend und lächelnd in seiner mir so bekannten Weise dies Herz gebrochen und dann sein Opfer kalt verlassen, als ich ihm in den Weg trat; nie bin ich so zu Boden gedrückt, so beschämt gewesen, als während dieser schmucklosen Erzählung; ich hatte ja, wenn auch unwissentlich, dem armen betrogenen Mädchen sein Lebensglück, dem bewußtlosen Kinde den Vater geraubt — und was selbst dafür erlangt? Es schüttelte mich wie Fieberfrost, wenn ich an diesen Abgrund von Unglück und Schuld dachte.

Mochte mich Max mit einer anderen und besseren Liebe geliebt haben, als dies unselige Geschöpf neben mir, mochte er mir nie gelogen haben, könnte aber auf der Basis solchen Betruges jemals ein ächtes, wirkliches Glück erblüht sein?

Ich mußte es verneinen, ob auch das Geständniß seiner Sünde mir weh that wie Dolchstiche. — Wenn nun Max gelebt hätte, was wäre dann meine Pflicht gewesen?

Ich würde nicht von ihm gelassen haben, ach ich wußte es nur zu gut, selbst jetzt noch nicht! Aber doch schlich sich leise die Ueberzeugung in mein Herz, daß mich Gottes Hand am Abgrunde festgehalten, während ich das Schicksal anklagte, und eine Beruhigung kam über mein zerrissenes Innere, wie ich sie nicht für möglich gehalten; der Tod war hier ein Friedensbote gewesen und hatte unlösliche Verhältnisse mit seiner alles ebnenden Macht geschlichtet.

Den Kopf in die Hand gestützt, unsäglich traurig saß ich da und ließ das bittere, vernichtende Gefühl in mir die Oberherrschaft gewinnen, daß Max sterben mußte, wenn nicht sein Fortleben ein moralischer, viel fürchterlicherer Tod werden wollte — ich leerte ihn bis auf die Hefe, den Kelch der Schmerzen, in dieser schrecklichen Nacht, und die letztere Erkenntniß war der bitterste Tropfen darin; mein Max, mein Alles, so grenzenlos hatte ich ihn geliebt und durfte nun nicht einmal seinen Tod ein Unglück nennen!

Die tanzenden Mondstrahlen fielen ab und zu in das Zimmer, es jedesmal, wenn eine Wolke sie verhüllte, in um so tieferer Dunkelheit zurücklassend; meine alte Uhr mit ihrem gleichmäßigen Pendelschlage war das Einzige, was die Stille der späten Stunde unterbrach. Max's Portrait an der Wand über dem Sopha schien mich mit seinem kecken, lachenden Ausdruck anzusehen und zu sagen: ich habe nur dich geliebt, nur dich! Dann trat jenes andere Bild vor meine Seele, der dunkle Fleck auf der weißen geistreichen Stirn und der herbe Zug um den Mund! Ich schauderte zusammen, mit wie unversöhntem Herzen mußte der Unglückliche vor seinen ewigen Richter getreten sein!

Das Kind erwachte auf dem Schooße der verlassenen Mutter und sah mich an mit s e i n e n Augen! Ich nahm es aus den Armen der Halbohnmächtigen und schaukelte es auf meinen Knieen, ein Gefühl, halb Haß, halb Liebe leitete mich; meine heißen Thränen rannen unaufhaltsam nieder und benetzten das unschuldige Geschöpf, das Kind, dessen Vater ich so maßlos geliebt; leise flüsterte die Fremde einen Segenswunsch.

Das Tuch, welches sie zuweilen an ihre Lippen brachte, war blutroth gefärbt, wenn die schmale durchsichtige Hand matt zurücksank in den Schooß; ich sah wohl, wie dies Leben zu Ende ging, und erkannte im innersten Herzen, daß sie noch unglücklicher sei als ich; ihr gehörte sein Kind und sie mußte es schutzlos zurücklassen, mußte scheiden, während sie einem geliebten, theuren Wesen so nothwendig war; ich dagegen stand allein, ich verließ Niemand, um mich würde kein Auge weinen und — ich muß leben! Seltsam unergründliches Schicksal, unerforschliche Wege Gottes!

(Fortsetzung folgt.)

---

* Ein wildes Mädchen.

Novelle von M. B e r g e r.

(Fortsetzung.)

Mara ahnte nicht, daß dieselben Mauern einer Stadt sie umfaßten, nicht, daß ihrer gedacht würde, als Vorbild und leuchtendes Gestirn, von ihm, den sie umsonst erwartet. Sie glaubte sich vergessen, verlassen!

Eines Abends begleitete der Schüler seinen Meister in das Theater. Ein Symphoniekonzert sollte dort stattfinden. Miska, anfangs überwältigt von dem vielen Zusammenklingen der vielen Instrumente, verstand jetzt ihre Wechselsprache und gab ihr seine eigene Auslegung. Beim Eintreten sah er unwillkürlich nach den Logen. Er blieb wie festgebannt an einer Säule stehen. Dort war das Mädchen des Stammes, Mara, die Todtgeglaubte, Mara, die Künstlerin, wie sein Begleiter sie nannte! Sie sah ihn nicht, er aber konnte die Blicke nicht von ihr wenden. Hatte er ihre Augen vorher nie gesehen oder kündeten sie ihm heute ein Geheimniß des eignen Herzens, welches er nun nimmer zu vergessen vermochte?

E r f ü l l u n g.

Wie in einem Traum befangen ging Miska Tage lang umher — aber wie anders war sein Träumen, wie verschieden von dem des düstern Zigeuners in der tiefen Waldeinsamkeit. Es war ihm, als trüge er einen kostbaren Schatz, ein überaus werthvolles Kleinod mit sich herum, von dessen Besitz Niemand Etwas ahnen, Etwas wissen dürfe, dessen Reichthum er selbst noch nicht ganz zu fassen vermochte. Ihn zog's mächtig hin zu Mara, sie allein war es, die ihm die Fülle seines Geheimnisses in voller Pracht zeigen konnte, den Wolkenvorhang von der strahlenden Sonne, die in seinem Herzen aufgehen wollte, und deren rosig glänzende Morgenröthe er bis jetzt nur schaute, hinweg zu ziehen fähig war.

Ihre Werke hatte er gesehen und stumm davor gestanden, wortlos, staunend.

„Dies hat ein Kind des braunen, verachteten Volkes geschaffen" — so lautete der ihn ganz durchdringende Gedanke.

Von ihrer Kunst zu der seinigen!

Es ist ein und derselbe Gottesfunke, in die begnadigte Menschenseele gelegt, daß jene ihn aufnehme und in sich leuchten lasse.

Ruhelos wanderte er umher, ohne den Muth zu finden, dem Ruf des Herzens zu folgen.

„Sie darf nicht den träumenden Miska wiedersehen, sie, die sich frei machte von dem Fluch, der über dem braunen Volke lag, frei machte aus eigner Kraft. Nur die Vollendung soll sie schauen, nicht den Kampf, wie ich auch den ihren nicht sah!"

Seine Geige hatte fortan wenig Ruhe. Ihr vertraute er sein Leiden, sein Ringen, sein Kämpfen, sie bewahrte auch das andere Geheimniß seines Herzens und belohnte ihn mit den süßesten Tönen, den zartesten Klängen.

Der Ruhm des Zigeuners wurde bald laut, auch zu Mara's stillem Atelier drang dessen Kunde. Noch war er nicht öffentlich aufgetreten, mit Ungeduld wurde dieses Ereigniß erwartet.

„Wenn es Miska wäre!" sprach es in ihrem Herzen, und die Antwort trieb das Blut in ihre Wangen; dann rief es in ihr: „Es kann kein Anderer sein! Nur er er allein!"

Aber sie wollte keine Gewißheit durch der Freunde Mund, sie wollte selbst sehen an jenem Tage, an welchem er zeigen sollte, wessen er würdig war. Und der Tag brach an.

Der Konzertsaal war zu einem Garten umgeschaffen, blühende Granatbäume, süß duftende Oleander mit rosigen Blüthen standen auf dem Podium, Alles trug einen fremden Charakter, geeignet, die Aufmerksamkeit zu erregen, etwas Besonderes erwarten zu lassen. Mara hatte ihren Platz in dem Hintergrund des Saales eingenommen, sie saß ganz allein, heute wollte sie hören.

Die rauschende Symphonie war vorüber, sie hatte zu ihrem Herzen gesprochen wie noch nie, Sturm war dort eingezogen und von sanften Molltönen eine liebliche Weise und in fröhliches Jauchzen verwandelt, als die Kette sich schloß, in welcher sich Anfang und Ende die Hände reichten.

Ein Lied ertönte, von einer tiefen Altstimme vorgetragen, ein Lied voll Sehnsucht und Heimweh: „Kennst Du das Land, wo die Orangen blühen?"

Wie laut jubelte es in ihr, als sie die Worte hörte: „Dahin, dahin, laß uns, Geliebter, ziehen!"

Tiefe Stille trat ein, nachdem lautes Beifallrufen die Sängerin belohnt hatte.

Miska sollte spielen. Stand sein Name auf dem Programm? Mara blickte nicht auf — und als der erste Strich der Geige ertönte, waren alle ihre Zweifel gelöst, sie barg ihr Gesicht in die Hände, ein leises Schluchzen entrang sich ihrer Brust.

„Wie konnte es auch anders sein!"

Was das Publikum hinriß, was die Männer begeisterte und die Frauen entzückte, Das war es nicht, was Mara hörte — sie allein aber war es, die sein Spiel, und was er damit sagte, ganz verstand.

Er sprach von dem Zauber der Waldesschatten, von dem ruhelosen Wandern des braunen Volkes, von dem düstern Geschick seiner Söhne und Töchter, von dem Erkennen des Gottesfunkens, der die Künstlerseele erfüllt, und ward Zeuge davon, daß der große Geist, der über den Wassern schwebt, das braune Volk nicht zu gering hält, diesen Funken auch seinen Kindern zu verleihen. Er endete in einer stummen Klage: „Wo bist Du, Herz, dem das meine entgegenschlägt?"

Mara hörte noch all das Tönen, als lange schon andere Klänge den Eindruck zu verwischen suchten, den des Zigeuners Spiel mit festen Zügen in die Herzen geschrieben.

Das Konzert war zu Ende. Laut redend verließ die entzückte und bewundernde Menge den Saal, still und lautlos schlüpfte Mara hindurch nach jenen Zimmern hin, in welchen die Künstler sich befanden. Er sollte sie sehen, denn sie hatte er gerufen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Der „Herzog von Saarbrücken."

Dem „Niederrh. Kurier" erzählt ein Pariser Korrespondent folgende interessante Begebenheit aus dem letzten deutsch-französischen Kriege: Es war am 2. August, der Tag, an welchem das 2. Korps der französischen Armee unter dem Befehl des Generals Frossard, Erzieher des kaiserlichen Prinzen, den Bahnhof von Saarbrücken beschoß. Man erinnert sich wohl

noch der lächerlichen Affaire, woraus die kaiserlichen Depeschen einen Sieg machten, dem von Solferino gleich, und die doch nur den Zweck hatte, dem Erben Napoleons III. Gelegenheit zu bieten, Kugeln aufzulesen und ohne Gefahr die Feuertaufe zu erhalten. Es war 1 Uhr Nachmittags und der Kampf war eben zu Ende. Ehe der Exkaiser den Wagen bestieg, der ihn nach Metz bringen sollte, stürzte er sich dem General Frossard mit den Worten in die Arme: „General, Sie haben soeben den Marschallstab und den Titel „Herzog von Saarbrücken" verdient. Dringen Sie siegend vor und sorgen Sie dafür, daß mir Ihre erste Depesche aus Coblenz zukomme." Gerührt über diese doppelte Gunstbezeugung seines Herrn, stammelte Herr Frossard einige Worte des Dankes und schwor bei seiner Ehre, daß kein Anderer die Ehre haben werde, zuerst in Berlin einzumarschiren. Abends war großes Diner im Hauptquartier, welches beim Maire von Forbach untergebracht war. Der erste Toast wurde auf die Gesundheit des Kaisers und der Kaiserin ausgebracht, der zweite auf die Napoleons IV., und der dritte endlich auf die des Herzogs von Saarbrücken. In Metz angekommen, sandte der Exkaiser den Befehl nach Paris, die neue Beförderung und den Titel des Generals im „Journal officiel" zu veröffentlichen. Unglücklicher Weise kamen jedoch diese Depeschen nicht zeitig genug nach Paris, um Europa das Schauspiel dieser letzten napoleonischen Komödie vorzuführen. Das Schicksal wollte nicht, daß der Name des Herzogs von Saarbrücken im französischen Adelsregister figurire. Vier Tage später erlitt die französische Armee bei Forbach die schreckliche Niederlage, wodurch sie vor die Mauern von Metz zurückgetrieben wurde. Die Nachricht kam am 7. zu Paris an, und am selben Tage erhielt der Direktor des „Journal officiel" den Befehl, die Einrückung des Dekrets, welches den General Frossard zum Marschall und zum Herzog von Saarbrücken erhob, bis auf Weiteres zu unterlassen.

Ein Legitimist.

Wenn Jemand fragen sollte, was ein französischer Legitimist ist, so würden Hunderte antworten: das sind Leute, welche die alten Bourbons auf dem Thron haben wollen. Die Antwort ist richtig; noch anschaulicher aber wird die Sache durch folgende kleine Geschichte. Zur Zeit Louis' des XVIII. gab es in Paris einen ehemaligen Offizier, Namens Choquart, der ein ebenso bekannter Legitimist als Händelsucher war. Einmal saß er im Kaffeehaus, und an einem andern Tische unterhielten sich zwei gute Leute aus der Provinz über die in der Revolution hingerichtete Königin Marie Antoinette. Eines ihrer Augen soll ja kleiner gewesen sein, als das andere, sagte der Eine. — Sofort fuhr Choquart den Mann an: Sie sind ein elender, feiger Bursche! Sie beleidigen eine Frau! Ich heiße Choquart, Sie wissen doch, was Das heißen will? — Das wußte der verblüffte Mann aus der Provinz allerdings, denn er nahm die Herausforderung an. Am andern Tage kreuzte man die Klingen, und Choquart versetzte seinem Gegner einen leichten Degenstich, worauf die Versöhnung erfolgte. — „Aber erklären Sie mir doch, warum Sie mich herausgefordert haben! Sie sollten's doch am Ende wissen, daß das eine Auge der Königin wirklich kleiner war, als das andere." — Choquart reckte sich in die Höhe und entgegnete mit Würde: „Eine Königin, mein Herr, kann niemals ein Auge haben, das kleiner als das andere ist; Ihre Majestät geruhte vielmehr, sich eines Auges zu erfreuen, welches größer war, als das andere."

Lebensphilosophie.

Ach! nur in den Nächten des Lebens spricht der Freundschaft Flamme: des Glückes Sonne verdunkelt ihren Glanz.

E. Schütz.

* Buchstaben-Räthsel.

Es spricht in sieben Zeichen
Ein Name hold sich aus;
Willst 3 und 4 du streichen,
Dann wird ein Fremdwort draus,
Ein Wort, gelehrter Feder
Entflossen viel tausendmal
Und dessen Inhalt bald Leder,
Bald köstlicher Geistesstrahl.
Noch an vorletzter Stelle
Das Zeichen laß bei Seit',
Dann ist's als heilsame Quelle
Der Menschheit Dienst geweiht.

Reisel.

Auflösung des Räthsels in № 134:

Donau.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№. 136. Montag, 18. November 1872.

* Durch Kampf zum Frieden!

Erzählung von S. v. d. Horst.

(Fortsetzung.)

Die Fremde stand mühsam auf und hauchte ein von Schluchzen ersticktes Lebewohl; die großen Augen sahen mich freundlichst an und die sanfte Stimme bat mich um Verzeihung — mich!

Ich vermochte kaum zu antworten, kaum zu bitten, daß sie mir nicht fluche — ich hatte ja Nichts von ihr gewußt.

Sie machte eine abwehrende Handbewegung und wollte das schlafende Kind aus meinen Armen nehmen; aber ich sah, daß sie kaum selbst zu gehen vermochte, und drängte muthig den eignen Schmerz Angesichts noch viel größeren Unglückes zurück; vorsichtig hüllte ich Max's kleine Tochter in meinen großen, grauen Plaid, dasselbe Tuch, welches seine Hand so oft berührt, in dem er mich kennen gelernt hatte und zum letzten Male gesehen, und bat die schöne, todtbleiche Mutter, es nach Hause tragen zu dürfen; sie hätte es nicht gekonnt, und mich zog es mit warmer Liebe zu dem kleinen Wesen — war es Max verirrtem Geiste vergönnt, aus besseren Welten auf mich herabzusehen, so mußte es ihn ja noch freuen, daß ich auszugleichen suchte, was er verschuldet, daß sein Kind in meinen Armen geborgen war.

Und so begleitete ich, langsamen Schrittes gehend, trotz ihres Sträubens die arme Kranke in der stillen, sternenhellen Herbstnacht zu Hause, ging mit ihr, meiner Rivalin, meiner einstigen Feindin, durch dieselben Straßen, die mich so oft an seinem Arme gesehen hatten glücklich und hoffend, durch die ich vor kurzen Stunden mit Heinrich gefahren, ihm das letzte Lebewohl zu sagen. — Nun war Alles, Alles zu Ende, und meine Jugend lag hinter mir.

In dem Zimmer der jungen Arbeiterin angekommen, zeigte sich meinen Blicken überall die trostloseste Armuth. Max hatte es gewußt, daß sie Nichts besaß, als was sie verdiente, ja, daß sie noch gelegentlich einem alten Vater helfen mußte, und sich dennoch, seit er mich kennen gelernt, nie wieder um sein Opfer bekümmert.

Ich fühlte die heiße Röthe der Scham in meine Wangen treten, ich sah ja Alles, was ihn anging, noch immer unwillkürlich als meine eigene Sache an; ach! hätte ich Geld gehabt, dies Unrecht zu sühnen! Aber ich war ja arm wie sie selbst!

Vorsichtig das kleine Mädchen in seine Wiege legend, deckte ich es sorgfältig mit meinem Plaid zu, ich besaß nichts Anderes, es zu geben, und mochte doch nicht scheiden, ohne seinem Kinde ein Zeichen meiner Liebe zurückzulassen; noch einen Kuß auf das süße, rosige Antlitz des ahnungslosen kleinen Wesens, noch einmal fuhr, wie liebkosend, meine Hand über das Tuch, welches so oft an seinem Arme gehangen, dann nickte ich der weinenden Fremden einen stummen Gruß und wandte mich zum Gehen — ich habe das schöne, bleiche Mädchen nicht wiedergesehen und weiß, daß sie bald darauf gestorben ist.

* * *

„Die Welt treibt fort ihr Wesen,
Die Leute kommen und gehen,
Als wärst du nie gewesen,
Als wäre Nichts geschehen!“

Wer hat sie nicht schon empfunden, die niederdrückende Bedeutung dieser Worte: „Als wär'st du nie gewesen“, und doch starb mit dir Alles, was mir vom Leben gehörte, doch fiel mit deinem Tode die Welt in Trümmer!

Wir möchten Alles um uns herum in gleiche Trauer versunken sehen, möchten es empfunden

wissen von der ganzen lebenden und todten Natur, daß du fehlst; aber „die Welt treibt fort ihr Wesen, die Leute kommen und gehen," wir müssen jeden Tag allen unsern Pflichten nachkommen wie sonst, während der Mittelpunkt unserer Bestrebungen herausgerissen wurde, die Arbeit blieb, der Lohn ist dahin. — Lange Wochen bin ich krank gewesen, ein Nervenfieber brachte mich nach jenem Abend an den Rand des Grabes — ach, hätte ich sterben dürfen!

Noch ein Druck auf meine Seele ist hinzugekommen; Heinrich hat in meiner Krankheit wie ein Bruder für mich gesorgt, Arzt und Wärterin bezahlt, und hundert kleine Bequemlichkeiten, kleine Ausschmückungen des Daseins finde ich, wohin mein Auge blickt; Alles kommt von ihm, nur ihn selbst sehe ich nicht; seit meine Besinnung zurückgekehrt, ist er weggeblieben.

Wäre Heinrich in der That mein Bruder, wie glücklich müßte mich seine herzliche Liebe machen, wie dankbar würde ich sie entgegennehmen! So aber möchte ich ihn fliehen, so weit die Erde Trennung zuläßt, damit er mich vergäße; nie hat ein Wort von ihm mir ausdrücklich gesagt, daß er mich liebe; aber dennoch weiß ich es und empfinde aufrichtigen Schmerz darüber; kann ich doch niemals lernen, dies Gefühl zu erwiedern! Meine Treue gehört Max auch über das Grab hinaus; ich kann nicht anders, wenn ich auch weiß, daß er Dessen nicht würdig, daß Heinrich in allen Stücken der bessere und edlere Charakter ist — ich kann nicht anders.

Heinrich hat mir geschrieben und erzählt, daß Max am Tage vor seinem Tode eine bedeutende Summe Geldes aus der Kasse genommen und verspielt habe; ich wußte Das längst, und doch war mir die Bestätigung meiner Ahnungen ein neuer herber Schmerz. „Ach Max, wohin wärst Du gekommen, wenn Du fortgelebt, auf welchen Sand waren alle meine Hoffnungen gebaut! Ja, es ist besser so für mich, ob es auch noch so wehe thut."

Ich bat Heinrich, mich zu besuchen, um ihm persönlich zu danken für alle Opfer, die er gebracht; er kam noch denselben Abend, aber meinen Dank wies er mit seiner gewöhnlichen ruhigen Bescheidenheit zurück, und seine einfachen Worte trieben mir das Blut in die Wangen. „Ich habe einige tausend Thaler geerbt, Fräulein Hannchen!" sagte er, „und dieses Geld war von Anfang her für Sie bestimmt; Sie haben erst einen Bruchtheil davon bekommen."

Der Sinn der Worte konnte mir nicht entgehen, aber ich stellte mich um seinetwillen, als ob ich ihn nicht verstände; es würde mir ja nur neuen Kummer verursachen, wenn ich ihn einst mit einem deutlich ausgesprochenen „Nein" zurückweisen müßte.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Ein wildes Mädchen.

Novelle von M. Berger.

(Schluß.)

Sie fand Alles verlassen, sie war zu spät gekommen. Auf einem Tisch lagen Noten, unwillkürlich schlug sie das Heft auf. Es war das Lied, welches Miska gespielt, sie suchte darin, sie fand jede Note wieder und hörte im Geist sein Spiel. Ein Geräusch ließ sie aufblicken — Miska stand vor ihr.

Sie blickten sich an, die Beiden — Glieder desselben Volkes, desselben Stammes, Kinder des braunen, verachteten Volkes.

Keines fand Worte, und doch stand es auf Beider Lippen. Aber ihre Augen sagten es und sie verstanden sich.

Er faßte ihre Hand und sprach: „Ich sah, was diese Finger zu schaffen vermochten. Mara, Du hast den Fluch von mir genommen! Wie hast Du Dies vermocht?"

„Ich ging in die weite Welt," entgegnete sie, „aber nicht, wie die Unsrigen gehen, gesenkten Hauptes die Last des Lebens tragend; ich ging mit schauenden Augen und suchte, ich fand, was die weißen Menschen stolz und glücklich macht, ich fand die Kunst und den Segen der Arbeit. Miska, der große Geist, der über den Wassern schwebt, er ist auch der Gott der weißen Menschen, Kinder eines Vaters, hat auch das braune Volk Theil an jenen Gütern, welche die Andern glücklich werden läßt — warum streckt es nicht die Hände danach aus, sie zu fassen?!"

„Seine Stunde ist noch nicht gekommen, es gilt zu harren und zu hoffen," sagte Miska trübe.

„Nein, Miska, nicht so; es gilt, sich aufzuraffen und zu ergreifen. Gelang es uns, warum sollte es Jenen nicht gelingen?" rief Mara aus mit blitzenden Augen. „Wie fandest Du die Kraft, Künstler zu werden?"

Er antwortete nicht gleich. Er blickte sie lange an, sie schlug den Blick vor dem seinen nieder,

als müsse sie jetzt ein Wort hören, nach dem sie verlangt ihr ganzes Leben hindurch. „Ich sah Dich stehen auf lichter Höhe, ich mußte Dir folgen — Mara, ich liebe Dich! Willst Du mein Weib sein?"

Ein leuchtender Schein ging über Mara's Züge und machte Wohnung in ihren Augen, die feucht schimmerten. Thränen füllten sie mit dem Leid der Vergangenheit und mit der Seligkeit der Gegenwart.

Sie breitete die Arme nach ihm aus.

„Miska, so habe ich Dich gewonnen, Deine Liebe erkämpft und errungen, und da sie mein wird, gebe ich Dir, was mir Muth verlieh in den Stunden des Ringens — den fühlbaren Segen der Arbeit! Mein Herz kann ich Dir nicht geben, es gehört Dein, seit ich zu denken vermag. Die Liebe zu Dir war es, die mich von euch forttrieb, denn sie gab mir unsägliches Leid, es war der Weg zum Glück, den ich anfangs betrat, nur die Blumen und Gräser beschauend, die an dessen Rande blühten. Als ich die Früchte sah, die dort in glühender Sonne zeitigen, griffen meine Hände danach, ich aber war zu schwach und klein, sie zu erreichen. Jahre vergingen, die Arbeit machte mich stark, ich gewann die Früchte und sehnte mich nach dem Lohn — ich gewann den Lohn, der da ist ihr Segen; ich verlangte, ihn zu theilen mit einem andern Herzen. Jetzt ist's erfüllt! Miska, der Geigenspieler, und Mara, die Künstlerin, sind Beide befreit, erlöst; Miska, ich will Dein Weib sein!"

Mannigfaltiges.

Ein feines Gaunerstückchen.

Ein angeblicher Lewin tritt unlängst in einen Juwelier-Laden in Metz und läßt sich die besten Schmucksachen vorlegen, die dem Juwelier zu Gebote stehen. Er zeigt in seinem Auftreten elegante Manieren, Geschmack in Beurtheilung und Auswahl der ihm vorgelegten Waaren, und der Juwelier holt nach und nach das Werthvollste herbei, was sein Geschäft nur aufweisen kann. Da plötzlich tritt ein anderer Herr in k. preuß. Garde-Uniform in den Laden, begrüßt den Ersterschienenen als Bekannten und gratulirt ihm zu seiner Verlobung, indem er zugleich die immense pekuniäre Ausstattung seiner Braut so faßlich betont, daß der Juwelier davon nothwendig Notiz nehmen mußte. Der Offizier hilft nunmehr seinem Freunde in der Auswahl einiger Brillanten, mit denen Letzterer eben im Begriffe sein will, seine Braut zu überraschen. Endlich ist die Wahl getroffen. Zum Unglück hat aber der glückliche Bräutigam nicht so viel Baarschaft bei sich, um den Einkauf sofort bezahlen zu können. Er will aber so schnell als möglich mit dem Geschenk zu seiner Braut fahren, ohne vorher in seine Wohnung zurückzukehren, um die erforderliche Geldsumme herbeizuholen; erst auf dem Rückwege von seiner Braut gedenkt er an seiner Wohnung vorüberzufahren. Lachend schlägt er dem Offizier vor, an seiner Statt auf eine halbe Stunde im Juwelierladen als Bürge zurückzubleiben, ein Vorschlag, den der Offizier nicht minder lachend und vergnügt annimmt, als der Juwelier. Leider aber vergeht Zeit auf Zeit, ohne daß der Bräutigam, nachdem er mit seinen Brillanten abgegangen, in das Geschäft zurückkehrt. Der Offizier wird nachgerade unruhig, er versichert, dienstliche Verrichtungen zu haben, und verlangt, den Laden verlassen zu dürfen. Der Juwelier weigert sich Dessen, es entsteht ein lebhafter Wortwechsel zwischen beiden Theilen, und schon steht der Offizier im Begriff, den Säbel zu ziehen, als zufälliger Weise ein höherer Polizeibeamte in Uniform am Laden vorübergeht, auf den Vorgang aufmerksam wird, deßhalb in den Laden eintritt und, nachdem er vom Juwelier den Sachverhalt erfahren, den Offizier veranlaßt, ihm auf die Polizeibehörde zu folgen. Nach anfänglicher Weigerung fügt sich endlich der Offizier und läßt sich von dem Polizeibeamten abführen. Natürlich war, wie der Käufer und der Offizier, auch der „höhere Polizeibeamte" ein Gauner.

Eine Verlobungs-Anzeige.

Der „Illustr. Anz. f. gefälscht. Papierg." berichtet folgendes interessante Geschichtchen: Eines schönen Morgens erschien in dem Tagblatte einer kleinen deutschen Residenzstadt folgende Verlobungsanzeige: „Als Verlobte empfehlen sich: Alma Wartensleben, Sigismund Dönniges." Alma Wartensleben, die Tochter des Hofraths Wartensleben war eine den aristokratischen Kreisen angehörende, sich ebenso durch Geist wie durch Herz auszeichnende junge Dame, welche die allgemeine Achtung genoß. Sigismund Dönniges war Schauspieler und vertrat bei einer ambulanten

Truppe das Fach der Liebhaber, ein Exemplar der Eichendorf'schen höheren Taugenichtse und Holtey'schen lustigen Vagabunden. Man kann sich denken, welch Aufsehen diese Verlobungsanzeige machte. Wer da weiß, wie sehr jede Verlobungsanzeige eine kleine Residenz in Bewegung setzt, der kann beurtheilen, welch' fieberhafte Aufregung eine so ganz aparte Verlobung, wie die vorstehende, machen mußte. Diese Neuigkeit war so fabel- und märchenhaft, daß sie Niemand glauben wollte, und doch stand sie schwarz auf weiß im Amtsblatt. Hofrath Wartensleben, Alma's Vater, war außer sich. Aerger, Scham, Rache und andere böse Geister durchwogten abwechselnd seine Gedanken. Er beschloß, sich und seine Familie nicht eher sehen zu lassen, bis eine Gegenerklärung in dem morgenden Tagblatte erschienen wäre. Diese Gegenerklärung erschien, und die Sache wurde nun für die Residenzbewohner noch interessanter. Nun erst ließ unser Hofrath einen offenen Wagen vorfahren, um sich in Begleitung seines Rechtsbeistandes in die Druckerei zu begeben und dort das Manuskript zu der malitiösen Anzeige zu verlangen. Das fragliche Manuskript wurde vorgefunden und unweigerlich ausgehändigt. Zu Hause theilte nun unser Hofrath seinem Rechtsanwalte mit, daß der Sohn des Rittergutsbesitzers Bergheim, ein bekannter Taugenichts, jüngst um die Hand seiner Tochter angehalten und abgewiesen worden sei. Er vermuthe, daß dieser aus Rache wohl einen so schlechten Streich ausgeführt haben könne. Um nun in's Klare zu kommen, ob Bergheim die Anzeige geschrieben, wurde das Manuskript nebst einem von Bergheim an den Hofrath geschriebenen Brief gerichtsseitig an einen bekannten Schriftverständigen zur Prüfung gesandt. Der Sachverständige erklärte und wies überzeugend nach, daß die Annonce in der That von dem Oekonomen Heinrich Bergheim geschrieben sei. Hofrath Wartensleben verklagte nun Bergheim und hatte die Genugthuung, daß der Verklagte zu sechs Monaten Gefängniß (!) und 100 Thalern Geldstrafe verurtheilt wurde.

Durch List erwischt.

Bochum, 13. Okt. Aus Bochum erzählt die dort erscheinende „Westf. Volksztg.“ folgendes heitere Geschichtchen, wie ein Kappusdieb durch eine Visitenkarte entdeckt wurde. „Einem Oekonomen in der Nähe Bochum's wurde im vorigen Jahre von seinem Felde Kappus gestohlen. Obschon er seinen Nachbar, welcher auch Kappus pflanzte, für den Dieb hielt, zeigte er den Diebstahl doch nicht an, weil es ihm an Beweismitteln fehlte. In diesem Jahre pflanzte der Oekonom wieder Kappus. Als derselbe zu schließen oder den Kopf zu bilden anfing, machte der Eigenthümer kleine Zettelchen von gutem Papier, schrieb auf dieselben seinen Namen und legte in jede Kappuspflanze ein solches. Der Kappus wurde ausgezeichnet. Dieses verleitete den Dieb, das Kappusfeld wiederum nächtlicher Weile zu besuchen. Als der Oekonom am andern Morgen den Diebstahl bemerkte, stellte er gleich Nachforschungen an und fand, daß sein Nachbar auf dem Markt Kappus verkaufte. Er ließ durch einen Freund mehrere Köpfe von diesem kaufen und fand in einigen seine Visitenkarte ziemlich wohlbehalten vor. Der herbeigerufene Nachbar war sehr leicht des Diebstahls überführt und bat um Verzeihung. Der Bestohlene gewährte sie großmüthig unter der Voraussetzung, daß er Besserung verspreche. Die Besserung wurde unter Thränen versprochen, und die Sache war ab gemacht.

Ein schlauer Miether.

Zu einem Hausherrn in Wien kam dieser Tage ein Herr, um eine Wohnung zu miethen. „Haben Sie Kinder?“ fragte der Hausherr. „Die sind draußen auf dem Friedhofe!“ sagte der Herr mit einem schmerzlichen Seufzer. Nach dieser Auskunft wurde der Kontrakt geschlossen. Wie groß war aber das Erstaunen des Hausherrn, als der Miether mit nicht weniger als vier Kindern erschien, um einzuziehen. „Was soll Das heißen?“ schrie ihm der Hauspascha zu, „sagten Sie mir nicht, daß Ihre Kinder todt seien?“ „Da müssen Sie schlecht gehört haben“, erwiederte der Miether, „ich sagte, sie wären auf dem Friedhofe. Es war gerade Allerheiligen, und da besuchten sie das Grab ihres verstorbenen Onkels.“

Lebensphilosophie.

Der betrauert die Todten, welcher nach ihrem Wunsche lebt.

Young.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 137. Mittwoch, 20. November 1872.

Im Traum.

Ich sah vor Deinem Fenster stehen
Rosen und Vergißmeinnicht
Im Traum
Und bat sie, leis für mich zu flehen
Als ein sinnig still Gebet
Im Traum.

Da athmet Liebesgluth die Rose
Und haucht sie Dir in's Herz hinein
Im Traum;
Vergißmeinnicht blickt wie der Himmel
Dich an so liebend treu und rein
Im Traum.

Und Du — Du hast sie wohlverstanden,
Kamst zu mir im Mondenlicht —
Im Traum,
Und als die Lippen Rosen fanden,
Sprachst Du süß: „Vergißmeinnicht!"
Im Traum.

---

* Durch Kampf zum Frieden!

Erzählung von S. v. d. Horst.

(Fortsetzung.)

Ich habe lange mit mir gekämpft, ob ich ihm von Max's Tochter erzähle. Sein Andenken muß ich dadurch auf's Neue beschimpfen, aber das arme Wesen hat Niemand in der Welt, der ihm Pflichten schuldet; es muß untergehen, wenn ich nicht spreche. Max ist todt, das Kind lebt und hat eine Zukunft vor sich; ich bin arm und hilflos, sonst behielte ich es ja selbst, ließe Niemand das theure kleine Wesen; aber ich vermöchte es nicht zu erziehen; ich muß daher den falschen Stolz bei Seite setzen und Heinrich von seiner Existenz Mittheilung machen; er wird es schon um meinetwillen nicht verlassen und gewinnt vielleicht an dem kleinen Mädchen eine Tochter, die ihn später liebt wie ihren Vater — ich muß ja auch hier entsagen!

Auf Max's Grabe keimen jetzt schon die ersten Frühlingsknospen! Nun ist es ein reichliches Jahr, seit ich ihn kennen lernte, ein einziges Jahr und dennoch ein Menschenleben! Mein Herz ist mit ihm begraben, wenn ich auch ruhig geworden bin und die erste tödtliche Verzweiflung bekämpft habe; alle kleinen Geschenke, die er mir gebracht, bewahre ich wie Heiligthümer, seinen Ring, das Andenken jenes ersten Schreckenstages, trage ich an dem Platze, den in glücklicheren Fällen der Trauring einnimmt; ich bin ihm verlobt, gehöre nur ihm, ob ich auch nach des Schicksals Willen bestimmt war, Wittwe zu werden, ehe ich Frau gewesen.

„Und der wahren Wittwe Liebe gleicht dem Lieben einer Braut" — wer kennt sie nicht, die schönen, bedeutungsvollen Worte unseres unsterblichen Dichters? Sie sollen sich bei mir bewähren! Ich werde es ertragen lernen, wenn auch mit blutendem Herzen, daß mein Weg durch's Leben seines Lichtes, seines Schmuckes beraubt ist. Noch die kurze Spanne Zeit und ich bin mit Dir vereint, mein Max! Den größten Schatz, welchen ich besaß, Deine Liebe, habe ich ja nicht eingebüßt, bin von Deinem Herzen nicht verstoßen, und Das allein würde mich schwach gefunden haben, unfähig, der Verzweiflung Widerstand zu leisten.

* * *

Ich habe Heinrich geschrieben um des Kindes willen, da ich mir nicht den nöthigen Muth zutraute, von Maxens Schuld sprechen zu können, und ihn offen und ehrlich gebeten, Etwas für die verlassene Kleine zu thun.

Wie mußte ich auf's Neue diesen herrlichen Charakter bewundern lernen! Heinrich hat die ganze unglückliche Angelegenheit längst gekannt und schon bei dem Tode der Mutter das Kind zu Bekannten in Pflege gegeben, Alles ohne Aufsehen in Ordnung gebracht; er kam, anstatt auf meinen Brief zu antworten, persönlich zu mir, und wieder stand ich, mit wundem Herzen vergleichend, beschämt vor so viel Seelengröße und Bescheidenheit zugleich!

„Fräulein Hannchen," sagte er ruhigen Tones, „mit welchen Augen Sie das Kind ansehen würden, wußte ich nicht, darum sprach ich für's Erste nicht zu Ihnen von der Sache; aber dem kleinen Mädchen muß unverzüglich geholfen werden; daß Sie späterhin Ihr Interesse, Ihre Liebe Maxen's Tochter nicht entziehen würden, dazu kannte ich Sie!"

Stumm weinend stand ich vor ihm, Max's Namen nur aussprechen zu hören, ließ die Thränen heiß aus dem Herzen heraufquellen.

„Heinrich, wie soll ich Ihnen jemals danken für alle Ihre Güte?"

Das war ein, wenn auch absichtlos hingeworfenes, gefährliches Wort, und schon im nächsten Augenblick bereute ich, es ausgesprochen zu haben; aber nun war es zu spät.

Heinrich trat mir näher, und alles Blut war aus seinen Wangen gewichen; ich sah mit Bestürzung die heftige innere Erregung, welche ihn beherrschte.

„Hannchen," sagte er, zärtlich flüsternd und meine Hand ergreifend, „es gibt ein Mittel, mich überreich zu belohnen, ein einziges!"

Ach, wie weh that mir Das, was ich nun antworten mußte, wie ließ es meine Thränen nur noch heftiger fließen!

„Heinrich," schluchzte ich — „es gibt keines!"

Es entstand eine minutenlange Pause, in der nur mein leises Weinen die peinliche Stille unterbrach; endlich hörte ich ihn auf's Neue sprechen.

„Hannchen, sehen Sie mich an!"

Ich wandte den thränenumflorten Blick zu ihm und schüttelte unwillkürlich den Kopf.

„Hannchen, wenn Ihnen Zeit geblieben, die letzten schrecklichen Ereignisse — nicht zu vergessen, aber ruhiger, unbefangener anzusehen, und sollten noch Jahre darüber hingehen — darf ich alsdann hoffen, daß Sie mich ein wenig lieben lernen?"

„Ich kann nicht, Heinrich, mein Herz ist todt! Ich könnte Ihnen nur warme Freundschaft bieten und meine Achtung und aufrichtige Zuneigung in jedem andern Sinne, aber — keine Liebe!"

„Ich wußte es!" sagte er nach einem augenblicklichen Stillschweigen; „aber ich wollte Nichts unversucht gelassen haben — leben Sie wohl, Hannchen, und möge Gott sie so zufrieden und glücklich machen, wie ich es Ihnen aus tiefstem Herzen wünsche; es ist eben nur Ihre Liebe, die ich gewinnen möchte, und da Das nicht sein kann, so ist es besser, daß wir scheiden und Beide unser Schicksal tragen, so gut es eben geht. Sie behalten an mir einen Freund in jeder Lebenslage; aber dies Lebewohl — ist ein ewiges!"

„Heinrich," bat ich, „Heinrich, vergeben Sie mir den Kummer, den ich Ihnen verursache, Gott sieht mein Inneres, ich kann nicht anders!"

Er drückte liebevoll meine Hand. „Gott segne Sie, Hannchen!" Noch einmal ruhten seine ehrlichen, treuen Augen auf mir, und dann hatte er mich verlassen, ich habe ihn nicht wiedergesehen.

Wie viel Leid und Schmerz wäre mir erspart geblieben, wenn ich diesen vortrefflichen Mann hätte lieben können, wie traurig war es, daß ich ihm nun zum Dank für alle seine Treue eine so schwere Stunde bereiten mußte!

Ja, er hatte Recht, das Lebewohl konnte nur ein ewiges sein.

Zwei Tage nach dem oben Geschilderten erhielt ich ein kleines Paquet und erkannte Heinrich's Handschrift, ohne mir jedoch denken zu können, was etwa darin enthalten sei; ich öffnete es mit einiger Neugier, und eine Anzahl verschiedener Papiere fielen mir entgegen; ein längerer Brief von ihm an mich fesselte zunächst meine Aufmerksamkeit wieder, und immer wieder las ich, bis die Thränen heiß auf das Papier strömten und der Kopf in die Hand sank. „O Heinrich, wie kann ich Dir je sagen, welche Freude Du mir bereitest!"

Mit keiner Andeutung unseres letzten Gespräches gedenkend, bot er mir in einer Weise, als bäte er mich um einen Liebesdienst, ein Geschenk, wie ich es mir nicht schöner, nicht beglückender von Gottes Güte hätte erflehen können — nicht als ob das Alles für mich geschehe, sondern, meine Gefälligkeit in Anspruch nehmend, erzählte er mir, daß er Maxens kleine Tochter förmlich und gesetzlich adoptirt, sie auf seinen Namen habe taufen lassen und, um ihre Zukunft nach Möglichkeit sicher zu stellen, für sie ein Grundstück in seiner Heimath käuflich erworben — mein Elternhaus, wie mir die beigeschlossene Urkunde beweisen könne.

Um nun für das Kind, das noch zu jung sei, liebevoller weiblicher Pflege zu entbehren, eine gewissenhafte Erzieherin zu erhalten, wende er sich bittend an mich, da ich ja gewiß dem kleinen Mädchen moralisch am nächsten stände, und ersuche mich, mit demselben das Haus in der Vaterstadt baldmöglichst wieder zu beziehen; er werde mir jedes Jahr ein ausgiebiges Kostgeld schicken und nehme sich, meiner Einwilligung sicher, im Voraus die Freiheit, mir die zum Umzug nöthigen Mittel sogleich beizulegen, da er selbst, wenn meine Blicke auf diesen Zeilen ruhen würden, unterwegs sei nach einer andern Provinz, in die er sich habe versetzen lassen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Die wahren Wohlthäter der Menschheit.

Unter diesem Titel bringt die „P. Z." ein Gedicht, welches die Lebensgeschichte eines Mannes erzählt, der jener Wohlthäter segensreiches Wirken an sich selbst erfahren. Seine arme Mutter zwar starb bei seiner Geburt, denn damals existirte noch nicht Bielschowskys „Frauenelixir"; ihn selbst aber, einen schwächlichen Knaben, erhielt nur „Auerbachs Malzpulver." Daß er das Zahnen überstand, verdankt er nur einem „Gehrig'schen Halsband"; das rauhe Klima machte ihm „Mayers Brust-Syrup" unschädlich. So wurde er Jüngling, poetisch sogar, und rein an Körper und Geist — durch „Petschs Apfelwein". Die Zeiten wurden ernst, doch rettete ihn der Humor, und bewahrte ihn vor Hypochondrie nur „Daubitz"! Daß er aber nicht verhungerte und die lange Zeit, bis er Assessor wurde, überstehen konnte, ist das Verdienst von „Jakoby's Königtrank". Und war er nun einmal zu ausgelassen, überließ er sich zu sehr dem Gott Bacchus, so trank er stillvergnügt ein Gläschen „Boonecamp of Magenbitter". Er ist alt geworden und doch genießt er noch der vollen Jugendkraft, denn ihn erhält der „Hoff'sche Malzextrakt". Gegen einen Kahlkopf schützt ihn „Krellers Haarbalsam", und gegen blöde Augen, die sonst unfehlbaren Folgen des hohen Alters, gebraucht er mit Erfolg „Dr. Romershausens Augenessenz". Das Gedicht schließt:

Und will's zuletzt dann nicht mehr gehen,
Wünsch ich mein Sterbestündlein her,
Und will ich von der Welt Nichts sehen,
Und Nichts von ihrem Treiben mehr, —
Will ich durchaus den Himmel erben,
Und seh mich fast gestorben schon,
Dann nehm ich, um recht schnell zu sterben,
Noch Pillen ein von Morrison.

Strauß.

Auf dem Landschlosse des Prinzen Karl in Potsdam fand ein Diner statt. Kurz vor Beginn desselben flüsterte Graf Dönhof, der Hofmarschall des Prinzen, der schönen Hofdame von Seydewitz in's Ohr: „Ihr Nachbar ist Strauß!" Kaum hatten die Gäste an der Tafel Platz genommen, so wandte sich Frl. v. S. an den bezeichneten Nachbar und sagte mit freundlicher Miene: „Ich freue mich sehr, den berühmten Verfasser des Leben Jesu . . . ." — „Bitte um Entschuldigung, Comtesse, Der bin ich nicht, ich bin . . . ." — „Ach, verzeihen Sie," unterbrach Frl. v. S., „ich habe das Vergnügen, den berühmten Komponisten der Wiener Walzer kennen zu lernen; ich . . . ." — „Bitte um Entschuldigung," unterbrach sie der Nachbar, „Der bin ich auch nicht! Ich bin auch nicht Der, der die Eier legt; ich bin der Hofprediger Strauß."

Anschauliche Darstellung.

Ein amerikanisches Blatt, dessen Redakteur vermuthlich früher anstatt der Feder den Pfriem geführt, rühmt von dem Senatsredner Colfax: „Immer streng sachlich, näht er in seinen Reden das Oberleder der Beweisführung und die Sohlen der Thatsachen mit dem Pechdraht der Logik so zusammen, daß das Wasser der Opposition niemals eindringen kann."

Ein pfiffiger Bediente.

Premier-Lieutenant von B., seit einigen Wochen nach Berlin kommandirt, erhielt vor einigen Tagen in letzter Stunde eine Einladung zum Diner bei der Gräfin M. Dienstobliegenheiten gestatteten dem jungen Kavalerieoffizier nicht, von der Einladung Gebrauch zu machen; er entschuldigte sich schriftlich und beauftragte seinen Burschen mit sofortiger Ueberbringung des Billets. Der stramme Dragoner, der in seiner märkischen Heimath zwischen den Fichtenhaiden und Roggen-

breiten keine Gelegenheit gehabt hatte, die gesellschaftlichen Formen der Residenz zu beobachten, machte sich sofort auf den Weg; ihm wird jedoch von seinem Herrn noch auf der Treppe nachgerufen: „Bringen Sie aber das Mittagessen für mich gleich mit!" — Der Bursche langt in der gräflichen Wohnung an, liefert das Briefchen ab und lauert an der Entreethür. „Es gibt keine Antwort!" bemerkte der Lakai. — „Mein Lieutenant hat befohlen, ich soll das Mittagessen mitbringen," erwiederte der Dragoner dienstlich barsch. Die Dame des Hauses passirt in diesem Augenblick das Entree und vernimmt das Zwiegespräch. Sie lächelt, ersucht den Reitersmann, einen Augenblick zu warten, und derselbe hat alsbald das Vergnügen, mit duftenden Speisen beladen zum Herrn Lieutenant zurückkehren zu können. Zu Hause ward ihm kein sehr glänzender Empfang zu Theil; aber schließlich stellt sich bei dem strengen Gebieter ein herzliches Lachen ein. „Kaufen Sie," sagte Herr v. B. alsdann, „hier unten im Blumengeschäft sofort das Bouquet mit den weißen Rosen im Schaufenster für die Gräfin M. und bringen Sie dasselbe schleunigst zu dieser Dame." Der Bursche empfängt zu den Auslagen einen Fünfthalerschein aus des Lieutenants Portemonnaie und trabt fort mit dem besten Vorsatze, seinen Herrn durch besondere Umsicht zufrieden zu stellen. Bald erscheint er wiederum in den gräflichen Wohnräumen, gibt das Bouquet ab und faßt wieder Posto an der Thür. Ein gräflicher Diener meldet endlich die Anwesenheit des beharrlichen Thürstehers. Die Gräfin vermuthet, der Dragoner erwarte ein Trinkgeld, und sendet demselben einen Thaler. „Nee, zwee Dahler hat das Bouquet gekostet," erklärt der brave Vaterlandsvertheidiger, und die Gräfin vermeidet begreiflicherweise, von dem Preise Etwas abzuhandeln. Der Dragoner aber bringt mit stolzem Bewußtsein die vollen fünf Thaler seinem Herrn zurück, der in's Schwanken geräth, ob er verzweifeln oder sich krank lachen soll.

Musikalisches.

Seit 1. November d. J. erscheint in dem rührigen Verlag von A. H. Payne in Leipzig ein großartig angelegtes Werk, das dazu bestimmt ist, 100,000 Herzen zu erfreuen. Ohne daß es irgend welche Vorkenntnisse voraussetzt, soll es in der in andern Fächern schon bewährten Form des brieflichen Unterrichts Erwachsenen die Kunst des Klavierspiels lehren. Es soll darin in so deutlicher Sprache zu dem Lernbegierigen geredet werden, daß ein Mißverstehen unmöglich und ein rascher Fortschritt die unmittelbare Folge ist.

Das Werk ist also speziell dem Selbststudium Erwachsener gewidmet und soll einen Lehrer vollständig entbehrlich machen. — Wenn man bedenkt, daß man ein geschriebenes Wort zu wiederholten Malen überlesen kann, und zwar so lange, bis des Pudels Kern erfaßt ist, während ein gesprochenes Wort gar schnell verklingt, so ist wohl anzunehmen, daß das Werk seinen Zweck erreichen wird, zumal da es von einer Verlagsfirma ausgeht, welche das Gebiet der populären Literatur mit so vielem Erfolg betreten hat. Für Eltern und Erzieher kann das Werk als Kontrolle-Buch dienen, als Prüfstein, wie es um den genossenen Unterricht des Kindes wohl steht.

Der Kaufpreis pro Heft wird 10 Sgr. sein und soll immer am 1. und 15. eines Monats ein weiteres Heft erscheinen. — Alle Buchhandlungen werden den Bezug des Werkes gern vermitteln.

Lebensphilosophie.

Wer seine guten Gedanken nicht bei Zeiten losläßt, der gleicht Demjenigen, welcher aus lauter Schonung seine neuen schönen Kleider so lange im Kasten hängen läßt, bis sie — aus der Mode kommen oder von Motten zerfressen sind.

* Räthsel.

Im Alterthum ragt' ich sehr hoch empor
Und ward ob meiner Weisheit viel gefeiert;
Auch heute noch schlägt oftmals, nachgeleiert,
Eins meiner Weisheitskörner dir an's Ohr.

Nun setze einen anderen Vokal
Als zweites Zeichen mir — den neuern Zeiten
Gehör ich so und will Etwas bedeuten,
Obgleich an wirklichem Gehalt oft trostlos-kahl.

Reiselt.

Auflösung des Räthsels in № 135:

Therese — These — Thee.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 138. Freitag, 22. November 1872.

* Durch Kampf zum Frieden!

Erzählung von S. v. d. Horst.

(Schluß.)

Zum Schlusse bat er mich, ihm gelegentlich zu schreiben, und sagte mir noch einmal ein freundliches Lebewohl, ohne jedoch ein einziges Wort von Liebe beizufügen.

„O Heinrich, ich hatte mit Deinem Herzen gespielt, Dich absichtlich grausam beleidigt, und Deine selbstlose Hingebung konnte Alles verzeihen! Wie viel, viel edler und besser bist Du, als ich es jemals sein werde! Wüßte ich nicht, wie sehr Dich ein Zurückweisen Deines Doppelgeschenkes kränken würde, wahrlich, mir fehlte der Muth, es anzunehmen; aber Dein eigenes Empfinden gibt Dir den Maßstab für das meinige, gleich Dir kann ich mein Herz, meine volle reiche Liebe nur einmal verschenken, nur einmal, ob in Glück oder Entsagen, aber — auf ewig."

Ich saß stumm mit dem Briefe in der Hand und ließ die Hoffnung, deren mildes, verheißendes Lächeln ich schon für immer verloren geglaubt, auf's Neue Besitz nehmen von meiner Seele. Ich sollte ja nun das Begrabene in gewissem Sinne auferstehen sehen, sollte den ganzen Schatz hingebender Zärtlichkeit, welchen mein unglücklicher Max besessen, jetzt auf sein Kind übertragen dürfen, ihr meine Zeit, meine treueste Sorgfalt widmen, sie im schönsten, edelsten Sinne des Wortes zu meiner Tochter erziehen! Und hatte ich nicht immer im Innersten meiner Seele ein Schuldbewußtsein gegen das Kind empfunden, dem ich einst, wenn auch unwissentlich, den Vater geraubt?

Nun sollte sich Alles ausgleichen und auf den Trümmern einstigen Glückes ein Besseres, Reineres erblühen! Nun will ich neu aufleben in seiner verwaisten Tochter, die das Schicksal so wunderbar in meine Arme geführt!

Und mit welcher Zartheit bot Heinrich sein Geschenk, überall schob er die Kleine vor, während er mir gab mit vollen Händen! „Segne Dich Gott, Heinrich, und lasse Dich einen Ersatz finden so schön und freundlich, wie Du ihn mir geschenkt!"

* * *

So ging es denn schon in den nächstfolgenden Tagen an den Aufbruch; ich hatte alle Hände voll zu thun und erstickte durch äußere Thätigkeit den Schmerz der Trennung von der Stätte meines kurzen Glückes; zunächst schrieb ich Heinrich einen tiefempfundenen Dank, dann suchte ich die Frau auf, welche mein kleines Töchterchen in Verwahrung hatte.

Ich mußte vor der fremden Pflegemutter des Kindes den Eindruck verbergen, der durch die frappirende Aehnlichkeit mit Max hervorgerufen wurde, aber dennoch sollte sie meine Thränen sehen!

Um Etwas zu sagen, fragte ich so obenhin: „Wie heißt das kleine Geschöpf?"

„Johanna Maximiliane," antwortete mir ahnungslos die Frau.

Ich drückte mein Gesicht an das Lockenköpfchen, unfähig, der inneren Bewegung Herr zu werden. — „Heinrich, wie klein fühle ich mich neben Dir!"

Sobald ich im Stande war, zu sprechen, verabredete ich das Nöthige mit der erstaunten Frau und bat sie, mich auf der kurzen Reise zu begleiten; dann eilte ich fort, da es mich peinigte, der Gegenstand ihrer Neugier zu sein; alle Geschäftswege, welche ich noch zu besorgen hatte, machte ich heute, um mich gewaltsam aufrecht zu halten; die Augen des Kindes, seine Augen riefen ja Alles wach,

was, kaum zur Ruhe gebracht, in meinem Herzen lebte, die ganze Fluth der Erinnerungen; ich durfte nicht allein sein, wenn ich stark bleiben sollte für den Abschied.

Ein Tag um den andern ging hin mit den unerläßlichen Vorbereitungen zu einem Umzuge, und endlich kam der letzte Abend, den ich in der Stadt zubringen sollte.

Ich ging langsam durch alle Straßen, in denen ich einst an Max's Arm gegangen, und sagte jedem einzelnen Orte ein stummes Lebewohl, ging zuletzt hinaus auf den Kirchhof, um noch einen Kranz auf sein Grab zu legen, um noch eine Blume von demselben zu brechen; so viele ihrer bunten Schwestern, die mir seine Hand gepflückt auf unseren Spazirgängen im Freien vor der Stadt, verwahre ich in dem kleinen Kästchen, das auch die beiden Karten birgt, sie, die letzte, die hinzukommt, blühte auf aus der Erde, unter der er schläft — ein freundlicher Auferstehungsgruß. „Lebe wohl, lebe wohl, mein Max! Ich bin Dir ja dort so nah als hier, und Deinem Kinde will ich eine getreue Mutter sein!"

* * *

So sehe ich mich denn wieder an dem alten Fenster sitzen, in der Heimath meiner Kinderjahre! Alles um mich herum ist unverändert im Aeußeren, wenn auch ich selbst eine andere geworden bin in den wenigen Jahren! Meine Uhr hängt an der altgewohnten Stelle und die übrigen Hausstandsstücke aus dem Elternhause, die mich begleitet haben und mit mir zurückkommen, nehmen dieselben Plätze wieder ein.

Die Sonne scheint hell und freundlich auf Max's Bild, vom grünen Kranze umrahmt, den ihm meine Hände flechten, so lange es Blumen gibt, auf das schwarze Trauerkleid, das ich nicht mehr abzulegen gedenke — aber auch auf sein Kind, meine kleine Tochter, die mich mit dem Leben wieder ausgesöhnt, mir neue Liebe geschenkt, das theuerste, unschätzbare Gut desselben!

Sie sieht mich an mit den großen, blauen Augen, in die ich jetzt ohne einen Seufzer zu blicken gelernt habe, und die kleinen unschuldigen Lippen stammeln: „Mama!" Ich habe es vergessen, daß eine Andere sie geboren!

Von Heinrich erhalte ich häufig Briefe; sie berühren nie die eine peinliche Stunde, welche zwischen uns liegt, und bilden so eine angenehme geistige Anregung für mich; ich verwahre sie alle und will sie zu diesen Blättern legen; wenn einst mein kleines Hannchen ein erwachsenes Mädchen geworden und der Kampf mit dem Leben an sie herantritt, dann mag ihr die Geschichte ihrer wirklichen und ihrer Pflegeeltern zeigen, daß es das Menschenloos ist, zu ringen und zu entsagen, daß im Bewußtsein erfüllter Pflicht, im furchtlosen Rückblick auf die Vergangenheit das einzige Glück liegt, welches uns keine Zeit, kein Wechsel zu rauben vermag.

Ein Besuch bei Viktor Scheffel.

Karlsruhe ist das „KleinResidenzlingen" aus Berthold Auerbach's altem „Gevattersmann". Die badische Residenz ist keine Stadt für großes Leben, vielleicht aber desto besser geeignet für Künstler und Poeten. Die Ersteren, unter der Aegide C. F. Lessings, des immer noch jugendfrischen Meisters, bilden sehr interessante gesellige Kreise, in welchen Geistesverwandte aller Art mit ihnen verkehren, aber der berühmte Poet des „Trompeter von Säckingen" gehört nicht zur Gesellschaft. Seine Vorliebe für Stillleben ist die Ursache. „Man muß ihn also in seinem Hause aufsuchen, wenn man ihn kennen lernen will," hieß es bei den Künstlern. Ich that, wie mir geheißen.

Wer in einem kleinen Paradiese wohnt, kann sehr leicht ein Stilllebender werden. Viktor Scheffel hat an seinem Hause einen herrlichen Garten, einen Park kann man ihn nennen, mit so vielen Poetenplätzchen, daß er für jedes Genre seines reichen Gemüthes je nach der Stimmung eine geeignete Umgebung wählen kann — er braucht die Außenwelt nicht. Mein Empfang war außerordentlich herzlich, und es entspann sich sehr bald ein lebhaftes Gespräch. Noch waren damals die „großen Ereignisse" des Jahres 1870 nicht eingetreten, überhaupt lagen keine Ereignisse auf der Tagesordnung vor, wir konnten uns unterhalten über solche Dinge, die immer den besten Konversationsstoff abgeben, Literatur und Kunst, und abschweifen auf Dichter und ihre Gesellen.

Plötzlich sprang Viktor Scheffel auf. „Sie sind ein Rheinländer," rief er, „und ich habe ganz vergessen, daß man im Rheinlande ein Glas Wein trinkt! Lassen Sie uns dieser Sitte treu bleiben!" Ich protestirte nur schwach, er lief selbst in den Keller und brachte eine Flasche herauf, die ganz in Binsen eingehüllt war. „Aha, Das ist etwas Feines," bemerkte ich. „Wir

wollen Das erproben," entgegnete er, „aber mehr noch als der Inhalt wird die Geschichte dieser Flasche Sie interessiren."

„Aus der Pfalz," begann er, „kommen von Zeit zu Zeit Zirkulare über den Pfälzer Wein, die an Bombast Alles übertreffen, was in den Zeitungen an Reklamen geleistet wird. Eines Tages fällt mir wieder ein solches weinseliges Rundschreiben in die Hand, und nun war das Unglaubliche geschehen, die Anpreisung war von oben bis unten mit meinen Versen gespickt. Das verdroß mich, ich war gewissermaßen Mitschuldiger des posaunenden Marktschreiers geworden. Also schreibe ich dem guten Manne, wenn er noch einmal von meinen Versen Gebrauch machen wolle, so bäte ich um vorherige Anfrage bei mir. Ich müsse doch die Erlaubniß zu ertheilen das Recht haben, und demnächst fände ich dann wohl auch Gelegenheit, zu beurtheilen, ob diese Verse auch auf einen guten Stoff angewendet seien.

Nach einger Zeit kam aus Dürkheim eine Kiste mit fünf und zwanzig Flaschen, wie diese da." — Wir lösten die Binsenhülle, und ich sah eine höchst elegante Etikette mit der Inschrift in Golddruck: „Dem rheinischen Dichter Viktor Scheffel gewidmet von dem Vereine der pfälz. Wein-Produzenten." Sie baten mich, fuhr Scheffel fort, in einem sehr verbindlichen Schreiben, nun die Probe auf den Stoff, auf welchen meine Verse angewendet seien, zu machen — helfen Sie mir dabei!"

Ich sträubte mich denn auch nicht, die Römer langen und der Poet sagte: „Der beste Spaß ist mir: Diesen Wein habe ich erpreßt! Zum Dank schrieb ich den Absendern:

Ihr Männer von Dürkheim und Deidesheim,
Mit Euch fühlt der Dichter verwandt sich;
Ihr gebt ihm für einen einzigen Reim
Sogleich — fünfundzwanzig."

Beim Absetzen des Glases entdeckte ich auf dem Tische — wir waren im Arbeitszimmer — einen Brief von Kindeshand. Höchstens acht Jahre konnte die Kleine sein, die Folgendes schrieb: „Lieber Dichter Scheffel! Ach, was lese ich Deine Gedichte so gern und besonders den schwarzen Walfisch von Askalon (ein achtjähriges Mädchen kennt dies ultrafidele Studentenlied!), und Papa und Mama lesen sie auch so gern, ich wollte Dich bitten, noch mehr zu schreiben. Deine Auguste!" Die aus einem kleinen badischen Orte anonym eingesandte Huldigung machte dem Autor mehr Vergnügen, als alle lobüberfließenden Rezensionen.

Ich fand bei einem Besuche Anlaß, die persönliche Bekanntschaft zwischen Scheffel und Freiligrath zu vermitteln. Die beiden Dichter gaben sich in Folge Dessen ein Rendezvous im Kloster Maulbronn und haben sich später noch öfter begegnet, denn Freiligrath gab mir im Frühling dieses Jahres ein Heftchen Verse, die er mit Scheffel und J. G. Fischer im Bunde geschrieben. Ein gemeinsamer Freund, der Oberamtsrichter Ganzhorn in Neckarsulm, hatte die drei Poeten während zweier aufeinanderfolgenden Jahre, in deren jedem ihm ein Sohn geboren worden, zu Gevattern gebeten. Freiligrath nannte in seiner Taufdichtung die drei Pathen „Heilräthe", in seiner zweiten nahm er die rasch wiederholte auf's Korn und ermahnte den Täufling:

Nur ein Bruder noch, nur einer,
Darf Dir folgen in der That!
Denn das gar zu viele Taufen
Greift uns Räthe mächtig an;
Immer Taufen, immer Laufen,
Daß man kaum verschnaufen kann!

Zwar Freund Ganzhorn ist ein Renner
Und sein Storch hat Flügel gar,
Aber wir sind alte Männer,
Caspar, Melchior, Balthasar!

Können wir mit Harf' und Psalter
Hinter seinen Storchen drein
Noch in unserm hohen Alter
Immer auf der Reise sein?

Viktor Scheffel aber begrüßte den glücklichen Vater, der die Pathen-Poeten in seiner rebenumkränzten Behausung zu Neckarsulm so vortrefflich bewirthet und ihnen namentlich ein eigenes Gewächs kredenzt hatte, welches er vom Kometenjahre 1857 her den Kometenwein nannte:

Und fahr' ich einst wieder daher durch die Welt
Nach Reben, nach Bergen und Hopfen —
Dort, wo die Sulm in den Neckar fällt,
Will ich an das Amtsgericht klopfen.

Dort amtet ein wack'rer, ein trinkbarer Mann,
Dem Fremden unfeind und willig,
Dort wird dem Klopfenden aufgethan
Und Jedem, was recht ist und billig.

Und soll mir ein Urtheil gesprochen sein,
Ich lasse mich, ohne zu murren,
Zu Wasser und Brod und Kometenwein
Von ihm auf drei Tage verknurren. (Rhein-Ztg.)

Mannigfältiges.

Scherzfragen.

Warum hat noch kein Weltumsegler seine Frau mitgenommen? Weil alle Männer sagen: „Ich mit meiner Frau reisen? Nicht um die Welt!" (Saphir.) — Wer ist der berühmteste Dramenübersetzer? Fürst Bismark, weil er 1870 zwei Stücke aus dem Französischen in's Deutsche übertragen hat.

Pech.

In einem vornehmen Salon gab man sich pantomimische Räthsel auf. Eine Dame wollte „Silberblick" bezeichnen und hielt daher einen silbernen Löffel vor die Augen. „Löffelgans" platzte der unglückliche junge Herr heraus, welcher zu rathen hatte.

Die Generale Ducrot und Chancy sollen zu General-Schwadroneuren der französischen Armee ernannt worden sein. (Kladd.)

Noch einmal der weltberühmte Name.

Nachfolgende Anekdote wird im Anschluß an unsere neuliche Straußgeschichte als ein wahres Vorkommniß mitgetheilt: Ein hessischer, gut orthodoxer Theologe ist auf einer Vergnügungsreise der zufällige Tischnachbar eines Herrn, dessen Unterhaltung ihn auf das lebhafteste fesselt. Er wünscht mit demselben bekannt zu werden und stellt sich ihm vor. „Ich bin der Prediger D.," sagte er, „darf ich auch um Ihren werthen Namen bitten?" — „Mein Name ist Strauß!" erwiederte der also Angeredete. „Sind Sie wohl verwandt mit dem berüchtigten Strauß?" — „Verwandt eigentlich nicht, — — ich bin er selber!" erwiederte David Strauß gemüthlich.

Treue Liebe.

Kl. Wemmingen, 5. Nov. Vor etwa 4 Wochen traf an einem schönen Nachmittage in einer herrlichen Equipage ein stattlicher ältlicher Herr, dem man schon auf den ersten Blick den Englishman ansah, hier ein, stieg bei dem einzigen Gasthause, welches unser Dörfchen aufzuweisen hat, ab und nahm daselbst sein Quartier. Keiner kannte den Fremden, und doch war er mit allen Eigenthümlichkeiten unseres Ortes und der Bewohner desselben sehr vertraut. Noch an dem Abend seiner Ankunft ließ er durch den Hausknecht eine hiesige bejahrte Dame zu sich entbieten, welche, obgleich ein wenig verblüfft, doch bald der Einladung Folge leistete. Die Neugierde des Publikums, wie Das immer auf solch kleinen Ortschaften der Fall ist war groß, und man erstaunte, als am andern Morgen kleine Billete die Verlobung des „guten Julchen" mit dem Fremden verkündeten und zugleich dessen Namen verriethen. Schon nach vierzehn Tagen führte Mr. Kr. sein „dear child" als Gattin heim. K. ist ein geborener Wemmingenser und hatte vor 30 Jahren aus Ueberdruß, woran unglückliche Liebe schuld war, sein Vaterland verlassen, um in Amerika eine neue Heimath zu suchen. Mit seiner jetzigen Gemahlin lebte er schon damals in einem intimen Verhältnisse, und Nichts stand ihrer Verbindung im Wege, als ein harter Vormund, welcher unter keiner Bedingung zugeben wollte, daß sein reiches Pflegekind einen Mann heirathe, der nicht eben so viel wie sie in die „Milch zu brocken" habe. Alles Bitten, Flehen und Schluchzen war erfolglos, sein Herz blieb kalt. Um nun nicht durch den täglichen Anblick seiner schönen Julie, deren rosige Wangen von Tag zu Tag bleicher wurden, noch mehr gefoltert zu werden, entschloß sich K., nach Amerika auszuwandern, um hier in kurzer Zeit durch Fleiß und Sparsamkeit Das zu erwerben, was ihm, um seine Ansprüche bei dem Vormund der Geliebten geltend zu machen, noth war. Vor der Abreise gelobten Beide feierlich, um Nichts in der Welt sich mit einer andern Persönlichkeit ehelich zu verbinden. Obgleich damals der blühenden Jungfrau die herrlichsten Partieen geboten wurden und sie durch ihre Angehörigen zur Heirath gezwungen werden sollte, hat sie das Gelübde ehrlich gehalten und ist ihrem Verlobten in einer Reihe von 30 — sage dreißig — Jahren treu geblieben, ohne auch jemals nur ein Briefchen von ihm bekommen oder ein Wörtchen von ihm gehört zu haben.

Lebensphilosophie.

Neben Denen einst zu ruhen, die man liebt, ist die angenehmste Vorstellung, welche der Mensch haben kann, wenn er einmal über das Leben hinausdenkt. Zu den Seinigen versammelt werden, ist ein so herzlicher Ausdruck.

Goethe.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 139. Montag, 25. November 1872.

* Eine räthselhafte That.

Erzählung von E. Rudorff.

Die Bewohner der Residenzstadt H. wurden an einem Oktobermorgen durch Plakate an den Straßenecken und eine von dem Polizeipräsidium ausgehende Bekanntmachung in den öffentlichen Blättern in außergewöhnliche Aufregung versetzt.

Etwas ganz Ungewöhnliches mußte sich zugetragen haben, denn immer auf's Neue sammelten sich Gruppen vor den großen Plakaten, und namentlich waren es Männer der gebildeteren Stände, die kopfschüttelnd und mit bewegter Miene ihre Muthmaßungen gegen einander austauschten. Jene Bekanntmachung lautete:

„Vorgestern in den Morgenstunden hat der Gerichtsassessor von Weikmann seine Wohnung in der Gartenstraße Nr. 29 verlassen und ist am Mittage nicht dahin zurückgekehrt, obwohl nach den von ihm getroffenen Dispositionen Dieses unzweifelhaft von ihm beabsichtigt worden war. Da Herr von Weikmann auch bis gestern Abend sich nicht in seiner Wohnung eingefunden hat, und trotz der sorgfältigsten Nachforschungen Nichts über seinen Verbleib in Erfahrung gebracht werden konnte, so wird vermuthet, daß ihm ein Unglück zugestoßen sei. Jeder, welcher Herrn von Weikmann seit vorgestern in den Morgenstunden gesehen oder über seinen Aufenthalt Kunde zu geben vermag, wird auf's dringendste ersucht, dem Polizeipräsidium unter Angabe der näheren Umstände sofort Anzeige zu machen.

Herr von Weikmann war bekleidet mit einem schwarzen Ueberzieher, mit Rock und Hose von dunkelgrauem Bukskin, langer schwarzer Weste, schwarzem Hut, schwarzseidenem Halstuch, grauen Handschuhen von Glacéleder, Stiefeln mit Doppelsohlen. In seiner Westentasche befand sich voraussichtlich eine goldene Cylinderuhr mit Kette, und in den Taschen seines Rockes ein weißes Taschentuch, gezeichnet G. v. W., ein Portemonnaie von braunem Leder mit Stahlbügel und eine Brieftasche von dunkelgrünem Maroquin. Auch führte er einen schwarzen Stock mit gebogener Krücke von gleicher Farbe mit sich."

Zwei Tage vergingen in ununterbrochenen Nachforschungen der Behörden, bei welchen sich auch Privatpersonen voll Eifer und mit Rath und That betheiligten. Denn Georg von Weikmann gehörte nicht nur einer der angesehensten Familien der Provinz an, sondern hatte auch durch die Liebenswürdigkeit seines Benehmens und eine stets bekundete ehrenhafte Gesinnung sich Zuneigung in weiten Kreisen zu verschaffen gewußt.

Mehrere Personen waren ihm — bald, nachdem er seine Wohnung verlassen — in den Morgenstunden begegnet, ja ein Kollege, Assessor Döring, hatte noch einige Worte mit ihm gewechselt. Von dieser Zeit an, es mochte zehn Uhr Vormittags gewesen sein, war jede Spur von ihm verloren.

Ein alter Herr, welcher täglich einen Gang um den von einem breiten Graben umgebenen Stadtwall machte, zeigte dem Polizeipräsidium an, daß er Herrn von Weikmann mehrmals bei seiner Promenade begegnet sei, so auch an dem Tage, welcher seinem plötzlichen Verschwinden vorherging. Sofort wurde der Graben abgelassen und man fand — tief im Schlamm gebettet — die Leiche des jungen Mannes.

Ein Verbrechen konnte nicht begangen sein, denn Uhr, Kette und Portemonnaie wurden vorgefunden, und es schien nur die Vermuthung gerechtfertigt, daß Georg durch einen Fehltritt

ein Ausgleiten auf dem durch mehrtägige Regengüsse erweichten Boden, in den tiefen Graben gestürzt, und es ihm nicht gelungen sei, sich aus dem Moraste emporzuarbeiten.

Vereinzelte Stimmen tauchten auf, welche es für unglaublich erklärten, daß ein kräftiger, junger Mann in solcher Weise hätte sein Leben verlieren können. Allein welche Lösung dieses tragischen Falles blieb dann noch übrig?

Wer vermochte an einen Selbstmord zu denken bei Georg von Weikmann, den Bevorzugten unter Tausenden seines Alters und Standes? Georg's Vater, der Regierungspräsident von Weikmann, war einer der trefflichsten Männer und hing an diesem seinem einzigen Sohne mit der treuesten Liebe. Dem jungen Manne stand bei seinen glänzenden Geistesgaben und den einflußreichsten Verbindungen eine ehrenvolle Laufbahn offen, und er hatte sich mit einem Mädchen verlobt, welches er anbetete und in kürzester Zeit heimzuführen gedachte.

Vor wenigen Monaten war Georg's Mutter plötzlich gestorben, und sei es, daß dieser jähe Tod ihn mit trüben Ahnungen erfüllt, oder ihm das Eitele alles menschlichen Berechnens und Hoffens gezeigt hatte, genug, er drang in seinen Vater, sofort ein neues Testament zu machen. In diesem sollte — falls Georg vor seinem Vater und vor seiner Braut stürbe — die letztere zur Universalerbin des Präsidenten eingesetzt werden.

Obwohl der alte Herr diese Bestimmung als eine völlig nutzlose Vorsicht betrachtete — denn wie unwahrscheinlich war es, daß der 65jährige Greis den blühenden jungen Mann überleben würde! — so gab er doch dem Wunsche des Sohnes nach.

Was Niemand geahnt hatte, war nun eingetroffen, und da der Präsident dem geliebten Sohne bald nachfolgte, so wurde dessen Braut die Erbin eines sehr bedeutenden Vermögens.

Die junge Dame, ein Mädchen von außerordentlicher Schönheit, schien mit der Welt abgeschlossen zu haben; sie konferirte viel mit ihrem Beichtvater, dem würdigen Konsistorialrath B., und einem renommirten Justizbeamten, legte dann auch ihr Testament bei Gericht nieder und trat als barmherzige Schwester in das Krankenhaus der Stadt H. ein.

Mit voller Hingebung widmete das edle Mädchen sich ihrem neuen Beruf, wie ein milder Engel stand Schwester Georgina — diesen Namen hatte sie angenommen — an dem Bette der Schwerkranken und Sterbenden. Ein Blick in ihr sanftes Gesicht, ein Wort des Trostes aus ihrem Munde wirkten gleich Balsam und verklärten die heiligen letzten Augenblicke der Dahinscheidenden.

Bei einer Epidemie, welche die Stadt H. in furchtbarer Weise heimsuchte, war Georgina von unermüdlicher, nie rastender Aufopferung; Niemand begriff, wie ihr zarter Körper so außerordentlicher Anstrengungen fähig sei. Die alleinige Erholung, welche Georgina sich gönnte, war ein täglicher Gang auf den Friedhof, wo sie Georg's Grabhügel stets mit frischen Blumen schmückte. „Ich werde zu ihm kommen, er aber nicht mehr zu mir!" lautete die Inschrift auf dem Kreuze zu Häupten des Grabes.

Auch sah man Georgina zu Zeiten in einem geschriebenen Hefte lesen, welches sie sorgsam verschloß, sobald Jemand sich ihr näherte.

Die Seuche war schon ihrem Erlöschen nahe, als auch die treue Krankenpflegerin von ihr ergriffen wurde und nach wenigen Tagen des Kampfes sanft entschlummerte.

Der Vaterstadt ihres Georg hatte die Dahingeschiedene ihren ganzen Nachlaß zu wohlthätigen Stiftungen vermacht und in dem Testament den Wunsch ausgesprochen, neben ihrem Verlobten bestattet zu werden.

Das Heft, in welchem sie gelesen, bis ihre Gedanken sich zu verwirren begannen, war eine Art von Tagebuch und trug den Titel: „Mein Leben und mein Tod," in der Handschrift Georg's von Weikmann.

* * *

Mein Leben und mein Tod.

I.

Soweit ich auf mein Leben zurückblicken kann, war dasselbe — mit Ausnahme der beiden letzten Jahre — von dem hellsten Sonnenschein ungetrübten Glückes umflossen. Mein Vater, in hochgeachteter Stellung lebend, besaß ein ansehnliches Vermögen, dessen Einkünfte er zu einem würdigen Lebensgenusse verwendete. Künstler, Dichter und Schriftsteller waren stets gern gesehene Gäste in unserm Hause, und für meine geistige Ausbildung wurde durch die besten Lehrer unserer Stadt gesorgt. Auch ward mein Vater nie müde, Unglücklichen und Bedrängten zu helfen, sowie allen Wohlthätigkeits-Vereinen reichliche Spenden zu überweisen. .

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine entsetzlich tragische Liebes-katastrophe

ereignete sich am 11. Nov. gegen Abend in dem Hause Naunynstraße Nr. 74 in **Berlin**. Dort wohnt ein Gürtler Groß mit seiner Frau und mehreren Kindern; unter diesen war eine neunzehnjährige Tochter, die sich allgemein des Rufes eines wohlerzogenen, höchst gesitteten Mädchens erfreute; ein junger Mann von ebenfalls sehr anständiger Gesinnung, der Mechanikus Weimar, bewohnte bei Groß eine Schlafstelle. Zwischen Weimar und Fräulein Groß drängte sich sehr bald der kleine Liebesgott, und man beschloß, einander zu heirathen; aber die Eltern des Mädchens verweigerten den Liebenden aus bis jetzt nicht bekannt gewordenen Gründen ihre Einwilligung. Wenn dem Mechanikus Weimar nichtsdestoweniger gestattet wurde, dort nach wie vor sein Quartier zu behalten, so geschah Dies auf das feste Versprechen der Tochter des Hauses hin, das Verhältniß für immer abzubrechen; und scheinbar hielt sie dieses Gelübde. Wir sagen scheinbar, denn in der That hat es das elterliche Veto nicht vermocht, die Liebenden von einander zu trennen; wenn nicht im Leben, so wollten sie im Tode vereint bleiben. Am 11. d., als es bereits zu dunkeln begann, erschien Weimar wie gewöhnlich zum Kaffee, und Frau Groß begab sich, um letzteren zu holen, in die Küche, ihre Tochter und Weimar im Zimmer zurücklassend. Kaum waren die Liebenden allein, als Weimar mit einem scharf geschliffenen Dolch seine Braut erstach und unmittelbar darauf aus einem scharf geladenen Pistol zwei Schüsse auf sich abfeuerte, von welchen der eine in's Gesicht, der andere in den oberen Theil des Kopfes so gewaltig eindrang, daß er das Gehirn theilweise zersprengte. Das Mädchen war beim Eintritt ihrer durch den Knall herbeigerufenen Mutter schon eine Leiche; der junge Mann lebte unter den furchtbarsten Qualen noch eine Stunde, ehe er ebenfalls seinen Geist aufgab. Daß der schaurig-romantische Tod des Liebespaares eine Folge beiderseitiger Verabredung war, geht nicht nur daraus hervor, daß Weimar wie zu einem feierlichen Akt seinen besten Rock und ganz reine Wäsche angelegt hatte, sondern auch aus dem Umstande, daß seine ermordete Geliebte, ebenfalls besser als in der Regel gekleidet, den Oberkörper zum Theil entblößt hatte, um den Stich um so sicherer aufzufangen.

Jönköpings Säkerhets-Tändstickor utan svafvel och fosfor, d. h. Jönköpings Sicherheits-Zündhölzchen ohne Schwefel und Phosphor haben bereits einen Weltmarkt. Ueber alle Länder der Erde sind sie verbreitet. A. Bacmeister erzählt in der „Presse“ ihre Geschichte und knüpft daran folgende Betrachtungen: Hier liegt vor uns ein zweites, ein „hochdeutsches“ Schächtelchen, Wachszündhölzchen enthaltend, gefertigt in einer deutschen Fabrik, in einer weiland hochberühmten deutschen Reichsstadt. Der deutsche Name dieses deutschen Fabrikates lautet: „Bougies 5 Minutes.“ Auf meiner Zahnbürste steht: „Superfin Paris.“ Es ist eine ganz ordinäre Zahnbürste, gefertigt und gekauft im allermittelsten Deutschland. In meinem Hute steht: „Christys', London. Patent Maschine Made. Qual. B. Shape 75 Size 7¹/₄.“ Es ist ein ganz ordinärer Hut, gemacht von und gekauft bei einem deutschen Hutmacher in Frankfurt. Meine Bürsten, im nächsten Laden geholt, sind London Patent Brushes. Und so durch von A bis Z, von dem Scheitel bis zur Sohle, und wenn ein ehrlicher deutscher Staatsbürger sich gewaschen und gekleidet hat und auf die Straße geht, so mag er sich sagen, daß er dahin wandle, vom Kopfe bis zur Zehe eine einzige große lebendige Lüge, der zweibeinige Schwindel, der Lakai des sämmtlichen Auslandes. Wie ganz anders dieser schwedische Geschäftsmann. Seine Sprache beherrscht nicht den Zehntheil des Gebietes, über welches die deutsche Zunge klingt, aber der sonderbare Schwärmer hat Ehre im Leibe, Wahrheitsliebe und den Stolz eines schwedischen Bürgers und schwedischen Geschäftsmannes; er braucht keine fremde Sprache und keine wälschen Albernheiten zum Köder; mit fünfzehn schwedischen Worten schreibt er Ort und Art und Namen seiner Waare und sorgt, daß diese Waare echt und gut sei, und sie macht ihren Weg durch die Welt, utan svafvel, ohne Schwefelei und Schwindelei, utan fosfor, ohne falschen schimmernden Glitz und Glanz. Ob aber das Licht, das wir gewissen Leuten damit anzustecken versucht haben, zünden und leuchten wird, ist eine andere Frage, die wir selbst fast im Voraus verneinen möchten; denn dieser ehrlichen, soliden, schwedischen Tändstickor beste Eigenschaft ist unter Umständen auch ihre Schwäche — sie zünden endast mot ladans plan, das heißt, sie zünden nur, wo sie auf eine **verwandte** Fläche treffen.

Pfiffig.

Der Pariser „Figaro“ erzählt folgende Anekdote, deren Wahrheit er verbürgt: „Neulich kam das Dienstmädchen in einem distinguirten Hause mit verbundenem Finger und in Thränen aufgelöst zu ihrer Gebieterin: „O Madame, wenn Sie wüßten!“ Und ihr Schluchzen verdoppelte sich. — „Was ist Ihnen, Françoise?“ — „Ich habe mich mit der Spitze der Gabel tief in den Finger gestochen.“ — „Närrin, Das ist ja nicht gefährlich und wird vorübergehen.“ — „Aber, gnädige Frau, ist die Gabel auch von Silber?„ — „Gewiß!“ — „Das ist ein Glück, denn wäre sie aus Packfong, so würde der Stich doch gefährlich sein.“ — „Beruhigen Sie Sich, Françoise, sie ist von Silber.“ „O, ich bin jetzt wieder beruhigt! . . .“ Am andern Morgen war Françoise und mit ihr ein großer Theil des Eßzeuges — verschwunden.

Paßt auch auf Andere.

Glaßbrenner schlägt in seiner „Montagszeitung“ (Berlin) vor, die Anhalter Eisenbahn mit nachstehenden Inschriften, Zitaten aus berühmten Dichterwerken zu schmücken. Am Hauptgebäude mit großen goldnen Lettern: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht!“ Am großen Portal: „Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage.“ Unter der Uhr: „Die Uhr schlägt keinem Glücklichen.“ Auf den Fahrbilleten: „Fahre hin! Fahre hin!“ An den Personenwagen I. und II. Klasse: „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein.“ An den Personenwagen III. und IV. Klasse: „Gevatter Schneider und Handschuhmacher!“ — An der Güterexpedition Lessing's Worte: „Laßt uns faul zu allen Sachen, nur nicht faul zur Faulheit sein.“ — Am Saale des Verwaltungsrathes: „Vom sicheren Port läßt sich's gemächlich rathen.“ — Am Saale der Direktion: „Im engen Kreis verengert sich der Sinn.“ — An der Hauptkasse: „Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.“

Bestes Verfahren, getragene weiße wollene Jacken ꝛc. zu waschen.

Von Herrn Professor Artus.

Man sollte glauben, daß die Behandlung von getragenen wollenen Kleidungsstücken mit gewöhnlicher Seife ausreiche, doch dem ist nicht so, die Milchsäure und Essigsäure, die in Schweiße vorkommen und womit in der D diese Kleidungsstücke durchdrungen sind, zers die Seifenlösung, so daß die Fette die S zum größten Theil auf der Wollenfaser nie schlagen und erst durch längere und haltende Behandlung der wollenen Stoffe Theil wieder entfernt werden. Daher ko es auch, daß solche gewaschene Kleidungsst immer einen eigenthümlichen Fettgeruch zeig was bei nachstehender Behandlung nicht der F ist, nämlich bei der einfachen Behandlung mit Se zu welchem Zwecke man die betreffenden getrage wollenen Kleidungsstücke etwa mehrere Stun lang mit einer mäßig konzentrirten warmen So lösung übergießt, einige Stunden lang e weicht und dann unter Zusatz von etwas warm Wasser und einigen Tropfen Ammniak au wäscht, worauf die Wäsche mit lauwarm Wasser zu spülen ist. Die so behandelt wollenen Waaren laufen nicht ein und zeig keinen Nebengeruch.

Ein neues Lied,

nach alter Weise zu singen.

In großen Nöthen sitz ich baß,
Und ängstlich ist die Sache,
Drum reichet mir ein Tintenfaß,
Darauf ich Pairs mir mache!
Und wenn's noch toller schier als jetzt
Das Junkerhäuslein triebe —
Mir bleibt ein Mittel doch zuletzt:
Ich schiebe, schiebe, schiebe!

Geärgert haben mich genug
Die „itze“, „witze“, „plitze“.
Herein, du bürgerlicher Zug,
Du kriegst jetzt Stimm' und Sitze!
He, Schulze, Müller kommet her!
Zwickauer, mir zu Liebe
Nimm an und werde Preußens Pair!
Ich schiebe, schiebe, schiebe!

(Kladd.)

Auflösung des Räthsels in № 137:

Solon — Salon.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 140. Mittwoch, 27. November 1872.

Herbst-Mahnung.

Nun wallen rauhe Nebel wieder,
Verbergen uns der Sonne Schein;
Verstummt sind all der Vög'lein Lieder,
Verödet Garten, Flur und Hain.
Willst du, daß dir verblich'ne Pracht,
O Mensch, und neue Blumen sprießen,
So laß' in fremde Schmerzensnacht
Sich deiner Liebe Strahl ergießen.

O sende in die dunkle Kammer
Der Liebe milden Sonnenschein,
Und freundlich lindernd Bruders Jammer,
Wird hell dein Lebenshimmel sein.
Machst du durch rechte Liebesthat
Die Nebel fremden Leids zerfließen,
So wird auf deinen Lebenspfad
Sich Himmelsklarheit sanft ergießen.

Für Darbende Genuß entbehren,
Das macht den düst'ren Himmel blau,
Beglückter Liebe Dankeszähren
Sind köstlicher, als Himmelsthau;
Als Lerchenjubel, Drosselschlag,
Weit süßer tönt das Fleh'n der Armen:
„O segne, Herr, ihn tausendfach,
„Der mir, dem Dürft'gen, zeigt' Erbarmen!"

So zauberst du im Herbst dir wieder
Der Blumen Duft und Farbenglanz,
Der längst verstummten Vög'lein Lieder,
Des holden Lenzes Freudenkranz!
Ja, mach' in armen Bruders Brust
Die Nebel bitt'ren Leid's zerfließen,
So wird im Herbst dir rein're Lust,
Als sie, die du beweintest, sprießen.

A. Weinholz.

---

* Eine räthselhafte That.

Erzählung von E. Rudorff.

(Fortsetzung.)

Schon frühzeitig erwarben meine Fähigkeiten mir einen Vorrang unter meinen Mitschülern, und ich blieb unablässig bestrebt, durch Fleiß und Wohlverhalten mich auf der Höhe zu erhalten, welche ich eingenommen. Auch in allen körperlichen Uebungen, wie Turnen, Fechten, Schwimmen, welche mir durch Körperkraft und natürliche Gewandtheit erleichtert wurden, war ich später einer der Ersten auf unserer Hochschule.

Sechsundzwanzig Jahre alt, machte ich ein glänzendes Assessorexamen und beschloß, um diesen ersten Abschnitt meiner Laufbahn würdig zu feiern, eine mehrwöchentliche Reise nach der Schweiz und Oberitalien anzutreten.

Seit mehreren Jahren schon hatte ich auf kleinen Ferienreisen Norddeutschland, die Rheinlande und Tyrol besucht, und freute mich nun, die grandiose Alpenwelt in all' ihrer Herrlichkeit erschauen zu können.

An dem Abend vor der Abreise war meine Mutter — welche sich erbeten hatte, mir beim Packen hilfreiche Hand zu leisten — zu mir in mein Arbeitszimmer gekommen. Wir saßen, nachdem Alles geordnet war, noch eine Weile heiter plaudernd neben einander. Plötzlich legte die Mutter ihre Hand auf meine Schulter und sagte mit bewegtem Ton: „Wie gönne ich Dir diese Reise, mein Georg; vielleicht erfüllt sich, wenn Du glücklich und angeregt von all' dem Schönen zu uns zurückkehrst, ein Wunsch, welchen der Vater und ich schon lange im Herzen tragen: Du führst uns eine liebe Tochter zu! Wir haben Dich nie zu einer Wahl überredet, ja selbst jeder Hindeutung auf die Liebenswürdigkeit dieses oder

jenes Mädchens uns enthalten. Wir wußten, daß Dein klarer Sinn und ein edler Stolz Dich vor jeder Verbindung sichern würden, die uns hätte Kummer bereiten können. Auch wäre es für uns das größte Glück gewesen, wenn Du einmal mit überströmender Freude das Bekenntniß einer tiefen, Dich ganz erfüllenden Liebe uns anvertraut hättest. „Mein geliebter Sohn," fuhr die Mutter nach einer kleinen Pause fort, „wir haben niemals zu klagen gehabt, Du warst gegen Deine Eltern stets bescheiden, ehrerbietig, gehorsam; wie innig Du uns zugethan bliebst, wie sehr Du uns zu erfreuen strebtest, davon gab ja jeder Tag immer neue Beweise. Und doch scheint mir in Deinem Empfinden eine Lücke zu sein: Dir fehlt der Enthusiasmus, die Hingebung der Jugend. Du hast liebe Freunde, Genossen, Gefährten, doch keinen rechten Freund in des Wortes höchster, edelster Bedeutung. Die Liebe, so hofft mein Mutterherz, wird Dir das Einzige gewähren, was zur Vollendung Deines Selbst noch nöthig ist. Verliere Dich ganz an ein geliebtes Wesen, und Du wirst Dich um so reicher wiederfinden."

Das Nahen des Vaters, dessen Schritt von dem Korridor aus vernehmbar wurde, ließ keine Antwort zu; ich drückte einen innigen Kuß auf meiner Mutter Hand und sann über ihre Worte bis in die späte Nacht.

Ich mußte der theuren Mutter Recht geben: jenes überquellende Gefühl, das ich bei meinen Studien genossen, oft „Ueberschwenglichkeit" genannt, ich hatte es nie empfunden. Doch dieser vermeintliche Mangel schien mir ein Vorzug zu sein, denn niemals traf mich, wie Jene, die Ernüchterung, die Enttäuschung. Mein Verkehr mit jungen Damen war bisher ein höchst angenehmer gewesen; Jugend, Schönheit, Geist und Liebenswürdigkeit erquickten mich wie Jeden, der offenen Sinnes durch's Leben geht, allein mein Herz war frei und ungerührt geblieben. Ich sollte mich verlieren, so meinte die Mutter, um mich desto seliger wiederzufinden! Wie aber mußte Die beschaffen sein, welche mich aus meinem ruhigen, glücklichen Gleichmuth zu bringen vermöchte? Je länger ich die Angelegenheit erwog, je interessanter dünkte es mich, völlig ungekannte Leiden und Freuden durchkosten zu können; und ich hegte bald den sehnlichen Wunsch, einem weiblichen Wesen zu begegnen, das mich vollständig zu unterjochen verstünde.

Nie hatte ich so erwartungsvoll eine Reise angetreten, als es dieses Mal geschah, denn konnte nicht unter den ab- und zuströmenden Reisegefährten die künftige Dame meines Herzens sein? Sobald ich ein Coupe bestieg, in welchem sich bereits junge Damen befanden, nahm ich sofort eine feste Haltung an, um jeden Angriff pariren zu können. Denn gab ich mich gleich gefangen, so blieben mir ja die Seelenbewegungen fremd, welche ich ersehnte, nein, ich wollte unterliegen nach langem, hartnäckigem Kampfe. Nur wenn mir kein Entrinnen vor jenem Zauberbann der Liebe möglich wurde, dann konnten meiner Mutter Wünsche und meines Herzens Verlangen erst in Wahrheit erfüllet sein.

Schon war ich bis Genf gelangt, ohne daß mir ein Frauenbild begegnet wäre, welches vermocht hätte, mich zu rühren und meinen Zukunftsentwürfen eine feste Gestaltung zu geben. Und mit den Wundern der Gotteswelt, die mich umgaben, mit der Herrlichkeit, in welcher das Schöne sich vor meinen entzückten Blicken aufbaute, wuchsen auch die Ansprüche an die Ungekannte, welche mich bezaubern sollte. Ihre Erscheinung mußte in Harmonie stehen zu der erhabenen Natur um mich her; ich verlangte eine Schönheit, in der sich einfache Würde mit geistiger Hoheit verbände.

Da standen sie vor mir, die glänzenden Eisgebirge und streckten in schwindelnder Höhe ihre Riesenhäupter in den klaren Aether, und darunter breitete der im Sonnenschein glitzernde Leman seine dunkelblauen Fluthen aus. An seinen Ufern lagern zerstreute Villen und Burgen, Dörfer und Städte in sanften Duft gehüllt, der wie ein zarter Schleier allmälig sich erhob und in jedem Augenblicke neue Schönheiten entrollte.

Wenige Stunden vor Genf war ich zufällig mit einem Engländer, Sir Edward Lynn, zusammengetroffen; wir hatten Beide während eines furchtbaren Gewitters in einem Wächterhäuschen am Wege Unterkunft gesucht. Hier mußten wir — da die Regenfluth, welche dem Gewitter folgte, den Weg unpassirbar machte — mehrere Stunden in einem engen Raum verweilen, der als einziges Mobiliar zwei Stühle und einen kleinen Tisch enthielt.

Die zurückhaltende Art der Engländer hat auf mich stets einen guten Eindruck gemacht; weicht man doch sicherlich eher zehn Thoren aus, als daß man einem wirklich tüchtigen Menschen den Rücken kehrt. Und gelingt es, das Zutrauen eines echten Engländers von Geist und Herz zu gewinnen, so darf man auch auf ihn zählen. Byron's „Childe Harold", den ich bei mir führte,

war der Vermittler unserer Bekanntschaft, und ich beschloß bald — statt, wie ich vorher bestimmt, über Anneiy nach Chamberi zu reisen — Lynn über Martigny und Evolena nach Zermatt zu begleiten.

Lynn war ein kräftig gebauter Mann, am Ende der dreißiger Jahre; er gehörte zum Londoner Alpenklub und kannte die Schweiz sehr genau. Als tüchtiger Bergsteiger hatte er schon mehrere der himmelanstrebenden Eispyramiden erklommen und gedachte auch dieses Jahr wiederum seiner Neigung für solche kühne Unternehmungen zu folgen. Ich durfte mich ebenfalls rühmen, ein tüchtiger Bergsteiger zu sein; hatte ich doch auf meiner Reise durch Tyrol nicht nur meinen Reisegefährten, sondern auch den Führern durch meine Kraft, Ausdauer und Gewandtheit imponirt. Auch war ich vollkommen schwindelfrei, und was bei solchen gefährlichen Parthien die Hauptsache ist, mir fehlte bei drohender Gefahr nicht der so nothwendige kühle Muth.

Es lag jedoch in diesem Jahr durchaus nicht in meiner Absicht, mich an halsbrechenden Versuchen zu betheiligen; es sei, daß ich mich, seltsamer Weise, bereits als ein Familienoberhaupt betrachtete, oder daß der eben vollendete Abschnitt meiner Studien mir die Pflichten des Bürgers anschaulicher gemacht und dazu beigetragen hatte, meinen Sinn von derartigen, meist zwecklosen Untersuchungen abzulenken. So hörte ich zwar den Berichten meines Reisegefährten über die vor zwei Jahren ausgeführte Besteigung des Tödi, des Eisriesen unter den Glarner Alpen, mit der Theilnahme zu, welche kühne Thaten stets in uns erregen, war aber davon überzeugt, daß unsere Wege sich bald und für immer scheiden müßten.

Wir thörichten Menschenkinder kennen — wunderbar genug — Niemand weniger als uns selbst, und sind unfähig, den Einfluß zu berechnen, welchen überlegene Charaktere auf uns üben werden. Auch sind wir nur leidenschaftlichen Naturen gegenüber auf unserer Hut und schlagen die Gewalt imponirender Ruhe und Selbstbewußtheit viel zu niedrig an.

Lynn erzählte mir auch, daß er vor elf Monaten — in Gemeinschaft mit einem Freunde, Doktor Ward in Edinburg — den Versuch gemacht habe, das Matterhorn zu erklimmen, jene bis dahin von keinem menschlichen Fuß betretene Eispyramide der Monte-Rosa-Kette. Sie wären glücklich bis zu dem Grat des sogenannten Hörnli gelangt, eine ungewöhnliche Verfinsterung des Himmels, welche die Führer als bevorstehenden Nebel oder Schneesturm gedeutet, hätte jedoch zu schleuniger Umkehr gemahnt. Wie sie bei dem Rückwege in einer dunkeln Wolkenschicht plötzlich gefangen gewesen, dann ein glücklicher Windstoß die verhängnißvollen Nebel zerrissen habe, und durch kleine Oeffnungen das herrliche Hoffnungsblau des Himmels ihnen gezeigt, dies Alles schilderte der Engländer mit beredten Worten. Bei schönem, klarem Wetter, und versehen mit den nöthigen Hilfsmitteln, konnte — wenn man Lynn anhörte — eine solche Besteigung kaum gefährlicher als ein anstrengender Marsch erscheinen. Und welchen Lohn gewährte die Genugthuung, wiederum Hindernisse überwunden zu haben, die der menschliche Unternehmungsgeist bis dahin für unbesiegbar gehalten hatte! Gleich einem Eroberer mußte man herabschauen von jenen Felsspitzen, auf welchen noch Niemand vor uns festen Fuß gefaßt, und durfte geistig Besitz ergreifen von einer eiserstarrten Wunderwelt.

Nicht mit einem Wort redete Lynn mir zu, an einer solchen Parthie Theil zu nehmen, ja so ganz war er auch davon überzeugt, daß wir uns bei der Ankunft in Zermatt trennen würden, daß er um meine Adresse in Chamouny bat, damit er mich von der glücklichen Besteigung des Matterhorns, welche er in Gemeinschaft mit Doktor Ward noch einmal unternehmen wollte, in Kenntniß setzen könne.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Bouquet.

Nachfolgende Begebenheit, die sich kürzlich in Palermo ereignete, macht daselbst viel von sich reden. Die dortige Sängerin L. hatte nämlich durch ihre Schönheit so großes Aufsehen erregt, daß sich unter vielen Anderen auch ein italienischer Graf in sie verliebte. Sie erwiederte jedoch seine Neigung nicht, und der heißblütige Italiener brütete Rache. Eines Abends, als sie die Leonore im „Troubadur" sang, fiel nach der großen Arie ein mächtiges Bouquet zu ihren Füßen nieder. Sie ergriff dasselbe freudig erregt, doch in demselben Moment tönte ein Schuß, und eine Kugel flog an ihrer Schläfe vorüber. Die Sängerin fiel in Ohnmacht, und es entstand all-

gemeine Aufregung. Man unterwarf das Bouquet einer genauen Untersuchung und fand darin einen Revolver versteckt, dessen Mündung nach oben gerichtet war und dessen Hahn beim Anfassen des Bouquetstiels losgehen mußte. Hätte sich die Sängerin nur etwas vorgebeugt, wäre sie unbedingt ein Opfer der niedrigsten Rache gewesen. Der Graf war und blieb verschwunden, und die Sängerin wird noch mehr vergöttert, als vordem.

Das Germanische National-Museum

zu Nürnberg hat neuerdings in einem Gedenkbuch die eigenhändigen Denksprüche und Namenszüge der deutschen Fürsten, Feldherren und Staatsmänner niedergelegt, die in der glorreichen Zeit der Jahre 1870—71 Deutschlands Geschicke gelenkt, seine Heere von Sieg zu Sieg geführt und in der Wiederaufrichtung der Kaiserwürde und des Reiches Deutschland seine Einheit wiedergegeben haben. Um diese höchst interessanten und vielfach charakteristischen Denksprüche unserer berühmten Männer weiteren Kreisen zugänglich zu machen, hat die Hof-Buch- und Kunsthandlung von Sigmund Soldan in Nürnberg die Gedenkblätter in treuen Faksimile's ausführen lassen und dieselben in einem Werk vereinigt. Wir begegnen darin den Wahlsprüchen der regierenden Fürsten, der preußischen und bayerischen Prinzen, sowie der kommandirenden Generale. Die hervorragendsten Staatsmänner und auch die deutschen Gesandten sind ebenfalls in dem Gedenkbuch vertreten.

Se. K. H. Prinz Friedrich Karl von Preußen hat den Wahlspruch eingetragen: „Ich wag's, Gott walt's!"

Se. Majestät König Johann von Sachsen schreibt: „Herr! Deine rechte Hand ist verherrlicht in Kraft. Deine Rechte hat den Feind geschlagen."

Generallieutenant v. Pranckh, der bayerische Kriegsminister, trug die Worte ein: „Ein Staat, welcher sein Heer vernachlässigt und dasselbe verkommen läßt, geht trotz aller Zivilisation dem sicheren Verfall entgegen."

Se. K. Hoheit der Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin: „Per aspera ad astra! (Durch Nacht zum Licht!) Gott war mit uns! So erkämpften wir, wonach unser Volk seit Generationen sich gesehnt: Das Deutsche Reich! Er bekenne sich ferner zu uns."

Staatsminister Jolly in Karlsruhe: „Im Großen entschieden, — Im Kleinen nachgiebig."

Der kommandirende General des 15. Armee-Korps von Fransecky faßt seine Gedanken in folgendem Wahlspruch zusammen: Im Denken besonnen und klar, — Im Reden offen und wahr, — Im Wollen nur edel und recht, — Im Handeln stets fest und gerecht, — Im Kampfe das Kühnste gern wagen, — In Gefahren niemals verzagen, — Dem wehrhaften Gegner ein schrecklicher Feind, — Dem wunden und kranken ein helfender Freund, — Sonder Hochmuth und Prahlen im Glück, — Ungebeugt im Mißgeschick, — Vor Menschen ohne Furcht und Scheu, — Vor Gott voll Ehrfurcht und Treu! — So — ich sage es, so laut ich kann, — Denk und wünsch' ich den deutschen Kriegesmann.

Feldmarschall Graf Moltke: Alle Zeit treu bereit — Für des Reiches Herrlichkeit.

Kriegsminister Graf Roon: Vom Fleck — zum Zweck.

Der Verleger hat die eigenhändigen Denksprüche der vielen bedeutenden Persönlichkeiten nach den Originalen im germanischen Nationalmuseum durch Lithographie in scharfen Umrissen ausführen lassen. Es wird dem vorliegenden Werke nicht nur durch vorzügliche Wiedergabe der als treue Facsimile's ausgeführten Schriftstücke berühmter Männer ein besonderes Interesse verliehen, dasselbe hat namentlich dadurch einen historischen Werth, daß in dem selbst gewählten Denkspruch jeder Einzelne sich charakterisirt hat.

Lebensphilosophie.

Nur wenn ein Nebenmensch beide Augen zudrückt, drücken wir ein Auge zu; nur wenn ihm die letzte Grube gegraben wird, graben wir ihm keine Grube mehr, und unser Herz schlägt nicht eher für ihn, bis sein Herz gar nicht mehr schlägt. Saphir.

* Räthsel.

Wie hat einst seine Hand den edlen Stoff bemeistert,
Ja, heute noch viel Tausende begeistert,
Was schön sein Genius für Mit- und Nachwelt schuf!
Nun lösch' zwei Zeichen: in der Vorzeit Mythe
Glänzt sie, für die ein Götterforner glühte;
Doch auch noch jetzt erklingt des holden Namens Ruf.

Reiselt.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

// Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 141. Freitag, 29. November 1872.

* Eine räthselhafte That.

Erzählung von E. Rudorff.

(Fortsetzung.)

In Evolena fand Lynn einen Brief von Doktor Ward vor, worin derselbe mittheilte, daß er zur bestimmten Zeit in Zermatt eintreffen würde; mit ihm wollte Sir Harry North kommen, um sich der Expedition anzuschließen.

„Sir Harry North ist einer der kühnsten und geschultesten Bergsteiger; für diesen Mann scheint es gar keine Gefahr zu geben. Wir sind, falls er mit uns kommt, drei Personen und nehmen dann vier Führer, was gerade eine geeignete Zahl ist," sagte mein Reisegefährte.

„Sollte Sir Harry North nicht eintreffen, so werde ich von der Parthie sein!" rief ich unwillkürlich.

So völlig wie mit dämonischer Gewalt waren diese Worte von meinen Lippen geflossen, daß ich erschrack, als ich den lauten Ton meiner Stimme hörte.

Lynn erwiederte Nichts und wir setzten unsere Reise über den Trobelspaß weiter fort. In einem Gasthause, wo wir Nachtquartier nehmen wollten, waren alle Räume mit Reisenden so überfüllt, daß ein Unterkommen unmöglich schien.

Da bot ein junger Deutscher, Namens Kern, welcher von unserer Verlegenheit hörte, zuvorkommend an, in seinem Zimmer noch zwei Betten für uns aufstellen zu lassen. Der Herr war, wie ich bald darauf von ihm erfuhr, Oberlehrer in D., einer Stadt, die nur zwanzig Meilen von meinem Heimathsort entfernt liegt.

Dankend gingen wir auf den freundlichen Vorschlag ein und durchstreiften — bis die Vorbereitungen für die Nachtruhe beendet sein würden — das herrliche Thal, um die Eis- und Schneegipfel im Scheideglanz der Abendsonne zu betrachten. Lynn fand unter den Touristen, welche der gleiche Zweck in's Freie gelockt hatte, einen ihm bekannten Engländer, Mr. Harrison, und dessen sehr schöne Tochter Marie. Das Gesicht des Mädchens war von wahrhaft klassischer Form, und hätte ihr blaues Auge nicht so kalt und theilnahmlos geblickt, ich würde — vor allen Frauen, die ich bis dahin erschaut — ihr den Preis der Schönheit haben zuerkennen müssen. Lynn stimmte, als ich bei der Rückkehr in unser Zimmer das Lob der Schönen in warmen Ausdrücken pries, mir völlig und in allen Punkten bei, nur Oberlehrer Kern hatte seinen Gleichmuth nicht verloren.

Diese stoische Ruhe eines noch so jungen Mannes — ich schätzte ihn 25 bis 27 Jahre alt — gegenüber einer der reizendsten weiblichen Erscheinungen fiel mir auf, und ich fragte in etwas ironischem Ton, ob es in D. Frauen gäbe, welche dies schöne Mädchen in Schatten stellten.

„Ich kenne eine Dame, welche ich für viel schöner halte," entgegnete Kern.

„Wir sehen Alle mit andern Augen, mein Herr, und da wir nicht die Ehre haben, die Dame zu kennen, so dürfen wir Ihrem Urtheil auch in keiner Weise widersprechen," erwiederte ich mit leichtem Spott.

Der junge Mann zog mit einer Ruhe, in welcher für mich etwas Herausforderndes lag, seine Brieftasche hervor und sagte, indem er daraus eine in Papier gehüllte Photographie nahm und mir darreichte: „Urtheilen Sie selbst, mein Herr!"

Mein Blick fiel auf ein Frauenantlitz von wunderbarem Liebreiz. Unwillkürlich mußte ich der Worte Tasso's gedenken: „In deinen zarten Jahren gleichst du der purpurnen Rose, welche

dem warmen Strahle des Tages ihren Busen noch nicht zu öffnen wagt, und jungfräulich verschämt in das grüne Gewand sich hüllt, das sie umgibt; oder du gleichest vielmehr, denn Sterbliches kann sich mit dir nicht messen, der Morgenröthe, die, am heitern, rosenfarbenen Himmel erscheinend, die Gefilde mit Perlen überstreut und die Berge vergoldet."

In diesem Gesicht waren die widersprechendsten Eigenschaften vereinigt: Demuth und Hoheit, Kindlichkeit und Würde, und über Allem thronte ein Ausdruck von Güte und Reinheit, der es wahrhaft anbetungswürdig machte.

Dies war die Perle, nach der ich bisher gesucht; sie erfüllte, nein, sie übertraf Alles, was ich von Anmuth und Schönheit mir zu denken vermochte.

„Nun, mein Herr, habe ich zu viel gesagt?" Mit diesen Worten weckte Kern mich aus meiner Bezauberung.

„Nein!" entgegnete ich kurz, denn jedes Schmeichelwort, ja jede Zergliederung der Schönheit dieses herrlichen Wesens erschien mir als eine Profanation. Wer aber war die Dame? In welchem Verhältniß stand sie zu unserm jungen Reisegefährten? War sie dessen Schwester, oder sonst ihm verwandt? Eine so indiskrete Frage hätten weder Lynn noch ich zu thun vermocht, allein Kern kam jeder Fragestellung zuvor, indem er voll geckenhafter Nonchalence sagte: „Vielleicht interessirt es Sie, den Namen der Dame zu erfahren; es ist Fräulein Elisabeth Röhl, die Tochter des Professors Röhl in D., meine Cousine und Verlobte."

Gibt es einen Liebeszauber? Mir schien, als sei ich an dies holde Wesen für immer gebannt, und ich erschrack bis in's tiefste Herz hinein, als ich hörte, Elisabeth wäre nicht mehr frei. Mit einem mir unerklärlichen, geradezu feindseligen Gefühl musterte ich den jungen Mann, der so ruhig lächelnd davon sprach, daß ihm das herrliche Geschöpf angehöre. Dasselbe gutmüthige Gesicht, mit dem er uns sein Zimmer angeboten, starrte mich auch jetzt an. O, die Gewöhnung an das Schöne, Wunderbare dünkte mir heute als die widerwärtigste Erscheinung, welche es geben kann. Wie war es möglich, ohne Rausch, ohne Entzücken und Erhebung an ein solches Wesen zu denken! Wie anders würde ich mich an seiner Stelle gefühlt haben! Jetzt erst ward es mir klar, daß Dasjenige, was meine Mutter irrthümlich einen Mangel in meinem Empfinden genannt, gerade von hohem Werth gewesen. Ich hatte mein bestes Fühlen nicht vergeudet, der volle Liebesschatz lag unberührt da, um ihn einer Einzigen zu Füßen zu legen.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Das Thurmhaus der alten Szeklerin.

Von Mariam Tenger.

„Halt!" gebot die Stentorstimme des Grafen Gögösy.

Kaum bedurfte es dieses Befehls, da an ein Weiterkommen ohnehin nicht zu denken war.

Das lange drohende Gewitter hatte sich bei anbrechender Nacht furchtbar zu entladen begonnen. Während Blitz auf Blitz den Horizont in eine flammenspeiende Esse verwandelte, kündigte ein wildes Tosen und Brausen zu unsern Füßen die gefahrvolle Nähe eines ausgetretenen Gewässers an.

Herren und Diener an die Wagen, die Kutscher an ihre Pferde gelehnt und bis über die Köpfe in ihre Bunda's gewickelt, die Damen in die Wagenecken gekauert, von Shawl's und Plaids überdeckt, ertrugen wir in angstvollem Schweigen des Unwetters Wucht, bis ein lautes „Hallo! Hai!" uns aufschreckte.

Frachtfuhrleute, die nach Hatzig hinein wollten, kamen durch die tosende Fluth auf uns zu. Wir hörten von ihnen, daß wir weitab von dem Wege nach Vàrhely waren, wo Bekannte uns erwarteten.

„Wo finden wir wohl in der Nähe ein Unterkommen für die Nacht?" fragte der Graf.

Einer der Walachen entgegnete:

„Wenn die allergnädigsten Herrschaften es versuchen wollen, bei der alten Szeklerin im Thurmhaus anzuklopfen; — das liegt dort drüben um den Wald herum auf der Einschicht."

Ohne langes Besinnen setzten wir über den Bach. Der Weg den Waldrand entlang war gut. Pfeilschnell flog das Viergespann der Baronin Bór dem ersehnten Ziele zu. Ihm nach jagten die zwei walachischen Fünfgespänne. Ehe eine halbe Stunde verging, machten wir vor einem massiven Eisenthore Halt, das mit schweren Angeln in einer hohen Ringmauer steckte.

Die Diener pochten. Ein Wachthund bellte. Wir hörten ein Fenster öffnen.

„Wer da? Was soll's?" rief eine tiefe Frauenstimme.

Graf Gögösy nannte die Namen der Reisenden und bat um gastfreundliche Aufnahme.

„Sogleich!" rief die tiefe Stimme zurück. Bald darauf that sich das Thor in seinen Angeln krachend auf. Ein alter Mann bat uns im Namen seiner Gebieterin in den Hof einzufahren, was auch sofort geschah. Im Hausflur, vor dem wir abgestiegen, stand eine alte Frauensperson. Mit den Worten:

„Gott hat die Herrschaften hergeführt! Gott sei gelobt!" begrüßte sie uns. Dann deutete sie nach der hochstufigen Holztreppe, welche aus der Tiefe des schmalen Flurs beinahe senkrecht emporstieg. Dort stand vor der Schwelle einer geöffneten Thüre die Frau des Hauses. Die ungewöhnlich große Gestalt hochaufgerichtet, hielt sie in jeder Hand einen eisernen Leuchter, in dem zwei Wachskerzen brannten. Unter dem weißen Tuche, das turbanartig um ihr Haupt geschlungen war, quoll eine Fülle von silberweißen Haaren hervor. Nicht ein Blutstropfen färbte das geisterbleiche, tiefgefurchte Antlitz der Greisin.

„Ich kann diese Treppe nicht mehr steigen, meine Damen, sonst hätte ich Sie an der untersten Stufe begrüßt. Bitte, bemühen Sie Sich herauf und erweisen Sie mir die Ehre, in das Innere meines armen Hauses einzutreten."

Ungesäumt folgten wir dieser Einladung. Der Eindruck, den die Erscheinung der ehrwürdigen Alten auf uns gemacht, ward noch gesteigert durch den Anblick der Räumlichkeit, in welche wir mit ihr eintraten. Wir befanden uns in einer hochgewölbten, langgestreckten Halle, deren oberstes Ende einen Halbkreis bildete. Zu den vergitterten Bogenfenstern konnte man nur auf einer Leiter emporklettern. Die Wände, an denen hie und da ein verblichenes Bild hing, waren von der namenlosen Farbe, welche die alte Anstreicherin Zeit, mit Rauch, Staub und Spinnen im Bunde, unbewohnten Orten zu geben pflegt. Vollgestellt mit uraltem Gerümpel, wären sie für einen modernen Antiquar vielleicht eine Fundgrube langgesuchter Schätze gewesen.

„Gnädige Gräfin und gnädige Frau Baronin, ich heiße Sie und Ihre Angehörigen willkommen! Was ich habe, ist Ihr Eigenthum, so lange Sie unter meinem armen Dache verweilen. Mehr zu reden ist jetzt keine Zeit!"

Mit diesen Worten begrüßte die merkwürdige Frau uns nochmals. Dann, zu ihrer Dienerin gewendet, fügte sie hinzu:

„Kind, jetzt rufe den Jungen, damit er den Tisch decke. Du besorge das Abendbrod. Ich mache die Betten zurecht."

Das „Kind" war die 66jährige Dienerin, der „Junge" war der 70jährige Diener der 90 Jahre alten Gebieterin. Beide waren gleich ihr in diesem Hause geboren worden, waren unter ihren Augen hier aufgewachsen und hatten nun selbst den Anfang des Greisenalters erreicht. Keinem von den Dreien wäre es jemals in den Sinn gekommen, die gewohnte Bezeichnung zu ändern.

Bald brachte die Dienerin eine umfangreiche Zinnschüssel voll Paprika's *) aus der Küche herein. Die Baronin winkte ihrem Vetter, der alten Szeklerin den Arm zu bieten und sie an den Tisch zu führen. Einen Augenblick besann sich Graf Gögösy, ob Das nicht eine zu große Ehre für die Bauernedelfrau sei, dann aber kam er dem Wunsche seiner Cousine nach. Wie groß war sein Erstaunen, als die alte Frau den Ritterdienst mit einer tiefen, aber darum nicht minder stolzen Verbeugung ablehnte.

„Herr Graf!" sagte sie, „seit mein großer, guter König — der jetzt im Frieden Gottes bei seinen Vätern ruht — mir die hohe Ehre erwies, mich an diesen Tisch zu führen, hat dieser Arm keines andern Mannes Arm berührt."

„Ich möchte hinknieen und um ihren Segen bitten, sie kommt mir vor wie eine Heilige!" flüsterte die schöne Klara Bór mir zu.

Die Greisin machte das Zeichen des Kreuzes und sprach laut:

„Gott segne meine werthen Gäste und das Mahl, welches ihnen anzubieten Gottes Gnade mir gestattet. Dann legte sie der Gräfin und der Baronin selbst vor und kostete eine Gabelspitze voll von ihren Tellern. Der alte Diener schenkte den Wein ein. Graf Gögösy erhob sich und rief:

„Bei meinem Gott gelobe ich diesen Becher voll des herrlichsten Ungarweines bis auf den letzten Tropfen zur Ehre unserer hochgeschätzten Wirthin zu leeren," und die andern Herren thaten ihm Bescheid. Dann wurde noch süßes Maisbrod mit Honig und türkischen Haselnüssen und köstlicher Wermuthwein herumgereicht, und als die Uhr in der Thurmstube über uns mit laut schallenden Schlägen die zwölfte Stunde verkündigte, ward die Tafel aufgehoben.

Früh am Morgen des nächsten Tages versammelte sich die Reisegesellschaft zu einem Rund-

---

*) Ein Gericht von Hammel-, Hühner- oder Kalbfleisch, das mit türkischem Pfeffer bereitet wird.

gang um das absonderliche Gebäude. Recht einsam stand es da, das Thurmhaus der alten Szeklerin! Von wild aufwuchernden Schlingpflanzen umrankt, inmitten des Hofraums auf erhöhtem Grunde, schien der altersgraue Thurm aus seinem umfangreichen Sockel wie herausgewachsen zu sein. Die Ringmauer mit ihrem massiven Steingefüge, ihrer fahlen Färbung und dem wuchtigen Eisenthore, das der alte Diener für uns öffnete, ließ an ihrer Zugehörigkeit zu dem Thurmbau keinen Zweifel aufkommen, während der Vorbau und die hinteren Wirthschaftsräume als Neubauten erschienen.

„Das Haus Seiner Gebieterin steht ja ganz wunderbar aus!" sagte die Gräfin zu dem Alten.

Er zog sein Käppchen vom kahlen Scheitel und erwiederte:

„Darum ist es auch ein Gotteshaus gewesen, gnädige Herrschaften."

Wir sahen ihn verwundert an. Aber bald ward es uns klar, daß wir eine uralte sächsische Dorfkirche vor uns hatten. Mit gesteigertem Interesse blickten wir nun zu dem alten Thurm hinauf. Wie viele Angriffe tartarischer Horden wird er zurückgewiesen haben, ehe die Kinder seines Sprengels ihn und ihr Dorf verließen, um sich weiter gegen Osten, dem Knotenpunkte der sächsischen Ansiedelungen, zu nähern.

Draußen am Auslaufe des verwüsteten Waldgrundes, der sich von der Mauer bis an den Bach hinabzog, fanden wir deutliche Spuren von festen Mauern. Sie bestätigten uns, daß einst Sachsen hier ihre Wohnsitze gehabt hatten.

Bei der Rückkehr von unserem Morgengange empfing uns die alte Szeklerin an der Thüre der Halle — der einstigen Kirche. Sie hatte uns zu Ehren ihr altungarisches Galakleid aus dem großen Eichenschranke genommen. Der Rock war von so steifem Seidenzeuge, daß er für sich allein aufrecht stehen konnte. Den schwarzen Spenser mit gleichem Brustlatz und gleichen Knöpfen bedeckte ein großes, braunes Seidentuch, am Halse und über der Brust mit Boglár*)-Nadeln befestigt. Das silberweiße Haupt schien sie unter der ungarischen Schleierhaube noch höher zu tragen, wie unter dem weißen Turbantuche.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ein sehr eigenthümlicher, aus verschiedenen Edelsteinen in erhabener Knopfform zusammengesetzter Schmuck.

Mannigfaltiges.

Klagelied für die ganze zivilisirte Welt.

Eine Zeitung in Washington schrieb kürzlich: Die Jagd auf den Hyppopotamus an den Ufern des Nil, auf den Alligator in der Bai von Louisiana, auf den Löwen in Numidien, auf den Gorilla in Afrika, auf den Tiger in Bengalen, den Bären in Schweden, den Wolf in den Steppen Rußlands — solche Jagd ist ein reines Kinderspiel gegen die Jagd nach einem treuen, fleißigen und bescheidenen Dienstmädchen!

(Sonnt.-Bl.)

Der Aberglaube der Chinesen

grenzt an's Unglaubliche; ihm sind die neueren Empörungen gegen die Europäer allein zuzuschreiben, denn von hundert Chinesen sind neunundneunzig fest überzeugt, daß die „Fremden", besonders aber die römischen Katholiken, Kinder stehlen und kochen, um die Eingeweide zu Zaubertränken zu gebrauchen. Als vor einigen Jahren die Tai-Pings-Rebellen das Land verwüsteten, kam der Führer derselben auf den Gedanken, daß, da alle Menschen Gold und Silber lieben, auch Theile des Menschen die Stelle anzeigen müßten, wo Schätze verborgen seien! Der erste Gefangene wurde nun von ihm selbst getödtet, in Stücke geschnitten und — gekocht. Als sich Fett auf der Oberfläche zeigte, ließ er ein Stück Zeug damit tränken und dasselbe dann zu einer Fackel zusammenrollen. Mit derselben ging er in ein Haus, dessen Einwohner geflüchtet waren, und beobachtete das Flackern der Flamme. Als sie aufknisterte, meinte er die Stelle gefunden zu haben, wo ein Schatz verborgen sein müsse. Man grub nach und — leider! fand man wirklich einen Topf mit Silbermünzen! Daß diese Menschenfackeln von nun an selbst im kleinsten Dorfe fabrizirt wurden, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

(Sonnt.-Bl.)

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 142. Montag, 2. Dezember **1872.**

* Eine räthselhafte That.
Erzählung von E. Rudorff.

(Fortsetzung.)

Niemand, der nicht wahrhaft mein Freund gewesen, Niemand, zu dem nicht die tiefste Sympathie mich gezogen, hätte von mir dies Bild zum Anschauen erhalten, und wenn ich von ihr gesprochen, so würde mein Auge geleuchtet, jede Fiber in mir gebebt haben.

II.

In Zermatt trafen wir bereits Doktor Ward, während Sir Harry North durch eine Verstauchung des Fußes in Martygny zurückgehalten war.

„Ist es noch Ihre Absicht, Sir, mit uns das Matterhorn zu besteigen, da Sir Harry North nicht an der Expedition Theil nehmen kann?" fragte Lynn mich in ruhiger, völlig geschäftsmäßiger Weise. Wie wunderbar ist die Schnelligkeit, mit der sich unsere Gedanken ordnen, in der wir Nahes und Fernes gleichsam in einem einzigen Bilde plastisch vor uns sehen und ehe fast die Frage von den Lippen des Redners entflohen ist, schon eine Antwort bereit halten, die nur aus einer Kombination der verschiedensten Entschlüsse hervorgegangen sein kann. Das Glück, „im rosigen Licht" zu athmen, erschien mir wünschenswerther als je in meinem Leben, ich verspürte kein Verlangen, mich an einer immer doch gefahrvollen Partie zu betheiligen, allein der Gedanke, daß Lynn, der gar kein tieferes Interesse an mir nehmen konnte, der, aller Voraussicht nach, niemals meinen Lebenspfad wieder kreuzen würde, mich für einen Wetterwendischen oder hohlen Prahler halten könne, bestimmte mich zu einer Antwort, die völlig im Gegensatz zu meinem Gefühl und meinen ruhigen Erwägungen stand.

Sind wir in der That Sklaven des Augenblicks, oder gibt es Momente im Leben, in welchen eine dämonische Macht uns zwingt, widerstrebende Bahnen zu wandeln?

Mit kühler Ruhe sprach ich meine Bereitwilligkeit aus, an der Expedition Theil zu nehmen, und daß ich die Vorbereitungen dazu: die Wahl der Führer, die Beschaffung des nöthigen Apparates von Leitern, Seilen u. s. w. ganz der erprobten Erfahrung der Herren Lynn und Ward überlasse. Kaum hatte Kern, der sich uns auf der Weiterreise angeschlossen, vernommen, daß ich mich an der Besteigung des Matterhorns betheiligen würde, als er erklärte, ebenfalls von der Partie sein zu wollen.

Der Thor! Er wagte sein Leben! Ich hielt es für meine Pflicht, ihn auf die mannigfachen Gefahren aufmerksam zu machen, denen er sich aussetzte, und ihn zu fragen, ob er schon bei ähnlichen Besteigungen seine Kräfte erprobt habe? Daß Kern, falls er nicht schwindelfrei und von der höchsten Kaltblütigkeit wäre, uns Alle in Gefahr bringen könne, sprach ich nicht aus, da es mir unpassend dünkte, persönliche Rücksichten geltend zu machen.

Sei es, daß der junge Mann die instinktive Abneigung, welche ich gegen ihn empfand, in gleicher Weise mir entgegenbrachte, genug, meine abmahnenden Worte schienen die engegengesetzte Wirkung auf ihn zu üben, und er beharrte geradezu mit Beeiferung auf seinem Verlangen. Im Laufe dieser kurzen Debatte vernahm ich von ihm, daß er mehrere Jahre Vorturner gewesen und an Strapazen beim Bergsteigen gewöhnt sei.

Drei Tage vergingen mit den nöthigen Vorbereitungen, welchen sich hauptsächlich Lynn unterwarf. Ich streifte während dieser Zeit im Thale umher und blickte auf die in wunderbarer

Majestät thronenden Häupter des Breithorn und Matterhorn; wohin aber auch mein Auge fiel in diesem Zauberthal der Schönheit, immer schwebte Elisabeth mir dabei vor; ich sah sie darin wandeln, ihre Züge, ihre Gestalt war allein würdig, hier zu glänzen und zu entzücken.

Am 20. Juni in der Frühe begann unsere Expedition; Michael Tausing, einer der bewährtesten Führer, leitete den Zug, ihm schlossen sich Lynn, ich und der zweite Führer Johann Wiedner an, dann folgten Doktor Ward, Kern und der dritte Führer Philippe Val. Zwei Träger mit Lebensmitteln und Apparaten sollten nur bis zum Nachmittage uns begleiten und dann zurückkehren, was auch später geschah.

Es wäre nur natürlich gewesen, wenn die beiden Engländer bei dem Aufsteigen zusammengehalten hätten, deßgleichen Kern und ich. Denn wohl konnten Fälle eintreten, in denen von des Einen Beistand des Andern Leben abhing, und wer mochte dann näher stehen, als ein Landsmann von fast gleichem Lebensalter? Wie ich aber sofort mich Lynn angeschlossen, so hatte Kern dem Doktor Ward sich zugesellt.

Nur wer an ähnlichen Expeditionen sich betheiligt hat, kann eine Vorstellung von den ungeheuern und oft ganz unberechenbaren Hindernissen gewinnen, welche sie darbieten. Daß die Haue häufig erst den Fuß breiten Boden schaffen muß, an dem wir emporklimmen, kommt wenig in Betracht; daß man jedoch nach langem Weiterwandern oft gezwungen ist, den mühsam errungenen Pfad wieder hinabzusteigen, weil plötzlich Felsenspalten und Abgründe ihm ein Ziel setzen, darin liegt die Gefahr. Denn die kaum geschaffenen Stufen sind inzwischen mit Glatteis bedeckt, und Herablassen an dem Seil bleibt gewöhnlich das einzige Auskunftsmittel. Gegen Abend hatten wir eine schmale Felsplatte erreicht und es wurde beschlossen, hier während der Nachtstunden zu verweilen. Lynn war mir bei den Fährlichkeiten dieses ersten Tages als ein Mann von der höchsten Geisteskraft und Besonnenheit erschienen, auch hatte er sich als einen so erfahrenen Berggänger bewährt, daß ich ihn über alle drei — obwohl sehr tüchtige — Führer stellen mußte.

Mit dem scharfen Blick des Feldherrn traf er alle seine Anordnungen, und stets ergab es sich, so oft er eine andere Meinung als die Führer gehabt, daß seine Ansicht die allein richtige gewesen war.

Lynn machte nun den Vorschlag, je zwei und zwei von uns sollten versuchen, eine Stunde zu schlafen, während die Andern Wache stünden. Nur Kern und der jüngere der Führer folgten diesem Rathe und legten sich — in die wollenen Decken gehüllt — nieder, nachdem sie durch einige Gläser Wein sich erwärmt hatten. Beide waren auch bald entschlummert und wurden nicht weiter in ihrem Schlafe gestört, da Niemand von uns Neigung fühlte, sich dem Schlummer hinzugeben.

Diese Nacht würde mir für immer unvergeßlich geblieben sein, selbst wenn die ihr folgenden Ereignisse auch nicht die wunderbarste Grenzscheide für mein inneres Leben herbeigeführt hätten. Hier standen wir, die einzigen Bewohner einer Welt, welche sich weit über den kühnen Flug des Adlers erhebt, wohin die Gemse nie ihren flüchtigen Fuß gesetzt. In tiefem Indigoblau lag des Himmels Decke über uns, und in reinem Glanz, viel strahlender, als ich sie je gesehen, noch jemals sehen werde, schaute das Heer der Sterne auf uns hernieder. Denn die Dünste, welche ihr Licht durchbrechen muß, um zu den Kindern der Erde zu gelangen, sie lagerten tief, tief unter uns über der völlig unserem Auge entzogenen Landschaft.

Endlich brach glorreich der Morgen an; die Sonnenstrahlen, welche im Thale Jeden beglücken und um die blühenden Gelände einen Zaubergürtel der Schönheit werfen, ich sah ihrem leuchtenden Farbenspiele mit sehr gemischten Empfindungen zu. Denn sie mußten die steilen Eiswände über und unter uns spiegelglatt und beinahe unpassirbar machen.

Bei andauernd hellem Wetter setzten wir unseren gefahrvollen Weg fort und erreichten endlich um die Mittagszeit den Gipfel des Matterhorns.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Das Thurmhaus der alten Szeklerin.

Von Mariam Tenger.

(Fortsetzung.)

Nach dem Mittagessen, welches Schlag zwölf Uhr eingenommen wurde, und wobei das altungarische Sauerkraut, mit Würsten, Speckschwarten und grünen Zwiebeln belegt, die Hauptrolle spielte, wurde süßer Tokayer mit Csiganétes *) für die

*) Ein Backwerk in Form einer Schnecke.

Damen, alter Méneser *) und Schafkäse für die Herren auf den Tisch gestellt. Die alte Szeklerin nippte von dem Glase der Baronin und von dem Glase Alberts, um der Sitte des Zutrinkens Genüge zu thun, dann erhob sie sich ein wenig und sprach:

„Geehrte Herrschaften! Liebe Gäste! Es hat Gott gefallen, mir noch einmal, ehe er mich abruft von dieser Welt, eine große Freude zu schenken. Mein armes, von Feinden so oft heimgesuchtes Haus durfte sich noch einmal edlen Freunden gastlich öffnen. Schnell wird der Tag, der mein altes Herz mit dieser Freude verjüngte, dahingeschwunden sein! Und dann — wer weiß wie bald — wird es aufhören zu schlagen — und dieses Haus, in dem ich mein ganzes langes Leben zugebracht habe — wird von Feinden verwüstet und dem Erdboden gleich gemacht werden, weil Niemand da sein wird, es zu schützen. Mit mir wird auch mein Name vergehen, denn die Letzten, die ihn hätten fortpflanzen können, sind seit einem Menschenalter todt! . . . Wollen Sie es einer steinalten Frau verzeihen, wenn ein so merkwürdiger Tag in ihrem Kopfe alle alten, eingeschlafenen Geschichten, in ihrem Herzen den eitlen Wunsch weckt, Ihnen diese mitzutheilen."

Die Gräfin und die Baronin faßten die magern, bebenden Hände der Greisin, drückten sie mit Innigkeit und sagten, „daß wir Alle es in den vergangenen Stunden auf den Lippen gehabt, aber uns gescheut hätten, um diese Erzählung zu bitten."

Wir rückten uns näher zusammen, und sie begann:

„Wenn ich schreiben könnte, hätte ich Das, was ich Ihnen sagen werde, aufgeschrieben. Wie und wo sollte ich aber schreiben gelernt haben? Kaum daß ich von dem Bruder meiner Frau Mutter, der Geistlicher war, mein Gebetbuch und den hundertjährigen Hauskalender verstehen lernte.

Meine Kindheit verging in beständigen Unruhen. Mein Herr Vater besorgte seine Wirthschaft nie anders als mit dem Gedanken, daß die Frucht seines Fleißes in die Hände der Türken oder sonst landläufigen Gesindels fallen könnte. Wenn die Garben auf dem Felde gebunden waren, wachte der Herr Vater mit den Knechten dabei; sie hatten Schießgewehre und Messer bei sich, bereit, ihr Eigenthum theuer zu verkaufen. — Wir im Hause glaubten, Das müsse so sein, denn wir kannten es nicht anders. Zwischen Arbeiten und Beten verging uns die Zeit. Für meine Ausstattung wurde gesponnen, gewebt und genäht und ich lernte von der Frau Mutter Alles, was eine Frau wissen muß.

Eines Tages sagte diese zum Herrn Vater: ‚Hallja Kend! (hört der Herr) die Tochter wird im Oktober 15 Jahre, die Truhe ist voll; die schönen Betten stoßen oben an die Decke an; unten sitzt der Zigeuner und bindet die großen Pfannen, und haut die großen Bratspieße zurecht, an denen die Milchferkel und die Hammel zu unserer Hochzeit gebraten worden sind. Ich fürchte mich auch vor Keinem, der die Tochter anschauen kommt für seinen Sohn, denn sie weiß in Allem Bescheid. Seht zu, wie Ihr's macht, daß wir sie an einen braven Mann bringen.'

Der Herr Vater sah zu, indem er nach dem Szeklerland reiste, von wo er in die Wirthschaft hier herein geheirathet hatte. Als er wieder kam, brachte er seinen einzigen noch lebenden Vetter und dessen einzigen Sohn auf die Brautschau mit. Als Alles in Ordnung war, wurde Hochzeit gemacht. Dabei ging es nach altem Brauch hoch her. Da wir aber keine andern Verwandten als den Bruder meiner Frau Mutter, und auch sonst sehr wenige Bekannte hatten, gingen die beiden Väter auf die große Fahrstraße und luden von den ordentlichen Leuten, die des Weges kamen, so viele ein, als Platz in unserm Hause hatten. Bei uns Szeklern ist es Brauch, daß der Vater des Bräutigams seine Gäste und der Vater der Braut die seinigen bewirthet. Weil nun Das bei uns nicht in zwei verschiedenen Häusern geschehen konnte, wurde im Hofe ein großes Zelt aus Baumstämmen gemacht; dort aßen und tranken die Gäste des Bräutigams. Hier in dem Kirchenzimmer wurde zuerst der Altar errichtet, und nach der Trauung wurden hier die Tische gedeckt. — Das Fest dauerte drei Tage und drei Nächte. Es nahmen daran auch viele arme Leute Theil, Walachen, Zigeuner und Slovaken, die sich vor der Ringmauer lagerten, und für die der Herr Vater einen Ochsen schlachten, viertheilen und braten ließ; dazu bekamen sie auch Maisbrod und Slivowitz. Bis spät in die Nacht hinein geigten die Zigeuner, tanzten die Gäste unter dem Zelte, die Gäste hier oben, und das Gesindel vor der Mauer. — Zuletzt mußte die Frau Mutter erklären, daß alle Vorräthe aufgezehrt, alle Weinfässer geleert wären. Dann erst zogen die Gäste ab. Das Gesindel verlief sich erst, als wir ihnen drohten, durch die Schußlöcher in sie hinein zu feuern.

* Ein vorzüglicher Siebenbürgerwein.

Wir hatten viele Wochen zu thun, ehe wir Alles wieder in Ordnung brachten. Mein lieber Mann aber, dem die Eltern die Wirthschaft übergaben, brauchte mehrere Jahre, ehe er wieder halb so viele Vorräthe ins Haus schaffen konnte, als in den drei Hochzeitstagen verbraucht worden waren.

Dazu diente mein Mann als Freiwilliger bei den Szeklerhusaren, und gefiel ihm der Dienst im Felde besser, als die Arbeit auf dem Acker. Auch unsere zwei Söhne wollten immer nur in's Weite und den Soldatendienst lernen. So wäre nach dem Absterben der Eltern die Wirthschaft wohl in's Stocken gerathen, wenn ich sie nicht zu Händen genommen und Knechte und Dirnen angeleitet hätte, als ob ich der Herr wäre.

Ein paar Jahre hinter einander ereignete sich, kleine Diebereien ausgenommen, Nichts, was das Gedeihen des Hauses störte, und wir lebten im Gefühl der Sicherheit. Mein lieber Mann war eben zu den Uebungen des Regiments fort; der ältere Sohn war mit ihm, der jüngere, erst zehn Jahre alt, bei mir geblieben. Da weckte mich in einer Nacht ein entsetzlicher Lärm aus tiefem Schlafe. Unser Gehöft war von bewaffneten Schaaren umringt. Einer der Knechte, der zu Zeiten nach Várhély auf den Markt geschickt ward, wußte, daß die Walachen an vielen Orten aufgestanden waren, um die Edelleute zu erschlagen und zu berauben.

„Frau!" rief der Knecht zu mir hereinstürzend, „das ist Hora, der Walachenführer! Wir sind verloren!"

„Verloren?" antwortete ich. „Das wollen wir doch sehen — ich glaube es nicht, daß wir verloren sind, wenn wir als Männer handeln!"

Gott gab mir in den Tagen und Nächten, die nun folgten, eine beispiellose Kraft. Bald war ich oben in der Thurmstube, um den Feind zu beobachten, bald unten in der Wehrkammer, um ihn mit Pulver und Blei verscheuchen zu helfen. Ich hielt meine Leute dabei so in Ordnung und so bei Laune, daß sie jubelnd arbeiteten, und schon anfingen, meinen Glauben an unsere Unbezwinglichkeit zu theilen, als ich in der dritten Nacht vom Thurme herab mit Schaudern sah, wie eine feurige Schlange sich über den Wald fortwälzte, wie sie immer dicker und länger wurde und immer näher herankam, den weiten, glutspeienden Rachen öffnend, um uns zu verzehren. Ich ließ die Arme sinken, mein Herz hörte beinahe auf zu schlagen, denn es lernte in diesem Augenblicke, was Furcht ist. Die Walachen hatten den Wald angezündet . . . . Der Sturm heulte in jener schrecklichsten Nacht meines Lebens wie gestern, ehe Sie an meine Thür pochten, und jagte die Flammen, Meereswellen gleich, gluthschäumend an uns heran. Die Gewalt des Feuers sollte dem Feinde Schloß und Riegel meines Hauses öffnen und dann! — —

Ich stieg vom Thurme herab, verschloß die Thüre und nahm die Schlüssel mit fort. Keiner meiner Leute sollte das Entsetzliche kommen sehen. — Ich setzte mich dann zu Häupten des Bettes, in dem mein Sohn schlief. — Wie lange ich saß, ich weiß es nicht. Es war eine Erstarrung über mich gekommen, die der Bewußtlosigkeit glich. — Als meine Besinnung wiederkehrte, schien die Morgensonne hell auf mein Haus, auf mein Kind, auf meine Leute, die alle um mich her auf den Knieen lagen und laute Dankgebete beteten.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine appetitliche Annonce.

In Pariser Blättern findet man folgende Annonce: Zahnarzt X., Straße . . ., Nr. . . ., hat die Ehre, seinen zahlreichen Kunden zu melden, daß er zu den herannahenden Winterfesten vollständige Gebisse oder auch einzelne Zähne für Hochzeiten, Bälle, Soiréen und Tafeln — ausleiht.

Drei Herzen.

Kinderherz, Du gleichst der Welle,
Die den Himmel in sich trägt,
Mit den Sonnenstrahlen spielend,
Noch von keinem Sturm bewegt.

Männerherz, du gleichst der Woge,
Von der Windesbraut erfaßt,
Wild hinaus die Tropfen schleudernd
Zu des Schiffes stolzem Mast.

Und du, Herz des Greises, gleichst der
Welle, hingeführt zum Strand,
Von dem leisen Hauch des Windes,
Still verrinnend in den Sand.

Willibald Wulff.

Auflösung des Räthsels in № 140:
Raphael — Rahel.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 143. Mittwoch, 4. Dezember 1872.

* Eine räthselhafte That.

Erzählung von E. Rudorff.

(Fortsetzung.)

Lynn und die Führer — welche durch diese kühne, bis dahin noch niemals geglückte Ersteigung neuen Ruhm und Ehre zu erwarten hatten — zeigten sich außerordentlich befriedigt; Doktor Ward sprach wenig und schien gleich mir die Gefahren des viel schwierigeren Hinabsteigens in's Auge zu fassen. Kern war erschöpft; er hatte jedenfalls seine Körperkraft und Ausdauer überschätzt, was zu bekennen er sich natürlich scheute. Niemand von uns that eine Aeußerung, welche die Andern hätte kleinmüthig machen können, allein aus den eingehenden Berathungen, die Lynn mit den Führern hielt, ersah ich, daß dieser unerschrockene, geistesstarke Mann zwar Nichts von seinem Gleichmuth eingebüßt hatte, jedoch mit der höchsten Vorsicht alle nöthigen Maßregeln für die Heimreise mit ihnen verabredete.

Immer mußte ich mich im Geiste fragen: was geschieht, wenn Einer von uns — nicht das Leben verliert — sondern nur den Fuß oder das Bein bricht? Wer schafft ihn weiter, wer kann ihm Hilfe bringen? Muß er nicht eigentlich sich zum Opfer bringen, damit er die Andern nicht gefährde?

Das 500 Ellen lange Seil, welches wir mitgenommen, war dazu bestimmt, uns alle beim Hinabsteigen mit einander zu verbinden. Michael Tausing, der kräftigste und erfahrenste der Führer, sollte mit Wiebner den Zug eröffnen; Beide würden Kern in die Mitte nehmen — der am schwächsten sich gezeigt — damit sie ihm jeden Fußtritt zeigen und nöthigenfalls die Hand bieten könnten. Ward folgte, hinter ihm Philippe Val und ich, während der kühne Lynn sich für den schwierigsten Platz am Ende des Zuges entschied.

Wir letzten drei standen noch auf der Spitze des Matterhorns, als unsere Vormänner schon etwa 60 Fuß hinabgestiegen waren. Philippe Val schickte sich eben an, ihnen auf dem spiegelglatten, abschüssigen Pfade zu folgen, als wir einen Aufschrei hörten. Kern war ausgeglitten, hatte Tausing, der ihm beisprang, mit umgerissen und Beide rollten einen Theil des Abhanges hinab. Wiebner und Ward, welche durch die Anspannung des Seiles einen starken Ruck erhalten, hielten sich jedoch mit Hilfe ihrer Alpenstöcke noch aufrecht. Vergebens suchten die beiden Ersten wieder festen Fuß zu fassen, sie rollten immer weiter hinab und brachten auch Ward und Wiebner in's Schwanken. Die Gefahr rückte nun riesengroß an uns heran. Philippe Val klammerte sich an einen Felsblock neben ihm und schlang das Seil zweimal um seine Hand. Im Moment war Lynn an seiner Seite, faßte kurz das Seil hinter ihm und suchte mit eingeklemmtem Alpstock eine feste Position zu gewinnen. Ich folgte seinem Beispiel und so verging wohl eine Minute — wer mißt ihre Qual! — in welcher wir alle unsere Kraft einsetzten, um unsern unglücklichen Gefährten einen Halt zu gewähren. Alle Vier rutschten jedoch immer tiefer und schwebten bald über dem Abgrund. Da rief Val, dessen Kräfte schwanden und aus dessen — durch das Seil zerrissener — Hand ein Blutstrom drang: „Ich kann nicht mehr, sie reißen uns mit sich, wir sind Alle verloren!"

In Lynn's Zügen spiegelte sich ein furchtbarer Kampf, seine Lippen bebten; noch einen Blick warf er auf die Unglückseligen in der Tiefe, dann zog er schnell ein Messer hervor. Ich errieth, was er beabsichtigte — — — ich wollte ihm zurufen, noch einen Augenblick innezuhalten

— — — meine Zunge schien gelähmt! Mein Kopf brannte, die Fluth furchtbarer Gedanken, welche in dieser Sekunde durch meine Seele ras'te, sie spottet jeder Beschreibung.

Es war geschehen!

Todesmatt lehnte sich Philippe Val auf seinen Alpenstock; er wollte Etwas sprechen, allein Lynn schnitt ihm das Wort ab, indem er mit bedeutsamem Nachdruck und scharfer Betonung sagte: „Diese Katastrophe ist entsetzlich, und doch haben wir eigentlich dankbar zu sein, daß das Seil riß, denn wir wären sonst ebenso unrettbar verloren gewesen, als unsere unglücklichen Gefährten.“ In völligem Schweigen ruhten wir noch eine Weile auf der Felsplatte; Jeder von uns war sicherlich mehr mit den Todten als mit sich selbst beschäftigt. Dann stiegen wir hinab; die sachgemäßen, durchaus nöthigen Worte, welche Lynn mit dem Führer in Zwischenpausen wechselte und denen ich maschinenartig Folge leistete, waren die einzigen, welche gesprochen wurden. Unser Rückweg war fürchterlich; allein es gibt Momente, in welchen die Seele von solchen Schrecken erfüllt ist, daß leibliche Gefahren uns gar nicht mehr aufregen.

In unnahbaren Klüften lagen die zerschmetterten Körper unserer Gefährten, und wir konnten ihnen nur ein stilles, inbrünstiges Gebet in ihr Grab nachsenden.

Auch als Lynn und ich am zweiten Tage in unser Zimmer gelangt waren, brach er das entsetzliche Schweigen nicht, in welches er sich gehüllt hatte. Er überließ es dem Führer, die Schicksale unserer Expedition zu verlautbaren und von dem Riß des Seiles Kunde zu geben.

Lynn und ich trafen — ohne daß dieserhalb eine Verabredung zwischen uns stattgefunden — die nöthigen Anstalten zu schleuniger Abreise. Er wollte ohne Aufschub nach England zurückkehren, und ich — ich wußte noch nicht, wohin ich meine Schritte lenken würde, doch fort wollte ich um jeden Preis; der Anblick des Matterhorns flößte mir Grauen ein.

„Wollen Sie Dies nicht an sich nehmen und weiter befördern, Sir?“ fragte mich der Engländer, indem er ein Päckchen aus seiner Reisetasche nahm und es mir überreichte. Ich faltete das in Papier gehüllte, kleine Packet auseinander und fand Kern's Brieftasche darin mit der Photographie von Elisabeth, sowie mehrere Briefe von Damenhand — jedenfalls von ihr geschrieben. Lynn sagte mir, daß Kern dies Päckchen habe in die Brusttasche seines Paletots stecken wollen, als wir am Morgen der Expedition aufbrachen; er hätte ihm jedoch den Rath ertheilt, es zurückzulassen, da beim Klettern, Rutschen oder Kriechen es ihm leicht hinderlich werden könne. Kern, welcher seinen Koffer bereits verschlossen gehabt, hatte das Päckchen nun Lynn übergeben, der es in seine Reisetasche legte.

Noch einmal ließ ich meinen Blick auf den Engelszügen von Elisabeth ruhen, dann schlug ich die Brieftasche mit ihrem Inhalt in einen Bogen festes Papier und ersuchte Lynn, das Packet mit seinem Siegel zu schließen, auch seinen Namen und das Datum des Tages darauf zu setzen.

Ein jäher Schreck überfiel mich, als ich an die Schnelligkeit dachte, mit welcher der elektrische Strom alle Begebenheiten zur Kenntniß bringt, und daß Elisabeth — ohne vorbereitet zu sein — den schrecklichen Tod ihres Verlobten zuerst durch die öffentlichen Blätter erfahren könne. Ich telegraphirte daher sogleich nach D. an einen dort lebenden, mir befreundeten Herrn und stellte an ihn die Bitte, Elisabeth oder deren Vater durch den Hausarzt der Familie oder deren Beichtvater von dem entsetzlichen Geschick des jungen Mannes unterrichten zu lassen.

Dann telegraphirte ich an meine Eltern, übergab die Effekten meines verunglückten Landsmannes — mit Ausnahme der Brieftasche — den Ortsbehörden und verabschiedete mich von Lynn.

„Gott sei mit Ihnen!“ rief er, schüttelte fest meine Hand, und wir trennten uns für immer.

Ich fühlte mich krank und von so düsteren Gedanken umlagert, daß ich beschloß, in einem der stillsten Thäler der Schweiz den Rest meiner Wanderzeit zuzubringen. Erst wenn ich die Gesundheit meiner Seele wiedergewonnen, wollte ich vor meine Eltern und — Elisabeth treten. Aus meiner Hand sollte sie ihr Bild und ihre Briefe zurückerhalten.

In dem Thale Anzaska — ganz entlegen von der Heerstraße des Touristenzuges — fand ich in einem Häuschen, dessen oberes Zimmer leer stand, ein wünschenswerthes Asyl. Alles um mich her war unbeschreiblich schön; so weit das Auge reichte, deckten Alpenrosen die Bergeshöhen und ließen ihr glühend Roth zwischen den dunkeln Blättern mit Märchenpracht hervorleuchten. Die Vögel sangen, die Quellen rauschten, und duftende Bergkräuter hauchten ihren Wohlgeruch in die milde, balsamische Luft.

(Fortsetzung folgt.)

* Das Thurmhaus der alten Szeklerin.

Von Mariam Tenger.

(Schluß.)

Mir war zu Muthe, wie wenn ein Wunder Gottes geschehen wäre. Und war es denn nicht ein Wunder, daß in dem Augenblicke, wo die Flammen schon über die Mauer schlugen, der Sturmwind sich plötzlich wendete und sie dahin zurücktrieb, woher sie gekommen waren? War es denn kein Wunder, daß Ströme von Regen niederstürzten, um die Brände zu löschen, welche die wilden Teufel in meinen Hof, auf mein Dach geschleudert hatten? War es endlich nicht das größte Wunder, daß der gottlose Hora, als er sah, daß des Himmels Mächte kamen, um mir zu helfen, von der Furcht Gottes gepackt, mit seinen Helfershelfern davoneilte, und daß mein Haus, so lange der Aufruhr im Lande noch tobte, verschont blieb?

Meine Söhne wuchsen nun heran; aber ihnen behagte das Leben in dem einsamen Hause nicht. Als im Jahr 1788 der Türkenkrieg wieder ausbrach und wir hörten, daß unser König Josef sein Heer in Person anführen würde, mußte ich sie mit dem Vater ziehen lassen, obgleich der eine erst sechzehn, der andere kaum fünfzehn Jahre alt war.

Im Monat März gingen sie von mir. An dem Tage, wo sie mich verließen, fing ich an doppelt so viel zu arbeiten als sonst. Vom dämmernden Morgen bis zur sinkenden Nacht war ich überall die Erste, wo es in der Wirthschaft zu thun gab. Wenn ich meiner Hände Werk in Kisten und Kasten brachte, besah ich es mit größerer Sorgfalt als sonst, und dachte bei jedem Stück: das ist für den Mann, das ist für die Kinder. Sonntags, wenn ich mit den Leuten gebetet hatte, stieg ich hinauf in die Thurmstube und sah auf den Weg hinaus, so weit mein Auge reichte. „Dorther werden sie kommen,“ sprach ich zu mir selber. — Der Frühling, der Sommer, der Herbst waren hingegangen; das Ende des Novembers brachte den ersten, festen Schnee. Wir saßen in der Küche um den Herd herum, auf dem das Feuer lustig brannte, und spannen. Die Mägde sangen; wenn sie mich ansahen, sang ich auch mit, weil es so Brauch war und weil die Leute es übel vermerken, wenn die Frau den alten Brauch nicht ehrt. Mein Herz hatte aber seit einiger Zeit keine Freudigkeit mehr. Es hatte so lange ungeduldig gewartet, daß es jetzt zerspringen wollte vor Ungeduld. Da hörten wir ein überlautes Pochen an dem Thore, und der Knecht, der die Thurmwacht versah, gab das Zeichen, daß friedliche Leute um Einlaß bäten. Ich trat an dasselbe Fenster, das ich gestern geöffnet habe, als Sie kamen, und fragte wie gestern:

„Wer da? Was soll's?“

„Im Namen Sr. Majestät des Kaisers bitten wir um Nachtherberge für einen kranken Herrn, der vom Kriege heimkehrt,“ war die Antwort. Ich ging selbst hinab, um zu öffnen, und bemerkte sogleich, daß der kranke Herr kein anderer als Josef, der gekrönte König von Ungarn, war. Da vergaß ich alle meine Sorgen und dachte nur an das Glück und die Ehre, die meinem armen Hause widerfahren. — Still und bleich saß der König in dem Stuhle, den ich seitdem den Königstuhl nenne. In der Küche wärmten sich mehrere seiner Diener und erzählten den Mägden von der letzten Schlacht. Einer von ihnen war dabei gewesen, als der König in Karánsebes die Häuser besuchte, wo die Verwundeten lagen. Ich trat eben in die Küche, als der Mann einen Brief vorzeigte, den er nach Siebenbürgen zu bestellen habe. Da frug er mich, ob mir die Person vielleicht bekannt sei, an die der Brief gerichtet war, und las von der Adresse meinen Namen und meinen Wohnort herab.

„Wer hat den Brief geschrieben?“ fragte ich und winkte den Mägden, sich Nichts merken zu lassen.

„Geschrieben,“ entgegnete der Diener, „hat ihn ein Feldarzt, diktirt aber hat ihn ein sterbender Mann — der bravste von den braven Szeklerhusaren.“

Ich setzte mich auf einen Stuhl und winkte den Mägden wieder, stille zu sein.

„Ich kenne die Frau,“ sagte ich, „und werde ihr Alles bestellen. Sie kann aber nicht lesen — seid so gut, mir vorzulesen, was in dem Briefe steht.“

Der Diener war sogleich bereit. — Mein lieber Mann nahm in dem Briefe Abschied von mir für diese Welt; sagte mir, daß er unsern Kindern nacheile in das Jenseits, und daß ich nicht trauern, sondern stolz sein sollte, daß alle Drei für unseres guten Königs Sache den Heldentod gestorben seien. Wenn ich ihnen nachkäme, würden sie mich dort empfangen, wo Gott den tapfern Kriegern und ihren hochherzigen Frauen und Müttern unendliche Seligkeit schenkt.

Alsogleich konnte ich nicht vom Stuhle aufstehen. Ich war erst 32 Jahre alt und hatte

mit einem Schlage Alles verloren. Dann stand ich aber auf, und den Brief an's Herz drückend, eilte ich in die Kirchenstube zurück, wo der König noch auf derselben Stelle bleich und traurig saß.

„Éljen a Király!“ (Es lebe der König), rief ich und kniete vor ihm nieder. Beinahe erschrocken fuhr er empor und hieß mich aufstehen.

„Knieen Sie vor Gott, liebe Frau! Der König ist ein schwacher Mensch wie jeder andere. Und gar ein geschlagener König, der statt zu siegen Niederlagen erlitten hat!“ Dabei bedeckte er sein Gesicht mit beiden Händen.

„Der Herr der Herren gibt — und nimmt — der Wille des Herrn sei gelobt!“ rief ich aufstehend und den König in Ehrfurcht bittend, daß er sich die Abendmahlzeit an meinem armen Tische wohlschmecken lasse.

Der König mußte aber die Herzensangst doch bemerkt haben, die ich dem kranken, an Körper und Seele niedergedrückten Herrn nicht zeigen wollte; er sah mich, während er sich von seinem Sitze erhob, durchdringend an. Indessen hatten auch die Mägde in der Küche geweint und wie ein Lauffeuer ging es von Mund zu Mund, so daß einer der begleitenden Kavalerie dem König mittheilte, was mich getroffen.

Ich war aber in respektvolle Ferne so weit wie möglich zurückgetreten und wollte nur den Dienst am Tische meines hohen Gastes überwachen. Da sah ich einen wunderschönen Ausdruck des tiefsten Mitgefühls über das Angesicht des Königs gleiten; ich sah, wie er seine von Kummer und Krankheit gebeugte Gestalt aufrichtete; dann zog er seine Handschuhe an und schritt auf mich zu.

„Hochherzige Frau!“ so redete er mich an. „Sie beschämen mich! In Schmerz versunken saß ich hier, weil ich verloren habe, was der erste beste Glücksfall mir wiedergeben kann. Sie halten Ihr schönes Haupt hoch, unterdrücken Ihre heißen Thränen und thun an mir, was Sie für die heilige Pflicht der Unterthanin halten, obgleich Sie um meinetwillen, was Ihnen das Liebste war, verloren haben — für alle Zeit.“

„Um es wieder zu gewinnen in der Ewigkeit,“ sagte ich tief gerührt durch meines Königs gnädige Worte und durch die Auszeichnung, von ihm zu Tische geführt zu werden, als ob ich aus königlichem Geblüt wäre.

Am nächsten Tage verließ der edle Gast mein armes, verwaistes Haus. Im nächsten Jahre besiegte sein Heer die Türken.

Was seitdem in diesem Hause geschah, ist nicht der Rede werth. Noch mehrere Male vertheidigte ich mein Eigenthum gegen allerlei Raubgesindel. Mein Haar ist grau, dann weiß geworden. Meine Leute starben der Reihe nach bis auf diese Beiden, die ich auferzogen habe und die nun auch alt sind. — Der Herr hat mir Jahre an Jahre geschenkt, um mich dafür zu strafen, daß ich ihn seit dem Tode meiner Lieben täglich, stündlich um ein kurzes Leben gebeten habe. — Die letzte Nachricht, die aus der Welt, von der ich gar Nichts weiß, um die ich mich nie bekümmert habe, zu mir drang, war der frühe Tod meines guten, großen Königs.

Es hat lange gedauert, ehe ich dahin kam, meinen Schmerz als Freude in mein Herz zu schließen. Das aber soll der Mensch. Wenn er Das kann, ist er erst die für den Himmel reife Frucht Gottes. Seit ich Das kann, bitte ich nicht mehr um eine baldige Scheidestunde, bin aber immer vorbereitet auf sie.“

Sie legte die gefalteten Hände in den Schooß, senkte die Blicke und bewegte die Lippen leise wie im Gebete. Wir bemerkten es wohl, daß ihre Gedanken nicht mehr bei uns waren.

Am nächsten Morgen nahmen wir Abschied von dem Thurmhause auf der Einschicht und dessen merkwürdiger Gebieterin.

Andere Eindrücke verwischten gar bald den Eindruck unseres Reiseabenteuers. Alles, selbst der Name der alten Szeklerin, war in meinem Gedächtnisse eingeschlafen, als das Jahr 1848 mit seinen Schrecken, und besonders die Kunde von den Gräueln, welche die Walachen in jener Gegend verübt hatten, mir ihr Bild wieder in die Seele riefen. Ich versuchte es, Etwas über das Schicksal des Thurmhauses auf der Einschicht in Erfahrung zu bringen, mußte mich aber mit dem unverbürgten Gerücht begnügen, daß die Walachen es niedergebrannt hätten.

Ob dessen greise Gebieterin früher gestorben war, oder ob sie und ihre zwei Getreuen sich freiwillig unter den Trümmern des Hauses, in dem sie so lange gelebt, begraben ließen, wußte Niemand.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 144. Freitag, 6. Dezember 1872.

* Eine räthselhafte That.

Erzählung von E. Rudorff.

(Fortsetzung.)

„Ein Freudenbrief ist meine Blüthe
Und jeder Quell ein Lethestrom!“

singt der Dichter. Auch ich ward ruhiger und begann die Tragödie, deren Zeuge ich gewesen, in einem milderen Lichte zu schauen.

„Die Hoffnung hat die grünen Fahnen
Auf allen Zweigen aufgesteckt!“

Briefe aus der Heimath und von meinem Freunde in D. erquickten mich; die theuren Eltern — statt mir gerechte Vorwürfe zu machen, welche ich so reichlich verdient — priesen Gott, der mich wunderbar beschützt hatte. Und mein Freund schrieb, daß Elisabeth die Trauerkunde zwar tief erschüttert, doch mit seltener Würde und Fassung entgegengenommen habe. Von ihm erfuhr ich auch, daß Elisabeth's Vater seit zwei Jahren an einem Gehirnleiden erkrankt und von dem herrlichen Mädchen in einer Weise gepflegt und geistig wach erhalten werde, welche die Bewunderung der ihn behandelnden Aerzte errege.

Warum hatte ich ihr Bild eingeschlossen? Doch es stand so lebhaft vor meiner Seele, daß ich mich anschickte, es aus der Erinnerung zu zeichnen. Nie war mir bei einem Schaffen auch nur annähernd ein gleicher Genuß geworden, und ich betrachtete das schnell vollendete Portrait mit solcher Liebe, als ob es unter meinen Händen — gleich der Statue Pygmalion's — zu vollem Leben erwachen sollte.

III.

Meine Urlaubszeit war beinahe abgelaufen; ich mußte mich zur Heimkehr anschicken. Nur wenige Meilen brauchte ich mich von dem geraden Wege nach meiner Vaterstadt zu entfernen, um Elisabeth zu sehen und zu sprechen. Es war so natürlich, daß ich meines Herzens ungestümes Begehren zu erfüllen strebte, so natürlich, daß ich in Elisabeth's Hand das Portefeuille ihres Verlobten legen und von seinen letzten Stunden ihr Auskunft geben wollte. Die theuern Eltern würden es sicherlich billigen, wenn ich zuerst nach D. mich wendete, ja, ihre Segenswünsche müßten mich begleiten, weil ich die Erfüllung ihrer liebsten Hoffnungen jetzt in's Auge faßte. Mit klopfendem Herzen begrüßte ich die alte Universitätsstadt D., stieg in dem nächsten Hôtel ab, machte schnell und sorgsam Toilette und suchte die Wohnung des Professors Röhl auf. Es war ein schmuckloses zweistöckiges Haus, in welchem Elisabeth's Vater die erste Etage bewohnte — die Mutter hatte sie schon in früher Jugend verloren. Schön gepflegte Blumen zierten die Fenster der Wohnung, an welchen ich vergeblich die holde Gestalt zu erblicken strebte. Wie gern hätte ich mich an dem Anblick der Schönen unbemerkt erfreut, ehe es mir vergönnt würde, ihr entgegen zu treten. Doch ich durfte — ohne mich auffällig zu machen — nicht länger auf der belebten Straße zögernd verweilen, trat schnell in das Haus, stieg die Treppe hinan und gab einer Dienerin meine Karte ab.

Das Mädchen blickte nach einer Uhr, die in dem Entrée hing, und erwiederte dann in artiger Weise, daß Fräulein Röhl erst nach einer Viertelstunde zu sprechen sein werde; ich möge daher in das Wohnzimmer treten und dort so lange warten, oder mich noch einmal herbemühen. Ich zog es vor, in dem Wohnzimmer zu verweilen, um einen prüfenden Blick auf die Stätte zu werfen, in der Elisabeth sich gewöhnlich bewegte. Nur bei einem oberflächlichen Menschen haben die Dinge, welche ihn umgeben, keinerlei Bedeutung; der

Möbelhändler, der Dekorateur versehen ihn mit Allem, was seine Börse zufällig beschaffen und der Zeitgeschmack als nöthig erscheinen läßt. Bedeutende feinsinnige Naturen drücken Dem, was sie umgibt, das Gepräge ihres Selbst auf; die Räume, in welchen sie verweilen, geben uns nothwendig Kunde von ihren Neigungen und Gewohnheiten, ihren geistigen und materiellen Bedürfnissen und müssen in dem Beschauer das Gefühl erregen, daß weder die herrschende Mode, noch die Neigung für Entwicklung von Glanz bei der Wahl der Ausstattung irgend welchen Einfluß geübt habe. Die Einrichtung des Zimmers, in welches ich trat, war würdig, wenn auch überaus einfach; das Mobiliar verrieth durch seine Form, daß es ein Menschenalter überdauert habe. Wahrscheinlich hatte Professor Röhl es angeschafft, als er vor 32 Jahren seine junge Gattin in diese Wohnung eingeführt. Elisabeth war — wie ich erfahren — das jüngste Kind aus dieser höchst glücklichen Ehe gewesen; drei ältere Brüder hatte man schon vor der früh dahingeschiedenen Mutter zur Ruhe bestattet.

Wie freute es mich, keine unnützen Spielereien, keine Nippes in diesem Zimmer zu sehen; nur was wirklich gebraucht wurde, was jeden Augenblick zur Hand sein mußte, war darin enthalten. Die Blumen auf dem Fensterbrett zeigten in ihrer Blüthen- und Blätterpracht die glückliche, liebevolle Hand, welche sie gepflegt. Ich war neben der Eingangsthür stehen geblieben und auf einem Pianino zu meiner Rechten lagen Robert Schumann's köstlicher Liedercyclus „Frauenliebe und Leben" und Beethoven's „Cis-moll-Sonate". Der Lehnstuhl vor dem Fenster — davor ein zierlicher Nähtisch — war sicherlich einst der Lieblingsplatz von Elisabeth's Mutter gewesen; wie oft mochte die Kleine, an Tischen und Stühlen sich haltend, ihre ersten Gehübungen hier versucht haben, bis sie endlich der Mutter Schooß erreichen und ihr Köpfchen darin verbergen konnte! Dann zog wohl die beglückte Frau den Liebling auf ihre Kniee und bedeckte das seidenweiche Haar, die rosigen Händchen mit den zärtlichsten Küssen. Auf dem Sopha — über dem der herrliche Müller'sche Stich von Raphaels Sixtinischer Madonna hing — hatten dann Vater und Mutter nach des Tages Müh' und Arbeit in traulichem Gespräch sich mitgetheilt, was die Welt und das Leben in ihnen erregt, und süße Hoffnungen und Zukunftspläne gegen einander ausgetauscht!

Es umspann mich wie ein stiller Zauber; der friedliche Raum offenbarte mir alle beseligenden Freuden eines von Liebe getragenen, reichen Familienlebens.

Nun hörte ich sprechen; sanft, melodisch klang die eine der Stimmen, welche sich vernehmen ließen; die Thür öffnete sich — volles Licht strömte auf ein Mädchenantlitz, das dadurch von einem Glorienschein umwoben schien — — Elisabeth stand vor mir!

Ach, wie viel schöner war sie als ihr Bild! Das Antlitz zeigte jene marmorartige Blässe, die, weit entfernt, kränkliches Wesen zu verrathen, von geistiger Arbeit, von edlem Sinnen Kunde gibt. Wie süß war der Zug um den schönen Mund, als die Holde in schlichten Worten mich begrüßte und mir mittheilte, warum ich nicht sofort von ihr empfangen worden sei. Sie unterrichtete um diese Stunde — so vernahm ich — ein mittelloses junges Mädchen aus angesehener, durch wiederholte Unglücksfälle jetzt herabgekommener Familie. Da man schwer geprüften Menschen gegenüber am rücksichtsvollsten verfahren müsse, so habe sie den Auftrag gegeben, diese Unterrichtsstunden in keinerlei Weise zu unterbrechen.

Zum ersten Male in meinem Leben fühlte ich mich befangen einer Frau gegenüber; ich zog das mitgebrachte Päckchen hervor und sagte, was mich hierher geführt. Als ich davon sprach, daß Sir Edward Lynn — meiner Bitte folgend — sein Siegel auf das Paquet gedrückt, welches ihre Briefe enthielt, überflog hohe Röthe Elisabeth's Gesicht, und sie sagte im Tone schmerzlichen Bedauerns: „Warum haben Sie Sich selbst beleidigt? Ich würde nie geglaubt haben, daß ein Mann Ihres Standes und Ihrer Bildung unedler Neugier fähig sein könne."

(Fortsetzung folgt.)

---

* Ursula.

Novelle von Karl Adalbert.

„Weißt Du, Hannah, wohin die Frau Gräfin heute zu fahren gedenkt?" So fragte der schwarze, glattnasige Tom die spitzgiebelige, etwas kupferig blühende Hannah, die eben mit Shawl und Regenschirm im Arm aus der Thür eines ländlichen Wirthshauses trat, um benannte Gegenstände in das bereitstehende Wägelchen ihrer Herrin, der jungen Gräfin von Juel-Winding, zu legen.

„Guter Tom, wenn ich die Vorsehung selber wäre, würde ich Dir schwerlich Auskunft geben

können; denn ich bin überzeugt, sie selber weiß es noch nicht."

Tom's schwarzes Gesicht glänzte vor Freude über den Witz der gestrengen Hannah. Die Gegenrede aber wurde ihm abgeschnitten durch das Erscheinen der Herrin. Sie mochte die letzten Worte gehört haben; denn in all' den Grübchen in Kinn und Wangen zuckte ein lustig übermüthiges Lächeln.

„Dort den Feldweg links, Pierrot, und wieder links!" rief sie dem Kutscher zu, „die weitere Richtung werde ich angeben."

Fort rollte der leichte Wagen auf Feldwegen, durch wogende Saatfelder und grüne Buchenwälder. Wo die Aussicht freier war, schimmerte das Meer, und von höhern Punkten aus sah man es in seiner ganzen blauen Unermeßlichkeit vor sich liegen.

Nach etwa zehn Minuten ließ sie vor der Pforte eines Gärtchens halten, dessen beschnittene Taxushecken den Weg zu einem sehr kleinen, aber saubern Häuschen einfaßten. Auf dieses eilte die junge Frau mit leichten, elastischen Schritten zu.

Zwischen den Blumenstöcken auf der Fensterbank lugte ein hübsches altes Frauengesicht hervor, in welchem augenblicklich der Ausdruck der Neugierde und des Erstaunens vorherrschte.

Die Thüre des Zimmers ist geöffnet, und vor dem achtzigjährigen Mütterchen steht die junge Frau — das blonde Lockenhaupt auf sie herabneigend und mit ihren schwarzen Augen in die alten, treuherzigen blauen hineinlachend.

„Kennst Du mich denn gar nicht mehr, meine alte Nanny?"

„O du meine Güte! seh' ich recht? — Unser kleines Fräulein! — die Frau Gräfin wollt' ich sagen."

„Laß Das, Nanny. Die kleine Unica kommt zu Dir gerade wie in ihrer Kindheit, wenn sie unartig gewesen war oder Kummer hatte, um sich bei Dir auszuweinen."

Und alle kleinen Amouretten in dem schönen Gesicht, das eben noch gelächelt, schienen weinen zu wollen. In den schwarzen Augen blitzte es wie von einem Weh, tiefer noch — wie Thränen.

„Kind, was bedeutet Das?"

„O es bedeutet nur, was Du und Tante Ursula von Anfang an gewußt habt. Es ist nicht gut gegangen, und ich bin eine geschiedene Frau."

In den Zügen des milden alten Angesichts malte sich kein jähes Erschrecken. Sie waren nur traurig geworden, und indem sie sinnend das Haupt wiegte, sagte sie:

„Ja, mir hat es geahnt, als ich unsre kleine Unica prächtig geschmückt am Traualtar stehen sah."

Die junge Frau hob trotzig das Köpfchen, als wollte sie sagen:

„Und ich habe dennoch Recht gehabt."

Sie sagte es nicht, sondern schwieg, und die Alte fuhr fort: „Und o! wie traurig Fräulein Ursula war."

Verschwunden, hinweggeweht war der Ausdruck des Trotzes und der Härte. Große Thränen füllten die schwarzen Augen und liefen über die bleich gewordenen Wangen.

Sie hat die Arme um die alte Frau geschlungen, den Kopf an ihre Schulter gelehnt und bittet:

„Laß mich heute bei Dir bleiben, meine liebe alte Nanny. Erzähle mir von Tante Ursula, die ich so sehr geliebt, und von meiner Mutter, die ich nicht gekannt habe, und von all' den Dingen, die geschehen sind, ehe ich auf der Welt war, die Du mit erlebt hast. Jetzt, da ich selbst so unglücklich bin, muß ich wissen, welches die Wolke war, die meine Kindheit und Jugend beschattete und mich nach dem falschen Schimmer greifen ließ, weil ich ihr zu entlaufen glaubte durch die Heirath mit dem reichen Grafen."

„Ja, Kind! bleibe den ganzen Abend bei mir. Wir wollen den Kutscher fortschicken, und ich koche Dir zum Abendimbiß den Mehlbrei, den Du immer so liebtest."

„Prächtig, Nanny! So soll es sein! Und Du erzählst mir Alles! Alles? nicht wahr?"

„Ja, Kind; mich verlangt selbst darnach, von ihr zu sprechen. Eine Seele soll sie kennen, wie ich sie gekannt habe, und wer könnte das anders sein, als unsre kleine Unica, der ersten Unica Kind und meines Fräulein Ursula's Herzblatt. Ja, Du sollst Alles wissen, Alles!"

Die beiden Frauen richteten sich für den Rest des Tages häuslich miteinander ein. Nanny mußte sich auf den Ehrenplatz, ihren alten, wackeligen Lehnstuhl, setzen; Unica schob die kleine Fußbank dicht daneben und horchte, den Blick auf's weite Meer gerichtet, regungslos der Erzählung der Alten, welche folgendermaßen anhob.

I.

„Obgleich in Dem, was ich zu erzählen habe, die alte Nanny durchaus nicht in Betracht kommt, kann ich es doch nicht hindern, daß sie überall mit dabei ist, und muß daher um die Erlaubniß

bitten, einige Bemerkungen über das dumme Ding vorauszuschicken.

Ich war noch sehr jung, wenig über zwanzig Jahre alt, als ich durch Empfehlung meiner gütigen Wohlthäterin, der Marquise de St. Anges, den Platz einer Wärterin oder Bonne bei dem kleinen Fräulein Ursula von Sylla-Mysing auf Leuenbusch erhielt. Eine arme Schulmeisterswaise, war ich als Kind in das Haus einer französischen Emigranten-Familie gekommen und mit der kleinen Anastasie de St. Anges als deren Gespielin aufgewachsen.

Meine Kenntniß der französischen Sprache und die Bildung, welche ich mir in dem Umgang mit der sehr liebenswürdigen Familie angeeignet hatte, thaten mir in den neuen Verhältnissen treffliche Dienste. Sie befähigten mich nicht allein, für das körperliche Wohl meines Pfleglings, sondern in den ersten Jahren auch für dessen geistige Entwickelung Sorge zu tragen.

Unvergeßlich wird mir der Tag bleiben, da ich von meiner bisherigen Wohlthäterin Abschied genommen, von der herrschaftlichen Equipage geholt und nach Schloß Leuenbusch gefahren wurde.

Bis der Wagen donnernd über die Zugbrücke rollte, waren alle meine Gedanken bei der ehrwürdigen alten Marquise de St. Anges und deren Enkelin, der süßen Anastasie. O wie gerne wäre ich in die Heimath meiner Kindheit zurückgekehrt!

Erst als der Hof, das Schloß und der Garten von Leuenbusch im vollen Mittagssonnenschein vor mir lagen, richtete sich meine Aufmerksamkeit auf den neuen Aufenthaltsort.

Im Vorüberfahren sah ich jenseits des Gartenthores, auf dem breiten Kieswege vor dem Hause, Ihren Großvater, Frau Gräfin, den Kammerherrn neben seiner damals noch jugendlichen Gemahlin stehen. Sie hatte einen Stock in der Hand, mit dem sie, wie ein Feldherr nach allen Richtungen weisend, Befehle ertheilte.

Er, ein schlanker, fein gewachsener Mann, aber von schwächlichem Aussehen, schien bereit, die Weisungen seiner kleinen, korpulenten Frau entgegen zu nehmen.

Es machte mich traurig, ihn anzusehen. Um die Windung des Gartenweges bog eben eine andere Gruppe. Eine hohe Gestalt in schlaff herabfallendem, dunkeln Gewande, an jeder Hand ein kleines, blondes, rosiges, hochgeschürztes Mägdelein führend, die Gouvernante mit den beiden ältesten Töchtern, Sophie und Friederike.

Als man mich die breite steinerne Treppe hinauf und über den mit Ahnenbildern geschmückten Korridor führte, tummelte sich hier der kleine Otto mit seinem Schaukelpferde. Der zweijährige Alex, der kaum noch sicher auf seinen eigenen Beinen stand, mußte ihm die Steigbügel halten.

Alles war Leben und Bewegung, nur nicht in dem Zimmer der kleinen Ursula. Kaum von einer schweren Krankheit genesen, durfte sie dasselbe noch nicht verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Vergißmeinnicht.

Nach Alfred de Musset.

Vergißmeinnicht, wann Eos säumend
Zum Pförtnerdienste früh erwacht;
Vergißmeinnicht, wann ernst und träumend
Im Silberschleier naht die Nacht.
Wann bei dem Ruf der Freude pocht dein Herz,
Wann Abends dich ein Traum lockt schattenwärts,
Dann hör' im Waldesdicht,
Wie es ganz leise spricht:
Vergißmeinnicht!

Vergißmeinnicht! Mag uns auch trennen
Ein hart Geschick auf immerdar,
Mag fern von dir in Qualen brennen
Dies Herz, das ganz dein eigen war,
Denk' an mein Lebewohl, mein tiefes Leid!
Was gilt der Liebe Trennung oder Zeit?
Denn bis mein Herz einst bricht,
Zu dir es immer spricht:
Vergißmeinnicht!

Vergißmeinnicht, wann längst verglühte
Dies Herz in schmerzlichem Verzicht;
Vergißmeinnicht, wann leis die Blüthe
Hervor aus meinem Grabe bricht!
Ich werde dich nicht schau'n, doch schwesterlich
Tritt meine ew'ge Seele neben dich.
Dann hör', wie durch die Nacht
Seufzt eine Stimme sacht:
Vergißmeinnicht!

Otto Franz Gensichen.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 144. 5 Montag, 9. Dezember 1872.

* Eine räthselhafte That.

Erzählung von E. Rudorff.

(Fortsetzung.)

„Fräulein, heute erst wird mir das Glück zu Theil, Sie kennen zu lernen; verzeihen Sie daher, daß ich der Anschauungsweise gewöhnlicher Naturen Rechnung getragen habe.“

Mein Bestreben, diesen tief empfundenen Worten jede Nüance banaler Schmeichelei zu nehmen, schien gelungen zu sein, denn Elisabeth's ruhige Miene zeigte, daß sie nur den Ausdruck von Hochachtung daraus entnommen.

„Vielleicht erscheint es Ihnen auffällig, mein Herr,“ sagte Elisabeth, nachdem sie ihr Eigenthum aus meinen Händen empfangen, „daß ich Nichts über die besonderen Umstände zu hören verlange, die — — — meines Vetters Tod herbeiführten. Daß Hermann, ohne an meines Vaters Schmerz zu denken, sein Leben so nutzlos auf's Spiel setzen konnte, ist mir als das Härteste erschienen; wie Alles sich nachher vollzogen, verliert dagegen an Bedeutung.“

Ein Zittern lief durch den Körper Elisabeth's, und sie lehnte einen Augenblick den Kopf in ihre Hand.

„Warum sprechen Sie nur von Ihres Vaters Schmerz, Fräulein, verdiente nicht auch Ihr Kummer Rücksicht!“ rief ich unwillkürlich, und ohne zu bedenken, wie wenig es mir gezieme, den Ankläger Kern's zu machen.

„Ich bin jung und kräftig, da heilt noch manche Wunde; meines Vaters Leben ist jedoch wie ein Hauch, den jede stärkere Strömung im Augenblick vernichten kann. Hermann,“ fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „war der Spielgefährte meines ältesten Bruders Walter, an dem mein Vater mit unendlicher Liebe hing. Nach Walter's Tode übertrug er alle Zärtlichkeit, welche er für den Entschlafenen gehabt, auf Hermann. Niemand konnte es wohl ohne Rührung sehen, wenn er den Knaben und Jüngling an seine Brust preßte, liebevoll ihn streichelte und ausrief: ‚An diese Schultern hat mein Walter einst seinen Kopf gelehnt!‘ Wie sorgsam und schonend ich auch meinen Vater vorbereitet hatte, er empfand Hermann's Mangel an Liebe ebenso tief und schmerzlich als ich.“

„Gestatten Sie, Fräulein, daß ich meinen unglücklichen Reisegefährten zu vertheidigen suche: es liegt ein hoher Reiz in kühnen Unternehmungen — welchen Frauen wohl kaum nachzuempfinden vermögen — und dem man im Vollgefühle der Jugendkraft kaum zu widerstehen vermag. Wie viele große Thaten blieben ungeschehen, wenn Niemand sein Leben wagehalsig einsetzte! Schelten Sie Columbus, der auf gebrechlichem Fahrzeug den unermeßlichen Ocean durchforschte, oder können Sie seine Gefährten tadeln, wenn sie, dem Genius des Mannes vertrauend, nicht an den Tod und Verderben, nicht an theure Freunde und Verwandte dachten?“

Elisabeth sagte mild: „Ich staune Helden an, die dem übermüthigen Impulse zu unsterblichen Thaten folgen, und ich verehre den Mann, der, um seinen Nebenmenschen zu retten, sich selbst und alles Andere vergißt. Vielleicht lächeln Sie, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich mich oft in die Seele von Johanna Sebus und Grace Darling versetzt und mich gefragt habe, ob ich in gleichem Falle wohl ihrer todesmuthigen Aufopferung fähig gewesen wäre? Auch diese Frauen hatten theure Angehörige, und doch sind sie leuchtende Beispiele dafür geworden, zu welchem Heroismus und Gottvertrauen und höchste Menschenliebe emporschwingen können. — Vermögen Sie aber meines unglücklichen Vetters Theilnahme an jener Ex-

pedition in irgend einem Lichte zu sehen, das unsern Geist oder unser Gefühl erhebt? Hermann war brav, sein Sinn ruhig und dem praktischen Leben zugewendet; er ist einem mir räthselhaften Antriebe gefolgt, für welchen ich vergebens nach einer mich befriedigenden Lösung suche. Sein Untergang hat Niemanden und keiner Sache genützt."

„Ihre Worte, Fräulein, welche Kern verdammen, sprechen auch mein Urtheil aus, denn ich fühle mich ebenso schuldig. Ja, ich folgte nicht einmal einem geheimnißvollen Zuge, wie Sie ihn bei Ihrem Verlobten voraussetzen, sondern ich that mit Bewußtsein, was ich für unrecht und thöricht hielt."

„Und was bewog Sie zu einem Handeln wider Ihre bessere Ueberzeugung?"

„Menschenfurcht, Fräulein, welche uns schwache Wesen, die wir uns fälschlich die Herren der Schöpfung nennen, gar oft in falsche Bahnen lenkt."

In einem fast leidenschaftlichen Erguß erzählte ich nun, wie Alles gekommen, und hing an Elisabeth's Blicken, als ob mir Heil oder Verdammniß aus dem Strahl dieser klaren Augen kommen müßte.

Die Holde schwieg, doch zeigten ihre Züge eine tiefe innere Bewegung.

Ich bat sie, mein Urtheil zu sprechen.

Zögernd, das unbestechliche Auge mild zu mir gewendet, sagte Elisabeth dann: „Wer hätte in sein Herz geblickt und nicht manchen schwarzen Punkt darin gefunden, wer nicht einmal in frommem Erbeben das Walten der Vorsehung gespürt! Vielleicht bestimmte Gott, der Sie so wunderbar beschützte, jene dunkeln Stunden dazu, um Sie ernst in sich selbst schauen zu lassen. — — — Sie haben mir viel zu denken gegeben!"

Wie eines Engels Gruß klangen mir diese Worte, ich sagte — Nichts und drückte nur einen Kuß auf Elisabeth's Hand.

Unser Gespräch hatte eine solche Vertiefung angenommen, daß es geradezu unpassend erschienen wäre, wenn ich gefragt haben würde, ob ich wiederkommen dürfe, ob ich Elisabeth nicht störe.

Ich bat sie, darüber nachzudenken, ob ihrem Vater es vielleicht genehm sein könne, von mir über Kern Etwas zu erfahren, und mir dann die Stunde zu bestimmen, in welcher ich den Kranken sprechen dürfe.

„Wann müssen Sie unsere Stadt verlassen?" fragte Elisabeth.

„Mein Urlaub geht mit dem morgenden Tage zu Ende und ich kann mit dem Nachtzuge bequem die Heimath erreichen," war meine Antwort.

„Ich will mit meinem Vater sprechen; wenn Sie heute Nachmittag hierher kommen wollten, könnte ich Ihnen Antwort geben und Sie auf die Unterhaltung mit meinem Vater vorbereiten. Sein Geist, einst so hell und von seltener Schärfe, hat eine Störung erhalten, die sich jedoch — wunderbarer Weise — nur auf ein einziges Gebiet erstreckt, das man daher sorgsam vermeiden muß. Denn der Leidende hat, sowie jener Punkt berührt wird, ein Gefühl dafür, daß seine Geisteskräfte versagen, und diese Erkenntniß versetzt ihn entweder in eine fieberhafte Aufregung, oder läßt ihn düster und starr vor sich hinbrüten."

Elisabeth reichte mir zum Abschied die Hand; ich befand mich — kaum weiß ich, wie es geschehen — wieder auf der belebten Straße, deren Straßenlärm gar mißtönend in meine feierliche Stimmung schnitt. — Je länger ich über meine Unterredung mit Elisabeth nachsann, je mehr fühlte ich mich von des Mädchens seltenem Takt und der Klarheit überrascht, mit welcher sie alle Dinge erfaßte. Es hatte mich anfänglich frappirt, daß sie Kern nicht ein einziges Mal ihren Verlobten genannt; bei ruhiger Ueberlegung mußte ich eine große Zartheit darin erkennen, daß sie nicht ihren Verlust in die erste Reihe stellte und das Beileid vorzugsweise auf sich zu lenken strebte. Gewiß, Elisabeth gehörte zu den Naturen, welchen Niemand mit Trostgründen Erleichterung schaffen kann, und die mit eigener Kraft sich durchzuarbeiten vermögen. Ich kam am Nachmittage wieder, und die Holde führte mich — nachdem sie eingehend über des Vaters Zustand mit mir gesprochen — zu dem alten Herrn. Eine Weile blieb Elisabeth mit uns, vielleicht um zu prüfen, ob ich auch das Gespräch ins rechte Fahrwasser zu lenken verstände; dann verließ sie das Zimmer. Sie durfte ruhig sein; ich hatte sorgsam Alles vorbereitet, was ich zu sagen wünschte und meine Antworten auf jede wahrscheinliche Frage schon im Geiste zum Voraus formulirt. Elisabeth's Vater, den einst durch glänzende Gaben hervorragenden Mann, nun in einem Zustande geistiger Hülflosigkeit kennen zu lernen, bewegte mich tief. Meine Gabe der Unterhaltung war häufig gerühmt worden, und ich that an diesem, wie an dem folgenden Tage, welchen ich noch in D. zubrachte, Alles, was nur in meinen Kräften stand, um den Leidenden

angenehm zu beschäftigen und geistig anzuregen. Elisabeth dankte mir beim Scheiden für die Zerstreuung, die ich ihrem Vater gewährt, und theilte mir mit, daß er voll herzlicher Anerkennung von mir gesprochen. Als ich sagte, daß ich bald wiederzukommen gedenke, glitt ein leiser Schimmer von Röthe über Elisabeth's Wangen, und sie neigte — sanft zustimmend — ihr schönes Haupt.

(Fortsetzung folgt.)

* Ursula.

Novelle von Karl Adalbert.

(Fortsetzung.)

Ich erschrack, als die kleine Mißgestalt mir entgegenwackelte. Sie zählte noch nicht fünf Jahre, sah aber viel älter aus. Der verhältnißmäßig große Kopf mit dem länglichen, hagern Gesicht saß auf einer kleinen, verschobenen Figur, an der kein einziges Glied sein richtiges Ebenmaß hatte. Nur ihre braunen Augen waren schön, so schön, daß man alles Uebrige vergaß, wenn man hineinblickte und sie einem entgegenlächelten wie jetzt mir. Von diesem Augenblicke an habe ich mich nie wieder von ihr fortgesehnt.

Sie soll ursprünglich ein schönes Kind gewesen und durch einen Fall, den sie im noch nicht vollendeten ersten Lebensjahr vom Arm der Wärterin that, plötzlich in ihrem Wachsthum gehemmt sein.

Die Mutter, deren Liebling sie war, ist anfangs vor Schmerz ganz außer sich gewesen. Die Leute meinen, sie hätte lieber ein todtes Kind als ein buckliges gehabt. Man sagt, daß sie seitdem die Kleine nie wieder geliebkost und den Anblick der kleinen verkrüppelten Glieder sorgfältig vermieden habe.

In einem abgelegenen Theil des Schlosses, im zweiten Stock des linken Flügels, waren uns einige schöne, geräumige Zimmer angewiesen, ausgerüstet mit Allem, was das Kind zur Pflege seiner Gesundheit und zur Unterhaltung bedurfte.

Alle Tage einmal kam die gnädige Frau, nach der Kleinen zu sehen. Dann prüfte sie mit strengen Blicken, ob Alles hübsch in Ordnung sei; aber zu sagen wußten sich Mutter und Kind nicht viel, und nie blieb sie länger als eine Viertelstunde.

Der Vater dagegen verweilte oft und lange in Ursula's Zimmer. Es war rührend, des Kindes Freude zu sehen wenn er es auf den Schooß nahm und herzte, oder wenn sie nur von fern seinen Schritt auf der Treppe hörte.

Die Geschwister liefen ab und zu, so viel sie wollten. Alle kamen gerne. Ursula's Stube war eine Art Frei- und Friedenshafen, in dem immer Festtag war.

Der gnädige Herr überschüttete sie mit Spielzeug, welches sie zärtlich liebte, aber den andern Kindern so vollständig zur Mitbenutzung überließ, als habe sie gar kein besonderes Eigenthumsrecht daran. „Dies wird Alex freuen." „Das ist Etwas für Otto" oder „bitte Nanny, stelle es für die beiden Großen zurück" — das waren gewöhnlich ihre ersten Worte, wenn der Vater ihr etwas Schönes brachte.

Sie that den Geschwistern Alles zu Liebe, was sie nur konnte; aber dagegen verlangte sie, daß hier oben „bei uns" stets Freude und Friede sei.

„Hier wird nicht gezankt. Hier mußt du nicht weinen und traurig sein. Hier muß man immer freundlich sein."

So lauteten die kleinen Redensarten, die ich sie mit ihrer lieben Kinderstimme sagen hörte.

Die beiden ältesten Töchter waren kaum den Kinderschuhen entwachsen, als Frau von Sylla-Mysing sie bei Hofe und in die große Welt einführte. Sie machte Reisen mit ihnen, und wenn sie auf Leuenbusch waren, hatten der Kutscher und die vier dicken Braunen unruhige Tage.

Die hübschen und reichen Mädchen machten Glück in der Gesellschaft, und die Frau Mama war nicht wenig stolz auf die Huldigungen, die ihnen zu Theil wurden.

Jetzt schon war klein Ursula die Vertraute der ältern Schwestern, der sie all' ihre eingebildeten Liebesabenteuer erzählten. Ursula pflegte aufmerksam zuzuhören, aber auch dann, wenn die Erzählung sich bis zu einer erstaunlichen Höhe der Empfindung steigerte, horchte sie mit derselben ruhigen Miene und legte ihre Theilnahme höchstens durch ein kleines, amüsirtes Lächeln an den Tag.

Friederike ärgerte sich eines Tages über dieses Phlegma und sagte unbedacht:

„Ja, Du hast gut lachen. Du läufst keine Gefahr. In Dich wird sich nie ein Mann verlieben."

„Das weiß ich, Friedchen!" erwiederte die Kleine gleichmüthig.

Als wir wieder allein waren, sah ich sie vor dem Fenster stehen und melancholisch in die Wolken blicken, die am Himmel jagten. Langsam wendete sie sich zu mir, sah mich voll an

(ihre Augen waren dann von einer unergründlichen Tiefe) und sagte mit leiser, bebender Stimme:

„Aber Du, Nanny, Du wirst mich immer lieb haben?"

Wir Beide führten ein einsames und einförmiges Leben hier oben. Nur wenn die Familie ganz unter sich war, erschien Ursula zum Diner und Thee.

Es währte lange, bis die gnädige Frau sich entschließen konnte, sie vor fremden Augen sehen zu lassen.

Auch an dem Unterricht der andern Kinder nahm sie keinen Theil. Sei es nun, weil der Arzt geistige Anstrengungen verboten, oder daß man es für überflüssig hielt, das kleine Wesen mit Talenten und Kenntnissen zu schmücken, genug, es geschah eigentlich Nichts für ihre Ausbildung.

Man sollte fast meinen, daß es mit Erziehung und Unterricht nicht viel auf sich habe; denn trotz Alledem war sie die Gescheidteste und später auch die Gebildetste von ihnen Allen zusammen genommen.

Sie besaß viel Mutterwitz. Stets standen ihr drollige und treffende Einfälle zu Gebote, die aber nie verletzten, weil sie die Gutmüthigkeit selber war.

In Ermangelung anderer Beschäftigung, nach der ihr lebhaftes Temperament verlangte, trieb sie sich oft in Küche und Keller umher und schloß ein Freundschaftsbündniß mit Nestor, dem alten Koch und Küchenmeister, der in ihr eine lernbegierige und talentvolle Schülerin fand.

Die liebste Gesellschaft aber wurde ihr bald und blieben es viele Jahre hindurch die beiden kleinen Schwestern Mimili und Röschen. Süße Dingerchen waren sie Beide; aber die Letztere, die Jüngste von Allen, unser Nestküchlein, erschien uns schon damals als ein solcher Ausbund von Schönheit und kindlicher Anmuth, daß ein Jeder dazu beitrug, sie zum Abgott des ganzen Hauses zu machen. Die gnädige Frau, welche sonst kleine Kinder, selbst ihre eigenen, nicht liebte, war von diesem Kinde unzertrennlich. Sein Bettchen mußte neben dem ihrigen stehen, und wehe Dem, der der kleinen Rosa nicht ihren Willen that.

Mehr als die Andern alle liebte Ursula die Schwester. Aber ihre Liebe nahm eine andere Gestalt an. Sie ist die Einzige, die sie niemals verzogen hat, und zum Lohn dafür erklärte Röschen Jedem, der es hören wollte:

„Ursula ist mein Liebstes und mein Schönstes auf der ganzen Welt."

Noch nicht siebzehn Jahre alt war Ursula, als ihr Vater starb. Gott hab' ihn selig! Er war ein guter und milder Herr. Seine Untergehörigen liebten ihn zärtlich. Als er früher denn Andre die Leibeigenschaft auf seinem Territorium aufhob, erregte dies Geschenk Murren und Unfrieden, weil man die Abhängigkeit von dem gütigen und freigebigen Herrn nur als gewinnbringend kannte. Sein Tod wurde in der nächsten Umgebung tief betrauert. Mein kleines Fräulein Ursel hat ihm Thränen nachgeweint bis an ihr eigenes seliges Ende.

Dem letzten Willen des Verstorbenen gemäß übernahm die gnädige Frau Besitz und Vormundschaft. Die Wahrheit zu sagen, sie machte sich so breit darin, daß für das Andenken des verstorbenen Gemahls nicht allzuviel Raum übrig blieb.

Wie es bei Vormundschaften üblich ist, sollten jedoch einige Einschränkungen gemacht werden, vielleicht mehr, um dem Scheine zu genügen, als in Wirklichkeit.

Man fing damit an, den alten Koch zu pensioniren, und suchte statt seiner eine geschickte Haushälterin.

Es war nicht so leicht, eine zu finden. Mehrere hatten sich angeboten; aber keine gefiel der gnädigen Frau. Nun denke man sich ihr Erstaunen, als eines Tages die kleine Ursel in ihr Kabinet tritt und ihr frank und frei die Bitte vorträgt: ihr, Ursula, den vakanten Posten anzuvertrauen.

Anfangs glaubte sie, es rappele im Kopfe der Kleinen. Sie bildete sich nun einmal ein, das körperlich mißgestaltete Kind müsse von der Natur vernachlässigt sein. Geduld und Schonung war Alles, worauf ihrer Meinung nach das arme kleine Wesen Anspruch machen könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Kindliche Liebe.

„Was willst Du werden, Fritzchen?" fragte ein Vater sein Söhnchen. — „Zuckerbäcker, liebes Väterchen," sagte der Knabe. — „Zuckerbäcker? und warum Das?" — „Um Ihnen das Alter versüßen zu können," war die Antwort.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 146. Mittwoch, 11. Dezember 1872.

Der Freund in der Noth.
Zu den Akten der Dachauer Bank-Rotte.
(Berliner „Wespen".)

Adele Spitzeder.

Nun sitz' ich im Peche, nun helft mir heraus,
Die Ihr Euch gemästet vom Raube;
Vergebens schau' ich nach Hilfe aus,
Nun sitzt in der Falle die elende Maus,
O richtet mich auf aus dem Staube!

Ihr habt mich in Tagen des Glückes umschwärmt,
Ihr fülltet die Taschen und Schränke,
Ihr habt Euch an meinem Herde gewärmt,
Ihr habt meinen kältesten Sekt umlärmt,
Ihr nahmt meine reichen Geschenke.

Ihr fandet mich hübsch, wenn den Becher ich schwang,
Wenn die munteren Lieder erklangen,
Nun löst meine Ketten, die Zeit wird mir lang,
Für Euch vollbracht' ich den Bauernfang,
Nun helft, da ich selber gefangen!

Der Jesuit.

Liebes Kind, du solltest schweigen,
Unsinn ist, was du begehrt,
Kind, du hast ja keine Zeugen,
Daß ich je mit dir verkehrt.

Solchen Anspruch zu erheben,
Scheint mir sehr gewagt zu sein,
Wenn du mir was hast gegeben,
Waren immer wir allein.

Daß ich mich mit dir liirte,
Fehlt dir der Beweis, ich nahm
Ohne Wechsel und quittirte
Niemals, wenn ich was bekam.

Richtig ist es, treue Seele,
Daß ich Ein'ges von dir hab',
Doch was nützt es dir, Adele?
Ganz gewiß, ich schwör' es ab!

Trage deine Kerkerqualen
Mit der Märtyrer Geduld,
Wend' dich an die Liberalen,
Die allein die haben Schuld!

Adele Spitzeder.

So will ich erwarten allein das Gericht,
Ihr frommen, Ihr heuchelnden Schwätzer;
Ich hielt Euch für Schlangen und irrte mich nicht,
Ja, athme ich wieder im rosigen Licht, — —
So gründe ich Banken für Ketzer!

* Eine räthselhafte That.
Erzählung von E. Rudorff.

(Fortsetzung.)

IV.

An jedem Sonnabend fuhr ich nun mit dem Nachzuge nach D. und verlebte den Sonntag theils mit Elisabeth allein, theils mit ihr zusammen bei dem Kranken. Nur eine so zärtlich liebende Tochter konnte sich darüber täuschen, daß des Professors Zustand ein schnelles und unaufhaltsames Absterben war. Wenn wir — wie Röhl — unsern Vorstellungen ein Halt gebieten müssen, damit sie eine gewisse Grenze nicht über-

schreiten, so befinden wir uns wohl in der härtesten, furchtbarsten Gefangenschaft, welche es gibt. Denn jene Kraft, die sonst den Menschen über die leibliche Einkerkerung erhebt und hellen Sonnenschein in finstere Nacht hineinzaubert, sie ist ja eben in nicht zu lösende Fesseln geschmiedet. Vergebens leitete Elisabeth — eine zweite Antigone — den geistig blinden Vater in die lichten Tage der Jugend zurück, rief ihm schöne, unvergeßliche Stunden in's Gedächtniß, immer deutlicher trat bei ihm die zweite Kindheit hervor: Röhl konnte nur noch empfangen, nicht mehr geben!

Meine Eltern waren glücklich über meine häufigen Reisen nach D., ich hatte ihnen gesagt, daß Kern's Braut dort lebe, und das Bild von Elisabeth vorgezeigt. Sie achteten mein ferneres Schweigen und schienen anzunehmen — wie ich selbst es that — daß ein Jahr verrinnen müsse, ehe ich zu dem holden Mädchen von meinen Gefühlen spräche.

Keine Zeit ist wohl reicher an unaussprechlich zarten, süßen Freuden, als jene, in der das Bekenntniß der Liebe stets auf unsern Lippen zittert, und doch scheu und bang — als würde Heiliges entweiht, im Herzen verschlossen bleibt. Man fühlt, was man einander ist, man erräth des Andern leiseste Gedanken, allein — die Seligkeit wäre zu groß, ein Fehlschlag zu entsetzlich — das entscheidende Wort bleibt lange ungesprochen. Und doch, wie die Blüthe naturgemäß zur Frucht reifen muß, so entwindet sich endlich unserer Brust, was sie nicht weiter schweigend zu tragen vermag.

In alle diese beglückenden Empfindungen warfen, wenn ich fern von Elisabeth war, trübe, niederdrückende Gedanken ihre unheimlichen Schatten. Die Erinnerung an Kern, an die Tragödie auf dem Matterhorn, regte mich auf und erfüllte namentlich, als die verhängnißvollen Tage des Juli sich wieder näherten, mich mit einem Angstgefühl, das mir fast den Athem raubte. Ich meinte oft, das entsetzliche Ereigniß würde seine Schrecken für mich verlieren, wenn ein Jahr darüber hinweggegangen, und wenn Elisabeth's volle, unbestrittene Liebe mir geworden sei.

Es war endlich herabgerollt, das inhaltreichste Jahr meines Lebens; ich trat an einem Sonntag Morgen mit dem festen Entschluß in Elisabeth's Wohnzimmer, heute das entscheidende Wort zu sprechen. Sie kam, sanft lächelnd, mir entgegen, und ich glaubte einen Engel des Lichts zu erblicken; so schön hatte ich sie noch nie gesehen!

Jetzt fiel es mir erst auf, daß Elisabeth ihr Trauergewand abgelegt, und, wie zu einer heiligen Feier, in lichtem weißen Kleide vor mir stand.

Ich drückte die zarte Hand, welche die Holde mir zum Willkommen gereicht, an meine Lippen und begann mit einer Stimme, aus der mein ganzes Empfinden bebte: „Elisabeth, einzig Geliebte, laß — —"

„Mein Freund," unterbrach sie mich schnell, und Purpurröthe bedeckte die schönen Wangen, „sprechen Sie nicht weiter — — es kann nicht sein — — !"

„Elisabeth, kein Weib ist geliebt worden, wie ich Dich liebe, Du mußt mich hören —"

„Ich darf meinen Vater nicht verlassen; er versinkt in Nacht, wenn ich fern von ihm bin."

„Du sollst ihn nicht verlassen, ich will in treuer Pflege Dir zur Seite stehen —"

„Ein solches Opfer würde ich nie von Ihnen annehmen, Georg!"

„Du hättest es doch von Kern angenommen!"

„Mein Vater war sein Wohlthäter, Hermann verdankte ihm Alles."

„Und ist Dein Vater nicht mein größter Wohlthäter, wenn er Dich mir gibt?"

„Ich fühle heute anders, als an jenem Tage, da ich mit Hermann mich verlobte — —"

„Elisabeth, Du wendest Dich von mir! Um Gotteswillen, ich beschwöre Dich, sage mir, was ist heute anders, als zu jener Zeit?"

In den Zügen Elisabeth's sprach ein tiefer innerer Kampf sich aus; langsam rollten Thränen aus den schönen Augen und sie sagte: „Als ich mit Hermann mich verlobte, war ich ein unerfahrenes, eitles Mädchen — ich glaubte ihm viel zu geben mit meiner Hand — ich meinte ein Opfer annehmen zu dürfen —"

„Und heute vollende, Geliebte!"

Sie schaute mit einem wahrhaft himmlischen Blick zu mir auf und sagte, demüthig das Auge dann senkend, in leise flüsterndem Tone: „Ihnen, Georg, mein' ich — — wenig zu geben — — mit meiner — Liebe!"

„Elisabeth!"

Ich preßte sie an meine Brust und drückte den ersten Kuß auf die keuschen, nicht widerstrebenden Lippen.

„Bist Du selig, wie ich es bin, Geliebte?"

„Ich möchte sterben," hauchte sie; „die Welt kann nichts Höheres bieten, als was ich empfinde!"

Wie beklage ich den Armen, welcher niemals eine solche Stunde erlebt, über den nie der heilige Geist der Liebe seine Wunderkraft ausgoß und ihn mit feurigen Zungen reden ließ!

Glück und Freude war um uns her. Elisabeth's Vater schien neue Kräfte zu gewinnen, nachdem wir vor ihn getreten waren, um seinen Segen zu erbitten; auch meiner Eltern sehnlichster Wunsch wurde durch unsere Verlobung erfüllt, und sie eilten nach D., um die geliebte Schwiegertochter kennen zu lernen. Mein Vater fühlte sich so ergriffen von dem Walten Elisabeth's und der Zärtlichkeit des Kranken für die edle, treue Pflegerin, daß er mir sagte:

„Das ist ein wahrhaft königliches Haus,
Die Liebe gehet ein und aus."

Röhl's Freude über unsern Herzensbund war leider nur ein letztes, gewaltsames Zusammenraffen seiner geistigen und körperlichen Kräfte gewesen, die um so schneller jetzt zu Ende gingen. Elisabeth täuschte sich nicht mehr über des Vaters Zustand, auch hatten die Aerzte sie darauf vorbereitet, daß der müde Leib kaum ein Jahr mehr fortvegetiren würde. Wie gönnte ich es der Holden, daß sie noch ganz dem Theuren sich widmen durfte; welch' süßes Ausruhen wollte ich ihr dann im Arm der Liebe bereiten! Elisabeth's ganze Seele lag offen vor mir da, und sie strebte auch, in mein Inneres zu blicken, wie in das Heiligthum ihres reinen Herzens.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Ursula.

Novelle von Karl Adalbert.

(Fortsetzung.)

Und nun sich einzubilden, daß sie im Stande sei, Pflichten zu übernehmen, von deren Erfüllung ihr eigenes Wohl und das des ganzen Hauses abhing! War es nicht erstaunliche Selbstüberschätzung? Geschen Düwell, die alte Kammerfrau, welche den Auftrag vom Garderobenzimmer mit angehört hatte, erzählte mir, wie die Frau Mama Alles aufgeboten habe, Ursula den Gedanken auszureden. Diese aber verfocht ihre Sache so eindringlich und vernünftig, daß Jene stutzig wurde, und halb aus Mitleid, halb weil ihr das Vortheilhafte des Vorschlags einleuchtete, sich herbeiließ, den Versuch zu wagen.

Von jetzt an sah man das kleine Fräulein mit ihrem Schlüsselkorb am Arme geschäftig hin und her trippeln. Trepp' auf, Trepp' ab lief sie. Voran die für ihre Größe viel zu lange Nase, gestreckten Hände und Füße und zuletzt der arme kleine Körper.

Wo sie erschien, brachte sie Behagen und Wohlbefinden mit. Sich zu überzeugen, daß einem Jeden sein Recht werde und noch ein gut Theil darüber, beiläufig darauf zu achten, daß er seine Pflicht thue und ihm diese so leicht und angenehm zu machen, wie möglich, das war Ursel's Amt.

Ja, wahrlich, das Haus hatte gute Tage unter ihrem Regiment! Schelten und Unfriede war daraus verbannt. Die Arbeit ging wie von selbst. Die Wirthschaftsausgaben waren auf die Hälfte reduzirt, und doch gab es nie so herrliche Sandtorten, so gutes Brod und so reichliches Fleisch wie jetzt. Nie waren so viele arme Wöchnerinnen mit Suppe, so viele hungrige Schulkinder mit Butterbrod versorgt wie jetzt.

Ihre Stellung zu den Dienstboten, deren Gebieterin sie jetzt war, änderte sich in entsprechender, aber unmerklicher Weise; die zu der Familie und der Gesellschaft blieb dieselbe.

Freilich war Ursula jetzt nicht mehr von dem Gesellschaftszimmer ausgeschlossen, aber sie erschien dort eigentlich nur kraft ihres Berufs als die dienende Martha.

Aller Befehle hatte sie auszurichten, aller Wünsche zu errathen und zu erfüllen. Müh' und Arbeit war ihr Theil. Freuden und Genüsse eigneten sich die Andern zu, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen.

Dabei war sie immer gut gelaunt. Ein lustiges Witzwort zu rechter Zeit aus Ursel's Munde ermunterte die Gesellschaft oft mehr, als die geistreiche Unterhaltung und das musikalische Talent der älteren Schwestern.

Verschwand dann aber von dem Souper die kleine Bucklige oder erschien vielleicht gar nicht, weil das Backwerk nicht der jungen Köchin überlassen werden konnte, da fragte Niemand nach ihr und bemerkte auch wohl Keiner ihre Abwesenheit.

So ging es manches Jahr. Weder sie selbst noch ihr Schicksal erlitten in dem nächsten Jahrzehnt eine wesentliche Veränderung.

Die beiden ältern Schwestern hatten geheirathet. Klug und verständig war ihre Wahl, das Herz der Mutter erfreuend, und ihnen eine hübsche und passende Stellung im Leben sichernd.

Mimili und Röschen waren herangewachsen. Erstere zählte jetzt neunzehn Jahre und war be-

reits mit einem Husarenrittmeister verlobt, der dringend wünschte, sie bald als Gattin heimzuführen.

Rosa war eben jetzt nicht auf Schloß Leuenbusch anwesend. Man hatte das sechzehnjährige Kind zu einer Tante in die Residenz geschickt — wie es hieß, um ihre Ausbildung zu vollenden; in der That aber, um eine Parthie einzufädeln, zu welcher die beiden Mütter seit lange den Faden gesponnen hatten.

Der junge Reichsgraf mit seinen Herrschaften und Millionen mochte sich mit Recht für einen annehmbaren Freier halten; so dachte auch die Geheimräthin; aber es entging mir nicht, daß die Geschichte Fräulein Ursula viel Herzweh machte.

Ich wußte es wohl, daß sie ihn schon damals nicht leiden konnte, da er vor Jahren als rothhaariger Junge auf Schloß Leuenbusch zum Besuch war und zum Aerger unserer Knaben die Hunde auf die Katzen hetzte, Vogelnester aus den Büschen riß und Singvögel in Dohnen fing.

Aber die gnädige Frau fragte Niemand, und Ursula, so gut wie andere Leute, mußte ihre Meinung für sich behalten.

II.

So standen die Angelegenheiten im Schlosse, als ein Ereigniß in Ursula's Leben trat. Außer mir weiß Niemand davon. Ja, wer hätte ihr auch nur das Recht zugestanden, Etwas zu erleben. Sie selbst hatte es wahrlich nicht für sich in Anspruch genommen. Doch seinem Schicksal entflieht Keiner.

Viele Jahre vor dem Erscheinen der wirklichen Cholera tauchte in unserer abgelegenen Gegend eine ganz ähnliche Krankheit, gleichsam ihr gespenstischer Vorläufer, auf.

Sie war durch einen Ostindienfahrer herübergebracht, und man nannte sie einfach die asiatische Krankheit. Entsetzlich waren die Verheerungen, welche der unbekannte Gast in einigen nicht allzu fernen Ortschaften bereits angerichtet hatte.

Die gnädige Frau hatte eine ganz besondere Abneigung gegen Alles, was an Krankheit, Noth und Sterben mahnte. Von dergleichen durfte in ihrer Gegenwart nie die Rede sein. Auch der heimtückische Asiate mußte möglichst ignorirt werden.

Nichtsdestoweniger war es Fräulein Ursula's Aufgabe, die Lebensweise der Schloßbewohner nach diätetischen Gesetzen zu regeln. Haus und Hof wurden, so gut es gehen wollte, von der Außenwelt abgeschlossen, und der alte Hausarzt Doktor Lahrsen glaubte, die Garantie für den guten Erfolg dieser Maßregeln übernehmen zu können.

Leider respektirte die Krankheit diese Garantie nicht.

Eines Nachts, mein Fräulein und ich lagen im festesten Schlafe, wird die Thür meines Schlafzimmers heftig aufgerissen, und herein stürzt der Gärtnerbursche, eine Laterne in der Hand, mit dem Geschrei: „Sie ist da! sie ist da! So wacht auf! Nanny, wacht auf!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Folgendes Muster eines Soldatenbriefes

lesen wir im „Schulmann": „Geliebten Eltern! Euren Briv ist gesunt und munter angekomen und das hofe ich auch von Euch. Es duht euch leiht, das ich nichts von das Geschlachs mitkriege. Das duht mich auch leiht. Aber bewahrd mich nur ein Pröllechen vor den Frihden zu brathen. Den wir habe balt Frihde. Den Bellfohr hat kaputillhrt. Das geht so. Wir haben es kaput geschohsen und wenn es genug kaput is, dann krigen wihr es und das heißt kaputilihren auf Deutsch. Ich dank Euch auch vor die Zihgarn, die mit Euer Briv gekomen sein. Aber das sein echte Zihgarn, man muß arg zihen und kommt doch nichts aus. Die ich forgestern rauchte, die hat guter Zucht und kam doch unverwachs unse Haubmann hinter mich vorbei und sagt Fui was der Kerl stink und ich mag gleich Kehrt und sag zu befehlen Herr Haubmann. So müsse wihr immer sagen wenn der Haubmann was sag. Aber ich habe gedacht, unser Haubmann weiß fiel, aber Ziehgarn kent er nich, sie hat doch guter Zuch. Ihr schreibt mich das unse Kuh zwölf Kannen Milch gibt und das Peter und Lena geheirad sint, Daß freut mir alle beide und ihr könt sie von mich grüßen. Gestern haben wir einen Franzos gekrigt, der hat einen von unse Leut mit die Schassepo von hinten ganz doht geschossen. Das nennt man hier Frangtirhör.

Ich schlihße jetz mit die Feder aber nich mit das Herz.

Den ich bin Euren geliebten Sohn Hannes."

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 147. Freitag, 13. Dezember 1872.

Hilferuf.

Mir ist die Seele voll von grausen Bildern:
Ich sehe Städte, die zerstört vom Feuer,
Und Schiffe seh' ich ohne Mast und Steuer,
Und Schrecken, die kein Mund vermag zu schildern.

Hört ihr das Angstgeschrei? Mit immer wildern
Gewalten tobt der Sturmfluth Ungeheuer!
Haus, Hof und Herd, was nur dem Menschen theuer,
Versinkt im Meer — o helft den Jammer mildern!

Ja, zeigt ein Herz! Derweil im sichern Porte
Ihr euch erfreuet reich beglückten Lebens,
Pocht bittre Noth an unsrer Brüder Pforte.

Ein Jeder sei voll eifrigen Bestrebens,
Und setz' in Thaten um des Mitleids Worte —
Kein Schwerbedrängter hoff' auf uns vergebens!

Augsburg, 3. Dezember.

Otto Braun.

* Eine räthselhafte That.

Erzählung von E. Rudorff.

(Fortsetzung.)

Mehrmals kam sie — wenn wir allein waren — auf unsere erste Unterredung zurück, und ich merkte ihrem Ton, wenn sie von Lynn sprach, eine Gereiztheit an, welche ich sonst nie bei ihr wahrgenommen. Um mich — ihrem Liebesbedürfniß nach — ohne Fehl zu finden, maß sie ihm alle Schuld bei, daß ich und dann Kern an jener Expedition Theil genommen. „Lynn," sagte sie bei Gelegenheit eines solchen Gespräches, „ist sicherlich eine jener kalten Naturen, die, nur an sich denkend, ohne Skrupel Andere in Mitleidenschaft ziehen. Für ihn lag vielleicht gerade in der Gefahr ein Anreiz, und kein heiliges Band fesselte ihn an theure Menschen; wie hoch der Einsatz an Lebenshoffnungen war, den seine Gefährten wagten, hielt er keiner Beachtung werth. Mein Beichtvater, der würdige Konsistorialrath Mahloo, sagte einmal: „Der gewöhnliche Mensch rechnet nur für Sünde die boshafte Verletzung Anderer, oder die Uebertretung der natürlichsten Sittengesetze. Was nicht gerade in böser Absicht geschieht — wenn es auch der Liebe widerspricht, die wir für unsern Nebenmenschen fühlen sollen — erscheint ihm als kein Unrecht. Ich aber sage euch, nicht Das, was wir unterlassen, sondern nur Das, was wir gethan haben in aufopfernder Menschenliebe, macht unsern Werth aus.""

Elisabeth konnte nicht ahnen, welche Selbstvorwürfe sie durch solche Worte in mir wachrief, und wie die Wunde, die ich so sorgsam zu heilen strebte, immer auf's Neue zu bluten begann.

Denn wie wenig entsprach die kalte Mahnung, welche ich in jenen Tagen an Kern richtete, dem idealen Standpunkt der Humanität, den sie in's Auge faßte! Ich hatte damals schon ihr süßes, rührendes Bild gesehen, das allen Zauber holdester Weiblichkeit offenbarte, ich wußte, daß sie in Liebe Kern vereint sei, weßhalb war mir nicht wenigstens der Wunsch gekommen, diesem edlen Geschöpf Schmerz zu ersparen und ihn für sie zu retten? Das Bild, welches sie von mir im Herzen trug, war ein falsches; schneidend und bitter fühlte ich, daß die besseren Empfindungen, die mich jetzt beseelten, nur durch ihren Sinn für Recht und Wahrheit, durch ihr ganzes, die höchste Reinheit athmendes Wesen in mir geweckt waren. Gleich der Sonne schien sie in mein Inneres und schmolz die Decke, welche Selbstsucht über meine Denkungsweise gebreitet hatte. Ein Ereigniß, das wenige Monate später sich zutrug, sollte meinem Gedankengange eine noch trübere Richtung geben.

In D. hatte vor ungefähr zehn Jahren ein gebildeter Mann mittleren Alters sich niedergelassen, der durch seinen exemplarischen Lebenswandel und eine großmüthige Betheiligung an allen Liebeswerken sich große Achtung und Anerkennung zu erwerben wußte. Professor Röhl war Herrn Hollmann — so hieß derselbe — näher getreten und hatte in seinem Testament ihn zum Vormund von Elisabeth ernannt. Das Mädchen, damals eben konfirmirt, war viel zu schüchtern und bescheiden, um einer instinktiven Abneigung, welche sie gegen Hollmann empfand, Ausdruck zu verleihen und ihren Vater um eine Aenderung seines letzten Willens zu ersuchen. Auch war Röhl noch vollkommen gesund, sie durfte also die ganze Anordnung nur als einen Ausfluß gütiger Vatersorge betrachten und sich der zuversichtlichen Hoffnung überlassen, daß sie niemals in nähere Beziehungen zu Hollmann treten würde. Allein bald darauf erkrankte der Professor, und Hollmann erschien sofort, um seiner künftigen Mündel Rath und Beistand anzubieten.

Doch alle Verhältnisse waren so trefflich geordnet, daß Elisabeth kaum eines Beraters bedurfte. Auch entwickelte sich bei ihr — unterstützt durch die trefflichsten Geistes- und Herzensgaben — in der Ruhe und Weltentfremdung, in welcher sie neben dem Kranken ausharren mußte, eine solche Klarheit, ein solches Eindringen in das Wesentliche aller Dinge, wie es sich Menschen, die in steter Berührung mit Flachem und Leichtfertigem und in den Zerstreuungen des Gesellschaftslebens sich bewegen, selten anzueignen verstehen.

Während der drei Jahre, welche jetzt der Krankheitszustand Röhl's dauerte, war Hollmann sehr häufig in dem Hause des Professors erschienen und hatte diese Besuche durch seine außerordentliche Theilnahme für den Kranken und die liebenswürdigste und edelste aller Töchter motivirt. Elisabeth empfing den Herrn stets mit ruhiger Höflichkeit, konnte jedoch niemals zu einem wohlwollenden Empfinden für ihn gelangen. Wir waren ungefähr ein halbes Jahr verlobt, als Hollmann schwer erkrankte und Tage lang in wilden Fieberphantasieen darniederlag. In diesem Delirium zeigte sich den Aerzten und Wärtern der ruhige ernste Hollmann als einer der zügellosesten Männer, und Bilder und Worte entschlüpften seinem Munde, von welchen Niemand geglaubt, daß sie in seinem Geiste hätten Boden fassen können. Und ohne daß der gewaltige Ernst der letzten Stunden seine heiligende Kraft auf ihn geübt, war Hollmann dahingeschieden. Elisabeth hatte natürlich Nichts über die Details von Hollmann's Phantasieen erfahren, sondern nur, daß seine Aeußerungen in grellem Widerspruch mit dem heiligen Leben standen, das er bis dahin zur Schau getragen.

Meine Braut offenbarte mir nun, wie sie stets nicht nur den Heuchler, sondern einen durchaus verderbten Menschen in ihm geahnt und ein wahres Grauen vor ihm empfunden hätte, das ihr jetzt völlig gerechtfertigt erschien.

„Elisabeth," sagte ich, „Du gehst zu weit; wie kann man nach Fieberphantasien auf das innere Leben eines Menschen schließen wollen! Auch liegt ja kein positiver Beweis vor, daß Hollmann in der That ein Heuchler gewesen sei."

„Georg," entgegnete sie, „dieser Mann richtete Blicke auf mich — wenn er sich unbemerkt glaubte — die mich wahrhaft erbeben ließen, und als er mir die Nachricht von Kern's Tode brachte, sah ich ihm an, wie schwer die kummervollen Worte von seinen Lippen flossen, und wie er den Augenblick herbeisehnte, an Hermann's Stelle zu treten. Und an dem Morgen, an welchem ich Dich als meinen Verlobten ihm vorstellte, fiel ein so haßfunkelnder Blick aus seinen Augen auf Dich, daß, wären Gedanken und Wünsche Dolche und Schwerter, er hätte nicht gezögert, sie Dir ins Herz zu stoßen. Wie könnten wohl auch Fieberbilder Etwas verrathen, das nie zuvor unsere Seele berührte? Sie entschleiern nur, was, von Andern ungeahnt, darin verborgen lag. Hast du wohl je vernommen, daß ein schuldloses Kind von unreinen Dingen phantasirte? Sieh', mein jüngstes Brüderchen hat — wie der Vater oft erzählte — in seiner Todesnacht von den Engeln gesprochen, die ihm Kränze reichten, und von der lieben Großmama, welche es auf ihrem Arm zu den hellen Sternen im Himmel tragen wollte. Mein Georg," Elisabeth glitt sanft mit den feinen Fingern über meine Stirn, „Du bist jetzt wieder der Jurist, der selbst eine heikle Sache zu vertheidigen strebt. Im Herzen gibst Du mir Recht; weiß ich doch, daß in Deiner Seele kein Gedanke Raum hat, der nicht Deinem edlen Selbst völlig gemäß ist."

Schnell brach ich dies Gespräch ab und verließ Elisabeth früher als sonst; ach, ich mußte allein sein, meine Gedanken ordnen, um die Rechnung mit der Vergangenheit endlich und für immer abzuschließen.

(Schluß folgt.)

* Ursula.

Novelle von Karl Adalbert.

(Fortsetzung.)

„Wer ist da? Was gibt es, Johann?“ fragte ich, entsetzt aus dem Schlafe auffahrend.

„Die asiatische Krankheit! Wer denn sonst? Job's Lischen stirbt, wenn sich Keiner ihrer erbarmt.“

Inzwischen erschien schon auf der Schwelle der Glasthür, welche unsre beiden Schlafzimmer trennte, Fräulein Ursula, ein schwarzes Mäntelchen über die Schultern geworfen.

„Was sagtest Du, Johann? Berichte ordentlich!“

„Ja, Lob's Lischen ist vor einer Stunde mit der Krankheit aufgewacht. Jetzt hat sie schon die fürchterlichen Krämpfe und ist eiskalt. Ehe der Doktor aus Kellau kommt, wird sie zehnmal gestorben sein.“

„Liebe Nanny,“ wendete sich das Fräulein an mich, „geh' gleich und hole den Blechkasten, der oben in der verschlossenen Kammer steht. Bringe auch die große Wolldecke mit! Du, Johann, wecke die Grethe und sage ihr, daß sie mit Dir die kleine Badewanne nach Job's Hause hinüberträgt. Dort legt Feuer auf den Herd und macht Wasser kochend, so schnell wie möglich. Wir folgen euch sogleich.“

„Mein Himmel, Fräulein,“ erlaubte ich mir zu bemerken, „was wird die gnädige Frau sagen?“

„Lischen liegt im Sterben. Wenn überhaupt Hilfe möglich ist, kann nur eine augenblickliche sie retten. Ich bitte Dich, Nanny, kleide Dich schnell an und gehe, mir die Sachen zu holen.“

Sie sprach so dringend, daß ich gehorchen mußte. In weniger als zehn Minuten waren wir Beide im Hause des Gärtners, welches jenseits der Zugbrücke an der großen Allee gelegen ist.

Hier fanden wir Alles in der unbeschreiblichsten Verwirrung und Rathlosigkeit. Einer der Gartenknechte war zwar zum Arzt geschickt, aber im besten Falle konnte dieser in den nächsten drei Stunden nicht hier sein. Das Kind hatte schon die bläuliche Todtenfarbe, war kalt wie Eis, und der kleine Körper zuckte in den schrecklichen Krämpfen.

Dore, die Mutter, hatte das kleine Ding in den Armen und versuchte, es an ihrem Busen zu erwärmen.

Job stand weinend und jammernd daneben.

Die Dienstmagd war in dem ersten Schrecken über die Krankheit davongelaufen; nur Johann, der treue Bursche, verließ seinen Herrn und seine kleine Freundin nicht. Seinem Hirn war der kluge Gedanke, Fräulein Ursula zu rufen, entsprungen.

Man hätte glauben mögen, daß diese zeitlebens Krankenwärterin gewesen, so ruhig und sicher traf sie ihre Anordnungen. Grethe und Johann mußten in möglichster Geschwindigkeit ein warmes Bad bereiten; inzwischen hieß sie mich, die Kleine mit der Flanelldecke reiben, so stark ich konnte. Sobald die Wanne gebracht wurde, nahm sie selbst das Kind und badete es. Mit welcher Aufmerksamkeit betrachtete sie die kleinen Händchen, die Füße, die Nägel! Die ganze Umgebung war für sie nicht da. Während sie sich so mit der Kranken beschäftigte, wurden Alle ruhig und sahen ihrem Thun mit Vertrauen zu.

„Seht Ihr, die Haut fängt an, sich anders zu färben, die Glieder werden geschmeidig,“ rief sie, Job strahlenden Blickes ansehend.

„Es ist wieder Bewußtsein in ihrem Blick. Die Fingerchen öffnen und bewegen sich; Dore, ich denke, das Kind ist gerettet!“

In diesem Augenblicke rief Johann, der stets seine Augen und Ohren überall hatte, in die Thüre hinein:

„Der junge Doktor aus Buchwerden fährt vorüber; soll ich ihn anrufen?“

„Ei natürlich! schnell, daß er nicht vorbeifährt!“ rief das Fräulein, und hinaus stürzte der Junge.

Doktor Günther war uns Allen unbekannt. Er hatte sich erst kürzlich in der Nachbarschaft niedergelassen, und der alte Doktor Lahrsen in Kellau war seit vielen Jahren unser Hausarzt.

Der Doktor, ein noch sehr jugendlich aussehender, großer und schlanker Mann, mit einem feinen, blonden Gesicht, trat rasch in das Zimmer, warf einen prüfenden Blick auf das Kind, welches Ursula in den Arm der Mutter gelegt hatte, ließ sich berichten, welche Mittel man angewandt habe, und rief sichtlich befriedigt aus:

„Gut, sehr gut! Eine so vernünftige Behandlungsweise ist mir noch nicht vorgekommen!“

„Das arme Ding war schon mehr todt als lebendig,“ sagte Job; „das Fräulein hat die ganze Kur gemacht.“

Er wies bei diesen Worten auf Ursula, die sich still zurückgezogen hatte und offenbar nicht bemerkt werden wollte.

Ich kenne ihr Gesicht und sah, wie der Mißmuth darüber glitt, als wollte sie sagen:

„Ach, so laßt mich doch in Ruhe und Dunkelheit!“

Schwerlich wird ihr der Ausdruck in dem Antlitz des jungen Mannes entgangen sein. Er erschrak bei dem Anblick der kleinen, koboldartigen Gestalt und machte eine verlegene Verbeugung.

Fräulein Ursula schüttelte schnell die Befangenheit ab und gab in kurzen Worten Rechenschaft über den Zustand des Kindes und die Behandlungsweise, die sie ihm hatte angedeihen lassen.

„Kein Doktor hätte es besser machen können, mein gnädiges Fräulein," sagte er verbindlich. „Nichts ist verabsäumt, alles Erforderliche geschehen; das Kind ist gerettet. Ich gratulire zu der glücklichen Kur. Sie hatten ohne Zweifel Gelegenheit, früher Erfahrungen zu sammeln?"

„Das nicht. Aber da man alle Tage auf einen solchen Fall gefaßt sein mußte, habe ich mich im Voraus darüber zu unterrichten gesucht und alle Vorkehrungen getroffen, um schnell mit der Hilfe bereit zu sein."

„Dore," wendete sie sich an diese, „hülle die Kleine fester in die wollene Decke und lege sie in das gewärmte Bett."

„Nun, Herr Doktor, ist es mit meiner Amtsthätigkeit zu Ende, und ich überlasse Ihnen das Feld. Machen Sie mir nur das Lischen schnell gesund."

Sie erkundigte sich noch, ob Gefahr vorhanden sei, die Ansteckung zu übertragen, welches er verneinte und zur größern Sicherheit einige Vorsichtsmaßregeln gab. Dann wünschte sie Job und Dore eine gute Nacht, gab Befehl, sogleich zu ihr zu senden, wenn man ihrer bedürfe, und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen.

Der junge Doktor warf einen Blick warmer Bewunderung auf sie, als sie mit leichtem Gruß an ihm vorüber und aus der Thür schritt.

Ich folgte ihr. Es mochte gegen drei Uhr Morgens sein. Von Dämmerung war noch Nichts zu bemerken. Die Sterne funkelten in der klaren Augustnacht und spiegelten sich in dem Burggraben, als sie über die herabgelassene Zugbrücke schritt.

Auf derselben stand sie einen Augenblick still.

„Noch nie bin ich Nachts über die Brücke gegangen oder gefahren," sagte sie zu mir gewendet, „es ist wie ein andres Land, eine andre Welt, ein andres Leben! Ob es wohl außer mir einen Menschen gibt, der ein so einförmiges Leben gelebt hat wie ich!"

„Seit zweiundzwanzig Jahren haben wir alle Tage unsres Lebens mit einander getheilt," erwiederte ich.

„Hast Recht, meine alte Nanny. Wir wollen auch treue Kameraden bleiben bis in den Tod. Aber ist's Dir heute nicht auch, als hätten wir etwas ganz Besonderes erlebt?"

„Freilich! Und Das haben wir auch."

„Nicht wahr, Nanny, wenn wir helfen können, wollen wir es wieder thun. Es ist unbegreiflich, daß es uns bisher nicht eingefallen ist."

Im Stillen mußte ich denken, welch' Gesicht die Frau Mutter machen würde. Aber ich schwieg und ließ Das für heute auf sich beruhen.

Folgenden Morgens waren wir noch mit dem Ankleiden nicht fertig, als Frau Geschen Düwell im Auftrage der gnädigen Frau erschien.

„Fräulein Ursula möge die Güte haben, auf ihrem eigenen Zimmer zu frühstücken, sich mit Chlor zu räuchern, mit Essig zu besprengen, zwei Stunden in der freien Luft promeniren zu gehen und alsdann bei der Frau Mama ihre Aufwartung in dero Kabinet zu machen."

Frau Geschen Düwell war eine neugierige und schwatzhafte Person, aber das Faktotum der gnädigen Frau. Sie unterließ niemals, an dem Schlüsselloch des Garderobenzimmers alle Unterredungen zu belauschen, welche im Kabinet vor sich gingen, und war daher im Besitze einer genauen Kenntniß aller Familienverhältnisse.

Zuweilen, ich kann es nicht leugnen, interessirte es mich, durch sie in dieselben eingeweiht zu werden; aber gewiß ist durch meine Lippen nie Einiges weiter getragen worden.

So erzählte sie mir denn auch heute, wie die Gnädige das arme Fräulein höchst ungnädig empfangen, sie gescholten habe wie ein Kind, und sich für die Zukunft allen Ungehorsam auf's ernstlichste verbeten.

Ursula bat demüthig um Verzeihung, berief sich aber auf die Autorität des Doktors, der keine Gefahr für Ansteckung sah, und bat dringend, ihr solche Liebesdienste nicht zu verwehren, deren Unterlassung ihr Gewissen schwer drücken würde.

Da brach der Zorn der Alten los. Sie schlug mit der Hand auf den Tisch und erklärte:

„Noch bin ich Herrin im Hause und verlange Gehorsam!"

Ursula kehrte bleich und traurig auf ihr Zimmer zurück. Sie sagte nur: „Mutter kann noch ihre Angst nicht überwinden."

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 148. Montag, 16. Dezember 1872.

* Eine räthselhafte That.

Erzählung von E. Rudorff.

(Schluß.)

Elisabeth hatte Hollmann einen Heuchler, einen verderbten Menschen genannt, worin unterschied sich seine Denkungsart — soweit sie ihrer Beurtheilung unterlag — von der meinigen? Immer wieder kehrten meine gequälten Gedanken zu den unglücklichen Tagen des Juli zurück, und je länger ich über meine Empfindungen für Kern nachdachte, je tiefer senkte sich der Stachel in mein Gemüth. Ich beschloß, Elisabeth zum Richter aufzurufen. Ich wollte ihr gestehen, daß ich Kern, von dem Augenblick an, wo ich ihr Bild gesehen, zwar nicht — — gehaßt, jedoch mit einem häßlichen Gefühl, das aus Neid und Selbstüberhebung gemischt war, betrachtet hatte. Was würde sie sagen? O Gott, wenn ihr Blick nicht mit derselben Innigkeit auf mir ruhte wie bisher! Und wenn sie weiter hörte? Sind unsere Gedanken in der That strafbar? Sind wir für die Bilder verantwortlich, welche — wirr durcheinander gewürfelt — gleich dem bunten Inhalt eines Kaleidoscop plötzlich in bestimmter Gestalt vor uns stehen? Muß That und Wort und Bild sich stets und in seinem ganzen Umfange decken? Mit einem solchen Maßstab gemessen, war ich verloren!

V.

Elisabeth's Vater ging heim, bis zu dem letzten Augenblick aufopferungsvoll gepflegt und behütet von der treuen, edlen Tochter. Die Geliebte war so erschöpft von den Anstrengungen und Nachtwachen, welchen sie sich unterzogen, daß sie auf den Rath des Arztes einen mehrwöchentlichen Landaufenthalt bei einer ihr befreundeten Pfarrerswittwe nahm. Als ich an einem Sonntagmorgen in das kleine Gärtchen trat, in welchem Elisabeth sich gewöhnlich aufhielt, kam sie mir bleicher als sonst entgegen, und ihre Züge verriethen eine große innere Erregung.

Auf meine besorgte Frage reichte sie mir die eben eingetroffene Morgenzeitung und wies auf einen darin enthaltenen Artikel aus der Schweiz. Derselbe meldete, daß der Führer Philippe Val, welcher schon längere Zeit schw.r erkrankt darniedergelegen, nach einem Priester verlangt habe, um zu beichten.

Philippe Val hatte nun erklärt, wie seine früher gemachte Aussage: das Seil, welches die Reisenden und die Führer bei dem Herabsteigen von dem Matterhorn verbunden, sei gerissen, eine unwahre gewesen sei, Sir Edward Lynn habe dasselbe durchschnitten, um die drei noch auf der Spitze des Berges Stehenden aus unabwendbarer Todesgefahr zu erretten. Aus Rücksicht für Sir Edward Lynn würde er dies Geheimniß in das Grab mitgenommen haben, doch der vor kurzer Zeit gemeldete Tod des kühnen Bergsteigers entsebe ihn jetzt aller Bedenken und er wolle der Wahrheit die Ehre geben.

„Wußtest Du um die That von Lynn?“ fragte Elisabeth, als ich das Zeitungsblatt aus der Hand legte.

„Ich stand hinter ihm und sah voll Entsetzen, was geschah.“

„O mein Gott, mein Gott,“ rief Elisabeth, „was muß dieser Mann gelitten haben nach jener That! Eine ähnliche Verantwortlichkeit ist wohl selten auf die Seele eines Menschen gewälzt worden. Wer von uns Kurzsichtigen vermag zu bestimmen, ob die nächste Minute nicht noch Hilfe bringen kann? Ob es den scheinbar Verlorenen nicht noch einmal gelingt, festen Fuß zu fassen? Des Mannes That entzieht sich unserm

Urtheilsspruch, und wir dürfen nur fragen: wie hat er vorher und nachher zu Gott gestanden? War Lynn nicht jeder Selbstsucht bar, fühlte er nicht den Athem Gottes ihn umwehen, als er das Geschick seiner Nebenmenschen entschied, o, so muß Nacht sich auf sein Gemüth gelagert haben und der Tod ihm nur als die Erlösung von untragbaren Qualen erschienen sein."

Elisabeth starrte vor sich hin, als ob sie in einen Abgrund blicke, ihre Augen schlossen sich, und ohnmächtig lag sie an meiner Brust. Ich trug die Geliebte auf ein Ruhebett, rief die Freundin herbei, und unsern vereinten Bemühungen gelang es, die Erkrankte aus ihrer Betäubung zu wecken.

Ihr erster Blick fiel auf mich; sie lächelte mir zu, wie Selige lächeln, dann durchlief plötzlich ihren Körper ein nervöses Zittern. „Georg, vergib mir," sagte sie, meine Hand ergreifend, „habe Geduld, ich stehe noch ohne Fassung der That Lynn's gegenüber: ich weiß ja noch nicht, ob ich ihn verdammen soll, daß er Hermann dem sichern Tode überliefert, oder ihm voll Inbrunst danken, daß er Dich für mich errettete!"

Ich beschwor die Theure, sich zu beruhigen, nicht ferner so trüben Gedanken nachzuhängen, die nothwendig ihre Gesundheit untergraben müßten.

„Du hast Recht, mein Georg, ich bin erregt, wie nie zuvor; ich will zu schlummern versuchen, vielleicht kommen mir freundlichere Bilder beim Erwachen." —

Mein Geist haftete fortbauernd auf den Gestalten von Lynn und Philippe Val; wie bald waren sie den vorangegangenen Gefährten gefolgt; ich allein von jenen kräftigen Männern stand noch im blühenden Leben. Elisabeth irrte nicht: nur den schwersten geistigen Leiden konnte ein so kraftvoller Körper wie der von Lynn erlegen sein. Auch Philippe Val war lange vor der Zeit — die Jedermann ihm geben mußte — aus dem Dasein geschieden. Fast schien es mir, als zögen die Todten mich nach, als ob ein schleichend Gift mir in das Mark gedrungen sei, dem ich bald zum Opfer fallen müßte.

Warum handelte Lynn so vorschnell? Vielleicht wäre noch — doch weg mit diesem Bilde — die Unglücklichen waren unrettbar verloren, kein Zweifel konnte darüber sein! Warum aber berühre ich immer auf's Neue diesen wunden Punkt? Warum bebe ich davor, zu bekennen, was damals durch meine Seele zog? Ich will es niederschreiben, will dreist und keck auf die Worte blicken, welche mein Empfinden wiedergeben.

Wir Drei standen auf der Spitze des Matterhorns, die unten waren nicht mehr zu retten — Elisabeth, glaub' es nur! Lynn zog das Messer — in mir wallte es auf von Mitleid und Entsetzen — ich wollte seine Hand ergreifen — da stand in Flammenschrift vor meiner Seele: jetzt wird sie Dein! — Meine Glieder versagten den Dienst — ich blieb regungslos neben Lynn!

Gott sei Dank, Du weißt nun, was mich bedrückte, was meinen Nächten den Schlaf geraubt. — Nein, Elisabeth, unsere Gedanken sind nicht strafbar; wer stände sonst, außer Dir, rein und ohne Fehl da? Aber wenn Du mich dennoch verdammtest, Dich von mir wendetest, — ich ertrüg' es nicht. —

Meine Mutter dahin, die theure, verehrte Frau, und so plötzlich? Wie mäht der Tod um mich her, ich fühle seine erkältende Nähe — er schreitet langsam, doch unaufhaltsam auf mich zu.

Elisabeth ist recht leidend; die Ruhe des Landaufenthaltes wäre ihr noch so nöthig gewesen, allein sie eilte zu meinem Vater, um die Pflichten der Tochter gegen den Vereinsamten zu erfüllen. Täglich sprechen wir von der Mutter, gedenken liebevoll ihrer herrlichen Eigenschaften, und kleine Mängel verschwinden völlig unserm Blick. Oft meinte ich früher, sie hätte mich, den Jüngling und Mann, in zu straffer Zucht gehalten, jetzt vermisse ich geradezu ihr mahnend Wort, ein sanfter Tadel würde mich erquicken. Ja, der Tod verklärt, und einst wird auch Elisabeth nur meiner heißen Liebe für sie gedenken und alles Andere vergessen sein. —

Die Griechen hatten die richtige Empfindung, wenn sie den Tod als einen freundlichen Genius darstellten, sanft und lieblich von Gesicht; er neigt die Fackel, und alles Leiden hat aufgehört.

Elisabeth sprach sonst häufig von Lynn, wenn auch nur, um ihn zu tadeln; jetzt erwähnt sie niemals seiner. Welch' schrecklicher Gedanke kommt mir in diesem Augenblick! Sagte Elisabeth nicht, daß sie darüber noch uneinig sei, ob sie Lynn verdammen solle, weil er Kern geopfert, oder ihm danken, daß er mich errettet? Wenn die Waage schwankte, zu Kern's Gunsten?

Ich war heute sehr schweigsam, die Geliebte bemühte sich vergeblich, mich zu erheitern; sie schreibt dem Tode der Mutter meine düstere Stimmung zu. Wird es aber jemals anders werden?

Gestern fragte mich Elisabeth — nach sichtbarem Zögern — ob ich einen Kummer habe, der ihr unbekannt sei; sie bat dringend, einen Theil davon tragen zu dürfen. Schon wollte ich Alles sagen — allein ihr Auge blickte so bang und angsterfüllt — ich mußte sie beruhigen. Ich versicherte ihr, daß sie sich täusche, daß ich glücklich sei, nur körperlich angegriffen nach schwerem Leid.

Wie leuchtete ihr Blick nach meinen Worten, wie pries sie ihr Geschick! Es kostete mich eine schwere Anstrengung, die gleiche Wärme zu zeigen; ich athmete erst freier, als ihre süßen, frommen Augen nicht mehr auf mir ruhten. So weit ist es also gekommen!

Viele Tage sind vergangen, seitdem ich zum letzten Male in diesen Blättern Etwas aufgezeichnet. Warum scheue ich mich auszusprechen, was immer klarer und zweifelloser vor meiner Seele steht, wogegen alle Bemäntelungen sich machtlos erweisen! Elisabeth hatte Recht: unsere Gedanken sind strafbar! Denn unser Geist ist es, welcher den Körper regiert, welcher ihm ungeahnte Kräfte zu hohen, ruhmreichen Thaten zu verleihen, oder ihn vollständig zu lähmen vermag.

Wir schienen alle Drei dem Tode geweiht; doch wer will ermessen, was wir — in ungebrochener Manneskraft und vom Geiste Gottes erfüllt — hätten vollbringen können? Lynn griff in das Schicksalsrad, und ich — von den sündigen Gedanken bewegt — ließ ihn gewähren!

Nur ein Rettungsweg ist da, der Ruhe bringt: ich will sühnen, was ich gefehlt, ich will den Gefährten folgen in ihr dunkles Grab!

Ach, Elisabeth, jene Stunde würde doch ewig zwischen uns stehen, und Du müßtest dem grübelnden, immer trübe gestimmten Georg endlich Deine Liebe entziehen. Das darf nicht sein! Ich will auf das namenlose Glück verzichten, Dich mein zu nennen, damit Dein sonniger Blick niemals weniger hell mir entgegenstrahle. Jetzt gehörst Du mir noch mit allen Fibern Deiner Seele, und durch meine Sühne wirst Du noch fester und heiliger an mich gekettet! —

Aber mein armer, so geliebter Vater, nie darf er es erfahren, daß ich freiwillig schied, es sei ein Geheimniß zwischen uns Beiden, Weib meines Herzens!

Ich habe endlich überwunden, Elisabeth, ich bin nun ruhig und kann Dir ohne Bangen in's fromme Auge sehen.

Wir sehen uns wieder, es gibt keine ewige Trennung, mein Glaube ist unerschütterlich!

Heute habe ich den letzten Kuß auf Deine Stirn gedrückt, zum letzten Male hat Dein Kopf an meiner Brust geruht, ich ließ Deinen Athem himmlisch sanft mich umwehen; was ich empfand, spottet aller Worte! Ich gehe nun, Elisabeth, bald kommst Du zu mir! Lebe wohl, lebe wohl, sei gesegnet mit meinem letzten Athemzuge!

---

* Ursula.

Novelle von Karl Adalbert.

(Fortsetzung.)

An demselben Tage traf Friederike, die Geheimräthin von Kamke, mit ihrer kleinen Schaar in Leuenbusch ein.

Ursula hatte alle Hände vollauf zu thun, um Alles für die Ankömmlinge in Ordnung zu bringen. Die Geheimräthin mit Kindern, Bonne, Hofmeister und Dienerschaft bewohnte die obere Etage des rechten Flügels.

Die Kammerherrin hatte das Mittelgebäude inne. In dem obern Stock des linken Flügels hatten nur Fräulein Ursula und ich unsere Gemächer. Sie lagen abgesondert von den übrigen und standen durch eine verborgene Stiege mit der Kelleretage in Verbindung. In dem Souterrain war die Küche nebst den übrigen Wirthschaftsräumen, so daß Fräulein Ursula hier ihre Angelegenheiten besorgen konnte, ohne auf die breite Haustreppe zu gehen.

Dieser Weg wurde auch meistens von den Untergebenen benutzt, die vielfach mit ihren Anliegen zu Fräulein Ursula kamen.

Heute ging der kleine Johann mehrere Male in ihrem Zimmer ein und aus, um Nachricht von Lischen's Befinden zu bringen. Sie erholte sich und von den Andern war Keiner erkrankt. Die nächste Nacht und der folgende Tag verliefen ruhig. Schon hofften wir, daß die nähere Umgebung des Schlosses von fernern Krankheitsfällen verschont bleiben würde.

Da spät am Abend brachte Grethe die Nachricht, daß Mars, der Kutscher, erkrankt sei und man die „Asiatische“ fürchte.

Der gnädigen Frau wird die Schreckenskunde durch Gretchen Düwell zugeflüstert worden sein, welche mir auch erzählte, daß Ursula, die allabendlich vor dem Bette der Mutter erscheinen mußte, um deren Anordnungen für das Diner des folgenden Tages in Empfang zu nehmen, mit

einer nachdrücklichen Ermahnung entlassen war, nicht wieder gegen das Gebot der Mutter zu handeln.

Die Tochter hatte ihr die Hand geküßt und ehrerbietig gesagt:

„Mutter, ich will es versuchen; aber wenn es stärker ist, als ich, kann ich nicht dafür."

„Ei was! Larifari!" war die Alte aufgefahren. „Du Unglückskind, das mir mehr Dank schuldet, als irgend eines meiner andern Kinder, das mir Sorge gemacht hat, so lange es lebt, Du wolltest mir so vergelten! Geh, besinne Dich und thue Deine Pflicht!"

Da ich nicht wußte, was vorgefallen, erschrack ich über das bleiche und kummervolle Gesicht meines Fräuleins.

„Geh zu Bette, meine gute Nanny," sagte sie, „ich will noch einen Brief schreiben."

Das Fräulein hatte es von der Mama, daß sie keinen Widerspruch ertrug, wenn sie Etwas befohlen hatte: ich mußte daher ihrer Anordnung nachkommen.

Von meinem Bette aus konnte ich durch die Scheiben der Glasthüre sehen, daß sie nicht schrieb, sondern unruhig in ihrem Schlafzimmer hin und her ging. Zuweilen blieb sie sinnend stehen, fuhr mit der Hand über die Stirn oder lehnte diese an die Fensterscheiben.

Nach einigen Stunden, es war gewiß schon gegen ein Uhr, hüllte sie sich in ihr seidenes Mäntelchen und legte sich angekleidet auf's Bett. Dann nahm sie ihr neues Testament zur Hand und las darin.

Weil sie es im Hause und in der Familie nie gewohnt geworden, sprach sie in jüngeren Jahren sehr selten von geistlichen Dingen. Ich habe sie aber von jeher viel in ihrem neuen Testamente lesen und oft mit großer Inbrunst beten sehen.

Sie löschte die Kerze auch später nicht aus, und ich vermuthe, daß sie in dieser Nacht wenig geschlafen hat.

Kaum graute der Morgen, als sie sich von ihrem Lager erhob, aber so leise, daß sie offenbar nicht bemerkt werden wollte.

Sie schlich durch mein Zimmer auf die kleine Diele, von welcher die Treppe in den Keller führt.

Ich stand gleichfalls auf und sah von dem Fenster aus Fräulein Ursula im Dämmerlicht auf dem Hofe vor der Küchenthür stehen im Gespräch mit einem Knecht.

Eine Minute später kommt sie athemlos die Treppe hinangekeucht.

„Gut, daß Du schon auf bist, Nanny! Wir müssen gleich hinüber zu Mars!"

„Aber die gnädige Frau Mutter!"

„Thue, was ich Dir sage, liebe Nanny! Es wird mir schwer. Aber man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen.

Es war zum ersten Mal in meinem Leben, daß ich sie ein Bibelwort anführen hörte, ein sehr gewöhnliches, aber es machte aus ihrem Munde einen so tiefen Eindruck auf mich, daß ich diesen Moment nie vergessen werde.

Auf dem kleinen Hofe von Mars' Wohnung begegneten uns zunächst die jüngern Kinder. Halb bekleidet, schreiend und heulend standen die kleinen Rangen umher.

„Da drinnen darf man nicht ein, da kriegt man die Krankheit," schrie uns der kleine fünfjährige Martin entgegen.

Seiner Warnung zum Trotz schritten wir in das Haus. Die Stubenthür war offen. Mein Gott, welcher Anblick! Auf dem Bette lag ein Todter, der arme Mars, und neben ihm mehr todt als lebendig seine Frau. Auf einem Bettchen in der Ecke der Stube kauerte ein kleines, zehnjähriges Mädchen; auf einer Matratze an der Erde lag ein Knabe von acht Jahren.

Ueber ihn gebeugt stand der junge Doktor, dessen Bekanntschaft wir neulich gemacht hatten. Er sah uns nicht. Seine Aufmerksamkeit war ganz dem Knaben zugewendet. Sein feines, sehr ausdrucksvolles Gesicht sprach Mißmuth und Aufregung aus. Als er uns gewahrte, erhellten sich seine Züge.

„Gott sei gedankt, Fräulein, daß Sie kommen; hier thut Hilfe noth!"

„So steht es! Und Keiner hat mich gerufen!" sagte Ursula tief erschüttert mit bewegter Stimme.

„Keiner? — Zehnmal habe ich nach dem Schlosse geschickt und stets die Antwort erhalten, das Haus werde zur Nachtzeit nicht geöffnet. Dieselbe Antwort von den Nachbarhäusern.

Es ist eine Wirthschaft, schlimmer wie bei den Heiden," fuhr er in nicht zu unterdrückendem Zorne auf, „seine Nebenmenschen sterben und verderben lassen aus elender Furcht. Nun, Gott verzeih's — für Den ist es zu spät!"

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 149. Mittwoch, 18. Dezember 1872.

*Ursula.

Novelle von Karl Adalbert.

(Fortsetzung.)

Er wies auf den armen Mars.

Fräulein Ursula sah ihn demüthig an. Ihre großen Augen füllten sich mit Thränen.

„Ich habe sehr unrecht gethan. Ich hätte gestern Abend doch kommen sollen,“ sagte sie.

„O, liebes Fräulein, verzeihen Sie meinen Unmuth! Sie meinte ich nicht!“

Mit einem Blicke warmer Bewunderung reichte er ihr seine Hand entgegen. Sie streifte sie leicht mit der ihrigen.

Ihre Mienen waren traurig und ergeben.

„Weisen Sie mir eine Arbeit an, lieber Doktor!“ bat sie.

„Versuchen Sie, die Frau in's Leben zu rufen. Ich kann den Knaben nicht aus den Händen lassen. Für Den ist noch Rettung möglich. Und Sie,“ so wendete er sich an mich, „nehmen Sich des kleinen Mädchens an.“

Die Frau lebte nicht lange mehr. Nach kaum einer Stunde verschied sie in Ursula's Armen. In einem Augenblick des Bewußtseins flüsterte sie dieser zu:

„Die Kinder! o die armen Kinder!“

„Marthe, ich will für sie sorgen, so gut ich kann,“ hörte ich Ursula sagen.

„Das lohn' Ihnen Gott! Ich sterbe ruhig.“

Es waren ihre letzten Worte. Nach einer Viertelstunde war sie todt.

Die beiden Kinder überstanden den Anfall. Gegen Mittag erklärte Doktor Günther sie außer Gefahr.

Da er schon länger, als er gegen andere Patienten verantworten konnte, in diesem Hause verweilt hatte, sah er sich genöthigt, die weitere Behandlung uns zu überlassen. Fräulein Ursula ließ sich die genauesten Vorschriften geben, und ehe er ging, sagte sie mit aller Entschiedenheit:

„In allen Fällen, wo Sie hier auf dem Gute der Hilfe bedürfen, senden Sie zu mir, Ursula von Sylla-Mysing auf Schloß Leuenbusch. Ich werde von jetzt an Tag und Nacht bereit sein.“

„Und ich werde keine Hilfe so gerne in Anspruch nehmen, wie die Ihrige,“ erwiederte er. „Vor Allem aber bieten Sie ihren Einfluß auf, uns Beistand in der Krankenpflege zu verschaffen. Die Epidemie tritt furchtbar drohend auf. Es ist von höchster Wichtigkeit, ihr mit geeigneten Mitteln in geordneter Weise entgegen zu treten.“

„Ja,“ sagte Ursula sinnend, „wir wollen Hilfe schaffen, so bald wie möglich.“

Im Schlosse hatte sich inzwischen die Kunde von Fräulein Ursula's Unthat längst verbreitet. Einmal kam ein Abgesandter mit der Botschaft, die gnädige Frau warte ihrer innerhalb zehn Minuten im blauen Kabinet. Sie aber ließ einfach zurücksagen: „Später werde sie die Ehre haben, noch sei ihre Anwesenheit im Kutscherhause unentbehrlich.“

Erst als die beiden kranken Kinder im Laufe des Tages sich soweit besserten, daß ihre Pflege mir allein anvertraut werden konnte, nahm sie die vier Kleinen mit sich und brachte dieselben vorläufig dem Inspektor und verlangte seinen Beistand in den jetzt zu treffenden unerläßlichen Maßregeln für Gesunde, Kranke und Todte.

Erst nachdem dies Alles besorgt war, rüstete sie sich zu dem schwersten Kampfe, dem mit der Frau Mama und den Ihrigen.

Aber siehe da, diesem war, wie man zu sagen pflegt, bereits die Spitze abgebrochen.

Die Nähe der Gefahr, der Tod der beiden Eheleute, die Stimmung der Gemüther auf dem Hofe und im Schlosse, das Alles schreckte gewaltsam aus der krampfhaft behaupteten Ruhe auf.

Es ließ sich nicht länger abweisen, von Seiten der Herrschaft mußte eingegriffen werden.

Fräulein Ursula war nun einmal so weit gegangen, was sie gethan, war im Gute bekannt, und hätte sie es nicht gethan, wäre der Unmuth gegen die Herrschaft groß gewesen.

Mithin mußte es gut geheißen werden, und mein Fräulein wußte nicht, wie ihr geschah, als ihr ohne alle Schwierigkeit die Vollmacht ertheilt wurde, auf dem eingeschlagenen Wege fortzugehen.

Es galt nur noch, die geeigneten Maßregeln für die Sicherheit der übrigen Familienmitglieder zu treffen. Man vereinbarte sich über eine Art Isolirungssystem. Von ihrem Zimmer aus sollte Ursula nach wie vor die Haushaltung leiten, innerhalb des Schlosses aber mit Keinem der Ihrigen verkehren. Nur im Garten, und auch hier von angemessener Entfernung aus, durfte man sich sprechen.

Das ganze Sanitätswesen des Gutes, welches nun auch von obrigkeitlichen Behörden geordnet wurde, sollte unter ihrer Aufsicht stehen und sie freie Hand haben, zu schalten und walten, wie sie wollte.

III.

Als ob es immer so gewesen, war Fräulein Ursula jetzt die Pflegerin der Kranken, die Trösterin der Betrübten, die Zuflucht und die Stütze aller Nothleidenden.

Ueber die Grenzen des Gutes ging sie nicht; aber die Einrichtungen, welche auf ihre Anordnung zu Leuenbusch getroffen wurden, galten für so nachahmenswerth, daß man von weither kam, ihren Rath einzuholen und sie, ohne es zu wollen, die Seele der Krankenpflege für die ganze Gegend wurde.

Doch stand sie nicht allein auf ihrem verantwortlichen Posten.

Von Anfang her hatte sich der junge Doktor Günther durch seine glücklichen Kuren in dieser traurigen Zeit einen Ruf erworben. Man ernannte ihn zum Assistenzarzt des alten und unfähigen Bezirksphysikus, welcher dem jüngeren Kollegen mit Freuden Pflichten und Rechte seiner Stellung überließ.

So kam es denn, daß sein Weg und der unseres Fräuleins die Beiden beständig zusammenführte. Und es war kein blos äußerliches Begegnen. Sie hatten dasselbe Ziel, arbeiteten einander im Ganzen und Einzelnen in die Hände, und das Geschick, welches Jeder von ihnen entwickelte, in die Gedanken und Pläne des Andern einzugehen schien eine besonders ermuthigende Wirkung auf den Einen wie auf den Andern auszuüben.

Die gnädige Frau hatte Nichts dagegen, daß der Arzt das Fräulein auf ihrem Zimmer besuchte; nur durfte er die große Haupttreppe nicht hinangehen, sondern mußte durch die Hinterthür geführt werden.

Schon sein Anblick würde eine unangenehme Sensation erregt haben.

Die Beiden lächelten über den Aufwand von Vorsicht und ließen sich denselben nicht anfechten. Ja es mochte ihnen recht genehm sein, bei ihren Konferenzen nicht gestört zu werden.

Was es da Alles zu besprechen gab!

Für die sich mehrende Anzahl der Kranken galt es, Betten herbeizuschaffen, geübte Krankenwärter anzustellen. Ach! und wie viele Wittwen und Waisen bedurften des Beistandes und der Mildthätigkeit ihrer Mitmenschen!

Der Doktor und das Fräulein hätten gerne Jedem geholfen, der in Noth war. Sie wetteiferten mit einander in Plänen und Entwürfen. Wenn ich jetzt daran zurückdenke, sehe ich klar, daß auf ihrer Seite weit mehr praktische Verständigkeit und thatkräftiges Handeln war, als auf der seinigen. Sie hatte aber eine Art, mit ihren Thaten und Verdiensten allemal Andere zu schmücken, so daß sie fast nur wie die dienende und helfende Hand des Doktors erschien. Auch auf die alte Kammerherrin von Sylla-Mysing, als deren Bevollmächtigte sie sich stets betrachtete und dafür ausgab, fiel ein Abglanz zurück, was diese sich recht wohl gefallen ließ.

Da ich auf allen ihren Wegen Ursula's stete Begleiterin war, hatte ich oftmals Gelegenheit, Zeuge ihrer Begegnungen mit dem Doktor zu sein.

Sei es nun, daß sie sich erwarteter oder unerwarteter Weise an dritten Orten trafen, so äußerte sich Günther's Freude allemal in einer so lebhaften und herzgewinnenden Weise, daß sie nicht verfehlen konnte, einen erwärmenden Eindruck zu machen. Er war ein Sanguiniker, und in seinem Gesichte malte sich jede Regung seiner Seele auf's deutlichste. Kaum wäre es möglich gewesen, den Enthusiasmus, die Bewunderung, ja die allerwärmsten Empfindungen nicht in demselben zu lesen.

Ihre Ungestalt, die ihn anfangs erschreckte, scheint er später kaum mehr bemerkt zu haben. Einmal fragte er mich:

„Nanny, sagen Sie mir doch, wie alt Ihr Fräulein ist. Ich kann es nicht einmal annähernd bestimmen."

„Nun, ich möchte wissen, zu welcher Kur Sie dieser Zahlen bedürfen, Herr Doktor," antwortete ich etwas schnippisch.

Er ließ sich nicht irre machen, sondern fuhr fort:

„Anfangs hielt ich sie für zwischen vierzig und fünfzig; später erschien sie mir zuweilen wie ein Kind von sechzehn Jahren; jetzt hat sie gar kein Alter für mich. Sie haben Recht, Nanny; es kann mir ganz gleichgiltig sein."

„Nun, ein Geheimniß ist es nicht, daß unser Fräulein im Mai siebenundzwanzig Jahre alt geworden ist," erwiederte ich einlenkend.

„Ein Jahr jünger als ich," sagte er.

In diesem Augenblick trat sie selbst in das Zimmer. Ich mußte sie ansehen.

Es ist wahr, der Kopf, das Gesicht allein hat das Feine, Klare und Durchsichtige eines Mädchens, das noch auf der Schwelle der Kindheit steht. In Verbindung mit der kleinen Gestalt verschiebt sich Alles. Die edelgeformte Nase vergrößert sich; das Kinn tritt scharf hervor, die Stirn zeigt sich zu breit, nur die großen braunen Augen behalten ihr volles Recht. Ich begreife, wenn er jetzt nur diese sah.

Sie suchten die seinigen mit einem so geistigen, von Güte, Wohlwollen und Verständniß strahlenden Ausdruck, wie ich ihn nie wieder in andern Augen gesehen habe.

Als er kam, war Doktor Günther unmuthig und niedergeschlagen gewesen. Irgend Etwas, das er in bester Absicht unternommen, war ihm nicht nach dem Sinne gegangen. Er klagte sich und die Menschheit deßhalb an und stand im Begriff, an Allem, was er unternahm, zu verzweifeln. Fräulein Ursula hatte es auf den ersten Blick gesehen, und ihre Frage bewog ihn zu einer offenen Mittheilung.

Sie verzweifelte keineswegs an der Sache und ihrem Erfolge, nur mußte ihrer Meinung nach jene ganz anders gehandhabt werden, um diesen zu sichern.

Noch hatten sie keine halbe Stunde gesprochen, als ein neuer Plan, viel fruchtbarer und ausgedehnter als der alte, aber zugleich praktisch und ausführbar, in klaren Umrissen vor ihnen stand.

Die Freude leuchtete jetzt aus des Doktors Augen, als er die Feder ergriff, um die Statuten zu entwerfen, während sie die vorbereitenden und einleitenden Schritte erwog, welche auszuführen, als das schwerste und unangenehmste Theil, natürlich ihr zukam.

Als er mit seiner Schreiberei fertig war, sah er plötzlich auf und ihr in's Angesicht. Er wurde roth und sie deßgleichen. Beide errötheten so leicht wie die Kinder.

„Sind Sie fertig, lieber Doktor?" fragte sie.

„Ja, fertig auf dem Papier, und die That wird auch fertig werden. Alles, was aus Ihrem Geiste hervorgeht, Fräulein Ursula, muß werden und gedeihen. Es auszuführen mit Ihnen im Verein, ist federleicht, ist keine Arbeit, keine Mühe, sondern ein Spiel."

Mit lächelndem Gleichmuth, gewöhnlich ohne besondere Erwiederung, hörte Ursula solche Aeußerungen an, die ihrer Auffassung nach nur der Widerschein seines freundlichen Gemüthes und ohne wesentliche Bedeutung waren.

Aber sie sonnte sich doch in diesem Widerschein. Es war eine Wärme, eine innere Fröhlichkeit und Lebendigkeit über sie gekommen, von der ich früher keine Ahnung gehabt hatte. Dazu ein Reichthum von Verständniß und von Theilnahme für Alles und für Jedermann, daß Jeder, der ihr nahe kam, wohlthätig davon berührt werden mußte. Wie ging Das zu? Woher kam ihr das Alles?

IV.

Auch diese Schreckenszeit zog vorüber. Der Winter forderte weniger Opfer. Jetzt im Frühling kommen fast keine Krankheitsfälle mehr vor.

Der Held des Tages aber war der junge Doktor Günther, dem Viele das Leben verdankten und ohne dessen aufopfernde Thätigkeit das Ländchen weit mehr gelitten haben würde, als es ohnedies geschehen. Selbst in weiten Kreisen war sein Ruf begründet, und ehrenvolle Zeichen der Liebe und Anerkennung wurden ihm zu Theil, die ihn selbst überraschten.

Seltener ergaben sich jetzt Veranlassungen, Fräulein Ursula auf Schloß Lauenbusch zu besuchen; doch fehlten sie nicht ganz. Wenn ich nicht irre, war es diesmal ein durch ihre gemeinschaftlichen Bestrebungen gestiftetes Waisenhaus, über dessen Angelegenheiten sie mit einander zu berathen hatten. Des Fräuleins Anordnungen gemäß stand die Thür, welche von ihrem Wohnzimmer in das meinige führte, stets offen, mithin war ich an diesem Tage wie immer Zeuge ihrer Unterhaltung mit dem Doktor.

Nachdem sie ihre Geschäftsangelegenheit zu Ende gebracht, hörte ich, wie er von einem Festmahl erzählte, zu dem er geladen.

Es war ihm aufgefallen, daß ihm eine andere Rolle zugedacht, als die eines Gastes, und er war höchlich überrascht, da sich das Fest als zu seinen Ehren veranstaltet erwies.

Der höchste Beamte des Ortes, welcher demselben beiwohnte, hatte ihm einen Orden Seitens der Regierung überreicht und, was ihn bei Weitem mehr erfreute, die vereinte Umgegend ihm einen wundervoll in Silber gearbeiteten Becher als Beweis der Liebe und Dankbarkeit dargebracht.

Beschämt, verlegen wie ein Schulknabe, in fast ungeschickten Worten brachte der sonst so beredte Doktor dies Alles vor. Ursula dagegen freute sich daran wie ein Kind an der Weihnachtsbescheerung, und ihre Fröhlichkeit wirkte so ansteckend auf mich, daß ich ein lustig Liedlein hätte pfeifen mögen.

Er verharrte in seiner gedämpften Stimmung:

„Ob Sie nun wohl glauben, daß ich mich über dies Alles freute, Fräulein Ursula? Nein, nein! Ich hegte nur einen Wunsch, ein Verlangen, und das konnte mir Keiner befriedigen," sagte er.

„Es ist doch wahr," hörte ich sie erwiedern, „daß ihr Männer nie zufrieden seid. Bei Ihrer Jugend könnte der Anfang wohl genügen.

„Hören Sie mich nur an, ich bin wirklich tiefer gedemüthigt, als Sie denken."

Er sprach so ernst und sah so niedergeschlagen aus, daß sie ihn ganz erschreckt anblickte.

„Aber wie so?" fragte sie unschuldig.

„O Fräulein Ursula, gebührte denn mir der Orden, der Becher, die Lobeserhebungen und all die Reden? Wie in einem Feuerregen von Beschämung stand ich und dachte: Das Alles kommt ihr zu, Ursula, ohne die ich ein armer, wankelmüthiger, nichtsvermögender Tropf bin. Ich hatte solch herzlich Verlangen, Ihnen das Alles zu Füßen zu legen"

Ursula lachte hell und freundlich auf.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Eckensteher in Berlin,

welcher vor Gericht einen Zeugen abgeben sollte, jedoch nicht in ganz nüchternem Zustande sich befand, wurde von dem verhörenden Referendar „betrunkener Schlingel" genannt, worauf er aber folgende Defensionsrede hielt: „Jloben Sie nich etwa, Herr Affendarjus, det ick aus Grundsatz besoffen bin — ne, Engelken, dieses Mal is et die pure Verführung. Penno, mein Freund Nummer Sieben, hat meine Seele uff sein blutiges Jewissen. Ick werde Sie noch sagen, Herr Affendarjus, wie dieses Alles zujejangen is. Penno sagte zu mich: „Bruder, laß' uns Eenen drinken," und ick drunk mit ihm Eenen. Als der Eene abeecht runter war, sagte Penno wieder: „Eener grault sich, wir drinken noch Eenen," und ick drunk mit ihm noch Eenen. Dadruff sagte Penno wieder zu mich: „Bruder, Zwee zanken sich, wir müssen eenen Kommissarjus hintendrinn schicken, wir drinken noch Eenen," und ich drunk mit ihm noch Eenen. Penno war aberscht darum nich zufrieden. „Bruder," sagte er zu mich, „drei, det is schief jeladen, wir drunken noch eenen Vierten, un nu, Engelken, wundern Sie Sich man nich, wenn ick statt uff zwee Beenen uff alle Viere loofen dhue."

In der Schule.

Wie nennt man einen Mann, welcher stiehlt?
— Spitzbube.
Und wie, wenn es ein Fräulein ist?
— Spitzeder. (Wespen.)

Lebensphilosophie.

Ob dir ein Pfühl, — ein karges Moos
Zum Wiegenlager mir bestellt:
Uns alle traf das gleiche Loos,
So viel wir kamen auf die Welt.

Ob eine Thräne mich begrüßt,
Ob lauter Freudenruf erscholl,
Als Liebe jubelnd dich geküßt;
Wir kamen hilflos, schmerzenvoll.

Und wie und wo wir immer geh'n,
Im Hermelin, im Bettlerkleid,
Im dunklen Thal, auf lichten Höh'n:
Ein Jeder hat sein eig'nes Leid.

Dem zuckt der Schmerz im Angesicht,
Und Jener scherzt und fühlt doch tief,
Daß ihm ein Dorn die Brust zersticht —
Und Keinem ward ein Freiheitsbrief.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 150. Freitag, 20. Dezember 1872.

Weihnacht.

Auf Engelschwingen naht sie wieder,
Die Nacht, der keine zweite gleich —
Sie bringt das Jauchzen froher Lieder,
Bringt einen Baum für Arm und Reich.
Die Nüsse schwanken goldumflittert,
Den Zweig beugt seine süße Last . . .
Der Lichter Duft und Schimmer zittert
Durch's Tannengrün von Ast zu Ast.

Wie jubeln hell die Kinderstimmen!
Das nippt und nascht und hüpft und lacht,
Das Alles scheint in Gold zu schwimmen,
Und Alles trieft von Glanz und Pracht.
Der Christbaum strahlt, der lustumringte,
Erlösung selbst dem bleichen Gram:
Des Himmels Boten, lichtbeschwingte,
Verkünden, daß der Heiland kam.

Der Heiland kam — nicht in der Rüstung,
Die rauh des Kriegers Leib umtönt . . .
Sein Banner weht von keiner Brüstung,
Die vom Gewühl des Kampfs erdröhnt.
Des Friedens Lächeln auf der Lippe,
Erscheint aus David's Stamm der Held:
Ein Kind ruht er in niedrer Krippe,
Und vor dem Kinde kniet die Welt.

Sie hofft und harrt nicht mehr vergebens,
Und zagt nicht länger schwach und schwank,
Seit leis das Samenkorn des Lebens
In dunkler Zeiten Furche sank.
Der Stern, an den die Sehnsucht glaubte,
Bereit, dem Führer nachzugeh'n,
Bleibt über dem geliebten Haupte
Des neugebornen Königs steh'n.

Von Bethlehem ist ausgegangen
Das Licht, das allen Völkern hold . . .
O eilt, den König zu empfangen
An seinem Fest voll Glanz und Gold!
Bereitet ihm den Weg, ihr Frommen,
Und stellt euch unter sein Panier!
Der Heiland ist zu euch gekommen,
Kommt zu dem Heiland nun auch ihr!

Eduard Kauffer.

* Ursula.

Novelle von Karl Adalbert.

(Fortsetzung.)

„Wenn's weiter Nichts ist," sagte sie, „dann genug davon. Sie wissen, ich höre dergleichen nicht gern und weiß Nichts darauf zu antworten. Und doch," fügte sie plötzlich ernster hinzu, „ich nehme mir ja meinen Theil davon. Es macht mich glücklich, daß wir so gemeinschaftlich gearbeitet haben, und wenn ich an die Zukunft denke, an Ihre reiche, vielversprechende Zukunft, da wird mir warm und froh um's Herz und das Leben gewinnt eine höhere Bedeutung. Doktor, wie sich auch Ihr ferneres Leben gestalten mag, ganz aus der Kunde und aus dem Gesicht darf es mir nicht wieder kommen."

Ihre Rede hatte ihn kalt berührt und stachelte ihn zu gleicher Zeit auf:

„Und ich, Ursula, vermag an gar keine Zukunft zu denken, in der ich Ihnen aus der Ferne Kunde von mir geben sollte."

Nie hatte er sie bisher so bei ihrem Vornamen genannt; er legte auch während des Sprechens seine Hand über die ihrige, die auf dem Tische ruhte.

Halb schüchtern, halb verwundert sah sie zu ihm auf. Ihre Farbe wechselte; aber ganz in demselben Tone wie vorhin sagte sie:

„Sie werden nicht lange mehr in unsrer Nähe bleiben. Man wird Sie bald genug aus unserm Winkel fortrufen."

„Man hat es bereits versucht. Vor einigen Tagen habe ich einen Ruf an die Universität abgelehnt."

„Ach, Doktor Günther, Das hätten Sie nicht thun sollen!" rief Ursula. „Es war nicht recht von Ihnen. Gerade dorthin gehören Sie, wo Sie weiter streben, noch viel mehr lernen und zugleich Ihr Licht leuchten lassen können. Ach, Doktor, warum haben Sie mir denn Nichts davon gesagt?"

„Weil ich nicht Lust hatte, zu hören, was Sie mir nun sagen: daß ich gehen soll."

„Es wird mir sehr leid sein, Sie nicht mehr zu sehen und mit Ihnen zu verkehren; es war ja meine beste, meine einzige Freude; aber den rechten Weg müssen Sie doch einschlagen. Nein, Ihre Ablehnung ist nicht giltig."

„Ursula, liebe Ursula!" rief er heftig, „was ist mir Alle Zukunft, was Streben, was Erfolg? Alles ist vorüber, wenn ich nicht mehr in Ihrer Nähe weile! . .

Nicht ganz unabsichtlich ließ ich in diesem Augenblick meine Scheere zur Erde fallen. Aufgeschreckt durch das hierdurch veranlaßte Geräusch, brach er plötzlich ab, stand schnell auf und verabschiedete sich.

Einige Sekunden lang blieb Ursula wie angewurzelt an derselben Stelle stehen und blickte ihm nach. Da fuhr sie mit der Hand über die Stirn und ging raschen Schrittes in mein Zimmer.

„Gib mir Arbeit, Nanny! Steh', da sind die Wolljäckchen für das kleine Kind. Gib her! Ich will recht fleißig sein."

Als ich nachher ihr reiches braunes Haar flocht, welches sie nie anders trug, als in einer einzigen Flechte um den Kopf gelegt, sagte sie plötzlich:

„Du hast wohl gehört, Nanny, wie indolent der gute Doktor ist. Es wird Mühe kosten, ihn aus seiner Ruhe aufzujagen und wieder in sein rechtes Fahrwasser, die große Welt, zu bringen."

„So scheint's mir auch, Fräulein," erwiederte ich, und konnte dabei ein verrätherisches Lächeln nicht unterdrücken. Sie sah es im Spiegel. Ich fühlte, wie sie unter meinen Händen zusammenzuckte, als hätte ich sie in die Haare gerissen. Sie ward roth bis unter den Scheitel, dann kalt und blaß; aber sie sagte Nichts.

V.

Wirklich wie durch ein Wunder war in dieser ganzen Zeit Schloß Leuenbusch vor jedem Angriff des schlimmen Feindes verschont geblieben. Die Vorsichtsmaßregeln der alten Kammerherrin hatten sich glorreich bewährt, und jetzt, da die Epidemie sammt ihrem Gespenst, dem bleichen Schrecken, der Gegend den Rücken wendete, zog mit dem Frühling ein fröhlich Leben im Schlosse ein.

Die Familie war jetzt auf dem Höhepunkte ihres Glückes. Freilich, der gute, selige Herr war längst todt; aber wenn man, wie in diesen Tagen, die sieben erwachsenen Kinder alle vereinigt sah, und die noch recht wohl konservirte Frau Mutter mitten unter ihnen, da konnte Einem wohl das abgenutzte Gleichniß von dem Kranze frischer Blüthen einfallen. Die wohlbeleibte kleine Matrone ließ sich zwar einer recht voll aufgeblühten Dalie vergleichen, aber einer solchen, die fest auf ihrem Stengel sitzt und noch das Haupt hoch trägt. Auch unsere beiden Aeltesten, Sophie und Friederike, waren keine Knospen; aber immerhin noch vollblühende Nelken, die mit ihren hübschen blonden Gesichtern und zum Embonpoint neigenden zierlichen Figürchen neben ihren alternden Ehemännern höchst anmuthig aussahen.

Otto's, des jungen Erbherrn, Frau, die schöne englische Herzogstochter mit ihrer unermeßlichen Auswahl von Moiré-kleidern und ächten Spitzen, glich einer prachtvollen Tulpe, und Mimili, die Braut, deren Hochzeit in den nächsten Tagen gefeiert werden sollte, war ein süßes Adonisröschen, noch halb verhüllt in grünen Blättern, und blond und klein wie die ältern Schwestern. Nur Alex, unser Lieutenant, und Rosa ragten einen ganzen Kopf über die andern Geschwister hervor. Dunkel und braunäugig, wie Ursula, glichen sie dem verstorbenen Vater, und man konnte nicht umhin, ihnen, was die Schönheit betrifft, den Preis zuzuerkennen.

Ja, wahrlich, schön mußte man sie nennen, unsre Rosa, Unica geheißen von den Geschwistern,

die noch immer mit einander wetteiferten, ihren Liebling zu verziehen. Nach wie vor war sie das bevorzugte Kind der Frau Mama, und wie in frühern Jahren verband sie und Ursula, die Schöne und Häßliche, die zärtlichste Liebe, die mir je zwischen Schwestern vorgekommen ist. Es war eine ganz eigenthümliche Art der Sympathie und des Verständnisses; sie waren wie „die Geschwister" unter den Geschwistern, und von Allen war dies Verhältniß als ein besonderes anerkannt.

Lustiger, ausgelassener, übermüthiger denn je war sie aus der Residenz zurückgekehrt und, wie Ursula mir mit bekümmerter Miene unter der Hand mittheilte, als des rothhaarigen Grafen Braut. Vielleicht war Dies die Wolke, die zuweilen ihren Schatten über Ursula's fast immer heitres Angesicht warf und in letzter Zeit die kleinen Scherze und Späße sparsamer werden ließ, die sonst bei jeder Gelegenheit ihren Lippen entschlüpften.

Eines Tages, da ich sie sehr blaß und traurig vor ihrem Schreibtisch sitzend fand, nahm ich mir ein Herz und fragte sie, „ob ihr Etwas fehle."

„O nein, liebe Nanny," erwiederte sie, „aber ich bin thöricht und fürchte mich vor den nächsten Tagen. Du weißt, über acht Tage ist die Hochzeit, und am Mittwoch gibt es einen großen Spektakel; denn Mimili und Rosa, die Schmetterlinge, wollen durchaus den Polterabend mit einem Balle feiern."

„Nun, die Vorbereitungen werden nicht gar so schwierig sein," erlaubte ich mir einzuwenden. „Wenn Fräulein Ursel mir nur recht viel überlassen und nicht Alles selbst thun wollte!"

Es war mir, als ob ihre Augen feucht wurden, indem sie freundlich erwiederte:

„Ja, meine Nanny, Du sollst Dein redlich Theil haben. Noch heute Nachmittag wollte ich Dich bitten, nach Buchwerden hinüber zu fahren, um vielerlei Einkäufe zu machen, die uns für die künftigen Diners und Soupers nothwendig sind. Beiläufig könntest Du auch dem Doktor Günther einen Brief bringen. Ich soll ihn im Namen der Frau Mama zum Balle einladen."

„Aber ich dachte, er habe bis jetzt noch gar keinen Besuch bei der Kammerherrin gemacht," bemerkte ich in sehr unberufener Weise.

„Gerade deßhalb. Er hat seine Karte bei ihr abgegeben, und da sie ihn während der Krankheitszeit nicht sehen wollte, muß sie ihm nun eine Höflichkeit erweisen. Auch hat sie ihn von andern Leuten rühmen hören und ist neugierig, seine Bekanntschaft zu machen."

Das war Alles ganz natürlich, aber unwillkürlich wurde auch ich verstimmt, eben so die Fräulein Ursel.

In Buchwerden angelangt, begab ich mich mit meinem Briefe in die kleine Junggesellenwohnung des Doktors.

Man wies mich in sein Empfangszimmer, wo ich einige Minuten wartete, ehe ein Vorhang zurückgeschoben wurde und Doktor Günther eintrat.

Vermuthlich hatte er vorausgesetzt, einen langweiligen Patienten zu sehen; denn als er mich erblickte, erheiterte sich sein ganzes Gesicht, und er forderte mich freundlich auf, in sein Kabinet zu treten.

Da sah es freilich anders aus als im Vorgemach, Nichts von Thiergerippen und Menschenbein. Dagegen standen und lagen Malerkasten und Malergeräthschaften aller Art umher. An der Fensterseite des Zimmers befand sich eine Staffelei und vor derselben ein Bock, von dem er sich wahrscheinlich eben erhoben hatte.

Wie er so vor mir stand, in dem Kittel von grauer Leinwand, das blonde, gelockte Haar nachlässig zurückwerfend, die Wangen geröthet und die Augen blitzend von dem Eifer der Arbeit, hätte ich ihn weit eher für einen Künstler, denn für einen ehrsamen Doktor Med. gehalten.

„Sind der Herr Doktor auch Maler?" fragte ich erstaunt.

„Gelegentlich! Hab' nur die alte Kunst hervorgeholt zu einem Phantasiebilde," sagte er mit einem Anflug von Verlegenheit.

Jetzt erst warf ich einen Blick auf die Staffelei.

„Was um des Himmelswillen!" entfuhr es mir, „wie kommen Sie dazu? Unser Fräulein, unser Fräulein Unica!"

Er wurde dunkelroth, sah aber strahlend froh aus.

„Also Sie erkennen es, liebe gute Nanny? Ja, ja unser Fräulein; Unica nennen Sie sie? Ja, das ist der rechte Name, bei dem sie nennen sollte, wer sie kennt. Und so, gerade so sollte sie aussehen. Kaum kann ich sie mir noch anders vorstellen, als in dieser Gestalt. Selbst wenn sie vor mir steht und ich auf sie herabblicke, weigern meine Augen sich, das verschrobene Bild aufzunehmen. Auf solchem Halse, auf diesen Schultern würde das Haupt ruhen, so würde sie es tragen, so der Arm und die Hand zu dem Ganzen

passen. O, wie es mich freut, daß Sie es erkannten. Ja, Sie und ich, wir kennen sie, sonst Niemand."

Verblüfft stand ich da und wußte nicht, was ich antworten sollte. Ich wollte meinen Irrthum nicht eingestehen; aber da ich im Geiste die jüngere Schwester als das Original des Bildes vor mir sah, konnte ich dieses um so weniger der andern anpassen.

„Ja," sagte ich ziemlich kleinlaut, „wie auch ihre äußere Gestalt beschaffen sein mag, an Geist und an Gemüth ist sie ein Engel."

„Das braucht nicht erst bewiesen zu werden," belehrte er mich. „Ich will aber, daß man sie auch schön findet, wunderschön, wie kein andres Wesen," fügte er in dem Tone eines verzogenen Kindes hinzu.

„Ja, Herr Doktor, Sie und ich wollen es. Und hier ist ein Brief von Fräulein Ursula, auf den ich Antwort zurückbringen soll. Eine mündliche wäre ausreichend, läßt sie sagen."

Er öffnete hastig. Während des Lesens ward er roth wie ein junges Mädchen und fragte mich, ob ich Zeit habe, zu warten.

Ich versprach, wieder zu kommen, wenn ich meine Einkäufe gemacht habe, und ließ ihn allein.

Abends brachte ich einen dicken Brief von dem Doktor an Fräulein Ursula mit nach Hause und außerdem den Bescheid, daß er nicht ermangeln werde, der Einladung Folge zu leisten.

Sie öffnete den Brief nicht eher, als bis sie Abends allein auf ihrem Zimmer war.

Wie gewöhnlich stand die Thür nach meiner Stube offen, und ich sah sie im Schein ihres blauen Lämpchens vor ihrem Schreibtisch sitzen.

Während sie las, brannten auf ihren Wangen zwei dunkelrothe Flecke und in ihren Augen ein ungewöhnliches Feuer.

Als sie zu Ende gelesen, stand sie auf und ging mehrere Male im Zimmer auf und nieder. Der Ausdruck ihres Gesichts wurde immer trauriger. Endlich kehrte sie zu ihrem Sessel vor dem Schreibtisch zurück, auf dem der Brief noch auseinander gefaltet lag, neigte das Angesicht darauf und fing bitterlich an zu weinen.

„Armes Kind," dachte ich, „sie weint über das Geständniß der Liebe von dem Manne, den sie liebt. Und sie hat doch Recht. Sie kann ihn nie heirathen."

Fräulein Ursula sprach nicht von dem Briefe, so wenig wie ich von dem Bilde. Wir hatten Geheimnisse vor einander. Vielleicht zum ersten Male in unserm Leben.

Ganz gegen ihre sonstige Art war sie unruhig und aufgeregt in diesen Tagen, aber die Vorbereitungen zu dem Feste, die wie gewöhnlich ihr allein zufielen, boten hinreichende Erklärung dafür.

Unbegreiflich viel gab es zu bedenken und anzuordnen. Erstlich im Küchendepartement, dann das Bekränzen und Ausschmücken der Zimmer, der Brautanzug, die Toilette der drei andern Schwestern, und endlich die Einladungsschreiben an unzählige Gäste. Noch Vieles mehr lag auf ihren Schultern. Sie vergaß Nichts; aber ihre Wangen waren bleich und die Augen roth, als ob sie öfter geweint hätte.

Am Nachmittag des Polterabends kam Rosa mit Wolken von weißer Gaze, Blumen und Perlen in Ursula's Zimmer, um sich unter deren Leitung zu schmücken.

Sie war fröhlich wie ein Kind. Das mit hellrothen Rosensträußen gekreffte Kleid stand ihr zum Entzücken. Keiner verstand es wie Ursula, ihr lichtbraunes Haar in einen Wellenscheitel zu legen. Rosa wollte eine Perlenschnur darum schlingen, aber die Schwester wehrte ihr:

„Keine Perlen heute," sagte sie, „Perlen bedeuten Thränen, und ich möchte, daß meine Unica sie nimmer kennen lernte."

Sie stieg auf ein Fußbänkchen, um statt dessen eine halb aufgeblühte rothe Moosrose in ihrem Haar zu befestigen.

Ich sah die beiden Gesichter in dem großen Toilettenspiegel und war von zwei Wahrnehmungen überrascht: der Aehnlichkeit der beiden Schwestern und Unica's völlige Gleichheit mit Doktor Günthers Bilde.

Ja, sogar die Rose fehlte auch auf diesem nicht, und Ursula's Hand mußte sie gerade so legen, wie es sein Pinsel gethan.

Herabreißen hätte ich sie mögen; denn mich erfaßte eine brennende Eifersucht in Ursula's Seele; aber Nichts, gar Nichts durfte ich sagen.

Die unleugbare Aehnlichkeit fiel heute noch mehr als sonst zu Ursula's Nachtheil aus. Ihr Gesicht war bleich und hager und erschien von ungewöhnlicher Länge.

„Aber was wirst denn Du anziehen?" So fragte plötzlich die Jüngere.

„Nun, ein graues Kleid oder ein braunes, ich weiß noch nicht," erwiederte die Gefragte.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 151. Montag, 23. Dezember 1872.

* Zur Weihnacht.

Das ist die gnadenreiche Nacht,
Die uns den heil'gen Christ gebracht,
Der als ein Kindlein, arm und klein,
Im Stalle wollt' geboren sein.

Und wem nicht blöd' die Augen sind,
Dem zeig' ich heut' das heil'ge Kind;
An arme Hüttlein klopf' ich an,
Schon ist ein Pförtlein aufgethan.

Durch Thür und Fenster pfeift der Wind —
Auf dürft'gen Pfühlen liegt ein Kind;
Ein größ'res friert, in Noth und Harm,
Halbnackt auf seiner Mutter Arm.

Und fragt ihr, wo der heil'ge Christ
Bei solcher Noth zu finden ist?
So frag' ich mahnend: Wißt ihr nicht,
Was euer Herr und Meister spricht?

Was dem Geringsten ihr gethan,
Seh' ich als mir geschehen an;
In's Buch des Lebens schreib' ich's ein
Und soll euch reich vergolten sein.

Versteht ihr nun, wie ich's gemeint,
Hat manche Mutter ausgeweint,
Und in der ärmsten Hütte Raum
Erglänzt ein heller Weihnachtsbaum.

Die Freude kehrt mit hellem Schein
In's Haus der Noth und Armuth ein,
Und jauchzend singt ein Kinderheer:
„Gott in der Höh' sei Lob und Ehr!"

Julius Sturm.

* Ursula.

Novelle von Karl Adalbert.

(Fortsetzung.)

Der schönen Rosenblume mochte sich plötzlich der Vergleich mit der armen Buckeligen aufdrängen. Vielleicht war es nicht ganz zartfühlend; aber sie folgte dem Impuls des Herzens, als sie, sich schnell umwendend, Ursula mit beiden Armen umfing und, sie an sich ziehend, in Thränen zerschmolz.

Ursula weinte auch; aber sogleich die Thränen zurückdrängend, zauberte sie ihr schalkhaftes Lächeln auf die Lippen und sagte scherzend, mit dem Finger drohend:

„Keine Perlen und doch Thränen! O Kind, laß mich die lieben Augen nicht roth sehen! Rechte Thörinnen sind wir Beide, weiter Nichts."

„Und ich habe es immer gefunden, daß Du die Schönste von uns Allen bist. Ja gewiß, Ursel, das bist Du!" rief das leidenschaftliche Kind, indem sie die Schwester mit Ungestüm herzte und küßte.

VI.

Die Gäste sammelten sich bereits in dem großen, festlich geschmückten Empfangssaal. Nach beiden Seiten hin waren die Flügelthüren geöffnet.

In dem Zimmer zur Rechten ließ man sich der gnädigen Frau vorstellen, welche, korpulent und schwerfällig, wie sie war, sich wenig von der Stelle bewegte.

In dem Gemach zur Linken war der Dienerschaft und allerlei anderm Volk Zutritt gestattet, welches, ohne an der Gesellschaft Theil zu nehmen, dem Spektakel zusehen durfte.

Nach schnell beendeter Toilette von meinem Fräulein entlassen, hatte ich mir nahe der Flügelthür einen Platz gesichert, von dem ich auch Alles, was im Saale vorging, sehen und hören konnte. Sie selbst begab sich in die Küche, um die letzten Anordnungen für das Souper zu treffen, die Diener zu instruiren, kurz — an Alles zu denken, damit Andere an Nichts zu denken brauchten.

In dem Saale, der schon ziemlich mit Menschen gefüllt war, spielten sich allerlei witzige Possen und sentimentale Aufzüge ab, wie Das an Polterabenden üblich ist. Oft wurde die Thür aufgerissen, um einen neuen Gast einzulassen; aber weder Doktor Günther's noch Fräulein Ursula's konnte ich bis jetzt gewahr werden.

Endlich trat Ersterer ein. Mir klopfte das Herz, als ob mich Das Etwas angehe!

Ich sah, wie er einen suchenden Blick umher warf. Er war ganz fremd und hatte wahrscheinlich darauf gerechnet, von Fräulein Ursula eingeführt zu werden. Es mochte ihn höchst unangenehm berühren, nicht von ihr empfangen zu werden.

Statt ihrer kam ihm Otto, der älteste Sohn, entgegen und führte ihn sehr artig zu seiner Mutter. Eine Weile verschwand er in dem anstoßenden Zimmer, dann erschien er wieder in Begleitung des Lieutenants Alex und ließ sich den jüngern Damen vorstellen. Die Reihe der Schwestern war durchgemacht, nur die jüngste fehlte noch. Inmitten einer lärmenden Gruppe stand sie im Hintergrunde des Saales, beschäftigt, auf dem Fortepiano die Noten zu einer Piece zurecht zu legen, welche dem Brautpaar zu Ehren gesungen werden sollte.

„Wo ist Röschen?“ hörte ich den Bruder fragen. „Entschuldigen Sie, Herr Doktor, Eine ist noch übrig, dann sind wir hindurch.“

„Ah, hier ist sie!“ rief er gleich darauf — „Herr Doktor Günther — Fräulein Rosa Unica, frisch aus der Residenz verschrieben.“

In Rosa's Gesicht war Nichts weiter zu lesen als Zerstreutheit und völlige Gleichgiltigkeit; aber wie soll ich das namenlose, alle Selbstbeherrschung verleugnende Erstaunen beschreiben, das sich einen Augenblick lang in dem seinigen malte! Er trat einen Schritt zurück, Purpurröthe ergoß sich über seine Stirn, seine Lippen öffneten sich, und ich erwartete zitternd, daß ein unbedachter Ruf ihnen entfahren möge. Doch schneller, als ich's gedacht, sammelte er sich und benutzte mit bewunderungswürdiger Geistesgegenwart Alex' letzte Worte.

„Sie kommen aus der Residenz, gnädiges Fräulein?“

Was sie antwortete, hörte ich nicht. Einige Minuten später sah ich ihn an Unica's Seite hinter dem Stuhl der Klavierspielerin stehen, und die Musik nahm ihren Anfang.

Die Stücke, die man gewählt, meistens aus den damals allbeliebten Mozart'schen Opern, müssen ihm sehr bekannt gewesen sein. Mit seiner schönen Tenorstimme fiel er ein, als ob er ein Vierteljahr darauf eingeübt hätte. Seine und Fräulein Unica's Stimmen paßten wundervoll zusammen. Es war ein Entzücken, sie aus dem Chor herauszuhören. Ich muß gestehen, daß ich alles Andere darüber vergaß. Erst nach einer ganzen Weile wurde ich gewahr, daß Fräulein Ursula dicht neben mir stand. Ich hatte sie gar nicht kommen hören und erschrack, als ich ihrer ansichtig wurde. Sonderbar, da ich so auf sie herabblickte, erschien mir ihre Gestalt verschobener und gnomenhafter denn je, und der Ausdruck ihres jetzt aschfarbenen Gesichts fast unheimlich. Starr blickte sie auf die Gruppe am Klavier. Günther und Rosa wendeten uns ihr volles Angesicht zu. Sie im hellen Lichte, stand an der einen Seite des Sessels, ihre schneeweiße Hand auf dessen Lehne gelegt, er an der andern, etwas mehr seitwärts, kein Auge von ihr verwendend.

Während des ganzen Gesanges rührte Ursula sich nicht; jeder Zug ihres Gesichts erschien wie versteinert.

Als man zu singen aufhörte und der Tanz begann, zog sie sich leise in den Hintergrund des Zimmers zurück; aber ich sah, daß sie es nicht sogleich verließ.

Die Tanzenden fesselten bald meine ganze Aufmerksamkeit. Meine Augen folgten Doktor Günther und Unica, wie sie in den Reihen dahinschwebten.

Sie sahen Beide strahlend vor Glück und Freude aus. Beider Wangen färbten sich höher. Die Unterhaltung schien immer belebter zu werden. Was hätte ich darum gegeben, ihre Worte vernehmen zu können! Sprachen sie von Ursula? War diese das Band, welches sie so schnell zusammenführte? Oder war's der mächtigste von allen Herrschern, der Augenblick?

Wunderlich erging es mir. Der Doktor mit seiner Phantasterei hatte auch mich angesteckt. Wie von Magnetismus gebannt hingen meine Augen an dem Paare. Fräulein Ursula und die schöne Unica verschmolzen jetzt auch für mich in eine Person. Wohl sah ich die Aehnlichkeit; aber mir war, als könne es gar keine kleine, gebrechliche, buckelige Ursula geben, als wäre sie wirklich in Unica verwandelt.

So hingenommen war ich von Alledem, daß es mir völlig entging, wie Ursula das Zimmer verließ, und ich ihre Abwesenheit erst bemerkte, da ich mich nach geraumer Zeit nach ihr umsah.

Nun erwachte auch ich wie aus einem Traume und folgte ihr in unsere stille Wohnung. Ich ging durch die leere Küche die Wendeltreppe hinan, welche in eine kleine Vorhalle und von da in mein Zimmer führte. Die Thüre zu dem ihrigen stand offen.

Ursula hatte mich nicht bemerkt. Sie blieb unbeweglich am Fenster stehen, die Stirn an die Scheiben gelehnt. Auf ihrem Schreibtisch brannte ihre kleine Lampe, die nur ein mattes Licht im Zimmer verbreitete.

Vielleicht machte dieses die geisterhafte Blässe ihres Angesichts noch erschreckender. Als sie sich nach einer Weile umwendete und langsam dem Tische zuschritt, waren ihre Züge von Schmerz entstellt und ihre Augen sahen in die Leere.

Ein unheimliches Gefühl überkam mich, als ich sie die Lampe ergreifen und langsam, wie sie gekommen, unhörbaren Schrittes sich dem großen Spiegel nähern sah, der sich am andern Ende des Zimmers befand.

Vor demselben stand sie still und starrte in das Glas hinein — wohl Minuten lang. Dann stieß sie einen Schrei aus; die Lampe entfiel ihren Händen und sie stürzte zu Boden.

Ohne daß sie recht zum Bewußtsein kam, kleidete ich sie aus und legte sie zu Bett.

Ihre Farbe kehrte wieder und überzeugte mich, daß die Ohnmacht gewichen sei. Still blieb ich an ihrem Bette sitzen und beobachtete, wie sie in einen sanften Schlummer verfiel.

Bald löste sich auch die Starrheit ihrer Züge, und an ihren langen Wimpern hing eine Thräne, die ihr ein süßes, kindliches Aussehen gab. Wenn er so dies Antlitz gesehen, auf dem schönen Arm ruhend, von der dicken, hellbraunen Flechte eingerahmt, ein Bild der Reinheit und der tiefen Melancholie; es hätte wohl den Vergleich mit der schönen, lebensprühenden, übermüthigen Unica ausgehalten.

Es war sehr spät in der Nacht, als die Thür zu ihrem Zimmer hastig aufgemacht wurde und Rosa in ihrem Ballputz, noch glühend vom Tanze, eintrat.

„Schläfst Du schon, Ursel?" rief sie unbarmherzig der Schlummernden zu.

Ursula fuhr auf. Sie besann sich, strich mit der Hand über die Stirn und wurde roth. Für Röschen war dies Alles nichts Anderes wie ein einfaches Erwachen, ein Auffahren aus dem Schlaf.

„Ach, verzeih' mir, lieber Schatz!" klang Unica's muntere Stimme. „Es kam mir gar nicht in den Sinn, daß man schon schlafen könnte. Du bist wohl nicht mehr zum Sprechen aufgelegt heute Abend?"

„O doch, Unica! Komm, setze Dich neben mein Bett und erzähle mir."

„Ursel, wie jammerschade, daß Du nicht dabei warst! Ich habe gar keine Worte, es Dir zu schildern!"

„Was war denn so Besonderes dabei?"

„Besonderes? — Ach, Alles war besonders, ganz anders, als ich es je erlebt habe. Aber es ist auch etwas nie Dagewesenes, mit einem Manne zu singen, der eine solche Stimme hat. Ach, die Stimme ist es nicht allein, die Seele in dem Gesang, das Verständniß; ich weiß es nicht auszudrücken. O, Das schwingt und wirbelt sich und reißt Einen mit hin, daß man sich selbst übertrifft und meint, man sei so sans façon zur Künstlerin umgeschaffen. Ach, Ursel, Herzens-Ursel, Du hättest uns hören sollen!"

„Ich war einen Augenblick unten und hörte euch. Aber mein Kopf that mir wehe, deßhalb ging ich fort."

„Wie kann man Kopfweh haben, wenn —" Röschen unterbrach sich selbst und küßte, sich auf's Kissen beugend, zärtlich Ursula's Hand.

„Aber tanzen hast Du uns nicht gesehen, nicht wahr?"

„Wen? Euch Alle?"

„O nein. Du weißt es wohl. Den Doktor Günther und mich."

„Ich verließ das Zimmer während des ersten Tanzes."

„Wenn ich Tag und Nacht mit ihm tanzte, würde ich nicht müde werden. Ich glaube, mir würden Flügel wachsen. Ja, da lernt man erst, was es bedeutet, Tanz und Musik!"

„Unterhieltet ihr euch denn auch mit einander?"

„Ja freilich. Aber es waren von Anfang an lauter ungewöhnliche und sonderbare Dinge, die

er sagte. Und doch, wenn ich mich besinne, eigentlich Nichts. Es war, als ob wir schon längst alte Bekannte wären, und doch war Alles, was er that und sagte, so neu."

Beide schwiegen eine Weile; dann hob Unica wieder an:

„Zum Sterben langweilig war es, wenn ich inzwischen mit den übrigen Repräsentanten des bärtigen Geschlechts tanzen mußte. Gern hätte ich sie alle fortgeschickt, wenn's nur konvenabel gewesen wäre. Aber wie sonderbar träumerisch er nur sein kann, dieser Doktor!"

„So, Das kenne ich gar nicht an ihm."

„Ah! Du kennst ihn? Ja, es ist wahr, ihr habt mir schon von ihm gesprochen. Mir ist gar nicht eingefallen, daß es derselbe sein könne."

Also hat er nicht von ihr gesprochen, dachte ich. O diese feigen Männer! Aber vielleicht schwieg er, weil es ihm zu tief ging. Man muß nicht vorschnell urtheilen.

Fräulein Ursula hatte es aber auch kalt angeweht; ich hörte es an dem Ton ihrer Stimme, als sie sagte:

„Geh' jetzt schlafen, mein Herzchen! Morgen kannst Du weiter erzählen."

Unica ging offenbar ungern. Sie erhob sich langsam und that ein paar Schritte der Thüre zu; dann drehte sie sich noch einmal um, eilte rasch auf Ursula's Bett zu, und sich vor demselben auf die Kniee werfend, begrub sie ihr Gesicht in den Kissen und fing zu weinen an.

Ursel schlang die Arme um sie.

„Was hast Du, meine Unica?"

„Du warst so kalt. Du bist unzufrieden mit mir, weil Du daran denkst, daß ich jetzt verlobt bin."

Diskretion gebot mir, die Schwestern allein zu lassen. Ich schloß leise die Thür meines Schlafzimmers und zog den grünseidenen Vorhang vor die Scheiben.

Lange hörte ich noch Unica's Schluchzen und ihr aufgeregtes Sprechen, dagegen Ursula's wunderliebe, sanfte Stimme. Erst gegen Morgen trennten sich die Schwestern, um beiderseitig die Ruhe zu suchen.

Die Hochzeit mit Arbeit, Lärm und Mühe hatten wir überstanden; aber Fräulein Ursula war krank.

Unser alter Hausarzt hatte kürzlich seine Praxis niedergelegt und die Gegend verlassen. Mithin waren wir, wenn Jemand erkrankte, auf den jungen und geschickten Doktor Günther angewiesen.

Das Fräulein hatte zwar bis jetzt nach keinem Arzt verlangt; aber die Kammerherrin, welche leicht in Besorgniß gerieth und gern jede Sorge im Entstehen beseitigte, machte einmal wieder Gebrauch von ihrer absoluten Machtvollkommenheit, und ertheilte, ohne Jemanden zu fragen, dem Kutscher Befehl, sofort nach Buchwerden zu fahren und den Doktor zu holen.

Ich kann nicht unterlassen, hier einzuschalten, daß Ursula längst für sie das unentbehrlichste und vielleicht auch im Geheimen das liebste ihrer Kinder war.

Der Wagen war bereits jenseits der Zugbrücke, als ich meinem Fräulein im Auftrage der gnädigen Frau die Neuigkeit wegen des Doktors hinterbrachte.

Fast zornig fuhr sie auf:

„Nein! Nein! Das ist nicht nöthig! Ich will es nicht!"

Der Widerspruch kam zu spät. Ob gern oder ungern, sie mußte sich in das Unvermeidliche fügen.

Mit dem Gesicht gegen die Wand gekehrt, lag sie lange ganz still. Als sie sich umwendete, sah ich, daß sie geweint hatte. Sie hieß mich neben sie setzen.

„Ach, Nanny," sagte sie, „wenn doch Mutter mir Das heute erspart hätte!"

Thränen traten mir in die Augen. Ich konnte Nichts antworten.

„Du weißt wohl Alles?" fragte sie.

„Ja!" erwiederte ich einfach.

„Ich habe mich auch nicht bemüht, Dir Etwas zu verbergen. Eine treue Seele muß der Mensch haben. Die Andern denken alle, daß ich kein Recht habe, so zu empfinden wie sie, ja, daß es gar nicht möglich ist, weil ich mißgestaltet bin. Du allein weißt, daß es keinen Unterschied macht. O Nanny, Nanny, ich mußte ihn lieben, so sehr, so von ganzem Herzen, nicht mehr, nicht minder, als ich es thun würde, wenn ich schön wäre wie Unica und geliebt werden könnte wie sie. Sag', Nanny, war's ein Verbrechen — war's schlimmer als Das — war es lächerlich?"

„Liebes, liebes Fräulein! Er liebte Sie ja noch mehr, als Sie ihn."

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 152. Freitag, 27. Dezember **1872.**

An unsere verehrten Leser und Leserinnen.

Um die „Pfälzischen Blätter“ für die Folge mehr mit durchaus ansprechendem Unterhaltungsmaterial versorgen zu können, haben wir uns schon vor einiger Zeit mit verschiedenen Verlegern und beliebten Schriftstellern in's Benehmen gesetzt und von denselben eine Reihe sehr interessanter Novellen theils erhalten, theils in Aussicht gestellt bekommen. Wir sind daher in den Stand gesetzt, für das kommende Jahr ohne Ausnahme **gediegene Erzählungen** zu liefern und so auch im Gebiete der Unterhaltungslektüre allen billigen Anforderungen im vollsten Umfang zu entsprechen. Mit Beginn des bevorstehenden Jahrgangs 1873 erscheint Elm's an überaus spannenden, zum größern Theil im Kriege von 1870—71 sich abwickelnden Situationen reiche, fein stilisirte Erzählung **„Die Elsässerin“.** Dieser werden novellistische Arbeiten folgen von Streckfuß, Habicht, Levin Schücking u. A., so daß die gesammelten „Pfälzischen Blätter“ von 1873 voraussichtlich einen Band nicht blos sehr wohlfeiler, sondern auch sorgfältig ausgewählter Lektüre bilden und so, ihre zahlreichen Freunde und Freundinnen ohne Zweifel befriedigend, der Hausbibliothek zur Zierde gereichen werden. An **guten Gedichten, Miszellen, Räthseln** und dergl. werden wir es in Zukunft so wenig fehlen lassen wie seither.

---

* Ursula.

Novelle von Karl Adalbert.

(Fortsetzung.)

„Still, still, Nanny, sprich's nicht aus! Habe ich es denn verrathen? O, ich hoffte, Niemand hätte es bemerkt. Besser, daß es nie über eines Menschen Lippen gekommen wäre! Er selbst muß es vergessen, sich einbilden, daß es nie so war. Ach, Nanny, Das wird bald sein und ist gut, sonst könnten wir einander ja nie wieder in die Augen sehen.“

Es schien mir gerathen, ihr Alles zu erzählen. Umständlich berichtete ich von meinem Besuch in Buchwerden, dem Bilde auf der Staffelei und Allem, was er mir gesagt hatte.

Sie hörte mich nachdenklich und schweigend an. Ob meine Worte nur Bitterkeit oder auch ein wenig Süßigkeit für sie hatten, weiß ich nicht. Ruhig und melancholisch war ihr Gesicht. Nur in ihren Augen blitzte es.

„Das wäre Alles gut,“ sagte sie, als ich meinen Bericht geendet, „wäre Alles geordnet, wenn nur wir drei, er und Unica und ich, auf der Welt wären. Ursula existirt gar nicht.

Das Wesen, welches er so nannte und dem er in der Liebe seine Phantasie zuwendete, hat sich schon in Unica verwandelt. Für sie steht er in vollen Flammen, und obgleich sie Nichts davon wissen will, auch ihr hat er's angethan. Ich fürchte, Beide sind unfähig zu löschen. Nanny, mir bangt vor der Zukunft! Rosa, die ihr Wort dem Reichsgrafen verpfändet hat, die Mutter, die an dieser Parthie hängt, wie an ihrem Leben, und Günther“ — sie brach plötzlich ab, die Worte versagten ihr.

„Gib mir einen Rath, meine Nanny, was sollen wir thun?“ fuhr sie mit bebender, geängsteter Stimme fort.

Durchdrungen von der Richtigkeit ihrer Bemerkungen, erwiederte ich:

„Sie haben Einfluß auf Beide; Sie müssen es ihnen ausreden.“

„Ja reden! Worte!“ rief sie, „die sind Wind. Wasser strömt abwärts, Feuer brennt in die Höhe,

und jeder Hauch fördert nur. O ich weiß, wie es ist."

Ach, sie hatte Recht: guter Rath war theuer.

„Wenn er kommt, Nanny," sagte sie mir nachher, „ist's besser, Du machst die Thür zu und lässest uns allein. Es ist nur seinetwegen. Was mich betrifft, weißt Du Alles, mehr als er, der's nie erfahren wird, daß ich ihn liebte. Und wenn er bei mir gewesen und wieder gegangen ist dann wissen wir Beide Nichts mehr von dem thörichten Traum. Ob Das leicht sein wird? O ja, für Einen von uns gewiß!"

Das arme Kind brach in Thränen aus und begrub den Kopf in ihr Kissen.

Es waren die letzten, die ich sie über ihre Liebe habe weinen sehen. Aber die sie später vergoß, waren bitterer, als diese.

Mit der Krankheit war es ernster, als wir anfangs dachten. Ursula hatte am folgenden Morgen heftiges Fieber, und die gnädige Frau gerieth in einen wahren Paroxismus von Angst und Aufregung.

Ursel hatte sich bis jetzt nie die Freiheit genommen, ernstlich krank zu sein. Zum Mindesten war ihr immer noch die Fähigkeit geblieben, dem Departement der innern häuslichen Angelegenheiten vorzustehen. Jetzt lag sie theilnahmlos da und bekümmerte sich um Nichts. Die Thatsache, daß Doktor Günther's Mittel kein schnelleres und günstiges Resultat gehabt, bestimmte die Kammerherrin zu dem raschen Entschluß, einen Wagen in die etwas entferntere Stadt S. zu schicken und den dortigen sehr angesehenen Arzt, einen alten Freund des sel. Herrn, der unser Fräulein auch in ihrer Kindheit in der Kur gehabt hatte, dringend zu ersuchen, die Behandlung der Kranken zu übernehmen.

Ursula, der sie diesmal ihr Vorhaben mittheilte, widersprach nicht.

Desto entrüsteter zeigte sich Fräulein Unica. Sie war von jeher die Einzige, die der Mama nach Herzenslust zu widersprechen wagte.

„Es ist eine Insulte, eine ganz unerhörte Kränkung für den Doktor Günther, der noch dazu Ursula's Freund ist!" erklärte sie. „Ich, an seiner Stelle, würde das Haus nicht mehr betreten und allen Verkehr abbrechen."

„Wenn es dem Herrn beliebt, die Sache so aufzufassen wie Du, mag er es thun, und ich werde mich nicht im Geringsten darum kümmern," erwiederte die Mutter etwas ärgerlich. „Uebrigens gefällt mir der junge Doktor sehr wohl, und ich werde ihn öfter zum Diner und zum Thee laden. Da mögt ihr mit ihm musiziren und Ball schlagen. Wir werden sehen, ob Se. Gnaden sich eine solche Behandlung gefallen läßt."

Unica schien wunderbar beruhigt durch die empfangene Zurechtweisung und rebellirte nicht mehr gegen den würdigen Doktor Muddelby, der sich bereit finden ließ, der an ihn ergangenen Aufforderung Folge zu leisten, und von jetzt an mit eben so viel Eifer als Glück die ärztliche Kur leitete.

Während der ersten Tage verließ Unica das Krankenzimmer kaum stundenweise. Mit Eifersucht bestand sie darauf, der Patientin alle nur möglichen Dienste zu erweisen, was sie trotz ihres Mangels an Uebung mit leidlichem Geschick that, so daß die Kranke nicht allzusehr darunter litt. Am siebenten Tage aber erklärte der Arzt das Fieber für typhös und ansteckend und verordnete, daß Niemand außer mir und einer Wärterin das Zimmer betreten durfte.

Doktor Günther schien richtig die Beleidigung nicht als solche empfunden zu haben, wenigstens erschien er oft, um Erkundigungen über Ursula's Befinden einzuholen, und war sowohl geladen als ungeladen ein viel gesehener Gast im Schloß Leuenbusch.

Die gnädige Frau beehrte ihn mit ihrer Gunst, und das ganze Schloß wetteiferte, ihn zum enfant gâté zu machen.

Davon ahnte Ursula in ihrem Krankenzimmer Nichts. Wochen vergingen, ohne daß sie den geringsten Antheil an Dem nahm, was außer demselben vorging.

Als sie endlich soweit hergestellt war, daß sie es verlassen und mit den Ihrigen verkehren konnte, wird sie wohl einige Wahrnehmungen gemacht haben. Aber sie blieb stumm und apathisch und theilte mir Nichts darüber mit.

VII.

In die erste Woche des Monats August fiel der Geburtstag der gnädigen Frau, den sie alljährlich mit einem Volks- und Familienfeste zu feiern pflegte. Sie liebte es, der Mittelpunkt allgemeiner Huldigung zu sein. Dies Mal sollte der Tag alle seine Vorgänger früherer Jahre übertreffen, denn es war der letzte, den sie auf Schloß Leuenbusch zu feiern gedachte.

Das Testament des seligen Herrn bevollmächtigte sie, Schloß und Herrschaft Leuenbusch, so lange es ihr beliebte, als Eigenthum zu behalten. Wenn sie es vor ihrem Tode dem ältesten Sohne Otto überließ, stand ihr als Wittwen-

sitz die kleine, aber reizend gelegene Herrschaft Seegard, nahe am Strande des Meeres, zur Verfügung. Die Schwierigkeiten der Verwaltung hatten sie nach reiflicher Ueberlegung mit Ursula bestimmt, die Regierung von Leuenbusch niederzulegen und dem jungen Paare ihren Platz einzuräumen. Ehe jedoch diese gewaltige Veränderung an die Reihe kam, sollte unmittelbar nach dem Wiegenfeste eine Reise nach der Residenz unternommen werden, deren Endzweck kein andrer als die Proklamirung von Rosa's Verlobung mit dem Reichsgrafen war.

Nicht umsonst hatten Schneider und Näherinnen wochenlang an Fräulein Unica's Garderobe gearbeitet. Wie eine Prinzessin war sie ausgestattet, und die stolze Mutter mochte mit Recht im Vorgefühl ihrer Triumphe schwelgen, wenn sie daran dachte, wie ihre schöne Tochter auf glänzenden Hoffesten als Stern erster Größe prangen werde.

Geschen Düwell hat mir später erzählt, daß Unica, die anfangs viel Freude an all diesen Herrlichkeiten hatte, sich in den letzten Wochen nicht im Geringsten um dieselben bekümmerte. Aber man war den Wechsel der Launen an dem verzogenen Kinde gewöhnt und beachtete ihn nicht.

Doch genug von Dem, was vergangen, unwiderruflich vergangen war!

Zu dem Schlusse des Geburtstages, zu jenem wundervollen Augustabend wollen wir zurückkehren, der vor meinem Gedächtnisse steht, als wäre es der gestrige Tag. Bis spät Abends blieb die Luft klar und mild. Der Garten war illuminirt. Hunderte von Lampen spiegelten sich in dem Teich, an dessen anderm Ende über einer kleinen Wassermühle in bunten Lampen der Namenszug der gnädigen Frau prangte.

Von hier aus erklang ein vierstimmiger Gesang, dem von einem andern Punkt aus ein Waldhorn antwortete.

Ich vermuthe, daß die Wassermühle das Ziel von Doktor Günther's und Fräulein Rosa's Wanderung gewesen war. Das weiße Gewand der Letzteren schimmerte durch die Bäume der Allee, welche an dem Teich entlang läuft. Sie näherten sich dem Schlosse und schienen die Richtung nach demselben einschlagen zu wollen. Doch nein, jetzt verschwanden sie in einem dunkel beschatteten Seitenpfad, und ich konnte ihre Spur nicht weiter verfolgen.

Von einer Schaar dienender Wesen umgeben, die bereit sind, Befehle auszuführen, aber bleich und traurig steht Ursula auf der Terrasse des Schlosses, ihrer Obliegenheit nachkommend, für die Bewirthung aller der hundert Menschen zu sorgen, die im Garten hin und her wogen.

Die Kammerherrin hat es gerne, wenn man sagt, daß auf Leuenbusch bei den Sylla-Mysing's Milch und Honig — will sagen, Wein und Kuchen im Ueberflusse träuft.

In ihrem Zimmer, in ruhiger Sicherheit, umgeben von der Elite der Gesellschaft, thront die alte Kammerherrin, durch den Zauber ihrer geistvollen Unterhaltung Jedermann und besonders jeden Mann fesselnd.

Ursula wendet oft den sorgenvollen Blick nach dem dunkeln Ausgang des Parks.

Endlich, endlich schimmert wieder der Zipfel von Unica's hellem Gewand. Diesmal gehen sie nicht vorüber, sondern wandeln auf dem Wege zum Schlosse fort.

Fast zugleich mit ihnen traf die Musikbande, gefolgt von Hunderten von Menschen, vor dem Schlosse ein.

Es ist der Augenblick, den man gewählt, der gnädigen Frau und deren Familie Hoch's und Ständchen zu bringen.

Die ganze im Hause befindliche Gesellschaft versammelt sich auf der Terrasse.

Huldvoll dankend winkt die Kammerherrin. Auch die Töchter bekommen ihr Theil. Mir schien, es lag etwas Besonderes in dem Ausdruck, mit dem die Leute „unser lieb Fräulein Ursula“ leben ließen. Dann kam: „Fräulein Rosa, unsere schöne Unica!“ Und da der Doktor grade neben ihr stand, bekam er auch sein Theil: „der junge Doktor, der so Vielen geholfen hat, soll leben!“

Es flammte feuerroth über Unica's Gesicht. Die gnädige Frau sah sie scharf an, ergriff sie rasch bei der Hand und zog sie, ehe sie sich besinnen konnte, bis an den Rand des Balkons.

„Noch einmal, lieben Leute,“ rief sie hinab, „unser jüngstes Töchterlein, die Braut des Grafen Arthur von Juel-Winding!“

Gellend klangen die Vivatrufe durch die Nacht, Musik fiel schmetternd ein.

Die gnädige Frau befahl, vom besten Burgunder in Strömen fließen zu lassen. Der Jubel war laut und betäubend.

Zitternd, bleich, mit weißen, bebenden Lippen stand Unica, die dunkeln Augen auf Günther's Gesicht gerichtet, als ob es keinen andern Punkt gäbe, auf den sie hätten sehen können.

In dem Gedränge verschwanden mir beide Gestalten aus dem Gesicht. Ich hielt mich dicht

neben Fräulein Ursula, auf deren Wangen nicht viel mehr Farbe geblieben als auf denen Unica's.

Nach einer Weile sah ich, daß Doktor Günther sich eilig, aber formell bei der alten Kammerherrin verabschiedete. Ursula schien er nicht zu bemerken, denn ziemlich nahe an ihr vorüber eilte er der Thüre zu.

Unica dagegen gesellte sich zu ihr. Sie war jetzt sehr aufgeregt. Nicht niedergeschlagen, sondern fieberhaft glühend und unruhig. Sie wollte Ursel helfen und griff Alles verkehrt an, war zärtlich und weinte und lachte in demselben Athem.

Ueber Ursula's Lippen kam kein einzig Wort.

Endlich hatten uns die Gäste verlassen, der Lichterglanz war verlöscht und Stille im Schlosse eingezogen.

Noch aber wartete ich vergebens oben in ihrem Zimmer auf Fräulein Ursula.

Sie hatte sich zu der gnädigen Frau begeben, um eine Unterhaltung mit dieser zu suchen.

Wie gewöhnlich ist es Geschen Düwell, der ich die Kenntniß ihres Inhalts verdanke.

An diesem Abend war Ursula der Mutter kühn mit der Bitte entgegengetreten, den Zeitpunkt der Verlobung noch zu verschieben und nicht eher und nicht anders auf derselben zu bestehen, als wenn Unica von Herzen zustimme.

„Hat sie es denn nicht von Anfang an gethan?" antwortete die Alte kurz und scharf.

„Nein, Mutter, sie hat es nicht. Sie war zu jung, um zu wissen, was sie that. Jetzt aber hat sich Etwas dazwischen gedrängt. Du weißt, was ich meine. Zweimal habe ich Dich gewarnt, und Du hast meine Besorgniß eine alberne Thorheit genannt. Jetzt ist es da. Unica liebt einen Andern. Jetzt kann sie dem Reichsgrafen nicht mehr die Hand reichen."

Die gnädige Frau gerieth nicht, wie man hätte denken sollen, in Zorn über Ursula's Einrede. Sie sagte vielmehr begütigend:

„Heißt Das doch aus einer Mücke einen Elephanten machen! Und Du, Ursel, sonst die Verständigste von euch sieben Kindern, schwatzest mir solchen Unsinn, bildest Dir ein, dieser Milchbart, der bürgerliche Doktor, könnte de conséquence sein, wo es sich um die Verheirathung einer Tochter der Sylla-Mysing's von Leuenbusch, mütterlicherseits der Enkelin des Fürsten Himmelshausen, handelt? Liebe? Bah, Kind! Davon verstehst Du Nichts und denkst es Dir anders, als es ist. Kümmere Dich darum nicht und laß mich für das sort Deiner Schwester Sorge tragen."

„Mutter, ich mißtraue Deiner Einsicht nicht. Es ist ja nicht die Heirath im Allgemeinen, gegen die ich rede. Nur laß Zeit darüber hingehen, ich bitte Dich! Statt nach der Residenz, führe Unica nach der Schweiz. Gib ihr neue Eindrücke, und ich glaube mit Dir, die früheren werden sich verflüchtigen. Aber nicht jetzt! Mutter, ich flehe Dich an! Sage Unica, daß Du mit ihr eine Reise antreten willst und sie sich besinnen soll in Ruhe und Freiheit. Und noch Eines: lasse sie diese Nacht bei mir, in meinem Zimmer, schlafen. Ich glaube, ich vermag Etwas über sie."

„Unter keiner Bedingung! Durch die sentimentale Stimmung, in die Du Dich hineinphantasirt hast, würdest Du sie noch weit mehr aufregen. Geschen Düwell soll sie auskleiden und Niemand anders ihr Zimmer betreten. Morgen früh mag sie von Dir Abschied nehmen. Alle Vorbereitungen sind getroffen. Um acht Uhr reisen wir."

Ursula versuchte noch Einwendungen zu machen, aber sie glitten ab wie Wasser an einem Felsen.

„Geh' schlafen, Kind!" brach sie alle weiteren Bemerkungen ab. „Die Nacht ist ohnehin nicht mehr lang, und ich brauche die paar Stunden Schlaf, um morgen frisch zu sein."

Es mochte gegen halb zwei Uhr sein, als sie in ihr Zimmer zurückkehrte. Auf ihren Befehl mußte ich mich niederlegen; sie selbst ging noch eine lange Weile auf und nieder.

Einmal, ich muß wohl vorher etwas geschlummert haben, sah ich sie leise durch mein Zimmer schreiten und die Thür zu der kleinen Vorhalle öffnen.

„Suchen Sie Etwas, Fräulein Ursula?" fragte ich, mich schnell ermunternd.

„Nein, mir war, als hörte ich ein Geräusch; aber Alles ist dunkel und still."

Sie tappte bis an die Thür, welche zu der Wendeltreppe führte und fand sie verschlossen.

Nicht zufrieden mit ihrer Untersuchung, kehrte sie zurück, um ihre Lampe zu holen; aber der durch das Gehen veranlaßte Zugwind löschte sie in ihrer Hand aus. Kein Feuerzeug war zur Hand. Also befanden wir uns in einer ziemlich hoffnungslosen Finsterniß. Sie stand noch eine Weile horchend da, aber Alles blieb still.

(Schluß folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 153. Montag, 30. Dezember **1872.**

Neujahr.

Klagt nicht, daß es hingegangen,
Das alte Jahr mit Lust und Weh,
Daß über den verblühten Wangen
Gelagert sich des Todes Schnee!
Ein frisches Leben webt auf Scherben,
Leis saust wie sonst der Spulen Flug:
Die Jahre sind der Jahre Erben,
Und neue Furchen zieht der Flug.

Die Hand auf's Herz am jungen Morgen,
Schau'n wir zurück, so faßt uns Scham:
Wie eitel waren Müh' und Sorgen!
Wie selbstverschuldet mancher Gram!
Stets stand uns noch der Himmel offen,
Und keine Wolke hüllt ihn ganz —
In's Jahr hinein mit neuem Hoffen!
Die fromme Stirn gewinnt den Kranz.

Wenn uns're Brust vor Schmerz erbebte,
War je die Last zu groß und schwer?
Die Schmachtenden zu laben schwebte
Der Engel mit dem Kelch daher.
Die Reiser sah'n wir sich belauben,
Und noch schien nicht der Frühling nah —
In's Jahr hinein mit neuem Glauben!
Lenz-Ostern blüht aus Golgatha.

Wer möchte müßig, ohne Thaten,
Ein dürrer Baum im Leben steh'n?
Für Mit- und Nachwelt säe Saaten,
Und du verwaltest treu dein Leh'n!
Laß Muth und Arme nicht erschlaffen
Und wirke, da die Nacht noch fern!
Hinein in's Jahr zu neuem Schaffen,
Zum neuen heil'gen Dienst im Herrn!

Und ist's in Gottes Rath beschlossen,
Und tritt der Tod in unser Haus:
In Frieden, tapf're Eidgenossen,
In Frieden ruht nach Kampf und Strauß!
Und wenn wir selber scheiden müssen,
Und sich erfüllt auch uns're Zeit:
Des Todes Schwinge laßt uns küssen!
Herr, wie du willst — wir sind bereit.

Herr, wie du willst! Du weckst die Blüthe,
Und schickst den Sturm, der sie verweht;
Am Strahle deiner Huld und Güte
Sonnt sich das Herz, bis es vergeht.
Ein neues Leben webt auf Scherben,
Leis saust wie sonst der Spulen Flug:
Die Jahre sind der Jahre Erben,
Und neue Furchen zieht der Pflug.

Eduard Kauffer.

---

* Ursula.

Novelle von Karl Adalbert.

(Schluß.)

Sie legte sich schlafen. Gegen sechs Uhr stand ich auf und begab mich an meine Tagesarbeit. Noch hatte ich nicht das erste Stück zur Hand genommen, als die andere Thür meines Zimmers, welche nach dem Korridor führt, sich öffnete und Geschen Düwell's spitze Nase in der Spalte erschien.

„Ist Fräulein Unica hier?" fragte sie flüsternd.

„Nein!"

„Die gnädige Frau meinte, sie werde wohl bei Fräulein Ursula sein, um Abschied zu nehmen."

Ursula stieß einen leisen Schrei aus. Ihre Arme sanken schlaff herab. Einen Augenblick stand sie so, dann raffte sie sich schnell auf, warf ihr schwarzes Mäntelchen über ihr Nachtgewand und eilte barfuß, wie sie war, über Korridor und Treppen in Unica's Zimmer. Das Bett stand

unberührt, wie es gestern Abend hergerichtet war. Jetzt öffnete sich die Tapetenthür und die gnädige Frau trat aus ihrem Schlafzimmer.

„Unica wird hinabgegangen sein, noch Abschied von ihren Tauben und Blumen zu nehmen. Es ist so ihre Art,“ sagte sie mit mühsam errungener Ruhe und affektirter Gleichgiltigkeit.

Ursula trat dicht an sie heran und schlang die Arme um sie: „Nein, Mutter, nein, sie ist entflohen!“ stieß sie mit heiserer, tonloser Stimme hervor.

„Was sagst Du?“ schrie diese. „Wage es nicht, es zu wiederholen!“

„Vielleicht ist es nicht so! Vielleicht habe ich Unrecht! Wir müssen es untersuchen!“ Fort eilte sie und wieder hinauf in ihr Zimmer. In zwei Minuten war sie angekleidet und hieß mich sie begleiten. . . .

„Was ist Das?“ rief sie, nachdem wir auf die Landstraße gelangt, und eilte auf einen kleinen unscheinbaren Gegenstand zu, der auf dem Boden hart am Graben lag. Sie hob ihn auf und hielt ihn, ohne zu sprechen, uns entgegen. Es war ein kleines geblümtes Seidentuch, das Unica gehörte.

Die Landstraße, auf der wir uns befanden, war der Verbindungsweg zwischen Tuinsburg und Buchwerden. Der kleine Wagen, welcher eben daher kam, war die Post zwischen den beiden obengenannten Orten.

„Heute habe ich Nichts für das Schloß!“ rief er uns erstaunt zu, als er uns sah. Ursula blickte zu mir herüber. Ich verstand sie sogleich. Ihre Lippen bewegten sich vergeblich, eine Frage zu thun, die sie nicht hervorbringen konnte. Statt ihrer nahm ich das Wort:

„Sind Ihnen unterwegs Bekannte begegnet?“

„Freilich, auf dem halben Wege oder etwas weiter nach Tuinsburg zu, der Herr Doktor aus Buchwerden.“

„War er allein?“

„Ein Frauenzimmer saß neben ihm. Ich konnte sie aber nicht erkennen. Sie hatte einen braunen Schleier vor das Gesicht und ein großes Tuch dicht um den Hut gezogen!“

„Guten Morgen, Mathias!“ sagte Fräulein Ursula und winkte zum Zeichen, daß er weiter fahren möge. . . Wir begaben uns in's Schloß zurück. Hier angekommen, begab sich Ursula sogleich zu der gnädigen Frau.

Diese saß an ihrem Schreibpult. Ohne den Kopf zu drehen, sagte sie mit affektirt ruhiger Stimme: „Nun, sie war wohl im Garten?“

„Nein, Mutter! Unica ist mit Doktor Günther entflohen. Alex und ich folgen ihr augenblicklich nach Tuinsburg. Ich hoffe gewiß, daß wir sie dort noch treffen. Gib mir die Vollmacht, ihr Deine Verzeihung zu bringen und sie wieder zurück zu holen.“

Die alte Frau drehte sich langsam um. Ihr Gesicht war bläulich roth, aber ihre Züge ruhig und kalt.

„Weder das Eine noch das Andere,“ sagte sie. „Sie hat gewählt, laß sie ihres Weges gehen!“

„Mutter, Du denkst nicht so!“

„Gerade so!“

„Wir können Unica nicht aufgeben, sie ist verloren, wenn wir sie nicht retten!“

„Da ist Nichts zu retten!“ antwortete sie.

„Doch, doch, Mutter! Du mußt Dein Kind wieder aufnehmen!“

„Was heißt Das? Nach dieser Spazierfahrt mit dem Doktor ist Leuenbusch kein passender Aufenthalt mehr für sie. Sie wird niemals Gräfin von Juel-Winding werden.“

„Nein, sie muß als Günther's Gattin zurückkehren, und wir, Mutter, wir Alle müssen uns beugen!“

„Bist Du toll, Ursel? Was schwatzest Du in dieser Weise! Ich sage Dir, Rosa's Name soll nie wieder in meiner Gegenwart genannt werden.“

„Und ich werde ihn alle Tage, jede Stunde nennen,“ erwiederte Ursula, die Mutter fest ansehend. „Und wenn Du mir tausendmal verbietest, sie heimzuholen, thue ich es doch. Und wenn Du mir sagst, daß Du ihren fluchst, gehe ich hin und sage ihnen: „Mutter verzeiht euch, kommt zurück!“ . . .

Der Morgen war unvergleichlich schön. Im Grase glitzerte der Thau fast wie Reif; die gelblichen Aehrenfelder wogten leise, mehr von der Schwere der fruchttragenden Halme als vom Hauch des Windes bewegt, der kaum fühlbar von der See herüberstreifte. Ich glaube, wir alle Drei, Ursula, Alex und ich, empfanden Etwas von dem belebenden Einfluß der Meeres- und Morgenluft.

Als wir uns der Stadt näherten, sank mir das Herz in der Brust. Es war allmälich heiß geworden, zuletzt sehr schwül, und als wir in Tuinsburg ankamen, stand ein drohendes Gewitter am Horizont.

In der Stadt gab es nur zwei namhafte Hotels. Die größere Wahrscheinlichkeit sprach dafür, daß das flüchtige Paar, um unerkannt zu

bleiben, beide würde vermieden haben; wir beschlossen aber dennoch, in anscheinend ganz unverfänglicher Weise, Erkundigungen einzuziehen. In dem ersten, nahe dem Thor gelegenen Gasthaus waren unsere Nachforschungen erfolglos. In dem andern nahmen wir, wie gewöhnlich, wenn wir in der Stadt zu thun hatten, unser Standquartier und wurden auch heute wie allemal sogleich durch einen Besuch der dicken und freundlichen Frau Wirthin in höchsteigener Person beehrt. Alex und der Doktor hatten sich schon einige Male „zur goldenen Gans" ein Rendezvous gegeben. Es konnte daher nicht auffallen, wenn Ersterer sich das Ansehen gab, als habe er auch heute erwartet, denselben hier zu finden.

„Ei ja," lautete die Antwort der dicken Wirthin auf seine Frage, „ich kann mir schon denken, der Doktor wird hier sein, d. h. in der Stadt; aber ehe er zu uns kommt, in sein gewöhnliches Absteigequartier, wird er an den Hafen gegangen sein, um die schöne „Galathea", den neuen Dreimaster auslaufen zu sehen, auf der sein Bruder, Theobald Günther, Kapitän ist."

„Wie? Wer?" fragte Alex, vermuthlich um seinem Schrecken nur irgend einen Ausdruck zu geben.

„Nun, wie ich gesagt, der junge Kapitän, der mit der „schönen Galathea" nach Newyork segelt. Die Seeleute haben ihr eigenes Quartier am Hafen; es wird sonst nicht viel besucht; „zum schwarzen Delphin" heißt man es. Es soll eine ziemlich wilde Wirthschaft dort sein, und wird wohl diese Nacht tüchtig gezecht worden zu Ehren der Abfahrt. Mag sein, daß der Doktor dem Bruder zu Lieb mit dabei gewesen ist, wenn er auch sonst in die Gesellschaft nicht paßt."

Die gute Alte war eine zu wenig scharfe Beobachterin, um den Eindruck ihrer Worte wahrzunehmen. In schweigendem Einverständniß eilten die beiden Geschwister, sich an den Hafen zu begeben. Ich folgte ihnen. Wir richteten unsere Schritte nach dem Hotel „zum schwarzen Delphin".

Der Wirth trat uns in der Thür entgegen. Alex fragte sogleich, „ob die „Galathea" abgesegelt sei."

„Ja wohl, Morgens um sieben Uhr bei günstigem Winde mit vollen Segeln," lautete die Antwort.

„Ob Passagiere vom Hotel aus mitgereist?" fragte er weiter.

„Nur ein Herr und eine Dame, die kaum zwanzig Minuten vor Abgang des Schiffes ankamen und sich sogleich auf dasselbe begaben."

„Waren Ihnen die Herrschaften bekannt?" fragte Alex.

„Kann mich freilich der Ehre nicht rühmen, aber Doris, die Kellnerin, schwört darauf, daß der Herr kein Anderer gewesen ist, als der berühmte junge Doktor von Buchwerden. Was der aber mit der „Galathea" in Newyork zu thun hat, kann ich wahrhaftig nicht einsehen. Das Frauenzimmer hatte einen Schleier vor dem Gesichte, und ich weiß nur, daß sie groß und schlank war."

Wir setzten die Unterhaltung nicht fort, sondern wendeten uns seitwärts einer Allee zu, die an dem Strande entlang führt. Keiner sagte ein einziges Wort. In sprachlosem Schrecken sahen wir einander an und lasen Entsetzen in unsern bleichen Gesichtern. . . Als wir wieder in Leuenbusch ankamen, stand die gnädige Frau auf der untersten Stufe der Treppe. Da es regnete, konnte sie nicht recht sehen, wer im Wagen saß, und da sie nicht an mich dachte, glaubte sie, es sei Unica, die neben Ursula sitze. Mit den Worten: „Mein Kind!" streckte sie die Arme aus.

„Mutter, ich habe nicht Wort halten können!" sagte Ursula. — —

Die Alte schwieg und sah vor sich hin, wie Eine, die etwas Anderes schaut als die sie umgebende Wirklichkeit. Die Vergangenheit stand vor ihr, und vor dem Tage, von dem sie eben gesprochen, erblaßte die Gegenwart.

Was war selbst das Geschick der jungen Frau im Vergleich zu Dem, was sie damals erlebt?

Auch diese schwieg eine Weile. Die Hände ruhten auf ihrem Schooß, ihre dunkeln Augen blickten träumend auf die schaumbekränzten Wogen.

„Nanny, erzähle weiter," hub sie endlich an. „Ich will noch wissen, wie ich und meine Mutter zur Großmutter und Tante Ursula kamen."

„Es ist schnell erzählt, aber traurig zu hören," fuhr die Erzählerin fort. „Drei Wochen nach dem Geburtstag verließen wir Leuenbusch, um nach Seegard überzusiedeln. Der Ort, an dem wir so Trauriges erlebt hatten, war uns Allen unheimlich geworden. Die alte gnädige Frau hat ihn nie wieder gesehen, obgleich die neue Heimath kaum eine Meile von ihm entfernt ist.

Einen anmuthigeren Wittwensitz gab es wohl nie, wie das Schlößchen von Seegard, aus dessen Fenstern man über Wald und Garten hinaus auf's Meer sieht. Aber die alte Frau von Sylla-Mysing zeigte wenig Empfänglichkeit für die sie umgebenden Reize der Natur. Sie schloß sich in ihre Gemächer ein, mied jeden Verkehr

mit Menschen und sprach fast mit Niemand, als mit Fräulein Ursula. Auch diese hatte kein Lächeln, keine Scherze, keine Heiterkeit. Ihre Wangen blieben bleich und ihre Augen trübe. Aber anstatt sich von den Menschen zurückzuziehen und in Mißmuth zu vergraben, wie die Mutter, trieb sie es im Gegentheil, hinauszugehen und Allen, die sie in Noth und traurig wußte, Trost und Hilfe zu bringen, so weit sie es nur irgend konnte. Ich glaube, daß sie all ihre Habe und ihr Einkommen den Armen gab, aber das war wenig im Vergleich zu den liebreichen und trostvollen Worten, mit denen sie arme, gebeugte Seelen aufzurichten und zuweilen dem Glücke und dem Leben wiederzugeben vermochte.

Zwei Jahre und etwas darüber sind vergangen, als an einem Novemberabend sehr spät, in Sturm und Regen, ein Wagen auf den Hof gefahren kam. Ich war es, die zuerst mit einer Laterne an das Fuhrwerk trat.

Nie vergess' ich's, wie die dunkeln Augen aus dem todtblassen Gesicht mich anblickten und ich unsere Unica erkannte — die schöne, stolze Unica! Sie kehrte als Wittwe mit ihrem kleinen Kinde zurück und flehte um ein Obdach in der Mutter Hause. Doktor Günther, ihr Mann, war in Baltimore derselben Krankheit erlegen, die hier in anderer Weise so verhängnißvoll für ihn geworden war.

Unica trug schon den Tod im Herzen. Zwei Monate später starb sie, und Alles, was von ihr blieb, war ihre kleine Tochter. Man hatte die Kleine nach der Großmutter Friederike geheißen; ob nun aber diese den Namen nicht liebte, oder ob es unwillkürlich geschah, genug, sie hat sie von Anfang an nie anders als Unica genannt.

Ursula wurde es in der ersten Zeit schwer, den Namen über die Lippen zu bringen; aber gewiß ist es, daß Beide mit einander wetteiferten, das Kind zu lieben. Ja, Geschen Düwell meinte, und ich mußte ihr darin Recht geben, daß die alte, gnädige Frau ihm ohne Rückhalt den Platz in ihrem Herzen einräumte, den die erste Unica eingenommen hatte, und womöglich ihm noch größere Nachsicht und Fürsorge angedeihen ließ als Jener.

Sie kehrte auch wieder zu ihren alten Lebensgewohnheiten zurück. Wie Leuenbusch es gewesen, so ward Seegard ein gastlich Haus und die alte Kammerherrin eine liebenswürdige Wirthin. Allem Anschein nach war Gras über die Wunde gewachsen, nur durfte man diese nicht berühren und mit keinem Worte auf die Vergangenheit anspielen. Deßhalb hat die kleine Unica so wenig von ihren Eltern gehört und wußte nicht, was sie that, als sie dem Sohn des Grafen von Juel-Winding ihre Hand reichte."

„Du hast Recht, Nanny! Sie wußte es nicht, was sie Tante Ursula that. — Sie dachte nur daran, das Haupt recht hoch zu heben, höher als die stolzen Verwandten, die auf das Kind des armen Doktors herabsahen. O liebe, liebe Tante Ursula! Das Kind hat die Schuld der Eltern gebüßt! Nanny, sag', kann sie mir verzeihen? sie, die wir Alle betrübt haben?"

„Ja Kind, sie hat euch Allen verziehen, hat euch mehr geliebt als zuvor, und alles Leid hat ihren Frieden nicht getrübt. Ja, es ist wohl eben der Wegweiser geworden zu dem Geheimniß des Glückes, das fortan in sonniger Heiterkeit und liebreicher Freundlichkeit aus allem ihrem Thun und Sein hervorleuchtete. Eines aber weiß ich gewiß, daß unter allen Menschenkindern, die auf Erden wallen, Keines ihr so theuer war wie ihre kleine Unica, und sie für Keines so des Himmels Segen erfleht hat, wie für dieses."

Das Haupt tief geneigt und das Antlitz in beide Hände vergraben, weinte Unica bitterlich und konnte den heißen Thränen nicht Einhalt gebieten.

Nanny suchte sie zu beruhigen:

„Tröste dich! Sei gut, wie sie es war, und Du wirst glücklich werden. Und bald, nur über ein Kleines, dann werden wir sie sehen und wieder bei ihr sein."

Unica sprach nicht; sie legte den Kopf an die Brust der Alten und weinte fort. Sie weinte noch, als der Wagen kam, sie abzuholen, und sie Abschied nahm von der alten Nanny und der Stunde heiliger Erinnerung, um zurückzukehren in die Welt, deren Kind sie war.

Mannigfaltiges.

Für zukünftige Fälle empfehle ich meinen Ausspruch: Quidquid id est, timeo Dachauos, et dona ferentes!

Laocoon, auch Priester.

Redaktion, Druck und Verlag von Aug. Kranzbühler in Zweibrücken.









